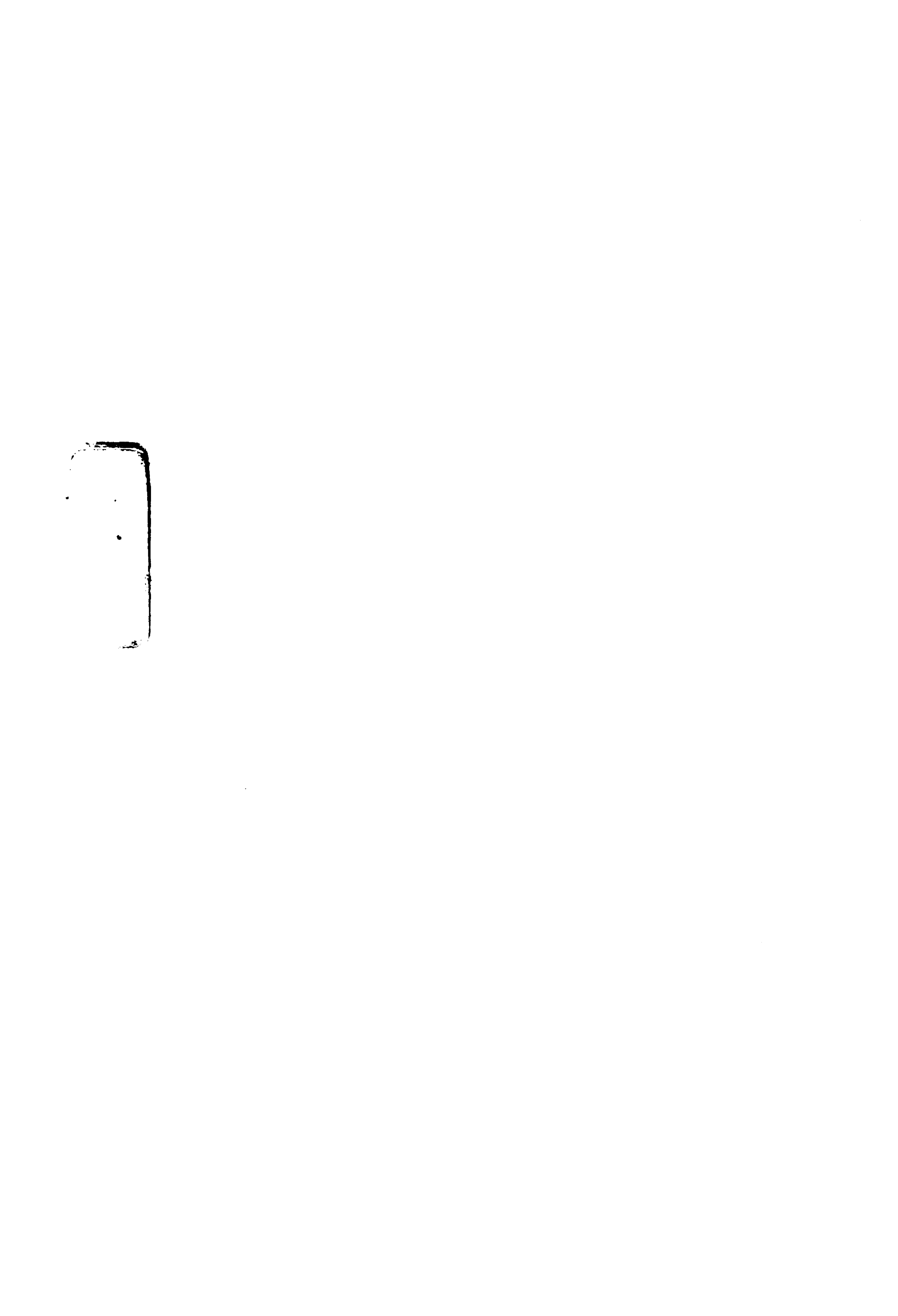




Velhagen & Klasings Monatshefte

34. Jahrgang 1919/1920

1. Band

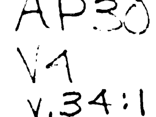


Verlag

Velhagen & Klasing

Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Inhaltsverzeichnis



84. Jahrgang 1919/1920. Erster Band

Sonstige Aufsätze

Neues vom Büchertisch

Kunstbeilagen

Einschalt- und Text-Bilder

Kunst, Kunstgewerbe und anderes


F A v Kaulbach
1917



Eckerlein

Roman von Viktor von Kohlenegg

„Grämliche Moralisten meinen (vielleicht zum Heile ihres Handwerks), daß das Menschenantlitz unveränderlich sei und immer die gleiche Narren- und Henkerkappe [illegible]. Dennoch ist nach jedem [illegible] Ereignis, sei es [illegible], [illegible]snot, [illegible], Krieg und dergleichen, die Hoffnung unabweislich, daß der Menschen endlich ein liebliches [illegible] Schein und Schopf [illegible] …"
Aus einem alten [illegible] Großmutterblatt

An einem kühlen Herbstabend vor zwölf, fünfzehn Jahren setzte sich eine geschlossene klapprige Droschke mit Hüh, Schnalzen und Peitschenknall auf dem Monbijouplatz gemächlich in Bewegung. Die Fensterreihen der alten Geschäftshäuser ringsum waren hell und fleißig. Der Mickesche Laden — Materialwaren und Delikatessen — gegenüber dem geisternden Kopf des Herrn von Chamisso strahlte in [illegible]ndlicher Pracht. Und hinter versperrtem [illegible] und einsamem Laternenschein lag dunkel und geheimnisvoll Schloß Monbijou.

Sie hätten durch die Oranienburger Straße fahren sollen. Das wäre der nächste Weg gewesen. Aber dicht vor der Friedrichstraße wurde mal wieder gebuddelt.

So fuhr das alte Dröschklein über die [illegible] Friedrich-Brücke, was ein wenig schwierig war, denn die Brücke wimmelte um diese Stunde von Autos, Omnibussen und Elektrischen, die es alle furchtbar eilig hatten und wie verrückt tuteten und klingelten, denn die Kuppel vom Zirkus Busch dicht hinter der Brücke war hell und schien vom Pferdedunst zu dampfen. Hübsch immer 'ran, ihr Herrschaften! Die berühmtesten Clowns machen ihre Aufwartung, die herrlichsten Zauberschimmel ihre [illegible]; Mr. King reitet sechs ungesattelte Hengste, und Madame Thaïs tanzt durch sechs Flammenreifen, dann die herrliche Wasserpantomime mit Kasaken und Kriegs[illegible]!

Aber diesem kreischenden, grellen Ziel in Pferde- und Menschendunst strebte unser [illegible] [illegible].

Der Dom ragte dunkel mit seiner mächtigen Kuppel, ein paar tiefe schöne Stundenschläge hallten durch die ruhige Herbstluft, und die Kuppel über dem Schloß antwortete hell und stark. Hier war es stiller, man konnte sich um fünfzig Jahre zurückversetzt fühlen.

Dennoch ärgerte sich Onkel Erich jedesmal in allem Behagen, wenn er diesen Weg machte; der neue Protzendom, nana, man stritt nicht mehr über ihn, aber der alte Schinkelbau war ihm lieber gewesen: schlicht, würdig und stark; er paßte zu Schloß und Museum, jetzt wirkten diese beiden neben der neuen geschwollenen Pracht [illegible], und die vielberühmte Granitschale vor dem Museum präsentierte sich [illegible] Spucknapf.

Nun kamen sie über die Suppenbrücke. Das hatte hier, als die noch aus Holz und zum Aufziehen war, ganz anders gerummelt, dachte Onkel Erich. Wie lange war das her? Fünfundzwanzig, dreißig Jahre etwa. Hm, hm. „Zieht es dir, Gitta? Nein, er soll geradeaus fahren, nicht da hinten 'rum, wo man nichts sieht."

Onkel Erich fuhr ganz gern einen Umweg. Man hatte das klappernde Fenster an dem [illegible] Riemen herabgelassen, damit die Polster nicht so multrig rochen. Da drüben war die alte Universität. Dort war man noch fleißig. Der Mittelbau strahlte festlich, überall gab es noch helle, schwitzende Fenster, und Helmholtz in Marmor schimmerte frostig und bleich in seinem Pelerinenmantel; den hätten sie auch anderswo aufstellen können …! Gegenüber die Oper … Onkel Erich wies mit dem Zeigefinger hin: „Da hinein ging[illegible] [illegible] heut am Abend ganz [illegible] mit seinen vertrackten Notreppen

Bildnis der Schauspielerin Hanna Ralph-Jannings

Zeichnung von Prof. Fritz Aug. von Kaulbach



Eckerlein

Roman von Viktor von Kohlenegg

„Grämliche Moralisten meinen (vielleicht zum Heile ihres Handwerks), daß das Menschenantlitz unveränderlich sei und immer die gleiche Narren- und Sünderkappe über sich trage. Dennoch ist nach jedem elementaren Ereignis, sei es Pestilenz, Hungersnot, Umsturz, Krieg und dergleichen, die Hoffnung unabweislich, daß den Menschen endlich ein lieblicher Heiligenschein um den Schopf wachse ...“
Aus einem alten Berliner Groschenblatt.



An einem kühlen Herbstabend vor zwölf, fünfzehn Jahren setzte sich eine geschlossene klapprige Droschke mit Hüh, Schnalzen und Peitschenknips auf dem Monbijouplatz gemächlich in Bewegung. Die Fensterreihen der alten Geschäftshäuser ringsum waren hell und fleißig. Der Mickesche Laden — Materialwaren und ff. Delikatessen — gegenüber dem geisternden Kopf des Herrn von Chamisso strahlte in abendlicher Pracht. Und hinter versperrtem Torweg und einsamem Laternenschein lag dunkel und geheimnisvoll Schloß Monbijou.

Sie hätten durch die Oranienburger Straße fahren sollen. Das wäre der nächste Weg gewesen. Aber dicht vor der Friedrichstraße wurde mal wieder gebuddelt.

So fuhr das alte Dröschklein über die Kaiser Friedrich-Brücke, was ein wenig schwierig war, denn die Brücke wimmelte um diese Stunde von Autos, Omnibussen und Elektrischen, die es alle furchtbar eilig hatten und wie verrückt tuteten und klingelten, denn die Kuppel vom Zirkus Busch dicht hinter der Brücke war hell und schien von Pferdedunst zu dampfen. Hüho, immer 'ran, ihr Herrschaften! Die berühmtesten Clowns machen ihre Aufwartung, die herrlichsten Araberschimmel ihre Sprünge; Mr. King reitet sechs ungesattelte Hengste, und Madame Thaïs tanzt durch sechs Flammenreifen, dazu die herrliche Wasserpantomime mit Kaskaden und Kriegsmusik!

Aber diesem kreischenden, grellen Ziel in Pferde- und Menschendampf strebte unser rumpelndes Dröschklein nicht zu.

Der Dom ragte dunkel mit seiner mächtigen Kuppel, ein paar tiefe, schöne Stundenschläge hallten durch die rauhe Herbstluft, und die Kapelle überm Schloß antwortete hell und stark. Hier war es stiller, man konnte sich um fünfzig Jahre zurückversetzt fühlen.

Dennoch ärgerte sich Onkel Erich jedesmal in allem Behagen, wenn er diesen Weg machte; der neue Protzendom, naja, man stritt nicht mehr über ihn, aber der alte Schinkelbau war ihm lieber gewesen: schlicht, würdig und stark; er paßte zu Schloß und Museum, jetzt wirkten diese beiden neben der neuen geschwollenen Pracht winzig, und die vielberühmte Granitschale vor dem Museum präsentierte sich als Spucknapf.

Nun kamen sie über die Puppenbrücke. Das hatte hier, als die noch aus Holz und zum Aufziehen war, ganz anders gerummelt, dachte Onkel Erich. Wie lange war das her? Fünfundzwanzig, dreißig Jahre etwa. Hm, hm. „Zieht es dir, Gitta? Nein, er soll gradeaus fahren, nicht da hinten 'rum, wo man nichts sieht!“

Onkel Erich fuhr ganz gern einen Umweg. Man hatte das klappernde Fenster an dem lappigen Riemen herabgelassen, damit die Polster nicht so multrig rochen. Da drüben war die alte Universität. Dort war man noch fleißig. Der Mittelbau strahlte festlich, überall gab es noch helle, schwitzende Fenster, und Helmholtz in Marmor schimmerte frostig und bleich in seinem Pelerinenmantel; den hätten sie auch anderswo aufstellen können ...! Gegenüber die Oper ... Onkel Erich wies mit dem Zeigefinger hin: „Da hinein ginge ich lieber, Gitta. Sieht am Abend ganz lustig aus mit seinen vertrackten Nottreppen

und der viereckigen Haube überm Bühnenhaus, wie illuminiert, an jedem Treppenabsatz glüht ein Flämmchen, sieh mal, Gitta. Am Tag wirkt es wie ein Spritzenhaus."

Ihr Ziel war die neue Berliner Oper am Schiffbauerdamm zwischen Marschall- und Kronprinzenbrücke. Onkel Erich Thornow war bloß widerstrebend mitgegangen. Première oder Uraufführung, wie es jetzt hieß, und diese neueste Nervenmusik ... und diese armseligen Sänger, sie konnten sich begraben lassen! Wagner war schon toll genug ... Aber jetzt hatte man nur noch blendende Orchesterfarben und darunter Langeweile. Und kein Herz — kein klingendes Herz ... Wie hatte es in der Voranzeige dieser — dieser ‚Bathseba' und ihrer Darstellerin geheißen? „Ihre schlanke, beinahe magere Erscheinung, ihre schlanke, beinahe magere Stimme — man kann sich kaum eine geeignetere Vertreterin dieser perversen Frau des Uria denken." Prostemahlzeit, das konnte nett werden! Nein, sie sangen nicht mehr, sie schrien oder klappten in dem Orchesterlärm nur mit dem Mund wie die Karpfen in der Sandkiste und fuchtelten hilflos mit den Armen, wahrscheinlich auch in dieser ‚Bathseba' mit der „ganzen Seltsamkeit der Farbe, mit der unermeßlichen Buntheit ihrer Orchestersprache, mit der bizarren Phantastik ihrer Instrumentation ..."

„Kind, ich habe Angst. Wollen wir nicht umkehren?"

„Nein, Onkel Erich. Nun sind wir gleich da," sagte die junge Dame entschieden.

Sie war eine biegsame kleine Person mit ovalem Gesicht und großen, grauen, ernsten Augen unter geraden Brauen; die Pupillen waren blauschwarz, das unverhüllte Haar war weich und kühn aus der klaren Stirn zurückgestrichen. Sie trug einen sehr weiten, roten Abendmantel, der mit Zobel besetzt war. Die Hände in weißen Handschuhen sahen kindlich daraus hervor.

Onkel Erich Thornow war eigentlich Gittas Großonkel, ihrer verstorbenen Mutter Onkel: Professor Thornow, Seniorchef des berühmten Verlagshauses Giesebrecht und Thornow am Monbijouplatz, weitab vom eigentlichen Buchhändlerviertel. Das Geschäft bestand noch in dem alten stattlichen Zopfhaus, in dem es von Onkel Erichs Vater und seines derzeitigen sehr viel jüngeren Teilhabers, des ironischen Doktor Fritz Giesebrechts Großvater begründet worden war. Dort wohnte auch im behaglichen zweiten Stock Professor Thornow mit seiner Nichte Gitta Meinecke, gerade der Chamissobüste mit den langen Marmorlocken gegenüber.

Gitta war vor etwa zwei Jahren nach dem Monbijouplatz übergesiedelt — nein, nicht ganz freiwillig! Das kleine Wesen stand gewissermaßen allein in der Welt. Ihr Vater, Justizrat, der etwas wild spekuliert hatte, war zu aller Besten schon fast zwanzig Jahre tot, die Mutter, eine feine kränkliche Frau, seit fünf Jahren. Mutter und Tochter hatten bei Vaters Bruder Georg Meinecke auskömmlichen Unterschlupf gefunden. Der war ein gewaltiger Lebenskletterer, Herr großer Kohlenzechen im Ruhrgebiet, der auf der Südseite des Leipziger Platzes einen Palast besaß. Beide Onkel hatten das hilflose, winzige Ding mit den kühnen, grauen Augen und der klaren, bestimmten Sprache verzogen; besonders der alte Erich Thornow, zu dem es jede Woche einmal spaziert war, um in seiner Bibliothek zu stöbern. Aber auch Meinecke.

Das kleine Wesen hatte dem energischen, völlig unsentimentalen, aber außerhalb seiner Konzerne gutmütigen Mann immer Spaß gemacht. Er war bis zum Ausgang der Fünfziger Junggeselle geblieben; die beiden Weiberchen, die das zweite Stockwerk seines üppigen Hauses bewohnten, hatten ihm ein Stück Familie bedeutet, denn dem starken Mann lag von Abstammung her ein bürgerlicher Instinkt im Blut, eine dunkle Sympathie mit dem eignen Blut. O, später waren Nichte und Onkel einander ohne viel Gerede noch näher gekommen; jedes fühlte und schätzte das Zuverlässige, Entschiedene im andern und freute sich dran; man war wie Vater und Tochter gewesen.

Aber dann, vor zwei Jahren, hatte sich der Geheimrat plötzlich schlechtweg mit Gittas bester Freundin verheiratet, Lenore Reimar. Sie war ein wenig älter als Gitta, vier-, fünfundzwanzig. Der Großbürger war fast sechzig. Sie war in dem reichen Palazzo auf der Südseite des Leipziger Platzes aus- und eingegangen, hatte als Gittas Gast da gewohnt ... Eine störende, ja peinliche Angelegenheit für Gittas störrischen Eigensinn und ihre kindliche Liebe. Es hatte sie noch tiefer in sie selbst hineingetrieben.

Sie war schon vor Jahr und Tag mit Onkel Erich Thornows Empfehlungen zur Universität gegangen, um in historischen und germanistischen Seminarien zu streben. Viele der gelehrten Uhus gehörten ja zu seinen Verlagsautoren. Im zweiten Jahr ihres Studiums war dann jene fatale Wendung gekommen. Eine Ewigkeit her! Dazwischen häufte sich neues Erleben, Tätigkeit, Aufatmen, Zufriedenheit, denn Onkel Erich hatte gerade damals einer Hilfe im Geschäft bedurft, so daß jener Wandel noch eine zweite Änderung in ihr Leben gebracht: Gitta

war auch flugs in dieses Sekretariat gesprungen, und, nicht zu sagen, in dieser mehr praktischen Tätigkeit lebte sie recht eigentlich auf. Zahllose berühmte Bücher, besonders aus der Geschichts- und Staatswissenschaft, Volkswirtschaft, Juristerei und Germanistik waren hier erschienen, wurden gemächlich neu bearbeitet und neu aufgelegt. Neues erschien, auch auf andern Gebieten, denn Doktor Giesebrecht neigte abenteuerlich zur Naturwissenschaft und Technik und war sehr rege... Es gab Korrespondenzen zu führen, mit Doktor Giesebrecht zu konspirieren, Korrekturen zu lesen und hundert andre Dinge zu fingern. Sie tat das mit erstaunlicher Gewissenhaftigkeit, wie ein alter Kontorschimmel, aber zugleich mit zierlichster, gewandter Feder und einem feinen, vergnüglichen Behagen. Sie hatte in gewisser Hinsicht ein gutes und auch schon geschultes Urteil.

Und einmal — im zweiten Jahre — kam sie auf den Gedanken, daß man die verschimmelte alte Klassikerausgabe des Verlags, die ihrer Textgenauigkeit halber immer noch von der Wissenschaft als Unterlage benutzt wurde, in neuem, schönem und namentlich billigem Gewand und mit frischen, saubern Einleitungen herausgeben sollte. Doktor Giesebrecht, dem sie zuerst davon sprach, war sofort dafür; die alten schäbigen Bände hatten ihn längst geärgert, aber man hatte noch nicht Zeit dafür gefunden; Onkel Erich, der bereits die ‚merkantilische Betriebsamkeit' seines Teilhabers mit einer vornehm spöttischen Skepsis betrachtete und ihm mit seinem rasch krittelnden Wesen gern allerlei Schwierigkeiten bereitete, hatte mit dem Kopf gewackelt.

Sie hatten es durchgesetzt, schmunzelnd wie Spießgesellen. Sie hätte natürlich besser daran getan, ihren Doktor zu machen und ihre Studien abzuschließen. Aber sie war aus der Wärme dieser persönlichen Tätigkeit nicht gleich wieder herausgekommen, vielleicht auch aus weiblicher Angst vor dem Examen.

Sie schämte sich; es entsprach gar nicht ihrer Art, sie empfand es ein bißchen als Liederlichkeit und Halbheit; Onkel Erich neckte sie, aber gerade er hielt sie im stillen fest, denn sie war dem beweglichen, eigensüchtigen alten Herrn als Mitarbeiter und Mensch unentbehrlich geworden.

„Ah... bah... gescheit genug ist sie dazu — aber zu schade! Ich kann die gelehrten Weiber nicht leiden. Sie soll den Giesebrecht heiraten — wenn er sich auch die Haare wie ein Pudel bis auf die Haut scheren läßt. Er könnte auch'n halben Kopf größer sein..."

Doktor Giesebrecht selbst, der etwas lakonisch war und die Dinge gern ironisch betrachtete, meinte bloß: „Sie können ja morgen oder übermorgen wieder anfangen." Natürlich! Er sah sie mit seinem spöttischen Gesicht sehr ernst an. Das braune Haar war wie Sammet geschoren, wuchs in einem Halbbogen in die Stirne hinein und buchtete sich über den Schläfen aus; seine Ohren hatten dadurch etwas Jungenhaftes. Sein Mund über dem geschorenen Bart war dünn und malitiös.

Das Wunderlichste aber war es, daß sich in Gitta selbst ein rascher Leichtsinn regte. Sie verspürte wegen ihrer Unstetigkeit zugleich ein Behagen. Sie liebte diese neue Wirksamkeit, kuschelte sich in sie hinein, wie in etwas Warmes, ihr Zuträgliches, wie sie es bislang nie empfunden hatte.

„Sieh mal, Gitta..." sagte Onkel Erich, während sie die Linden hinaufrumpelten. „Die Lichtreklamen sind eigentlich ganz lustig. Erst fand ich sie scheußlich wie die Mammutautobusse. Ja, frech und bunt! Man sieht gar keine Häuser und Wände, man sieht bloß Licht. Phantasmagorie. Aber diese Kaffees — guck' bloß... Knüppelvoll und ist noch nicht achte... und überall wird gefiedelt, und alles Marmor und Bronze und Prismenlicht, Riesenstalaktiten! Und wer sitzt drin? Kommis, Provinzonkels, die zu Hause nicht aus den Filzlatschen kommen, Dämchen, Madams und Lehrlinge... Lächerlich. Ein Unfug, ein sündhafter, botokudenhafter Luxus. Und nun noch ‚Bathseba'! Gehört auch dazu. Alles dasselbe!"

Der schmale Herr mit dem weichen, weißen, bis fast zum Kinn niederreichenden Kotelettenbart und dem derberen, buschigen Schnurrbart lachte. Er trug einen leichten Pelz und einen steifen schwarzen Hut mit gewaltigem Kopf. Seine Brauen über den hellen, eigentümlich scharfen Augen standen spitzdachartig vor. Er ging sonst nicht mehr ins Theater. Höchstens alle Jubeljahre einmal in den ‚Freischütz', in den ‚Troubadur' oder in eine andre alte Spieloper, in der noch wirklich gesungen wurde wie zu seiner Zeit, als man der Sonntag, Patti, Lucca die Pferde ausspannte und die Wachtel und Boetel mit ihrer gewichsten Schnurrbärten als Postillons mit der Peitsche knallten!

Und nun! Alle Welt hatte von dieser ‚Bathseba' gesprochen. Die Zeitungen waren voll davon gewesen. Der Komponist, dessen zweite oder dritte Oper sie war, würde selbst den Stab führen, und die Bathseba war bereits im Bild gezeigt worden, im Kostüm... nein, Kostüm konnte man nicht sagen, es war eigentlich bloß eine Perlenschnur... dolle Zeit!... Berlin fieberte, kämpfte um die Eintrittskarten, stand halbe Tage vor der Kasse, stritt und verfeindete

sich, verschwendete Unsummen, die meisten aber würden mehr Verständnis für ‚Zigeunerbaron‘ oder ‚Pieſekes Himmelfahrt‘ mitbringen, jedenfalls mehr Spaß davon gehabt haben! Alles Schwindel! Wie Onkel Erich meinte ... alles hieß jetzt ‚Kultur‘, jeder Quark, Tanz auf Händen und Füßen, Varieté, mirakelhafte Zirkusaufzüge, Flimmern, Stammeln, bloß weil es neu, das Allerneuste war. Er hatte noch heute nachmittag beim Tee gezetert und gestöhnt. Und stand dann doch schon um sieben Uhr gestiefelt und gespornt und in neugieriger Stimmung, als wäre er die Hauptperson an diesem Abend, im Wohnzimmer.

Sie bogen an der Weidendammer Brücke ein. Die Spree floß dunkel. Apfelkähne dufteten an den kleinen Steintreppen. Aber der Benzingestank übertäubte den Duft. Autos preschten heran; es ging um Sekunden, es war bald acht, sie schleuderten um die Ecke und stürzten das Straßengefälle hinab. Selbst der brave, elende Gaul vor der Droschke geriet in einen harten Galopp, daß die Fenster klirrten und der lappige Riemen hüpfte. Dort gleißte das gelbe Haus mit den nackten, üppigen Stuckmänaden am First, die sich elektrische Kugeln zuwarfen; das ganze Haus war von Licht umsäumt, an allen Säulen und Simsen kletterten die Flammen hinauf und hinunter, und die hellen Außentüren standen weit offen gleich glühenden Rachen. Berlin hatte sein Ereignis, seine Sensation! Hereinspaziert! Immer 'ran — immer ran, ihr Herrschaften!

„Merkwürdig.“ sagte Onkel Erich, als er langsam ausstieg und die feine Rechte im gelben Handschuh zurückreichte, um Gitta zu stützen. „Merkwürdig. Es kam mir gleich so bekannt vor. Der gute Apfelgeruch ... Ich hab' hier unten am Wasser als Junge manchen Sechser in Hasenköpfen angelegt ... Und das hier, das war mal höherer Bums ... Varieté, wie's jetzt heißt, mit Löwenbändigern und Feuerfressern und Couplets ..., so in den sechziger, siebziger Jahren ... Steht das noch?“

„Man hat es wohl inzwischen umgebaut. Es ist immer höher gestiegen.“

„Meinst du? Höher? Bathseba!“

⌘ ⌘ ⌘

Es blieb noch einen Augenblick hell, als Onkel Erich und Gitta in ihrer kleinen Loge Platz genommen hatten. Vielleicht war man hinter dem gelb und pflaumenblau gewürfelten Samtvorhang noch nicht ganz fertig; das ‚große Ereignis‘ machte Schwierigkeiten. — Das Haus war weit und hoch, drei Ränge, und da oben waren die Gesichter klein und rund, als säßen dort lauter neugierige Gören. Im Parkett sah man Glatzen, weiße Handschuhe, Arme, Busen, rote Hände und ein wogendes Meer von Theaterzetteln. Sehr wichtige Herren standen und sahen mit ihren Gläsern wie mit blanken Riesenaugen in den ersten Rang; zu den höheren Rängen hatte man keinerlei Beziehung, die waren belebte Wand, Masse!

Gitta hielt ihr kleines Perlmutterglas im Schoß. Ihre weichen Mädchenarme waren nackt. Ihr schmales Gesicht war tiefer gefärbt, und ihre grauen Augen leuchteten, daß die schwarzen Pupillen darin noch größer erschienen. War es die Spannung? Das ganze Haus brauste. Sie hatte Umschau gehalten und rasch den Blick gesenkt, an ihrem Haarhelm genestelt, alles außerordentlich zerstreut. Drüben auf der andern Seite des Ranges saß Lenore an der Seite Onkel Georgs, wunderschön, taubensanft, mit ernsten, dunkeln Augen, Madonna, rätselvoll, in schwarzer Seide, über der ein Gespinst von goldenen Fäden flimmerte; die Brust und die Arme leuchteten weiß. Sie hatte eben lächelnd mit ihrem Mann gesprochen, aber Gitta war überzeugt, daß sie ebenso haarscharf herübergespäht hatte. Es herrschte immer noch ein flackerndes Mißtrauen zwischen ihnen, doch man verkehrte natürlich schon lange wieder recht herzlich miteinander. Und oben im zweiten Rang — ja, Gitta Meinecke hatte Beziehungen zum zweiten Rang! — hingen in einer Reihe vier Gesichter über die Samtbrüstung, höchst festlich und vergnügt, drei Herren, und in der Mitte hatten sie eine Dame. Gittas Blick hatte sie sofort erwischt; von ihnen wußte sie, daß sie da waren. Man hatte sich noch heute nachmittag gesprochen und sah und sprach sich alle Tage. Es waren Tettenborns, die gleichfalls am Monbijouplatz wohnten, bloß ein paar Häuser weiter als Onkel Erich, in einem behaglichen, alten Haus, in dem unten der prächtige Mickesche Kolonialwarenladen blinkte und duftete. Sie waren ebenfalls Verwandte von Gitta; der alte Herr da oben, Stadtschulrat und Emeritus, war eine Art Vetter von Onkel Erich. Onkel Erichs Vater hatte auch einmal bescheiden angefangen, aber das war lange her. Und neben dem hagern alten Herrn mit dem weißen, störren Haar und dem faserig dünnen Spitzbart saß Max Tettenborn mit vergnügtem Seehundsbart, Berliner Magistratsrat. Dann kam die feine dunkle Grete, seine Frau, reizend, nicht eigentlich hübsch, aber apart, schlank und geschmeidig; sie hatte beglückende braune Augen und einen schönen sensiblen Mund. Und dann Roland, der Junior, seit Jahr

und Tag Rechtsanwalt, gegen alle Familientradition brünett, mit blankem Kneifer und einer unbezwinglichen Neigung zu Hochfinanz, Wohlleben und Bügelfalte; und alle seine Reden, die er gern hielt, schlossen mit dem Wort: ‚Ja Kinder, das Menschliche ...!' Gitta lachte hinauf: ‚Guten Tag, ihr Lieben!' Sie winkte gleich noch einmal mit den Händen und gestand es vor dem ganzen Haus ein, daß sie Freunde da oben hatte, die bloß vier Mark fünfzig für den Platz zahlen konnten. Ein Sündengeld, wie der Scholarch dachte.

Aber Gitta hatte ihm erzählt, daß der alte Krauter Erich auch mitginge. Da hatten ihn der Übermut und die Neugierde gezwickt. „Wer? Wer?" hatte Onkel Erich gefragt. — „Tettenborns." — „Alle? Ist der Senior auch mit, der Oberschulmeister, der alte Krippensetzer?"

„Freilich. Er sieht eben mit einem riesigen Fernglas herunter."

„Er muß immer dabei sein. Und lacht dann bloß: ‚Kinder, die Welt ist vollkommen verrückt!'" Sie waren Vettern zweiten oder dritten Grades.

Bloß Roland da oben, der Anwalt und Suitier, hielt sich ein wenig zurück, nachdem er höchst vergnügt mit beiden Händen geschüttelt und gegrüßt hatte; er winkte und grüßte noch einmal und verschwand wieder, denn es konnten da unten Bekannte von ihm sitzen, Herren und besonders Damen, vor denen er großartig auftrat; und wenn er allein hier im Haus wäre, säße er natürlich auch da unten, aber mit dem Alten und mit Max ging das nicht, die würden ihn bei den Ohren nehmen ... Und dann sah er durch sein Glas bedeutsam auf Gitta, nickte wie eine zärtliche alte Dame, wies, seine Zurückhaltung erklärend und entschuldigend, mit dem Zeigefinger nach unten; er war wirklich etwas in sie verschossen. Aber er wußte auch, daß er gar keine Aussicht hatte. Und da unten im Hause verneigte sich ein samtig geschorenes Haupt über weißer steifer Hemdbrust, Doktor Fritz Giesebrecht, und sah schmunzelnd herauf.

„Wer? Wer?" — „Giesebrecht." — „Grüße ihn von mir. Sie haben alle so geschorene Schädel oder Glatzen, ich kann ihn nicht finden."

Nach drüben hatte sie noch nicht gegrüßt, es war auch am weitesten ab. Man mußte das Glas nehmen.

Aber — aufgepaßt — in der Mitte des Ranges ragte eine schlanke, sehr elegante Männergestalt. Es war ein auffallend schöner Mann anfangs oder Mitte der Dreißig, mit bartlosem, kühn geschnittenem Gesicht und sehr seitwärts gescheiteltem, dunkelblondem Haar. Er trug Frack und fliederfarbene Seidenweste; am Handgelenk schimmerte ein schmales goldnes Armband. Die geschweiften Lippen waren fest und energisch geschlossen. Er hatte offenbar für niemand Blick und Sinn, aber die Damen in der Nähe streichelten ihn mit ihren Blicken; er wirkte so vollkommen, daß selbst die Herren ihn mehr neidisch als spöttisch hochschätzten.

Doch er auch schien von seiner Wirkung durchaus nichts merken zu wollen, jedenfalls beachtete er die andern nicht im geringsten; er war unbeweglich ernst und bedeutend. „Wer ist das? Das ist doch wer ... Das ist doch jemand!" Er hörte die Flüsterstimmen nicht. Tettenborns saßen zum Glück gerade über ihm und konnten ihn nicht sehen. Max, der Suffet, mit dem lustigen blonden Seehundsbart hätte sonst am Ende den Kopf über die Brüstung geschoben und ‚Pst!!' gemacht. Nein, das hätte nicht gut gewirkt und hätte selbst diese Fassung zerstört und zerschmettert. Und Roland, der Junior, hätte bei seinem untadelhaften Anblick Herzweh bekommen: der war ihm doch über...!

Es war Doktor Hans Martin Eckerlein. Er stand gerade in der Mitte zwischen Gitta und Lenore Meinecke, die jede an einem Ende des weiten Bogens ihren Platz hatten. Er war mehr Lenore zugewandt.

Der Glanz in Gittas Augen war jetzt noch tiefer; sie bangte ein wenig, daß auch die Farbe auf ihren Wangen dunkler werden könnte. Weshalb? Dann hob sie das gestielte Glas, es blieb stehen, und der schöne, vornehme, kühne, stolze Herr verneigte sich tief und gemessen, so daß seine ganze Umgebung lange Hälse machte. ‚Ob es Lenore sah?' schoß es Gitta durch den Kopf, aber sie wies den Gedanken sofort als völlig sinnlos ab und dankte, das Glas an den Augen, freundlich und ungezwungen.

„Wer?"

„Doktor Eckerlein."

„Natürlich! Der ist mit schuld, daß ich hier bin. Der hat euch alle verdreht gemacht; Tettenborns da oben im Olymp und dich besonders. Er kommt ja jetzt immer zu deinem Tee. Aber er spielt sehr hübsch, neulich als du dazu geigtest ... ganz was Altes, ich glaube Gluck ... Aber sie kokettieren bloß mit dem Alten ...! Wo sitzt er? Er ist ein schöner Mensch und tut schrecklich sicher. Ah ja, Tag, Tag ..." Onkel Erich schlenkerte ein wenig den gelben Handschuh, den er abgezogen hatte. „Und was wird das mit seiner Stimme? Halb Arzt und halb Sänger — schlechte Mischung. Ist es futsch, das Gold in der Kehle? Er singt keinen Ton bei dir."

Es gongte. Dumpf, schwer, schaurig, als

sollten Menschen geköpft, gehenkt und gerädert werden. „Ach Gott," sagte Onkel Erich, als es langsam dunkel wurde. „Nun weiß ich auch, warum mir so unbehaglich ist, fast übel; es kommt von dem Gelb und Pflaumenblau, das wirkt auf die — ja, auf die Magennerven." Ein Schmettern und dumpfes Dröhnen und Paukenwirbeln ließ ihn verstummen. Es klang fremdartig, wurde von langen Pausen zerrissen und wiederholte sich eine Minute lang. Es wirkte wie Brom oder Chloroform. Man war im Orient, und das war die ganze Ouvertüre. Der Vorhang rauschte und schleppte in schweren Falten auseinander.

Man hatte es kaum bemerkt, daß der Dirigent und Komponist auf seinen Drehstuhl geklettert war. Nun wurde er da unten scharf von der Bühne her beleuchtet. Es war ein dürrer, kleiner, blonder Herr mit großem Kneifer, blassen Kugelaugen und weichem, fahlblondem Haar, das bei jeder Bewegung hochsprang. Seine Bewegungen wirbelten, zappelten, rasten.

Onkel Erich betrachtete das Haus, an dessen Dämmerlicht er sich bald gewöhnt hatte. Er war sich in der Erinnerung noch immer nicht darüber klar, wie Blumes Varieté hier früher ausgesehen hatte ...

„Mein Gott ..." Onkel Erich erschrak.

Auf der Bühne stand jetzt Bathseba. Es war blaue Nacht, mit Sternen und einer ganz feinen Mondsichel. David strich mieselsüchtig seinen Bart; im Hintergrund klirrten Speere und gleißten Brustharnische. Im Orchester harfte es, und Bathseba drehte sich. Jetzt war wirklich etwas wie Klang und Rhythmus in der Musik. Vorher hatte man sehr mißtönend im Hintergrund gesungen: „Siehst du die Sterne scheinen?" „Ja. Ja." „Sie sind sehr blank." „Ja. Sehr blank, furchtbar und blank." „Das wird Regen bringen, glaub' es mir." „Ja. Ja."

So ähnlich, eine Unterhaltung wie auf dem Spittelmarkt. Eine bildschöne Person. Nein, von Kostüm konnte keine Rede sein. Die Füße, die Beine bis zu den Schenkeln, der Leib, der ganze Rücken, Arme, Hals — nackt. Nur überall Perlen aus König Davids Schatzkammer und zwei perlenbesetzte Brustschilde. Das rasselte beim Tanz wie Kastagnettenklang und pfeifender Peitschenhieb; dazu ein Gesang, immer nur tupfend, nicht für sich selbst klingend, eintönig, schwül, sinnlich, zynisch. Im Orchester aber war schrille Farbe, berstendes Leben, wildes Sichtrennen und -vermischen, Wirbeln, Umkehren, Kreischen und jaches Schweigen.

Der König hatte Bathseba nackt im Bade gesehen. Sie allein konnte ihn vor dem Marasmus und Untergang bewahren. Das meinten auch die Zauberer mit dem geölten Ringelhaar. Die Feinde drohten. Es war ein langer schwerer Akt ... Bathseba fürchtete ihren gewalttätigen Mann, liebte ihn auch. Das Weib in ihr kämpfte mit dem Weibchen. Die Treue mit der Lüsternheit und witternden Gier nach Gold, Glanz, Geschmeide, Herrschsucht. Ein Hin und Her. David wird zornig, will Mann und Frau strafen, in die Wüste zu den Löwen und Schakalen schicken. Draußen hält der Hethiter Uria selbst die Wache. Bathseba schreit — sie schreit sehr viel, in allen Ton- und Gemütslagen, Uria will hereinstürmen. Vor der Pracht und dem Zorn des Königs bricht er nieder ... Bathseba miaut wie eine wunde Katze, zusammengeduckt im Winkel. Uria wird abgeführt. Bathseba tanzt wild, verzweifelt und lebensgierig. Sie tanzt mit einer vollen Schale Wein. Sie trinkt und tanzt. Sie darf keinen Tropfen verschütten, das sei ein Zeichen. Es ist ein süßes Gift in dem Wein. Zuletzt trinkt sie. Und sie sinkt dem König zu Füßen.

Es war sehr schwül und orientalisch. Die Busen und steifen Hemdbrüste atmeten mit halben Lungen und aufmerksamem Behagen.

Und es kam so, daß Bathseba, die schöne Tochter des Eliam, nun der erste Schritt geschehen und sie die Macht des Lebens auf der Zunge schmeckt, zu üppigem, heißem Wollen erwacht. Sie will nicht nur Geliebte sein — sie will Königin werden, und ihr Sohn soll König werden, trotz dem Adonia, des Königs Sohn. Uria brütet Rache, und Bathseba ist es selbst, die den König überredet, Uria mit dem mordenden Brief an Joab, den Oberfeldherrn, zu schicken ... Nun ist sie frei. Aller Gewissens- und Herzensnot ledig! Sie ist schon Königin, und ihr Sohn soll Salomo heißen! Der König aber ist wieder stark geworden, Held und Retter des Volks, nur in der Nacht quält ihn Reue ... Dann tanzt Bathseba, wenn die Sterne scheinen, der Mond fahlt und die blanken Brustharnische der Wachen klirren ...

Zwischen den beiden Akten hatte sich eine wüstenhaft lange Pause gedehnt.

Onkel Erich hatte gegähnt, als man aufstand, um ein wenig hinauszugehen. „Weißt du, Gitta ... hast du schon mal deine Fußspitzen durch ein verkehrt gehaltenes Opernglas betrachtet? Ich habe es vorhin eine ganze Weile getan. Es ist rasend komisch. Man hatte ganz lange, dünne Beine, wie der längste Jonathan."

„Aber Onkel Erich."

„Wieso?"

„Es steckt doch ein großes Können darin."

„Kann sein. Sogar möglich. Ich verstehe es nicht. Aber was soll es? Was ist mir Bathseba? ‚Unerhörte Farbenpracht des Klangkörpers, Nervenvibration, Pendelkunst der Perversionen, Erkenntnis vom Weibe‘ — larifari ...! Nervenrummel. Gehirnakrobatik. Und die Seele? He? Der Gehalt — der wirkliche, ins menschliche Zentrum gehende, ins Herz? Das ist altmodisch! Die Seele! Wir gehen ein bißchen hinaus. Ich muß doch mal diesen Doktor Eckerlein hören. Er wohnt ja hier auf demselben Flur wie wir. Wen grüßt du wieder?“

„Onkel Georg.“

„Ah. Und Lenore —“

„Ja. Sie sieht wundervoll aus.“

Meinecke hob das Glas und nickte mit einer raschen Vertraulichkeit.

Die beiden Damen hatten, als es wieder hell wurde, zu gleicher Zeit die Gläser an die Augen gesetzt. Lenore hatte freundschaftlich und sanft zuerst gegrüßt und ihren Mann auf Gitta aufmerksam gemacht. Ja, er sah noch vorzüglich aus, ein mittelgroßer, kräftiger, man konnte sagen: stämmiger Herr mit kurzgeschorenem, grauem Haar um die rosige polierte Glatze, mit grauen, von jovialen Fältchen umgebenen Augen, die kühl und herrisch blickten.

Draußen an der Tür stand Doktor Eckerlein. Er neigte sich auf Gittas Hand hinab.

„Nun?“ fragte Gitta.

„Fabelhaft.“

„Sieh, sieh ...!“ sagte Onkel Erich leise, der sich Fremden gegenüber gemessener gab.

„Ich weiß nicht, Herr Professor, ob —“

„Meine Ansicht kommt nicht in Betracht. Sehen Sie, lieber Herr Doktor, heute morgen fragte ich meinen Barbier nach dem Geschäft; er klagte natürlich, und als ich ihm nicht glauben wollte, sagte er: ‚Da kann ein Laie nicht mitreden.‘ Und nun Musik, lieber Herr Doktor Eckerlein — —“

Hans Martin lachte lautlos, daß man seine prachtvollen Zähne sah. „Ich weiß, daß Sie uns nicht mögen, Herr Professor. Lassen Sie uns wenigstens den Weg gelten, den Weg als solchen.“

„Weg und Ziel — die gehören zusammen! Wärme — Beglückung — Lebenswerte ... Das da ist auf Eis gelegt und doch verdorben. — — Willst du zu Meineckes hinüber, Gitta? Dann grüße. Mir ist es zu weit.“

Gitta ging mit Doktor Eckerlein auf dem roten Teppich weiter. „Ja, man friert bei aller Hitze und wird einen innersten Hunger nicht los. Eine Armut,“ sagte sie leise und benommen, „ein Bangen, als dürfe man nicht Ja dazu sagen.“

Er hörte, sich niederbeugend, zu. Dabei war sein glänzender Blick zerstreut. Er sah alle beobachtenden Blicke um sich her, auch sich selbst neben Gitta. „Jede Zeit hat ihre eigene Stimme. Diese Bathseba will Neuland erschließen, auch seelisch. Sie spielt und tanzt übrigens ausgezeichnet. Überhaupt: stupende Technik und gescheit bis in die Fingerspitzen. David ist blasser. Schon als Figur zu lakonisch. Flach und flau. Aber ich habe gut kritisieren, fern vom Schuß. Ach ja — o ja — —“ Er seufzte, zog die Stirn in Falten und blickte ehrlich bekümmert, geradezu zerknittert.

Hans Martin war jetzt nicht mehr völlig Würde und Haltung wie vorhin, als er vor seinem Platz stand und sich bewundern ließ. Er besaß wohl die Gabe, den jederzeit virtuosen Willen, sich dem anderen zuzuneigen oder anzupassen.

In dieser Gitta Meinecke war Frische, Wärme, Innerlichkeit, eine strahlende Ehrlichkeit und ernste Einfachheit. So gab er sich plötzlich frei, einfach, hell und kameradschaftlich. Mit seinem scharf formulierten Ansichten indes glaubte er Eindruck zu machen. Sie war ja ebenfalls jung.

Sie kannten sich schon lange, schon als ganz junge Leute. Hans Martin war etwas älter als Roland Tettenborn, stand zwischen ihm und Max. Sie hatten damals musiziert, Roland hatte ‚Cello geschabt‘ und Max die Flöte geblasen, kein Mensch wußte, wie er zu dem Instrument gekommen war.

Hans Martin hatte in der Nähe von Monbijou gewohnt, in der etwas schäbigen, schmalen Gormannstraße, die von der Rosentaler abgeht. Dort besaß sein Vater noch jetzt ein kümmerliches altes Haus; Hans Martin machte nicht viel Her mit Haus und Vater: beides war subaltern. Gitta selbst hatte schon als kleines Mädel mit Hängezopf mitgetan; sie hatte die Geige gestrichen. Lenore hatte Publikum gespielt. Sie waren zuletzt beide achtzehn und zwanzig gewesen, bevor Hans Martin nach Breslau gegangen war. Dazwischen hatte er häufig auf Besuch wieder hier geweilt, einmal fast ein halbes Jahr lang, weil Vater den Daumen aufs Portemonnaie drückte.

„Was sagt der Arzt?“ fragte Gitta.

„Er exerziert mit mir. Er wird zu demselben Ergebnis kommen wie die anderen! Wir haben die Stimme zu hoch getrieben ... Ach, gnädiges Fräulein, daheim bekomme ich es alle Augenblicke mit der Budenangst. Ich habe so Starkes, Kühnes erhofft!“ Es klang ehrlich schmerzlich.

Er war Arzt. Aber er hatte nebenher und eigentlich von Anfang an Sänger werden wollen, natürlich eine allerfeinste und

aparteste Nummer. Er hatte jahrelang in Breslau assistiert, in jenem bekniffnen halben Jahr auch hier in Berlin. Und zu dieser Zeit war er nahe daran gewesen, ganz aus der Medizin herauszukippen, aber da hatte der alte Bürokratius in der Gormannstraße Zeter geschrien und die Subsidien gesperrt. Ein alter Kampf: der junge Ederlein hatte seine Gesangsstudien nur nebenbei betreiben dürfen. Er hatte späterhin sogar ein paarmal gastiert, selbst in Breslau. Er hatte immer mit bewundernswertem Geschick auf gute Verbindungen gehalten, und in Breslau gab es hochberühmte musikalische Häuser; auch sein alter Singelehrer war vielmögend. Man hatte ihm, wie Gitta aus ein paar Zeitungsnotizen wußte, die nicht ganz zufällig in die Berliner Presse gekommen waren, eine besondere Art, manche nannten es auch: unerträgliche Unart und Neigung zu absonderlichen, raffinierten und verblüffenden Effekten, nachgesagt. Er war auf dem Weg gewesen, wie er es selbst bezeichnete, auf dem Weg ‚zu sich selbst' und zur Höhe! Aber er war auf den Rat seines allgemein geschätzten und erfahrenen Breslauer Stimmbildners im letzten Augenblick vom Bariton zum Tenor übergegangen, der böte ganz andere Aussichten und Aufgaben. Er hätte das nicht tun dürfen! Es war etwas in seiner Kehle schlaff geworden.

„Das ist langweilig," lenkte Doktor Ederlein mit tiefer, klingender Stimme ab. „Ja — man kann nur für sich selbst sprechen," nahm er das andere Thema wieder auf und sah ernst und grüblerisch vor sich hin. „Man kann sich gewiß abgestoßen und verletzt fühlen — ich kann es verstehen — ich meine nicht nur den Stoff. Ein empfindlicher, klarer Sinn, der sich vor der Kunst und ihrer Beglückung und Lebensbereicherung neigt, empört sich leicht vor der Hast und dem Strudel des Werdenden ... Man muß sich besonders einstellen ... Nein, Gitta Meinecke von einst," sagte er lächelnd und leiser und senkte die stolzen Augen zu ihr nieder. „Für Sie ist das hier nichts. Für Sie gibt es doch wohl eine andere Erquickung ... Ein paarmal schämte ich mich für Sie." Es klang warm, schlicht und herzlich.

Oh. Änderte er seine Meinung so rasch oder vermochte er den Sinn nach allen Seiten zu wenden?

„Haben Sie Lenore schon begrüßt?"

„Nein. Ich sah und bewunderte sie bloß von weitem. Ich habe sie seit ihrer Verheiratung kaum einmal gesprochen. Vielleicht kennt man mich gar nicht mehr." Das war nicht ganz ehrlich.

Gitta hob den hellen Blick. Ihr hatte damals geschienen, gerade in jenen häufigen Zwischenzeiten, da er wieder in Berlin weilte, daß er Lenores Nähe gesucht habe. Mehr als die der anderen Freunde. Sie war ihnen damals auch ein paarmal auf der Straße begegnet. Sie war niemals daraus klug geworden, hatte's auch nicht gewollt. Es ging sie nichts an. Lenore war immer ein verschwiegener Lebensgast gewesen. Und Hans Martin wollte hoch hinaus. An Ernsthaftes hatten sie wohl nicht gedacht.

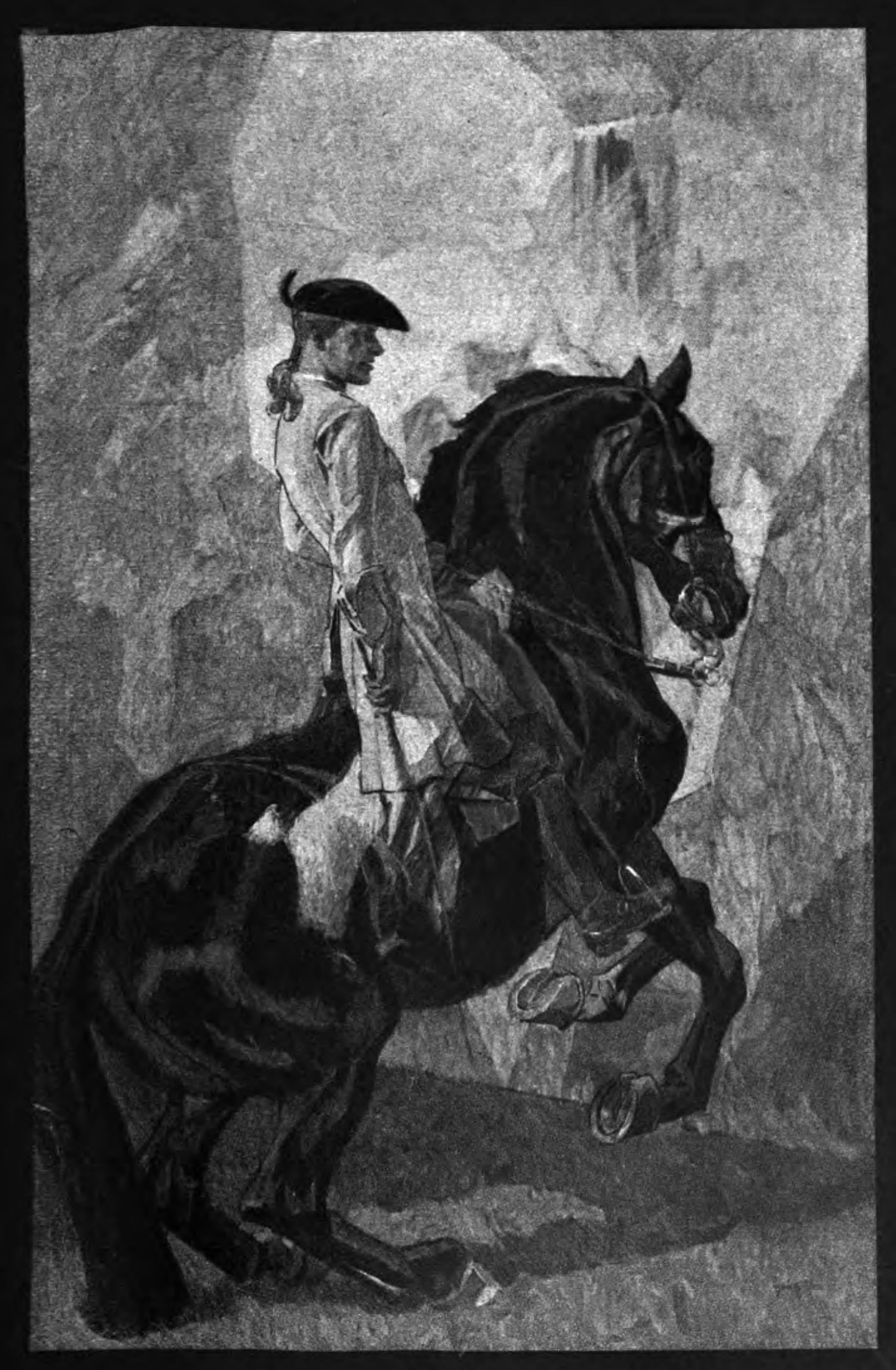
„Wollen wir hinübergehen?" fragte sie rasch. Gleich darauf wurden sie von den berühmtesten Leuten von Berlin gepufft und getrennt, von den elegantesten Frauen, die oben herum bathsebahaft aussahen, aufgeregt, fassungslos waren und sich kritisch oder begeistert gebärdeten, sich als Geburtshelfer einer neuen Zeit fühlten — ach, im Grunde ihrer Herzen war ihnen das alles grenzenlos gleichgültig, und in den meisten dieser Köpfe sah es so wirr, dumpf und dumm aus wie in dem Gehirn eines schlichten Bürgers, der auf dem Kanapee chinesisch liest. Doktor Ederlein brach sich gemessen Bahn, und die Frauen, die sein Arm streifte, vergaßen plötzlich vor seiner Erscheinung ihre Weisheit und musische Bestürzung.

Und als sie wieder zusammen gingen, meinte er langsam: „Wissen Sie, Fräulein Meinecke, wir sollten mal wieder wie in alten Zeiten ein bißchen Musik machen, Sie, Max Tettenborn mit der Flöte, Roland als Celloschaber, ich am Klavier. Ich habe schon ein paarmal daran gedacht seit den sechs, sieben Wochen, die ich wieder hier bin. Es ist wenig lustig. Und mitunter habe ich einen wahren Heißhunger nach hoher Meistermusik, ich meine: nach eigener klingender Betätigung. Singen darf ich nicht. Aber spielen — und nicht allein; dabei grübelt man bloß — trabt lieber melancholisch durch die Straßen. Es wäre sehr reizend!" Seine männliche Stimme umhüllte sie. Er sah mit finster zusammengezogenen Brauen vor sich hin. Er brauchte das jetzt.

Ihre empfindlichen Augen wuchsen. Aber auch die alte Scheu war da, die Neigung, sich abzuschließen und mit elfenbeinkühler Haut davon zu wandeln.

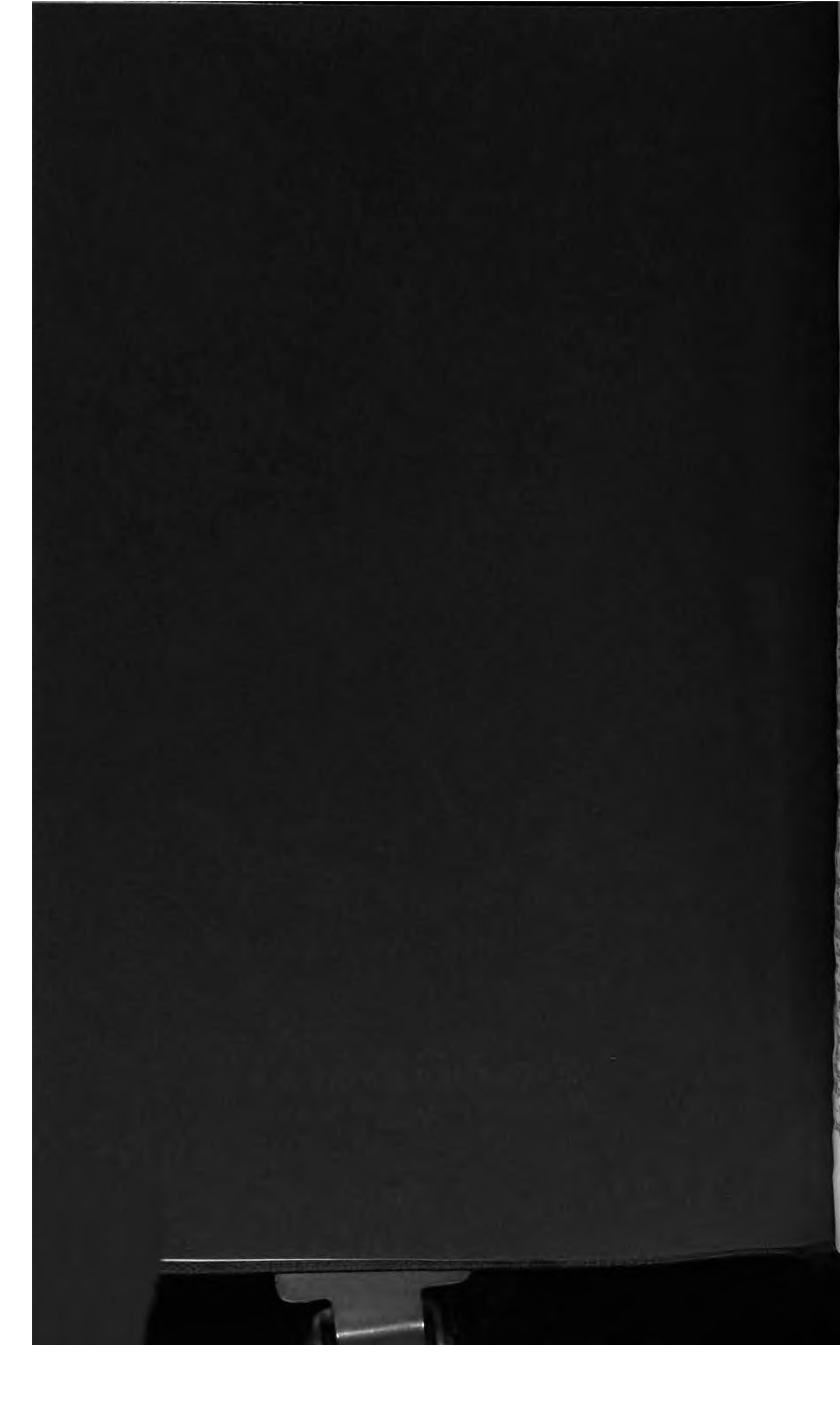
Hatte dieser Hans Martin nicht auch ihr einmal seine Freude gezeigt, gerade das letztemal, kurz vor Lenores plötzlicher Hochzeit vor etwa zwei Jahren? Aber da war sie erst recht scheu und verschlossen gewesen.

Ihr Herz schlug vogelleicht, und ihr schmaler Fuß glitt unhörbar über den Teppich. Hier an der Treppe war es kühler, und die Duftwolken der Frauenkörper und spinnweb-



Schulreiter

Gemälde von Prof. Robert von Haug



dünnen Kleider zerstoben. Es gab entsetzlich viel dicke Leute.

Gitta atmete die frischere Luft ein. „Max Tettenborn flötet nicht mehr. Und Roland ist lässig geworden. Er hat wenig Zeit. Es tut auch mir oft leid.“ Was für schöne gescheite Augen sie hatte, und wie rot und eigensinnig ihre Lippen waren. Kleine Gitta... Aber es steckte ein bitterernster Mensch in ihr.

„Schade. Ich wäre sehr glücklich. Sie würden einem armen Manne eine Freude machen, einem gequälten Menschen Linderung spenden ...!“ setzte er spöttisch und brüderlich hinzu. „Zwei wären schließlich auch genug, wenn es nicht vier sein können, möchte ich unmaßgeblich meinen. Wir würden spielen, und Onkel Erich hörte zu. Und dann ziehen wir auch mal als Wandermusikanten von Haus zu Haus und spielen dem Magistratus Max und seiner Frau Grete und dem lieblosen Juristen was auf, und der alte Scholarch brummte bei der besten Stelle begeistert und störend dazwischen — wissen Sie noch, Gitta Meinecke?“

„Ja, es war sehr hübsch, Herr Doktor,“ sagte sie mit zuckenden Lippen. „Der gute Onkel Tettenborn bekam noch öfter einen furchtbaren Schrecken, besonders wenn Roland den Bogen absetzte und stumm nach der Sofaecke sah, wo der alte Herr nickerte. ‚Herrjemineh — verzeih deinem alter Vater.‘ Tettenborns sitzen alle vier hier oben über uns, aber die Ränge sind streng getrennt, sie können nicht herunter zu uns, und wir nicht hinauf. Preußisches Klassentheater. Was werden sie zu ‚Bathseba‘ sagen und zu dieser Riesenpause? Aha — dort stehen Onkel Georg und Lenore ... Ja, kommen Sie zu uns, Herr Doktor, wenn Sie Zeit und Lust haben. Es soll auch mich freuen, und meine Geige wird es mir danken. Rufen Sie vorher an. Ich werde's mit Onkel Erich besprechen ...“ Sie redete bedächtig und sah zu Lenore hin, die die goldene Lorgnette hob. Sie näherten sich einander.

„Tag, Gitta. Wir wollten hinüber zu Onkel Erich kommen, aber wir wurden aufgehalten.“ Sie reichten sich die Hände.

„Tag, Kleine,“ sagte der Großbürger mit seiner festen Stimme. Er war im Frack und roch nach einem fremden Parfüm und nach guten Zigarren. Sein Gesicht war blühend, daß man die weißen Fäden in dem geschorenen Schnurrbart kaum beachtete. Er hob Gitta kurz das Kinn hoch und sah ihr ins Auge. Dann wandte er die stämmige Gestalt zu dem schlanken Herrn an ihrer Seite. „Ah ... richtig ... Doktor Eckerlein. Wir war doch so. Lange nicht gesehen. Wieder im Land, Herr Doktor?“ Und er sah den blendenden Herrn, wie es seine selbstgefällige Art war, mit scharfprüfenden Augen an. Er sah gut angezogene junge Leute gern; unter dem Rock da war nirgends schwammiges Fett. Alles Sehne.

Lenore hob lächelnd die Hand, die er ehrerbietig küßte. Der Mund war herrlich, beredt und verschlossen; seine feinen Winkel senkten sich ein wenig zu dem weichen, schlanken Kinn. Auch Gitta hatte dieses Gesicht geliebt, bewunderte es noch, die ganze stolze Gestalt; sie kam sich wieder unbedeutend und alltagsgrau daneben vor. Fledermaus neben Edelfasan. Wie sie ging und stand! Es war ein wundervolles Geschöpf. Aber hinter den taubensanften Augen und den weichen, reifen Lippen stand wohl ein zäher, harter Wille.

Komödie. Man war einander schon ein paarmal wieder begegnet in diesen Wochen, zufällig vielleicht, es war meist in der Nähe des Meineckeschen Hauses am Leipziger Platz geschehen. Hans Martins Weg ging oft dort vorbei. Aber die Unterhaltung war von Lenores Seite nur kurz gewesen. Sie hatte ihrem Mann flüchtig davon erzählt. „Was sagt ihr zur Dame Bathseba, Kinder?“ fragte die Dame Lenore munter. „Es ist beklemmend echt. Die Musik sticht, schneidet und berauscht wie ein Schmerz.“

‚Du bist selbst eine Bathseba,‘ dachte es unvermittelt in Gitta. Sie verabscheute plötzlich die Oper. All ihr Widerstreben vorhin, die heimliche Abwehr des Berechneten, Nervenhitzigen, Hysterisch-Stürmischen klärte sich jäh in ihr und weckte einen heftigen Widerwillen und daneben eine tiefe Sehnsucht nach Kraft, Wärme, heiß erfühltem Menschentum. Gitta wurde ganz ruhig. Es war fast ein frommes, froh-warmes Gefühl in ihr, das sie vor den anderen überlegen und sicher machte, auch vor diesem Doktor Eckerlein. Sie reckte sich förmlich. Sie sah zu Hans Martin auf. Keine Miene zuckte in seinem edlen Gesicht, während er artig und gemessen mit Lenore und ihrem Mann sprach. Aber Lenores Auge glitt einmal langsam an ihm nieder.

Es klingelte. Endlich.

„Du kommst morgen, Gitta?“ — „Ja.“ — „Und sehen wir auch Sie einmal, Herr Doktor?“

„Frau Geheimrat sind sehr gnädig ...“ Da war wieder das schwache Rot zwischen den bezaubernden Brauen. Sie lächelten.

„Werden uns freuen, Herr Doktor.“ Meinecke gab ihm kurz die Hand. „Wiedersehen, Kleine. Wir sollten dann ein bißchen zusammen was schmausen!“

„Es wird Onkel Erich zuviel werden."

„Wie lange wird es denn noch dauern? — Dann also morgen, Kind. Djüs."

Er sagte kein Wort über die Oper. Er war ziemlich amusisch, obwohl er kostbare Bilder besaß und kaufte und Leute der Kunst und Wissenschaft bei sich sah. Das gehörte dazu. Er war so gewissenhaft, daß er selbst niemals urteilte; er fragte stets, auch im Theater, eine ‚anerkannte Autorität': wie ist das? ‚Gut.' Dann war auch er zufrieden. Früher sah man ihn selten an diesen Stätten. Jetzt war es Dienst, Frauendienst, den er ohne Murren erfüllte. Er zeigte sich gern mit seiner Frau, freute sich an der Bewunderung, die man ihr zollte, und war zufrieden, wenn sie sich freute; er hielt stand, und wenn es fünf Akte waren, Strapazen kannte er nicht. Man war kein Pfahlbürger und Tapergreis. — Und Lenore? Sie hatte die schlauen Luxusnerven der Frau, las, sah, hörte alles, wie sie einst spielerisch neben Gitta allerlei Kollegs gehört hatte, nie hastig, niemals verwirrt, unverlegen vor dem Neusten, ja Tiefsten, immer an der Spitze, Raffinierte auch darin; alles diente ihrer Höhe, Eitelkeit, dem Lebenskitzel — und war am Ende nicht wertvoller als der bürgerliche Masseninstinkt, den sie wortlos verachtete.

Eckerlein führte Gitta an ihre Loge zurück. Sie nickte ernsthaft. Und er nahm die Erinnerung an ihre glänzenden Augen mit.

„Ich dachte, du wärest ausgerückt," sagte Onkel Erich.

„Nein. Ich sprach mit Doktor Eckerlein. Und dann trafen wir Meineckes. Sie lassen grüßen."

„Danke. Wir nickten eben. Sie ist die schönste — hm. Dieser Eckerlein — ach, nun geht es schon wieder los. Hoffentlich zieht sie als künftige Königin etwas mehr an. Sie hat's doch nun dazu. Mir ist ganz ängstlich. Gut, daß ich nicht den David machen muß . . . Und daß ihr jungen Menschen euch das kaltlächelnd ansehen dürft."

„Bald vierundzwanzig, Onkel Erich. Da fangen die Pauken wieder an zu schwirren . . . Ja, Onkel Erich, Doktor Eckerlein bat mich vorhin, ein wenig mit ihm zu musizieren. Er vermißt das sehr. Er möchte ein- oder zweimal in der Woche am Nachmittag oder Abend zu uns kommen, wenn wir nicht Überstunden im Verlag machen müssen . . ."

„He?"

„Und du sollst zuhören."

„Ich denke, er kann nicht singen."

„Nein. Er will mich begleiten."

„Er hätte die Singerei von vornherein lassen sollen. Das ist doch nichts für einen Mann; ich kann mir nicht helfen. Naja. Nun und du, Gitta?"

„Wir sprechen noch darüber, Onkel Erich. Sieh, das ist Uria, der Hethiter. Er kann einem leid tun."

„Soll froh sein, daß er das Ekel los wird. O Gott, was ist das, Gitta? Bläst da einer in eine Gießkanne?"

„Pst, Onkel Erich. Schakalgeheul in der Wüste."

⌘ ⌘ ⌘

Der Schluß war Sturm. Man rief, schrie und tobte mit den Händen. Dazwischen zischte und pfiff es. Die andern rasten noch toller, und Männer und Frauen, die sonst in Schönheit und Würde gebannt waren, selbst die fettesten, umgänglichsten Leute blickten wütend, als wollten sie sich ohrfeigen und zerfleischen. Und wiederum andere standen stumm, lächelten oder lachten.

Es war ein Chaos, wert einer besonderen Vertonung. Onkel Erich stand mit offenem Mund und staunte. Einer Oper wegen? Waren die Menschen toll? Waren das Gassenjungen? Man sollte sich still und verlegen hinausdrücken.

Oben im zweiten Rang standen die vier Tettenborns in einer Reihe und schienen sehr vergnügt. Sie winkten zu Gitta herab. Roland, der Junior, völlig vergessend, was er sich und seinen Reichmeiers im Parkett schuldig war, markierte sogar mit Schulter und Armen den Tanz der Bathseba, der Scholarch staunte ähnlich verbiestert wie Onkel Erich in den siedenden Höllenlärm hinab. Bloß Max, der Magistratus, hager, blond, mit Kneifer und hängendem Schnauzbart, setzte sich wieder und sah zu den Gipsgeschwüren der Decke hinauf, über Lärm und Menschen hinweg, als bedrücke ihn das alles nicht sehr. Es gab Dinge, die die Menschheit näher angingen.

Der kleine, dürre, blasse Mann mit dem faden Schopf verbeugte sich vor seinem Stühlchen, hastig, linkisch, mit einer großen Verbissenheit. Das Pfeifen gellte schriller. Die Begeisterung tobte, Blumen, Taschentücher flogen, noch warm von den fiebernden Händen. Er achtete des nicht. Er verneigte sich und starrte totenblaß durch die zitternde große Brille in die Höllenwelt hinein.

Da tat er Gitta leid. Und sie schlug ein paarmal fest die Hände aufeinander. Ehrlich hatte er es sicherlich gemeint. Und Kraft und Nerven bis zur Erschöpfung darangegeben. Onkel Erich wandte sich erschrocken nach ihr um, und Grete Tettenborn da oben neigte ihr fragend das helle Gesicht mit den leidenschaftlichen, dunkeln Augen zu. Sie war sehr gründlich und gläubig; sie suchte immer erst nach dem Guten in allem, was ihr begegnete bei Menschen und Dingen. Sie

hatte es wohl auch hier getan. Sie waren alle musikalisch, auch Grete. Gitta nickte hinauf, und beider Augen sagten sich Gutes.

„Komm, Kind."

Gitta raffte den Schal vom Stuhl. Aber nun flog ihr Blick noch einmal zurück. Da, in der Mitte des Raumes, stand Hans Martin Eckerlein und verachtete. Aller Glanz seines Wesens war noch um ihn. Er überragte alle. Es war fast stiller um ihn. Als ihn Gitta zum Abschied grüßte, da verneigte er sich wieder tief, und sein Blick war plötzlich nicht mehr kühn, sondern demütig.

Lenore und Meinecke waren längst weg.

„Komm, Onkel Erich," sagte Gitta und drängte fast hastig hinaus in das klapprige, muffige Dröschklein, das ihrer harrte. Am Droschkenschlag aber stand Roland Tettenborn und sang: „Die Sterne sehen so trübe aus. Ich glaube, es wird Regen geben."

„Ja! Ja!" krächzte Onkel Erich und schlüpfte in die Droschke, und Gitta schämte sich ein wenig.

⁂

Hans Martin Eckerlein wohnte in einer internationalen Pension in der Nähe des Wittenbergplatzes, die gern von Überseeleuten und jüngeren Diplomaten benutzt wurde, und vermutlich deshalb vor allem hatte Hans Martin sie gewählt. Man konnte übrigens ganz preiswert da wohnen, ein Sachverhalt, der für ihn erheblich ins Gewicht fiel. Er unterschied sich im Äußeren und in seinen Gewohnheiten fast gar nicht von den andern. Er war ebenso gleichgültig, selbstbewußt und wortkarg wie die deutschen und fremden Edelmenschen von jenseits der großen Teiche, und dabei half ihm, daß er gewisse Sprachen bloß mangelhaft beherrschte. Es lag immer ein Schatten auf seinem stolzen Gesicht. Das unterschied ihn von den übrigen Herren; er betonte es. Jene waren ihm im Lebenszuschnitt überlegen und in gesellschaftlichen und anderen praktischen Dingen Muster. Er ahmte diese Art Zeitgenossen von jeher im Gehen, Grüßen, Sprechen, in ihren Liebhabereien des Essens, Rauchens, Sichpflegens und Kleidens, in ihrer stoischen Haltung nach. Aber er hatte etwas, was jene nicht besaßen: seinen Schatten. Er brauchte so eine Besonderheit. Es war ihm unerträglich, wenn andere etwas vor ihm voraus hatten.

Im übrigen lebte er sehr bequem. Es verlohnte sich jetzt nicht, frisch und behende zu sein, soweit das eine geschmackvolle Herrenhaltung überhaupt zuließ. Sein Leben befand sich wieder einmal in einem Zustand der Krise. Er stand spät auf, flatterte in einem großgeblümten Seidenschlafrock, der leider bereits verblichen war, ins Bad, denn jeder Mensch von Kultur badet täglich, dann frühstückte er in Schlafrock und Pijama, aß Haferbrei, ein Ei, Schinken, Marmelade auf Röstbrot, löffelte mit bewundernswerter Umständlichkeit eine Apfelsine aus der Schale, rauchte ein paar Shagpfeifen, las, erledigte seine Korrespondenz — sie war nicht der Rede wert, aber er sprach, überlastet, stets zu den anderen davon — und ging geglättet, gemessen, mit einem letzten seitlichen Blick in den Spiegel, mit etwas schrägem Hut, duftend und mit einem Monokel bewehrt — das linke Auge war etwas schwach geworden — aus. Das alles wäre nicht der Rede wert und ganz in der Ordnung gewesen. Aber wie er es tat, absichtlich, betont, mit Geringschätzung und Verachtung für alle, die es nicht so trieben, und in peinlicher Sorge um die neueste modische Wendung — das war bemerkenswert.

Es gab freilich auch düstere Stunden für ihn. Hin und wieder geschah es, daß er unter einem nervösen Zwang den Umfang seiner Kapitalien im Geist überschlug, so daß er ein Prickeln und Stechen unter der Kopfhaut spürte. Es ging beträchtlich mit seinem schmalen Bankguthaben zur Neige. Ihm war seinerzeit ein kleines Kapital von Mutters Schwester, die nach Mutters Tode im Haus gelebt hatte und ebenfalls vor Jahren gestorben war, als alleinigem Erben zugefallen, ja, sein mütterlicher Großvater hatte als Spritfabrikant auf dem Wedding einiges zurückgebracht. Er hatte das Kapitälchen, einige tausend Taler, nie recht angegriffen, sondern mit Ausdauer seinen zähen Alten zahlen lassen. Es hatte arge Weiterungen und Weigerungen gegeben, und zuletzt, als er jenen Stimmwechsel gewagt und den Sprung auf die freie Ruhmesbahn entschlossen ins Auge gefaßt, hatte sein obstinater Senior sogar völlig versagt, so daß seine kümmerliche Erbschaft beträchtlich ins Abbröckeln geraten war. Das war doppelt schlimm, nun alle Erwartung getrogen hatte!

Ein halbes Jährchen und darüber würde er's bei guter Sparsamkeit noch einrichten können. Aber das war keine leichte Sache, denn wer nichts aus sich machte, erreichte auch nichts! Bloß nicht kleinlaut werden, bloß nicht knappsen! Das schlug nach innen, lähmte, ermattete, steckte die Ziele kürzer, ließ sie völlig im Dunst versinken.

Es gab so mancherlei Wege zur Höhe, die er liebte, nicht bloß berufliche ... Wenn er an Lenores Lebensweg, wenn er an das Meineckesche Haus überhaupt dachte ... und es standen noch andere solche Häuser in Berlin ... Er brauchte Genuß und Luxus.

Alles andere war ein Zurücksinken in die Masse, ins stumpf zufriedene Kleinbürgertum, eine Vorstufe der ausgefransten Hosen und schlecht gepflegten Fingernägel, dieses brave, hungrige, niedere Streben nach einem mäßig gefüllten Brotkorb. Gräßlich! Und er hob kühn und zornig das Gesicht. Es gab immerdar Ziele und Aussichten! Immerdar! Man mußte bloß ‚stählern' wollen und sich selbst hochschätzen.

Hans Martin überquerte kurz vor fünf den Potsdamer Platz.

Die Luft war frisch, daß man den Autogestank fast als Würze genoß. Man sollte überhaupt mehr Bewegung haben, einen Sport treiben, am besten Reiten ... ‚Prostemahlzeit, mein sauber, aber ärmlich gekleideter Vater in der Gormannstraße würde mich für wahnsinnig halten!'

Er wollte jetzt nach dem Monbijouplatz. Am liebsten würde er ein offenes Auto nehmen. Aber er wollte ein Stück gehen, und im übrigen kostete die Elektrische bloß einen Groschen.

Hans Martin blieb stehen und zündete sich behaglich eine Zigarette an. Übrigens wäre es ihm nicht unlieb, wenn der alte Knabe, wenn Onkel Erich diesmal wieder beschäftigt oder erkältet wäre und in seinem Zimmer bliebe. Ein ordentlicher Schnupfen konnte ihm nicht schaden und war bei dem Übergangswetter leicht herzustellen. Man hätte dabei obendrein den Vorteil, ein paar freundschaftliche Ratschläge geben zu können.

Er schritt stolz weiter, die Arme an den Hüften, den Stock mit der Elfenbeinkrücke unterm Arm und die Hände in hellem Leder auf dem Rücken — man ging neuerdings so, wenn man zur Hochfinanz, zur Großindustrie oder zur Hochintelligenz, die auf Formen hielt, gehörte. Das Monokel hatte er nicht angelegt. Das war nichts für die feinen Bürger auf dem Monbijouplatz. Gitta war in solchen Sachen ein Kind. Aber sie hatte auch unerbittlich helle Augen.

Er sah nach rechts, während er langsam ausschritt. Dort drüben war eine halbe Fensterreihe hell. Hatte man Teegäste? Ja, es verkehrten viele hervorragende Leute dort! Es war das Meineckesche Patriziat. Lenores Luxuskoje. Ein älterer Palast, von irgendeinem Vorgänger vor zwei Jahrzehnten übernommen, nicht allzu protzig trotz Renaissance und figürlicher Geschwülste. Er war noch nicht dort gewesen. Er hatte diesen Besuch bislang vermieden.

Er dachte darüber nach. Aus Scheu? Vielleicht. Aus Scham? Hm. Was heißt Scham? Er war ein Mann. Und des Lebens Wege schneiden sich wunderlich. Sollte man empfindlich und sentimental wie ein Postsekretär den Finger an die Nase legen und sich fragen: ‚Mußt du die alten Kreise nicht unerbittlich meiden?' Aber bei solchen profunden Nachdenklichkeiten mitten auf der Lebensbahn bekam man leicht einen Stoß von hinten, geriet unversehens unter einen Omnibus, wie man in Berlin sagte, und lag im Dreck — Staub der Straße. Hätte sie seine Kreise gemieden gegenüber jeder glänzenden Lockung? Er glaubte's nicht. Und im übrigen war er ein Mann.

Hans Martin spürte plötzlich eine Wärme — mehr: einen Schmerz, ein Verlangen. Es floß jach und heiß durch sein Blut. ‚Lenore ...' dachte er. ‚Du warst ein Himmel. Du warst betäubend und köstlich wie keine.' Jedesmal, wenn er sie sah, sprang ihn das wieder an. Neulich in der Oper, vorher, als sie ihm ein-, zweimal in dieser Gegend entgegengekommen war. Fast größer und schlanker. Unnahbar für jede rasende, zitternde Erinnerung. Ihre Lippen waren Riegel; ihre Augen hatten alles vergessen, und ihre Hände — ihre Hände, die ihn wahnsinnig gemacht hatten, waren kühle, lange, weiße Frauenhände. Kühl? Was hatte sie vor ihm — nach ihm erlebt? Keiner wußte's! O man war freier, selbständiger geworden, weniger kleinlich in der Bewertung des Körperlichen, wußte Körper und Seele zu trennen, jedenfalls die Gegenwart von der Zukunft, die allerpersönlichste Verschwiegenheit von der braven Schwatzhaftigkeit! War es bloß einer — einer gewesen? Erlesene natürlich, nicht jeder beste. O, töricht. Niemand wußte's. Das hatte keiner zu kümmern.

Er wandte noch einmal den Blick zurück. Er sah rote Tapeten, goldene Rahmen, üppig gleißendes Licht. Dann schritt etwas an den Fenstern vorüber; er glaubte einen Diener zu erkennen. Wo war sie selbst?

Da ließ Hans Martin den Stock vorgleiten, gab die Haltung der Hochfinanz und Hochintelligenz auf, faßte den Stock an der Krücke und stieß hart die Erde damit. ‚Was soll das? Das war. Das ist vorbei, gleich wichtig für euch beide! Willst du dort stören? Verrückt! Sie hat völlig vergessen. Nichts erinnert sie mehr. Sie ist längst zu neuem Leben erwacht. Das neue ist das wahrhaftige Leben.'

Er verstand es. Der Mann war nicht mehr jung; so frisch er noch wirkte. Ihre Sache. Vielleicht hatte es sie gelockt, gütig, liebreich seine versunkene Jugend mit Rosen zu kränzen ... O Gott.

Er lachte, warf die Zigarette weg und sah nach der Elektrischen aus. M — ja, da

unten am Rosentaler Tor residierte ja auch sein alter Papa. Heute hatte er keinen Appetit auf den reiz- und streitbaren alten Herrn. Ein andermal.

Er fuhr durch Mauer- und Französische Straße. Kurz hinter der Brücke sprang er ab.

Als er in die Kleine Präsidentenstraße einbog, umwehte es ihn heimatlich. Er kannte jeden Stein und jedes Haus. Da an der Ecke in der alten berühmten Kaffeelagerei glommen die grünen Kontorlampen. Um den fahlweißen Chamissokopf in der Mitte gilbten die Kastanien. Und nach dem Monbijouschloß hin spazierten alte Leutchen. Frachtwagen standen hier und da vor den großen Haustoren, Leitern und Ketten klirrten und die Spitze kläfften.

Ja, da waren die Häuser. Erst kam das Tettenbornsche. Unten hatte Kaufmann Micke seinen prächtigen zweifenstrigen Laden, vor zwei Menschenaltern noch Tettenbornsches Geschäft; in dem einen Schaufenster stand ein Mohr in blauer Jacke, der eine dicke Zigarre rauchte, und in dem andern ein Chinese, der mit dem Kopf nickte, alte Wahrzeichen von des Scholarchen Vater her. Ein paar Nummern weiter stand das Thornowsche Haus. Hier wurden die schweren Leipziger und Stuttgarter Ballen aus dem Torbogen gekantet — hub! Der Enakssohn im knackenden Lederschurz hob an, und die Riesenpakete schwebten nacheinander auf den Leiterwagen hinauf, und dann bog der Wagen schwer und langsam um.

Es war ein geheimrätliches Haus mit Schinkelsimsen und hatte einen sauber glänzenden grauen Anstrich, darauf hielt Onkel Erich wie auf die peinliche Adrettheit seiner eigenen Alteherrenerscheinung. Man stieß dicht an Schloß Monbijou — Respekt, messieurs!

Sollte man noch einen Augenblick lang durch den Monbijougarten spazieren? Es war noch Zeit. Auch der bewegliche Hans Martin, der doch die Reize der Gegenwart über alles schätzte, ließ sich leicht von dem Zauber dieses Fleckleins umspinnen. Uhren schlugen. Hinkte hier die Zeit nach oder hatte er sich vorhin verhört? Vom Domkandidatenstift, von der Englischen Kirche, und nun schien es auch aus dem Schloßgarten herauszuzittern. Zu denken, daß dieser Stundenruf durch die Säle und Kammern des versponnenen Schlosses hallte, wo die morschen Dinge herrisch mächtiger Vergangenheit standen und mit knackendem Holz raunten und träumten! O, man mußte gelegentlich da mal wieder hinein! Der Thron des großen Königs in Purpur und Silber, der Sterbestuhl — ungeheuer; Königin Luises Leben erhob sich mit zärtlichem und schmerzlichem Lächeln, man ging leise ... Weißseidene Brautkleider und Hochzeitsschuhe, die wie nach einem frohen Tanz hier stehen geblieben schienen. Ach, alle tot — tot. Schönheit, Glanz, Größe, Macht — alles ausgelöscht, vermodert. Man erschauerte schon als Kind in diesen Zimmern vor der Größe und Unzuverlässigkeit des Lebens und vor seiner letzten Versenkung.

Hans Martin ging geruhig bis ans Tor. Von der Kastellanwohnung her duftete es nach Kaffee, ja, diese Leutchen wußten zu leben. Und links in der stillen Hofapotheke mit den prächtigen Mahagonischränken schimmerte Licht und stand friedlich der bebrillte Hofapotheker in seinem schwarzen Rock wie ein Ministerialdirektor und rezeptierte mit Präzisionswage und Stößel. Man sah es ihm an, daß er nur für den Hof und was dazu gehörte da war.

Gitta Meinecke saß zur selben Stunde in ihrem schmalen Kontor am Schreibtisch. Des Morgens hatte sie Kolleg und Seminar, nachmittags wirkte sie hier; mitunter war es auch umgekehrt. Nun klingelte sie und gab dem farblosen Fräulein Lieps, das älter als sie selbst war und jede Gefühlsregung verbarg, eine Weisung.

Gitta war heute wieder in einer linden Erregung, als freute sie sich auf die Musik. Sie hatten es inzwischen schon ein paarmal betrieben. Die Dinge um sie hatten eine wärmere Farbe angenommen und die Menschen ein persönlicheres Gesicht. Gitta seufzte unwillkürlich und las weiter. Dann ging sie mit der Briefmappe zu Onkel Erich hinüber, dessen Zimmer durch das Archiv von ihrem Kabinett getrennt war, damit er unterschriebe.

„Du gehst heute aus, Onkel Erich?"

„Ja, Gitta. Warum? Ja, heute ist Dämmerschoppen bei Habel. Ich esse vorher noch einen Happen."

Das war jeden Freitag so. Onkel Erich traf dann beim alten Habel Unter den Linden gegen sieben Uhr mit einigen Lebensgenießern, Gelehrten und Würdenträgern, zusammen. Sie waren fast alle um die siebzig und älter, deshalb wollten sie nicht mehr so lange aufsitzen; man kneipte bis neun, aß dazwischen ein paar Leckerbissen und ging dann behaglich, erfrischt und ohne Gewissensbisse heim und zur rechten Stunde in die Posen. „Warum fragst du, Gitta? ... Nein, den Brief da wollen wir lieber noch bis morgen zurückbehalten. Ich möchte nochmal mit Giesebrecht über die Sache sprechen."

„Schön, Onkel Erich."

„Wie? Hm?" Und der alte Herr sah halb

fragend, halb zerstreut auf. Gittas Stirn zeigte eine schwache Röte.

„Ich fragte deshalb, Onkel Erich, weil wir heute wieder Musik machen wollten."

„Musik?"

„Ja. Doktor Eckerlein kommt für eine Stunde. Ich dachte nicht an Habel."

„Schade. Schade. Aber ich muß hin. Denn sonst sitzt schließlich mal einer alleine da. Korpsgeist ...!" Gitta wußte, daß Onkel Erich sich stets mit tiefer Befriedigung für diesen Schlemmerschoppen fertig machte. „Aber geht es denn?"

„Was?"

„Ihr allein?"

„Aber Onkel Erich. Der Flügel ist ja dabei und die Geige." Sie lachte leise. „Konferiere ich nicht stundenlang mit Giesebrecht?

„Ja der. Aber so seid ihr. Was gibt's denn heute?"

„Schubert. Ein wenig Brahms natürlich."

„Ah! Ah!"

„Und Johann Strauß."

„Wa—as?"

„Ein bißchen Fledermaus, Onkel Erich."

Fräulein Lieps kam kaum hörbar mit dem noch fehlenden Brief herein, mit Schatten unter den Augen, Falten auf der Stirn und Verdrossenheit in den Mundwinkeln. Sie war sehr tüchtig. Gitta ging.

Bei Doktor Giesebrecht klinkte sie noch einmal auf. Er saß in dickem Zigarrenrauch. Er hatte Bilderdrucke vor sich, Illustrationsdrucke, arbeitete an seinen Bilderbüchern, wie Onkel Erich boshaft sagte. Aber sie brachten schweres Geld. Es waren mächtige Sammelwerke von der Geschichte der Erde, von der Herrschaft des Menschen über die Erde, vom Tier- und Pflanzenreich, vom Himmel und Weltall. Dazu brauchte man natürlich Bilder, die der Doktor vorsichtig auswählte. Er hatte die allerbesten Mitarbeiter. Diesmal handelte es sich um das Reisewerk eines Tibetmannes. Er öffnete sofort das Fenster, und die abziehenden Rauchwolken umwirbelten sein geschorenes Haupt mit den ironischen Ohren.

„Wieder Musik heute, Fräulein Meinecke?"

„Warum?"

„Ich dachte es bloß, weil Sie Schicht machen. Hoffentlich höre ich noch ein wenig davon. Ich habe noch zu tun da. Die Bilderbücher. Es ist sehr schwer mit den Illustrationen. Es dürfen nicht zuviel werden, und jede soll schlagen. Man tanzt Seil. Ich will heute vorsichten. — Was ist?"

Ein junger, sehr vornehmer Herr kam herein, der einen tadellos schräggeschnittenen Rock trug, ein sehniges, glattrasiertes Amerikanergesicht hatte und Meyer hieß. Es war Giesebrechts Herstellungsadjutant.

„Verzeihung. Ich wollte Herrn Doktor wegen der Papierlieferung —"

„Nachher, lieber Meyer." Und Meyer verschwand.

Der Doktor sah mit seinem festen, scharfen Blick über Gitta hin. Er war ganz geschäftlich. „Ich bin für eine sehr starke Reklame. Ich werde die Sache in die Hand nehmen. Und dann sollten auch Sie mal drüber nachdenken, Fräulein Meinecke, und was Hübsches austüfteln ..."

„Gern, Herr Doktor."

Wieder kam ein Herr vom Stab, der Prokurist Widdey, ein blonder, hoher Mann, der auf feinste Manieren hielt. Er war umständlich wie alle Gediegenheit und spreizte beim Sprechen den kleinen Finger ab.

„Verzeihung ..." Er teilte sich förmlich zwischen Fräulein Meinecke und dem Doktor und kam, sich wiegend und mit den Sohlen schlürfend, näher. „Die Druckerei telephoniert aus Leipzig ..."

„Gut — legen Sie die Bogen herein. Ich werde sie selbst wegschaffen."

„Sehr wohl, Herr Doktor." Herr Widdey verneigte sich und ging, ein wenig zitternd vor Anmut, hinaus.

„Wir werden Sie von oben stören, Herr Doktor. Wir sind gerade über Ihnen."

„Im Gegenteil. Nerven haben wir nicht."

Das wußte sie. Er war stets gelassen, obwohl alles zu ihm kam, ihm Arbeit und Stunde zerriß, und mitunter gingen die Wogen hoch. Es machte ihm Spaß, im wildesten Trubel unberührte Ruhe zu zeigen und die andern damit zur Vernunft oder zur Verzweiflung zu bringen. Ein skeptisches und satirisches Gemüt. Machte ihm bloß die Arbeit Spaß? Für Frauen schien er kein ernsthaftes Interesse zu hegen.

Er hatte ihr einmal im Scherz gesagt — er sprach meist im Scherz, wenn es sich nicht um Geschäftliches handelte: „Es ist sehr schwer, die Mitte zwischen Zudumm und Zugescheit, zwischen Zuschön und Bloßpassabel zu finden. Ich bin nicht für Superlative. Wenn sie nicht enttäuschen, dann stören sie, denn man kann nicht immer in Höhenstimmung sein; aber ich bin noch weniger für Durchschnitt. Man muß abwarten."

Aber man wußte auch, daß er sich vor einigen Jahren mit einem sehr schönen Mädchen verlobt hatte; Onkel Erich hatte ihr mal erzählt, daß sie ihm von seinem besten Freund in wenig nobler Weise ausgespannt worden sei, unter Zuhilfenahme indiskreter und verleumderischer Mittel und auch verführerischer Stunden, denn der andere wäre

ein sehr viel stattlicherer Mann gewesen; es wäre sogar zu einer Forderung mit Knalleffekt gekommen. Hart und unversöhnlich. Aber Onkel Erich sprach rasch etwas hin — natürlich bloß zu den Vertrautesten; er war ein feiner, peinlicher Mann. Das also —? Es hieß, daß er bis zum frühen Mannesalter viel kränklich und sehr anfällig gewesen sei. Und er war mit einem etwas kürzeren Bein geboren worden. Alles wirkt nach innen.

„Sie sollten dann ein wenig zu uns hinaufkommen, Herr Doktor. Onkel Erich hat seinen Schlemmertag bei Habel. Es gibt Tee, auch ein feuriges Gläschen — zwischen sechs und acht."

„Reizend." Giesebrecht sah vor sich hin; dann schüttelte er den geschorenen Kopf und seufzte. „Es geht leider nicht. Und später bin ich schon besetzt. Vielen Dank, Fräulein Meinecke. Ich muß mich eben — ja, als Zaungast begnügen, und lassen Sie sich um Gottes willen nicht stören. Sie sollen Musik machen — sollen —!" sagte er plötzlich mit starker Betonung und sah sie fest an, als wollte er sagen: ‚Was quälst du dich mit Papier und Druckerschwärze? Dir sollte die Welt klingen und duften. Allen Frauen. Sonst werden sie alle wie die Lieps. Und wir andern haben kein Aufatmen, bloß das Nachsehen!'

Sie wandte unwillkürlich den Blick von ihm weg.

„Ja — dann will ich hinaufgehen. Guten Abend, Herr Doktor."

„Guten Abend, Fräulein Meinecke. Meine Empfehlung an Herrn Eckerlein. Ich werde die Ohren spitzen und wie ein Kater schnurren." Er gab ihr ein Stücklein zur Tür das Geleit. Dann verneigte er sich kurz und ging mit raschem Hinken in den Kreis der grünen Lampe zurück.

‚Dieser Hans Martin Eckerlein ...' dachte er, und dann sagte er: „Kleine, feine Motte. Kleine, feine Motte. Ihr fliegt alle ins Licht!"

Er klingelte, und Meyer mit dem rassigen und verachtenden Gesichtsschnitt erschien. Bald darauf klang oben der Flügel, und Gittas Geige begann zu schwirren. Sie machten Onkel Erich noch einen Spaß und fiedelten die Fledermaus zuerst. Der alte Herr war emsig und vergnügt in seinem Ankleidezimmer beschäftigt, und Gitta hatte die Tür bloß angelehnt. ‚Wie nett und schelmisch sie das machte,' dachte der zufriedene Hans Martin, der am Flügel saß.

Und nun prickelte und schäumte es. Unten der fleißige Doktor spitzte wirklich die ironischen Ohren und war baß erstaunt. Diese zärtliche Heiterkeit tat ihm ein bißchen weh. Aber dann summte er falsch und tief mit, denn er hatte weder Stimme noch Gehör:

„Glücklich ist, wer vergißt,
Was nicht zu ändern ist ..."

Er kannte auch den Text nicht genau und brummte bloß.

Es kamen dann noch ernstere Weisen herunter voll herber, sinnenschöner Kraft und blühenden, süßstarken Lebens, daß der stille Mann die Feder weglegte, sich zurücklehnte und langsam rauchte. Er hatte wenig Sinn für Musik. Aber es war doch schön. Es klang gedämpft und leidenschaftlich, vom starken Rhythmus gebändigt, beschwichtigt, gerade über ihm. Es kam aus Einsamkeit zu Einsamkeit, und eine weiße, schmale Kinderhand führte den Bogen und drückte fühlend die Saiten. Liebe, kleine Motte.

Und dann wurde's still.

Da räusperte er sich, sah nach der Uhr, knipste den Deckel scharf zu und senkte die Feder wieder ins Tintenfaß. „Lassen wir uns in unserem Broterwerb nicht stören! Da oben beginnt der Komödie zweiter Teil."

Sie hatten eben die G-Dur-Sonate mit dem innig wehmütigen Schluß exekutiert, in der Brahms dem lieben Bruder Schubert die Hand reicht. ‚Der Tag ist so trüb verhängt und schwer.' Das hoffend schwermütige Regenlied sang in der Geigenstimme.

Nun plauderten sie. Gitta goß aus der summenden Zinnkanne in der Ecke noch zwei Tassen Tee auf; sie hatte einen vorzüglichen Tee aus der Mickeschen Handlung unten, der dem nickenden Chinesen alle Ehre machte.

Hans Martin durfte rauchen. Er spazierte in dem großen Zimmer hin und her, als klänge es in ihm nach. Er tat das gern. Es erhöhte die Vertraulichkeit zwischen ihnen, die von einem Mal zum andern Mal wuchs.

Hans Martin besaß die Gabe, sich den anderen zu nähern oder sie sich gefügig zu machen, so daß sie auf seine Art eingingen. Es geschah scheinbar naiv oder rücksichtslos, als zwänge ihn selbst das Temperament und als wäre seine gemessene Art draußen vor den vielen bloß Maske und Zurückhaltung, hier aber war er Mensch! ‚Siehst du es — fühlst du es, Gitta?'

Es war ihm kolossal wohl in diesen Räumen.

Große rote Sammetvorhänge verhüllten die Fenster. Die Möbel aus den siebziger Jahren, aus wunderbar blankem Mahagoni, standen auf gekrümmten Beinen und prunkten an den Lehnen und Armen mit üppigen Schnörkeln. Man wußte damals, was man seinem Geldsack und Stand schuldig war! Aber auch

noch älteres, lieblicheres Gerät schimmerte, das Gitta vom Boden heruntergeholt und zu neuer Politur erweckt hatte. Alles alt, behaglich, schwer und reich. Ein kostbarer Teppich bedeckte den Boden. Nur der schwarze Flügel war neu, Gitta hatte ihn vom Leipziger Platz mitgebracht.

Ja, hier umfing einen Sicherheit und Geborgenheit, feinste, solideste Bürgerlichkeit, man hätte stundenlang spazieren und sich, zufrieden mit sich selbst, dehnen mögen.

Daneben war Gittas kleines Wohnzimmer mit den langen, niedrigen, hellen Bücherschränken ebenfalls erleuchtet. Die Tapetentür stand offen. Die alte Tschierch, Onkel Erichs Hausdrache, wie er sie nannte, wenn die Brave mal eigensinnig war, hatte eben frisches Teewasser, ein paar Briefe und vorher eine Schale mit Gebäck hereingebracht. So völlig billigte sie dieses Zusammensein doch nicht! Man hörte mitunter draußen ein beunruhigtes Rumoren.

Hans Martin nahm die Tasse in die Hand und setzte sich Gitta gegenüber.

„Das da ist doch besser als ... sagen wir: Bathseba!" hatte Gitta vorhin energisch gesprochen, als sie die Geige absetzte und den Bogen weglegte. Und dann waren sie nach Art junger Leute unversehens wieder in ein rasches und streitbares Gespräch über Kunst, Zeit und Menschen geraten. Gitta hatte die Nase gerümpft: Erfolg, Gewinn, Eitelkeit, Blendung! Und das nannte man Ruhm. Man sprach fast eigensinnig aneinander vorüber.

Wie abgeklärt und klug die kleine Gitta Meinecke reden konnte. In dieser Umgebung hatten ihre Worte viel mehr Sicherheit, Farbe und Gewicht. Man mußte vor ihr auf der Hut sein! Hans Martin verbarg ein Lächeln und trank. Abgeklärt? Sie war ein reizendes Kind, und die großen grauen Augen würden bis auf den Grund erschauern, wenn eine starke Hand den schlanken Nacken umgriffe und ihn zwänge. Sie war klug; nun, er war auch nicht dumm. Und der Mann formt die Frau, auch die klügste. Der Schauer war stärker als alles. Aus ihm wuchs Hörigkeit, dachte er beherzt.

Er setzte die Tasse fort und faltete, sich zurücklehnend, die Hände auf dem Knie: „Sie leben vielleicht ein wenig neben dem Leben, Fräulein Meinecke ..."

Gitta schüttelte hartnäckig den Kopf und sah auf seine sehnigen, schlanken Hände. „Heute heißt es überall bloß: ich — ich!"

„Ach leben — leben — man muß doch erst sich selber leben!" sagte er stark, fast leidenschaftlich und zornig und hielt ihren Blick, der forthuschen wollte, herrisch fest: „Ja, auch ich weiß es natürlich: man ist ein Narr, wenn man wünscht. Enttäuschung macht bitter. Kräfte sind geballt. Wissen Sie, was das heißt?"

„Es ist schmerzhaft. Namentlich für den Ehrgeizigen."

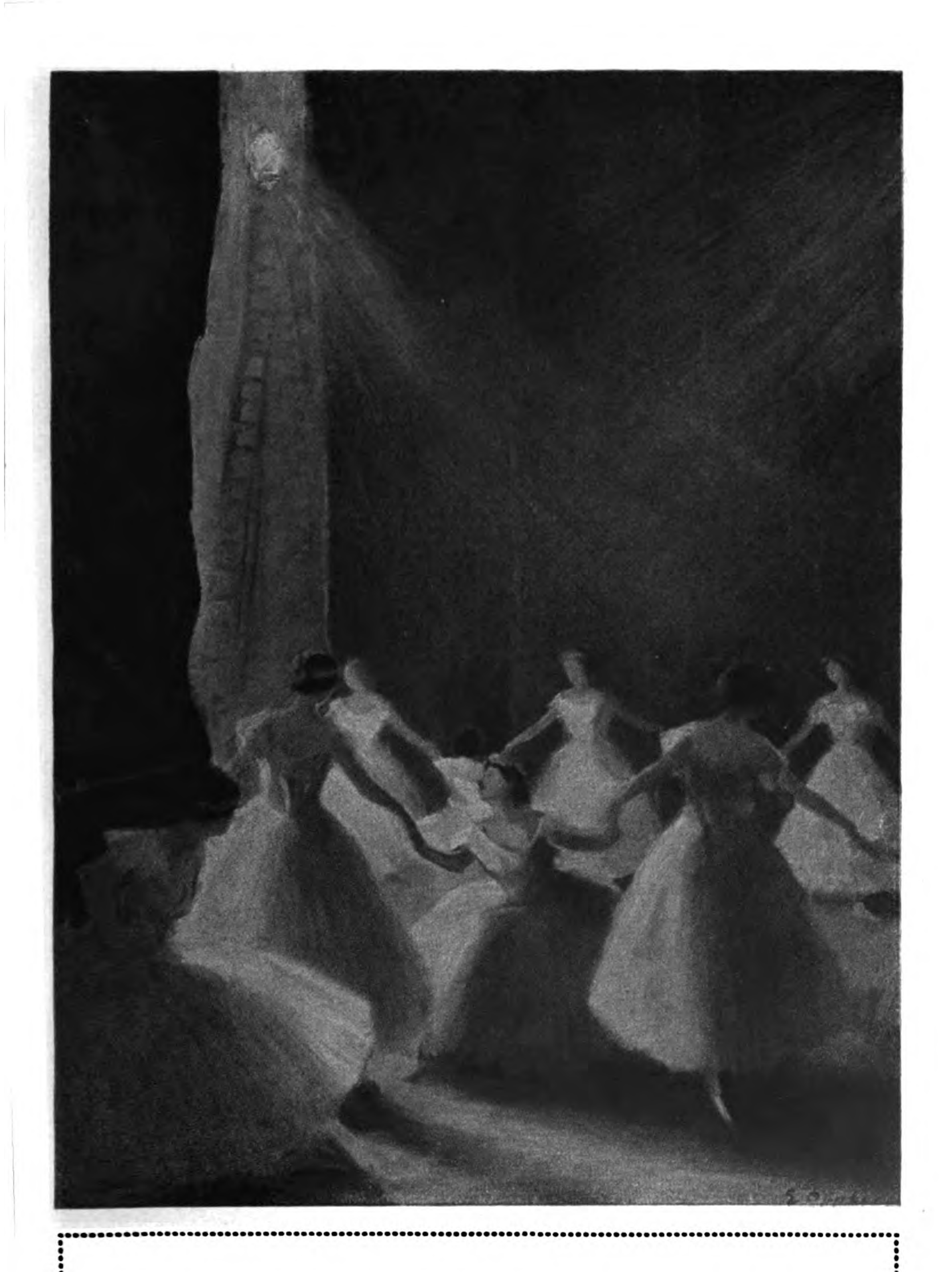
„Darf man nicht ehrgeizig sein? Auch das nicht?"

„Doch ..."

„Ehrgeizig — ja ich bin's! Ich bin's! Das Wort genügt gar nicht. Ich habe Hunger, Heißhunger nach den Erfüllungen des Lebens, nach Macht und Weite, Wirkung!" Er brach ab. Er hatte sich vorgeneigt und die rassigen, gepflegten Hände, die er wie eine Frau liebte, zwischen den Knien gefaltet. Das Blut stieg ihm zu Kopfe. Er hatte sich scheinbar hinreißen lassen. Aber er wollte so scheinen, sich und seine Welt hüllenlos zeigen, auf daß sie erschrak, weil ein heißer, unverstellter Mensch zu ihr sprach: ‚Wir sind Menschen, du und ich! Und das ist die Hauptsache. Bist du eine Heilige?' Das war klug, das war meisterlich, und er fühlte wie ein guter Lebensspieler insgeheim der Wirkung nach.

Gitta war eine Sekunde lang verwirrt. Ihr Mißtrauen wandte sich jäh gegen sie selbst, wie es schon öfter geschehen war, wenn er hier weilte. Sie begehrte vielleicht zuviel von den Menschen, formte sich ein Bild von ihnen nach ihren Wünschen! Und unter ihrem Verlangen war sie selbst warm und heiß. Was hatte sie an ihm auszusetzen?

So ähnlich hatten sie schon einige Male gesprochen. Doch wenn Onkel Erich dabei war, gab sich Hans Martin verschlossener oder vorsichtiger; da wollte man sich nicht so mit Worten betasten. Und das letztemal vor einigen Tagen, als er gegangen war, hatte sie eine Weile drüben in Onkel Erichs Studierzimmer gestanden. Dort hing neben dem Fenster ein alter Holzschnitt, ein paar Hände groß, ein wunderlicher Druck; er war spaßig und tiefernst und hatte merkwürdigen Eindruck auf sie gemacht. Auf einem Weg, der ins Dickicht führte, schritt ein Mensch mit einer kurios gezackten Papierkrone auf dem Haupt, und hinter Nebel, abseits von Weg und Menschen, schien die Sonne. Darunter aber stand: ‚Ytelkeit-Sucher'. Es war vergilbt und tonig, aus der Zeit des Hans Sebald Beham. Sie war davor stehen geblieben. Bis ihr die Wangen glühten und zuletzt sprangen ihr Tränen aus den Augen. Tränen des Schmerzes und Zornes. ‚Du bist schlecht — schlecht!' sagte sie zu sich und wehrte sich gegen sich selbst, als wäre sie ihr eigener Feind. Und da war es ihr, als spränge ein Ring von



Sylphiden
Gemälde von Ernst Oppler

ihrem Herzen. Und sie sagte sich: ‚Auf dem Blatt da sollte stehen: Der Lebenssucher!‘

Hans Martin war wieder zum Flügel gegangen. „Nun noch etwas besonders Gutes zum Schluß. Das sind wir auch dem braven Doktor Fritze Giesebrecht schuldig,“ sagte er spöttisch und griff nach den Noten.

Doch da rief das Telephon drüben in Gittas Zimmer.

Hans Martin hörte, während er blätterte, nach drüben. Es war Grete Tettenborn, wie er aus Gittas Antworten erriet. Es schien etwas Fröhliches passiert zu sein.

„Lieber Herr Doktor, ich soll Sie überreden,“ sagte Gitta, als sie zurückkam. „Große Neuigkeit. Max hat ein Dezernat bekommen mit einem weiten, menschenfreundlichen Wirkungskreis, wie er es sich lange gewünscht. Sie sollen mit hinüberspazieren. Auch Roland hat höchstsein Erscheinen in Aussicht gestellt. Und Großvater ist bereits zu Micke hinunter, um was einzukaufen ...!“

Doktor Eckerlein lächelte. Es lockte ihn. Aber er sah ernst und nachdenklich nach der Uhr. Es war nicht seine Art, sich so ohne weiteres gefangen zu geben.

„Ich wollte mich grade heute nach meinem alten Chef und Lehrer von der Breslauer Klinik her mal wieder umsehen. Professor Reez ... Achim Reez aus Wriezen in der Mark. Er lebt seit Jahr und Tag hier. Es hätte schon gestern geschehen sollen.“

„Das wäre schade. Roland sagt sogar — angeblich! — einem Millionär ab.“

„Ja dann!“ Und plötzlich lachte er vergnügt, und das sah so jung und fröhlich aus, daß Gitta ihn ganz ernst anblickte. „Dann muß ich wohl! Schön — abgemacht und vielen Dank nach drüben. Ich werde also hier sitzen und warten, bis Sie sich fertig gemacht haben, und dann werden wir selbander als gute Nachbarn und Freunde hinübersteigen, Gitta Meinecke!“ sagte er in brüderlich-herzlicher Laune dicht vor ihr.

Sie sah ihn starr an. Seine Stimme umgriff ihr Herz gleich einer warmen, zärtlichen Hand. Aber er erinnerte sich wohl nur früherer Zeiten ...

„Das ist hübsch! Ich werde gleich Bescheid sagen.“ Gitta eilte wieder hinüber.

„Ja, nett,“ meinte Hans Martin und nahm wieder am Flügel Platz. Seine Finger spielten, während er nach der halb offenstehenden Tür sah und lauschte. Nebenan sprach Gitta. Er spielte allerlei Takte und summte dazu.

Gitta kam zurück und lehnte sich auf den Flügel. Auch in diesem Summen war eine geheime Kraft und ein herrischer Rhythmus. Sie hörte's mit Respekt und mit einem feinen Weh, als singe und schmeichle ein Fremder. Sie hatte ihn nur ein paarmal in seiner Werdezeit bei Tettenborns und auch einmal in ihrem alten Heim am Leipziger Platz gehört, Lenore und andere Gäste waren dagewesen.

Und auch damals — sie wußte's noch ganz genau — hatte jedesmal ihr Herz gebebt. Und nun saß er bloß einen kleinen Meter weit vor ihr, und sie waren ganz allein; Onkel Erich schlemmerte gemütlich seine halbe Lafitte bei Habel. Es würde sie bis in die Knie erschrecken, wenn er jetzt plötzlich stark und laut sänge. Sie hatte Angst davor.

„Habe ich Ihnen schon von Achim Reez erzählt?“ fragte er im Spielen.

„Sie nannten bloß seinen Namen.“

„Er ist schwer krank — nach allerlei Erlebnissen. Er heilt schon seit geraumer Zeit auch keinen andern Menschen mehr, kaum daß er einen Kollegen empfängt. Die am wenigsten. Er ist ein bitterböser Spötter, hat sie jederzeit mündlich und schriftlich gezaust. Er hat Ausgezeichnetes geschrieben. Er verabscheut in der Heilkunst zuviel — Kunst. Der Natur liebreich und demütig helfen, ist sein Kardinalsatz. Sie sei der Generalarzt, der Professor bloß Assistent ...“

Er spielte wieder leise das Regenlied. „Ein scharfer Herr, fast boshaft, aber anmutig. Pessimist aus wissender Liebe zum Dasein. Er liebt Mörike, Eichendorff und Jean Paul und zitiert zum Erstaunen sicher. Er sagt: man dürfe nicht Achim und Reez heißen, Reez aus Wriezen. Derlei sei nicht bloß eine lächerliche Form, es habe etwas Schicksalhaftes. Die Mystik des Lebens sei reicher und mächtiger, als wir wüßten. Er ist klein, schwammig, wenig Haar, kein Adonis, aber er liebt oder liebte das Schöne leidenschaftlich, auch wenn es Frau hieß. Glauben Sie, daß er eine Weile mit einer bekannten Diva von der Operette — nun — nicht eigentlich verheiratet war? Sie trug ein unheilbares Leiden in sich — dasselbe, das ihn jetzt zu Tode quält — da nahm er sie ganz bei sich auf, als Arzt, Freund; und die Gefeierte, Reizende siechte zuletzt an seiner Hand zu Tode. Es gab von Anfang an Skandal. Dann zog er sich nach Berlin zurück. Achim Reez; Gastwirtssohn aus Wriezen. Also geschehen vor fünf Jahren. Er war bereits fünfzig.“

Hans Martin ging in eine Melodie über, die Gitta neu war.

„Er hat auch gedichtet und in Musik gesetzt. Ein Musischer. Und ein Musiknarr wie alle Genialen. Hören Sie:

Nun ging der Tag zur Ruh,
Die vielen Häuser schlafen.

Die Nacht umschmiegt sie wie ein sichrer Hafen
Und schließt das Tor zum Lebensmeere zu.

Nun ist es still. Und in des Zeitstroms Rauschen
Muß meiner Seele wachste Seele lauschen
In weite Ferne hin, als sprächest du.

Wie war der Tag so lang. So heiß und schwer,
Mit Gram erfüllt, bedeckt mit Wundenmalen,
Aus jeder Stunde rannen hundert Qualen,
Ein Tag der Sehnsucht, lang und heiß und leer.

Ich rief nach dir, du warst mir nah allimmer,
Ich sah dein liebstes Bild mit wehem Schimmer,
Dein dunkel brennend Aug' stand sternengleich vor mir,
Und hundert-hundertmal rief ich nach dir.

Nun ging der Tag zur Ruh,
Die Menschen schlafen,
Und die Verzweiflung schließt die Augen zu.
Ich seh' das Scheinen deiner lieben Hände.
Auch du bist müd, dein dunkles Auge grüßt,
Und deines Lebens süßer Atem fließt
Wie ein herzinnig Trösten um die Schläfen mir."

„Das ist schön."

„Es war an jene heitere Dame gerichtet, die er noch kurz vor ihrem Heimgang heiratete — vielleicht um ihr Mut und Glauben zu geben. Achim Reez, Professor und Direktor einer durch ihn berühmten Universitätsklinik. Ich verdanke ihm viel."

Dann stützte er das Gesicht ähnlich so wie Gitta. — „Wie stehen Sie mit Lore Meinecke, Fräulein Gitta?" fragte er plötzlich.

„Gut."

„Sprechen Sie nicht gern darüber?"

„O doch."

„Rätsel, Rätsel ...!" sagte er selbst mit dunkelm Sinn.

„Vielleicht kennen Sie sie besser als ich."

„Ich? Nein. Wie sollt' ich? Sie ist sehr schön. Jetzt noch schöner. Auch ich sah es damals, wie ich es jetzt sehe. Aber vielleicht klug —. Wer weiß es? Ich — nun ja — ich —". Er lächelte und verstummte. „Ich betete wohl zu einem andern fernen Sternlein, erwog dies und das im blöden Sinn. Ich, Hans Martin Eckerlein, aus der ärmlichen Gormannstraße, Berlin C.... Aber ich war feige oder mutlos oder stolz."

‚Und hundert — hundertmal rief ich nach dir' — spielte er langsam und sah Gitta fest an.

Gitta verstand nicht recht, wollte nicht verstehen. Sie erschien sich formlos in ihrer Haltung, wie sie so aufgestützt am Flügel lehnte, plump vertrauensselig. Sie bog sich rasch hoch. Sie ergriff die Geige, die neben ihr auf dem Sessel lag und packte sie ein.

‚... Ich seh' das Scheinen deiner lieben Hände ...' klang es vom Flügel.

Sie verschloß den Lederkasten.

„Wollen wir aufhören?" fragte er.

„Ich muß noch ein paar Flaschen von Onkel Erichs Heidsiek einpacken. Roland rechnet sicher darauf."

Hans Martin nahm die Hände von den Tasten.

Da ging unten eine Tür, und dann schloß es; sie hörten es ganz deutlich.

In einigen Augenblicken würde Doktor Giesebrecht mit seinem raschen Schritt über die Straße gehen und vielleicht noch einmal zu den hellen Fenstern hinaufblicken.

Gitta Meinecke trug lautlos den Geigenkasten zu dem niedrigen Notenschrank hinüber. Am liebsten hätte sie unter einem plötzlichen Antrieb die Samtgardinen zurückgezogen und die Fenster geöffnet, so daß man sie von der Straße aus sehen konnte: „Wir sind auch fertig, ihr Leute! Guten Abend, Herr Doktor Giesebrecht!"

„Auch unser Publikum geht von dannen," spottete er und schloß den Flügel.

⁂

Der Scholarch war gerade heute um die Schlummerstunde, als das Licht noch nicht auf der Treppe brannte, ganz harmlos und summend die Treppe heraufgestiegen, seine Augen glänzten unter den dachartigen weißen Brauen, und der steife Hut mit der quäkerhaft breiten Krempe saß ihm noch weiter hinten auf dem störren Haar als sonst. Manchmal war es gräßlich! Da traf er überall jemand! Auf der Straße schon Onkel Erich mit denselben dachartigen Brauen und dem merkwürdig großen Hutkopf, aber feiner, alerter, die wahre Exzellenz: „Tag, Tag, Exzellenz. Ich habe mir da rasch ein kleines Buch besorgt." Und Onkel Erich fragte doch gar nicht. Aber Max, die Magistratsperson, stand plötzlich auf der Treppe vor ihm. „Tag, mein Sohn!" Und Vater klemmte das geheimnisvolle Etwas fester unter den Arm. „Frisch heute! Ich war eben bei Vorstell —; ganze Kleinigkeit. Ich werde's mal durchblättern, wahrscheinlich gebe ich den Schmöker zurück!"

Aber das flunkerte der Alte bloß. Er dachte gar nicht dran, ihn zurückzugeben. Er hatte schon eine recht stattliche Bibliothek in seinen Regalen, und jedesmal wenn er sich einen etwas dickeren Band, natürlich antiquarisch, erstanden hatte, dann schlich er damit wie ein Trinker mit seiner Flasche heim, denn er hielt es für einen Luxus, sich für seine alten Tage noch Bücher anzuschaffen. Er hatte in seinen jungen Jahren und auch später reichlich rechnen müssen. Die kleine Wohlhabenheit seines Alters war sehr allmählich gewachsen.

Aber Max hatte gar nicht hingehört, sondern bloß eine hochmütige Andeutung von seiner irdischen Erhöhung gemacht.

„Hurrjeh, mein Sohn!" Und der Alte hatte befriedigt und stolz vor sich hinge-

lacht. Ja, er war eigentlich ein Knicker, mit dürren Harpagonfingern. Aber dann war Vater, nach grimmigem Brummen, doch noch mal die drei Treppen hinuntergetappt und nach einer Weile von seinem Freund Micke wieder behutsam mit zuckenden Brauenbüscheln heraufgestiegen, diesmal mit einer kleinen weißen Büchse im Arm und einer tellergroßen Schüssel in der Hand, in der Eisstückchen lagen ...

Roland war Schlag sieben erschienen. Er war sofort zu seinem alten Vater hinaufgestiegen und hatte sich die verbeulte Trompete, die ein Tettenborn im Bauernkrieg erbeutet haben mochte, vom Spind geholt und übte einen Einzugsmarsch, der aber aus dem Schluchzen nicht herauskam.

Doktor Roland Tettenborn, Rechtsanwalt am Landgericht VII, hatte sich bildschön gemacht. Er trug sogar Lackstiefel mit hellem Einsatz. Max lief geblendet um den jüngeren Bruder herum. Der neumontierte Stadtmandarin mit dem blonden Nietzschebart und dem heiter spiegelnden Kneifer nahm diese Dinge weniger wichtig.

„Kerlchen, du wirst bedenklich soigniert; so heißt es doch wohl?“ sagte Max.

„Man kann so sagen.“

„Wie soll das bloß enden? Deine Reichmeiers nehmen überhand —“

„Erlaube mal. Ihr habt ja keine Ahnung. Ihr urteilt immer noch nach der Kinderfibel. Ach, Max, das Menschliche ist überall das gleiche, ich kenne unholde Schreier und Stänker aus dem anderen Lager, die — na, lassen wir das!“

Das war Spaß und Spott zwischen den Brüdern. Max war ebenfalls ein willig und eifrig dem vielspältigen Leben zugewandter Mensch. Er hatte seine Leidenschaft wie Vater: drüben in seinem Zimmer standen hohe Birkenborte mit zahllosen Büchern, Broschüren und Zeitschriften; er schrieb selbst. Er galt sogar als Neuerer und Stürmer, er wollte Licht, Luft, Freude — vor allem Freude für die Leiber und Seelen seiner Schützlinge schaffen, die den letzten Generationen ein wenig abhanden gekommen war, Heimstätten, Gärten, Parks und allerlei Geistiges, aus dem dann freudwillig die Tat des langen Tages wuchs, nicht Widerwille und Hast. Und drum herum gab es noch andere ernsthafte und schmerzliche Probleme. Er hatte mancherlei Widerstände zu überwinden gehabt und noch zu überwinden, er schien vielen nicht geheuer, sogar gefährlich, als witterte man unter seinem netten Bürgerrock den Teufelsschwanz und Schwefelgestank des Radikalinski. Er lachte, und sein prächtiger Bürgermeister lachte mit und hielt ihm die Stange.

Ja, der Junior Roland war anders als die brüderliche hohe Ratsperson, forscher dem Leben und seinen guten und herrlichen Dingen zugeneigt, aber er war dabei mit einer heilsamen Selbstironie begabt. ‚Ihr wißt doch, Kinder, das Menschliche ...!‘ Roland würde, wenn es hätte sein müssen, auch heute noch leidlich unbekümmert Stiefel mit Riestern, Kniebeutelhosen und ähnliche kleinlaute symbolische Sachen getragen und sich mit Galgenhumor und philosophischer Schadloshaltung energisch durch alle Kümmernisse hindurchgebissen haben. Das andere war ihm freilich lieber! Hans Martin aber hätte derlei tief herabgestimmt bis zu anklägerischem Pessimismus, abenteuerlichen Rettungsplänen und spielerischen Selbstmordgedanken.

Und nun sollte auch noch der Glanz dieses Herrn in der Tettenbornhütte aufgehen. Das war zuviel. Max ging still und bedrückt ins Schlafzimmer und hielt unter seinen Krawatten furchtbare Musterung. Die meisten waren schwarz. Aber eine, die ihm Vater aus unbegreiflichen Gründen mal geschenkt hatte, war furchtbar schön und bunt, und die band er stolz um. Roland rang nach Fassung.

Grete Tettenborn hatte frohe Augen. In allen Stuben und Kammern war Hochbetrieb, denn Max hatte erst gegen Abend die Nachricht heimgebracht. Roland wurde aus der Küche hinausgeworfen, er suchte nach ein paar Topfstürzen, die er als Schlagbecken benötigte. Grete selbst reichte sie ihm; er küßte die weiße feste Hand und bekam eine rasche Backpfeife.

Trara — tsching! Die zwei Tettenborngören, Willy und Anne, waren toll vor Jubel, ihr Vater mit dem wilden Papageienschlips führte in Person den Zug an, und Frau Micke unten im ersten Stock meinte zu ihrer Tochter Erika: „Es is eigentlich 'n bisken zu viel! Fünfhundert Daler mehr is noch lange nich zum Sprüngemachen. Morgen früh, Erika, mußte aber doch mit'n Strauß raufgehen, mit'n paar langstieligen Rosen, sie riechen jetzt noch. Es schickt sich so und macht'n guten Eindruck. Wie alt is Roland jetzt eigentlich? Schon über Dreißig — jeja. Wie die Zeit vergeht. Ich hatte ihn immer gern. Sitz' grade, Erika, du verhuckst dich noch.“ Aber die etwas bequeme, dickliche Erika ließ sich nicht stören.

Doch jetzt klingelte es draußen, und der Festzug bewegte sich unter stürmischem Lärm zur Korridortür. Rolands Trompete schluchzte zum Steinerweichen, und der städtische Würdenträger blies auf der hohlen Hand mit.

Willis Blechdeckel tschingten, und Anne war ganz blaß von der Größe des Augenblicks.

War es die Möglichkeit? Hans Martin trug einen Korb mit Sekt. Eigenhändig! Wem zuliebe hatte er das getan? Im Schutz der Dunkelheit, an Gittas Seite, die jeder auf dem Platz kannte? Er hatte nicht mal Handschuhe an. Roland blieb ein Gieksen in der Trompete stecken. Sein tiefstes Staunen und Entzücken aber galt den silbernen Flaschenhälsen. Er breitete die Arme. „Willkommen! Ich habe, o meine Freunde, nach Abschluß der Empfangshymne, die Aufgabe, euch würdig zu empfangen. Der Jubilar ist etwas geschwächt. Ich bitte alle eure Freude und Zärtlichkeit auf mich zu häufen," und er gab Gitta einfach einen Kuß auf den Mund.

„Hallo!" sagte die mit roten Wangen.

„Fein. Wundervoll. Max, das wäre erledigt. Du brauchst dich nicht zu bemühen. Gitta, warum sind wir zweibeide verwandt! Ich habe leider Prinzipien: bloß keine Familienmenkenke. Tag, Hans Martin Eckerlein. Wie geht es dir?" Sie sahen sich noch ab und zu.

Ja, das war wieder einmal fröhlich hier. Und das duftete! Gitta schnupperte einem delikaten Rüchlein nach.

Der alte Herr in der Mansarde aber hatte nur auf diesen Einzugsmarsch gewartet. Nun erschien auch er, hager, steif, mit borstigem, dünnem Bart und störrem Haar und präsentierte seine kleine Eisschüssel mit der K—a—v—i—a—rbüchse. Das Orchester fiel stürmisch ein, und der Zug setzte sich unter Vorantritt des greisen Scholarchen nach der Küche hin in Bewegung, wo Grete den Mädchen ihre letzten Weisungen gab.

Das war wieder ein guter Abend, lecker und gesprächig. Der Magistratsmandarin vergaß das viele Trübe und Jämmerliche in der Welt, für dessen Linderung und Ausrottung er eigentlich da war, und machte sich durchaus kein Gewissen daraus. Er war genau so egoistisch und im Augenblick befangen wie der elendste Pennbruder, wenn er einen guten Happen oder ein Paar dicke Filzsocken erwischt. Mensch ist Mensch, und alles Leid und Glück gleicht sich.

Hans Martin Eckerlein indessen gab sich allmählich stiller und ernster nach der ersten gemeinsamen Fröhlichkeit. Er sprach sehr gediegen und gescheit. Da war auch Gitta schweigsamer geworden, denn sie fühlte, daß er für sie, hauptsächlich für sie sprach.

Grete sah einige Male von ihr zu ihm. Er war ein sehr schöner Mensch. Liebe, kleine Gitta ... aber sie spürte doch einen raschen Schrecken. Die beiden Frauen hatten einander ins Herz geschlossen: Grete, die klar in ihrem reifen, reichen, sichern Gefühl ruhte, und die beherzte Gitta, die mit demantreinem Sinn durchs Leben ging, die niemals eine häßliche Lüge sprach und die bei dem ruhigen, saubern Schein ihrer grünen Lampe ein bißchen aus der dumpfen Zone des Erlebens herausgehoben war ... ach, kleine Gitta! Die Tettenbornfrau hätte ihre Hand pressen und warnend den Finger heben mögen und mußte doch lächeln.

Sie hatten dann auch musiziert. Gitta hatte ihre Geige holen lassen, und Doktor Eckerlein hatte wieder am Klavier Platz genommen. Sie waren alle dankbar. Am dankbarsten vielleicht Max, dem zuliebe das alles geschah, und auf den ein edler Meisterklang stets tief beglückend wirkte, als höbe er ihn über alle Irdischkeit hinaus, hoch über Armut und Leid und alle städtischen Deputationen und ihre mangelhaften Beschwichtigungsversuche. Eckerlein war artig und ermüdete nicht. Er spielte auch allein mit Hingabe und virtuosem Glanz und dann wieder so einfach und warm, daß der feinhörigen Gitta sacht das Blut in die Wangen trat vor unbegreiflichem Glück.

Gegen elf erhob er sich. Er sagte bescheiden, er müsse sich schonen, und wies etwas willkürlich auf seinen Hals. Sollten die andern auch schon aufbrechen, Roland, Gitta? Sie dachten nicht daran. Er hätte sich heute schon einmal ein wenig zusammennehmen können. Doch er verabschiedete sich freundlich und dankbar, ohne sonderliche Rücksichtnahme, aber mit guter, aparter Wirkung. Er gab Gitta schweigsam und ernst die Hand, so daß sie im Herzen erschrak: was hatte sie ihm getan?

Und dann brannte ihre ehrliche Stirn wie schon einmal heute. Und als die Tür sich hinter ihm schloß, auch ihr Herz in plötzlicher Einsamkeit.

ꕥ ꕥ ꕥ

„Lieber Herr Doktor, es ist vorläufig nichts zu ändern. Die Stimme ist kaputt, das wissen Sie. Bei jeder starken und dauernden Inanspruchnahme ermüdet sie bis zum krampfhaften Flackern, wird flach, glanzlos, heiser und versagt ganz. Es ist mehr als nervös. Erschlaffung — kurz und gut, meines Erachtens braucht sie eine mehrjährige Schonung. Ob sie aber dann wieder Glanz und Kraft gewinnen und nennenswert beträchtlich sein wird, das entzieht sich völlig jeder Voraussicht. Es tut mir leid, verehrter Kollege, aber es war nicht viel mehr zu erwarten. Überlegen Sie sich alles gut. Und schließlich — ja, haben Sie ja noch ein vorzügliches Eisen im Feuer, schön

angeglüht, das bloß auf einen Meisterschlag wartet. Bei wem haben Sie assistiert?"

„Bei Professor Reez. Breslau."

„Richtig. Er lebt jetzt hier ... fern der Welt. Ein streitbarer Herr. Einer seiner Grundsätze heißt: ‚Cave medicos, hüte dich vor den Ärzten.' Vielleicht hat er recht ..." Und der Geheimrat gab dem entlassenen Patienten flach und drucklos die Hand. „Auf Wiedersehen. Wie alt sind Sie doch ... vierunddreißig? Tja. Cave medicos —" Und er lachte.

Der Diener half Hans Martin in den flauschigen Ulstersack, reichte ihm den weichen Hut, der hinten eine Schleife hatte und den Stock mit der Goldkrücke. Doktor Eckerlein zog ernst die hellen Handschuhe an, deren Farbe mit der des Stiefeleinsatzes übereinstimmte, gab dem Diener ein Trinkgeld, klemmte den Stock unter den Arm und schritt gemessen davon.

Er war gewissermaßen frei. Es war ganz behaglich. Sonst lag in der schweren Luft über diesem dicken, roten Treppenteppich doch allerlei Zwang.

Wenn man auch nichts mehr erwartet hatte — man wartete. Fertig. Hans Martin pfiff, holte die Zigarettendose aus der Manteltasche und machte Feuer.

War er schwer enttäuscht und bekümmert? N—nein. Vorläufig schritt er gemächlich davon. Die Farben der Straße erschienen ihm heller, die Luft leichter, frischer; es war wirklich ein erster Frost darin. Die Schienen der Elektrischen schrillten wie Hörner und Flöten. Lustig. Und am entzückendsten waren die Frauen. Die Berlinerinnen wurden von Jahr zu Jahr hübscher und zogen sich famos an. Besonders um die Füße herum war jedes Ladenmädchen eine Prinzessin. Er zog tief den Zigarettenrauch in die Lunge und atmete ihn dünn und langsam wieder aus.

Man mußte überlegen. Er kannte das schon. Diese leichte Stimmung war jedesmal da, wenn etwas in Scherben ging, gewissermaßen. Aber nichts war niederdrückender gewesen, entnervender als diese Reise durch muffige Sprechzimmer. Man war wie ein schäbiger Bittsteller, der überall anklopfte. Cace medicos ...

Die Litfaßsäulen leuchteten grell. Berlin mästete sich mit Kunst. Ersoff in Tönen, Worten, Bildern. Von jedem Theaterzettel, von jeder Konzertanzeige kreischten stürmische Einladungen. Das Auge hastete darüber. Nirgends ein Halt. Wohin, wohin? Babel. Da standen auch Namen, deren Träger er persönlich kannte und oft gering geschätzt hatte. Einer von ihnen hatte sogar an einem Abend in Prag neben ihm auf der Bühne gestanden. Ein braver, ernsthafter Bürger. Dummer Kerl! Neid? Er wunderte sich wieder. Er hatte doch abgeschlossen gehabt — und hatte in diesen Wochen n o c h ein anderes Eisen ins Feuer geschoben, um mit dem trostreichen Professor zu sprechen, das nun ebenfalls schön angeglüht war, freilich man mußte es vorsichtig behandeln — —

Man hatte Jahre geopfert! Das war es. Er fluchte. Saftigste Jahre. Das trieb einen bitteren Geschmack auf die Zunge. Vor allem eine Scham ins Gesicht. Man hatte sich auf ein falsches Pferd gesetzt, stolz auf eine kümmerliche Kracke. Das stach nach der dünnhäutigen Eitelkeit. Herrgott, man hatte doch auch Lust und Leidenschaft gehabt, und man war so sicher, so beglückend hart und kühl gewesen! Erfolg! Er war einem allerpersönlichsten Stil auf die Spur gekommen, hatte den Rhythmus zuzeiten verschmäht, hatte oft mehr gesprochen als gesungen, rezitativisch die Klanglinien aufgelöst, hatte ‚rücksichtslos gestalten, Nervenfasern bloßlegen, die Leidenschaften peitschen' wollen, haarscharf rechnend — und plötzlich, oasenhaft, war der reine Klang emporgewachsen, wie ein Glück nach peinlichem Darben. Man hatte Intellekt wittern sollen, ein Besonderes, Geniales. Bloß kein Mittelmaß und keinen langsamen Anstieg! Fliegen, Springen! Später nach geglückter Verblüffung konnte man dann einlenken, neue Wandlung und Reife suchen, und das würde einem dann ganz hoch angerechnet werden. Ein Kapellmeister, ein kränklicher, nervöser Herr, hatte ihn einmal angeschnauzt: ‚Warum machen Sie das? Lassen Sie den Blödsinn. Ich warne Sie. Eine Weile zieht es. Aber man wird keiner Sache rascher müde, als des Effekts. Sie wollen blüffen, mein Junge. Jeder macht sich heute seinen Kniff, bläht seine Individualität auf. Heiliger Mozart, bitte für uns. Blender und Schieler nach dem Parkett!' Andere hatten ihn vor seiner Intelligenz gewarnt. Er hatte gelächelt, hier und da eingelenkt. Nun gerade! Wer an sich selbst glaubt, zwingt. Der Widerspruch hatte ihn gereizt — Spießer.

Und plötzlich faßte ihn wieder eine sanfte Wut auf seinen ehedem geschätzten und geliebten Lehrer. Verdammter Slowake ... Tenöre singen Goldstücke!' Scharlatan! Man sollte den Kerl verklagen. Er hatte ihn beschwatzt, hatte selbst daran geglaubt und an seine berühmte Methode — ein brillanter, überlaufener Musiker, Phantast und polnischer Weichling und in allem Fanatiker ... Der Teufel hole ihn — das Leben fresse ihn.

Das war aus und vorbei. Ratzekahl. Und da war auch wieder das erste Behagen, als wäre er ein Junge, der die Schule schwänzt oder auf Ferien geht.

Wäre jene Bahn so steil und stetig in die Höhe gelaufen? Niemand wußte so etwas genau. Und wenn er ein paar Jahre später abgestürzt wäre ... Holla, jetzt — jetzt war er, wenn nicht alles trog, noch sehr weich gefallen! Er wollte das Glück, und so suchte es ihn. Die Feigen und Kleinmütigen verachtete er.

Der alte sauber gekleidete Herr in der Gormannstraße hatte längst klamme Finger bekommen. Er selbst besaß keine — keine 1000 Mark mehr. O nein. Er — Doktor Hans Martin Eckerlein — dem der Neid auf der Straße nachsah, dem die Armut sich scheu vorbeidrückte und den die Schutzleute zuerst grüßten, wenn er sie etwas fragte. Man hatte gut, teuer und vornehm gelebt bis in die letzten Wochen. Man lernte das spielend leicht, und es prägte sich unabänderlich ein.

Was dann? Assistent mit besserm Trinkgeld? „Nein!!“ sagte Hans Martin laut, und sein Wille reckte sich hart auf. „Und sollte ich es zwingen. Mit allen Mitteln. Mit allen Künsten.“

Und als wenn ihm das im Augenblick nützen könnte, winkte er herrisch einem Auto und stieg stolz hinein. „Gormannstraße ... Los gefälligst!“

Und das Wägelchen sprang erschrocken an.

Die Gormannstraße zweigt von der Rosentaler Straße ab; das ist und war ihr einziger Vorzug, denn in der Rosentaler Straße ging es um diese Stunde stürmisch zu. Es war eine kreischende Jahrmarktsgasse. Kredithäuser, Ramschbasare, verstaubte oder lärmende Pleitelädchen standen in wilder Fehde, dazwischen träumten alte solide Geschäfte, die dem Wirbeltanz der Zeiten hielten.

Und in dieser Gegend hatte man jahrzehntelang gehaust, und es war sogar hm ... manchmal ganz hübsch gewesen ... Gräßlich.

Er stieg in schlechter Laune aus.

Da war das Haus. Engbrüstig, grau, staubig. Ein Kleinbürgerbau mit drei Stockwerken. Links ein schmieriges Posamentierlädchen, in dem Fliegen über Leinwand und Wolle krochen, rechts vom Haustor ein Kellerhals mit Zwiebelgirlanden, Pantinenreihen und Gemüsekörben, der Mann hieß Bismark ohne c, ein trübseliger Witwer mit schlapphängendem Hosenboden und wenig Haar. Ein Teppich fehlte auf der Treppe. Aber das Linoleum war sauber und ohne Risse. Darauf hielt der Alte wie auf sich selber. Bis drei Uhr war er im Dienst. Er war Geheimer Bürodirektor beim Königlichen Zoll, saß auf der höchsten Sprosse seiner Lebensleiter und erfreute sich des Roten vierter.

Die Wirtschafterin öffnete. „Tag, Frau Hipauf.“

„Papa ist eben munter,“ sagte die steife Dame zwischen Fünfzig und Sechzig, proper und tüchtig, auch mit dem Mund. Sie war seit dem Tod von Mutterns Schwester im Haus.

„Wie geht es?“ fragte er zerstreut.

„Hustet ein bißchen.“

„Das braucht er um die Zeit. Hat er meine Karte bekommen?“

„Heute morgen. Ist was —?“

„Nein. Ich werde wohl wieder in die Gormannstraße ziehen, was meinen Sie?“

„Jottedoch ...“ bedauerte die manierliche Dame.

„Wollen Sie mich nicht haben, Frau Hipauf?“

„Doch, Herr Doktor. Alle Tage. Das Zimmer neben dem Salon ist fertig, braucht bloß frisch bezogen zu werden; denn das nach'm Hof mögen Herr Doktor ja nicht.“

„Nein. Ich bin für Luft. Da vorn ist sie auch nicht besser, aber es herrscht kein — sagen wir Ausguß vor.“

Er hatte Hut und Mantel abgelegt.

„Tag, Papa!“

Der alte Herr stand in der Wohnstubentür und hielt zwischen steifen, andächtigen Fingern seine Achtpfennigzigarre, die zweite am Tag. Er rauchte sie zur Hälfte vor, zur Hälfte nach dem Kaffee. Sein spärlicher weißer Schnurrbart und die große Fliege überm Kinn sträubten sich. Er war klein, mager, faltig, peinlich rasiert und über der schmalen, kantigen Stirn sauber gescheitelt. Er sah den Sohn mißtrauisch an. Hans Martin hatte ihm heute morgen eine Postkarte geschrieben und eine kurze Andeutung gemacht. Wozu eigentlich? Er wußte doch, daß er ihn an jedem Nachmittag daheim traf. Solange die Welt stand, ging er nicht vor sechs Uhr aus dem Bau zu einem kurzen Spaziergang und dieser und jener Besorgung. Und einmal in der Woche fiel auch das weg; da schritt er punkt acht Uhr zu seinem Sonnabendtisch drüben am Alexanderplatz. Was wollte er? So war sein feiner Sohn! Brauchte er wieder Geld? Hatte er das Seine vertan und verpraßt? Der Alte hatte steife Finger bekommen, während er die Karte hielt, und hatte unwirsch geknurrt.

„Nun, mein Sohn?“

Hans Martin hatte Platz genommen, aber vorläufig die väterliche Zigarre verschmäht.

Er berichtete kurz von dem, was er in den letzten anderthalb Wochen erlebt hatte. ‚Nichts Neues,‘ dachte der Alte. Auch von dem abschließenden Urteil des Arztes. Nun und ...? Seit gut sechs Wochen und länger war er hier. Dieses Lauern und Lungern mußte doch mal ein Ende nehmen. — Gewiß, gewiß, er selbst hatte nach dieser Richtung hin Schritte getan, mit Professor Reez gesprochen und anderen beträchtlichen Herren, aber es ließ sich doch nicht so im Handumdrehen vor sich bringen, nicht wahr? Er hatte sich zudem in den letzten Jahren etwas vernachlässigt, die ärztliche Literatur nicht mehr so genau verfolgt — — Das Beste wäre es natürlich, wenn er vorderhand wieder in eine wissenschaftlich wertvolle Assistenz einträte — für einige Zeit — und dann könnte man weitersehen.

Hans Martin sprach zögernd, ruhig, mit angenehmer, sanfter Stimme, die allem überlegen schien. Der Vater pendelte dabei durchs Zimmer, sagte nichts und knurrte innerlich, immer noch wartend und in jedem Augenblick zum Sprung gereizt.

Sie glichen einander sehr wenig, nicht bloß äußerlich. Hans Martin hatte stets unter seinem Vater etwas gelitten. Er besaß einen nur schlecht entwickelten Sinn für Subalternes, für braven, soliden Lebenszuschnitt mit Plüschdecken, Hausröcken, Achtpfennigschußzigarren und Patzenhofer Bierflaschen. Er hatte außer dem Haus auch sehr wenig Gebrauch von dem alten Herrn gemacht. Ja, er hatte ihn, da kein Mensch in der Zollhierarchie Bescheid wußte, mancherorts gern als höheren Beamten angedeutet. Den Berliner Bekannten indes, die unterrichtet waren, gab er sich unverstellt mit stolzer oder nüchterner Gleichgültigkeit: was lag daran? Wie spaßig! Das ging keinem was an! Aus dieser Sphäre kam die beste Kraft und Intelligenz! Reezens Vater war Dorfkrüger gewesen. Aber im allgemeinen vermied er es, von seinen Antezedentien, die je weiter hinauf desto unansehnlicher wurden, zu sprechen. Der Alte hatte übrigens — immer mißtrauisch — schon vor Jahren und Jahrzehnten etwas von der streberhaften Zurückhaltung Hans Martins bemerkt, hatte ihn bei kleinen Renommistereien und Verlogenheiten ertappt; er hatte sie ihm hart verwiesen und dann geschwiegen und scheinbar vergessen. Er liebte diesen Hätschelsohn seiner Frau, für die er einmal leidenschaftlichere Gefühle gehegt hatte und deren Grab am Prenzlauer Tor er noch heute alljährlich besuchte. Er war der letzte und begabteste. Zwei andere Söhne, jung gestorben, hatten ihm durch ihr anmaßendes Wesen ebenfalls viel zu schaffen gemacht.

Es entstand eine Pause zwischen ihnen. Die Hipauf brachte Kaffee und Gebäck. Sie zog sich rücksichtsvoll wieder zurück.

Hans Martin bediente den Papa, der längst die halb aufgerauchte Zigarre schonungsvoll beiseite gelegt hatte.

Hans Martin wurde es heiß. Er liebte starken Kaffee nicht am Nachmittag. Er war an Tee gewöhnt. Das Zimmer wurde ihm zu eng. Das Schweigen und die Trink- und Eßgeräusche des Alten, sein Klirren und Klappern mit Löffel und Tasse machten ihn nervös, erbitterten ihn, rückten ihm die altvertrauten Gegenstände des Zimmers, die er verachtete, noch dichter auf den Leib. Die Stube war damit vollgestopft, mit Bildern, Krimskrams, Portieren, Decken, Überhängen; der Plüsch allenthalben bedrängte ihn, wärmte ihn, erstickte ihn. Am liebsten wäre er aufgesprungen, um beide Fenster weit aufzureißen, obwohl es draußen frisch war. Er schob die Tasse zurück.

„Danke, Papa. Ausgezeichnet. Deine Hipauf ist unbezahlbar.“

Er stand auf und öffnete die Tür zum ‚Salon‘; auch hier war Plüsch, Plüsch; und wenn man rücksichtslos zuging, fiel man über Fauteuils, Säulen, Vasen, Lampen, Ofenschirme, Fußbänke. Es war zum Verzweifeln. Er zündete sich rasch eine Zigarette an. Ihr Duft hatte etwas von seiner eigenen Atmosphäre. Er räucherte gewissermaßen die Bude aus.

Der Alte kaute immer noch. Auch er nahm die Tage, wie sie kamen und fielen. Wohl bekomme's ihm! Jetzt lehnte er sich mit geröteter Stirn, auf der die Adern dicker standen, zurück und zündete paffend wieder die Zigarre an. „He? Wie also? Was nun, mein Sohn?“ fragte er mit schwachem, mißtrauischem Behagen.

Hans Martin nahm in der Nähe des Fensters wieder Platz, neigte sich vor und legte die Hände flach zwischen den Knien zusammen. Ja — einiges wäre noch zu besprechen, nach dieser und anderer Richtung hin. Vom Monbijouplatz, von Gitta Meinecke, Professor Thornow zu reden, hatte allerdings vorläufig keinen Zweck.

„Es liegt ganz klar, lieber Papa. Bloß eine Frage der Zeit — einer n a h e n Zeit.“

„Du hättest es dir ersparen können, mein Sohn.“

„Ich weiß es.“

„Du warst Arzt. Es hat mich gefreut, ja es hat mich stolz gemacht, ich duldete sogar nebenher deine Allotria, auch derlei konnte schließlich nützen — Mücken. Es war

Humbug, wär's in jedem Fall geblieben! Ein Glücksspiel. Warum?"

„Ich weiß," sagte Hans Martin friedlich beherrscht. „Ich hatte die Gabe, Ehrgeiz und manches andere."

„Ach was! Du hattest auch die Lust zu ernster Arbeit verloren, du verlorst immer gern mal die Lust, den Eifer, und ließest dich beschwatzen, beschwatztest dich selber, versprachst dir goldne Berge. Mücken!"

„Darin war ich eben nicht dein Sohn."

Der Alte knurrte, und die gesprenkelte Zigarre zitterte in den andächtigen Fingern. „Bei Gott nicht." Er blickte ihn böse mit runden, gewölbten Augen an. Er sah der Frau noch heute ähnlich, in Gesicht und Gestalt. Sie würde in ihn vernarrt sein, wie sie es immer gewesen. Würde er nun Ruhe geben? Jahre und Geld waren vertan.

Hans Martin blieb ruhig und respektvoll.

„Nun, lieber Papa, wir wollen nicht nach der andern Seite hin übertreiben. Geld und Mühe sind verloren. Geb' ich zu. Aber Zeit? Das Verlorene läßt sich einholen... Ich bin niemals, wenn es mir wirklich lohnte, erlahmt, habe alle Kraft und Gabe gespornt und bin dem Ziel nahe gekommen, habe niemals schlapp gemacht! Pech zur rechten Zeit kann Glück bedeuten. Ich — will — vorwärts. Ich — will — mehr —: aufwärts! Hier oder dort. Ganz vorn. Ich will es!" Es klang stark. Die grauen Augen blickten stolz, man konnte wieder sagen: stählern.

Der Vater sah seinen Sohn finster an. Das Stummelchen schwelte in der Papierspitze; der alte kaffeebraune Flauschrock schlotterte um den kümmerlichen Greis.

Äußerste Ziele—? Er, der Vater, meinte die Solidität — das solide Schritt-vor-Schritt-setzen, zäh, tüchtig, Tag um Tag, Jahr um Jahr, regsam, unbeirrt, sparsam, bis man Sanitätsrat wurde und, wenn's hoch kam, Geheimer Sanitätsrat! Er nahm im Geiste den Hut davor ab. Konnte sein Sohn nicht sein wie andere? Ziele — Glück —! Das war immer wieder Larifari und Humbug, Lotterie! Was meinte er überhaupt? ... Sie standen sich wie Menschen vom Mond und Jupiter gegenüber. Der Vater zog heftig mit hohlen Backen an dem Stummelchen. Was meinte er, he?

„Ich habe gute Pläne, Papa. Sie sind noch nicht völlig spruchreif. Aber du darfst Vertrauen haben. Verloren ist gar nichts. Ich sagte's schon. In anderer Hinsicht aber ist manches, allerwichtigstes gewonnen, reifer, mir geneigter geworden. Pech kann Glück bedeuten ...!"

„Larifari."

„Lieber Papa. Ich will nicht mehr sagen."

„Ich will es gar nicht hören. Ich bin ein Erdenmensch. Ich stehe fest auf der Erde, auf dieser Stubendiele hier. Ziele! Wenn man älter ist, dann — dann — zielt man nicht mehr, dann tut man. Dann ist man, und alles andere folgt daraus."

„Ja, Papa. Ich meine dasselbe."

„Hast du noch Geld?"

„Etwas."

„Wieviel?"

„Ich kann es im Augenblick nicht sagen."

„Das hat man in jedem Augenblick zu wissen!"

„Ich gestatte mir, es nicht zu wissen." kam es scharf vom Fenster.

Hans Martin war aufgestanden und hatte unter der Verschmähung von Vaters Zigarrenkiste sich aus der eignen Tasche bedient. „Aber wenn es dich interessiert, kann ich es dir in allernächster Zeit auf Heller und Pfennig sagen. Ich — ich schätze es auf —" er blies den Rauch langsam fort, „— auf etwa ... 6-, 700 Mark. Etwas mehr, etwas weniger."

Der Alte stand starr. Dann nickte er, und es kam ein dünner, sinnlos hoher Laut aus seiner Kehle.

„Ja," sagte Hans Martin gedankenvoll.

„Du hättest die letzte Zeit hier wohnen können — hier, hier!" sagte der Vater ziemlich willkürlich, als vermöchte er nachträglich noch einen letzten Rest zu retten.

„Ich hatte selbst daran gedacht. Aber offen gestanden, ich fürchtete und scheute die Verstimmung dieser letzten Jahre."

„Ha! Und nun? Wie? Was gedenkt mein Herr Sohn jetzt zu tun?" Er war außer sich. Alles weg! Fast alles. Ein Kapital wie ein Taschengeld. Ein Kapita—al! Nun ja! Er hätte's voraussehen können! Und hatte's auch vorausgesehen ... längst!

Hans Martin schwieg und sah durchs Fenster. „Gedenkst du in diesem Ton weiter zu verhandeln? Sachliche Einwände erkenne ich gern an, denn ich achte jede andere Ansicht, lieber Papa. Hohn und Spott aber glaube ich, bei gerechter Abschätzung aller Umstände, nicht verdient zu haben."

Der Vater tappte steif und nervös hin und her im Zimmer. Der Regulator tickte, schnurrte und schlug los. Der Kaffeetisch stand kalt und verödet, und draußen klappte eine Tür. Der Alte lachte ganz hoch und blies die dünnen Backen auf.

„Willst du meiner Lage demnach gerecht werden, dann soll es mich aufrichtig freuen, lieber Papa. Sieh, ich gedachte gerade jetzt für eine Weile — und ich denke für eine kurze Weile — ja, bei dir anzuklopfen, mich für eine begrenzte, absehbare Zeit als Gast bei dir



Knabe mit Hirsch

Bronzegruppe von Prof. Paul Peterich

im Garten des Fabrikbesitzers Walter Boje in Berlin-Grunewald

anzumelden. Aber ich brauche auch Billigkeit und Entgegenkommen von deiner Seite. Wenn du es nicht aufbringen willst oder nicht aufbringen kannst —"

„Ach was! Ach was!"

„Wenn du mich nicht brauchen kannst, dann sprich es bitte unumwunden aus. Ich werde deine Gründe und Empfindlichkeiten respektieren. Du sollst dir weder Zwang auferlegen, noch in deiner Bequemlichkeit gestört werden. Auch die Hipauf müßte gehört werden —"

„Ach was!"

„Es ließ sich früher auch nicht immer einrichten. Man hatte gesellschaftliche und andere Verpflichtungen — war in seiner Zeit beschränkt. Auch diesmal war es geboten, erst einmal einen Überblick zu gewinnen. Ich glaubte übrigens, daß dies rascher geschehen würde. Nun, es verläuft normal. Und die Dinge stehen durchaus nicht so, daß ich unbedingt mit deiner Güte zu rechnen hätte —"

„Ach was! Sie stehen so! Du hast zu rechnen! Unbedingt, mein Sohn! Lackschuhe mit Einsatz, gelbe Handschuhe, Perle im Schlips, goldner Stock und Dreißigpfennigzigarren, Droschkenauto! O, ich sehe alles! Du machst mir nichts weiß! Und 6—700 Mark! So sitzt du da! So stehst du da! Mücken! Humbug und Blendwerk, auch für dich selbst! — Ihr seid Söhne, ihr seid Söhne — Stab und Licht meiner alten Tage!..." Und ein Schauer stürzte wieder über seine Kopfhaut.

„Ist es dir recht, wenn ich in den nächsten Tagen hierher übersiedele? Bitte: ja oder nein. Es ist in der Tat lediglich eine Frage der vorsorgenden Sparsamkeit, um es so zu nennen. Man kann dann mit um so größerer Ruhe weiter sehen."

„Ruhe — Sparsamkeit! — Haha —!" nurrte der Alte. „Sprich mit der Hipauf."

„Ich habe ihr bereits eine Andeutung gemacht."

Der gereizte Herr sah blitzschnell mißtrauisch zu dem Sohne hin. Immer steckten die andern unter einer Decke. Immer war er allein. So war es von früh an gewesen!

„Komm, wann du willst. Platz ist genug da. Und meine Meinung — meine Meinung, lieber Herr Sohn, wirst du mir gestatten, noch — äußern zu dürfen!"

„Gewiß. Aber mit Maßen. Also abgemacht, Papa, und Dankeschön vorläufig. Es ist ein Übergang, selbstverständlich, von hoffentlich nur kurzer Dauer. Mir liegt selbst daran, darfst du mir glauben. Ich werde dich in deinen Gewohnheiten nicht erheblich stören, sozusagen bloß hier nächtigen."

Das schien nun wiederum dem alten Herrn nicht zu passen. Aber Hans Martin achtete nicht darauf. Er hatte Wichtigeres im Sinn. Was zu erreichen und zu erledigen war, war erledigt. Punktum.

Er verweilte noch zwanzig Minuten. Sprach mit der Hipauf, ging durch die Wohnung, um Wünsche zu äußern, rasch, sicher und zerstreut. Der alte Herr lief immer drei Meter hinterdrein und höhnte innerlich. Nun plötzlich auch beunruhigt darüber, daß hier etwas Neues geschähe, seine Tage ein anderes Gesicht bekämen. Dennoch freute er sich in einem Winkel seiner verzwickten, verstaubten, vereinsamten Zöllnerseele auf den Sohn. Nur wenn er dazwischen an den 6—700 Mark-Rest dachte, wahrscheinlich war es noch weniger, an das Kapita—al, dann flammten seine Nerven wieder schreckhaft auf, und seine steifen Bürokratenglieder hätten sich in einem wilden Veitstanz regen mögen.

Es war dämmrig, und draußen pfiff ein scharfer Ostwind, als sich Hans Martin von seinem Papa, der sich zuletzt wieder völlig in sich verkrochen hatte, verabschiedete.

Frau Hipauf, die preußisch rechtliche, steife Dame mit der langen Nase, die nie ohne ein Schultertuch über die Straße ging, trat aus ihrer Hofstube, um ihm die Tür zu öffnen. Sie hielt auf Manieren, dann vergab man sich nichts.

„Wann dürfen wir Herrn Doktor erwarten?"

„Ich schreibe noch eine Karte. Hoffentlich wird es Ihnen nicht zuviel."

„Iwo. Es ist eher zu still hier. Der Papa spricht manchmal nicht drei Worte am Tag und rückt nie einen Stuhl anders."

„Das ist nicht lustig. Ja, Frau Hipauf, nach dem schlapprigen Pensionsfutter müssen Sie mich schon 'n bißchen rauspäppeln; alle Tage Pudding zum Schluß, hören Sie, wenn auch der alte Herr Gesichter schneidet; Sie haben berühmte Rezepte."

„Wird gemacht, Herr Doktor." Und sie lächelte, als vertraue sie ihrer langerprobten Macht. Er gab ihr leutselig die Hand.

Hans Martin stieg die Treppe hinab, auf der es nach Gas stank, denn der kleine, buckelige Flickschuster aus dem Hofkeller hatte eben den Haupthahn aufgedreht und keuchte mit der klappernden Stehleiter heran.

Der Doktor verzog das Gesicht und atmete kaum. Gören lärmten auf die Straße hinaus, ein verspäteter Leierkasten dudelte auf dem Nachbarhof, der bloß durch eine niedrige, schmierige Mauer mit Teppichstange und rostzerfressenem Müllkasten abgetrennt war. Als Junge war er selbst über diese Mauer geturnt. Es dünkte ihn unglaubwürdig. Er dachte mit Ekel zurück. Der kreischende Leierkasten scheuchte Gram in

einem auf, daß man ein feines, scharfes Brennen unter dem Hemd spürte.

Und nun sollte man hier wieder unterschlüpfen. Brrr! Es war hart und kläglich, aber in jedem Betracht notwendig.

Rasch fort. Er mußte sich unbedingt zerstreuen. So rief er entschlossen eine Droschke an: „Nach der Oper!" Vielleicht bekam man noch einen schlechten Eckplatz an der Kasse. Musik! Musik war über dem Leben. Anderes Theater reizte ihn nicht. Jedes gesprochene Menschenwort atmete ekle Irdischkeit. Apage! Kunst sei Beglückung.

Und hinterher wollte er auf weichem Teppich in einen warmen, glänzenden, duftenden Saal treten, zwischen eleganten Frauen und noblen Herren guten Wein trinken, Austern essen und eine nervenberuhigende Importe rauchen. Vaterns Ressourcen würden ja für die nächste Zeit sorgen.

⌘ ⌘ ⌘

Professor Achim Reez wohnte im alten Berliner Westen am Schöneberger Ufer. Er hauste ganz oben, damit ihm niemand auf dem Kopf herumtrappte, hatte einen üppigen Balkon nach dem Ufer und einen zweiten mit Glasdach und Markise, der auf schöne, alte Gärten sah, in denen es still war und manchmal ein Hund bellte oder ein Papagei schrie. Die Zimmer waren hoch und hell, hatten dicke Mauern, altmodisch knackenden Parkettboden und große, weiße Kachelöfen. Das war behaglich.

Aber der einsame Mann litt schwer am Leben. Er war todkrank.

Seine alte Josefa ließ die spärlichen Besucher ein, ein fast stummes Wesen, das seit Jahrzehnten für ihn sorgte und das allein wußte, wie es mit ihm stand. Denn zu den anderen, wenn er überhaupt jemand einließ, sprach er nur spöttisch und metaphorisch. Ganz selten stieß ihm die Not ein Wort ab.

Ein ganz alter Mann, und er stand doch erst zwischen Fünfzig und Sechzig. Sein Schädel war mächtig gewölbt, das weißgewordene Haar war strähnig quer darüber gelegt; auch der krause, gespitzte Vollbart war weiß. Eine wunderliche, in manchem groteske, gnomhafte Erscheinung, klein, unschön, mit Resten von Schwammigkeit, sprühend und boshaft.

Ein alter Dompfaff, den Hans Martin noch von Breslau her kannte, pfiff weich und schmelzend auch am Schöneberger Ufer: ‚Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht,' weiter kam er nie; er begann von vorn oder schloß mit einem wehmütigen, grüblerischen Triller.

Dies war also Hans Martins Lehrer. Nun ja.

Achim Reez war ein großer Herzgelehrter und Allgemeinkliniker. Er sprach noch heute gern scharf und bissig, besonders über gewisse Moden und Mätzchen, er war wie viele große Ärzte und bedeutende Männer dem eigenen Tun gegenüber voll tiefer, schmerzlicher Skepsis. Ein Pessimist aus Sehnsucht und Idealität. ‚Wir sind alle Quacksalber und Scharlatane! Glauben Sie wirklich ernsthaft daran, meine Herren, daß sich ein organisch krankes Herz durch einige prickelnde Bäder mit Kurmusik und Reunions zur Raison bringen lasse? Dann können Sie sich auch mit einem gebrochenen Bein in die Badewanne setzen!' so hatte er schon in seiner Universitätsklinik gesprochen. Und mit Vorliebe bekannte er sich als bescheidenen Nachfahren der uralten, tiefsinnigen Humoralpathologie, die er als die große Mode der Zukunft bezeichnete. Von solchen scharfen Ironien und Paradoxen waren auch seine großen, tiefgründigen Bücher, die sich besonders mit dem rebellischen Herzen befaßten, durchzogen. Er hatte viele Gegner und Feinde und freute sich ihrer.

Hans Martin war innerhalb des Reezschen Assistentenstabes wie in allen Lebenslagen sehr gelehrig gewesen. Reez behielt ihn im Auge. Die Patienten, besonders die Patientinnen liebten ihn; kein Wunder: er war ein schöner, eleganter, liebenswürdiger und gescheiter Junge; es wurde hell im Krankenzimmer, wenn er kam, und der Verstockteste begann zu schwatzen. Die Wärterinnen waren alle verliebt. Seine Krankenberichte lasen sich mitunter wie reizvoll gegliederte Kunstwerke.

Aber was den scharfsinnigen Reez mitunter stutzen ließ, war eine gewisse Pose und Beherrschtheit, die der junge Doktor Eckerlein jederzeit zeigte. Sie war nicht aufdringlich und geschmacklos, aber sie war da und in ihrer berechneten Feinheit vielleicht aufschlußreicher und gefährlicher als ein naives Wichtigtun. Er konnte in aller Liebenswürdigkeit bedeutend tun, plötzlich überlegen ausweichen, orakeln oder schweigen. Er war jung. Doch was bedenklicher war und einen Schritt weiter auf jener Linie ging: er besaß auch den Kollegen gegenüber die Gabe, die andern reden zu lassen, sie mit tiefsinniger Miene gewandt auszufragen, mit seiner Meinung, wenn sie überhaupt vorhanden war, zurückzuhalten oder sie, nachdem er die anderen gehört hatte, geschickt und blitzschnell zu modeln, zu ändern und dann gelassen, überlegen als eigne Weisheit vorzutragen. Er wandte dabei gern einen Kniff an: er schillerte zwischen den Meinungen, machte der einen ernste Zugeständ-

nisse und neigte sich doch vorsichtig oder schlau der andern zu, wenn diese etwas Besonderes, Neues und Aussichtsreiches zu versprechen schien. Einen Rückzug ließ er sich stets offen.

Reez beobachtete das, und es ließ ihn allmählich seine Schlüsse ziehen.

Dieser junge Mann war eitel, liebte die rasche, wenn möglich mühelose Wirkung, Erfolg, Bewunderung. Die Wirkung seiner Person stand ihm näher als die Sache. War das schlimm? Es konnte Gegengewichte geben, die ausglichen. Aber es konnte sich auch noch mehr auswachsen und in Wahrheit Oberflächlichkeit bedeuten. Reez hatte versucht, ihn zu wissenschaftlicher Arbeit heranzuziehen. Er war auch hier ganz geschickt und lenksam, namentlich da es galt, sich vor dem Meister auszuzeichnen und solange man ihm den Weg wies und Hilfsstellung gab; sein eigener Atem erwies sich meist als zu kurz; er war stets geneigt, die Frage auf das engste zu umgrenzen und nicht gerade selbständig auszuschöpfen; er kombinierte das vorhandene Literaturmaterial und lieferte kleine, elegante Arbeiten, meisterlich im Aufbau und Ausdruck. Die Wendung: ‚Es würde zu weit führen ...' bevorzugte er, und eigene Anschauung gab er gern in perspektivisch tuender, jedenfalls wirksamer Andeutung. Er begann auch von eigenen Problemstellungen zu orakeln, dunkel und bedeutend, schien entschlossen, sich große Arbeiten vorzunehmen — aber er kam nie über Anfänge und über den Nimbus der Ankündigung hinaus. Es schien auch hier etwas zu fehlen. Vielleicht der Wille sich zu versenken, sich an eine Sache hinzugeben und zu verschwenden, kurzum, Wille zur Mühe und Leistung.

Wenn dieser Eckerlein ein Durchschnittsmann gewesen wäre, so hätte Reez die Achseln gezuckt. Es gab wichtigtuende und schwätzende Leute in allen Berufen; sie waren an ihrem bescheidenen Platz ganz brauchbar und unschädlich. Aber hier war zugleich sehr viel Glanz und Zauber der Intelligenz, eines Begabungsganzen, der einen unsicher machte, zuwarten, hoffen ließ auf den Blitz, der die Tiefe spaltete und erhellte. Ließ auch dieser Zweifler sich blenden durch den Reiz des Persönlichen, des ganzen komplizierten Menschen?

O, Menschen ...!

Beider Menschlichkeit war stärker gewesen als alles andere, auch für diesen ärztlichen Cato, da Stunde und eigene Umstände es wollten. Die Musik verband und allerlei Anfechtbares, Menschliches in Reez selbst, das wohl mit jener fröhlichen, vom dunkeln Schicksal gezeichneten Frau zusammenhing. Reez war meisterlicher Klavier- und Cellospieler. Hans Martin sang und schlug den Flügel. Man versammelte sich mehrmals in der Woche in des Professors Haus, der Junggeselle war. Nun ja, Junggeselle ...

Dieser Eckerlein besaß alles, was er zum Teil selbst nicht hatte, eine edle, männlich schöne Erscheinung, die Gabe zu bezaubern, die besten Manieren, dazu eine geniale Beweglichkeit, Flüssigkeit, Verschmitztheit, die Tieferes hoffen ließ. Das alles liebte der Professor, nicht gerade unbesehen, o nein, aber wehmütig, denn sein mephistophelischer Pessimismus entsprang zum Teil einer leidenschaftlichen Liebe zur Schönheit, die überall enttäuscht wurde, nicht zum wenigsten — menschlichst fühlbar — durch seine eignen sichtbaren Mängel. Auch in ihm steckte ein inbrünstiger, tiefster und kreatürlicher Welt- und Lebenswille, der sich in die Kunst geflüchtet hatte und zu den mürrischen Philosophen.

Hier in Berlin war es um Achim Reez völlig einsam geworden. Er schrieb an seinem letzten Buche und allerlei Einfällen. Er wollte allein sein. Fertig. Umwoben von der schaurig süßen Einsamkeit des Moriturus. Er hatte diese Einsamkeit einmal von einer andern weggescheucht, mit Sorge, Spiel, Glanz, heißer Zärtlichkeit und gütig-weiser Stille. Er hatte unter grauem Haar angebetet, geschwärmt und genossen, der Welt gelacht, sich einen letzten hohen Schönheitsbrand ins Haus gezogen, sich daran gelabt, gewärmt, schier gesättigt fürs ganz verflossene und noch bereite Leben. Er hatte für eine andere mit Krankheit und Tod gerungen und gehofft. Tat er es noch? Es war das gleiche Siechtum. Tat er es wieder? Arzt, Arzt, was klopft dein Blut? Was träumt dein Herz? Damals hatte sich ihm die tiefste Menschlichkeit geöffnet, bis zu mystischen Gewißheiten hinab.

Hans Martin war in diesen Herbstwochen vier- oder fünfmal bei ihm gewesen. Auch er wurde nicht immer vorgelassen. Josefa schüttelte draußen den Kopf und sagte nicht viel. „Heute nicht." Reez vertrug auch die geliebte Musik, um derentwillen ihm dieser Eckerlein vor allem zeitweilig erwünscht war, nicht immer oder war auch darüber schon hinausgewachsen ...

Hans Martin hatte sich mit ihm besprochen und seinen Rat gehört.

Er arbeitete jetzt daheim in der Gormannstraße, studierte die Literatur der letzten Jahre und rauchte noch mehr. Sein kleines Zimmer war blau vom Tabaksdampf, und das helle Klopfen seiner Shagpfeife, wenn

er den Rest ausleerte, klang alle Viertelstunden durch die Wohnung bis zur Hipauf hinüber. Er hatte einige ältere Beziehungen wieder angeknüpft, auch diesen und jenen leitenden Kliniker, den er von früher kannte, am Urban und am Friedrichshain besucht. Seit einiger Zeit hospitierte er in den Vormittagsstunden und hatte auch einige klinische Kollegs belegt. Aber all das konnte nicht mehr als einen Übergang bedeuten.

Worauf es ihm für die nächste Zeit ankam, das war eine wertvolle Assistenz bei einem tüchtigen, möglichst berühmten Kliniker, zur Übung, zum Lernen, ja; aber auch zu einer förderſamen Wirkung nach außen hin, für andere nicht minder wichtige, ganz persönliche Zwecke, die er scharf im Auge hatte. Reez hatte ihm in seiner raschen Art diesen und jenen Wink gegeben, doch es war bislang noch nicht geglückt oder der in Betracht kommende Chef und das ganze Drum und Dran hatten seinen Absichten nicht zugesagt. Er gestattete sich auch jetzt noch, wählerisch zu sein. Es hing nach seiner Meinung mancherlei davon ab. Ungeheuer viel. Er hatte immerhin Zeit. Bloß nichts Falsches, Halbes mehr, das gewisse verschwiegene, in eine üppige Zukunft weisende Pläne stören könnte.

Heute war er wieder bei Achim Reez am Schöneberger Ufer erschienen.

„Sieh da, der Ecderlein, Hans Martin, Kollega. Der aus dem Nest gefallene Edelfink. Wie geht's; mein Herr? Die melancholische Stirn steht Ihnen nicht übel."

„Lieber verehrter Herr Professor, wie geht es Ihnen?"

„Das ist langweilig, Eckerlein. Ich finde, je älter man wird, desto entschiedener wendet man sich dem Nicht-Ich zu. ‚Was wäre wünschenswerter wohl — als ganz zu siegen — über das leere und so arme Leben, — was keinen Wunsch uns je erfüllen kann, — ob Sehnsucht gleich uns auch das Herz zersprengt. — Wie wär' es schön, mit leichtem, leisem Schritte — das wüste Erdenleben zu durchwandeln usw.' Von wem wohl? Verse. Von Sankt Schopenhauer, der Ihnen für spätere Zeiten empfohlen sei."

Und dann hatte Eckerlein das Gespräch wieder auf seine Angelegenheiten gebracht. Er hatte das Aktionsfeld genügend lange überschaut und war zu einem bestimmten Wunsch oder Entschluß gekommen.

„Ich kenne niemand weiter, Eckerlein," wies er kurz ab.

„Der Name Reez ..."

„Klingt manchen wie Beelzebub."

Er war in diesen hilfreichen Dingen jetzt manchmal etwas lässig, launisch träge und vergeßlich. ‚Die da draußen!' nannte er die andern mit einer raschen abweisenden Handbewegung. ‚Meine Vögel genügen mir. Und die alte Josefa. Sie ist auch ein wunderlicher Vogel.' — „Die da draußen kommen nur manchmal, um sich Rat zu holen. Aber ich mache selten auf. Ich tu' nicht mehr mit. O, das ist wundervoll, Hans Martin, mit unbekümmertem Willen Egoist zu sein. Was, lieber Eckerlein?"

„Gewiß, Herr Professor."

„Sie sind mir alle nicht grün und benutzen mich doch." Er lächelte.

Doch Hans Martin blieb bei der Stange.

„Ich würde am liebsten, Herr Professor, denn ich bin jetzt im klaren, von Geheimrat Lindhammer angenommen werden. Herz und Stoffwechsel."

„Lindhammer ist ganz ordentlich. Wir haben uns tüchtig gezaust. Reicher Mann, mit der Berliner Hochfinanz verschwägert. Er muß hier herum sitzen; er war immer für großen Stil. Seine Klinik ist fast ein Krankenhaus."

„Kaiserin Augustastraße. Mir schien gerade dieses weite, reiche Beobachtungsfeld ..."

„Lindhammer ...? Hören Sie, Eckerlein, vielleicht schadet es Ihnen mehr, als es nützt, wenn ich mich einmische! Ich wollte mich eigentlich in nichts mehr einmischen! Tja ..." Und der Dompfaff flötete dazwischen: ‚Freut euch des Lebens.' „Ja, alter Kerl, das hast du eben besonders schön gepfiffen; er vergißt mitunter ein paar Takte, selbst das Schmatzen und seinen Schlußschnörkel, als versinke auch er immer tiefer in Nachdenklichkeit. Ich werd' es mir notieren, lieber Kollege. Wir können ja mal zusehen ..."

Und dann hatte Hans Martin noch eine Stunde spielen müssen. Er hatte sogar leise in einem freien Zwischenspiel die Melodie jenes Sehnsuchtsliedes eingeschmuggelt, das Achim Reez in der fernen letzten Breslauer Zeit einer Hinschwindenden, fast Verklärten zugedacht hatte und das nur die Eingeweihten kannten. Es hatte eine einfache, schwermütige Begleitung in eintöniger, kontrapunktischer Führung, die Hans Martin kunstvoll vervielfachte. Er hatte es gestern noch besonders daheim geübt ... und ‚improvisierte' nun gesenkten Hauptes. Der alte Reez lauschte, wie sein Dompfaff im Bauer, in der Sofaecke. Hier oben saß man über der Welt in Licht und Stille. Niemand war da, außer diesem Rattenfänger Hans Martin, und draußen die huschende alte Josefa und nebenan die schweigenden Vögel. Und am ergriffensten war der Dompfaff.

Als der Doktor sich langsam auf dem

Klaviersessel umdrehte, sprach Achim Reez, der noch ein fabelhaftes Gedächtnis hatte, leise zur Decke hinauf:

„Der Menschen plan- und grenzenloses Streben,
Der Zeiten eisern schonungsloser Lauf,
Die bösen Geister, die uns rings umschweben
Und tückisch jedem Glücke lauern auf,
Das Alles ist gebannet und gewichen,
Durch einen Strom von Wohllaut ausgeglichen."

„Von wem ist das?" fragte Eckerlein.

„Von demselben galligen Sankt Schopenhauer. Es heißt ‚Polyhymnia' und holpert. Er war ein schlechter Musikant, Hans Martin, aber ein ewiger Zeitgenosse, er litt, weil er wünschte: ein ewiger Mensch. Ja — das Stärkste, Unmittelbare und Mitteilbare ist immer das menschliche Erlebnis ..." Er sinnierte in seiner eigentümlichen sprunghaften Art: „Ja, Eckerlein, das Beste sagen die Philosophen immer dort, wo sie außerhalb ihres Systems denken und bloß vor dem Leben stehen. Die absolute Idee ist immer nur persönliche Angelegenheit und mühsame Scholastik. Der große Friedrich, der auch die schwarzen schmerzlichen Fragezeichen und bitterbösen Randglossen liebte, hatte überhaupt kein System. Er war einer der Weisesten."

Er sah langsam, hell zu den hohen Bücherborden hin. Er las jetzt viel, und sein Gedächtnis wurde immer reiner und mächtiger. „Ach Bücher. Man fängt damit an und hört damit auf. Laufbrücken und Trost. Kennen Sie Montaigne? Er ist der Menschlichste und deshalb der Feinste. Evoe Lichtenberg — in gewissen Lebenslagen neigt man dem Skeptischen, Boshaften, Galligen, Verneinenden noch inniger zu als sonst. Man atmet auf, atmet behaglich und nickt zustimmend wie eine Pagode. Und lauscht dazwischen doch begierig auf den reiner und tiefer gestimmten Ton darunter. Goethe. — Mörike ... und der grimmig schwärmerische E. T. A. ... Alles Einklangsucher, Friedenssucher, Flüchtlinge nach Orplid. Verzichter, Verzichter aus Sehnsucht. Hm —. Und Vertrauende in mysterio. — Alles ist gebenedeites Leben. Alles dient dem Unergründlichen: Leben, Leiden und Tod. Es kann uns nichts geschehen — — Das war schön, Hans Martin. Musik ist das wahrhaft Orphische, das alles löst. Fragen und Enge. Ich danke Ihnen."

„Lieber verehrter Herr Professor, darf ich wiederkommen?"

Schweigen. Reez hatte den weißen, fahlen Kopf zurückgelegt. Wie schrecklich dünn und faltig sein Hals war. Er schwieg lange.

Dann sagte er nach dem hellen weißen Zimmer hin: „Es ist einsam hier. Es soll einsam sein."

Der Dompfaff pfiff weich und wehmütig.

Schließlich lächelte Achim Reez und reichte dem jungen Freund die hagere, leicht zitternde Hand hin.

„Kommen Sie wieder, Hans Martin. Und ich werde morgen an Lindhammer schreiben. Vielleicht nimmt er Sie unter seine Quacksalber auf."

Und er sah ihn über die kleine, blitzende Schreibbrille hin plötzlich scharf prüfend und mit seinem boshaft spöttischen Lächeln an.

⌘ ⌘ ⌘

Hans Martin hatte sich das daheim leichter gedacht. Er war dieser Umgebung doch allzusehr entwöhnt. Wenn er durch den ‚Salon', immer noch Heiligtum, und das Wohnzimmer schritt, dann fühlte er sich wie ein Käfigtier, und gegen Abend überfiel ihn einfach die richtige Budenangst.

Auf dem ‚Paneel' des Sofas klapperten Zinn- und Majolikateller, Humpen, Katzen, Hunde, Faust und Gretchen und der Trompeter von Säkkingen. Auf dem Klavier standen Vasen, Photographien. Bei jedem Schritt klapperte es. Zum Verrücktwerden. Alles war blitzsauber, der Papa und die Hipauf behandelten jeden Winkel der Einrichtung mit einer an Ehrfurcht grenzenden Liebe. Jedes Stück hatte seinen geheiligten Platz. Hans Martin hatte vom Klavier den Krimskrams herabgenommen und anderswo aufgebaut, am liebsten hätte er ihn zum Fenster hinausgefegt. Da war der Vater ruhelos und heimlich gereizt herumgestrichen, und an jedem Morgen stand alles wieder genau am selben Platz.

Dazu die Straße. Hans Martin sah nur aus dem Fenster, wenn er sich über das Wetter unterrichten wollte.

Der Vater ging um halb neun mit blankgewichsten, viereckigen Stiefeln, die bei nassem Wetter in großen, glänzenden Gummischuhen steckten, und mit einem grauseidenen, sauber gelegten Halstuch davon und hinterließ einen süßlichen Duft nach seiner nikotinfreien Zigarre und nach Haaröl. Schlag Viertelvier war er wieder da, sprach vom Wetter, vom Büro in einem knarrigen Ton und sichtlich von dem Sohn geniert. Man sah einander immer rasch an den Augen vorüber. Alles auf die Sekunde. Punkt zehn stand er auf der muffigen Treppe draußen und paßte auf, daß das Treppenlicht mit dem letzten Glockenschlag von dem Hinkeschuster gelöscht wurde. Darauf stieg er nach stürmisch lautem Gurgeln, denn er hatte einen empfindlichen Hals, in die Posen.

Hans Martin hegte eine gewisse mitlei-

dige Zuneigung für den dürftigen Patriarchen. Er brauchte ihn voraussichtlich noch in der nächsten Zukunft. Und das schwante auch dem alten Herrn, denn er vermied es fast krampfhaft, neue eingehende Fragen zu stellen, und seine hageren Hände wurden dabei noch steifer und schoben sich zuzeiten mit einer Bewegung der Furcht und des Geizes in die Hosentaschen.

Ein- oder zweimal fragte der Alte den Sohn, ob er ein Glas Bier mittrinken käme. „Nein, Papa. Danke dir herzlich. Ganz unmöglich. Ich habe Briefe zu schreiben, zu arbeiten — eine Verabredung ... Vielleicht ein andermal.“ Das kam nie. Der Vater war verletzt, auch in seiner verkrusteten Liebe, und trollte sich gallig. Er druckste stets eine Weile, und dann sagte er kurz und giftig: „'n Abend, mein Sohn! Ich trinke jetzt meinen Schoppen!“ „Viel Vergnügen, Papa. Wiedersehn.“ Und der Sohn erhob sich und tätschelte dem Alten mit der schlanken, rassigen Hand den unempfindlichen Rücken und geleitete ihn sicher zur Stubentür hinaus.

In seinem Zimmer hatte er es sich möglichst gemütlich gemacht. Alle Deckchen und Behänge waren hinausgeflogen, ein Schirm war um das Bett gestellt, und auf dem alten Schreibtisch lagen seine feinen Schreibsachen und allerlei Bücher und Hefte. Er arbeitete am Vormittag daran, während der süße Duft seines türkischen Tabaks durch die Türritze zog. Er musizierte viel und ging aus. Mit dem Essen war er zufrieden. Die Hipauf ließ etwas draufgehen. Dem Alten schmeckte es manchmal gar nicht, weil er Extraausgaben witterte; er aß unwillig und schob mitunter den Teller zurück, was ihn innerlich noch mehr erboste. „Schon wieder Pudding? Schon wieder Braten!“ Aber die Hipauf nickte bloß ernst und steif und wünschte den Herren guten Appetit. Den Herren — den Herren! Als wenn alle Tage Feiertag wäre oder als wenn man wirklichen Besuch hätte!

Hans Martin hatte ein paar Studiengenossen von früher, jüngere praktische Ärzte, aufgesucht und traf sich mit ihnen. Er schätzte sie nicht weiter. Sie waren biedere Jungen, fachsimpelten viel, Durchschnitt. Er brauchte sie jetzt, um zu sprechen und zu hören. Später konnte man sie zurückstellen oder fallen lassen.

Gitta Meinecke aber sah er in dieser Zeit nicht ganz so häufig wie sonst. Ihr Studium schien sie plötzlich stärker zu beschäftigen, als habe sie nun doch rasch und geheimnisvoll ihr Examen für eine nahe Zeit ins Auge gefaßt. Sie sprach einmal kurz und recht bestimmt davon. Er hatte einen Augenblick gestutzt. Was bedeutete das? Dann war es ihm recht. Es sprach ebenso gut für wie gegen ihn. Und alles sollte ihm nützen.

Er war meist jeden Sonntag dort; er traf dann häufig auch andere Leute, sogar einmal den Doktor Giesebrecht für eine halbe Stunde. Aber auch das schadete nichts, obwohl es ihn flüchtig störte. Jedenfalls hielt auch er sich wohlbedacht ein wenig zurück. Er pflegte für seine Person stets überlegt und mit feiner Taktik vorzugehen. Sie musizierten noch hin und wieder. Onkel Erich war stets dabei. Hans Martin plauderte eifrig mit dem alten Herrn und vermied mitunter dabei, während des halben Abends, Gittas Blick.

Das nächste Mal wieder hatte er abgeklingelt: er könne leider einer Verabredung nicht ausweichen ... vielleicht morgen — übermorgen —? Aber nun hatten sie auch im Hause Giesebrecht & Thornow viel zu tun, die Fenster der Privatkontore leuchteten bis zum späten Abend auf den stillen Monbijouplatz hinab; da hatte wiederum Gitta kaum von sich hören lassen. Dieses Schweigen paßte ihm nun doch nicht; da klingelte er kurz entschlossen an und bat um eine kleine Stunde nach dem Abendbrot.

Es war ein Loslassen und Festhalten. Er war immer ernst, eine strenge Falte stand über seiner linken Braue, er schien auch ermüdet, zerstreut, niedergeschlagen, von einer Melancholie, einem inneren Kampf und quälenden Zweifel — wußte sie ihn zu deuten? — bedrückt, und ließ sich immer erst eine Viertelstunde Zeit, eh' er mehr aus sich herausging. Dann aber schloß er sich ihr plötzlich auf und sah sie an. Er sprach leidenschaftlich und leicht zu ihr von nahen und fernen Dingen, riß sie in Streit hinein und bis zur Heiterkeit hin. Er sprach auch von seinem Vater und dessen Heim und der Dame Hipauf, schilderte bewegt und fast zärtlich lächelnd das unverändert alte, peinlich umhegte liebe Leben dort. Er war ein Augenblicksmensch und ein guter Menschenkenner, ein schmiegsamer Einfühler. Er kannte Gittas einfachen Sinn. Sie schreckte der Vater wohl nicht ab, im Gegenteil: er konnte als Folie der Biederkeit wirken. Er sprach respektvoll von ihm, aber er verbarg auch nichts von jener engeren Welt ... Ein delikater Mensch!

Ein anderes Mal traf er sie auf der Straße, wo sie ihm frisch und lustig vom Winter entgegentrat, gerade aus dickem Nebel heraus. Er war plötzlich ernst und gemessen und hielt kurz, fast leidenschaftlich ihre Hand fest. — Nein, er könne morgen nicht, leider! Er habe eine Arbeit begonnen...

Und Blick und halbes Wort verrieten ihr, daß er völlig mutlos sei und an einem verborgenen Leid trage. Ihr stieg das Blut in die Stirn; sie war bestürzt oder doch betroffen. Und noch am Abend schrieb er ihr einen entzückend klugen, feinen, warmen Brief, in dem er sich versteckt entschuldigte; er läse Schopenhauers ‚Parerga', wie sein verehrter Freund Achim Reez, wäre niedergeschlagen und menschenfeindlich gestimmt — besonders gegen sich selbst ...

Ein Hin und Her. Wie die Katze mit dem Mäuslein spielt. Gittas Lampe brannte lange oben in ihrem Zimmer, die Arbeit war ihr lieb, und das schmale Gesicht mit den großen Augen wurde blässer. Es mußte ihr wohl schwer fallen, die empfindlichen Fühler aus der Schale zu strecken, an die taumelnde Lust des Lebens zu glauben und an den erschütternden Willen und die Demut eines — anderen. Wer war sie? Es gab dabei so viel zu bedenken und abzuweisen, das kaum hörbar durch ihren furchtlos klaren Sinn huschte.

Dennoch war man sich nahe. Nur ein paar Straßen weit voneinander getrennt. Der Gedanke daran beruhigte und beglückte. Man konnte sich täglich auf der Straße treffen und dann war es reizend, nebeneinander herzuspazieren oder einen Einkauf miteinander zu machen. Entzückend! Man sprach mitunter leiser, vertrauter mit einer holden Fröhlichkeit. Man atmete dieselbe Luft und spann die gleichen Erinnerungen.

✠ ✠ ✠

Eines Tages war Doktor Eckerlein wieder die Treppen zu Achim Reezens Bereich über der Welt hinaufgestiegen. Der Professor schrieb. Er kritzelte auch an einer Geschichte seiner eigenen Krankheit, zeichnete jede Phase auf, beobachtete sich peinlich wie einen fremden Patienten.

Er war still und gab Eckerlein stumm die Hand. Sie plauderten heute nicht. Reez schien müde und gallig. „Bach," befahl er. Dann kam der Professor leise herüber und saß bis zur tiefen Dämmerung lauschend im Sofa.

Als Eckerlein aufhörte, sagte Reez: „Lindhammer hat heute geschrieben."

„Nun?"

„Sie sollen einmal zu ihm kommen. Er glaubt Verwendung für Sie zu haben."

„Ich danke Ihnen!" sagte Hans Martin froh. Dieses Lauern und Zuwarten brannte allmählich wie ein heimliches Laster in seinen Nerven. Auch eine andere Frucht schien inzwischen reif geworden zu sein und wollte gepflückt werden, eine allerkostbarste, allerreichste, seltenste Frucht ... „Ich danke Ihnen, lieber verehrter Herr Professor!"

„Ich habe nichts dazu getan."

Hans Martin war aufgestanden und reckte die starken, sehnigen Arme. „Nun will ich wieder schwimmen! Nun soll es niemals mehr in die Irre gehen! Plus ultra!"

Reez sah ihn durch die Dunkelheit hindurch. Fast neidisch und bewundernd. Was redete er da? Soviel wert war die Sache doch nicht. Ein neuer Anfang! Aber da spürte er plötzlich etwas von der flügelnden, gaukelnden Begehrlichkeit des andern. Rattenfänger, Schaumschläger! Dies also war sein letzter Freund, Schüler und Schützling — nun ja. Er hing gewissermaßen bloß noch durch ihn und seine köstliche Jugend mit der vertrackten Außenwelt zusammen. Das Leben war witzig, bei Sancta musica!

„Schwimmen Sie. Seien Sie klug. Und schimpfen Sie hin und wieder auf mich. Das hört Lindhammer gern und nützt auch bei den anderen."

✠ ✠ ✠

Heute wurde Onkel Erich vierundsieb — — ach was! Im Wohnzimmer und im Herrenzimmer standen herrliche Blumen. Meineckes hatten prachtvolle Hyazinthen geschickt, sie standen in einem mächtigen Korb. Grete Tettenborn hatte Rosen gebracht, und der Alte eine Flasche Port, natürlich von Micke; der hatte hier und da ein paar brauchbare alte Pülleкens. Der alte Krippensetzer und Demokrat redete natürlich bloß von den prächtigen neuen Büchern des Verlags, von Giesebrechts Bilderbüchern, Reisebüchern und Welt- und Erdbüchern — Kunststück! Giesebrecht schickte dem Alten jeden Band noch warm von der Presse gratis und franko in seine Himmelsbude hinauf. Und der alte Bursche schrieb dann in so einem Schulmeisterblatt darüber.

Sie waren alle gekommen.

Draußen lag frischer Schnee. Man war nicht mehr weit von Weihnachten ab. Chamissos Lockenkopf hatte eine Holzkappe auf, und Schloß Monbijou stand noch einsamer als sonst in seinem kahlen weißen Garten.

Schlimm war es, daß auch ein paar merkwürdige Nichten Onkel Erichs mit der Regelmäßigkeit eines ersten Winterschnupfens an diesem Festtag auftauchten. Er war eigentlich ihr Großcousin, also kaum noch Verwandtschaft. Julchen Patow, Mitte fünfzig, jungfräulichen Standes, mit einem Federhut wie ein Siouxindianer, und ihre Schwester, Frau Jenny Stibbe, sechsundvierzig, feiner, schlank, sogar elegant, mit denselben schwarzen Vogelaugen, die sie wie ein Detektiv gebrauchte. Sie waren keine ungefährlichen Damen, besonders nicht Jenny, die Feinere; Julchen war ein durchsichtiger Krakehler.

Onkel Erich schlug ein Kreuz, wenn sie mit ihren schwarzen Seidenröcken wieder davongesegelt waren. „So was sollte nicht frei 'rum laufen. Jenny war sechs Wochen mit ihrem Amtsrichter verheiratet, dann starb er am Schlag; ich kann's ihm nicht verdenken. Aber sie ist immer noch die manierlichere."

Julchen hockte, von der schlauen Jenny gehütet, wie ein cholerischer Papagei auf ihrem Sessel und wandte kein Auge von Lenore, die allein gekommen war, denn ihr Großbürger war mal wieder in goldschweren Generalversammlungsgeschäften abwesend. ‚Wie Phryne,' dachte Julchen, obwohl sie bloß eine dunkle Vorstellung von dieser alten Dame hatte: ‚Ob sie viel Spaß an ihrem Pascha hat?'

Da kam auch noch Doktor Eckerlein im Besuchsrock, dessen Schnitt das ganze Rosentaler Viertel versinken ließ.

Gitta wurde rot, und dieses jähe Sichverfärben, das Lenore und wahrscheinlich auch die anderen gesehen hatten, war ihr schrecklich peinlich. Sie hatte ihn nicht mehr erwartet. Dann reichte sie ihm fest wie sonst die Hand. ‚Hast du gesehen?' frohlockten Julchens und Jennys Augen; und sie saßen noch fester auf ihren Goldstühlchen.

Lenore betrachtete Hans Martin und Gitta forschend. Dann trat sie lächelnd zu den beiden heran: „Die alten Spießgesellen," sagte sie leise und herzlich.

Gitta schwieg.

Hans Martin sah in Lenores unbewegtes, jetzt perlblasses Gesicht. Ihr Blick glitt teilnahmlos über sein Gesicht und blieb dann doch an seinem Auge haften. Sie standen sich beide groß, rank und schlank gegenüber. ‚Was reden sie?' fragte Julchens und Jennys Papageienblick. ‚Hast du gesehen?'

Dann brach Lenore Meinecke auf. Julchen und Jenny dachten noch immer nicht daran. Dieser herrliche Doktor Eckerlein blieb ja noch da. Gehörte er schon dazu, und sie wußten es bloß nicht? Oder spann sich gerade jetzt etwas an und aus? Es konnte auch noch wer kommen. Und sie würden sich keinen Schaden tun, wenn sie einen mal zum Mittag dabehielten und dann zum Kaffee; denn bloß für'n Schluck sauern Wein und'n Stückchen Nußtorte kam man doch nicht von Lichterfelde bis nach'm Monbijouplatz. Doch da erhob sich auch Hans Martin. „Wann spielen wir wieder, Fräulein Meinecke? Wir haben nur noch kurze Zeit. Dann ist viel zu tun für mich. Hoffentlich! Und doch auch leider. Aber wer weiß, ob Sie es erheblich vermissen werden."

„O doch."

„Nur: o doch?"

Da lachte sie. „Was sonst noch?"

„Es waren die schönsten Stunden in dieser Zeit! — Vielleicht die schönsten überhaupt!" — Er brach ab, als sage es nicht genug oder auch zuviel. „Auch wenn sie einen Stachel hinterlassen sollten ..." Ihr Blick war gespannt. „Morgen? — Es ist Freitag," sagte er. Es war Onkel Erichs Habeltag. Da nickte sie stumm und blaß. „Liebe kleine Gitta."

Die Hyazinthen, Flieder, Rosen und Nelken dufteten berauschend und waren wie greller Lärm und Jubel um sie. Es traf ihn ein stolzer, erschrockener und doch fragender Blick. Er preßte ihre Hand, daß alles Blut aus ihrem Herzen strömte und sie eine Schwäche in dieser Leere fühlte. Wann war das schon einmal so? Schon ein paarmal in diesen Wochen? Nein — niemals so — — Dann folgte er langsam der gnädigen Frau, die schon hinausgegangen war.

Tante Julchen und Jenny saßen noch da, keines kümmerte sich um sie. „Wir hätten ein Stück mitgehen sollen," sagte Julchen, als versäumte sie nun wieder da draußen bei denen etwas.

„Sie werden dich nicht vermissen."

„Wieso?"

„Sie werden sich beherrschen."

„Ob sie uns einladen?"

„Sicher. Erich wartet bloß, daß du was sagst," meinte Jenny. „Er ist alt geworden inzwischen. Noch mehr als das letztemal. Na ja: vierundsiebzig. Noch zwei, drei Jahre ..."

„Wieso? Ich werde mindestens achtzig. Nee, älter! Soweit kann er's doch auch bringen." In dem Punkt war Julchen empfindlich. Sie hatte den zähen Lebenswillen einer Schildkröte, konnte sich überhaupt nicht vorstellen, daß man einmal einen Sargdeckel über sie stülpen könnte. „Meinecke ist sechzig und noch behende wie'n Dachkater. Was sagst du bloß zu Eckerlein, Jenny? Mit einemmal ..."

„Hm."

„Haste schon spioniert? Freilich, du weißt immer lange Bescheid! Und alles bloß, weil er hübsch gerade gewachsen ist und sich wie'n Graf anzieht und wahrscheinlich auf Pump, denn sein Alter in der Gormannstraße, die pensionsberechtigte Zollkruke —"

„Na, noch'n Tropfen, Julchen? Noch'n Endecken Torte? Nun wollen wir lustig sein!" sagte Onkel Erich, der von der Tür zurück kam und dabei dachte er: ‚Macht, daß ihr 'raus kommt.'

„Danke, Onkel Erich. Ihr werdet nun wohl einen Löffel Suppe essen wollen."



Sonniges Zimmer
Gemälde von Heinrich Hübner

„Potztausend! Ist es schon so weit?“ Er sah nach der Uhr. „Der Tausend. Eins durch. Aber die Tschierch wird es schon noch einen Augenblick warm halten.“

„Nee. Dann schmeckt es nicht. Und das täte uns leid,“ sagte Julchen bissig. „Laß dich nicht stören, Onkel Erich, du siehst sowieso ein bißchen klapprig um die Nase aus, in deinem Alter strengt alles an. Und du bist blaß, Gitta. Sitzest zuviel ... 'n ganz netter Mensch, dein Doktor. Nur'n bißchen hundeschnäuzig. Ich möcht 'n offengestanden nicht alle Tage gegenübersitzen.“

Jenny flimmerte nervös mit den Augenlidern. Gitta verzog keine Miene. Onkel Erich wehte mit dem Taschentuch, als verscheuche er Fliegen oder Rauch. „Das wird ihm leid tun. Gerade draußen sagte er: das sind ein paar famose Damen, fein und spaßig. Und immer unverändert.“

Die beiden Papageien, besonders das fette aufgeplusterte Julchen, hielten die hackenden Schnäbel still und äugten mißtrauisch. Spaßig? Jenny aber war aufgestanden, um einmal aus dem Fenster zu sehen. Ja — es schneite. Und da unten gingen die zwei, Lenore und Eckerlein, aber nicht nach der Stadt zu — merkwürdig.

„Kein Schlückchen mehr, Julchen? Na ihr kommt ja bald mal wieder,“ sagte Onkel Erich plötzlich gemütlich.

„Meinste? Schreibt mal 'ne Karte,“ knarrte sie.

Da erhob sich Jenny liebenswürdig. „Wir haben noch eine Verabredung zu Kempinski,“ sagte sie leise.

„Wollt ihr schon —? Der Tausend. Da können wir freilich nicht mit. Wiedersehen, Kinderchen. Herzlichen Dank. Und grüßt euern Pudel Arthur. Lebt das alte Vieh noch?“

„Ja, es lebt noch! Gott sei Dank!“ sagte Jenny lächelnd. Und sie rauschten stolz und munter, Jenny mit schiefem Kopf und einem gallebitteren Geschmack im Mund, hinaus.

„Was war das, Gitta? Was wollten die alten Backbeeren — die beiden Tanten?“

„Ich verstehe dich nicht, Onkel Erich.“

„Was hatten sie gegen Eckerlein?“

„Gegen wen haben sie nichts? Wenn Doktor Giesebrecht der letzte gewesen wäre, dann hätten sie den ein wenig zwischen die Zähne genommen.“

„Meinst du?“

„Ich denke doch. Das heißt, Tante Jenny tut es bloß in der Stille.“

Sie wandte sich ab. Sie hatte sich früher immer hinter Schweigen oder Spott verschanzt, wenn sie etwas nicht sagen wollte. Aber diesmal zitterte es in ihren Nerven. Warum?

❀ ❀ ❀

Als Eckerlein und Lenore unten aus dem alten Haustor traten, fiel Schnee. Zarte Flöckchen blieben auf Lenores dunkeln Brauenbogen liegen.

Er war schweigend neben ihr die Treppe hinabgestiegen, und dann hatte er sich nach dem Befinden ihres Herrn Gemahls erkundigt. Er hatte vor einiger Zeit am Leipziger Platz einen Besuch gemacht. Aber er war dabei keinen Augenblick mit Lenore allein geblieben. Es waren noch andre Leute gekommen, die Hans Martin gewaltig in die Augen stachen, obwohl sie mit beherrschten Stimmen unbeträchtliches Zeug redeten, aber gerade das hatte eine Atmosphäre beglückender Vertraulichkeit und Gleichberechtigung geschaffen. Und dann hatte ihm der Geheimrat seine märchenhaft teuren Bilder gezeigt, die er mit der Sachkenntnis und Liebe eines ihm gefälligen Museumsdirektors sammelte, natürlich alte Meister; Hans Martin riet mit Glück und Vorsicht das Richtige oder wartete mit Geschick die Erklärung ab, was ihm den Anschein eines kultivierten Verständnisses verlieh. Nein, Lenore erinnerte sich an nichts mehr. Man plauderte eifrig wie die anderen: ‚Gnädige Frau — Herr Doktor.‘

„Sie haben Ihren Wagen nicht hier, gnädige Frau?“

„Nein. Er kommt später.“

„Wollen Sie in den vorzüglichen Geschäften dieser Gegend Besorgungen machen?“

„Das nicht, Herr Doktor.“

„Schade. Ich hätte Ihnen gern mit einigen guten Adressen aushelfen können. Ich bin seit einiger Zeit wieder hier ansässig.“

„Ich hörte davon.“

Wie diese Stimme erinnerte! Es war ein geheimes, hüllenloses Leben darin, das einem über die Nerven und Sinne streichelte. Es schien jetzt ein Lächeln darin eingeschlossen zu sein, tief versteckt.

Lenore sah über den länglichen Platz. Die Luft war lustig gestreift, und die alten schäbigen Häuser hatten im Nu weiße Pelzmäntel angezogen.

Monbijou lag still. Das Gittertor war offen, an einem Fenster saß der Kastellan und rauchte bei seiner Zeitung seine Mittagszigarre. Lenore hob den riesigen Muff. „Ich will da hinein.“

„Ins Schloß?“

„Ja. Ich will mir etwas ansehen.“

„Darf man fragen, was? Die Damen haben selten einen starken Sinn für die Vergangenheit.“

Sie sah ihn von der Seite an. „Ich denke dabei mehr an Weihnachten.“

„Da drüben verkaufen sie uns nichts, liebe gnädige Frau.“

„Sollen sie auch nicht, lieber Herr Doktor. Kurz: ich will mir einige Möbelstücke nacharbeiten lassen. Wir waren im Frühjahr in Paretz, und dort gefiel meinem Mann ein grünlederner Arbeitsstuhl, bequem und stark. Eigentlich mehr ein Faulenzerstuhl. Und noch einiges. Hier gibt es ähnliches.“

„Biedermeier, ei, ei. Ein Schreibsekretär mit Tempelchen und knarrender Platte. Verzeihen Sie.“

Sie lächelte, ohne ihn anzusehen. „Einkehr und Stille.“

„Gibt es das?“

„Das Übermaß schafft Gegenspiele.“

Er lachte. „Wandlung? Ich muß gestehen, Frau Geheimrat: ich habe noch zuviel vor.“

Sie sah ihn ruhig und fest an und zog die Hand in weißem Leder aus dem Muff, um sie ihm zu reichen.

„Darf ich Sie nicht begleiten, gnädige Frau? Auch ich sehe so etwas gern und bin immer bereit, zu lernen.“

„Bitte.“ Sie wandte den Schritt. Sie gingen nebeneinander rasch unter dem Schnee hin auf die Gittertüre zu, der Kastellan am Fenster blätterte behaglich die Zeitung um. Das Windspiel aus Bronze vor dem Schloßeingang fror, und der ruppige, stämmige kleine Barockadler über der Tür, der der Sonne zuflog, war vom Schnee fast zugedeckt. Nur die Schrift leuchtete noch unter der Decke: ‚Nec soli cedit.‘ Das wollte sich nicht verwischen lassen.

Es war kirchenleer. Der Schritt klang hohl auf dem knackenden Parkett. Überall hörte man wie ein Echo so einen Schritt; es waren die Diener, die von Langerweile gequält auf und ab liefen und dann an einem Fenster standen. Die braven Herren unterhielten sich über einige Zimmer hin, gähnten herzhaft, knarrten mit den Stiefeln und schrien einander die Stunde zu. Die beiden Gäste wurden nicht als störend von ihnen empfunden. Und die großen und kleinen von Ehrfurcht, Liebe, Ruhm, Fehl, Neid und trübem Vergänglichkeitsmoder geweihten Dinge ringsum schwiegen noch tiefer bei diesen groben Stimmen.

Der Doktor hätte die Herren mit den blankgewichsten Stiefeln auch für Lenore zurechtweisen mögen: Ruhe! vor einer Dame brüllt und schnauzt man nicht durch drei Zimmer weit. Er räusperte sich scharf, dann lächelte er.

Was ist Größe? Die Gewohnheit und Gewöhnlichkeit knarrte mit derbem Schritt vor des Großen Friedrichs Sterbestuhl auf und nieder und verschlang dabei schmatzend seine Wurststulle. Dienst, Dienst. Konnte man durch Jahre hindurch eine immer gleiche Ehrfurcht und Empfänglichkeit bewahren? Dienst, härter in seiner Faulheit als schwere Arbeit. ‚Herrjott, wenn et doch schonst dreie schlüge!‘

Das elegante Paar schritt durch die Räume. Ein paarmal kam es, daß sie eng vor einem Schrank standen, sie fühlten einander durch Pelzwerk und Rock hindurch, die Arme streiften sich und ruhten, und Hans Martin genoß zerstreut Lenores Duft und Leiblichkeit. Sie war schöner als je, kostbar und blendend, erlesen genährt, gezüchtet wie ein Rassetier, wundervoll gepflegt vom Kopf bis zum Fuß. Sie war ernst und sachlich, und dann schritt sie zuerst mit unberührtem Gesicht weiter.

Sie hatte einen der Diener, der bedächtig einen Priemstift aus einem Stück ‚Lokalanzeiger‘ wickelte, nach einem bestimmten Raum gefragt, und der betagte Herr hatte ihr nachdenklich Auskunft gegeben und war sogar ein Stück mitgegangen, als suchte er eine Abwechslung.

Dann bewegten sie sich in den Zimmern der schönen Königin. Die feine, weiche Hand aus Gips ... die Totenmaske — sie zeigte den schönsten Mund; auch in dieser Gipsstarrheit entzückend belebt. Hans Martin beugte sich tief darüber. ‚Lenores Mund ...‘ dachte er scheu. Aber der blühte, sprach und duftete. Dann schüttelte er die Spannung ab. Der Flügel der Königin, Hans Martin schlug sacht einen Akkord an. Es schwirrte, geisterte, blecherte, daß man erschrak, als habe man eine Totenruhe aufgestört.

Lenore hatte ein Notizbüchelchen und einen goldenen Stift aus der Handtasche gezogen. Sie schrieb sich die Zimmernummer auf und zeichnete rasch ein paar Möbel ab. Sie war sehr geschickt. Sie beobachtete ruhig und schwieg. Hans Martin störte sie nicht. Er studierte ein paarmal ihr Gesicht, aber sie schien es nicht zu bemerken. Und dann las er die melancholischen Zeilen des Königs, die unter einem armseligen Seiden- oder Tuchlappen standen, den er vom letzten Kleid seiner Frau abgeschnitten und an eine ihrer Damen verschenkt hatte. Lenore schien ihn völlig vergessen zu haben, so war sie bei der Sache. Zuletzt blieb sie lange in den Nebenzimmern verschwunden. Hans Martin trat an ein Fenster und starrte in den Park hinaus, in den immer mehr Schnee fiel. Drüben ragte, weiß schraffiert, der Neubau der Museumsinsel; die löcherigen Gerüste flimmerten in dem weißen Leben. Wer mochte an diesem Fenster schon alles gestanden und träumerisch oder sorgenvoll in Menschenpein und Gram, in Dämmerung oder Sonnenschein, in Regen oder Schnee hinausgestarrt haben? Helden und Schwache,

„Potztausend! Ist es schon so weit?“ Er sah nach der Uhr. „Der Tausend. Eins durch. Aber die Tschierch wird es schon noch einen Augenblick warm halten.“

„Nee. Dann schmeckt es nicht. Und das täte uns leid,“ sagte Julchen bissig. „Laß dich nicht stören, Onkel Erich, du siehst sowieso ein bißchen klapprig um die Nase aus, in deinem Alter strengt alles an. Und du bist blaß, Gitta. Sitzest zuviel ... 'n ganz netter Mensch, dein Doktor. Nur'n bißchen hundeschnäuzig. Ich möcht 'n offengestanden nicht alle Tage gegenübersitzen.“

Jenny flimmerte nervös mit den Augenlidern. Gitta verzog keine Miene. Onkel Erich wehte mit dem Taschentuch, als verscheuche er Fliegen oder Rauch. „Das wird ihm leid tun. Gerade draußen sagte er: das sind ein paar famose Damen, fein und spaßig. Und immer unverändert.“

Die beiden Papageien, besonders das fette aufgeplusterte Julchen, hielten die hackenden Schnäbel still und äugten mißtrauisch. Spaßig? Jenny aber war aufgestanden, um einmal aus dem Fenster zu sehen. Ja — es schneite. Und da unten gingen die zwei, Lenore und Ecklein, aber nicht nach der Stadt zu — merkwürdig.

„Kein Schlückchen mehr, Julchen? Na ihr kommt ja bald mal wieder,“ sagte Onkel Erich plötzlich gemütlich.

„Meinste? Schreibt mal 'ne Karte,“ knarrte sie.

Da erhob sich Jenny liebenswürdig. „Wir haben noch eine Verabredung zu Kempinski,“ sagte sie leise.

„Wollt ihr schon —? Der Tausend. Da können wir freilich nicht mit. Wiedersehen, Kinderchen. Herzlichen Dank. Und grüßt euern Pudel Arthur. Lebt das alte Vieh noch?“

„Ja, es lebt noch! Gott sei Dank!“ sagte Jenny lächelnd. Und sie rauschten stolz und munter, Jenny mit schiefem Kopf und einem gallebitteren Geschmack im Mund, hinaus.

„Was war das, Gitta? Was wollten die alten Backbeeren — die beiden Tanten?“

„Ich verstehe dich nicht, Onkel Erich.“

„Was hatten sie gegen Ecklein?“

„Gegen wen haben sie nichts? Wenn Doktor Giesebrecht der letzte gewesen wäre, dann hätten sie den ein wenig zwischen die Zähne genommen.“

„Meinst du?“

„Ich denke doch. Das heißt, Tante Jenny tut es bloß in der Stille.“

Sie wandte sich ab. Sie hatte sich früher immer hinter Schweigen oder Spott verschanzt, wenn sie etwas nicht sagen wollte. Aber diesmal zitterte es in ihren Nerven. Warum?

⌘ ⌘ ⌘

Als Ecklein und Lenore unten aus dem alten Haustor traten, fiel Schnee. Zarte Flöckchen blieben auf Lenores dunkeln Brauenbogen liegen.

Er war schweigend neben ihr die Treppe hinabgestiegen, und dann hatte er sich nach dem Befinden ihres Herrn Gemahls erkundigt. Er hatte vor einiger Zeit am Leipziger Platz einen Besuch gemacht. Aber er war dabei keinen Augenblick mit Lenore allein geblieben. Es waren noch andre Leute gekommen, die Hans Martin gewaltig in die Augen stachen, obwohl sie mit beherrschten Stimmen unbeträchtliches Zeug redeten, aber gerade das hatte eine Atmosphäre beglückender Vertraulichkeit und Gleichberechtigung geschaffen. Und dann hatte ihm der Geheimrat seine märchenhaft teuren Bilder gezeigt, die er mit der Sachkenntnis und Liebe eines ihm gefälligen Museumsdirektors sammelte, natürlich alte Meister; Hans Martin riet mit Glück und Vorsicht das Richtige oder wartete mit Geschick die Erklärung ab, was ihm den Anschein eines kultivierten Verständnisses verlieh. Nein, Lenore erinnerte sich an nichts mehr. Man plauderte eifrig wie die anderen: ‚Gnädige Frau — Herr Doktor.‘

„Sie haben Ihren Wagen nicht hier, gnädige Frau?“

„Nein. Er kommt später.“

„Wollen Sie in den vorzüglichen Geschäften dieser Gegend Besorgungen machen?“

„Das nicht, Herr Doktor.“

„Schade. Ich hätte Ihnen gern mit einigen guten Adressen aushelfen können. Ich bin seit einiger Zeit wieder hier ansässig.“

„Ich hörte davon.“

Wie diese Stimme erinnerte! Es war ein geheimes, hüllenloses Leben darin, das einem über die Nerven und Sinne streichelte. Es schien jetzt ein Lächeln darin eingeschlossen zu sein, tief versteckt.

Lenore sah über den länglichen Platz. Die Luft war lustig gestreift, und die alten schäbigen Häuser hatten im Nu weiße Pelzmäntel angezogen.

Monbijou lag still. Das Gittertor war offen, an einem Fenster saß der Kastellan und rauchte bei seiner Zeitung seine Mittagszigarre. Lenore hob den riesigen Muff. „Ich will da hinein.“

„Ins Schloß?“

„Ja. Ich will mir etwas ansehen.“

„Darf man fragen, was? Die Damen haben selten einen starken Sinn für die Vergangenheit.“

Sie sah ihn von der Seite an. „Ich denke dabei mehr an Weihnachten.“

„Da drüben verkaufen sie uns nichts, liebe gnädige Frau.“

niges handelte.“ Sie wandte das untadelige Gesicht ab.

Pause.

„Und Sie — wie denken Sie, gnädige Frau?“

„Wir wollen nicht wie Verschworene sprechen. Das sind wir nicht.“

Schweigen.

„Sie sehen klar. Ich wiederhole: ich habe Gitta von Herzen lieb gewonnen. Ich kann mir kein höheres und schöneres Glück denken.“

Lenore bewegte keine Miene. Man sah ihr nicht an, was sie glaubte und vermutete. Sie fand ihrerseits nur, daß dies Zwiegespräch etwas gespreizt und zugespitzt verlief. ‚Ich kann mir kein höheres und schöneres —‘ o jemineh!

„Und Gitta?“

„Ich habe noch nicht mir ihr gesprochen. Ich habe sie bloß lieb.“

Gleich darauf sah ihn die von keinem Erdenstäubchen berührte Großbürgerin zum drittenmal frei und fest an. Diesmal, wie es ihm schien, wie eine Spießgesellin. Und nun las er in ihrem starren Blick. Darin stand: ‚Du wagst dich in meinen Kreis. Du drängst dich wieder in meinen Kreis. Darfst du das? Kannst du es ohne Gefahr wagen?‘ Ihr Gesicht schimmerte wärmer, ohne daß das Blut rascher darin floß.

Und er sagte: „Sie wollen wissen, gnädige Frau, ob ich den Schritt bei bewußter Erkenntnis — in heller Klarheit tue? Ja, gnädige Frau. In voller Klarheit. Auch ich habe — vergessen. Auch ich bin gestorben. Auch mein Leben ist begraben. Und neu geworden, nicht bloß körperlich. Ich will.“

Am Ende der Galerie dröhnte der Schritt eines Dieners und gähnte löwenhaft sein Mund. Sie wandten sich um. „Darf ich nun noch einmal fragen, gnädige Frau? Das Schicksal und vielleicht auch unser Wille hat uns diese Stunde bereitet. Sie mußte kommen. Werden Sie gegen mich sein?“

„Wie —?“

„Gegen mich sprechen?“

Sie hob die Achsel, daß sich das kostbare Fell auf ihren Schultern sträubte.

„Gegen mich sein — —?“

Ihr Blick stand in dem seinen. „— — Es wäre besser gewesen, wenn sich unsere Wege nicht wieder gekreuzt hätten!“

„Sie tun es leider. Ach was ... leider.“

„Sie berühren sich allzu eng.“

„Sie waren immer tapfer.“

Der herrlich geschwungene Brauenbogen faltete sich. Sie standen wieder an dem weißen Fenster. Ihre Hände lagen dicht beieinander. Jedes fühlte diese flüchtige, beherrschte, meisterlich vermummte Sekunde. Spürte die eigene Lust am Seiltanzen und etwas verkniffen die Vorurteilslosigkeit, Überlegenheit über alle Bürgerenge. Den größeren Stil.

Lenore löste sich zuerst los und sah nach dem diamantenbesetzten Uhrarmband. „Ich muß gehen. Der Wagen ist längst da“

„Tot und begraben,“ sagte er und hielt die entblößte, duftige Hand und küßte sie lange und demütig.

Und im nächsten Augenblick, von dieser Nähe, dieser Berührung verzaubert, sah er sie vor sich — geschlossenen Auges glühend und erzitternd in plötzlich rasendem Glück, das in einem sanften Lächeln und in einem unergründlichen Schweigen endete, in dem der süße Mund sich noch sichtbarer senkte, als verachtete sie.

Lenore entzog ihm die Hand. „Sie haben Gitta von Herzen lieb? — Sie verdient es. Sie vertraut, wenn sie es tut, mit jeder Fiber, mit ganzem, unbändigem Herzen.“

„Ich weiß es, liebe gnädige Frau!“

Sie nickte. —

Er sollte sie nicht begleiten. Eine Laune. Eine Übervorsicht. Vielleicht auch unbekümmerte Strenge. Einer der alten Herren im Livreerock und mit peinlicher Wassertolle sah ihr erstaunt nach und dann auch dem Herrn und knarrte dann weiter. ‚Die werden sich gezankt haben. Kommt vor. Nu, wenn schon. Immer die Pärchen. Aber so feine kamen selten ...‘

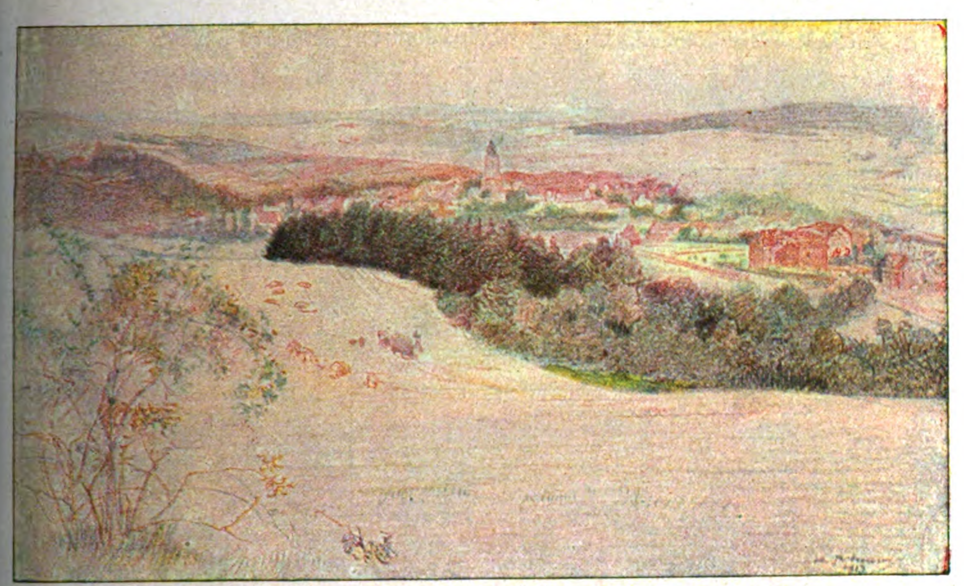
Wie damals ... Lenore ging allein. Sie sah nur noch flüchtig nach den vermorschten Galaröcken, nach den melancholischen Ball- und Hochzeitskleidern. Sie fürchtete sich fast. Gespenster, Schatten. Da hinter ihr in dem müden Schneedämmerlicht, das alles noch fahler und geisterhafter machte, folgte ihr ein leichter Männerschritt.

Vor dem Gitter stand der blanke, große Wagen. Blumen schimmerten hinter der geschliffenen Scheibe, der Fahrer in dickem, grauem Pelz stand ehrerbietig am Schlag, ein Luxusgehäuse, das sie lautlos federnd durch die Menge, über Steine und Schmutz hin tragen würde, brausend am Leben vorbei, kein Atemzug des Lebens würde sie auf der fliegenden Fahrt streifen, Puppen und Kulissen am Wege, denen man gnädig und teilnahmlos einen Blick schenkte. Als sie den Wagen sah, schritt sie rascher aus, befreiter, froh, stolz und leicht im Herzen. Das war geschehen. Freie, klare Bahn. Und was dann kam — — Sie lehnte sich in die Polster zurück, Pelz, Seide und Leder umarmten sie. Sie verscheuchte den blitzenden, abenteuernden Gedanken und lächelte.

Und Gitta? — — Die ließ sich wohl niemals etwas nehmen. (Fortsetzung folgt)



Herbstzeitlosen. Gemälde von Prof. Julius Diez

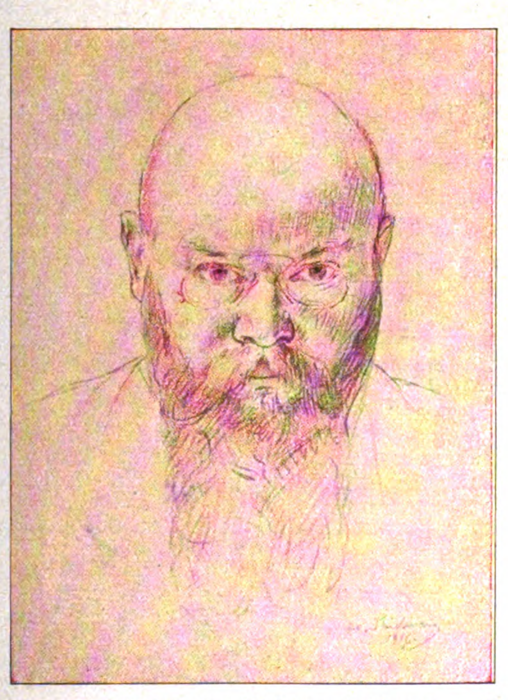


Wildungen. Buntstiftzeichnung. (Im Besitz von Dr. Ludwig Pfeiffer in Cassel)

Wilhelm Thielmann — ein Maler der Schwalm —

Von Prof. Heinrich Werner

Droben im grünen Vogelsberg, ganz nahe dem Odenwald, entspringt das klare Bergwasser der Schwalm. Zwischen den Basalthöhen des oberhessischen Landes sucht sich das Flüßchen den Weg. Dabei ist es zu allerlei Windungen gezwungen, denn unregelmäßig sind in ihrer Erstarrung die mächtigen Lavafluten weithingelagert, die einstmals der ungeheure, heute verschüttete Krater des Hoherodskopfgipfels zutage gesandt. Gen Norden verebbt die wilde Bewegung in ebenem Gelände. Dies haben die Bewohner genutzt und hart an den Hang des Vogelsbergs heran von Gießen bis Fulda eine Bahnlinie gelegt. Die kleine Schwalm aber schlüpft beim wunderschönen uralten Städtlein Alsfeld flink unter den Gleisen durch und hat alsobald in weitgebreitetem Wiesenland unbehelligten Lauf. Freilich eine ganz flache Ebene tut sich nicht vor ihr auf. Basaltschollen schieben sich auch hier mit breiten Buckeln hin, auch zu Hügelzügen zusammengefaßt, aber zu niedrigen nur, so daß der Wanderer den Blick frei hinaussenden kann bis zur Rhön im Osten und zum Massiv des Knüllgebirges im Norden. Die Schwalm bleibt ihm als ein breiter Wiesenbach zur Seite. Aber schon hinter Alsfeld gilt ihr Name nicht



Selbstbildnis des Künstlers. Zeichnung

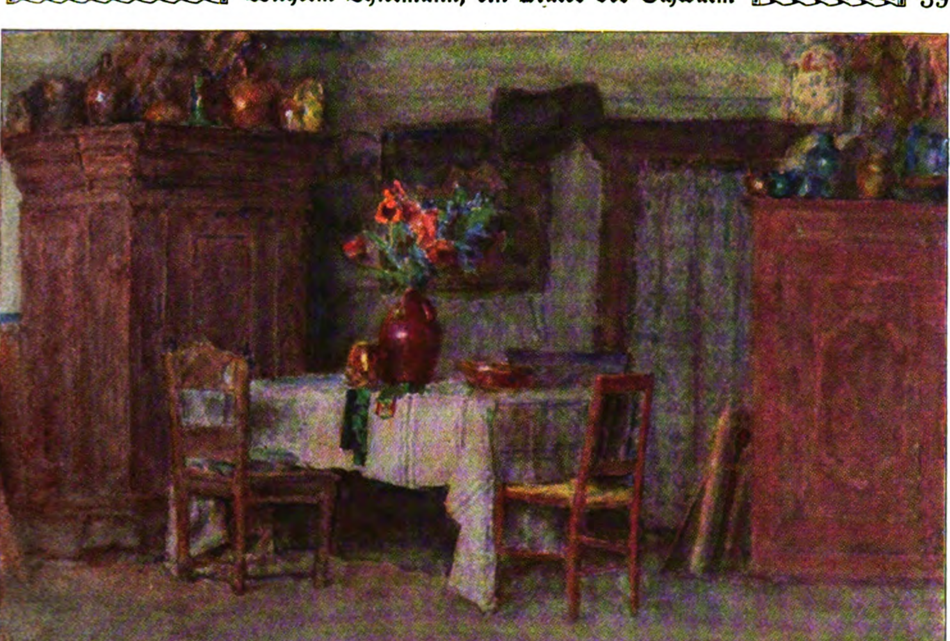
mehr für das helle Wasser allein, da bezeichnet er im Volksmund den ganzen in Acker- und Wiesenpracht leuchtenden Grund gesegneten Bauernlandes rinsgum. ‚Die Schwalm‘ heißt in der Provinz Hessen das ganze Gebiet zwischen den Flüßchen Schwalm, Grenz und Antreff, und der Name hat guten Klang, denn er bezeichnet einen der fruchtbarsten und reichsten Gaue im weiten deutschen Vaterland. Daß auf einem solchen Boden ein stolzes Bauerngeschlecht wohnen muß, ergibt sich von selbst. Seine Dörfer sind in den Niederungen und Mulden zwischen Wiesen und Äckern breit hingelagert. Sie leuchten im Glanze der weißverputzten Fachwerkhäuschen und der fröhlichen blaugestrichenen Türen und Fensterrahmen. Willingshausen ist solch ein richtiges Schwalmdorf, fern von den staubigen Straßen, auf denen die Unrast der Alltagswelt daherfährt.

Bildnis der Gattin des Künstlers. Aquarell

Die Siedler des Landes ringsum, die Schwälmer, sind wirklich bodenständig geblieben, seit Germanen ins mitteldeutsche Land gezogen sind. Zum Kernvolk der Franken, den Chatten gehörig, haben sie sich in der Völkerwanderung und während aller Stürme der späteren Zeit seßhaft auf ihrer Stelle gehalten, bis auf diesen Tag. Und haben ihre Art gewahrt im Guten wie im Schlimmen mit aller Zähigkeit und mit allem Trotz und Starrsinn des besitzstolzen deutschen Bauern.

Unter sich offenherzig und mitteilsam sind sie wortkarg und verschlossen gegen Fremde. Bei ihnen gelten alter Brauch und Vätersitte vor allem neuzeitlichen Tand und leichtem Werk. Und haben die Bauern draußen fast in allen deutschen Gebirgen, an der Seeküste und auf den Inseln im Norden und Osten ihre prunkenden alten Trachten von sich getan, in Truhen versteckt und holen sie höchstens einmal zu einem gekünstelten Feste hervor gleich einem Maskentrug, in der Schwalm wird die ‚Tracht‘, wie hier kurz und stolz die heimische Kleidung heißt, unentwegt getragen von jung und alt, nur gewandelt nach den Forderungen des All- oder Werktags, der Freuden- oder Trauerzeit.

Schon oft bin ich in den Schwalmgrund hineingewandert, und hab' ich dann die ersten Schwälmer im heimischen Gewand gesehen, so war die Welt hinter mir versunken, und ich glaubte, durch ein Märchen zu gehen. Einmal vor allen anderen da kam ich gerade zum Schulausgang, und ein fröhlich Gewimmel der kleinen Dörfler und Dörflerinnen war um mich. Die Buben im langen Blauleinenkittel mit weißen Kniehosen und der runden Pelzmütze auf dem Kopf. Die Mädchenschar, durcheinanderdrängend und unruhig wie ein gescheuchtes flatterndes Hühnervolk, in den kurzen, bis zum Knie reichenden ‚Stumperöcken‘. In enganliegendem Mieder steckte die Brust, aber auf den kleinen Köpfen war das Blondhaar so recht als ein Schopf nach oben gestrichen, und über dem Wirbel saß ein winziges glanzrotes Mützchen gleich einem Krönlein obendrauf. Breite Bänder umfaßten abwärts Wangen und Kinn, und die kleine Gesellschaft wirkte, als sei sie eine durch Zaubergewalt lebendig gewordene Puppenschar. Dann kamen Burschen und Mädchen vom Feld, und sie glichen im Kleide den Kleinen genau, nur war bei ihnen alles ins Schwere und Große geraten, und bei den Burschen gab's neben den blauen auch weiße Leinenkittel. So sind Alltagsgewand und Arbeitskleid. Aber zum Feste prunken Schwälmer und Schwälmerin anders einher. Taufe, Abendmahl, Hochzeit, Begräbnis und vornehmlich



In Maler Bantzers Atelier. Aquarell. (Im Besitz von Dr Ludwig Pfeiffer in Cassel)

Kermes — für alle diese Feiern, gibt's besondere Vorschrift für Brauch und Gewand. Freilich ist nicht zu leugnen, daß der Glanz früherer Zeiten nicht mehr völlig besteht, daß schon manch romantische Einzelheit geschwunden ist. Bei der Kermes noch am wenigsten. Die ist in einem reinen Bauernlande immer noch das wichtigste und lauteste Fest. Zwar wird sie nicht mehr wie früher eine ganze Woche hindurch gefeiert, aber mehrere Tage dauert sie doch.

Die ersten Vorbereitungen setzen ein, sobald die Getreideernte in den Scheunen ist. Dann klingt durch die Schwalm das alte Kermeslied:

„Bann der Grammet off dem Boore,
Hörr e Eng der Buren Last.
Do es off der Schwalm die Moore,
Doß mer em zer Kermes gast.
Wecksopp, Fleesch o Herschebree
Eßt mer o trenkt Bier derbee.“

(Wenn der Grummet auf dem Boden,
Bauernlast zu Ende geht,
Dann ist in der Schwalm die Mode,
Daß man froh zur Kermes lädt.
Wecksupp', Fleisch und Hirsebrei
Ißt man und trinkt Bier dabei.)

Der Festausschuß der Platzburschen ist in jedem Dorfe gewählt. Der holt in feierlichem Aufzuge das Kermesbier aus der Stadt, bestellt die Musikanten und richtet den Tanzsaal. Nun öffnen sich alle das Jahr über wohlverschlossen gewesenen Truhen und geben

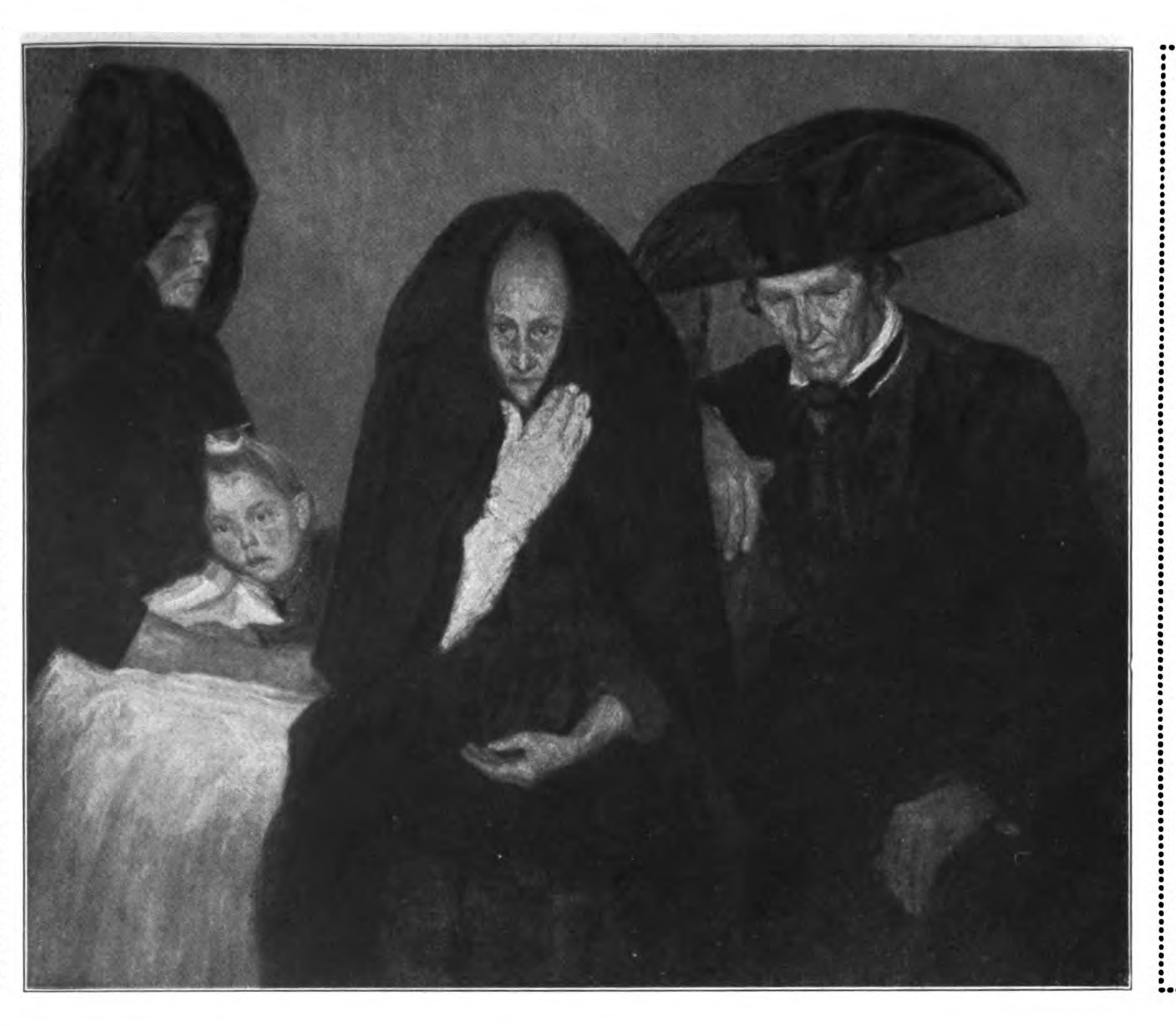


Studienkopf. Buntstiftzeichnung
(Im Besitz von Dr. Ludwig Pfeiffer in Cassel)

Radierung von Prof. Wilh. Thielmann



Abendfahrt über Land



Im Besitz der National-galerie zu Berlin

Trauernde
Gemälde von Prof. Wilhelm Thielmann



Im Festschmuck. Aquarell

die stolze Zier der sorgsam verwahrten Kermestracht heraus. Es sind rechte Pracht- und Schaustücke, durch ganze Geschlechterfolgen vererbt und der Stolz der jeweiligen Besitzer. Für die Hauptfesttage besteht eine geregelte Farbenordnung; es gibt einen ‚roten‘, einen ‚grünen‘ und einen ‚blauen‘ Tag. Demgemäß wählen die Mädchen die ‚Knöppdinger‘, das sind die enganliegenden Mieder, und die Röcke. Sie sind in ihrer Kürze und gedehnten Weite das eigentliche Kennzeichen der Schwälmertracht. Nur bis zum Knie darf der oberste Rock in einer der genannten drei Farben reichen. Unter ihnen aber gucken andere hervor, einer immer einen Fingerbreit länger als der andere und alle, rot gefärbt, aus schwerem, hausgesponnenem Leinen gewoben. Je reicher die Tänzerin, desto größer die Zahl der Röcke, die sie auf dem Körper trägt, zehn bis zwölf gar nicht selten, aber vereinzelt auch zwanzig und noch mehr. Zwölf Taler — die Münzbezeichnung gilt noch heute — hat vor dem Kriege solch ein Rock gekostet, danach mag man den Wert der Kermestracht berechnen. Aber der Bauernstolz weiß noch obendrein zu prunken. Den Kopf ziert das feinste runde Rotseidenkäppchen mit langen Bindebändern. Dicke Bernsteinketten liegen um den Hals, auf Rücken und Hüften sind die ‚Bretter‘ und die ‚Ecken‘ aufgesteckt, ganz schwere und kostbare Gold- und Buntstickereien, besonders gehüteter Familienschatz, dessen sich heute freilich nicht mehr viele rühmen können. In all die Buntheit bringen die vorgebundenen großen Schürzen einen ruhigen Ton, und es ist gar lustig, solch aufgeputztes Schwalmmädel aus reichem Hause auf stämmigen, in dicken weißen Strümpfen steckenden Beinen, daran



Hessische Landschaft. Gemälde

seitlich langhängende blau=rot=grüngewirkte Strumpfbänder baumeln, in niedern Schnallenschuhen zum Tanzplatz schreiten zu sehen. Die Burschentracht ist naturgemäß einfacher, immerhin kostbar genug. Weiße Kniehosen und Stulpenstiefel, blaue oder weiße Leinenkittel, oder dafür ‚Ärmeldinger‘, das sind kurze Jacken, rote oder blaue Westen, aber als Hauptzierde eine echte Biberpelzmütze auf dem Kopf.

Die Tanzfreude beginnt am Kermessonntag gleich nach dem Nachmittagsgottesdienst und, wenn's das Wetter irgend erlaubt, auf einem freien Dorfplatz unter hohen Bäumen (Abb. S. 46). Vor nunmehr zwölf Jahren war ich zum erstenmal bei solchem Freitanz still=froher Zuschauer. Die Sonne stand hoch am hellen Oktoberhimmel und goß ihr Licht auf die weißen Häuser im Grund. Hochauf ragte eine gewaltige Strohmiete, und davor waren ein paar Wagen und Karren zusammengefahren, eine wirklich stimmungsgemäße Umrahmung. Die Musikanten schrillten eine schneidend scharfe Kermesweise. Auf dem Tanzplatz aber war ein unsagbar schönes Bild. Die hohen Burschen und die blonden Mädchen in der strotzenden funkelnden Pracht ihrer Festgewänder, eng aneinander gepreßt, der Tanzfreude mit allen Sinnen hingegeben. Ein wirbeliges Stampfen und Drehen, Flattern der Kittel und Schürzen, Wiegen und Schwingen der Röcke und ein klingender Freudenschrei dann und wann aus dem Gewühl. Im Innenkreis aber da sprang und hopste das Kleinvolk der geputzten Kinder und tat es den Großen im Außenring nach Möglichkeit gleich.

Die Tänze selbst unterscheiden sich schon seit vielen Jahren kaum mehr von den bekannten städtischen, und nur selten treten noch einmal zwei oder gar drei Paare zum altheimisch gewesenen ‚Schwälmer‘ an. Das war der echte und rechte Volkstanz in früherer Zeit. In den Spinnstuben machte er den Kehraus, und dann mußte das den Takt scharf heraushebende Lied der Zuschauer die fehlende Musik ersetzen:

„Seng der da die Hosebennel
Lenger bi de Strempe?
Es der da des rechte Bee
Kärtzer bi des lenkte?“

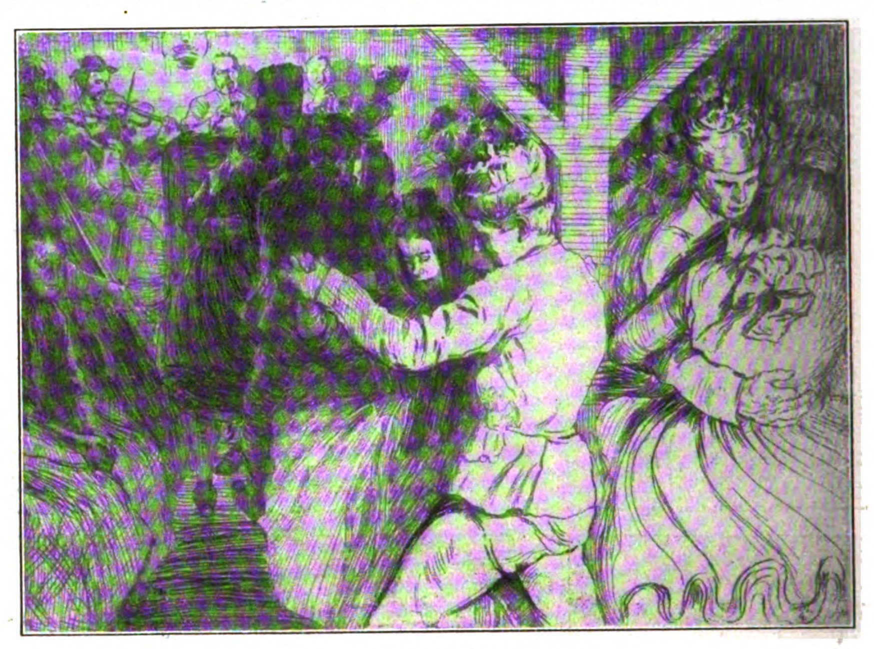
Es gab auch noch den ‚Siebensprung‘ und den ‚Himmlischen‘, aber die sind heute ganz vergessen.

Die Nachmittagsfreude geht in die des Abends über, eine kuchengesegnete Kaffeepause scheidet sie voneinander. Der Einblick in die nur von einer Petroleumlampe dürftig erhellten Tanzsäle am Abend mag wohl die Maler besonders locken (Abb. S. 44). Es läßt sich nicht mit Worten sagen, welch Wunderspiel ineinanderfließender Schatten und Farben da durch das Rembrandtdunkel der niederen Räume glüht. In den Pausen sitzen die Mädchen rings an den Wänden, häufig eine auf dem Schoß der anderen, und die Burschen stehen in der Saalmitte und singen Volkslieder. Nächst der Kermes ist die Hoch=

zeit das farbenfroheste Fest, freilich nun auch schon gemindert gegen die alte Zeit. Aber hin und wieder geschieht es wohl noch, daß die Braut im grünen Prachtkleide und reich aufgelegten Goldstickereischmuck daherkommt, mit der hohen, schwankenden Zier der bänderreichen Brautkrone ‚geschappelt', wie es heißt, und der Hochzeiter im blauen Ärmelding mit roter Weste, weißen Lederhosen, Stulpenstiefeln und goldverbrämter Pelzmütze. Auch die Taufe gibt noch Anlaß, die alten Prunkstücke aus den Truhen zu holen, und an hohen Feiertagen, bei der Abendmahlsfeier zumal, die Bantzers berühmtes Bild in der Nationalgalerie so prachtvoll schildert, ist bis auf diesen Tag auch die Kirchentracht der älteren Leute zu schauen: der lange blaue oder schwarze Tuchrock mit übersponnenen Knöpfen und der würdevolle breitflächige Dreimaster bei den Männern, der knielange, schwarzglänzende Rock, die violette Schürze und die blaue Schleierhaube bei den Frauen. Ist es nicht ein köstlich Ding, daß sich dies alte Gut deutscher Stammesart in der Schwalm gegen alle Gleichmacherei der neuen Zeit hat halten und behaupten können? Freilich werden die Schwälmer es nach den Erschütterungen des Weltkrieges und aller seiner Folgen zu bewähren haben, daß sie ihr abgeschlossenes kleines Gebiet mit all den Besonderheiten des Brauches und der Lebensformen zu schützen verstehen gegen jeglichen ihrem Volkstum feindlichen Einbruch. Aber wer sie kennt, hat gutes Zutrauen zu ihrer Kraft und zum zähen Willen, sie zu brauchen. So möge denn auch die Zeit noch recht ferne sein, da die Bilder der vielen Schwalmmaler nicht nur den Ruhm künstlerischer, sondern auch geschichtlicher d. h. gewesener Zeugnisse beanspruchen können. Daß sie heute noch im blühenden Leben stehen und aus seinem Springquell schöpfen — die Bilder des Jung-



Ernste Zeiten. Gemälde. (Im Besitz von Dr. C. Hitzeroth in Marburg)



Tanz im Saal. Radierung

meisters künden es, die diesen Aufsatz schmücken. Wilhelm Thielmann ist in der Genossenschaft des alten Malerdorfes Willingshausen der am meisten seßhafte. Er kommt nicht wie die anderen im Laufe des Jahres zu mehrmonatlichem Studienaufenthalt. Nein, Sommer wie Winter wohnt er mit den Bauern in dem sauberen, freundlichen Dorfe, kennt Haus für Haus und ihre Insassen und ist darum mit der Umwelt seiner Malerei recht eigentlich zusammengewachsen. Die prachtvoll frische Kraft seiner Bilder, die zwingende



Hochzeitsabend. Radierung



Musikpause

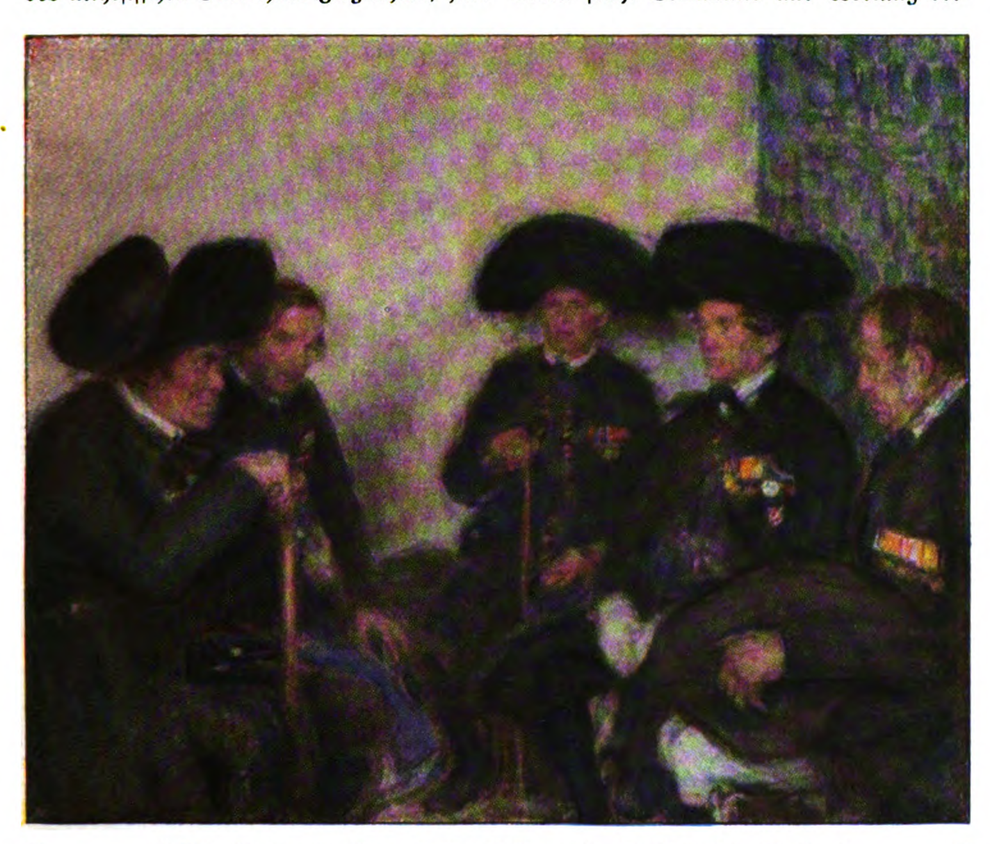
Aquarell von Prof. Wilhelm Thielmann

Im Besitz von Dr. Ludwig Pfeiffer in Cassel

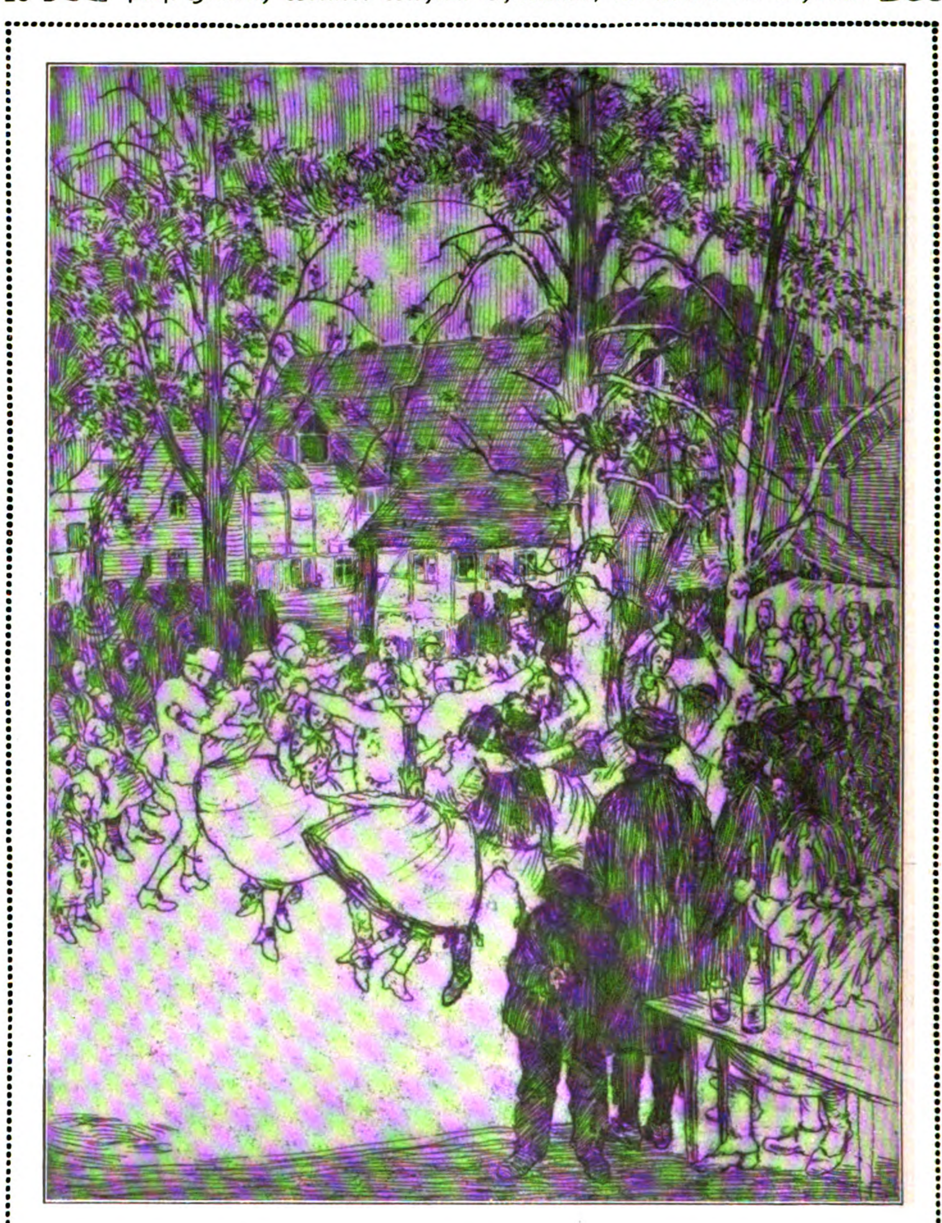
(Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg)

Eindringlichkeit ihrer Wirkung auf den Beschauer ist das beste Zeugnis dafür und gibt seinen Werk den Platz neben dem schon früher zu weitklingendem Ruhm gekommenen Freunde Karl Bantzer. Indem sie beide vornehmlich Bauern auf die Leinwand bringen und Landschaftliches nur in gelegentlicher Arbeit festhalten, setzen sie äußerlich, aber nur äußerlich, eine Überlieferung fort, die von den ersten Willingshäuser Kolonisten begründet worden ist. In den sechziger Jahren zog der damals noch wenig bekannte Ludwig Knaus in die Schwalm ein, und in einer stattlichen Bilderreihe schilderte er ernste und heitere Begebenheiten aus dem Bauernleben. Er fand damit Zustimmung und kauflustige Bewunderer genug auf den Kunstausstellungen. Solcher Erfolg lockte auch andere Maler, und wenn die Namen Paul Thumann, Ernst Zimmermann, Karl Raupp als Knaus' Genossen und Nachfolger genannt werden, so ist auch gleich gesagt, welcher Art und künstlerischer Haltung die Bilder waren, die damals entstanden. Die Bauern waren als rechte Komödianten in die Darstellung hineingearbeitet. Als solche nur trugen sie ihre heimische Tracht, saßen, tranken, tanzten, lachten, trauerten. Da ist Karl Bantzer, ein Sohn des althessischen Städtchens Ziegenhain, hart an der Grenze des Schwalmgrundes geboren, in all den schwächlich-verlogenen Kram mit Kraft und Wahrhaftigkeit dreingefahren und hat den Schwälmern ein ähnliches Befreiungswerk angetan wie Wilhelm Leibl dereinst den Oberbayern. Als ein Gleichgesinnter hat sich Wilhelm Thielmann mit Bantzer im künstlerischen Werk verbunden. Er möge nicht schelten, daß dieser ihm geltende Aufsatz sich ihm selbst erst so spät zuwendet. Aber der lange Vorbericht hatte guten Grund. Soll der Leser den Schwälmer Bildern Thielmanns verständnisvolle Teilnahme schenken, so muß er um Art und Brauch der Schwalm Bescheid wissen. Auch sollte der Thielmanns Kunst durchdringende Grundzug, die prachtvoll schlichte Einfachheit, die jedes Bild als ein inneres Erlebnis herausstellende seelische Kraft seines Künstlertums von vornherein zusammenfassend gekennzeichnet werden.

Thielmann ist 1868 im nassauischen Städtchen Herborn geboren und hat sich den Weg zur freien Höhe des Schaffens ohne allen Akademie- und Professoreneinfluß selbst gesucht. Eine erstaunlich sichere und alle technischen Mittel mit dem Spürsinn des Instinktes von sich aus erobernde zeichnerische Begabung schuf ihm die Möglichkeit hierzu. Deren frühe Erkenntnis und Wertung ver-

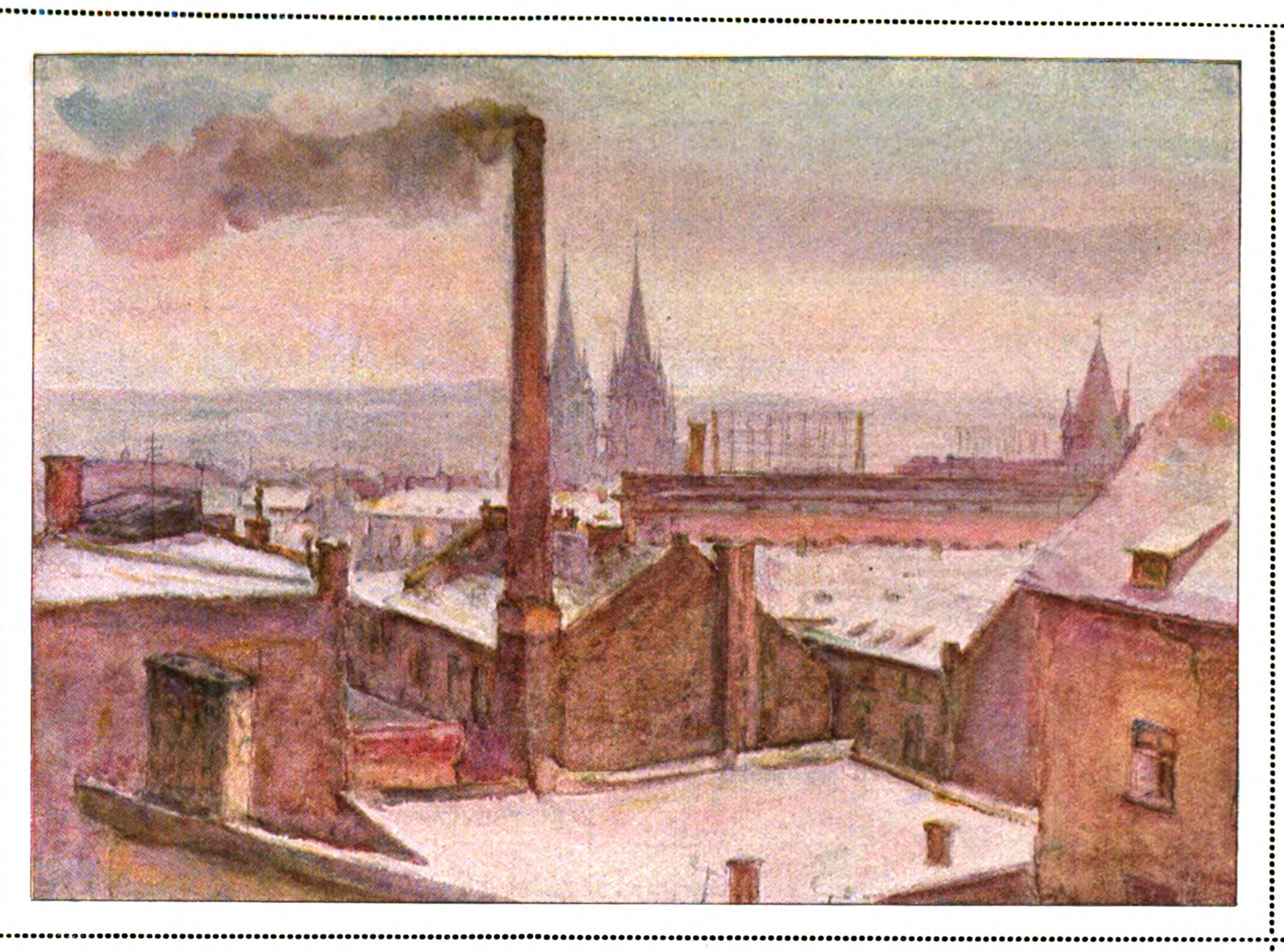


Hessische Veteranen. Aquarell. (Im Besitz von Dr. C. Hitzeroth in Marburg)

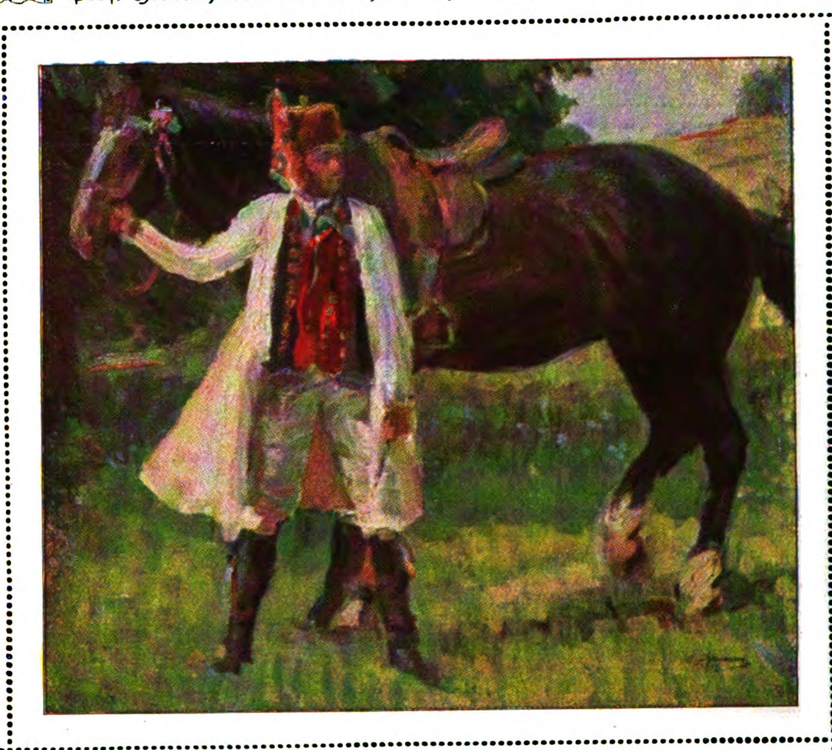


Tanz im Freien. Radierung

schaffte ihm in jungen Jahren eine Berufung als Zeichenlehrer an die Casseler Kunstgewerbeschule. Doch das Verlangen nach freiem, eigenem Schaffen, die Gewißheit, daß nur ein solches mit seinen aus sich selbst herauswachsenden gesteigerten Anforderungen vorwärts- und aufwärtsführen könnte, ließ Thielmann bald auf die wirtschaftliche Sicherheit des Amtes verzichten. Willingshausen wird sein dauernder Wohn- und Arbeitsplatz, und schon seine ersten Bilder tragen die volle Wirkung überzeugender Lebendigkeit in sich. Der Künstler müht sich, diese Wirkung zu steigern und zu vollenden. Er fügt zeichnerische und malerische Behandlung einheitlich zusammen, gibt gestraffte, festgeschlossene Form bis in die kleinsten Einzelheiten hinein und in der Farbe demgemäß zunächst eine zu-



Beschneite Dächer: ein Bild aus Cassel. Aquarell. (Im Besitz von Dr. Ludwig Pfeiffer in Cassel)



Schwälmer Hochzeitsreiter. Gemälde. (Im Besitz von Dr. C. Hitzeroth in Marburg)

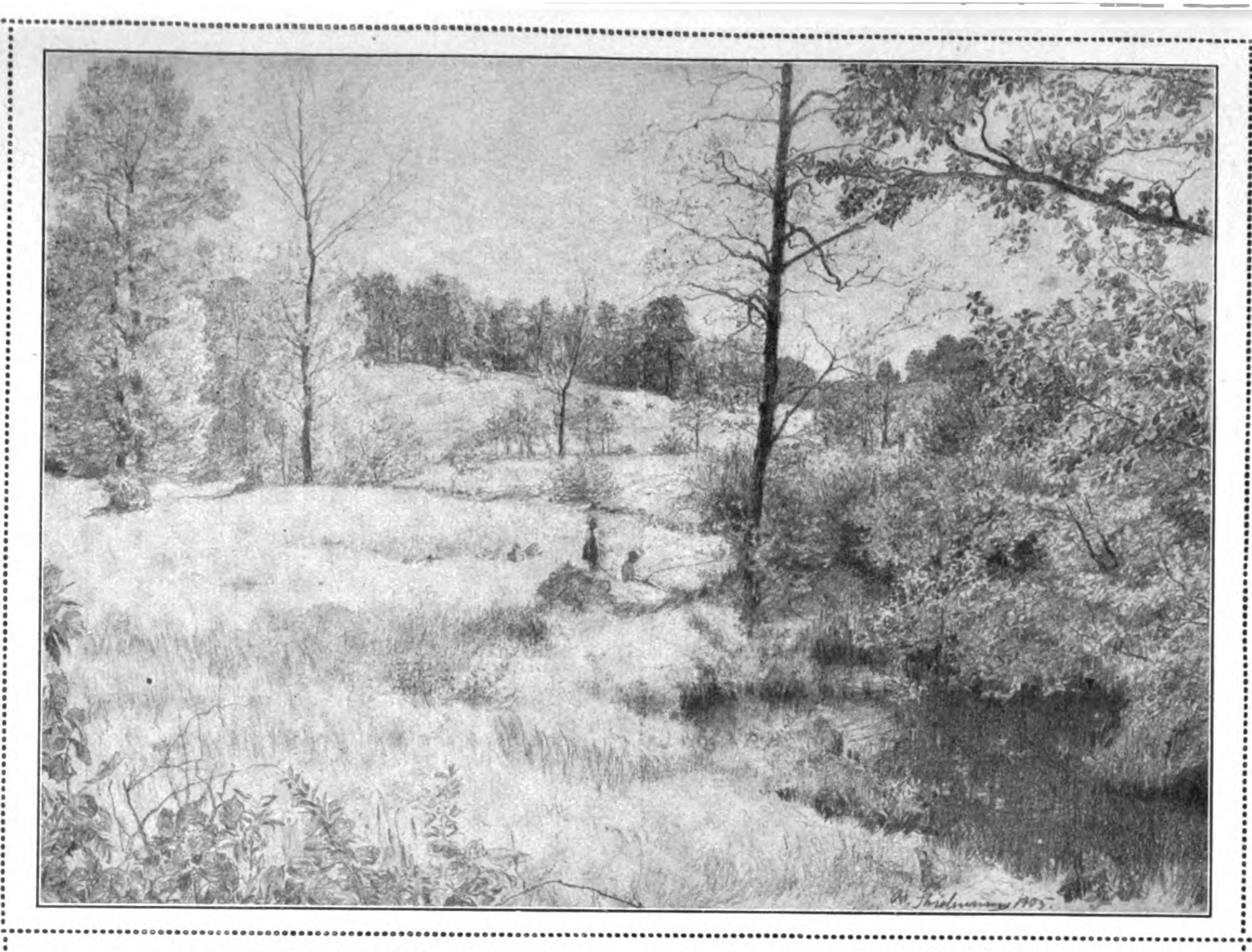
rückhaltende Art, eine Beschränkung auf wenige, aber aus ihren gegensätzlichen Werten stark heraustretende Töne. Von den mitgeteilten Abbildungen kennzeichnet das vor etwa zehn Jahren vollendete Gemälde der ‚Trauernden Familie‘ (Abb. zw. S. 40/41) in der Nationalgalerie gewissermaßen einen Abschluß dieser in einer stattlichen Bilderreihe geoffenbarten künstlerischen Ausdrucksweise. Der Beschauer erkennt: Haltung und Stimmung des Bildes einfach groß im Ausdruck einer schlicht-ernsten Feierlichkeit. Nichts von gekünstelter Herrichtung, kein ablenkendes Beiwerk. Die Eindruckskraft in der mittleren Gestalt der Frau koloristisch und zwar im durchgearbeiteten Kopf am stärksten zusammengefaßt. Es ist nur folgerichtig, daß der Maler in der Schwalm mit ihren bunten Trachten bei solcher in der Farbe zurückhaltenden Art nicht dauernd verharrt, daß er das frohe Bewußtsein, sein Können bis zur Herrschaft über die ganz starken Ausdrucksmittel gefördert zu haben, nun an neuen Aufgaben erweitern und verfeinern will. Nun versucht er die Farbe zu lockern, ihre Tonwirkung zu bereichern und mit der Zeichnung so leicht und selbstverständlich zu vereinen, daß die Grenzlinien der technischen Behandlung höchst reizvoll verwischt sind. Was nach farbigen Originalbildern Thielmanns außer dem hier in Schwarz-Weißdruck gegebenen Gemälde der ‚Trauernden Familie‘ in diesem Hefte gezeigt wird, ist jüngeren Ursprungs und gibt guten Einblick in die eben gekennzeichnete Entwicklung. Im prächtigen Werke ‚Nach der Taufe‘ (Abb. zw. S. 48/49) eine Gruppe echter Schwälmer. Die Komposition so geordnet, daß der kleine Täufling auch koloristisch gebührend den Mittelpunkt bildet. Dies aber für den schärfer Zuschauenden nicht nur sachlich, sondern auch in der wohlerwogenen koloristischen Anlage. Eine breite, weiße Fläche beherrscht, ohne aufdringlich zu werden, den Mittelgrund und geht in der Bildtiefe in das geschieferte Grau der Rückwand unauffällig über. Und aus diesen gebreiteten Flächen Weiß und Grau klingen nun die von den Einzelfiguren getragenen Wirkungen der besonderen Farben heraus; so gewinnt das Schwarz der Gewänder und der Hüte den tiefen, ruhigen Sammetton, das Rot der Bänder und die kleinfleckigen goldenen, grünen und blauen Töne haben Leuchtkraft von starkem Eigenwert und sind doch so verteilt und eingeordnet, daß sie das Gefüge des farbigen Aufbaues stützen und binden. Also ‚alte Schule‘, Akademie sozusagen und das Gegenteil von impressionistischer Art. Wer darum schelten will, mag's tun, den Meister Thielmann wird's wenig kümmern. Der hat nach Richtungen und ‚Ismen‘ nie gefragt, sondern



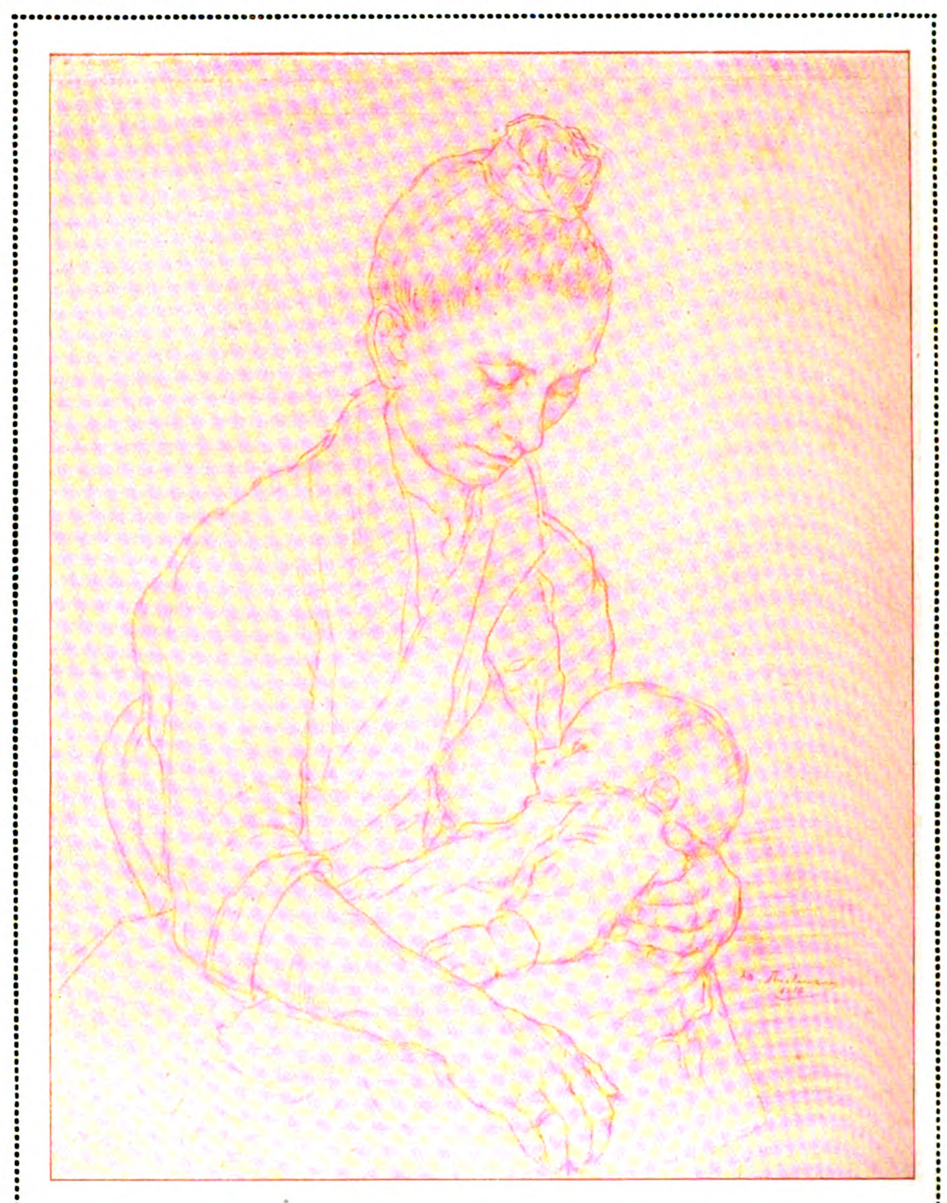
Nach der Taufe

Gemälde von Prof. Wilhelm Thielmann

(Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg)



Im Antrefftal bei Wildungen. Zeichnung. (Im Besitz von Dr. Ludwig Pfeiffer in Cassel)



Mutter und Kind. Zeichnung

nur danach, ob ein Bild gut gemalt sei oder nicht, und hat für sich bei seiner Arbeit immer nur Sinn gehabt herauszubringen, was ihm gemäß war. Freilich diese Malerei hat nichts Modern-Mystisches, sie führt nicht zur Abstraktion von der Wirklichkeitserscheinung, zur expressionistischen Umwertung ins ‚rein Geistige' hinein. Solch snobistische Entartung läßt die gesunde Luft in der Schwalm und der Verkehr mit den gottlob noch gar nicht nervösen Bewohnern nicht aufkommen. Thielmanns Malerei ist auch Ausdruckskunst, aber eine lediglich auf den Ausdruck lebendigster Wirklichkeit ausgehende und darum so unmittelbar frisch und eindringlich. Indes haben Eigenwille und örtliche Abgeschlossenheit den Maler nicht etwa einseitig und in eine bestimmte Art verrannt gemacht. Der Verkehr mit den aus den großen Kunststädten, die ja auch Kunstkampfstätten sind, das ganze Jahr hindurch zureisenden Malerkollegen,



Trauernde. Zeichnung. (Im Besitz von Dr. Ludwig Pfeiffer in Cassel)

Ausflüge zu Ausstellungen ins nahe rheinmainische Land vermitteln doch auch Anregungen zu neuen technischen Lösungsversuchen, und der Künstler zögert nicht, zuzupacken und früher nicht beschrittene Wege zu wandeln, wenn sie ihn aufwärts und vorwärts zu weisen scheinen. So sind die Bauern auf dem Kriegsbild ‚Ernste Zeiten‘ (Abb. S. 43) ganz von rieselndem Lichte umflossen, die Farben streifig und fleckig ineinandergetrieben, das ganze Werk von diesem koloristisch-technischen Vorwurf aus angepackt, aber so, daß auch die zeichnerischen Formwerte sich durchsetzen, daß die Figuren aus dem Gerinnsel der leichten Farbenbewegung fest und stattlich heraustreten. Mit dem ‚Hochzeitsreiter‘ ist es auch so bestellt (Abb. S. 48), und daß im Aquarell die Wirkung der weich ineinanderfließenden Töne besonders gut sich geltend macht, lehren die betreffenden Abbildungen, darunter das Bildchen ‚Im Festschmuck‘ (S. 41) wohl am besten.

Dem malerischen farbigen Werke Thielmanns steht das des Zeichners und Graphikers nicht nach. Die Rötelblätter ‚Trauernde‘ (S. 51) und ‚Mutter und Kind‘ (S. 50) sind von einer altmeisterlich zu nennenden Klarheit. Prachtvoll, wie sich die plastische Form aus dem leicht und sicher geführten Striche rundet! Die landschaftlichen Studien (Abb. S. 38, 39) bauen sich noch mehr aus einer geduldigen Fein- und Kleinarbeit auf und bewiesen mit dem gemalten Baumschlag (Abb. S. 42), daß Thielmann auch für die Reize der örtlichen Umwelt offene Augen hat. Ein ganz starker

Sonderwert aber steckt in seinen Radierungen. Auch zu ihrer Form und Technik hat er sich selbst durchgefunden und Anweisung dazu höchstens aus dem Werke eines Meisters geholt, der allerdings der rechte Führer sein konnte: Francisco Goya. Die Auswahl der Abbildungen nach radierten Vorlagen ist zu spärlich, um eine eindringende Würdigung darauf zu gründen. Aber auch dem raschen Blick stellt sich dar, wie auf den älteren Blättern (z. B. auf S. 40) die Nadel stärker und stürmischer durch den Ätzgrund gerissen ist als auf dem sich zierlicher gebenden ‚Tanz im Freien‘ (S. 46) aus jüngerer Zeit. Also ein Wandel ins Ruhigere, Weichere der Darstellung hinein auch hier. Ob solche Sänftigung aus einer Veränderung in des Künstlers häuslichem Sein geflossen ist? Es mag doch zutreffen, daß die frauliche Güte seiner jungen Gattin ihr Teil daran hat, deren Bild den Leser auf S. 38 grüßt. Seit sie — sechs Jahre sind's her — dem schon etwas späten und rauh gewordenen Junggesellen das Behagen einer friedlichen Häuslichkeit gegeben, ist es ihm doch wohler in seiner Willingshäuser Zurückgezogenheit. Sein vierjähriger Bub und das ganz kleine Schwesterlein sind doch lustigere Kameraden als sein früherer Trösteinsamkeitsgenosse, der bei allen Willingshäusern hochangesehene Dackel mit dem schönen Namen ‚Wupp‘, und an Humor hat das ‚Kunrädche‘, wie Wilhelm Thielmann aus verborgenen Gründen bei den Malerfreunden heißt, auch nicht eingebüßt, seitdem er ein wirklich sanftes Ehejoch auf sich genommen hat. Die gute Gottesgabe steckt tiefer und gründlicher in ihm, als aus dem sich etwas würdig gebenden Selbstbildnis (S. 37) herauszulesen ist. Das ist der Kunstmaler Herr Professor Wilhelm Thielmann. Das richtige ‚Kunrädche‘ aber lacht aus der köstlichen Karikatur aus dem Künstlerzimmer bei Vater Haase, wo er sich gerade hinter dem Dackel ‚Wupp‘ selbst auf den Stuhl gesetzt hat und in den Männerkantus einstimmt, den der Kasseler Akademiedirektor Karl Bantzer unter der friedensgemäß brennenden Petroleumlampe führt und Hans von Volkmann auf dem urweltlichen Klavier begleitet. Die Abende in Haases alter Stube waren im Kriege eingeschlafen. Aber für die Freunde hatte sich dafür in Thielmanns behaglichem Atelier eine geräumige Ecke aufgetan. Es fand sich immer noch ein Tröpflein, das nicht nach Ersatz schmeckte, und die Fröhlichkeit hat manchmal als ein rechtes Labsal und Heilmittel die trübe Zeit- und Seelenstimmung durchbrochen. Nun zieht Frieden herauf. Wilhelm Thielmann tritt als ein Gereifter in ihn ein. Er kann auf all die äußeren Erfolge hinweisen, mit denen die Welt die ‚anerkannten‘ Künstler bedenkt, auf Galerieankäufe, Professortitel, offizielle Aufträge, Berufungen und im Druck beglaubigten Ruhm.

Aber auf alle diese Dinge legt er wenig Wert. Ihm ist das Bewußtsein lieber, daß sein Gereiftsein noch keinen Abschluß bedeutet, daß er als kerngesunder Fünfziger noch jeden Tag mit Schaffenslust grüßt und daß noch fröhlich und stattlich vor ihm liegt, was ihm das Leben künstlerisch lieb und leicht gemacht hat — seine Arbeit.



Karikatur aus dem Künstlerzimmer in Willingshausen. Zeichnung

Der soldatische Geist im Wandel der Zeiten

Von General der Infanterie Frhrn. von Freytag-Loringhoven Dr. h. c.

„Es sind die Geister, welche das ganze Element des Krieges durchdringen," sagt Clausewitz. Was die Geister deutscher Soldaten vermochten, in kühnem Draufgehen, im Ausharren unter vernichtendem feindlichem Feuer im Stellungskriege und zuletzt im Rückzuge, hat der Weltkrieg dargetan. Unsere Truppen zeigten noch 1916 in Siebenbürgen und Rumänien, 1917 bei Tarnopol und Riga, sowie in Oberitalien, ja selbst noch 1918 zu Beginn der Frühjahrsoffensive einen Schwung, wie ihn sonst nur durchaus frische Truppen offenbarten. Der gute Geist unseres Volkes, die in ihm bis tief hinab gepflegte Bildsamkeit, der Sinn für Einordnung, den wir unserem mit Unrecht gescholtenen Militarismus danken, haben diese ungeheuren Leistungen ermöglicht. Sie zu vollbringen aber waren wir doch nur befähigt, weil unsere Friedensschulung bestrebt war, ein Heer heranzubilden, das, wie Clausewitz sich ausdrückt, „in dem zerstörendsten Feuer seine gewohnten Ordnungen behält, das niemals von einer eingebildeten Furcht geschreckt wird und der gegründeten den Raum Fuß für Fuß streitig macht, das, stolz im Gefühl seiner Siege, auch mitten im Verderben der Niederlage die Kraft zum Gehorsam nicht verliert, nicht die Achtung und das Zutrauen zu seinen Führern, dessen körperliche Kräfte in der Übung von Entbehrung und Anstrengung gestärkt sind wie die Muskeln eines Athleten, welches diese Anstrengungen ansieht als ein Mittel zum Siege, nicht als einen Fluch, der auf seinen Fahnen ruht, somit zu einem wahrhaft von kriegerischem Geiste durchdrungenen Heere." Auch die weiteren Worte unseres Kriegsphilosophen bewahrheiteten sich im Weltkriege an den deutschen Truppen: „Je mehr ein Feldherr gewohnt ist, von seinen Soldaten zu fordern, um so sicherer ist er, daß die Forderung geleistet wird. Der Soldat ist ebenso stolz auf überwundene Mühseligkeiten wie auf überstandene Gefahren."

Die Einwirkung bedeutender Führer auf ihre Truppen hat in der Tat etwas Wunderbares. Gustav Adolf hat auf sein aus dienstpflichtigen schwedischen Landeskindern und angeworbenen, größtenteils deutschen Söldnern gemischtes Heer als Erzieher und Führer vor allem durch sein persönliches Beispiel gewirkt, durch Seelenadel und menschliche Hoheit. Sodann aber gewann er sich das Herz des Soldaten durch seine für einen König und obersten Feldherrn fast zu große Kampfeslust. Sie hat ihn bei Lützen in das Gewühl der Schlacht und in den Tod geführt. Wallenstein ist nicht die Idealfigur gewesen, die uns Schiller in seiner Trilogie vorführt. Er war ein großer Abenteurer, durch und durch selbstsüchtig, gleich manchem anderen Heerführer der wilden Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein gewiegter Finanzmann, und zwar ein solcher großen Stiles, dabei aber eine dämonische Natur, gleichermaßen gefürchtet und angesehen bei den wilden Gesellen, die seinen Fahnen zuliefen. In dieser Hinsicht hat Schillers dichterischer Genius in ‚Wallensteins Lager' unzweifelhaft ein durchaus zutreffendes Bild entworfen.

Auch nach dem Dreißigjährigen Kriege erhielten sich die Werbeheere. Daß die Landsknechte aus aller Herren Ländern hierbei mit ausgehobenen Rekruten durchsetzt wurden, änderte an dem eigentlichen Charakter der Heere nicht allzuviel. Zwar die Sitten wurden milder, man hielt auf Zucht und Ordnung, denn die Kriegführenden hatten ein hohes Interesse daran, Auswüchse, wie sie die dreißig Kriegsjahre gebracht hatten, zu vermeiden, die Länder zu schonen. Ohnehin konnten diese, verarmt wie sie waren, für den Unterhalt der Armeen nicht aufkommen. So half man sich mit einem künstlichen Magazinsystem und begab sich dadurch in Abhängigkeit von diesem. Indessen auch die Armeen mußten geschont werden, denn sie waren schwer zu ergänzen. Nach dieser Richtung wurde zuerst in Preußen durch Friedrich Wilhelm I. ein wesentlicher Fortschritt durch Einführung des Kantonreglements gemacht. Zwar bedeutete die Kantonpflicht nur in der Theorie die allgemeine Wehrpflicht, da zahlreiche Ausnahmen von ihr bestanden und sie tatsächlich vorwiegend auf der bäuerlichen Bevölkerung lastete, aber sie gab doch der Armee einen festen Stamm von inländischen Mannschaften, die etwa deren eine Hälfte bildete, während für die andere die ausländische Werbung beibehalten wurde. Es liegt auf der Hand, daß durch diese einheitliche Regelung das preußische Heer eine ganz

andere Ergänzungsmöglichkeit besaß als alle übrigen. Nur dadurch konnte Friedrich der Große den Krieg aus den konventionellen Formen lösen, die er in dem Jahrhundert zwischen dem Westfälischen Frieden und seiner Thronbesteigung angenommen hatte, nur dadurch den Siebenjährigen Krieg durchhalten. Aus der Zusammensetzung des preußischen Heeres ergab sich aber weiterhin, daß in ihm ein ganz anderer Geist herrschte als in den reinen Söldnerheeren. In diesen war es Gewohnheit, die Fahnen nach Belieben zu wechseln, für den Offizier wie für den Mann; der preußische Offizier dagegen stand in einem persönlichen Treueverhältnis zu seinem Könige, und der Stamm einheimischer Kantonisten blieb beisammen, auch wenn zeitweilig das Glück den König verließ. Der Fall, daß Truppen beim Anmarsch zur Schlacht ein geistliches Lied anstimmten, wie die preußischen Bataillone bei Leuthen, konnte sich nur in diesem Heere ereignen. Das „Gib, daß ich tu mit Fleiß, was mir zu tun gebühret," hat an jenem denkwürdigen 5. Dezember nicht nur die Herzen der Mannschaften auf dem schweren Gange gestärkt, es hat auch dem Könige die Worte entlockt: „Wie soll man mit solchen Truppen nicht siegen!"

Den König und seine Soldaten umschlang ein enges Band. Dennoch hat Friedrich in der verbitterten Stimmung, die ihn nach dem Siebenjährigen Kriege beherrschte, sich einigermaßen wegwerfend über den gemeinen Soldaten seiner Armee geäußert. Er meint, alles, was man aus ihm machen könne, beschränke sich darauf, daß man ihm den Korpsgeist beibringe, d. h. eine höhere Meinung von seinem Regiment als von allen Truppen des Weltalls, und da bei gewissen Gelegenheiten die Offiziere ihn durch die größten Gefahren hindurchführen mußten, so habe er seine Offiziere mehr zu fürchten als die Gefahren, denen man ihn aussetze. Dieser Äußerung widersprechen jedoch mehrfache frühere des Königs, in denen er den Mannschaften höchstes Lob spendet, und viele kernige Worte, die uns erhalten geblieben sind, mit denen er anfeuernd auf seine Bataillone wirkte und sie nach Niederlagen aufzurichten suchte. Die Veteranen des Siebenjährigen Krieges hingen denn auch mit schwärmerischer Liebe an ihrem Vater Fritz. Für den einzelnen Mann war bei der damaligen geschlossenen Ordnung allerdings nicht Raum für eine selbständige Betätigung wie im neueren Schützengefecht, aber die herkömmliche Vorstellung von den Schießmaschinen, die Friedrichs Regimenter dargestellt haben sollen, trifft nicht zu. Diesen Eindruck mögen sie auf dem Exerzierplatz gemacht haben, im Gefecht aber sah es damit anders aus. Hier brachte sich auch damals bereits der in der Truppe herrschende Geist in schönster Weise zur Geltung, denn was war es anderes, wenn die Mannschaften des Regiments Meyrinck, als bei Leuthen Patronenmangel eintrat, dem Befehl, ins zweite Treffen zurückzutreten, den Ruf entgegensetzten: „Patronen her, wir müßten Hundsfötter sein, wenn wir ins zweite Treffen gingen." Bei dem damaligen Standpunkt der Bildung der unteren Volksklassen und in dem ständisch gegliederten Staate konnte es freilich nicht anders sein, als daß der Offizier noch weit mehr als in späterer Zeit Träger des Geistes im Heere war. Auf ihn rechnete der König und nicht umsonst. Von seinen Offizieren bekennt er dankbar, daß „diese Rasse auf alle Art meritiret conserviret zu werden". Offizier und Mann in seinem Heere aber waren samt und sonders friderizianischen Geistes. Der alles belebende und beherrschende Einfluß des Königs ist es gewesen, der Staat und Heer zusammenhielt.

Als Napoleon zur Macht gelangte, hatte sich im Heere der französischen Republik seit dem Beginn der Revolution bereits eine große Wandlung vollzogen. Die Freiwilligen-Bataillone von 1792, die übrigens nur unter Anwendung von Zwang zusammenzubringen gewesen waren, hatten vollständig versagt. Schrittweise kehrte die Republik vom reinen Volksheere zum stehenden Heere zurück und verschmolz die Freiwilligen-Bataillone mit denjenigen der Linie in den sogenannten Halb-Brigaden, die 1803 unter dem Konsulat wieder die alte Bezeichnung als Regimenter erhielten. Die Ergänzung des Heeres wurde 1798 durch das Gesetz über die Konskription geregelt, wobei der Loskauf gestattet blieb. Diese Einrichtung behielt Napoleon bei. Seine Macht stützte sich nicht auf die ganze Volkskraft. Er hat diese vielmehr im Anfang seiner Regierung geflissentlich geschont, um so mehr, als das kriegerische Feuer der französischen Nation seit Zurückweisung der Invasion von 1792 mehr und mehr erloschen war und die Bevölkerung sich keineswegs willig der Rekrutierung fügte. Erst später riefen rasch einander folgende Aushebungen ansehnliche Massen unter die Fahnen, nach der Katastrophe in Rußland allein 567000 Menschen. In den ersten, für ihn glücklich verlaufenden Kriegen war es weniger die Stärke der vom Kaiser ins Feld gestellten Armeen, die entscheidend ins Gewicht fiel, als die in anderen Staaten überhaupt noch nicht bestehende Gewohnheit, Verluste der Volkskraft zu ersetzen.

In der Armee des ersten Kaiserreichs bildete die Disziplin den wundesten Punkt. Schon die Soldaten der Republik hatten unaufhörlich und überall geplündert. Die lange Dauer des Krieges und die Entfremdung von ihren Familien ließ sie zu reinen Landsknechten werden und weckte die niederen Triebe in ihnen. Es konnte gar nicht anders sein, da die Direktorial-Regierung infolge der grenzenlosen Verwahrlosung, die in allen Zweigen der Verwaltung eingerissen war, die Armeen buchstäblich verkommen

ließ und dadurch jeder Zuchtlosigkeit Vorschub leistete. Napoleon hat mit seinen Versuchen, hierin Besserung zu erzielen, immer nur zeitweise Erfolg gehabt. Dazu gab ein großer Teil der höheren Offiziere im Plündern ein sehr schlechtes Beispiel, und die rechtlichen Männer, die sich unter den höheren Führern befanden, vermochten dem Unwesen nicht zu steuern. Napoleon war es schließlich so sehr gewöhnt, die Kriegszucht gelegentlich völlig nachlassen zu sehen, daß er gegen die Zuchtlosigkeit der Armee, gleich seinen Offizieren, die besten nicht ausgenommen, mehr und mehr abstumpfte und über sie als eine unvermeidliche Begleiterscheinung langwieriger Kriege hinwegsah.

Der Armee fehlte das, worauf sich allein eine gefestigte Disziplin begründen läßt: eine tüchtige Schulung. Dazu ist es bei der Rastlosigkeit, mit der Napoleon aus einem Kriege in den anderen trieb, niemals gekommen. Wohl vermochte die Macht seines dämonischen Willens auch mit den fortgesetzten Improvisationen, die seine Heere darstellten, Großes zu leisten, nicht aber ihnen die fehlende Schulung zu ersetzen. Um so höher ist die Leistung der kriegsgeübten Offiziere zu schätzen, die sich mit den eilfertig zusammengerafften Massen abzufinden, ihren Führerwillen auf sie zu übertragen wußten. Sie waren nicht durchweg Emporkömmlinge der Revolutionszeit, eine Auffassung, die weit verbreitet ist und dadurch eine Stütze findet, daß eine Anzahl hochstehender Generale aus dem Unteroffizier- und Mannschaftsstande hervorgegangen war. Die Armee der Revolutionszeit und des Kaiserreichs hatte nicht jeden Zusammenhang mit der des ancien régime verloren. Die Hälfte der Generale, die sich im Jahre 1805 im Dienst befanden, hatte bereits unter dem Königtum dem Offizierstande angehört, sonach war die Armee keineswegs ohne höhere Führer, die nicht von Hause aus den soldatischen Beruf erwählt und ihm dauernd angehört hatten. Drei Fünftel der Stabsoffiziere, mehr als die Hälfte der Offiziere der ‚Großen Armee' von 1805 entstammten überhaupt der alten königlichen Armee, wenn sie auch nur zum geringen Teil in ihr bereits Offiziere gewesen waren. Im ganzen sind die Truppen während der Glanzzeit Napoleons geführt worden von sehr jungen Generalen und Obersten, in der Masse auch noch ziemlich jungen Stabsoffizieren, alten Hauptleuten und Leutnants. Die jugendliche Elastizität der höheren Führer hat das Heer Napoleons nicht zum wenigsten zu seinen gewaltigen Leistungen befähigt.

Auch in ihrer besten Zeit hat diese Armee, die sich für unbesiegbar hielt, freilich versagt, wo sie Mangel litt, denn an „langanhaltende Entbehrungen war die große, herrliche und tapfere Armee Napoleons nicht gewöhnt"; so schreibt Ende 1806 der Erbgroßherzog von Baden, der den Feldzug im kaiserlichen Hauptquartier mitmachte. Aber „groß, herrlich und tapfer" nennt er die Armee doch. Wer will es auch schließlich diesen Menschen verargen, wenn sie verwilderten, da sie von einem Kriege in den anderen geworfen wurden, stand doch an ihrer Spitze, wie Mommsen es von Hamilkar Barkas rühmt, „ein echter Feldherr, der es vermochte, dem Soldaten an die Stelle des Vaterlandes seine eigene Persönlichkeit zu setzen, und fand doch der Soldat in dem langen Kriegsleben im Lager eine zweite Heimat und als Ersatz für den Patriotismus den Fahnensinn und die begeisterte Anhänglichkeit an seinen großen Führer". Der lange Krieg der Republik gegen die europäischen Bündnisse hatte das französische Heer der Heimat entfremdet. Es waren bereits Prätorianer, als an ihre Spitze ein neuer Cäsar trat. Dieser wußte das Prätorianergepräge des Heeres auch während des kurzen Friedens zu erhalten, der mit den Verträgen von Lunéville und Amiens im Jahre 1801 begann, indem er die Masse der Truppen in den Standlagern am Kanal von jeder Berührung mit der Bevölkerung fernhielt.

Nicht nur die Leistungen des Feldherrn sind erstaunlich, der es verstand, immer rechtzeitig neue Massen zu organisieren und das Kriegsfeuer in ihnen wieder zu entzünden, auch die Offiziere und alten Soldaten, die den lockeren Neubildungen durch zehn Jahre fast unausgesetzter Kriege hindurch bis zuletzt den nötigen Halt gaben, verdienen unsre Achtung, zumal wenn man erwägt, daß die Mehrzahl von ihnen bereits die zehnjährige Periode der Revolutionskriege hinter sich hatte. In diesem Kern des Heeres verkörperte sich tatsächlich der kriegerische Geist Frankreichs. Es waren echte Soldatennaturen, die sich auch durch Niederlagen nicht beugen ließen. Die junge Garde von 1813 war eine Neuschöpfung, aber vorzugsweise mit guten Kaders bedacht worden, die sie bald zu einer brauchbaren Truppe werden ließen. Von ihr rühmt der sächsische Major v. Odeleben, der damals dem napoleonischen Hauptquartier zugeteilt war, daß sie dem Kaiser ihr „Vive l'empereur" selbst dann noch mit einem unglaublichen Ungestüm dargebracht habe, als sich das Glück ganz von ihm abgewandt, „gleich als ob sie ihn in seinem Unglück trösten wollte". An der alten Garde rühmt er den schönen militärischen Anblick, den sie gewährt habe, tadelt nur ihre Anmaßung, in der auch diese Mustertruppe sich Erpressungen erlaubte, wo sie glaubte, daß sie nicht ihren Vorrechten entsprechend verpflegt wurde. Wo Mangel eintrat, machte sie selbst dem Kaiser gegenüber aus ihrer Mißstimmung kein Hehl. So sah er sich Ende 1806 veranlaßt, seine alten Brummbären, die „vieux grognards", aus der Verfolgung der russischen Armee herauszuziehen und vorzeitig nach Warschau in Winterquartiere zu verlegen. Dafür wußte er, daß er in seiner alten Garde eine Truppe besaß, die im Augen-

blick der Gefahr niemals versagte. Odeleben äußert dementsprechend über sie: „Es ist nicht möglich, eine Truppe zu finden, die dem Tod mit größerer Gleichgültigkeit und Ruhe entgegengegangen und bei allen Anstrengungen und Gefahren von einer höheren Vorliebe für den Monarchen und die Dienstpflicht beseelt gewesen wäre.“ Mit der Kaisergarde sind denn auch die stolzesten Erinnerungen Frankreichs an die große napoleonische Zeit verbunden. In seinem Buche „Le Soldat impérial“ kennzeichnet Morvan treffend die fortreißende, dämonische Gewalt des Kaisers, wenn er sagt: „Die Ankunft Napoleons bei den Armeen rief eine Begeisterung hervor, die nichts Gemachtes hatte; man brachte ungezwungen unendliche Hochrufe auf ihn aus. Zu seinen Lebzeiten vertrauten ihm seine Soldaten unbedingt, sie fühlten sich vom Hauche seines Genies über ihre menschliche Mittelmäßigkeit hinausgehoben. Der tote Kaiser wurde wie ein Gott verehrt.“

Unsere deutschen Landsleute der Rheinbundskontingente haben fast mit der gleichen Begeisterung zu diesem dämonischen Manne aufgesehen wie die Nationalfranzosen. Und das ist nicht zu verwundern. Deutschland hatte sich selbst aufgegeben. Napoleon aber wies diesen Kontingenten statt des Elends der Reichskriege endlich den großen Krieg und die Verlockungen des Ruhmes. Holzhausens vortreffliches Buch „Die Deutschen in Rußland 1812“ läßt uns einen deutlichen Einblick in das Verhältnis der Rheinbundstruppen zum Kaiser gewinnen. Sie haben mit echt deutscher Pflichttreue bei ihm ausgehalten und inmitten des grauenhaften Rückzuges durch Eis und Schnee die Ehre ihrer Waffen zum großen Teil besser gewahrt als die Franzosen.

Auf diese übten die durch die Legende verklärten Ruhmestaten des „Empire“ eine nachhaltige Wirkung aus. „Napoleon ist,“ wie Jakob Burckhardt sagt, „mit all dem Unheil, welches er über die Franzosen gebracht hat, dennoch weit überwiegend ein unermeßlich wertvoller Besitz für sie.“ Napoleonische Traditionen beherrschten die Armee des zweiten Kaiserreichs, wenn auch seine Kriegslehren in ihr vergessen waren, während deutscher Fleiß sie richtig verarbeitet hatte. In den altgedienten Soldaten von Wörth und Gravelotte ist damals der Geist eines wesentlich aus Berufssoldaten zusammengesetzten Heeres dem neuen Geist des Volkes in Waffen erlegen. Während in den Kriegen des ersten Kaiserreichs den Franzosen, wie Clausewitz sich ausdrückt, „der Kriegsgott selbst“ voranzuschreiten schien, war der Genius Friedrichs von den preußischen Fahnen gewichen. Die preußische Armee erlag 1806 einem auf neuer Grundlage errichteten, nach neuen Grundsätzen geführten und dementsprechend von einem neuen Geiste belebten Heere, nicht anders wie die französische Armee von 1870. Ein nach den Anschauungen des 18. Jahrhunderts geführtes Heer konnte 1806 einem Napoleon gegenüber nicht siegen, wenn auch im einzelnen das Mißgeschick nicht so schwer auszufallen brauchte. Es wäre ungerecht, wollte man verkennen, daß es in erster Linie die bisher ungekannte Kriegsweise eines genialen Feldherrn, des Begründers des modernen Krieges war, dem Preußens Heer erlag. Der Geist des 18. Jahrhunderts brachte von sich aus nicht mehr die Kräfte hervor, die der große Augenblick erforderte. Die Befreiung der Geister in Staat und Heer ist darum auch die Großtat der nach dem Tilsiter Frieden einsetzenden Reform. So konnte Clausewitz 1815 schreiben: „Ich freue mich, jetzt bei der Armee realisiert zu sehen, was einst Gegenstand meiner jugendlichen Pläne und Wünsche war. Welche Tüchtigkeit und welche Freudigkeit und Jugendlichkeit ist in der jetzigen Armee, und wie kümmerlich, verdrießlich und abgelebt war die alte! Ich weiß nicht, wie weit wir in allen diesen Dingen ohne Scharnhorst gekommen wären, aber man kann das alles nicht sehen, ohne unaufhörlich an ihn zu denken.“ Die heilsamste Folge des Zusammenbruchs von 1806 war, daß die rechten Männer an die entsprechenden Stellen gelangt waren. So konnte 1813 eine Vermählung friderizianischen Geistes mit dem des neuzeitlichen Volksheeres stattfinden. Und doch wäre aller Schwung, den die Erhebung mit sich brachte, wirkungslos geblieben ohne den festen Rückhalt, den ihr die Stammtruppe der nach Tilsit verkleinerten und mit Hilfe der zahlreichen im Lande vorhandenen Soldaten der alten Armee und der Krümper verdoppelten Armee gab. Nur eingerahmt von den stehenden Truppen konnten Landwehr und Freiwillige Jäger im Felde Verwendung finden. Die ganze umfangreiche Nationalbewaffnung des Befreiungskrieges aber ist nur ermöglicht worden mit Hilfe der Kaders, die Preußen in den zahlreichen Offizieren des alten, vielgeschmähten Heeres besaß.

Im preußischen Heere der Befreiungskriege tritt zum erstenmal in der neueren Geschichte das Volk in Waffen in die Erscheinung. Für den alten Landsknechtsgeist war da kein Platz. Wohl fehlen auch bei diesem Heere manche trübe Bilder nicht, wie sie nun einmal jeder Krieg mit sich bringt, aber im ganzen war es eine stolze und zugleich reine Erinnerung an eine große Zeit, die Preußens Heer in den Frieden heimbrachte. Wie auf politischem Gebiet, so hat dieser auch auf militärischem nicht gehalten, was man sich von ihm versprach. Die Armee verlor von Jahr zu Jahr mehr an kriegsgemäßer Schulung und verfiel der Revuetaktik. Sie entfremdete sich dadurch zugleich die gebildeten Kreise der Nation. Ganz freilich konnten die Errungenschaften der Reform und der nachfolgenden Kriegszeit nicht wieder verlorengehen. Die allgemeine Wehrpflicht forderte denn doch vom Offizier ganz andere Aufgaben der Erziehung, als sie vor 1806 an ihn herangetreten waren. Das führte von



Krieger. Gemälde von Robert Gerhard Böninger

selbst nach und nach dahin, daß die verderbliche Richtung, der die Parade höher stand als der Krieg, vom Offizierkorps aus sich heraus überwunden wurde, daß es wieder lernte, den Geist über die Form zu stellen und so die großen Erfolge von 1866 und 1870/71 anzubahnen. Ein hervorragendes Verdienst hat hierbei der Prinz von Preußen, der spätere erste Kaiser. Wohl stand er in mancher Hinsicht auf dem Boden des herrschenden Paradedrills, aber doch im Sinne des damit verbundenen höheren kriegerischen Zwecks. Belebend hat der Prinz Friedrich Karl gewirkt. Für ihn hatten bei der Erziehung der Truppe nur die Forderungen kriegerischen Geistes Geltung. Die Armeereorganisation von 1859, das eigenste Werk König Wilhelms, führte alsdann die Armee aus der Verkümmerung heraus, der sie zu verfallen drohte, und eröffnete ihr den Aufstieg zu einer großen kriegerischen Bahn.

Die allgemeine Wehrpflicht, deren sich bis 1866 Preußen als einziger Staat erfreute, gab ihm durch die Ertüchtigung des Volkes, die sie mit sich brachte, einen bedeutenden Vorsprung vor allen Ländern. Es besaß ein Offizierkorps von hohem Pflichtgefühl und völlig einheitlicher Auffassung, das für eine gleichmäßige Durchbildung des gesamten Heeres bürgte. In der festen Geschlossenheit dieses Offizierkorps lag ohne Zweifel eine gewisse Einseitigkeit, die es von den übrigen Berufsständen zu sehr abschloß, solche Einseitigkeit aber ist allen hervorragenden menschlichen Einrichtungen eigen. Dieses Offizierkorps hat das Verdienst, in jahrzehntelangem Frieden der Armee einen kriegerischen Geist erhalten zu haben, der sich 1866 und 1870 in schönster Weise offenbaren sollte. Das Offizierkorps erschien hier durchaus als Träger des Geistes im Heere. Dieses aber bot bei dem hohen Stande der bei uns herrschenden Schulbildung Mannschaften, die sich der feindlichen Armee weit überlegen zeigten. So hat denn 1870/71 der einheitliche Volksgeist reichen Anteil an den Erfolgen des deutschen Heeres gewinnen können.

Nicht anders als damals warfen sich 1914 die deutschen Heere in West und Ost, getragen von einmütiger starker Begeisterung, auf den Feind. In weit höherem Maße als noch 1870 war jetzt die Volkskraft angespannt und mußte es im Verlauf des Weltkrieges in immer stärkerem Maße werden. Schon daraus ergab sich eine größere geistige Anteilnahme der breitesten Volksschichten am Kriege. War noch 1870 der Reserveoffizier bei den aktiven Truppen zu Beginn des Krieges eine Ausnahmeerscheinung gewesen, so gaben 1914 die aktiven Offiziere nur den Rahmen für die mobilen Formationen ab, und dementsprechend fanden im Feldheer alle Berufsklassen entsprechende Verwendung. Die große Masse, nicht nur der Gebildeten, gewann in diesem Millionenheere einen weit größeren Einfluß auf den Geist des Ganzen, als es noch 1870 der Fall gewesen war. Rechnete doch die Heeresleitung damals mit Armeekorps, wo sie im Weltkriege bereits Armeen einsetzte. Wenn im Millionenheere der einzelne, ja selbst verhältnismäßig hochstehende Führer, fast zu verschwinden schien, so trat hinwiederum die Bedeutung des einzelnen Mannes, der heutigen Kampfweise entsprechend, gegen früher mehr hervor. Es galt für jeden, „den vollen kriegerischen Manneswert“ zu zeigen, wie bereits Prinz Friedrich Karl es gefordert hatte, und der deutsche Soldat hat dieser hohen Anforderung mit verschwindenden Ausnahmen durchaus genügt. Er hat sich bis zuletzt dem Franzosen, erst recht aber dem Engländer und Amerikaner überlegen gezeigt. Einsichtige Franzosen haben das auch zugegeben. So schrieb General Cherfils November 1915 im Echo de Paris: „Der französische Soldat entgleitet zu leicht seinem Vorgesetzten. Jeder geht, wohin er will. Der Deutsche ist wahrhaft Soldat. Die Disziplin ist ihm völlig in Fleisch und Blut übergegangen.“ Barbusse läßt in seiner Schilderung ‚Das Feuer‘ dem deutschen Gegner durchaus Gerechtigkeit widerfahren. Englische Stimmen äußerten ihr Erstaunen darüber, daß unsere Leute, auch wo sie ohne Offiziere völlig sich selbst überlassen waren, doch stets entsprechend zu handeln wußten. Der Volksgeist und das deutsche Pflichtgefühl im Verein mit der Erziehung zur Selbsttätigkeit, die wir im Frieden dem einzelnen Mann zuteil werden ließen, haben solche Leistungen ermöglicht.

Unter unseren Feinden haben sich unbedingt die Franzosen durch ihre Hingebung, ja zum Teil durch eine heroische Tapferkeit im Angriff sowie durch eine bei ihnen nicht erwartete Zähigkeit in der Verteidigung ausgezeichnet. In ihnen lebte offenbar, wenn auch dem einzelnen nicht immer bewußt, das Gefühl, daß es sich in diesem Kriege für Frankreich um noch mehr als um Vertreibung der verhaßten Eindringlinge von seinem Boden handelte, daß es um seine Geltung in der Welt ging. Der Engländer zeigte im Kampfe die gleiche stoische Gelassenheit wie in einem gefährlichen Sport. Seine militärische Schulung reichte im übrigen nicht über die verhältnismäßig einfachen Aufgaben des Stellungskrieges in Verteidigung und Angriff hinaus. In beiden erwartete er das meiste von seinen zahlreichen technischen Kampfmitteln. Die Amerikaner haben sich tapfer geschlagen. Sich auf größeren Kampfstrecken selbständig zu bewähren, fanden sie erst ganz zuletzt Gelegenheit, als sich der Druck ihrer überlegenen Masse und zahlreicher Panzerwagen gegen nur dünn besetzte, geschwächte deutsche Fronten richtete. Die Russen zeigten, bis die Revolution ihr Heer zersetzte, durchaus ihre alte Gefügigkeit und Ausdauer. Ihre Fechtweise blieb jedoch mehr oder weniger Hordentaktik, die nur ein Massenempfinden auszulösen vermochte. Die allgemeine Wehrpflicht hatte im russischen Heere die geistige und sittlich-verantwortliche

Tätigkeit des einzelnen nicht zu entwickeln vermocht.

Der lange Krieg zeitigte bei uns wie bei unseren Feinden insofern einen Rückfall in den Geist früherer Zeiten, als sich vielfach eine Art Berufssoldatentum entwickelte. Anderseits trat je länger je mehr die hochgradige Empfindlichkeit des Massenvolksheeres zutage, die sich 1870/71 bei der im Verhältnis zum Weltkrieg beschränkten Streiterzahl nicht entfernt in gleichem Maße geltend machen konnte. Bis weit in das dritte Kriegsjahr hinein bewährte sich unser Heer durchaus. Der in ihm herrschende Geist und die Organisation wirkten zusammen, um das gewaltige Kriegswerkzeug leistungsfähig zu erhalten. Allmählich aber begann die Heimat durch Vermittlung der Ersatztruppen und der Etappen sowie durch Urlauber immer mehr auf den Geist des Feldheeres in unkriegerischem Sinne einzuwirken.

Unser Volk war 1870/71 noch weit überwiegend agrarisch, und dem entsprach der Ersatz. Es war einfacher in seiner Denkungsart und weniger anspruchsvoll. Rein soldatisch war ihm deshalb der in erheblicher Menge der Industrie entstammende Ersatz unseres Heeres im Weltkriege freilich noch nicht unterlegen. 1914, noch vor dem Kriege, äußerte ich in meiner Schrift ‚Die Grundbedingungen kriegerischen Erfolges': „Es ist nicht richtig, den Ersatz aus Industriebezirken und Großstädten ganz allgemein wesentlich geringer zu bewerten als den ländlichen Ersatz. Gewiß ist dieser in körperlicher Hinsicht vielfach der bessere und widerstandsfähigere, aber für die Fähigkeiten, die bei der heutigen Kampfweise und in der Verwertung heutiger technischer Hilfsmittel für die Zwecke des Krieges bis zu einem gewissen Grade selbst der Mann in Reih und Glied besitzen muß, wird die städtische Bevölkerung vermöge ihrer größeren geistigen Regsamkeit unzweifelhaft gewisse Vorzüge besitzen." Der Weltkrieg hat das vollauf bestätigt. Zugleich aber machte sich in diesem das gewaltige Massenmachtbewußtsein geltend, das durch die soziale Bewegung unserer Zeit entstanden ist, und das durch den Massenkrieg, die unvermeidliche Überspannung unserer Kräfte, die Umstellung der Lebenslage des einzelnen und nicht zuletzt durch das russische Beispiel noch gefördert worden ist. Die Agitation gegen die Fortsetzung des Krieges fand infolgedessen einen außerordentlich günstigen Boden, zumal in der Heimat sich die Wirkung der Hungerblockade in steigendem Maße fühlbar machte. In noch höherem Maße war es im verbündeten österreichisch-ungarischen Heere der Fall, wo dazu noch der Nationalitätenhader die Zersetzung förderte. Bulgarien und die Türkei sind buchstäblich dem Hunger erlegen. Bei unseren Feinden sind infolge der besseren, bei den Engländern sogar glänzenden Ernährung ihrer Heere solche Erscheinungen während des Krieges nicht so zur Wirksamkeit gelangt. Frankreich ist dazu nicht in gleichem Maße industrialisiert wie Deutschland; Franzosen und Engländern brauchte bei der Fülle technischer Kriegsmittel, über die sie verfügten, nicht entfernt das gleiche zugemutet zu werden wie unseren Truppen, wenn auch ein Sinken kriegerischen Geistes sich bei ihnen ebensowenig verkennen läßt.

Dieses Sinken des Geistes hätte bei uns trotz der dafür günstigen Vorbedingungen und trotz der Länge des Krieges nicht im gleichen Maße stattfinden können, wenn überall noch ein Offizierkorps vorhanden gewesen wäre gleich unserem alten, dem das Heer seine Schulung verdankt. Dieses aber fehlte längst. Seine Pflichttreue spricht sich in der Zahl von 94,7 v. H. an Gesamtverlust, darunter 39,2 v. H. an Toten aus. Die zu seinem Ersatz Berufenen haben ihr Bestes hergegeben, aber Träger des Geistes der Truppe vermochten sie schon ihrer Jugend wegen nicht zu sein. Es hat sodann die engere Fühlung zwischen Vorgesetzten und Untergebenen vielfach gefehlt, wobei die Zurückhaltung, die die heutige Kampfweise und weittragende Waffenwirkung dem höheren Führer aufnötigt, nachteilig gewirkt hat. So ist die in der Truppe herrschende Stimmung häufig nicht richtig eingeschätzt worden. Geist und Stimmung der Truppe, die etwas Verschiedenes sind, wurden nicht genügend auseinandergehalten. Die Stimmung mußte je nach der Lage wechseln, der Geist aber ihrer Herr bleiben. Zur Ehre der fechtenden Fronttruppen muß gesagt werden, daß dieser ungeachtet aller von innen her auf sie wirkenden Einflüsse doch, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, im ganzen gut blieb und erst in der Heimat zerfiel.

Aus der Geschichte lernen wir erkennen, daß der soldatische Geist in verschiedener Weise zum Ausdruck gelangt, je nach der Beschaffenheit des Heeres und der Art seiner Ergänzung. Daß er sich in Massenheeren nicht in voller Reinheit zeigen kann, liegt auf der Hand. Es gilt aber auch hier, die Dinge zu nehmen, wie sie sind, und die einschlagenden Verhältnisse gebührend zu berücksichtigen.

Was wir als Folge der Revolution und des Waffenstillstandes erlebten, darf uns an der allgemeinen Wehrpflicht als solcher nicht irre werden lassen. Wir werden die im Weltkriege gemachten Erfahrungen in einem künftigen deutschen Volksheere, auch wenn wir erst nach und nach zur Errichtung eines solchen gelangen, wohl zu beachten haben; sie sprechen aber keinesfalls für die Schaffung einer reinen Berufsarmee, die nur in beschränktem Maße in Betracht käme. Im Lande Scharnhorsts wird, so ist zu hoffen, der Gedanke, daß jeder waffenfähige Mann für die Verteidigung des vaterländischen Bodens einzutreten hat, — und damit der hohe ethische Wert der allgemeinen Wehrpflicht — nicht verloren gehen.

Das verschriebene Leben

Von Max Glass

Mark Jens wartete. Heute kam Sylvia. Es war nichts Neues mehr für ihn, aber ihr Kommen hatte immer etwas Festliches. In einer glatt geschliffenen Vase ordnete er Orchideen. Der farbige Glanz tat ihm wohl. Im matten Zwielicht sprühten die Blumen. Er zwang sich zur Ruhe. Über Dinge sich aufzuregen, an die er nicht glaubte, fand er lächerlich. Und wenn sie auch vorhanden wären, er glaubte nicht daran. Sylvia war zu schön, er mußte beneidet werden. Darum diese liebenswürdigen Anspielungen. Und der Brief von heute? Er begann logisch zu definieren: Anonyme Briefe sind gemein und es ist gemein, sie zu berücksichtigen. Unwillkürlich lächelte er. Plötzlich glaubte er an eine fixierte Gemeinheit. Das ist dasselbe, wie an eine normale Güte glauben. Es klang beinahe moralisch. Dieses dumme logische Denken, er schrieb ihm jede Schuld zu. Es paßte ihm einfach, anonymen Briefen nicht zu glauben.

Er nahm eine Orchidee und entblätterte sie mechanisch. Die Schönheit der Blume war verschwunden. Nicht einmal ihren Duft spürte er. Auf dem Teppich lagen die zerknüllten Blätter, farblos und unscheinbar. Soeben hatte er noch eine prächtige Blume in den Händen gehabt. Da sehnte er sich nach Sylvia, nach ihrem schönen Körper, nach ihrem betäubenden Duft. Er schloß die Augen und seine Hände strichen kosend über blühende Nacktheit. Es war so schön, die Augen geschlossen zu halten und an nichts zu denken. Eine wundervolle Müdigkeit spürte er, und eine Gleichgültigkeit, die so wohl tat. Mit einer plötzlichen Bewegung öffnete Mark die Augen. Auf dem Tische lag der Brief. Das wirkte grell und häßlich wie ein kreischendes Geräusch. Er schalt sich, den Brief nicht gleich verbrannt zu haben, und begann zu klügeln: Beneidet zu werden ist ein Grund mehr, sich am Besitze zu freuen. Er nahm fast eine drohende Haltung gegen den Brief ein. Dann sah er sich um wie ertappt und schämte sich. Durch das geöffnete Fenster blickte er auf die Straße. Gleichgültige Menschen eilten vorüber. Jeder hatte sicherlich eine Beschäftigung, ein Ziel. Er versuchte es zu erraten. Das beruhigte ihn. Manchmal lachte er, wenn er sich etwas Komisches dachte, und freute sich, daß er so heiter war. Plötzlich bemerkte er einen recht häßlichen Menschen und unwillkürlich sagte er laut vor sich hin: „So einer könnte einen anonymen Brief schreiben." Blitzschnell drehte er sich um. Der Brief lag noch immer auf dem Tische.

Nun war er wieder so weit wie früher. Die Gedankenreihe war nur unterbrochen gewesen. Ungeduldig ging er im Zimmer auf und ab. Natürlich, sie mußte auf die Männer aufreizend wirken. Er warf ihr ihre Schönheit vor. Das war absurd, aber ihn hatte jede kluge Überlegung verlassen. Sie ist eine Kokette, jede schöne Frau ist es. Und von der Koketterie bis zum Betrug ... Es leuchtete ihm alles ein. Seine Gedanken überstürzten sich. Unsagbar lächerlich kam er sich vor. Er nahm den Brief, zerknitterte ihn und warf ihn wütend weg, aber er merkte sich genau die Stelle, wo er hingefallen war.

Niemals hatte er sich um die Vergangenheit Sylvias gekümmert, sie auch nicht um die seine. Das war ein stillschweigender Vertrag.

Warum also gerade heute daran denken? Beide hatten sich gefunden, nach gar mannigfaltigen Erlebnissen. Verwöhnt von den Menschen, waren sie übersättigt gewesen. Sie kamen denselben Weg und glaubten das gleiche Ziel zu haben. Einer vertraute der Kraft des andern. Das waren ganz heimliche, unausgesprochene Gedanken. Sylvias Schönheit stand vor ihm. Lächerlich. Er hörte auf zu grübeln und reckte sich in die Höhe. Er war Mark Jens und blieb es. In diesem Augenblicke war sein Glaube an sich nicht ehrlich.

Es klingelte. Da fand er seine Ruhe wieder. Das war Sylvia, und er freute sich auf ihr Kommen. Sie trat rasch ein, wie es ihre Art war, und ohne ein Wort zu sagen, gab sie Mark einen Kuß. Diese stumme Begrüßung, die ihn sonst so entzückte, kam ihm heute gemacht vor. Warum nur? Er schaute verstohlen auf den zerknüllten Brief, der in der Ecke lag. Sylvia hatte Hut und Schleier abgelegt und eine Orchidee in den Gürtel gesteckt. Mark fand die Farbenzusammenstellung geschmacklos. Er mußte es auch laut sagen, und war sich bewußt, daß es scharf und unangenehm

klang. Sie lächelte und sagte nur: „Ich finde es hübsch.“ Dieser Widerspruch reizte ihn. Er versuchte, ganz sachlich ihr die Farbenwirkung auseinanderzusetzen. Dabei gebrauchte er sehr viele Worte, ohne klar zu sein.

Sylvia hatte die Orchidee gleichmütig in die Vase gesteckt. Diese Nachgiebigkeit verdroß Mark. ‚Wie unpersönlich sie ist,‘ dachte er, und seine Augen sahen bös aus. „Du hast zu viel gearbeitet, bist nervös und abgespannt,“ sagte Sylvia und spielte mit einem scharf geschliffenen türkischen Messer, das auf dem Schreibtische lag.

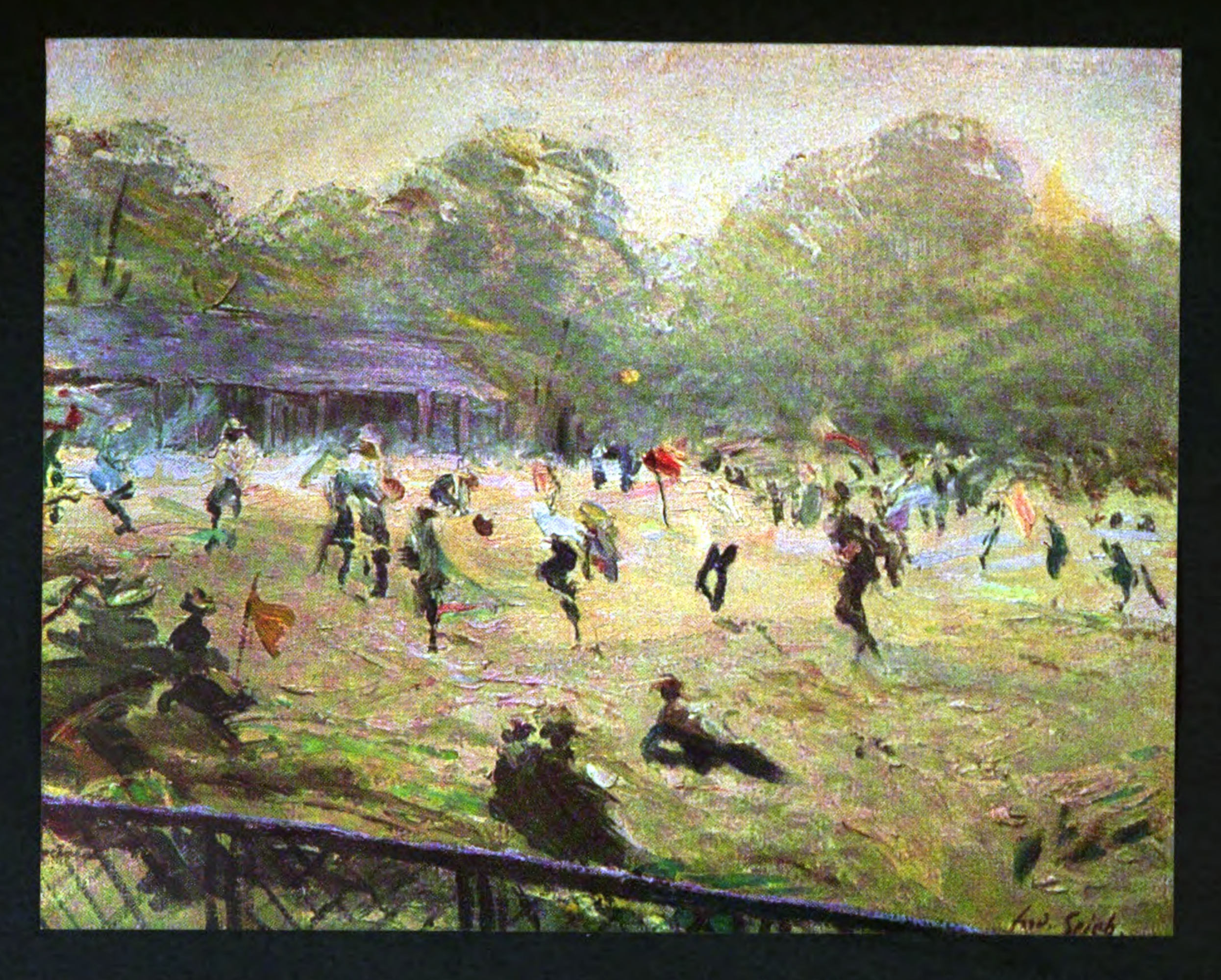
„Du merkst immer nur das Wahrscheinliche, aber nicht das Wahre.“

Mark hatte das ruhig gesagt, wie man ein Zitat ausspricht. Sylvia begann ungeduldig zu werden. Sie wippte leicht mit dem Fuße und schien ganz von dieser Beschäftigung eingenommen. Dann sagte sie langsam: „Du bist heute wenig liebenswürdig, Mark. Da hätte ich lieber nicht kommen sollen.“ Er fühlte wohl, daß sie recht hatte, aber er bestritt es. Ihr gab er jede Schuld. Er wollte sofort eine Veränderung bemerkt haben, als sie ins Zimmer trat. Sie widersprach. Doch um so zäher hielt er daran fest. Da wurden sie beide heftig, suchten sich gegenseitig zu überzeugen, ohne selbst mehr zu wissen, wer der Schuldige sei. Es war ein häßlicher Streit, und sie empfanden es. Mark kam plötzlich das Lächerliche ihres Streites zum Bewußtsein. Er brach ab und suchte Sylvia durch Liebenswürdigkeit zu versöhnen. Sie verstand es, ihm zu folgen, und beide schienen beruhigt. Mit Heftigkeit umarmte er sie, drückte sie an sich und küßte sie. Da fiel sein Blick auf den zerknüllten Brief, und er verdoppelte seine Zärtlichkeit wie zum Trotz und starrte über Sylvia hinweg in die Ecke. Dabei lachte er höhnisch den Brief an, als wollte er sagen: ‚Du siehst ja, daß sie mir gehört und niemandem anders.‘ Sein Blick hatte etwas Starres, so daß Sylvia es instinktiv fühlte und sich ihm entwand. Mark wurde plötzlich brutal. Er verlor jede Selbstbeherrschung und schrie: „Bist du vielleicht ihm schon treu, daß du dich von mir nicht mehr küssen läßt?“ Auf Sylvia wirkten diese Worte ganz seltsam. Ihre Unruhe war verschwunden, gleichgültig ließ sie sich in einen Sessel fallen und fragte kalt und sachlich: „Woher weißt du es?“ Mark blieb erstarrt stehen. Auf diese Wirkung war er nicht gefaßt gewesen. Er hatte die Worte herausgeschrien, um Sylvia zu verletzen, nicht weil er daran geglaubt hatte. Und nun war alles wahr. Eine freche Ironie war es, daß Sylvia ihm in diesem Augenblicke begehrenswerter erschien denn je. Haltung bewahren, rief es in ihm, und er empfand das Lächerliche dieser Situation. Sylvia sah ihn mit ihren kalten, grauen Augen an und wartete auf Antwort. Da fühlte sich Mark Jens viel schwächer als diese Frau, denn seine Ruhe war geheuchelt und ihre echt. Sie stritten mit ungleichen Waffen.

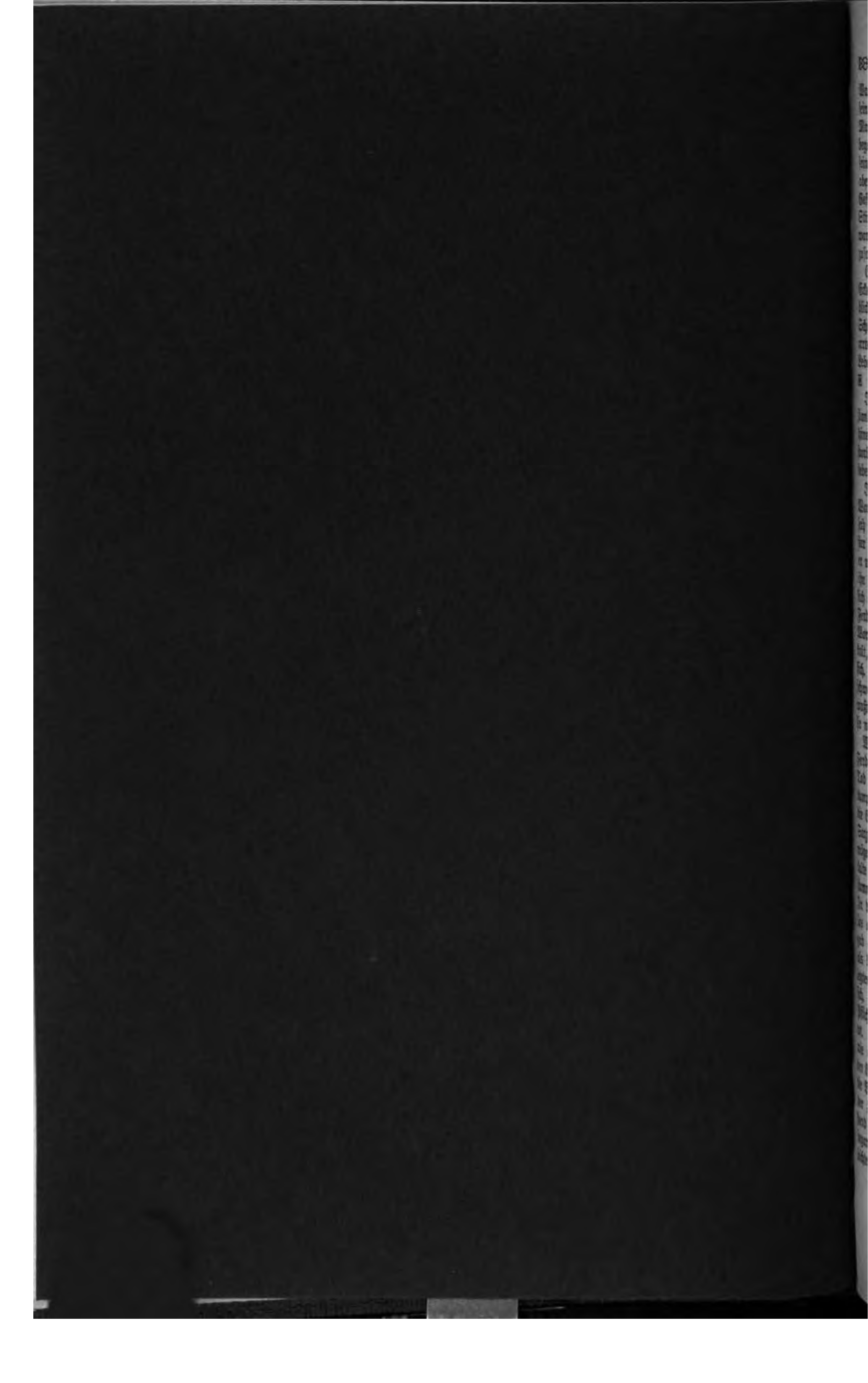
Er versuchte höhnisch zu werden, sie seine geistige Überlegenheit fühlen zu lassen. Aber er erkannte seine Ohnmacht gegen diese Kaltblütigkeit. Und nun tat Mark etwas, was ihm pathetisch und gemacht erschien, aber er konnte sich nicht helfen. Es geschah fast wider seinen Willen, es war stärker als er. Er spie vor Sylvia aus, warf ihr eine Orchidee ins Gesicht und schrie ihr das Wort „Dirne“ entgegen. Dabei war ihm erbärmlich zumute und er war so müde, daß er sich setzen mußte. Sylvia lächelte. Das harte Wort berührte sie gar nicht. Sie hatte es auf der Bühne zu oft gehört, es hatte jeden Lebensklang für sie verloren. Sie setzte ihren Hut auf, band den Schleier um, sah in den Spiegel und sprach mit kühler Gelassenheit: „Ich bewundere dich, du spielst deine eigenen Stücke mit einer Virtuosität, die das Beste für die Zukunft hoffen läßt. Das ist die Szene zwischen Mara und Leon. Sogar der Wurf mit der Orchidee fehlte nicht. Nun begreife ich den Erfolg gerade bei dieser Stelle. Aber ich muß diese Szene zu oft am Abend wiederholen, um sie auch am Tage zu spielen. Ohne Schminke sieht die Sache auch viel weniger reizend aus. Adieu.“

Mark hörte noch eine Tür sich schließen, dann war es still um ihn.

Es war ganz dunkel geworden und selbst die Orchideen hatten ihre Leuchtkraft verloren. Mark fühlte sich furchtbar allein, doch nicht der Verlust Sylvias war es, der ihn betrübte, denn sie war ihm fremd geworden. Aber ihre Worte? Er wußte nun mit einem Male, daß er diese Szene schon erlebt hatte. Aber mit wem? Wann? Mara und Leon hatte Sylvia gesagt. Und er sah klar den Tag vor sich, an dem er diese Szene schrieb. Er hatte sie empfunden, so wahr und deutlich, wie er sie heute erlebt hatte. Wie ein Erlebnis war es, das er in Gedanken schon hinter sich hatte. Eine seltsame Erkenntnis dämmerte in ihm auf. Nicht bloß aus Vergangenheit und Gegenwart schafft des Dichters Geist, sondern auch aus der Zukunft. Jedes große Werk ist eigenes Leben, schon gelebtes oder erst zu lebendes. Der Dichter ist sein eigener Prophet, und sein Werk ist sein Leben.



Auf dem Spielplatz Hirschanger bei München. Gemälde von Ludwig Grieb



Was er schafft, muß er auch leben, aber sein Genius eilt ihm manchmal voraus. Mara ist Sylvia und Leon ist er selbst. Er begann zu grübeln und fühlte sich nun stark, sein Leben selbst zu zimmern. ‚Wenn du aber nicht die Gewalt über deine eigenen Gestalten hast?‘ Mark erschrak über diese Stimme. Sie klang heiser und fremd und war doch seine eigene. Er schauerte in sich zusammen. Ihn fröstelte.

Es war finster geworden, nur aus der Ecke leuchtete der verknüllte Brief. Mark blickte auf diesen weißen Punkt, wie auf sein Schicksal. Durch das geöffnete Fenster verirrte sich leise das Geräusch hastenden Lebens.

❀ ❀ ❀

In feinen Fäden regnete es. Mark Jens stand vor der offenen Grube und starrte hinein. Es war ihm, als wäre er selbst gestorben und nur noch der eine Gedanke lebendig: Ferdinand Meister ist tot.

Irgend jemand hielt eine Rede. Die Worte drangen nicht bis an sein Ohr. Er sah nur den Sarg, in dem Ferdinand Meister lag, und es schien ihm unmöglich, daß er niemals mit ihm sprechen, niemals gütig ihn lächeln sehen würde. Mark versuchte sich aufzurichten. Man erwartete von ihm, Ferdinands bestem Freunde, ein paar warme Worte. Woher sollte er sie nehmen, da ihm kalt, so furchtbar kalt war? Er blickte um sich. Da sah er undeutlich Menschen in schwarzen Röcken und trüben Gesichtern. Er wußte nicht, wer sie waren, oder er erkannte sie nicht. Aber sie störten ihn.

Was hatten sie sich jetzt zwischen ihn und Ferdinand Meister zu drängen? Macht der Tod erst allgemein gesellschaftsfähig? Ein dumpfer Gesang, der sich ihm wie Blei in die Glieder legte, erscholl. Man senkte den Sarg in die Gruft. Mark hätte aufschreien mögen: Nicht da hinein in die feuchte, kalte Erde! Aber er bezwang sich, biß sich stumm in die Lippen und blickte vor sich hin. In diesem Augenblick sah er fast teilnahmslos aus, die Erde fiel auf den Sarg. Es gab einen dumpfen Klang. Da war ihm, als hätte erst jetzt Ferdinand Meister sein letztes Wort gesprochen. Man zerstreute sich. Die Totengräber taten mechanisch ihre Pflicht. Ferdinand Meister war allein, war tot. Mark Jens eilte dem Ausgange zu wie auf der Flucht vor dem Tode. Auf den Gräbern sah er die Toten grinsen, die die Blumen begossen, welche schüchtern in den Frühling sprießten. Vor dem Tore stand sein Wagen. Er sprang hinein und begann laut zu schluchzen. Da ward ihm leichter. Es war wie eine Versöhnung mit dem Tode. Er fuhr durch stille, abgelegene Straßen. Nur ganz schwach pochte das Leben darin. Mark vergrub seinen Kopf in die Kissen seines Wagens und begann über die letzten schrecklichen Tage nachzudenken. Es war alles so plötzlich, so furchtbar brutal gekommen. Nun fiel ihm wieder jede Einzelheit ein. Wie man die Leiche Ferdinands aus dem Flusse zog, wie er gerufen wurde, da man einen Brief von ihm in der Tasche des Toten gefunden hatte. Am Abend hatte es plötzlich bei ihm geklingelt, und er hatte sich eines unangenehmen Gefühles nicht erwehren können. Und mit gleichgültigen Worten war ein Fremder in sein Zimmer getreten, um ihn aufzufordern, einen Toten in der Leichenhalle zu besichtigen. Mark war so verblüfft über dieses seltsame Verlangen, daß er keinen klaren Gedanken fassen konnte und nur mechanisch dem Fremden gefolgt war. Durch kleine, dumpfe Gassen waren sie gegangen, durch Armenviertel, wo zerlumpte Kinder spielten und stumpfblickende Männer vor den Türen saßen. Auf dem ganzen Wege dachte er nur immer: ‚Wer ist der Tote, und was habe ich mit ihm zu schaffen?‘

Ganz unbestimmt waren diese Gedanken. Es war ihm unmöglich, ihnen eine feste Richtung zu geben. Dann hatten sie vor einem kleinen, nüchternen Hause gehalten. Ein unscheinbarer Vorgarten mit eisernem Gitter umgab es. Das knarrende Geräusch beim Öffnen tat ihm in der Erinnerung weh. Durch einen dunkeln Gang traten sie in einen mangelhaft erleuchteten Raum. Mark bedeckte die Augen. Er wollte nicht weiterdenken, aber unbarmherzig trieb ihn die Erinnerung dazu. Auf einem Brette lag eine Gestalt. Nur in schwachen Umrissen konnte er sie bei der spärlichen Beleuchtung erkennen. Er sträubte sich, näher zu treten, wollte keine Gewißheit haben. Plötzlich wußte er gar nicht, wie er hergekommen war. Ein fauler, muffiger Geruch stieg auf. ‚Nur fort!‘ war sein einziger Gedanke. Er mußte auch eine solche Bewegung gemacht haben, denn der Fremde, der bisher stumm ihm vorangegangen war, sagte mit trockener Stimme: „Bitte, treten Sie näher und betrachten Sie diese Leiche.“ Mark Jens ging unsicher vor. Er stand vor dem Toten. Unkenntliche, aufgedunsene Züge starrten ihm entgegen. Grünlich schillerte das Fleisch, und die Augen standen tot in ihren Höhlen. Völlig unpersönlich blickte Mark auf die Leiche und dachte nur: ‚Wie häßlich, wie furchtbar häßlich.‘ „Können Sie über die Person des Toten Auskunft geben?“ klang es geschäftsmäßig aus der

Ecke. Da kam Mark langsam zu sich. Und plötzlich sah er Ferdinands gütiges Gesicht, das ihm durch die Maske des Toten zulächelte. Er wollte schreien, sich gegen diese Vorstellung wehren, aber er brachte keinen Ton heraus. Er schloß die Augen, wollte nicht sehen, und als er sie wieder öffnete, lag eine aufgedunsene Wasserleiche vor ihm. Da lächelte er über seine erhitzte Phantasie. Doch plötzlich hörte er die leicht verschleierte Stimme Ferdinands, und die gebrochenen Augen fragten klagend: ‚Warum willst du mich nicht erkennen?‘

Da war Mark Jens in die Knie gesunken und hatte laut weinend den Namen seines Freundes gerufen. Dann erinnerte er sich noch einer gräßlichen Stille. Was nun erfolgte, war nur mehr verschwommen in seinem Gedächtnis. Er war in ein kleines Zimmer geführt worden, das von einer Petroleumlampe erhellt war, und dort mußte er einem Manne viele Fragen beantworten. Er konnte sich an diese nicht mehr erinnern, aber er wußte, daß es ihn empört hatte, zu einem Fremden von Ferdinand zu sprechen. Hier erfuhr er auch die näheren Umstände. Man hatte ihn am Abend aus dem Flusse gezogen. Es mußte kurze Zeit nach dem Selbstmorde oder Unfall gewesen sein. Der Kommissär zuckte die Achseln. Ob Mark Jens darüber Auskunft geben könnte?

Er hatte zuerst wehmütig gelächelt und dann leise gesagt, daß er an einen Unfall glaube. Dabei hatte er sich gefürchtet, bei der Unwahrheit ertappt zu werden. Dann war er noch einmal an die Leiche getreten und hatte stumm Abschied genommen. Zwei Tage der bleischweren Müdigkeit waren gefolgt, wo er nicht das Haus verlassen hatte, und heute war das Begräbnis gewesen. Der Wagen hielt vor seinem Hause. Langsam stieg er die Treppen empor und schloß sich in sein Zimmer ein. Auf dem Schreibtisch fand er eine Einladung zu einem Balle. Das berührte ihn nicht einmal komisch. Er sah sich um und hatte das unangenehme Gefühl, in einem kahlen Raume zu sein. Etwas Lebloses lag in der Luft. Er versuchte sich zu beschäftigen. Eine Kunstzeitschrift fiel ihm in die Hand. Mechanisch schlug er sie auf.

Da sah er einen blühenden Frauenleib in der Sonne funkeln. Unwillig warf er das Heft fort. Es ekelte ihm vor diesem gleißenden Leben.

Ein Verrat an dem geliebten Toten schien es ihm. Er rückte eine Blumenvase zurecht. Da fielen ihm die welken Blätter einer Anemone zu Füßen. Dies Absterben freute ihn, und einen Augenblick fühlte er die Lust, die Vase zu zerschmettern. Nur weil sie schön war.

Oder wenn er wie zufällig mit dem Arme daran stoßen würde. Da war es wieder da. Unfall oder Selbstmord? Unwillig stieß er den Gedanken beiseite. Es ist so gleichgültig. Ferdinand Meister ist tot.

Das ist alles. Vielleicht half Lektüre. Er stürzte sich gierig auf diesen Ausweg und schob die Vorhänge seiner Bibliothek hastig auseinander. Es freute ihn, daß die meisten tot waren, die diese Bücher geschrieben. Ihm war, als hätte er sie alle Ferdinand Meister zum Opfer gebracht. Diese Vorstellung hatte etwas Blutiges, und darum hielt er sie fest. Doch dieser lebt, atmet. Er stand vor seinen eigenen Werken. Mark nahm einen Band davon heraus und begann zu lesen. Ganz fremd mutete ihn die Stelle an. Auf dem Titelblatte stand sein Name. Also hatte er das geschrieben. ‚Auch das alles ist tot,‘ dachte er bitter. Er schlug eine andere Stelle auf und freute sich schon, daß sie ihm ebenso gleichgültig sein würde. Sein Auge fuhr über die Zeilen. Erst teilnahmlos und müde, dann immer erregter. Was er da las, kam ihm bekannt, furchtbar bekannt vor.

Aber er konnte es nicht geschrieben haben, es war unmöglich. Es war ihm, als ob er in einem Buche läse, das er erst schreiben würde. Schließlich nannte er sich einen Toren, denn er las nicht in seinem Buche, sondern in der Phantasie. Er machte einen kurzen Gang durch das Zimmer, rückte einen Stuhl zurück, nur um ein Geräusch zu hören, und begann dann noch einmal dieselbe Stelle zu lesen. Jetzt glaubte er ruhiges Blut zu haben. Aber das Fieber schüttelte ihn. Er konnte es nicht leugnen, er hatte richtig gelesen. Alles, was er in diesen drei furchtbaren Tagen erlebt hatte, stand da wie in glühenden Lettern gegossen. Der tragische Tod Ferdinand Meisters, das Wiederfinden in der Leichenhalle, das einsame Begräbnis, seine Trauer um ihn, alles hatte er schon einmal empfunden, in Gedanken erlitten. Aus den Zeilen sprang es ihm furchtbar drohend entgegen. Er war schon einmal vor der angeschwemmten Leiche gestanden. Und er las weiter, fiebernd, mit den Zähnen klappernd. Da wurde ihm eine bange Ahnung zur Gewißheit. Sein Freund war gestorben, weil er zu müde war zu leben, weil er der Gleichgültigkeit satt war. Er war gestorben, wie matte Menschen am Wege erfrieren. Und Mark Jens war es, der ihm diese Müdigkeit am Leben eingeflößt hatte. Da stand alles so klar, so einfach, so erlebt. Selbst die Tränen um seinen toten Freund

ersparte ihm sein Buch nicht. Er lachte häßlich auf. Was kümmerte ihn dies Buch, das er irgend einmal geschrieben hatte? Daran klammerte er sich. Irgend einmal. Zitternd suchte er das Titelblatt. Er fand die Zahl. Damals hatte er Ferdinand Meister noch gar nicht gekannt.

Er wollte befreit aufatmen, da legte es sich wie ein eiserner Ring um sein Herz, schnürte ihm die Kehle zu, und er wußte, daß er alles vorerlebt hatte, was geschehen war. Er wollte aufspringen und schreien: „Ich bin nicht sein Mörder!" da sah er das gebrochene Auge Ferdinand Meisters vorwurfsvoll auf sich gerichtet und er hörte seine leise, weiche Stimme: „Was du schaffst, ist erlebt, in Gegenwart oder Zukunft." Mark Jens begann zu zittern. Er erschrak vor der Gewalt des Dichters und er fühlte sich ein Mörder, wo er Seher war. Seine Bücher fingen an vor ihm zu tanzen, ihn zu höhnen, und er blickte in schaurige Gedanken, die zu leben begannen und ihn zu ersticken drohten. Er wollte aufspringen, schreien, sich retten. Er griff ins Leere und fiel bewußtlos zu Boden. An die Türe klopfte sein erschreckter Diener.

⁂ ⁂ ⁂

Mark Jens war glücklich. Nach monatelangem Ringen hatte er sich wiedergefunden. Die Freude am Schaffen belebte ihn, und er wollte Gutes, Großes vollbringen. Er war allein in seinem Arbeitszimmer. Um ihn war es dunkel, nur sein Schreibtisch stand im hellen Lichte. Er hatte zwei Stunden gearbeitet und fühlte sich wohl und in gehobener Stimmung. Er hatte die Feder beiseite gelegt und blickte über das beschriebene Papier hinweg in das verdunkelte Zimmer. Alles mutete ihn so wohlbekannt, so traut an. Selten hatte er sich in seiner eigenen Wohnung so heimisch gefühlt. Ein Gefühl, das er lange entbehrt hatte. Seit Ferdinand Meisters Tode. Leise Trauer huschte durch das Zimmer. Aber er verbannte diese Gedanken. Ferdinand war ihm nicht gestorben, war nur körperlich tot. Wie eine Rettung war ihm dieser Gedanke damals erschienen in der schrecklich toten Zeit und hatte ihn zum Leben, zur Arbeit geführt. Auf dem Teppich lag freundlicher Schein, der vom Kamin kam. Er sah auf diesen hellen Streifen, der ihm ein erleuchteter Weg schien, der zu einem wunderbaren Ziele führte. Seine Augen bohrten sich in die Rotglut des Feuers, und von dort strahlte ihm geläutert sein Glück entgegen. Er riß gewaltsam den Blick vom Feuer fort und begann das Geschriebene durchzulesen. Fröhlichkeit und Glück lachten ihm aus jeder Zeile entgegen, und er dehnte die Arme, als wollte er alles in sich aufnehmen. Er kam sich wie ein Bauherr vor, der sich sein eigenes Haus zimmert. Und es sollte ein Heim des Glückes werden. Die Kraft dazu fühlte er in sich. Wenn Dichter ihr Schicksal in Händen haben, warum sollten sie es nicht nach ihrem Sinne formen? Jetzt kannte er den Weg und er wollte ihn gehen. Die Bahn seines Lebens wollte er sich selbst vorzeichnen. Dichter schauen in die Zukunft und schaffen unbewußt aus ihr. Er hatte das an sich selbst erfahren, in grausam harter Weise. Sylvia war von ihm gegangen, und Ferdinand Meister war gestorben. Und das alles hatte er bereits empfunden, erlitten, geschrieben, bevor er es erlebt hatte.

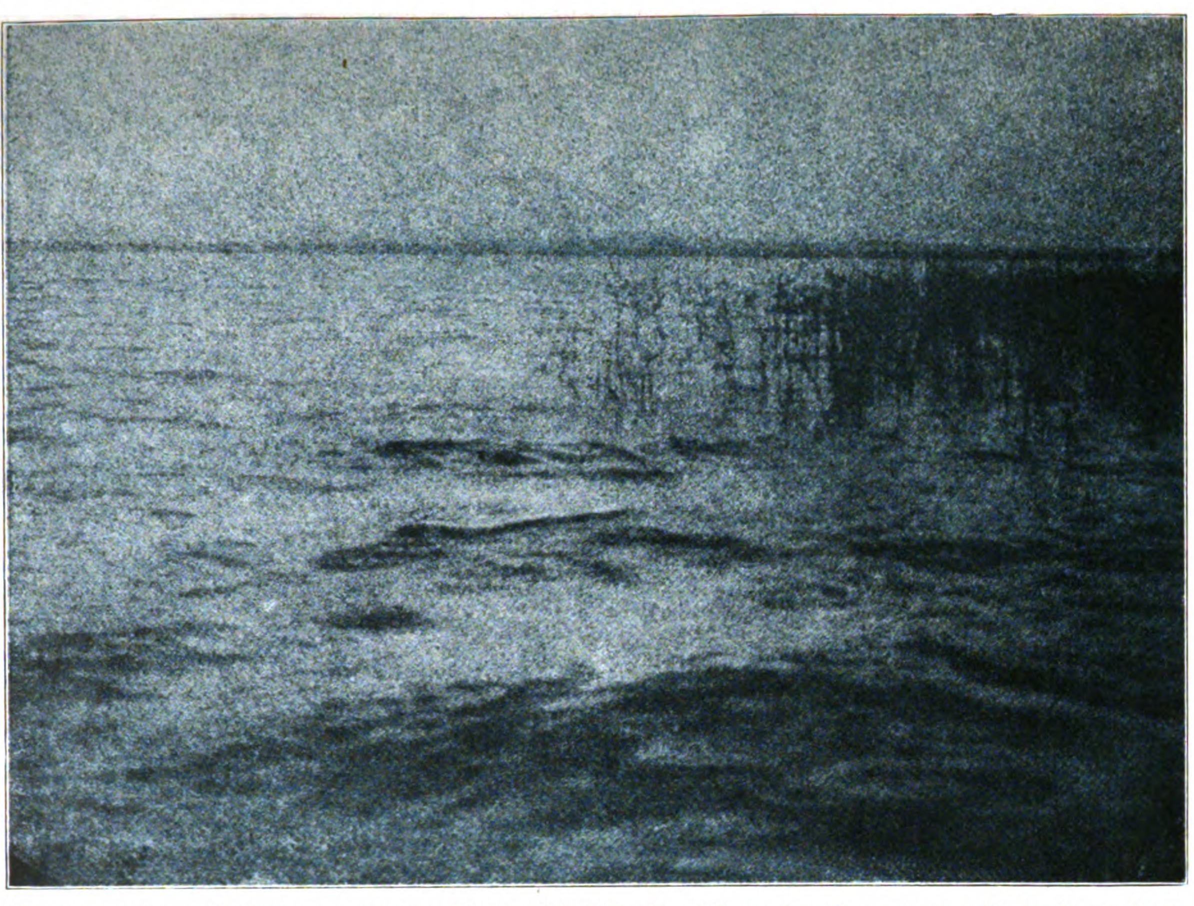
Er stand auf, ging zum Fenster, und blickte hinaus auf die stille Straße und auf ein leise verglimmendes Abendrot. Da fühlte er in sich die dichterische Weihe des Propheten. Wenn er unbewußt geschrieben, was er erleben mußte, warum sollte er nicht bewußt erleben, was er schreiben wollte? So glaubte er das Schicksal zwingen zu können. Aber ein seltsamer Aberglaube fesselte ihn. Nur einmal ist es dem Dichter verliehen, mit Klarheit in die Zukunft zu schauen. So sollte dieses Werk sein letztes werden, sein Lebenswerk. Er dachte nicht an das, was vorüber war, sondern an das, was vor ihm lag. Das Leben begann erst jetzt für ihn mit diesem Werke. Er lächelte bei diesem Gedanken. Unwürdig dünkte ihn, das Leben nach Zufällen zu leben, wie er es getan, wie tausend andere, wie jedermann.

In diesem Augenblicke sah er beinahe hochmütig aus, stolz auf seine Ausnahmsstellung. Er trat zum Schreibtisch und strich liebkosend über die beschriebenen Blätter. In ihnen lag sein Schicksal. Er hatte zwar erst begonnen, aber er wollte es schon zu Ende führen. Die neue, junge Liebe zu Maria sollte nicht häßlich enden, in Gleichgültigkeit ersterben, sondern in taumelndem Glück wollte er mit ihr vereint bleiben. Wie man an ein Kind denkt, so dachte er an Maria. Etwas unendlich Gütiges mischte sich in sein Gefühl, wie er es noch nie empfunden hatte. Er dachte zurück, nur einen Augenblick, und verstümmelt kamen ihm alle seine vergangenen Beziehungen zu Frauen vor. In Maria glaubte er Sylvia und Ferdinand Meister wiederzufinden. Sie erschien ihm wie eine Apotheose dieser beiden Menschen. Er sah auf die Uhr, das war die Stunde, da Maria kommen mußte. Er freute sich darauf, wie auf eine wunderbare Überraschung. Nichts von überreizter Sinnlichkeit lag in diesem Warten, wie er sie früher oft empfunden

hatte. Früher, das war jetzt die Bezeichnung für alles, was hinter ihm lag, und Maria für alles, was vor ihm war. Er hörte die Klingel. Da eilte er hinaus, um selbst zu öffnen, denn er liebte diesen ersten Moment des Wiedersehens, dieses plötzliche Erkennen der geliebten Frau in Schleier und Mantel. Er umfing Maria und geleitete sie in sein Zimmer. Als er ihr den Hut abnahm, stach er sich mit der Nadel, und sein Blut fiel auf ihr blondes Haar. Wie eine frische Wunde sah dieser Tropfen aus im goldenen Glanz der Haare. Mark Jens starrte darauf. Eine böse Ahnung beschlich ihn; dann saugte er sein eigenes Blut aus ihrem Haar, und es war ihm, als hätte er sich selbst zum Opfer gebracht. Maria hatte von diesem kleinen Zwischenfalle nichts bemerkt und blieb unbefangen und heiter. Sie war eine kindliche Natur, und ihr reizender Frohsinn hatte Mark entzückt. Sie war so verschieden von den andern Frauen, mit denen er bis jetzt verkehrt hatte. Alle hatten sie etwas Kompliziertes gehabt, in ihrer Moral oder in ihrer Gemeinheit. Und das hatte ihn angezogen. Vielleicht hatte er die Ähnlichkeit mit sich selbst darin gefunden. Aber seit Ferdinand Meisters unklarem Tode war eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Er sehnte sich nach Natürlichkeit, und alles, was einem Rätsel glich, stieß ihn ab. So hatte er Maria gefunden. Sie stammte aus einer achtbaren Bürgersfamilie und hatte sich ihm zu eigen gegeben, ohne Hintergedanken, ohne jede Klügelei an die Zukunft.

Und eigentümlich erging es Mark, als sie das erstemal bei ihm war. Nichts vom Stolze des Siegers, von befriedigter Eitelkeit war in ihm, sondern er fühlte Dankbarkeit für etwas Unverdientes. Mit peinlicher Ängstlichkeit suchte er das Raffinement seiner bisherigen Existenz vor ihr zu verbergen. Er freute sich an ihr wie an einer seltenen, wunderbaren Alpenblume und zitterte für ihr Leben in der schwülen Treibhausluft seiner Umgebung. Maria kniete auf einem Fauteuil und bot ihm ihren roten, frischen Mund zum Küssen. Dann begann sie zu plaudern, heiter und sprunghaft, ohne sich um die Logik ihrer Gedanken zu kümmern. Von ihren kleinen Geschwistern sprach sie, und aus ihren liebevollen Worten hörte man den warmen Unterton mütterlichen Empfindens. Dann huschte sie im Geplauder weiter und war plötzlich auf einem Baume, wo sie fröhlich naschend die Kirschen der Nachbarn stahl. Dann erzählte sie wieder von ihrem ersten Balle mit strahlenden Kinderaugen, noch ganz atemlos in der Erinnerung. Mark Jens saß dabei und hörte ihr zu, und ihm wurde dabei warm ums Herz. Er hütete sich, sie zu unterbrechen, und hielt ihre Hand in der seinen und streichelte sie leise. Stundenlang hätte er so dasitzen können. Und doch merkte er, wie sich hinter dieser schlummernden Kinderseele das starke Weib verbarg. Er empfand diese heiße Glut, die in diesem zarten Körper zitterte, und er fühlte sich als Hüter eines wunderbaren Schatzes. All das Unruhige seines Lebens glättete sich in ihrer Gegenwart, und er dachte oft an Vergangenes wie an etwas völlig Fremdes. Maria war aufgesprungen und schmiegte sich an ihn. Plötzlich fiel ihr auf, daß er schweigsam war.

Er beruhigte sie lächelnd und wies auf seine eigenen Werke, die ihn als viel zu geschwätzig hinstellten. Da sprang auch schon Maria hin, nahm einen Band heraus und schlug ihn auf. Es waren Aphorismen. Sie las laut mit etwas unsicherer Stimme. ‚In jeder Frau schlummert der Zug zum Bösen, nur durch die Liebe wird er oft zurückgehalten.‘ Das hatte Mark geschrieben, als er mit Sylvia verkehrte. „Eine schöne Meinung hast du von den Frauen," schmollte Maria. Mark konnte sie ehrlich beruhigen. Was er da geschrieben, empfand er nicht oder nicht mehr. Er hatte wieder einmal von einem typischen auf den allgemeinen Fall geschlossen. Dennoch nahm er ihr sachte das Buch aus der Hand, denn er wollte nicht, daß sie weiterlas. Etwas wie Beschämung lag darin. Aber was kümmerten sie diese Bücher? Sie existierten nicht mehr für ihn. Nur noch das eine, das unvollendet auf seinem Schreibtische lag. Er umfaßte Maria heftig, wie um sich von ihrem Besitze zu überzeugen, denn ihr künftiges Leben mußte der Inhalt dieses Buches werden. Und er war siegessicher. Durch das geschlossene Fenster hörte man dumpf eine Kirchturmuhr schlagen. Da entwand sich ihm Maria hastig und griff rasch nach ihrem Hute. Mark empfand es schmerzlich, daß sie gehen mußte. Er begleitete sie bis auf den Gang und hörte ihr so lange nach, bis ihr Schritt verhallt war. Nun begann eine Zeit der Arbeit. Das eine Werk noch vollenden und dann sich nur dem Leben, dem Glücke widmen. Marias Bild stand vor ihm. Mark suchte seine Gedanken zu konzentrieren, aber seltsam erging es ihm. Der Stoff begann sich unter seinen Händen zu ändern. Er hatte etwas von seiner siegenden Fröhlichkeit verloren. Mark tröstete sich mit einem Zufall, mit Übermüdung. Er strich das Geschriebene durch und machte einen weiten, einsamen Spaziergang. Er ging über bereifte Wiesen und blickte auf entlaubte Bäume. Ein kräftiger Wind rötete ihm das



Am Dümmersee nach Sonnenuntergang. Künstlerische Aufnahme (Gummidruck) von Franz Adickes in Tübingen

Gesicht und machte ihn frischer, hoffnungsvoller. Als er nach Hause kam, fand er Maria, die lächelnd in einem seiner Bücher las. Ihre Anwesenheit nahm er für ein gutes Zeichen, obzwar es ihn verstimmte, daß es gerade ein Buch von ihm war. Ihre liebenswürdige Anmut ließ ihn alles wieder vergessen. Als sie fort war, ging er hastig an die Arbeit. Er war überzeugt, daß er jetzt das geben konnte, was er schreiben wollte.

Wie im Taumel arbeitete er, rasch, fieberhaft, als wenn ihn jemand bedrängen würde. Er war sich nicht klar, was er schrieb, konnte sich auch keine Rechenschaft darüber geben. Nur immer weiter drängte es ihn, in kranker Hast. Es war spät geworden, und müde legte er die Feder beiseite. Er fühlte sich elend wie nach einer durchschwärmten, tollen Nacht. Auf die geschriebenen Seiten starrte er und fürchtete sich vor ihnen. Was stand darin? Er wußte es nicht. Er starrte auf das Papier, ohne mehr als ein krauses Gewirr von Linien zu erkennen. Wie zuckende Käferleichen kamen ihm die Buchstaben vor. Er sprang auf und lief in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers. Von dort zwang er sich, gleichgültig umherzublicken, aber immer stahlen sich seine Blicke zum Schreibtische. ‚Was steckt darin?‘ war ihre bange Frage. Er schalt sich ein Kind, lächelte über seine Furcht und suchte sich selbst mit logischen Schlüssen Vernunft beizubringen.

Er hatte viele Stunden ununterbrochen gearbeitet und war müde, sehr müde. Das war alles. Er glaubte sich überzeugt und setzte sich energisch zum Schreibtische, um das Geschriebene zu lesen. Er las, sein Gesicht wurde bleich, und er begann zu zittern. Das war etwas Fremdes, etwas, was er nicht hatte schreiben wollen. Nicht mehr Maria und er lebten in diesen Blättern, sondern zwei Menschen, die sich in einer kranken, tollen Leidenschaft gegenseitig aufzehrten, die aus einer wilden Liebe den Haß aufsaugten, der sie vernichten mußte. Das war nicht mehr seine blonde Maria, sondern eine glühende Dämonin, deren vernichtendem Einflusse er sich nicht entziehen konnte. Er, er! Wer war dieser Er? Mußte er das selbst sein, Mark Jens? Er schrie seinen eigenen Namen laut heraus. „Dieser Er ist ein Fremder, was kümmert er mich. Und sie ist nicht Maria, das ist ...“ Er vollendete den Satz nicht. Er fürchtete, Maria zu beleidigen. Also war sie es doch. Er war müde, wollte schlafen. Und morgen sieht alles anders aus. Vielleicht. Die Nacht mit ihren häßlichen Schatten ist oft so grausam. Er atmete auf. Endlich hatte er etwas gefunden, dem er die Schuld zuschreiben konnte. Die Nacht schlief er unruhig. Seltsame Träume schreckten ihn. Er sah sich tot auf dem Friedhofe und hielt sich selbst die Leichenrede. Sie war sehr schön. Er sprach davon, daß er nur aus Zufall gestorben sei, aus Irrtum, weil er ein Dichter war. Eigentlich hätte ein anderer sterben sollen, aber dieser hätte gar nie gelebt, wäre bloß empfunden gewesen. Dann hatte er sich gegen seine Beerdigung gesträubt und war auf die Polizei gelaufen, um dort zu verlangen, daß man den andern suche, für den er sterben müsse. So und noch anderes krauses Zeug. Als er erwachte, lag ihm der Traum bleischwer in den Gliedern. ‚Zu toll,‘ dachte er und lächelte grimassenhaft. Um den Beginn der Arbeit möglichst hinauszuschieben, kleidete er sich sehr langsam an. Nach dem Frühstück begann er sein Manuskript zu lesen.

Heute war er ruhiger. ‚Es ist schlecht,‘ sagte er zu sich und biß sich auf die Lippen. ‚Ich muß eine kurze Zeit aussetzen.‘ Er verreiste auf ein paar Tage und verständigte Maria davon. Er suchte Zerstreuung und fand sie. So hoffte er sich zu beruhigen.

Mit fremden Menschen hatte er über fremde Dinge gesprochen. Als er zurückkehrte, glaubte er sich wieder zur Arbeit fähig. Maria hatte ihn herzlich empfangen, harmlos und heiter wie gewöhnlich. Aber er ertappte sich zum ersten Male, wie er in ihren Zügen spähte und in ihren Worten lauschte, ob sie nichts von jener Maria verraten würde, die ihm so erschreckend aus dem beschriebenen Papiere entgegensah. Dabei kam er sich unehrlich und hinterlistig vor. Am Abend setzte er sich wieder zum Schreibtische. Er hatte noch einmal begonnen, doch er fühlte nur unklar, daß er das wieder schrieb, was er früher gestrichen hatte. Und er hatte nicht mehr die Kraft, aufzuhören. Mehrmals hatte er schon wütend die Feder von sich geschleudert, um sie dann wieder aufzuheben und weiterzuschreiben. Es war ihm, als wenn er nicht selbst schüfe, sondern nur das schriebe, was ihm ein anderer diktierte. Er sah sich ängstlich um. Mark glaubte sich nicht mehr allein im Zimmer und fühlte seinen Willen unter der Knute eines Stärkeren. Er lachte häßlich auf. Nun wußte er, daß er allein war, und er schloß müde die Augen. Gespenstisch groß, drohend wie das Schicksal schwebte es im Zimmer. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne, und er klapperte mit den Zähnen. Aber er mußte schreiben, immer weiterschreiben, bis zur Bewußtlosigkeit. Am Morgen fand ihn noch sein Diener übernächtig und bleich bei der Arbeit. Als er

die Jalousien aufzog und der Tag ins Zimmer fiel, konnte Mark aufhören. Er erholte sich rasch wieder und verbrachte den Tag in gespannter Erwartung. Wenn Maria bei ihm war, hatte er etwas Lauerndes, dessen er sich nachher immer schämte. Die Nacht fand ihn wieder bei qualvoller Arbeit, wie unter dem Drucke einer fremden Macht. Mark Jens wollte dieser unheimlichen Gewalt entrinnen und verreisen; aber er konnte sich nicht dazu aufraffen. Er war an sein Heim gefesselt. Von Tag zu Tag hoffte er auf eine Änderung, auf ein Aufhören dieses traumhaften Zustandes. Maria merkte wohl die Veränderung, aber sie schrieb sie nur der Überarbeitung, der Ermüdung zu. Oft warnte sie, bat ihn aufzuhören. Er lächelte matt und tröstete sie. Nur dieses eine Werk noch, dann ...

Er wagte nicht auszusprechen, aber er hoffte noch immer auf irgendein Wunder. Dann wollte er alles verbrennen und noch einmal beginnen. Wie ein Verzweifelter klammerte er an sich an diesen Gedanken. Aber von Tag zu Tag wurde seine Hoffnung geringer. Da änderte sich auch sein Verhältnis zu Maria. Er begann sich vor ihr zu fürchten. Mark lieh ihr die Züge, die die Maria seines Buches hatte. Schließlich konnte er sie beide nicht mehr auseinanderhalten. Er vermischte die beiden Gestalten. Und eines Tages, als er die Klingel hörte, die sie ankündigte, da rief er schnell seinen Diener und ließ sich verleugnen. Dann lauschte er atemlos. Er hörte ihre erstaunte Frage, die erlogene Antwort seines Dieners, und dann schloß sich hinter ihr die Tür. Da legte er den Kopf auf seine Arme und weinte laut. Wieder ein Schritt weiter ins Verderben. Sein Werk wuchs, gestaltete sich zu der Tragödie eines Lebens, seines Lebens. Ihn schauderte.

Am Tage lief er sinnlos durch die Straßen. Die Nächte suchte er in leichtfertiger Gesellschaft zu durchschwärmen, aber er hielt es nirgends lange aus. Es trieb ihn nach Hause, zum Schreibtisch. In solchen Nächten kam er atemlos, durchnäßt, wie verfolgt in seine Wohnung. Er mußte arbeiten. Maria sah er immer seltener. Eine abergläubische Furcht hielt ihn von ihr zurück. Sie litt sehr darunter, aber er vertröstete sie auf das Ende dieses Werkes. So hoffte auch sie. Nun mied Mark auch die Straße. Er wollte keine Menschen sehen. Bei Tage saß er apathisch in einem Lehnstuhl oder lag im Bett und wartete auf die Nacht, auf die fürchterliche Nacht. Und seltsam war es, daß in dem müden Körper dann immer die Kraft erwachte. Er glaubte an die suggestive Gewalt eines anderen, eines Höheren. Er hatte sich schon gewöhnt, an dieses Fremde zu glauben, an das Schicksal, oder was es sonst war. Er nannte es nur das Zweite. So verfiel er immer mehr und sah unheimlich aus. Maria erschrak, wenn sie ihn sah, und bat ihn, den Arzt zu rufen. Da lachte er nur und schickte sie unter irgendeinem Vorwande weg. Einmal hatte sie ihm unvermutet einen Arzt ins Haus geschickt, aber Mark hatte ihm brüsk die Tür gewiesen. Er schloß sich immer mehr ein. Es konnte nicht mehr lange dauern. Sein Werk ging zu Ende, und er sehnte sich danach. Nur ein Ende, das war sein einziger Gedanke. Wie es auch ausfallen würde ...

Eines Nachts fühlte er sich so schwach, daß er die Feder kaum halten konnte. Aber heftiger als je war der Drang zur Arbeit. Und seine Phantasie sah ganz deutlich den großen, drohend treibenden Schatten hinter sich. Da wußte er, daß er diese Nacht seinen Roman beenden würde. Seine Hand zitterte, vor seinen Augen flimmerte es, aber er schrieb immer weiter. Nur ganz verschwommen verstand er den Sinn des Geschriebenen. Maria tötete. In einem Augenblicke von Haß und Liebe, von aufbäumender Eifersucht und maßloser Begierde tötete sie. Wen? Ihn. Mark Jens. Das letzte Wort hatte er nicht geschrieben, nur gehört: deutlich und laut. Dann hatte er tot um sich geblickt und war mit einem schweren Fall ohnmächtig zu Boden gestürzt.

✠ ✠ ✠

Mark Jens erholte sich langsam. Auf einen Stock gestützt, ging er in dem großen Garten eines Schweizer Sanatoriums spazieren. Das junge Grün der Bäume tat ihm wohl. Als er aus einer schweren Nervenkrise erwacht war, hatte er mit Ängstlichkeit dem Erwachen des Frühlings gelauscht. Er glaubte einen Zusammenhang zwischen seinem Kommen und seiner Genesung zu spüren. Es mußte alles wieder gut werden. So warm schien heute schon die Sonne. Er hatte sich auf eine Bank gesetzt, die, erhöht, den Ausblick auf das freundliche Dorf bot. Es war ganz still, nur leise lispelte es in den Blättern und sprach von keimenden Blumen und blühenden Feldern. Mark lehnte den Kopf zurück und schloß ermüdet die Augen. Wie fern war diese fürchterliche Zeit für ihn. Er konnte sich nur unklar an alles erinnern. So verschwommen kam ihm alles vor, was damals geschehen war. Erst seit er hier war, tat sein Gedächtnis wieder Dienste. Die ersten Tage des Erwachens, des Zusichkommens, das langsame Sich-zurechtfinden in seine Umgebung, das Wieder-

kehren des Lebensgefühls, die ersten Gehversuche ... an alles konnte er sich klar erinnern. Und dann Maria. Der Arzt glaubte ihm eine große Freude zu bereiten und hatte ihm ihren Besuch angekündigt. Aber er hatte sich so hartnäckig geweigert, sie zu empfangen, daß der Arzt erschrocken das Gespräch abgebrochen hatte. Dann war sein Roman erschienen. — Maria. — Seine Freunde hatten ihn während seiner schweren Krankheit herausgegeben, um ihm die erste Freude bei seiner Genesung zu bereiten. Damals hatte er gelächelt und müde die Hand danach gestreckt und ihn gelesen, wie man das Werk eines Fremden liest. Nur den Haß, den ihm die Heldin des Buches einflößte, hatte er auf Maria übertragen. Der Erfolg der Arbeit war ein ungeheuerer gewesen. Er lächelte bitter, er kam sich bestohlen an seinem eigenen Ruhme vor. Dann der erste Spaziergang im Park. Als er wieder Vogelstimmen hörte, waren ihm Tränen in die Augen getreten. Die Sonne hatte sich hinter einer kleinen Wolke versteckt, und Mark stand auf und schritt fröstelnd in das Haus. Er ging auf sein Zimmer. Das Sanatorium begann sich langsam zu beleben, doch er mied die Menschen. Sie taten ihm weh, ihre lauten Stimmen beunruhigten ihn. Aber der Arzt verlangte, daß er mit ihnen verkehre, forderte es sogar dringend. So mußte er nachgeben. Es störte ihn das große Interesse, das man ihm allgemein entgegenbrachte. Er fühlte, daß es bloße Neugierde, Klatschsucht war. Auch wollte er nicht, daß man immer das Lob seiner Werke sang. Er liebte es nicht, an sein Schaffen erinnert zu werden. Doch gewöhnte er sich schließlich daran. Er versuchte harmlos mit ihnen zu plaudern, und das tat ihm später sogar wohl. Nur den Frauen ging er ängstlich aus dem Wege. Und sie waren es gerade, die sich am meisten an ihn herandrängten. Seine Abwehr war mehr ein instinktives, als ein bewußtes Gefühl. Er wußte nur, daß es irgendwie mit seiner Vergangenheit oder Zukunft im Zusammenhang stand. Und seltsam verwob sich oft bei ihm Vergangenes und Zukünftiges. Der Sommer war gekommen und Mark Jens soweit gekräftigt, daß er das Sanatorium verlassen konnte. Der Arzt hatte ihm strenge aufgetragen, nicht zu arbeiten und sich möglichst viel zu zerstreuen. An die See sollte er jetzt gehen und den Winter an der Riviera verbringen. Er ging nach Ostende. Ein paar Tage träumte er für sich, aber eine plötzliche, ungewisse Furcht trieb ihn, das Gebot des Arztes zu befolgen. Er übersiedelte in eines der fashionablen Hotels und war bald der Mittelpunkt der Geselligkeit. Jeder war bemüht, in der Nähe des geistreichen Dichters zu sein. Die Frauen schwärmten für ihn, und die Männer betrachteten ihn als gefährlichen Rivalen und erschöpften sich in Höflichkeiten. Als sie aber sahen, daß er mit allen Frauen gleich liebenswürdig war, ohne sich mit einer näher zu beschäftigen, bemitleideten sie ihn. Mark lebte in diesem Trubel, ohne sich dessen recht bewußt zu werden. Wenn er spät nachts aus dem Kasino heimkehrte, so schlief er gleich ein. Es blieb ihm keine Zeit zum Nachdenken. So verging der Sommer. Die ersten Herbsttage war er auf Reisen, verbrachte viel Zeit in Museen und Theatern und freute sich des fremden Menschenstroms, der an ihm vorbeiflutete. Als die ersten kalten Tage kamen, ging er an die Riviera. Es war ein freudiges Wiedersehen mit dem Frühling. Er verkehrte in den ersten Kreisen und begann sich in dem internationalen Getriebe wohl zu fühlen. Dieser einschmeichelnde Duft von Eleganz und Lüge betäubte ihn. In Monte Carlo spielte er. Doch ohne Leidenschaft, nur um den Erregungen der anderen näher zu sein. Wenn er des Abends in dem märchenhaft schönen Parke verliebte Pärchen sah, da regte sich etwas wie Neid in ihm. Von Liebe wollte er aber nichts wissen. Eine flüchtige Liaison fesselte ihn für einige Tage. Eine Frau von wunderbarer Schönheit hatte ihn angezogen. Er wußte nicht, ob sie eine Pariser Kokotte oder eine russische Fürstin war. Auch grübelte er nicht viel darüber nach und war stolz, daß sie nur seine Sinne erregt hatte. Die Vergangenheit lag weit hinter ihm. An Maria dachte er nur mehr wie an ein Phantom. Er begann sich wieder zu festigen, und seine Gedanken schweiften gar oft in eine schöne, arbeitsreiche Zukunft. Seine Freunde erfuhren nicht viel von ihm. Er scheute sich, die alten Beziehungen wieder aufzunehmen. Nur hie und da lasen sie seinen Namen als einen der Hauptteilnehmer bei glänzenden Veranstaltungen. Sie gaben ihn für sich verloren ...

Es war gegen Ende der Saison. Da ging folgende Notiz durch alle Blätter: ‚Ein erschütternder Vorfall spielte sich gestern im Garten des Kasinos von Monte Carlo ab. Eine junge Spanierin wollte sich an ihrem treulosen Geliebten rächen. Sie sah ihn aus dem Saale eilen, folgte ihm in den Park und versteckte sich hinter einem Baum. In ihrer blinden Wut verwechselte sie ihn mit einem Fremden, der zufällig vorüberging und ihm ähnlich sah. Sie erstach ihn. Es war der Dichter Mark Jens.‘

5*

Schoßhunde

Von Dr. Max Osborn und Prof. Dr. Ludwig Heck

Solange es eine Kunst gibt, die den Menschen darstellt, hat sie ihm seinen treuesten Begleiter, den Hund, zugesellt. Wie tief das Altertum die seelische Beziehung zwischen Mensch und Hund begriff, hat an unvergänglichem Beispiel die Erzählung Homers bewiesen, da auf Ithaka der alte Argos, Odysseus' Lieblingshund, als einziges lebendes Wesen auf der Insel den heimgekehrten Dulder erkennt und in der Erregung des Wiedersehens mit seinem Herrn tot zurücksinkt. Aber nicht nur den Hofhund und Jagdhund, den Hirtenhund und Kriegshund kannte die Antike; auch das Haus- und Luxustierchen war ihr vertraut, das als munteres, belebendes Element, als Spielzeug und Belustigung gehalten und gepflegt, verwöhnt und gehätschelt wird. Es war, ganz wie bei uns, Gefährte der Kinder, Mitglied und Liebling der Familie, hüpfte den Frauen auf den Schoß und galt nicht selten als putziger Mittelpunkt das ganzen Haushalts. Die hohe Kultur des griechischen und römischen Lebens hat überall das Zwerghündchen eingeführt, mit dem die Gesellschaft der höheren Stände sich ergötzt, diese lebende Nippessache, die in keinem vornehmen Hause fehlen darf. Die Literatur gibt uns dafür die Beweise. In den Epigrammen des Martial tritt Issa auf, die kleine niedliche Issa, von der der Dichter also schwärmt:

Issa, schelmischer als Catullus' Sperling,
Issa, sauberer als der Kuß der Taube,
Issa, schmeichelnder als die Mädchen alle,
Issa, köstlicher als der Inder Steine,
Ist des Publius kleines Lieblingshündchen.
Wenn sie klaget, glaubst du, daß sie spreche,
Und sie fühlet auch Traurigkeit und Freude.
Auf den Nacken gelehnt liegt und schläft sie,
Daß man immer ihr Atemholen merket ...

Was für einer Rasse mag Issa angehört haben? Otto Keller in seinem schönen Buche von der antiken Tierwelt (Leipzig 1909) zweifelt nicht, daß sie ein Malteser Spitz gewesen, der den Alten als die bevorzugte Art unter den Luxushunden galt. Schon in der Zeit des Aristoteles wird dieses Zwerggeschöpfchen literarisch fixiert, dessen Stammbaum auf den wilden Schakal zurückgeführt wird. Aber weit älter noch als diese ersten Erwähnungen sind die Abbildungen des langhaarigen weißen Spitzes von Malta, die bis ins fünfte Jahrhundert vor Christi Geburt zurückgehen. Auf einer rotfigurigen Amphora aus Vulci, die wir so zu datieren haben, erscheint das Tierchen in Begleitung eines Mannes, und die Beischrift ‚Melitaie' beweist, daß dem Vasenmaler nicht der Mann, sondern eben der kleine Malteser die Hauptsache war.

Die Haltung dieser Tiere mit dem zarten Seidenhaar setzt schon ein treuliche, sorgsame Pflege voraus; aber es scheint, daß die Menschen der antiken Welt die Mühe nicht scheuten. Von dem phönizisch-punischen Malta, wo ihre feinste Zucht blühte, gelangten sie überallhin. Sie wurden die beliebtesten Schoßhündchen in allen Ländern und allen Klassen der Gesellschaft und waren die erklärten Lieblinge von griechischen Hetären so gut wie von römischen Matronen. Wie wir heute es lieben, den Hunden fremdländisch klingende Namen zu geben, so riefen schon die Römer ihre zwerghaften Gefährten am liebsten mit griechischen Namen, und es ist bezeichnend, daß dabei oft genug ausgesprochene Hetärennamen verwendet wurden. Nur ganz selten hören wir von rein lateinischen Bezeichnungen. Die meliteischen Hündlein scheinen sonderbarerweise musikalisch gewesen zu sein, will sagen Freunde der Musik. Denn sie tauchen auf Vasenbildern neben harfenspielenden Musen und Spielleuten auf. Aber ihr wichtigster Beruf ist doch, sich als Haus- und Schoßtier verwöhnen zu lassen. Und so erscheinen sie bereits auf attischen Grabsteinen, wo sie in rührender Gemeinsamkeit mit den verewigten Herrinnen vereint sind.

Die Renaissance, die das freie und üppige Leben der römischen Welt wieder aufnehmen will, geht auch an diesem muntern Luxusgegenstand nicht vorüber. Das Mittelalter mag ihn weniger gut behandelt haben. Die strenge Lehre der katholischen Kirche hat für das Tier überhaupt nicht viel übrig. Es ist für sie ein Lebewesen, das nicht erlöst werden kann. Noch heute kennt namentlich in Italien das niedere Volk nur wenig Liebe und Rücksicht für das Tier. „Non a animo", es hat keine Seele — jeder Reisende hat das schon gehört, wenn er irgendeinen Straßenbengel verwies, der sich aus Rohheit oder Unwissenheit regelrechter Tierquälerei schuldig machte. Aber die große Gesellschaft der Renaissance war von solchen Vorstellungen nicht berührt. In einem der schönsten italienischen Bilder auf deutschem Boden, in dem Porträt der kleinen Tochter des Roberto Strozzi, das Tizian 1542 malte und über das Pietro Aretino dem Meister einen begeisterten Brief schrieb, spielt das Motiv eines Hündchens eine große Rolle. Das kleine Mädel, wahrscheinlich Clarice Strozzi, die später den Christofano Savelli heiratete, muß das Tierchen unendlich liebgehabt haben. So setzte Tizian seine zärtliche Gruppe zusammen, zwei kleine, unschuldige Wesen, die sich geschwisterlich zugetan sind, dann wieder



Tizian: Das Töchterchen des Roberto Strozzi
Gemälde in der Berliner Galerie

nicht zuletzt die venezianische Schule bevorzugte, ja eigentlich zum Dogma erhob. Das malerische Motiv verband sich mit dem kulturgeschichtlichen. Tizian hat auch sonst davon gern Gebrauch gemacht. In einem seiner köstlichsten Venusbilder, in den Uffizien, liegt ein Tierchen der Malborough-Blenheim-Rasse zu Füßen der ruhenden nackten Schönen auf dem weißen Linnen des Lagers. Das winzige Zwerggeschöpfchen ist zusammengerollt und blinzelt. Es begleitet also die Lage der Herrin, erhöht den Eindruck der Stille des Gemachs und bildet zugleich einen Kontrast, dessen feine Wirkungen sorgsam bedacht erscheinen: neben dem kleinen, in sich gekrümmten, behaarten Hündchen im Halbschlaf erstrahlt die schlanke, wohlig ausgestreckte, den Beschauer verführerisch anblickende, hüllenlos sich zeigende Herrlichkeit der menschlichen Göttin doppelt berückend. Während Venus den Kopf zur Linken neigt, hat das Tier ihn rechts, dem Bildrand nahe, und sorgt hier mit den kleinen Frauenfiguren im Hintergrunde für einen Ausgleich dieses Bildteils mit dem andern, der den holden Oberkörper der schönen Frau enthält. Anders wieder ist der Gegensatz auf dem Porträt der Herzogin von Urbino. Hier hat Tizian die rechte Hälfte

mit der Unterscheidung des jungen Menschenkindes, in dem wir schon die künftige große Dame ahnen, und des ganz unbewußten Tierchens. Aber nicht nur für das Kompositionelle und gleichsam Inhaltliche seines Werkes nutzte der Meister das Motiv; wichtiger noch mag ihm seine malerische Ergiebigkeit für den vorliegenden Zweck gewesen sein. Er stellte sein Werk auf einen starken Kontrast. Im Grunde des Bildes ist alles erfüllt von ausdrucksvollen kühlen Tönen: tiefes Ultramarinblau im Himmel, mit dem die ferne Gebirgskette fast zusammengeht, und Blaugrün in den Bäumen der Landschaft. Und im Gegensatz hierzu nun die starken warmen Klänge der Hauptpartie, die in goldigem Braun erstrahlt. Dazu paßte ihm vortrefflich das Wachtelhündchen mit den rostbraunen Flecken auf dem bräunlichweißen Fell, das zu dem warmbräunlichen Inkarnat des Kindes wundervoll abgestimmt ist.

Gerade Hunde von solchem oder ähnlichem Farbenklang fügten sich vorzüglich in die warmen Grundstimmungen ein, die die italienische Renaissance,



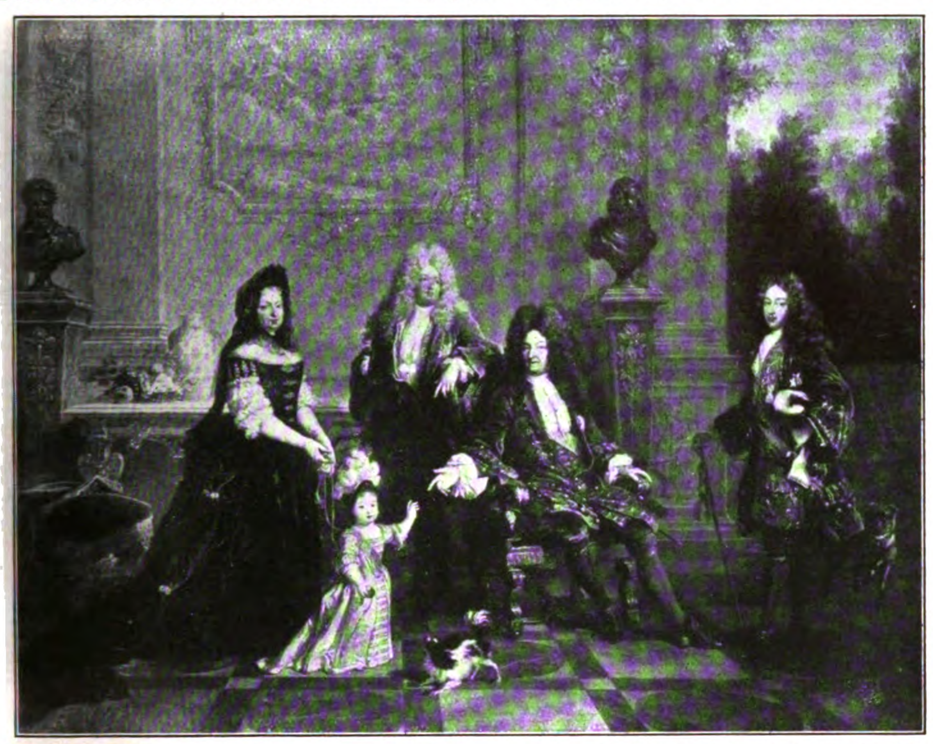
Tizian: Eleonora Gonzaga, Herzogin von Urbino
Gemälde in den Uffizien zu Florenz

dender Winzigkeit zu, neben dem die stolze Dame wie überlebensgroß aufragt. Die Kinder Karls I. von England (Dresdner Galerie) konnten gleichfalls nicht ohne zwei dieser kleinen Angehörigen höfischer und großer Gesellschaft erscheinen. Aber die wahre Leidenschaft für den Zwerghund setzt erst im England Karls II. ein. Nun beginnt die Blütezeit der King Charles- und der Blenheim-Spaniol-Arten. Sie sind jetzt nicht nur die Lieblinge der Damen und Kinder, auch die Herren übernehmen sie. Es gehört zum Ehrgeiz der Leute von Welt, solche Tierchen, womöglich in den kleinsten Zuchtexemplaren, zu besitzen. Man trägt sie immer bei sich, macht Promenaden und Besuche mit ihnen; es war ja nicht viel mehr als eine Handvoll Tier. Karl II. selbst soll so kleine Kerlchen besessen haben, daß er sie in einem Körbchen am Halse trug! Die allgemeine Freude an den liebenswürdigen Geschöpfchen hat dann das ganze 18. Jahrhundert über angehalten. Sie waren, ebenso wie die zarte Materie des Porzellans, Sinnbild und Ausdruck der zierlichen, spielerischen Zeit, die nun anhebt. Und wie bei der Freude am Porzellan mag auch hier das ostasiatische Vorbild mitgesprochen haben, das auf die gesamte Kultur des Rokoko so gewaltigen Einfluß ausgeübt hat. Die Chinesen besonders haben sich mit den kleinen Hunden beschäftigt, die auf Bildern und Lackarbeiten, in Holzschnitten und in kunstgewerblichem Gerät immer wieder auftauchen, oft als phantastische und putzige Varianten der Drachen und anderen Fabeltiere, die das Publikum liebte und sehen wollte. Solche fremdartigen Stücke mögen mitgesprochen haben, um in Europa die schon vorhandene Neigung zu den Hündchen zu bestärken, die wie kein anderes Attribut zu den gepflegten und verzärtelten, beruflos tändelnden und träumenden, gepuderten und kunstvoll frisierten, in Seide und Spitzen gehüllten Damen der Zeit paßten.


Jean Bapt. Chapuy: Pariser Grazien im Park von Vincennes
Ausschnitt aus einem farbigen Kupferstich nach Nicolas Lavreince

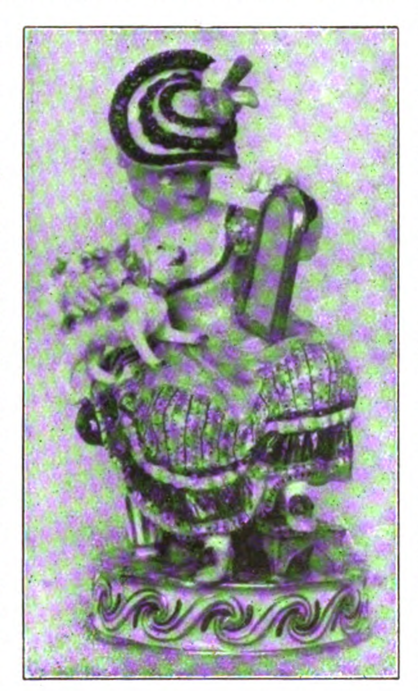

F. Cazenave — Die eroberte Rose
Ausschnitt aus einem farbigen Kupferstich nach Louis Leop. Boilly

Die französische Kunst gibt den Ton an. Der Hof liefert das Beispiel. In dem großen Familienbilde Ludwigs XIV. von Largillière in der Wallace-Sammlung springt ein Hündchen herum, als vollberechtig-



Nicolas Largillière Familienbild Ludwigs XIV. von Frankreich
Gemälde in der Wallace-Sammlung zu London

tes Mitglied der königlichen Sippe, das nicht fehlen darf. Mignard gibt in den beiden Porträts, die er von Henriette von Orleans gemalt hat, seiner großen Dame ihr Hündchen auf den Schoß, das sie bald wie eine Blumenschale in Händen hält (Versailles), bald zärtlich am Köpfchen kraut (London, Nationale Porträtgalerie). Und in seinem Kinderbilde der Marie von Bourbon, die sich mit Seifenblasen amüsiert, springt ein Hündchen, aufgeregt mit dem Schweif wedelnd, zu der kleinen Prinzessin heran, vom Glitzern der Schaumblase angezogen. Bei Watteau treibt sich allenthalben ein reizender Spaniol herum, selbst bei der Überfahrt nach Cythere fehlt er nicht. Bei Boucher und Fragonard sind die Hündchen immer wieder zu finden. Wie gern die



Porzellangruppe von M. V. Acier
Im Museum Johanneum zu Dresden

deutsche Malerei des 18. Jahrhunderts das Motiv übernahm, erkannten wir erst auf der Ausstellung der deutschen Barock- und Rokokokunst, die 1914 kurz vor dem Kriege in Darmstadt stattfand. Wir sahen die Prinzessin Ludovika, die Gattin Ferdinands IV. von Toskana, auf einem Bilde des Wieners Joseph Dorffmeister mit ihrem glatthaarigen Zwergpintscher. Sahen in den Arbeiten des ausgezeichneten Johann Georg Ziesenis immer neue Exemplare auftauchen, so das Seidenpudelchen auf dem Bilde einer mecklenburgischen Prinzessin, oder wieder einen Blenheim-Spaniol bei der Braunschweigerin, die sich am Klavier malen ließ. Wir sahen, wie auch die Männer sich beteiligten: dem als Malerdilettant vor der Staffelei sitzenden Prinzen

Ernst von Mecklenburg-Strelitz (anonym, Art des G. D. Mathieu) springt ein sauberes Seidenpudelchen auf den Arm.

Doch England übernimmt die Führung. Das Land des Sports, der Naturfreude, der Tierliebhaberei mußte diese Sitte am stärksten ausbilden. Schon die Führer und Vorkämpfer der großen Porträtistenreihe bewiesen es. Kneller gibt seiner Elizabeth Langstaffe, Peter Lely seiner Lady Dorothea Temple ihren Spaniol auf den Schoß. Dann aber kommen die Klassiker, und nun wird die Zahl der Bilder, auf denen die Hündchen ihr Recht behaupten, unübersehbar. Bei Reynolds und Gainsborough sind sie gleich neben den Menschen als wichtige Objekte des Porträtisten eingesetzt. Sie springen in kleineren und größeren Exemplaren an den Frauen empor, ihre Herrin erwartungsvoll ansehend, als wenn sie einen Befehl oder ein Kosewort erhofften, schmiegen sich an sie an oder hüpfen auf den Schoß. Bei Gainsborough mehr in unmittelbarer Natürlichkeit, bei Reynolds oft nach sehr genauer Berechnung



Joh. Georg Ziesenis: Prinzessin Elisabeth von Braunschweig
Ausschnitt aus einem Gemälde



Joseph Dorffmeister: Prinzessin Ludovika von Österreich, Gemahlin Ferdinands IV. von Toskana

als Farbenflecke oder auch als Kompositionsteile verwertet, etwa um die Basis des akademisch-pyramidalen Zeichnungsaufbaus zu vervollständigen, oder um eine Linie effektvoll zu durchbrechen, eine Gerade wellig aufzulösen. Doch auch bei Reynolds ist das englische Naturgefühl lebhaft genug, um den Bildern trotz aller Überlegtheit des Arrangements ihre Frische zu wahren. Seine Kinder sind dennoch wie lebendige, holde Blumen, die die Blüten des Gartens, die Bäume des Parkes, die Hunde des Hauses als Geschwister ansprechen. So empfinden wir das berühmte, entzückende Bild der kleinen Prinzessin Sophie Mathilde von Gloucester in Windsor, die mit ihrem Seidenpudelchen auf dem Boden herumtollt: beide, Kind und Hund, sehen uns mit dem Blick des Unbewußten, Naturhaften an. So ist es auch bei der knienden kleinen Miß Bowles, die ihren Hund in zärtlicher Umarmung an sich drückt. Und Nelly o'Brien — Reynolds' Meisterstück! Die schöne



Nelly O'Brien
Gemälde von Joshua Reynolds
(In der Wallace-Sammlung zu London)



Kinderbildnis. Farbiger Kupferstich nach Gardner von Thomas Watson

Nelly gehörte zu den nicht erbarmungslosen Damen der großen Gesellschaft, die ihre Liebe des öfteren vergaben. Der Künstler hat das mit unübertrefflicher Delikatesse angedeutet. In der Zartheit dieses berückenden Menschenbildes, zwischen dem blauen Überkleide, das den schimmernden Hals offen läßt, und dem blassen Rot des gesteppten Rokkes, zwischen Schleiern und Spitzen und weißen Händen ruht, schwimmt fast das Seidenpudelchen, dem auf diesem Schoße unendlich wohl zu sein scheint. Alles ist Weichheit, Anmut, die Zärtlichkeit einer sinnlichen Atmosphäre, die auch das Hündchen fühlt und gleichsam symbolisiert. — Das ist wie ein Extrakt des ‚Dixhuitième'. Wenn wir die Stiche und Farbenkupfer zu Rate ziehen, wenn wir hinzuzählen, wie auch das Porzellan die kleinen Zierhunde einzeln und in Gruppen und in Begleitung ihrer Herrinnen darstellt, so erkennen wir erst den ganzen Umfang einer Sitte, die für die Kulturgeschichte der Zeit von größerer Bedeutung ist, als es bisher in den Schilderungen hervortrat. Es liegt im Wesen des großen Wandels, der mit der französischen Revolution einsetzte, daß mit hundert anderen auch dies Element einer freundlichen Spielerei mehr



Joshua Reynolds: Prinzessin Sophie Mathilde von Gloucester
Gemälde in Schloß Windsor



Bildnis der Gattin des Künstlers. Gemälde von Prof. Walther Illner

und mehr verschwand. Die Biedermeierzeit in dem erneuten Wachsen der Reaktionsepoche vor der neuen Periode der Umwälzungen bringt noch einen kleinen Nachklang. Aber dann ist es aus mit den Schoßhündchen als Element der gesellschaftlichen Kultur. Sie bleiben wohl noch im Hause, als Gefährten einsamer Hagestolze, als Wärmekissen alter Jungfern, auch als Tändelei schöner Frauen. Aber in den Bildnissen tauchen sie nur noch selten auf. Das erschien zu oberflächlich. Die Zeit war ernsthaft geworden. Wie ernsthaft, sollten wir erst in den letzten Jahren lernen. Der Luxus der Vorkriegszeit hatte in Deutschland noch eine steigende Freude an den Zwerghunden hervorgebracht. Ob nicht auch das aufhören wird, sei dahingestellt. Es ist vielleicht nicht ohne weiteres anzunehmen. Denn selbst die schwierigen Ernährungsverhältnisse der letzten Jahre haben die Hundefreundschaft bei uns nicht ernstlich zu erschüttern vermocht. Und die Verhältnisse der großen Städte werden immer der Pflege kleiner Tiere günstig sein. Die Kunst aber hat sich ihnen erneut zugewendet. Sie hat mit den Menschen lange genug zu tun gehabt. Vielleicht hat sie die Frage aufgeworfen: Ob das erfreulichere Objekte sind? Und am Ende ist die Antwort nicht ganz im Sinne unserer Eitelkeit ausgefallen.

Dr. M. Osborn



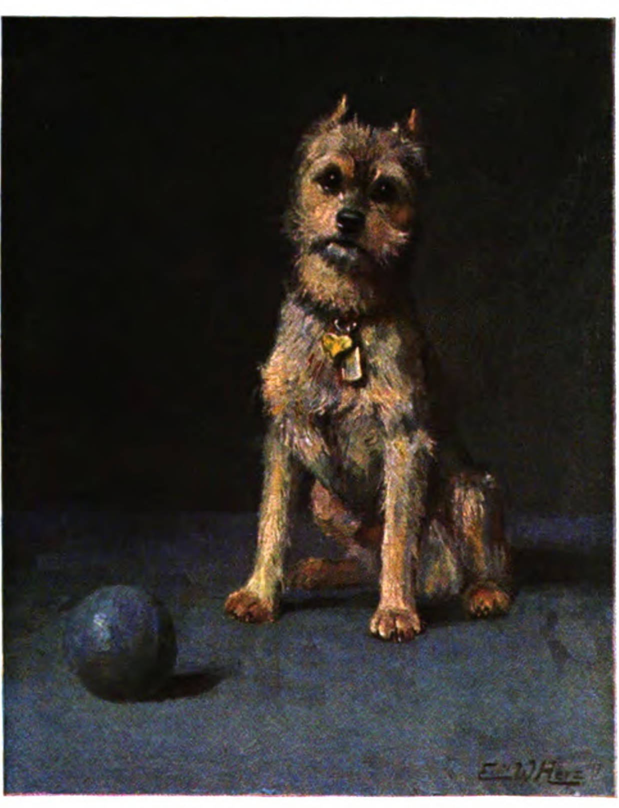
Die Schauspielerin Lina Weise mit ihrer Zwergbulldogge
Aufnahme aus dem Atelier Becker & Maaß in Berlin



Griffon. Gemälde von Emil W. Herz

So weit mein kunstgelehrter Vorredner, dem ich mit Vergnügen das Zeugnis ausstellen darf, daß er auch in Hundefragen nicht ungelehrt ist. Das sind aber unsere Leser und Leserinnen ganz gewiß auch nicht. Auf beiden Gebieten! Welcher „Gebildete" in Deutschland hätte nicht auch „Kunstverstand" und „Hundeverstand"? Ich habe in meinem langen Leben nur wenige getroffen, die freimütig das Gegenteil bekannt hätten, und keinen einzigen, der nicht seinen eignen Hund für etwas ganz Besonderes gehalten hätte, und wenn der verflixte Fixel-Foxel auch nicht das Halsband und die Steuermarke wert war, die er trug. Ist dieser einzige, den ich nie getroffen habe, aber gar eine Sie, so liefe ich vielleicht ernste Gefahr, die lehrhafte Frage „Was ist ein Schoßhund?", die ich auf Wunsch der Schriftleitung hier hinterher noch aufwerfen soll, als höchst überflüssige Schulmeisterei aufgefaßt zu sehen. Ich stelle die Frage daher nur ganz im allgemeinen und wage zunächst vorsichtig, das Gerücht wiederzugeben, daß gar manches der „süßen Tierchen", die in Friedenszeiten auf unserer Friedrichstraße in Berlin von mehr oder weniger vertrauenerweckenden Ehrenmännern als „echte Schoß- und Damenhündchen" zum Verkauf ausgeboten wurden, in ihrem späteren Wachstum das für einen Schoßhund unumgängliche Format nicht eingehalten, sondern selbst die Maße eines geräumigen Frauenschoßes erheblich überschritten haben sollen. Dieselbe wilde Börse für unechte Schoßhunde soll übrigens auch in Paris gang und gäbe gewesen sein, hauptsächlich für die Amerikanerinnen und daher mit noch besserer Anpassung der Preise an milliardäre oder wenigstens millionäre Verhältnisse.

Ein Schoßhund soll ja doch nun einmal die verteufelte Eigenschaft haben, daß er nicht wächst. Viele tun das aber doch, und zwar alle, die nicht wirkliche Rassetiere, d. h. in diesem Falle Hundezwerge aus gefestigtem, rein durchgezüchtetem Zwergenstamme sind. Ob sie das sind, das kann man ihnen aber ansehen, wenn man wirklich „Hundeverstand" hat; denn es gibt bis jetzt nur eine ganz bestimmte



Zwergschnauzer. Gemälde von Emil W. Herz

Anzahl zwerghaft klein bleibender Hunderassen, die man aus den großen Hunderassen herausgezüchtet hat, ebenso wie die Zwerghühnerrassen aus den großen Hühnerrassen.

Erhebliche Größenverminderung stellt sich übrigens bei Tieren mitunter auch in der freien Natur ganz von selber ein. So ist z. B. auf Sardinien und Korsika der Rothirsch nur so groß, wie auf dem europäischen Festland der Damhirsch, dieser nur knapp so groß, wie bei uns das Reh, und das ausgewachsene Wildschwein kleiner als sonst der „Überläufer" von einem Jahre. Die Abgeschlossenheit auf einer Insel scheint dabei von Einfluß zu sein: sehen wir doch auch den Esel auf Ceylon zu einem Zwerge verkümmern, der kaum Höhe und Gewicht eines großen Hundes erreicht, und allbekannt sind ja die Pferdezwerge, die Ponies, die ganz in der gleichen Weise auf den nordischen Shetlandsinseln wie auf Java in den Tropen auftreten.

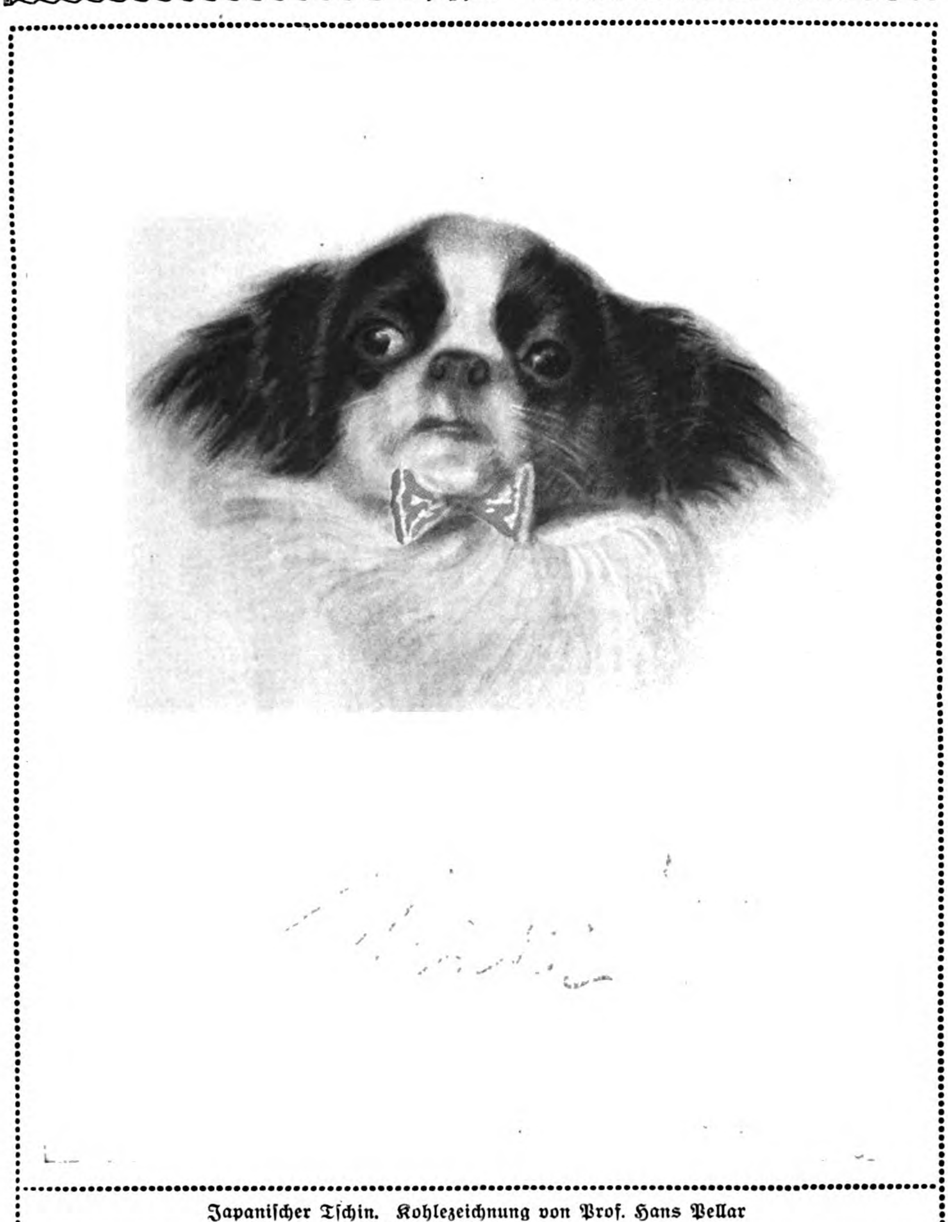
Schließlich gibt es bekanntlich bei uns Menschenzwerge, nicht nur im Märchen: gerade bei den menschlichen Zwergen zeigt sich aber am deutlichsten, daß es mit dem sogenannten Zwergenwuchs eine verschiedene Bewandtnis haben kann. Wenn wir nämlich solche Zwerge, wie sie unter uns und den verschiedensten Völkern der Erde ausnahmsweise als Kinder von Eltern gewöhnlicher Größe heranwachsen oder vielmehr nicht heranwachsen, aufmerksamer ansehen, so springt allermeist sofort in die Augen, daß die Kleinheit ihrer allgemeinen Erscheinung nicht so sehr auf gleichmäßiger Verkleinerung aller Körperteile beruht als vielmehr auf ganz besonderer Kürze der Arme und Beine. Das macht eben den Zwergclown im Zirkus zu einem so urdrolligen Stehaufmännchen. Dazu der dicke Kopf mit dem hochgewölbten Hirnschädel; so sieht er aus, wie ein „Riesenkind", und das ist tatsächlich das Bezeichnende für diese Art einzeln und ausnahmsweise auftretender Zwerge: Aufhören des Längenwachstums der Gliedmaßenknochen und Verharren des Schädels im kindlichen Zustand. Anders bei den Zwergvölkern, von denen die innerafrikanischen Akkas Schweinfurths und Batwas Emin Paschas, Stuhlmanns und des Herzogs Adolf Friedrich am bekanntesten geworden sind. Hier bleiben alle ziemlich gleichmäßig hinter menschlicher Durchschnittsgröße zurück, haben aber dafür eine vollkommen ebenmäßige Körperbildung; die beiden Zwergnegerinnen, die Stuhlmann seinerzeit mitbrachte, waren sogar ganz allerliebste Bronzemodelle.



Roter Zwergspaniel. Gemälde von Emil W. Herz

Bei der Zwerghundezucht ist man nun jedenfalls ausgegangen von ausnahmsweise klein geborenen Jungen, wie sie heute noch einzeln in den Würfen der verschiedensten Hunderassen vorkommen, gewöhnlich aber als unerwünschte Kümmerlinge beseitigt werden. Bei der Weiter- und Hochzucht hat man sich dann aus begreiflichem Schönheitssinn Mühe gegeben und gibt sich solche noch, von der oben erstgenannten unebenmäßigen zu der letztgenannten ebenmäßigen Zwergform zu kommen. Wo das nicht Zuchtziel ist, wie beim Teckel, der ein zwar niedriger, aber kräftiger Jagdhund sein soll, und einigen englischen Gegenstücken zu ihm (Skye und Scotch Terrier), sehen wir heute noch, daß die Kleinheit wesentlich von den kurzen Beinen herrührt.

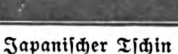
Der Teckel ist ja auch von Natur und Rechts wegen nichts weniger als ein Schoßhund, wenn er auch leider und zu seinem eignen Unglück öfter als solcher gehalten wird; das geht schon daraus hervor, daß



Japanischer Tschin. Kohlezeichnung von Prof. Hans Pellar

man ganz neuerdings aus ihm erst eine wirkliche Zwergform herausgezüchtet hat: den Kaninchenteckel, der so klein sein muß, daß er bequem in jede Kaninchenröhre einschliefen kann. Bei den eigentlichen Zwerg- und Schoßhunden strebt man nach möglichst kleinem, zugleich aber möglichst ebenmäßigem, gesundem, regelrechtem Körperbau und hat dieses Ziel auch erreicht dergestalt, daß die meisten Schoßhundrassen die zwerghaften Abbilder gewisser großer Rassen darstellen. Am schwersten gelingt dies mit dem Schädel, der bei den Hundezwergen das hartnäckige Bestreben zeigt, den kindlichen Zustand, d. h. vorspringenden, hochgewölbten Hirnteil beizubehalten. Man nennt das „Mopskopf" in Anknüpfung an den einst volkstümlichsten aller Schoßhunde, den Mops, und da man es nicht wegzuzüchten vermochte, so hat man aus der Not eine Tugend gemacht und diesen Mopskopf bei vielen Schoßhundrassen zum Rassezeichen erhoben. Der Mops selber hat natürlich auch einen Mopskopf, aber gar noch nicht so sehr




Japanischer Tschin


Glatthaariger Zwergpintscher


Schottischer Seidenspitz

auf die Spitze getrieben. — Der heutige Mops ist übrigens auch kaum ein eigentlicher Schoßhund zu nennen; dazu ist er zu groß, und es hat merkwürdigerweise bis jetzt noch nicht gelingen wollen, ihn wieder „kleinzukriegen“. Und doch muß er vor 100 und 150 Jahren so klein gewesen sein, daß ihn jede alte Jungfer bequem in ihrem Muff oder Handarbeitsbeutel mit sich herumtragen konnte! Deshalb wohl hat der jetzige Mops nur sehr wenig Züchter und Liebhaber.


Windspiel

Den Löwenanteil der Liebe für Schoßhunde heimst in der Gegenwart das „Rehpinscherchen“ unserer Damen ein, der glatthaarige Zwergpinscher der Kynologie (wenn's nicht zu schlecht klänge, müßte man deutsch sagen: Hundekunde), der allerdings rehfarbig, d. h. rotgelb sein kann, gewöhnlich aber „black-and-tan“ ist, wie die Engländer unübertrefflich kurz sagen, wörtlich übersetzt: schwarz und lohfarben, d. h. schwarz mit rotbraunen Abzeichen auf Kopf und Läufen. Dieser Kopf ist beim deutschen, zuerst und zumeist in Württemberg gezüchteten Schlage gewöhnlich ein richtiges Apfelköpfchen und mit gewölbter Stirn und kurzer Schnauze, wenn auch beides in mäßigen Grenzen. Den englischen Schlag, den black-and-tan-toy (Schwarzlohzwerg) hat man dagegen mit flacherer, gestreckterer Kopfbildung bereits als ziemlich genaues Abbild des großen glatten Pinschers herausgebracht, den sich der Engländer als black-and-tan-Terrier erhalten und zu wundervollem Adel hochgezüchtet hat, während wir unseren großen glatten Pinscher, wie so manchen anderen heimischen Hundeschlag, zugrunde gehen ließen.

Ein Glück, daß uns wenigstens unser Rauhpinscher, unser Schnauzer, erhalten geblieben ist, diese vortreffliche Hundeseele im rauhen Haarkleide! Hier ist die entsprechende Schoßhundezucht, der Zwergschnauzer, erst neuerdings in Angriff genommen, auf Ausstellungen aber schon in ganz allerliebsten Vertretern gezeigt worden, die vollkommene Abbilder des großen Schnauzers waren. Dagegen hat in früherer Zeit schon bei uns der Affenpinscher, d. h. eine rundköpfige, großäugige und dadurch etwas affenähnliche Zwergform des Rauhpinschers eine Rolle gespielt, und dasselbe Tierchen ist in Belgien als Griffon Bruxellois der Allerweltsliebling. Diese Zwergpinscher dürfen höchstens einige Pfund wiegen und einige zwanzig Zentimeter hoch sein, wenn sie Gnade vor den Augen der Kenner und Liebhaber finden sollen. Den Gipfel erreicht die Mopskopfbildung bei den japanisch-chinesischen Tschins und den englischen Zwerg-Spaniels, die wieder die Zwergform der Jagdspaniels, Stöberjagdhunde, Wachtelhunde sind. Hier sitzt das Schnäuzchen nur noch wie ein Knauf vor der senkrecht


Skye-Terrier

aufsteigenden oder gar nach vorn vorgewölbten Stirn, und das macht, auf mich wenigstens, doch immer einen etwas krankhaften, krüppeligen Eindruck, so niedlich die Dinger sonst sind mit ihrer reichen, weichen Behaarung und schönen Färbung, die Engländer schwarzloh, rot, weiß mit roten Plattenflecken, die Asiaten auch mit schwarzen Platten und graugelb. Den echten rundgewölbten Zwergenschädel hat auch der „Bully“, die französische Zwergbulldogge mit ihren drollig hochstehenden „Fledermausohren“, die heute bald schon ebenso notwendig zur großstädtischen Weltdame gehört wie modischer Anzug und Hut.

Dagegen sind in neuerer Zeit immer mehr in den Hintergrund getreten die früher so beliebten Seidenspitzchen und Seidenpudelchen (Bologneser, Malteser, Havaneser), die durch weißes, seidiges Haar ausgezeichnet sind, ebenso wie die Angoraziegen und die nach diesen sogenannten Angorakatzen und Angorakaninchen. Die Pflege und Zucht wird wohl sehr erschwert durch dieses empfindliche Seidenhaar, das anscheinend immer mit einer gewissen Körperschwäche und zarten Gesundheit verbunden ist, während der gewöhnliche Zwergspitz mit härterer Behaarung ein recht strammes Kerlchen ist oder wenigstens sein soll und durch sein putziges Äußere, wie ein lebendig gewordener Muff, die Schwanzrolle fest über den Rücken geschlagen, und durch sein lebhaftes, dreistes Wesen viele Liebhaberinnen hat, auch in England als Toy Pommeranian. In England, dem Lande der Sportzucht, hat man in der Gegenwart noch weitere Zwerghundrassen, die aber wenig aufs Festland kommen und in Geschichte und Kunstgeschichte noch keine Rolle spielen.

Dr. Ludwig Heck

Traumland

Ich träumte einst von einer schönen Welt.
Der Himmel war ein sonnenblaues Zelt.
Ein Wind entfloh mit leisem Gleiten
Her übers Meer den warmen Weiten
Und trieb ein Schifflein auf den grünen Strand,
An dessen Mast ein lieber Engel stand.
Der sah mich an so zauberfroh.
Einst träumt' ich so.

Ein Lachen stahl sich silbern aus dem Blau
Und hing im Rosenbusch am Säulenbau,
Wo die Zypressen glutumstoben
Sich übers Tal wie Flammen hoben.
Dort, wo der Rasen bunt von Blumen war,
Schwang sich im Tanze eine muntre Schar.
Des Himmels Pforten klafften weit.
O Jugendzeit!

Und ich vernahm ein selig schönes Lied.
Zuweilen noch in meine Träume zieht
Ein Klang, wie ich ihn da vernommen.
Doch, ach! nicht in den Sinn mir kommen
Will der Erlösung holde Melodie.
Ich wandre fort, und suche ewig sie.
Sie klingt, wo du, o Sonne! scheinst,
So träumt' ich einst.

Zum Süden kam ich, als mein Herz noch heiß.
Wohl stand das Haus in Blumen, marmorweiß.
Doch die Zypressen schauten dunkel
Und schweigend in der Welt Gefunkel.
Mir war, das Leben hielt den Atem an
Vor Einsamkeit. Ein Wellchen nur zerrann
Und sang, dieweil es schwand im Schaum;
Es war ein Traum.

Julius Havemann

Der Kampf gegen das Gold

Von Dr. Walther Hasenclever, Düsseldorf

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles!

tönt uns Gretchens Klage entgegen. Seitdem die Völker zu wirtschaftlichem Leben erwachten und das Gold die Grundlage des Geldverkehrs wurde, ist es das Symbol der Macht und des Besitzes gewesen. Schon Israel tanzte um das goldene Kalb, und der spanische Golddurst im Mittelalter, der die alte Kultur Südamerikas vernichtete, entsprang dem Gedanken, daß mit Goldbesitz Macht und Glück der Völker verbürgt sei. Aber die Zeiten haben sich gewandelt. Nur im übertragenen Sinne spricht das Goethewort noch Wahrheit; in der Geldwirtschaft hängt am Golde nicht mehr alles. Die Wissenschaft beginnt zu erkennen, daß es vielfach dort überflüssig, zum Teil sogar schädlich ist, und ist geschäftig, seine umfassende Macht zu brechen. Vor allem soll es im Inland verschwinden und das Papiergeld an seine Stelle treten.

Als Otto Heyn im Jahre 1894 diesen Gedanken als einer der ersten ernsthaft erörterte, erntete er fast überall nur ein überlegenes Lächeln. Auch der Heidelberger Professor Georg Friedrich Knapp, der im Verein mit seinem später berühmt gewordenen Schüler Helfferich zehn Jahre nachher die Theorie des Geldes auf neue staatsrechtliche Gesichtspunkte stellte, vermochte es vorerst nicht, die Überzeugung der Theoretiker der alten sogenannten metallistischen Schule umzustürzen. So stark war die suggestive Macht des gelben Metalles, daß es den meisten nicht gelang, durch den Goldschleier hindurch die wahre Bedeutung wirtschaftlicher Vorgänge zu erkennen. Die scheinbar selbständige Kaufkraft des Geldes machte eben jedermann geneigt, ihm einen besonderen inneren Wert zuzuschreiben, und die Art, wie es im landläufigen Wert als Ware behandelt wird, der Jargon des Geldmarktes und der Banken haben das ihrige getan, die wahre Bedeutung des Geldes in Vergessenheit geraten zu lassen. Die Substitution des Grundes war eingetreten, um einen Ausdruck Rathenaus zu gebrauchen.

Dazu trat eine überlieferte Abneigung gegen Papiergeld überhaupt. Mechanisch verknüpft sich mit dem Papiergeld der Gedanke an den Schotten John Law und seine schwindelhafte Compagnie des Indes, an die Assignatenwirtschaft während der großen französischen Revolution. Lächelnd streift die Erinnerung Mephistopheles' spitzbübischen Streich im zweiten Teil des ‚Faust', wo er Kaiser und Kanzler mit Anweisungen auf die im Boden verborgenen Schätze narrt, und manche Erscheinungen der jüngsten Zeit, die Überflutung aller Länder mit Noten jeglicher Art und eine gleichzeitig nebenhergehende unerhörte Teuerung und Verringerung der Kaufkraft des Geldes scheinen der Abneigung gegen das Papiergeld recht zu geben. Noch heute gilt deshalb der Allgemeinheit die Goldwährung als eine Errungenschaft, auf der die Sicherheit der Staatsfinanzen und die Zuverlässigkeit der Wirtschaft beruhen. Sie hat das dunkle Gefühl, daß dem Metallgeld ein besonderer innerer Wert innewohne, der sich auch in Zeiten absteigender Konjunktur erhalte, während der bedruckte Papierzettel sich entwerte. Aber der Krieg hat, wie so vieles andere, auch hier die überkommenen Anschauungen über den Haufen geworfen, und die Erfahrungen der letzten Jahre beginnen allmählich, die Anhänger der bisher herrschenden metallistischen Meinung nach langem Widerstreben auf die Seite der ‚Ketzer' herüberzuziehen.

Um von der Bedeutung des Papiergeldes, seinen Vorzügen und seinen Schwächen eine Anschauung zu gewinnen, ist es notwendig, sich der Geschichte des Geldes ein wenig zu erinnern.

Bekanntlich ist das Bedürfnis nach einem Zahlungs‚mittel' (Geld) aus dem Tauschverkehr erwachsen. Der Landwirt, der die Überschüsse seiner Wirtschaft, Getreide und Viehprodukte, in der Stadt gegen Kleider oder Werkzeuge umtauschen wollte, machte bald die Beobachtung, daß dies mit Schwierigkeiten verknüpft war. Die Handwerker hätten selbst erst diese Dinge, die sie in der Mehrzahl nicht persönlich verwenden konnten, bei anderen gegen Produkte umtauschen müssen, die sie selbst brauchten. Das war zeitraubend und umständlich. So ergab sich für den Landwirt die Notwendigkeit, seine Ware dort unmittelbar abzusetzen, wo sie gebraucht wurde, und von seinen Kunden eine Ware zu kaufen, die er möglichst bei allen Gewerbetreibenden gleichmäßig im Tauschwege verwenden konnte. Als solche erwiesen sich, nachdem man es ursprünglich mit Vieh versucht hatte (daher lateinisch pecunia für Geld), vorwiegend Metalle als geeignet: Erz und Gold. In dieser Periode der Geldgeschichte sind die Metalle reine Ware. Neben der Möglichkeit, das Metall zu Tauschzwecken weiter zu verwenden, spielt die Möglichkeit der Verarbeitung zu technischen Zwecken die überwiegende Rolle. Die Metallarmut des Altertums verleiht dem Metall erhöhten Wert und erleichtert die Annahme. Sobald man aber beginnt,

das Metall zu Münzen zu prägen, tritt hierin schon eine Änderung ein: man verzichtet im allgemeinen auf die Möglichkeit der technischen Verarbeitung, der Tauschzweck tritt fast ausschließlich in den Vordergrund. In Zukunft bleibt das Metall und besonders Gold deshalb beliebt, weil es seiner Seltenheit wegen leicht bewegliche hohe Werte bildet. Die Zuversicht auf seine Beliebtheit stellte seine Umlaufsfähigkeit sicher.

Zur Umlaufsfähigkeit des Geldes trat ein zweites bedeutsames Moment. Der Tauschhandel ist ein unpraktisches Geschäft. Selten finden sich Tauschobjekte, die im Werte einander völlig gleichstehen. Um aber die Tauschobjekte gegeneinander abzuschätzen, fehlt es an einem Wertmesser. Wer Vieh gegen Werkzeuge tauschen wollte, war außerstande, den Preis dafür zahlenmäßig in einer bestimmten Einheit anzugeben. Erst das Metall als allgemein vermittelnde Tauschware ergab die Möglichkeit hierzu, indem man seine Gewichtseinheit zur Grundlage nahm. Solche Gewichtseinheiten sind später besonders die aus dem Metall hergestellten Münzen; beispielsweise ist ein Zehnmarkstück der 1395ste Teil eines Pfundes Gold. Die Münze ist deshalb, ähnlich wie Meter oder Kilogramm, das Maß, an dem der Tauschwert (Preis) einer Ware gemessen wird. Der Preis ist umgekehrt nichts anderes als das Verhältnis des Wertes der Ware zum Werte der Gewichtseinheit des Metalles. Alle Preise sind deshalb Verhältniszahlen und keine absoluten Größen.

Bei entwickelter Volkswirtschaft wird dieser Charakter des Geldes als Preismesser eine seiner Hauptfunktionen; der frühere Warencharakter tritt fast völlig zurück. Heute denkt niemand — von wenigen Ausnahmen abgesehen — daran, eine Goldmünze zu technischen Zwecken zu verarbeiten. Man begnügt sich damit, mit ihrer Hilfe den Wert eines Gegenstandes, den man kaufen oder verkaufen möchte, zahlenmäßig festzulegen. Bei einem Tauschgeschäft tritt dieser Charakter am deutlichsten hervor: Der Produzent läßt den Konsumenten am Geldmaß abschätzen, wieviel er für seine Ware an andern Gütern geben werde. Schon hieraus wird deutlich, daß statt des Metalles andere Güter, unter Umständen sogar eine bestimmte Arbeitsleistung, den Dienst als Wertmesser ebenfalls erfüllen können.

Aber um ein Wertmesser zu sein, wie ihn der Handelsverkehr brauchte, fehlte dem Golde noch etwas. Es war ja im Grunde nichts anderes wie jede andere Ware auch. Sein Tauschwert war darum wechselnd, folgend den Gesetzen der Preisbildung nach Angebot und Nachfrage, und dieser Wechsel ward als Übelstand empfunden. So schien es zweckmäßig, es dem Spiel von Angebot und Nachfrage zu entziehen und seinen Wert unabänderlich zu gestalten. Ein Staatsakt brachte das Kunststück fertig: Der Gewichtseinheit des Goldes wurde ein fest bestimmter Wert gegeben (die Währung), und vorgeschrieben, daß er zu diesem Werte von jedermann genommen werden müsse (Erklärung als gesetzliches Zahlungsmittel). Dieser Befehl des Staates hat zur Folge gehabt, daß der Zahlungswert des Goldes im Laufe der Zeit den Handelswert beträchtlich überstieg und schätzungsweise heute um zwei Drittel höher ist als der Warenwert sein würde, wenn die Goldwährung überall fiele. Es ist aber daraus zu ersehen, daß dem Staatsbefehl, der die Macht besessen hat, den Warenwert des Goldes ohne Widerstand der Wirtschaft zu verändern, eine entscheidende Bedeutung zukommt. Diese Bedeutung können wir um so eher ermessen, als die Wirtschaft den sonstigen Eingriffen während der Kriegszeit (Höchstpreisfestsetzungen, Beschlagnahmungen, Ein- und Ausfuhrverboten) recht kräftigen Widerstand entgegengesetzt hat. Entscheidend wirkt bei dieser Festlegung des Wertes weniger der Staatsbefehl an die Allgemeinheit der Volksangehörigen als der Gedanke, daß das Gold zu dem bestimmten Werte von allen öffentlichen Kassen und den Staatsinstituten genommen wird. Dieser Gedanke hat zugleich das Vertrauen auf seine Umlaufsfähigkeit auf eine andere Grundlage gestellt. Die Vorstellung, daß es einen Warenwert hat, und daß der Warenwert ihm die Umlaufsfähigkeit verschafft, entschwindet nunmehr völlig. An ihre Stelle tritt die Erwägung, daß jedermann in den mannigfachsten Beziehungen als Schuldner oder als Gläubiger zum Staate steht und deshalb das Interesse hat, den staatlich festgesetzten Wert auch im Verkehr aufrechtzuerhalten, um zu ihm seine Schulden decken zu können und seine erworbenen Forderungen getilgt zu erhalten. So gründet sich die Zuversicht auf die Umlaufsfähigkeit fortan außer auf den Befehl des Staates an seine Kassenstellen auf die Abhängigkeit der Kreditbeziehungen der Volksangehörigen untereinander.

Je mehr so die Bedeutung des Warenwertes weggefallen ist, ist das Geld eine Eselsbrücke des Tauschverkehrs geworden. Auf entwickelter Wirtschaftsstufe wird es denn auch in der Erfüllung dieser Vermittleraufgabe zum größten Teil von andern Methoden abgelöst. An seine Stelle tritt der Verrechnungsverkehr durch einfache Buchung, der Scheck (die Note des Privatmannes) und im Auslandsverkehr der Wechsel. Viele hundert Milliarden Umsätze werden mit Hilfe dieser Mittel ausgeführt; 422 Milliarden Mark betrug allein der Gesamtumsatz der Reichsbank im Jahre 1913. Nur in den verhältnismäßig geringen noch übrigbleibenden Geschäften des Kleinverkehrs hat das Geld seine Rolle als Tauschvermittler beibehalten. Daß auch hier, obwohl wir auf so hoher Wirtschaftsstufe stehen, seine Stellung keineswegs fest ist, läßt sich in der Gegenwart beobachten, wo gegen ein Pfund Butter oft leichter ein Paar Schuhsohlen zu bekommen sind, als

wenn man das Geld vermittelnd dazwischentreten läßt. Es hat hier eine rückläufige Bewegung zu den primitiven Formen des Tauschverkehrs eingesetzt. Deutlich aber ist zu bemerken, daß der Tausch solcher Gegenstände meist genau nach dem beiderseitigen Preis in Geld erfolgt, der jeweils im freien Verkehr besteht, so daß das Geld als Wertmesser doch mitwirkt.

Zwei Eigenschaften waren es so, die dem Metallgeld vorzugsweise seine Eignung zum allgemeinen Tauschmittel verliehen: die Umlaufsfähigkeit und die Eigenschaft, Wertmesser zu sein. Wir sahen, wie der Staat diese letztere Eigenschaft zu stärken versuchte, indem er dem Golde einen unabänderlichen Wert verlieh, und wie durch diese Maßnahme die Grundlagen für die Umlaufsfähigkeit verändert wurden. Ein neues Vertrauensmoment trat dabei auf, und von ihm nimmt die Entwicklung des Papiergeldes ihren Ausgang.

Das Bestreben, das Metallgeld durch andere, unedlere Zahlungsmittel zu ersetzen, ist alt. Jede sich entwickelnde nationale Wirtschaft macht bald die Erfahrung, daß ihr Besitz an Metallgeld zu gering ist, um den Bedürfnissen der sich steigernden Umsätze zu genügen. Erst neuerdings freilich ist es klar geworden, daß der Mangel an Zahlungsmitteln allein sogar imstande ist, eine an sich günstige Konjunktur ohne inneren Anlaß vorzeitig zu beenden. Bargeldlose Verkehrsmethoden sind schon frühzeitig angewandt worden, bis man auf den Gedanken verfiel, das Metallgeld selbst durch Papiergeld zu ersetzen. Wer möchte sich leichtlich Mephistos Gründen zu verschließen:

Man wird sich nicht mit Börs' und Beutel plagen,
Ein Blättchen ist im Busen leicht zu tragen,
Mit Liebesbrieflein paart's bequem sich hier.
Der Priester trägt's andächtig im Brevier,
Und der Soldat, um rascher sich zu wenden,
Erleichtert schnell den Gürtel seiner Lenden...
... Ein solch Papier, an Gold und Perlen Statt,
Ist so bequem, man weiß doch, was man hat;
Man braucht nicht erst zu markten noch zu tauschen,
Kann sich nach Lust in Lieb' und Wein berauschen.

Aber die Begeisterung über die Bequemlichkeit der Beschaffung und der Verwendung des Papiergeldes verleitete gewöhnlich dazu, mehr davon zu drucken, als der Wirtschaftskörper vertragen konnte. Um diese unerwünschte Folge zu vermeiden, fand man später den Ausweg, die Ausgabe des Papiergeldes an die Menge des vorhandenen Goldes zu binden und Papiergeld nur in bestimmtem Verhältnis zum Gold auszugeben. Grundsätzlich hat deshalb das Deutsche Reich die Goldwährung übernommen. Nur Gold gilt grundsätzlich als gesetzliches Zahlungsmittel. Die Banknoten, die die Reichsbank ausgibt, sind nur als Goldersatz gedacht und konnten vor dem Kriege bei ihr in Gold umgetauscht werden. Man rechnete freilich von vornherein damit, daß nicht alle Noten zur Einlösung gleichzeitig vorgelegt werden würden, und begnügte sich deshalb damit, nur ein Drittel der Noten in Gold zu decken, während für die übrigen zwei Drittel Deckung durch Wechsel mit zwei guten Unterschriften für ausreichend erachtet wurde. Aber die Umtauschmöglichkeit wurde in der Praxis überhaupt nur selten in Anspruch genommen. Die Tatsache, daß die öffentlichen Kassen und Privatbanken die Noten nahmen, zeigte sich auch hier als ausschlaggebend, um das Vertrauen in die Umlaufsfähigkeit aufrechtzuerhalten. Besonders trat dies in der Haltung des Publikums gegenüber den 240 Millionen Mark betragenden Reichskassenscheinen zutage, für die keine Deckung in Gold oder ein Umtauschanspruch gegeben war, und die durch nichts gedeckt waren als die Unterschrift des Reiches. Es ist jedem geläufig, daß dies reine Papiergeld, dessen Ausgabe im Grunde genommen schon gegen die Goldwährung verstieß, den Banknoten im Verkehr völlig ebenbürtig war. Der Warencharakter des Geldes ist hier vergessen; immer deutlicher wird das Geld zu einer Institution des Rechts. Die Hingabe oder Empfangnahme der Banknoten ist das von der Rechtsordnung geschützte Mittel, Forderungen zu erwerben oder Schulden zu tilgen. Zwischen Forderungen und Schulden aber, den Polen des Kreditsystems, bewegt sich die ganze moderne Wirtschaft.

Die Erfahrungen, die die Reichsbank bei der Behandlung der Noten und Reichskassenscheine mit den Anschauungen des Publikums machte, führten schrittweise dazu, die Goldwährung stärker einzuengen. Einerseits reichte in den Jahren aufsteigender Konjunktur, die uns bis zum Jahre 1914 auf eine so glänzende wirtschaftliche Höhe führte, das Gold immer weniger zur Beschaffung der notwendigen Umlaufsmittel aus, auf der andern Seite erwies sich, daß die Papiernote dieselbe Umlaufsfähigkeit besaß. Der Beginn wurde im Jahre 1909 gemacht. Damals zwangen die Erscheinungen der Handelskrise des Jahres 1907, wo durch den Mangel an Umlaufsmitteln und damit verbundener Diskonterhöhung der günstigen Konjunktur ein vorzeitiges Ende bereitet war, die Reichsbank dazu, den Banknoten den Charakter als gesetzliches Zahlungsmittel zu verleihen. So blieben sie länger im Verkehr und vergrößerten dadurch die Menge der Umlaufsmittel. Daß nunmehr der Gläubiger vom Schuldner nicht mehr Zahlung in Gold verlangen konnte, sondern sich mit Noten begnügen mußte, war schon eine starke Beschränkung der Goldwährung. Immerhin blieb die Einlösungspflicht der Reichsbank selber bestehen. Aber der Ausbruch des Krieges machte auch damit ein Ende. Eine der ersten Maßnahmen der Mobilmachung verfügte die Einstellung der Einlösung. Geschah dies auch einzig deshalb, um den Abfluß des Goldes ins Ausland zu verhindern und die Dritteldeckung der Noten aufrechtzuerhalten, so war die praktische Bedeutung doch die, daß die Noten reines

Papiergeld wurden. Gewiß! Die Golddeckung blieb für den Banknotenbesitzer als eine Art Pfand bestehen. Welchen Wert aber hat ein Pfand, das sich nicht verkaufen oder sonstwie verwerten läßt? Fortan blieb eine gewisse Ähnlichkeit mit den Noten Mephistos unverkennbar:

> Zu wissen sei es jedem, der's begehrt:
> Der Zettel hier ist tausend Kronen wert.
> Ihm liegt gesichert, als gewisses Pfand,
> Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland.
> Nun ist gesorgt, damit der reiche Schatz,
> Sogleich gehoben, diene zum Ersatz.

Trotzdem fand in dem Umlauf der Noten nicht die leiseste Stockung statt. Ja es trat gleichzeitig eine neue Art von Papiergeld hinzu, das nicht einmal durch Gold, sondern lediglich durch Güter anderer Art, vorzugsweise durch Wertpapiere, Schuldverschreibungen, Aktien gedeckt war: die Darlehnskassenscheine. Die Deckung dieser Scheine hat dazu noch ihre besonderen Eigentümlichkeiten. Man kann hier nicht einmal recht sagen, daß sie ein Pfand für den Inhaber der Geldscheine darstelle; im Gegenteil soll sie ein Pfand für die Reichsbank zur Tilgung der dem Darlehnsnehmer gegebenen Beträge sein; und solange dieser seine Zinsverpflichtung gegenüber der Reichsbank erfüllt, hat die Bank auch nicht die Möglichkeit das Pfand zu veräußern. Das geniale Rezept:

> ... Pokal und Kette wird versauktioniert
> Und das Papier sogleich amortisiert ..

läßt sich bei Darlehnskassenscheinen nicht immer zur Anwendung bringen. Gleichwohl macht der Verkehr zwischen den Darlehnskassenscheinen und den goldgedeckten Banknoten keinen Unterschied. Im Gegenteil haben die Darlehnskassenscheine an Bedeutung so gewonnen, daß ihre umlaufende Menge heute mehr als die Hälfte der ausgegebenen Noten beträgt.

Ein besonderer Kunstgriff vervollständigte die Abkehr von der Goldwährung. Zwar hielt man im Grundsatz an der Drittelddeckung in Gold fest. Aber man gestattete, daß statt Gold auch Darlehnskassenscheine zur Deckung mitverwandt werden könnten. Auf diesem Umwege können demnach Banknoten ausgegeben werden, die überhaupt nicht durch Gold, sondern nur zu einem Drittel durch Waren und Wertpapiere gedeckt werden, auf Grund deren die Darlehnskassenscheine ausgegeben sind. Lange hat sich die Reichsbank gescheut, diesen Kunstgriff, der eine starke Verwässerung der Golddeckung enthielt, zur Anwendung zu bringen. Bis Anfang 1917 hat sie mit allen Mitteln versucht, die Dritteldeckung in Gold aufrechtzuerhalten. Aber die Zahlungsmittelnot erwies sich als stärker, und Ende 1918 mußte der Reichsbankausweis zugestehen, daß die Golddeckung der Noten auf etwas über zehn Prozent gesunken war. Üble Folgen im Umlauf hat dies nicht gehabt, praktisch aber war die Goldwährung damit aufgegeben.

Die Revolution und die in ihrem Gefolge auftretende Notenhamsterei hat uns schließlich Notscheine verschiedenster Art beschert. Städte, Kreise und Provinzen haben sich ihre eigenen Notenpressen angeschafft:

> Damit die Wohltat allen gleich gedeihe,
> So stempelten wir gleich die ganze Reihe,
> Zehn, Dreißig, Funfzig, Hundert sind parat.
> Ihr denkt euch nicht, wie wohl's dem Volke tat.

Jedenfalls waren dem Volke Geldscheine dieser Art, deren Wert nur durch die Unterschrift der genannten Körperschaften verbürgt war, ebenso lieb wie die gedeckten Noten des Reiches. Den Metallisten muß dies unverständlich erscheinen. Es ist anzunehmen, daß sie mit dem Kaiser staunend fragen:

> Und meinen Leuten gilt's für gutes Gold?
> Dem Heer, dem Hofe gnügt's zu vollem Sold?
> So sehr mich's wundert, muß ich's gelten lassen.

Die Nöte des Krieges aber haben hier handgreiflich das Axiom der Goldwährungstheorie widerlegt, daß Papiergeld ohne Stoffwert unmöglich sei.

Wie widerspruchsvoll es ist, für das Papiergeld eine besondere Sicherung zu verlangen, zeigt noch eine andere Erwägung. Das Reich hat bisher zu den bereits bei Kriegsbeginn vorhanden gewesenen Anleihen an die hundert Milliarden Kriegsanleihe ausgegeben. Es war das einer der Wege, um die Noten, mit denen es sein Kriegsmaterial bezahlte, wieder aus dem Verkehr zu ziehen und für neue Käufe Umlaufsmittel zu gewinnen. So wurden gedeckte Noten gegen ungedeckte Schuldverschreibungen ausgetauscht, bei denen die Sicherheit nur im Vertrauen auf die Zahlungsfähigkeit des Reiches bestand. Ist nun der Gedanke fernliegend, diesen Milliarden die höchstens den vierten Teil dieser Summe betragenden Geldzeichen gleichzustellen? Freilich ein allgemeiner Staatsbankerott würde sie ebenso wertlos machen wie die Anleihen. Soll aber in solchem Falle der Geldhamsterer vor jenem bevorzugt werden, der in schwerer Zeit in echt vaterländischem Pflichtgefühl dem Reiche sein Geld zur Verfügung gestellt hat?

Mit diesem Gedanken wird die Frage aufgerollt, in welchem Maße eine Entwertung des Papiergeldes überhaupt möglich ist. Die Vorstellungen, die darüber bestehen, sind vielfach recht unklar. Auch während des Krieges ist ständig vor einer Überflutung mit Papiergeldscheinen gewarnt worden. Die Geister der Assignatenwirtschaft schienen wiederzukehren. Tatsächlich trat eine erhebliche Teuerung und Entwertung des Geldes ein. Aber diese Entwertung beruht, wie man neuerdings zu erkennen beginnt, nicht auf der Ausgabe von Papiergeld, sondern ganz allgemein auf der unverhältnismäßigen Bildung von fiktivem Kapital gegenüber der Erzeugung realer Werte. Dies näher auszuführen ist an dieser Stelle unmöglich. Es möge genügen zu sagen, daß die Hauptursache der sinkenden Kaufkraft des Geldes in der übermäßigen Anspannung des Staats-

kredites, der allzugroßen Anleiheausgabe zu suchen ist. In der Menge derartigen fiktiven Kapitals bildet das Papiergeld aber nur einen sehr geringen Teil. Nur in diesem Umfange kann es die Ursache von Inflationserscheinungen werden. In normalen Zeiten aber, wo die Menge des im Inlande vorhandenen fiktiven Kapitals (Anleihen, Schuldverschreibungen, Bankgeldern, Wechseln, Guthaben) in angemessenem Verhältnis zur Menge der erzeugten Realgüter steht, käme dem Papiergeld nur dann eine Inflationswirkung zu, wenn es sich über den Bedarf im Verkehr befindet. Das wird aber selten der Fall sein. Noten im Sparstrumpf sind nicht im Verkehr, und andere überflüssige Zahlungsmittel fließen über Spar-, Post- und andere Kassen zur Ausgabestelle zurück, um sich dort in Guthaben zu verwandeln. Das Geld selbst erzeugt also eine Inflation nicht. Die Inflationserscheinungen in der Assignatenzeit rührten vielmehr nur daher, daß damals das Geld die einzige Quelle fiktiver Kapitalbildung war und daß es die anderen oben genannten Forderungsarten noch nicht gab.

Die im Kriege bewiesene Möglichkeit, den Zahlungsmittelbedarf im Inlande mit Papiergeld zu befriedigen, hat eine Reihe von Wissenschaftlern veranlaßt, die gänzliche Beseitigung der Golddeckung zu fordern. Dies Verlangen ruft die Frage hervor, inwiefern deckungsloses Papiergeld, wenn es schon Umlaufsfähigkeit besitzt, auch Wertmesser sein kann. Es ist klar, daß ein Stück Papier, für sich betrachtet, diese Funktion nicht erfüllt. Um die vergleichsweise Abschätzung eines Gutes zu gestatten, muß es notwendigerweise zu einem andern Wirtschaftsgut in Beziehungen treten. Wenn auch das Gold als Deckung wegfällt, so kann es naturgemäß theoretisch als Wertbeziehung bleiben. Manche Stimmen wünschen aber, der Währung ein anderes Wirtschaftsgut zugrunde zu legen. Theoretisch kann es ja eine Ware, etwa ein Kilogramm Weizen oder Kupfer oder auch eine Arbeitsleistung, etwa die Beförderung eines Doppelzentners auf ein Kilometer Eisenbahn sein. Beispielsweise ging vor kurzem ein Vorschlag dahin, die Beförderung eines Briefes als Grundlage zu wählen und den zehnfachen Betrag dieser Leistung, die vor dem Krieg bekanntlich mit 10 Pfg. berechnet wurde, als Währungseinheit anzusetzen. Würde ein Wirtschaftsgut gewählt, das wie z. B. Weizen oder Kohle dem Angebot und der Nachfrage unterliegt, so würde freilich mit seinem Wert auch der Wert der Markeinheit ständig wechseln. Bei derartig allgemeinen Gebrauchsgütern ist eben eine Festlegung des Wertes durch den Staat wie beim Golde nicht möglich. Ob ein solcher wechselnder Wert einen Vorteil bedeuten würde, ist freilich mit Rücksicht auf den Auslandsverkehr zweifelhaft. Sicherlich aber würde im Inlande die Erscheinung der Preissteigerung erheblich beeinflußt werden. Denn die Preise aller Produktionsgüter sind mehr oder minder voneinander abhängig, und das Geldmaß, an dem sie gemessen werden, würde sich den Veränderungen ihres Wertes anpassen. Die Preissteigerung der Güter tritt aber heute vor allem deshalb so in die Erscheinung, weil das Geldmaß gegenüber dem steigenden Wert der Güter unverändert geblieben ist.

Ob diese Wünsche sich zur Wirklichkeit gestalten werden, ist für den erstrebten Endzweck im Grunde nebensächlich. Dieser Endzweck wäre schon erreicht, wenn nur die Golddeckung der Noten als solche beseitigt würde. Nichts weniger erwartet man nämlich von ihr als den künftigen Wegfall der Handelskrisen.

In Zeiten aufsteigender Konjunktur hat der Verkehr infolge gesteigerter und schnellerer Umsätze erheblichen Bedarf an Zahlungsmitteln. Um ihm genügen und die erforderliche Notenmenge ausgeben zu können, mußte bislang die Reichsbank ihren Notenvorrat festzuhalten oder noch zu vergrößern suchen. Denn die ausgegebenen Noten mußten ja zu einem Drittel in Gold gedeckt sein. Die aufsteigende Konjunktur erzeugt aber auch gleichzeitig einen erheblichen Bedarf an Rohstoffen, der zu einem großen Teil durch Einfuhr gedeckt werden muß, da Deutschland ein rohstoffarmes Land ist. Erhöhte Einfuhr aber führt, wenn die Ausfuhr mit ihr nicht gleichen Schritt hält, zu einer Steigerung der Wechselkurse und zu einem Abfluß des Goldes ins Ausland. Der Golddeckung zuliebe mußte die Reichsbank das zu verhindern suchen. Als Mittel diente ihr dazu, dem Wirtschaftsleben wohl bekannt, die Erhöhung des Diskontes, die bei verringertem Wechselbestand das Hereinströmen ausländischen Goldes begünstigte. Dadurch wurde gleichzeitig der Goldvorrat gestärkt und die Notenausgabe bei der Diskontierung vermindert. Die Operation war gelungen, aber der Patient, die günstige Konjunktur, durch die Kreditschmälerung erdrosselt.

Diese Zwangsläufigkeit müßte natürlich mit der Abhängkeit vom Golde verschwinden. Die Reichsbank wäre dann in der Lage, soviel Kredit zu gewähren und Zahlungsmittel auszugeben, wie der Verkehr es verlangt. Allerdings würde ihr zugleich die ernsthafte Aufgabe gestellt sein, durch Regelung des Diskontsatzes darüber zu wachen, daß das Wirtschaftsleben sich in gesunden Formen abspielt. Die Verewigung einer Hochkonjunktur ist freilich nicht zu erwarten.

Im ganzen zeigt so das Bild der Wirksamkeit ungedeckten Papiergeldes keine unfreundlichen Züge. Es hat sogar den Anschein, als wenn es im modernen Wirtschaftsverkehr das ideale Zahlungsmittel wäre. Ob dieser Eindruck bleibt oder ob sich die Linien des Bildes zum Teil verändern, wenn der Friede die Abgeschlossenheit Deutschlands beseitigt, ist schwer vorauszusehen. Die Ereignisse des Weltkriegs haben bewirkt, daß

man in der Beurteilung wirtschaftlicher Triebkräfte vorsichtig geworden ist. Zu berücksichtigen bleibt jedoch vor allen Dingen, daß sich die bisherige Betrachtung auf das Papiergeld als Zahlungsmittel im Inland beschränkt hat. Es ist klar, daß Papiergeld nur soweit Geltung hat, als die Macht des Staates reicht und seine Kassen das Geld annehmen. Im Ausland ist es, sofern das Ausland nicht mit seiner Hilfe Schulden im Inlande decken will, nicht zu verwenden. Der Geldverkehr zwischen verschiedenen Ländern baut sich vielmehr auf anderer Grundlage auf.

Die Eselsbrücke des Tauschverkehrs, die im Inlande das Geld ist, ist für den internationalen Tauschverkehr der Wechsel. Wer Zahlungen im Auslande zu leisten hat, weil er dort Waren gekauft hat, läßt entweder von dem Käufer einen Wechsel auf sich ziehen oder kauft selbst ausländische Akzepte. Die Menge solcher Akzepte, die im Handel an den Börsenplätzen zu haben sind, hängt davon ab, wie groß die Käufe des Auslandes im Inlande gewesen sind. Ist die Menge gegenüber der Nachfrage gering, so steigt naturgemäß der Preis, der für die Währungseinheit gezahlt wird, ist sie groß, so fällt er. Angebot und Nachfrage nach solchen Auslandswechseln (Devisen) sind demnach im ganzen nichts anderes als der Ausdruck der gegenseitigen Warenbewegung, des Verhältnisses der Einfuhr und Ausfuhr nach dem betreffenden Lande. Mit den Zahlungsmitteln im Inlande haben sie unmittelbar nichts zu tun. Da unsere Einfuhr noch immer relativ hoch, unsere Ausfuhr sehr gering ist, so ist die Nachfrage nach ausländischen Wechseln bei geringem Angebot sehr groß. Deshalb müssen — andere Momente spielen freilich noch mit. — für die Währungseinheit gegenwärtig dreißig und mehr Prozent über Nennwert bezahlt werden.

Ein Heilmittel gegen diese Erscheinung besteht in der Ausfuhr von Gold, das den Saldo der Zahlungsbilanz ausgleicht; denn in Ländern mit Goldwährung ist ja das Gold gesetzliches Zahlungsmittel. Die Höhe dieser Goldausfuhren darf man aber nicht überschätzen. In den Jahren 1905 bis 1909 hat Deutschland nur einmal, im Jahre der Handelskrise 1907, Gold ausgeführt, und auch da nur in dem geringen Betrage von 20,2 Millionen Mark. In allen andern Jahren brachte die glänzende industrielle Lage stets Einfuhr an Gold. Die Möglichkeit, Differenzen in der Zahlungsbilanz durch Gold auszugleichen, ist auch angesichts der Milliardenwerte der Ein- und Ausfuhr nicht groß. Unsere zuletzt an elf Milliarden heranreichende jährliche Einfuhr könnten wir mit all unserm Gold nur teilweise bezahlen. Es liegt deshalb auf der Hand, daß das Gold nur geringe Differenzen der Zahlungsbilanzen ausgleichen kann. In der Hauptsache ist es notwendig, Ein- und Ausfuhr miteinander in Einklang zu bringen. Gegebenenfalls können auch Auslandsanleihen denselben Erfolg herbeiführen. Es ist deshalb geäußert worden, daß sich diese Mittel zu einer Methode ausbilden ließen, die die Verwendung des Goldes gänzlich erübrigte. Aber die Begehung solcher Wege ist in der Lage, in der wir uns zur Zeit befinden, mehr als schwierig. Wir brauchen dringend eine starke Einfuhr an Lebensmitteln und Rohstoffen. Was wir diesen an Ausfuhr gegenüberstellen können, ist bei der Lähmung unseres ganzen Wirtschaftslebens durch die Revolution gering. Die Aufnahme von Anleihen im Ausland, besonders bei unsern Feinden, wird uns, wenn überhaupt, nur sehr schwer möglich werden. Es bleibt daher nichts übrig, als unsere Einfuhr auf ein Minimum zu beschränken und unsern Goldvorrat zum Ausgleich mitheranzuziehen. Um diesem Zweck für längere Zeit gerecht zu werden, ist das Halten und die Stärkung unseres Goldschatzes auch für die Zukunft notwendig. Aber dieser Goldschatz hat jetzt eine andere Bedeutung gewonnen. Er ist nicht mehr zwecklos tote Anhäufung eines edlen Metalles, sondern bestimmt, den lebendigen Zwecken nationaler Wirtschaft zu dienen.

Als der Ausgang dieses Krieges noch ungewiß war, hat ein Schriftsteller an die gänzliche Beseitigung des Goldes die Hoffnung geknüpft, wir würden uns dadurch eine größere wirtschaftliche Freiheit von England erkämpfen. Heute ist England Herr aller golderzeugenden Länder und damit in den Stand gesetzt, durch Verschiebung von Gold an bestimmte Länder jeweils die Geldverhältnisse so zu regeln, wie es ihm vorteilhaft dünkt. Zugleich verschafft ihm sein Goldschatz ein nahezu absolutes Finanzmonopol. Gelänge es uns im Laufe der Zeit, die meisten der übrigen Kulturstaaten außer England zur Aufgabe der Goldwährung zu bewegen, so würde dies Finanzmonopol einen erheblichen Stoß erleiden. Der Wert des Goldes, der heute durch die angedeuteten Währungsmaßnahmen erheblich über dem Warenwert steht, würde wieder um zwei Drittel auf diesen zurücksinken. Dieser Traum, sich aus den goldenen Fesseln Englands zu befreien, kann aber heute, wo durch den Verlauf des Krieges unser Einfluß in der Welt vernichtet ist, seiner Verwirklichung nicht entgegengeführt werden. Mag er als Ziel der Zukunft uns weiter vorschweben, zunächst gilt es jedenfalls, sich mit dem Greifbaren zu begnügen. Was in dieser Beziehung der Krieg an Erkenntnis wirtschaftlicher Zusammenhänge und des Wesens des Goldes gebracht hat, ist genug, um zum Segen der deutschen Wirtschaft daraus Nutzen zu schöpfen.



Der freie Hals
Von Margarete v. Suttner



Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß die Menschen sich allen Wünschen oder Geboten der Mode, obzwar anfänglich oft widerstrebend, schließlich doch unterwerfen, und daß sie häufig dahin gelangen, sie für so unzweifelhaft richtig zu halten, daß ihnen alles auf einem bestimmten Gebiet Zurückliegende unbegreiflich, wenn nicht lächerlich erscheint, und zwar selbst dann, wenn es tatsächlich besser war.

Nirgends tritt das so offensichtlich zutage, wie in Anwendung auf die Kleidung. Mit mißbilligendem Stirnrunzeln oder spöttischem Lächeln wird die von den Vorfahren für so richtig gehaltene Mode abgeurteilt.

Zu den modischen Besonderheiten, über die die Menschen im Laufe der Begebenheiten die Meinung wiederholt von Grund aus änderten, gehört der Halsausschnitt. So ist eine durchgreifende Meinungsänderung, nein, mehr: das Auftauchen einer nie dagewesenen Mode, Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu verzeichnen: Stehkragen, so hoch, so steif und so eng anliegend, daß die volkstümliche Ausdrucksweise, die vom ‚eingewürgten Hals' sprach, als die einzig wirklich treffende erscheint. In den neunziger Jahren erreichte diese Mode ihren Höhepunkt — das Wort im doppelten Sinne zu verstehn! — der mit der Neuheit der weißen Batistbluse, um die Wende des Jahrhunderts, als überschritten anzusehn ist. Diese vollkommen futterlosen, durchsichtigen Blusen gaben Anlaß, die brettsteifen Krageneinlagen allgemein abzuschaffen. Die Kragen wurden von nun an nur noch mittels Stäbchen gestützt, sie wurden allmählich niedriger, sie blieben schließlich ganz weg — eine neue Mode hatte eingesetzt.



Das Kleid ohne Stehkragen — von einem Ausschnitt konnte man vorerst nicht reden — war nicht kleidsam, nicht bestechend, und fand daher nicht viel Anhänger. Auch diese Mode mußte erst reifen, um jene Kunst leichter Irreführung aufzuweisen, die einzig und allein Erfahrung zu bieten vermag.

Und wir erlebten nun dasselbe Schauspiel wie vor Jahren — nur im entgegengesetzten Sinne: Wie seinerzeit das Kleid immer höher, bis zur Unwahrscheinlichkeit, hinaufgestiegen war, so klettert es jetzt immer tiefer herab — auch bis zur Unwahrscheinlichkeit? Wer wagt es, die Wege der Mode vorauszusagen? Doch soll ich ein wenig den Zeichendeuter spielen, dann sage ich: der höchste Höhepunkt oder richtiger der tiefste Tiefstand dieser Modelaune ist noch nicht erreicht; dennoch ist ständig eine Vergrößerung der entblößten Fläche, sind ständig neue Formen des Ausschnittes zu verzeichen, und gewöhnlich gehen Moden erst dann zurück, wenn ein Überbieten nicht mehr gut möglich ist.

Noch immer arbeitet die Phantasie, wenn auch ein wenig gewaltsam. Sie ersann ein Kittelkleid, das vorn den bekannten ovalen Ausschnitt zeigt und hinten einen herzförmigen. Da nun der Zuschnitt vieler allerneuester Kittelkleider (vom Franzosen sehr treffend robe chemise genannt, wie man ja auch um die Wende des 18. Jahrhunderts nur von einer robe chemise sprach) vorn und hinten der gleiche ist, so brauchte so ein Kleidchen füglich nur verkehrt angezogen zu werden. Und wer weiß, ob nicht eine ganz gerissene, kleine Kokette auf diesen Gedanken kam und so eine ‚neue Linie' schuf! Jedenfalls birgt so ein herzförmiger Rückenausschnitt in Anbetracht der Schlankheit unserer Frauen die Gefahr optischer Täuschungen in sich, und das um so mehr dann, wenn nach altem Herkommen an der Ausschnittspitze eine Agraffe angebracht wird. Wie bezeichnet doch der Simplizissimus-Baron seine ältliche Braut? Die auffallend Schlanke dort! — Mir gefällt se nich! — Wo die Brosche steckt, ist vorn.

Ein wenig gewaltsam ist auch ein Kleid mit der Zusammenstellung von herzförmigem Ausschnitt und hohem Stehkragen, d. h. ein weicher, faltiger Bandstehkragen, hängt nur hinten mit dem Kleid zusammen, vorn bleibt ein Dreieck bloß. Ein wenig gewaltsam, aber pikant und nicht unkleidsam, ist auch der schiefe Ausschnitt, dessen tiefster Punkt, stelle

er nun, um ein wenig Geometrie zu treiben, ein Dreieck oder ein Rhomboid dar, nie in der Mitte, sondern auf der linken Brustseite liegt. Ob man nun, dem Strome der Mode folgend, vom Zentrum abrückte und scharf nach links hinüber, ob man den altüberkommenen viereckigen Ausschnitt trägt, einen ovalen oder einen runden, der sich vorn zu einem Fensterchen erweitert — niemals soll diese Angelegenheit philiströs, kleinlich behandelt werden. Ja schon wird sie, nach der Meinung vieler, am Tage allzu großzügig gehandhabt, und vor dem Ausschnitt, dem man ihnen am Abend vorführt, bekreuzigen sie sich.



In der Tat — wer wollte es leugnen? — so ein echtes, rechtes Abendkleid sieht ein bißchen nackt aus. Indes, schon schaffte ein findiger Kopf Abhilfe: unter der tiefausgeschnittenen Taille — sofern man von einer solchen sprechen will — trägt man eine Passe aus fleischfarbigem Chiffon, sie weist die Höhe eines vorn oberen Halsausschnittes auf, ist am oberen Rande durch einen durchschnittenen Hohlsaum begrenzt, stört in nichts die zeitgemäße Linie, ist ‚unsichtbar', aber doch da.

All jenen nun, die mit den Formen unserer Tages-, Nachmittags- und Abenddekolletées hadern und sich vielleicht gar auf die gute, alte Zeit berufen, kann man nur den Rat geben, einen Blick auf die Bilder aus früheren Jahrhunderten zu werfen, auf die eines Frans Hals und noch weiter zurück. Absichtlich vermeide ich es, auf das 18. Jahrhundert zu verweisen, weil ich weiß, daß es in den Augen vieler den Stempel arger Sittenlosigkeit trägt. Ich erinnere daher lieber an die Zeit nach der französischen Revolution, die Tage unserer Königin Luise und an noch näher liegende Jahre, da Frauen und Mädchen bis zum Kinn geschlossene Kleider kaum kannten. Selbst Mamsell Zimperlich trug zur Sommerszeit tief ausgeschnittene Jaconet- oder Barègekleider, und wenn sie auf die Straße ging, dann nahm sie einen Kragen aus Mull oder Tüll um, man nannte ihn Canezon, oder einen langen Spitzenschal, der den schönen Namen Bajadère trug, um wenigstens eine dürftige Hülle über der Reize Pracht zu legen. Das ist in des Wortes vollster Bedeutung gemeint, denn auch die Schlankheit unserer Frauen ist bis zu einem gewissen Grade ein Gebot der Mode. Man betrachte nur einmal die üppigen Halsausschnitte in der Schönheitsgalerie im Münchner Schloß, und die Gemälde eines Winterhalter, Stevens, Makart u. a. m., die als „Maler schöner Frauen" gelten — und daneben die Bildnisse heute bewunderter Frauengestalten.



Aber gerade in dieser rassigen Schlankheit und der oft geradezu erstaunlichen Unempfindlichkeit der Frauen für Witterungseinflüsse, die das Ergebnis zeitgemäßen sportlichen Durcharbeitens und Sichgewöhnens sind, liegt eine gewisse Gewähr, daß der Halsausschnitt nicht so bald von der Bildfläche verschwinden wird, ja, daß er sich ausdehnen kann und wird. Das Auge dürfte sich noch mehr mit ihm vertraut machen, vielleicht abermals so sehr, daß es geschieht wie vor Jahrhunderten, da ein Geistlicher von der Kanzel herab die Gläubigen tadelte, weil sie nicht in gebührender Kleidung zur Messe kämen. Er betrachtete als gebührend das tief ausgeschnittene Kleid.

Diana und der Held

Von Eduard Rehlmann

Verblutet? Unterlegen? Man hatte zuweilen auch gesiegt — und mit welchem Elan gesiegt! Hatte sich unter Italiens Sonne, in den wilden Gerüchen dieses dreimal verfluchten und gesegneten Landes herumgeschlagen, voll Bitterkeit und voll Süße, hatte dreimal die Hoffnungen und die Sehnsüchte dreier Könige über die Alpen getragen, die Fahnen Orléans' bis vor Neapel gepflanzt.

Und nun, nach sieben Jahren Rausches und Bewegung — sie blieben zurück wie in blauem Dunst — nun zog man wieder in Paris ein. Trat auf Reisig, fand sich überrascht vom Jauchzen eines Volkes, das man nicht kannte, dennoch aber irgendwie begriff, und erfuhr so, süß erschauernd, daß man zu Hause war. Heimat...

Die voranritten, hielten: so dicht staute sich das Volk. Es schrie, weitete die Arme, wollte sie berühren, die großen Helden: La Palisse, d'Aubigny und vor allen anderen ihn, Pierre du Terrail, Seigneur de Bayard, ihn, der das zu sein vorgab, was ihnen allen als höchstes Idol vorschwebte: der Ritter sonder Furcht und Tadel.

Dann ward es plötzlich still: sie ritten in den Schloßhof, stiegen von den Pferden und traten nun, hochaufgerichtet, den großen Gang an. Dort, wo sich die Silhouetten der Bäume milder bogen, am Portal des königlichen Parkes, thronte König Ludwig. Starrte vor sich hin, und nur zuweilen daß der Blick plötzlich entzweiriß und, sich mühsam aufrichtend, die Entfernung zwischen sich und den herannahenden Helden kurz durchmaß, um dann rückkehrend jenes Kleid aus weinrotem Plüsch zu streifen, das neben ihm leuchtete und das die Königin Anna trug, Anna von Bretagne, die Witwe des letzten Valois und nun abermals Königin und des ersten Orléans Gemahlin.

Endlich kniete Bayard vor dem König. Der legte den Arm auf des Ritters Schulter, sprach langsame Worte, riß dann den Kopf nach rechts, doch der ängstliche Blick galt nicht mehr dem königlichen Purpur; er streifte ein Kleid aus weißer Seide und viel blondes Haar, das darüber fiel. Und schon kam Bewegung in das weiße Kleid, von einer Hüfte, schmal wie die eines Kindes, strömte Leben, floß zu Schritten: das weißgekleidete Mädchen trat vor. Daß endlich alle den großen, ruhigen Blick gewahrten, der einer Muttergottes gehörte und aus einem Kinde floß.

Und Diana, die Tochter Jeans de Poitiers, begann. „So empfanget die Lilien, Ritter, die Euch ein König weiht!" begann sie mit ihrer schweren, ruhigen Stimme. „Zwar bin ich noch jung und weiß nichts von Blut und Sterben, nichts von Kampf und Erfüllung. In mir ist nur Liebe zu meinem König, dessen Wappenblume ich halten darf. Ihr aber, o Herr, durftet für ihn sterben und siegen. Um wieviel größer noch muß diese Liebe in Euch sein! Was seid Ihr würdiger, diese Blume zu tragen!" Damit reichte sie ihm die weißen Blüten.

Und jetzt erst hob sich ihr dunkelumschatteter Blick und drang langsam auf den Knieenden ein, ihn wie von ungefähr mit Kostbarkeiten überschüttend.

Daß er, der Kampferfahrene, vor dem dreizehnjährigen Kinde über und über errötete.

Solches sahen alle. Jean de Poitiers sah es, und sein Herz erbebte; er war erst gestern aus dem Dauphiné nach Paris gekommen, und nun erschrak er fast vor den unbeschränkten Möglichkeiten eines Glückes, das sich, von einer plötzlichen Laune des Königs herbeigewinkt, vor seinem und seiner Tochter künftigem Leben aufgetan hatte. Und der neben ihm stand, ein Mann, groß, hager und düster, der Groß-Seneschall der Normandie, Louis de Brezé, sah es gleichfalls.

✠ ✠ ✠

Tags darauf wußte der Seneschall nicht, welch hartes Schicksal ihn niedergeworfen hatte: er fühlte den Blick, der einem andern gegolten, noch unausgesetzt auf sich brennen, er atmete noch immer den Hauch, der zu einem andern geflossen war. Seiner Ruhe auf so harte Art entrissen, lief er seit frühem Morgen im Parke umher, immer gewärtig, daß das himmlische Mädchen ihm plötzlich von irgendwo entgegentreten würde.

Erst gegen Mittag bog Diana in den Garten. Gestern noch eine Fremde, ward sie heute von den Torstehern voller Unterwürfigkeit gegrüßt. Sie erging sich in den Alleen. Bis ihr endlich der Held entgegenkam, leichtfüßig, selbstsicher und heiter: der Ritter sonder Furcht und Tadel.

Er lächelte.

Diana aber vermochte plötzlich keinen Schritt mehr zu tun. Ringsum leuchteten

die grellen Farben des Herbstes. Blutrote Blätter taumelten zur Erde.

„Wie ist es doch seltsam, Dame," begann endlich der Ritter, „daß Ihr, ein Kind noch, Euch den Herbst zum Begleiter wählt?"

„Ein Kind sagt Ihr?" flüsterte sie erschreckt.

Und da er noch immer so reglos lächelte: „Vielleicht ist alles nur Schein — der Herbst der Bäume, die Kindheit meines Herzens — vielleicht auch Schein nur, daß es mir jetzt die Kehle so zuschnürt" — ‚O, daß ich es Euch selber sagen muß!' dachte sie noch und wankte schon.

Der Ritter sonder Furcht und Tadel hob leicht den Arm. „Worte aus solchem Munde machen mich zum Ungelenken."

Da lag sie schon zu seinen Füßen, den Mund offen, den Blick ihm hinreichend. „Nehmt mich, Herr!"

Es verging eine Weile. Der Ritter sonder Furcht und Tadel erschrak, zum ersten Male zeit seines Lebens.

Das Mädchen erhob sich. Streifte ein welkes Blatt aus ihrem Haare, hörte eine ferne Glocke schlagen — und ging schon.

Hinter dem Boskett kam ihr der Seneschall entgegen.

„Warum schlagt Ihr die Augen nieder, Seneschall?"

Der Seneschall sagte: „Weil ich Euern Blick fürchte, Dame."

Darauf sie: „Wähnt Ihr Euch von ihm krank, Seneschall?"

„Er höret nimmer auf zu brennen in meinem Herzen, Dame."

„So kann wohl nichts anderes Euer Herz heilen denn wiederum er selbst?"

„Er soll es heilen, Seneschall."

Der große, düstere Mann fiel ins Knie.

⌘ ⌘ ⌘

Auf dem Schlosse Dubray in der Normandie waltete Diana als des Seneschalls Gemahlin.

„Ich wünsche ein Roß, das nur von mir berührt werden will. Ich wünsche einen Falken, der, so mein Herz das Wild plötzlich dauert, die Beute wieder fallen läßt."

Der Seneschall ritt nach Paris; er brachte einen Araber, einen weißen Falken —

Doch Diana dachte bereits an anderes.

„Schafft mir Gesellschaft! Schafft mir Pagen, deren Herz ausrinnt, so sie an mein Kleid rühren!"

Es kamen fünfzehn Pagen.

Als sie dann hintrat und sie musterte, den Blick zu grausamer Strenge spitzend, schwankte die weiße Reihe, und die Blicke fielen zu Boden.

Einer nur biß sich die Lippen wund und hielt stand.

Diana erschauerte. „Schafft ihn weg! Wie kalt ist sein Blick! Fort, fort mit ihm!"

⌘ ⌘ ⌘

Der Seneschall sagte an ihrem fünfzehnten Geburtstage: „O, alles Euch geben zu können, alles! Den Schatten eines Wunsches! Was Ihr flüchtig einmal erträumt!"

Sie dachte nach. „Ich träumte heute nachts, daß ich an des Königs Throne stand. Und Königin Claudia sprach zu mir: König Franz, mein Gemahl — sagte sie — schläft unruhig und hat üble Träume. Vielleicht, daß er Euch zur Hofdame wünscht? Dies träumte ich heute nachts."

Sie reisten nach Paris.

⌘ ⌘ ⌘

Nun Diana am Hofe den Dienst einer Ehrendame versah, kam der Seneschall nur nach selten dazu, ihren Wünschen dienen zu können wie bisher.

Sie trug auch hier eine strenge Fremdheit zur Schau, sah alles, ohne es bemerkt zu haben, ihr ruhiger Blick kreuzte all die Blicke, die sich ihm entgegenzustellen mühten, schwang sich über sie hinweg, um sich dann vor einem einzigen zu ducken, voller Unterwürfigkeit: vor Königin Claudias Majestät.

König Franz, ein Mann hemmungsloser Launen, begriff nicht recht, was man ihm da berichtete: daß Diana schon einmal, vor drei Jahren, die Lüste eines Königs unnütz entfacht haben sollte. Und so er nun hinsah und Diana musterte und sich sodann erhob, auf sie zutrat und zu ihr zu sprechen begann, geschah es, daß Diana die Worte des Königs solcherart empfing, daß er, der Willensbewußte, unversehens andrer Gedanken ward und nach d'Aubigny rief. Oder gar nach dem Ritter Bayard.

Einige Tage später, um die Mittagszeit — der Hof hatte sich bereits zurückgezogen — trat Bayard vor Diana.

„Ist das noch die kleine Jungfrau, die mich einst gefreit?"

„Ihr irrt. Jenes Kind starb."

„Wie das?" fragte Bayard und lächelte nicht mehr.

„Es starb an Abscheu," entgegnete Diana und kehrte ihm den Rücken. Hinterher trug man sie ohnmächtig aus dem Saale.

⌘ ⌘ ⌘

Der Ritter Bayard hatte nur wenige Tage am Hofe zu verweilen gedacht. Er verblieb Wochen.

„Herzogin, der König hat mich an seiner statt über den Dauphiné eingesetzt. Nun soll ich, allein, in jenes Land ziehen, aus dem Ihr uns damals gekommen —"

Es vergingen Monate, und Bayard weilte noch immer am Hofe.

„Und die Montmorencys? Ist Euer Mut verflogen? Ihr solltet den ruhmreichen Titel abtun!“

Bayard erblaßte. „Spräche so ein Mann, ich würde ihn töten. Spräche es der König, ich würde zu Kaiser Karl reiten und ihm die Krone vom Haupte reißen. Doch da Ihr es sagt —“

„Worte, Ritter, nichts als Worte!“

Einige Wochen später brach Bayard auf. Er führte seinen König. Sie überstiegen die Alpen, und Frankreichs Heer ergoß sich über die Niederungen Italiens. Sie nahmen Mailand — Bayard war mit dem fliehenden Feind zugleich in die Stadt eingedrungen — sie nahmen in Rom Prosper Colonna gefangen. Und bei Marignano erwies König Franz Bayard die höchste Ehre: der Held sollte seinen König zum Ritter schlagen.

Wieder heimgekehrt, ward Bayard gefeiert wie nie ein Held zuvor.

„Ihr seht, Herzogin: man schickt mich immer wieder zu Euch zurück!“

Sie dachte nach. „Ihr waret in Mailand? Habt Ihr dort den großen Maler gesehen? Hießet Ihr ihn, mein Bild verfertigen?“

„Er kennt nicht Eure Schönheit —“

„Und Ihr vermochtet nicht, sie ihm zu beschreiben? Merkt Ihr endlich, daß Ihr noch immer gar nichts von mir wißt? Leicht vertauscht Ihr mich nächstens im Gedanken mit der erstbesten, die Euch unterwegs irgendwo als Beute zugefallen war!“ Sie fing an zu lachen.

⌘ ⌘ ⌘

Um jene Zeit kam ein junger Guise an den Hof. Eines Tages — die Königin unterhielt sich gerade mit dem Ritter Bayard — stand Diana abseits und ließ ihren Arm auf dem Lockenhaar des Guisenknaben ausruhen.

Als sie tags darauf hinter der Königin den Saal betrat, fiel ihr Blick gleich auf den Knaben, der an eben jener Stelle stand wie tags zuvor. Sie erkannte ihn kaum: er war blaß und kahlgeschorenen Hauptes.

„Und du konntest dich nicht wehren?“ fragte Diana schroff.

Der Knabe fing an zu zittern und erbrach sich, wenige Schritte vom Thronsitz.

Noch am gleichen Abend fand man ihn tot in seiner Kammer.

⌘ ⌘ ⌘

Dieses Vorkommnis bewirkte eine Wandlung in Dianas Wesen: sie verschenkte von jetzt an glückverheißende Blicke an die Kavaliere, heute diesen, morgen jenen mit tollen Hoffnungen füllend, als wäre sie auf einmal nur des einen voll, all die Wünsche, die sie bisher übersehen hatte, nun zu wilder Lust und Gier zu entflammen.

Der Ritter Bayard vergnügte sich am Turnier.

Da trat sie selber auf ihn zu. „Seid Ihr schon so feig geworden, daß Ihr gar nicht merken wollt, wie ich Euch betrüge?“

„Herzogin, meine Liebe zu Euch läßt mich nur das merken, was sie erhöhet. Davon, was sie mindern könnte, spricht sie mir nicht. Und da nur sie zu mir sprechen darf und ich keine andere Unterhaltung pflege —“

„Paßt also auf: ich ließ mich heute von Knaben ins Bad geleiten; einer hat meine Brüste geküßt.“

Der Ritter nickte ernst. „So will ich dem Seneschall sagen, daß er ein Schuft ist, sofern er nicht besser zu hüten weiß, was ihm von einer plumpen Vorsehung als Heiligtum anvertraut wurde.“

⌘ ⌘ ⌘

König Franz selbst gab die Anordnungen zu dem Turniere, in dessen Verlaufe Louis de Brézé, Groß-Seneschall der Normandie, von Pierre du Terrail, Seigneur de Bayard, durch einen Stich in den rechten Lungenflügel getötet wurde.

Der Sieger erbat vom König, sich auf den flandrischen Kriegsschauplatz begeben zu dürfen, um die Verteidigung der Stadt Messieres gegen die Truppen Kaiser Karls zu übernehmen.

⌘ ⌘ ⌘

An dem Tage, an dem Diana das Trauerkleid ablegte, kehrte der Ritter Bayard an den Hof zurück. Er ließ ihr seinen Besuch melden.

„Ich komme, von Euch, Dame, das größte Glück zu erbitten —“

Diana zog langsam den Atem ein.

„Ich war ein Kind, und Ihr zertratet mein Herz. Ich wurde Weib, und Ihr erwürgtet mir die Freude. Ich war Gemahlin, und Ihr erschlugt mir den Mann. Würde ich nun Eurer Bitte willfahren, Herr, Ihr würdet Euch wahrscheinlich noch selbst töten, nur um mich abermals arm zu machen.“

⌘ ⌘ ⌘

Und Diana gehörte dem Leben. Was in den vielen Jahren in sie versunken war, all die Antworten, die sie nicht erteilt, all die Bezeugungen von Lust oder Freude, die sie nicht geäußert hatte, jetzt sickerte es von den Lippen und Gebärden der Frau, daß ihre Schönheit in tausend neuen Farben erglühte.

Ihr Prunk übertraf alles Herkömmliche. Sie war die erste, die sich dem Volke in einem von Pferden gezogenen Wagen zeigte.



Im Waldesschatten. Gemälde von Prof. Hans Looschen
(Im Museum von Santiago)

O Diane! jubelte das Volk. O Diane — seufzten Pagenknaben in einsamen Kemnaten.

Der Ritter Bayard schien des Hoflebens müde zu werden.

„Ihr tut unrecht: wir brauchen Herren! Gar den Ritter sonder Furcht und Tadel! Wir haben doch nur den einen!“

Bayard sah zu Boden, hob dann den noch immer glühenden Blick und versuchte eine Wiederholung seiner inständigsten Bitte.

„Ihr werdet alt!“ sagte Diana, ihn furchtsam betrachtend. Und sie wandte sich rasch ab, den neuen Dingen dieses Lebens zu, von denen er, der da strengen Gesichts in seine Sänfte stieg, nichts zu wissen schien.

⌘ ⌘ ⌘

Obgleich Diana für die religiösen Wirren der Zeit niemals eine rechte Neugier bekundet hatte, wurde sie, als sich Bayard mit dem hugenottischen Montmorency verband, schroff katholisch.

Man nannte nun laut die Namen ihrer vermutlichen Liebhaber. Aber es erwies sich, daß — so oft ein solcher Name auftauchte, sein Träger kurze Zeit darauf auf rätselhafte Art umkam, des Nachts auf der Straße, im königlichen Parke oder sonst irgendwo. Daß man schließlich nur noch an einen dachte: der König? Keiner wußte Sicheres. Solches Geflüster verdichtete noch mehr den Sagenkreis um sie und erhob sie zur köstlichsten aller Frauen.

Um jene Zeit war der dreizehnjährige Dauphin an den väterlichen Hof zurückgekehrt, aus Deutschland, wo er als Geisel geweilt hatte. Heinrich, hellockig und blaß, gemahnte in seiner zarten Schönheit an den Guisenknaben, der sich einst Dianas wegen erhängt hatte.

Diana fand Wohlgefallen an dem jungen Prinzen.

„Wagt Ihr auch dieses Haupt zu verunzieren?“ fragte sie einmal den Ritter Bayard, während ihre Hand über die hellen Locken des Knaben strich. „Das erlaubt Euer Eid doch wohl nicht, dieser Eid, dem zu Ehr' Ihr schon so große Opfer gebracht habt!“

Der junge Prinz ward krank vor Liebe. Man verheiratete ihn mit der jungen Katharina von Medici. Er aber verblieb weiter schweren Gemütes.

⌘ ⌘ ⌘

Als aber kurze Zeit darauf Franz vom Leben schied und Heinrich König wurde, verbrachte der Verliebte die Tage ausschließlich in Gesellschaft Dianas. Er umgab sie mit den höchsten Ehren, dichtete sentimentale Episteln auf ihre Schönheit und las dann die Verse dem versammelten Hofe vor.

Bayard ließ Diana noch einmal seinen Besuch melden. Der Zufall fügte es jedoch, daß er im Vorraum auf den König stieß, der Diana eben zu verlassen gedachte.

„Was wünscht der Ritter sonder Furcht und Tadel?“ fragte der Knabe.

„Sire,“ lächelte Bayard — „ich komme, mir eine Antwort holen auf eine Bitte, die ich einst, da Sie, Sire, sich noch nicht auf dieser Welt befunden hatten, von der Herzogin erfleht habe.“

Des Knaben Blick verdüsterte sich. „Man erzählt mir, der Ritter sonder Furcht und Tadel wäre der Liebling dreier Könige gewesen. Nun, ich gestehe, ich habe noch nichts gemerkt, was solchen Ruf rechtfertigen könnte. Es wäre denn, daß Ihr mit erstaunlicher Zähigkeit einem Phantom nachjagt —“

„Der Treue gegen König und Herz!“ sagte Bayard und küßte die Hand seines Herrn. Es fiel ihm nicht leicht, denn im gleichen Augenblicke ward der Türvorhang zurückgeschoben, und vor ihnen stand Diana.

Der Ritter Bayard verschwand vom Hofe. Nach einiger Zeit vernahm man, er sei in der Schlacht bei St. Quentin nach ruhmreichem Kampfe gegen den Spanier gefallen.

⌘ ⌘ ⌘

Es geschah aber im folgenden, daß zuweilen Bilder und Gesichte, stumm und gräßlich, als kämen sie aus einer andern Welt, Diana aufschreckten.

Zum ersten Male am Tage Mariä Geburt: zur Nachtzeit das königliche Schloß auf geheimen Wegen verlassend, merkte Diana, in die Kissen ihrer Sänfte zurückgelehnt, daß ein Zerrbild von einem Gesichte sein Antlitz an die Scheibe drücke und mit glühenden Augen hereinspähe. Diana verlor den Atem, schlug an die Wände der Sänfte — doch die Träger hörten sie nicht, und das Gesicht schwand nicht.

Sie wagte nicht mehr, die Straße zur Nachtzeit zu queren. Der junge König ward genötigt, die Abende in Dianas Hause zu verbringen.

Da geschah es aber, daß Diana, die Tür zu ihrem Schlafgemach aufstoßend, einen Fremden erblickte, der stumm am Bett stand und nun gelassenen Schrittes das Zimmer verließ. Sie drohte hinzusinken; obgleich er hart an ihr vorübergeschritten war, hatte sie nicht gewagt, in sein Gesicht zu blicken; nun hörte sie, wie die Schritte in der Einsamkeit der Straße entschwebten.

Und doch schien die Stummheit seiner Bewegungen nicht von dieser Welt. Oder doch? Denn nun Diana an ihr Bett wankte,

erspähte sie auf den Daunen den Abdruck harter Arme ...

⌘ ⌘ ⌘

Sie verschloß sorgsam alle Türen. Sie betrat, wenn der König gegangen war, nicht eher das Zimmer, eh' ihre Frauen und Mägde alle Winkel und Dunkel durchsucht hatten.

Da geschah es aber am Feste Christi Himmelfahrt, am hellichten Tage, als Diana an des Königs Seite in der Prozession schreitend vor dem Altar hielt, daß ein Mann in schwerer Rüstung, das Visier geschlossen, plötzlich hinter den Flügeln des Altars vortrat, lautlos an dem zelebrierenden Bischof vorüberschritt und, sich vor Diana ehrfürchtig verneigend, in den Reihen des Volkes verschwand. Das war wie ein Gesicht: die Leute ringsum starrten einander an, vermeinten zu spüren, daß sich schweflige Dünste dem Weihrauch mengten, an Diana aber rieselte kalter Schweiß.

⌘ ⌘ ⌘

Nun verschloß sie auch dem Könige die Türen. Man berichtete, daß der Schlaf sie fliehe und daß sie nächtlings, ein Licht im Arm, durch die Gemächer schleiche und laute Zwiegespräche mit sich halte.

Solche Abgeschiedenheit steigerte die Leidenschaft des Königs aufs äußerste. Nun sie ihr Blick nicht mehr zu zügeln vermochte, gelang es dem Fassungslosen in schwülen Nächten endlich einen Entschluß zu erhaschen — und schon lief er durch die Finsternis, pochte an Dianas Tor, winselte, beteuerte, bis man ihm endlich öffnete und er, zitternd und zerquält, zu ihren Füßen sinken durfte: „... Erbarmen!"

Diana fuhr wortlos über das blonde Haar des Jünglings. Da stießen ihre Finger an ein welkes Blatt, das sich in seinen Locken unterwegs verfangen hatte. Sie schauderte, besah das Blatt mit starren Augen und flüsterte: „Wie jung Ihr doch seid! Und Ihr ersehnt den Herbst?"

Darauf gab sie sich ihm und wurde in dieser Nacht zum ersten Male eines Mannes Geliebte.

⌘ ⌘ ⌘

Überglücklich, neuem Leben erwacht, ordnete der König am nächsten Tage ein Turnier an. Er selber wollte zu Dianas Ehren mit dem jungen Montmorency fechten. Aber dann, ins Feld sprengend, fand er sich einem schwarzbeharnischten Ritter gegenübergestellt, der nicht seines Gegners Farben trug, sondern wie er die Farben Dianas.

Auflachend spornte der König sein Roß. Aber da ward er schon getroffen und fiel vom Pferde, derweil der schwarze Ritter wiederum verschwand, stumm und spukhaft, wie er erschienen war.

Des Königs Wunde heilte nicht. Er starb.

⌘ ⌘ ⌘

Diana wartete. Sie vermeinte, nun müsse sich die Türe öffnen und er, der grausame Erdulder, müsse eintreten.

Sie schlich des Nachts hinunter, öffnete die Tore, breitete die Arme — „Einziger!" flüsterte sie. „Du, den ich geliebt habe, was ich denken kann ..."

Doch es kam keiner. Als wäre der Ritter Bayard wahrhaftig schon damals in der Schlacht bei St. Quentin getötet worden.

Odysseus und die Sirenen

Sie hatten Tage mit dem Sturm gestritten
Und Jahre um ihr Abenteurerdasein.
Sie liebten es, weil sie darin gelitten.
Denn leben hieß für sie dem Tode nah sein.

Doch das war ihnen neu, daß der Verhaßte
In Schönheit wohnen könne und in Tönen
Und daß er sie bei ihrer Sehnsucht faßte.
So aber nahte er in den Sirenen.

Und plötzlich lag der Hoffnung letztes Ziel
Nur noch im Sterben. Und sie mußten ihn,
Den Horcher, an sein liebes Leben binden,

Daß er es nicht von sich warf wie ein Spiel,
Darin wir nichts Ergötzliches mehr finden.
Ihn riß der Tod zum tiefsten Leben hin.

Gustav von Festenberg-Packisch

Das Auge und das künstlerische Sehen

Von Reg. u. geh. Baurat Dr. Otto v. Ritgen

Seine Gedanken über das künstlerische Sehen hat der dahingeschiedene um die Kunst verdiente Carl Hocheder in einem vor mehr als zehn Jahren geschriebenen Aufsatz der ‚Deutschen Bauzeitung‘ (1907) niedergelegt und dabei zunächst darauf hingewiesen, daß wir nach A. von Hildebrands Auseinandersetzungen im ‚Problem der Form‘ beim Sehen unsere Augen in verschiedener Weise gebrauchen, indem wir einmal einen einzelnen Gegenstand aufs Korn nehmen, „ihn mit bewegtem Auge gleichsam abtasten“, um ihn genau kennen zu lernen, das andere Mal, indem wir den Blick in voller Ruhe gleichmäßig auf unserem Gesichtsfeld haften lassen und es als ein Ganzes, als ein ‚Bild‘ in uns aufnehmen. „Es leuchtet ein,“ sagt Hocheder, „daß ein im Entstehen begriffenes Gesamtbild sich nur bei diesem Schauen mit ruhendem Auge wirklich schön gestalten kann, denn nur dabei wird alles berücksichtigt, was im Gesichtsfeld überhaupt erscheint.“

Alles, was also zum Ganzen, wie wir es bei ruhendem Auge gleichzeitig und auf einmal sehen und auf uns wirken lassen, gehört, wird in diesem Eindruck — d. i. bis zu dem Grad der Klarheit und Schärfe — auf der Tafel desjenigen wiederkehren müssen, der es als künstlerisch gesehenes Gesamtbild wiedergeben will. Mit bewegtem Auge gesehene Dinge dagegen werden nur als Einzelheiten für sich aufgefaßt und dementsprechend eins nach dem andern neben- oder hintereinander wiederzugeben sein.

Je nachdem die eine oder die andere Art des Sehens vorherrscht, ändern sich die Eindrücke und die Auffassung des Gesehenen wechselt. Wie die Auffassung, so die künstlerische Wiedergabe dessen, was Natur oder Menschenwerk uns vorführen! Die Impressionisten legen auf den Eindruck bei ruhendem Blick das einzig entscheidende Gewicht, wogegen die alten Malerschulen auch liebevoll abgetastete Einzelheiten nebeneinanderreihen und sie mehr oder minder zu einem Ganzen zu verschmelzen suchen.

Der Wille der Schöpfung war es, daß nicht zwei Menschenkinder alles genau gleich sehen sollen; jeder sieht das von den Augen Erfaßbare nach seiner Art. Aber es gibt doch Grenzen, innerhalb deren sich diese wechselvolle Vielheit bewegt.

Das Sehen ist nun nicht ein bloßes Aufnehmen, sondern zugleich ein Rückstrahlen der Sehbilder, die sich mit Hilfe des Lichtes auf unserer Netzhaut prägen.

Wie eine Vorrichtung zur Aufnahme von Lichtbildern ist unser Auge eingerichtet, nur daß die Rolle der ebenen matt geschliffenen Glasplatte, auf der beim Photographieren das Bild erscheint, von der Netzhaut übernommen ist, die der hinteren Hälfte unseres im Innern durchsichtigen Augapfels umgelagert und somit in Form einer halben Hohlkugel gekrümmt ist. Vermöge dieser Krümmung ist die Netzhaut imstande, auch von ziemlich weit seitlich, ober- oder unterhalb der eigentlichen Sehlinie gelegenen Punkten Lichteindrücke zu empfangen, mittels ihres höchst fein verzweigten Netzes von Sehnerven im Gesamteindruck ohne Vernachlässigung anderer Teile des Sehbildes aufzunehmen und zum Bewußtsein zu bringen, während das Auge völlig unbewegt bleibt.

Es setzt dieser Zustand nun in der Regel voraus, daß der Wille besteht, die Tätigkeit auf die Aufnahme des Gesamtbildes auch wirklich zu richten, sich dem Gesamteindruck hinzugeben, ohne auf Einzelheiten abzuschweifen, denn das gesunde Auge ist — wohl aus Erforschungstrieb und Gewohnheit — stets bereit und bestrebt, das Bild eines oder des andern Gegenstandes durch den in seiner Lichtempfindlichkeit bevorzugten gelben Fleck der Netzhaut aufzufangen (der beim Geradeaussehen ungefähr in der Sehachse liegt) und somit aus der Ruhe des Schauens zu der Bewegung, zur abtastenden Tätigkeit überzugehn. Nicht nur, daß jedes Auge sechs Muskeln besitzt, vermöge deren leichter Beweglichkeit jede Drehung um den Mittelpunkt des Augapfels zum vielgeübten und beliebten Spiel wird, sondern es hat auch noch die Gabe, sich zum Zweck des besonders scharfen Sehens (Fixierens) auf die Entfernung des aufs Korn genommenen Gegenstandes besonders einzustellen, indem es die lichtbrechende Wölbung seiner Hornhaut und seiner Linse durch Anspannen oder Nachlassen des umlaufenden sogenannten Ciliarmuskels abflacht oder sich stärker krümmen läßt. Und endlich noch ein drittes Mittel steht uns zu Gebot, um den Blick zu schärfen: Die Augenlidspalte kann durch das Spiel von zwei eigens dazu dienenden Muskeln beliebig verengt oder bis zu einem gewissen Grad erweitert werden.

Wenn also ein menschlich wie künstlerisch gesehenes Gesamtbild aufgefaßt werden soll und das nur mit ruhendem Auge geschehen kann, so muß zu diesem Zweck nicht nur die Richtung des Blicks, sondern auch die Einstellung auf Mittel-, Vorder- oder Hintergrund und das Maß der Öffnung der Augenlidspalte auf eine wenn auch vielleicht

kurze Spanne Zeit unverrückt festgehalten werden.

Es handele sich z. B. um ein reizendes Schloß in Baumgruppen an einem See; ein Maler mustert die Landschaft, um den Standpunkt für ein aufzunehmendes Bild und die Grenzen, wie weit er es bei der Wiedergabe in den Rahmen fassen soll, auszuwählen. Er wird es von verschiedenen Stellen aus mit verschiedenen Sehlinien versuchen, aber die Richtung des Auges immer so lange festhalten müssen, bis er einen klaren Gesamteindruck gewonnen, auch herausgefühlt hat, welche Einstellung des Auges und welche Bemessung des Sehfeldes sein Empfinden befriedigt. Je näher er aber dabei ist, sein Ziel zu erreichen, desto leichter wird es ihm, das Sehen mit ruhendem Auge dauernd auszuüben, sich dem Eindruck des gewählten Bildes hinzugeben, es mit Auge und Sinn zu genießen. Je feinsinniger die Wahl, desto höher wird der Genuß sein, freilich nur, wenn die natürliche Landschaft durch Menschenwerk verschönt, zum mindesten frei vom Gegenteil vor ihm liegt. Dagegen können Reizungen mannigfacher Art, die das Auge beim Suchen nach einem befriedigenden Schaubild empfängt, und die in der vielleicht nicht glücklichen Gruppierung der Massen und der hervortretenden Einzelheiten des Geschauten ihrer Beleuchtung, Farbe, ihrer etwa mangelnden Zusammenstimmung zu einem Ganzen liegen, den Genuß stören, die Erreichung des Zieles verhindern, ja es unter Umständen selbst dem Auge eines starknervigen Beschauers verleiden, die Tätigkeit des Sehens mit ruhendem Auge weiter auszuüben, z. B. infolge von Unklarheit, Zerrissenheit, Überladung. Nur wo sich wirklich befriedigende ‚Bilder' bieten, kann das Auge sie herausfinden, auf ihnen ruhsam verweilen.

Wo die Natur, die Mutter und Meisterin des Schönen, hat walten können, finden sich immer malerische Bilder. Die Rücken der Berge, der Silberlauf der Flüsse, die Gruppen der Seen und Wälder, die sich ausbreitende Erde mit allem, was geboren, was gewachsen ist in Tier- und Pflanzenwelt, die Bildung der Wolken und des Abendrots unterliegen dem Gesetz des Kampfes um Licht und Leben, in dem der Stärkere siegt und die mächtigste der gestaltenden Kräfte für Einordnung der minder starken auch im Erscheinungsgebiet sorgt. Aus jedem Zug der Natur spricht die Klarheit des Gewollten, der Sieg der Kraft. Jede bedeutsame Naturerscheinung mit ihrer deutlichen Gliederung in Herrschendes und Beherrschtes liefert gerade deshalb malerische Bilder. Durch das, was vom Menschen geschaffen wird, können die Bilder in ihrer Schönheit erhöht, aber auch ihres Reizes und ihrer Ruhe entkleidet werden.

Welche Anforderungen nun durch das Gegebene, das sich dem Auge bietet, erfüllt sein müssen, hängt von der Empfindung des Schauenden ab, der, mag er es nun zu künstlerischen Zwecken oder ohne diese tun, die Schönheit der Landschaft genießen will, ohne sich von Einzelheiten ablenken zu lassen. Was schön sei, wird immer in letzter Linie der Beurteilung durch unser Empfindungs- und Seelenleben unterstehen, aber was dem Auge ein schönes Bild abgibt, dafür stellt das vermittelnde Sehorgan in erster Linie selbst seine Vorbedingungen, die zu erforschen sich besonders lohnt, denn kaum irgendwo dürfte sich geistiges und leibliches Leben näher berühren als im Auge.

Wie geartet sind also die Reizungen, die störend auf das ruhsam verweilende Auge wirken? Zunächst: zu viel Licht, zu schreiende Gegensätze, denn das geblendete Auge schließt sich in schmerzhafter Empfindung und versagt wie die Zunge des Feinschmeckers, wenn die Speise überpfeffert ist. Man erwäge ferner, daß von der Stelle des stärksten Gegensatzes von Hell und Dunkel das Auge bewußt oder unbewußt angezogen wird und gezwungen, sich ihr anzupassen und auch mit dem Maß der Öffnung der Lider auf sie einzustellen. Das ‚Bild' wird also nur eine solche Stelle oder nur eine Hauptgruppe solcher Stellen aufweisen dürfen, denn hätte es zwei oder mehrere, so würde das Auge von einer zur andern hin und her zu gehen genötigt sein, statt seine ruhende Tätigkeit ungestört auszuüben. Im inneren Bereich der Tafel, möglichst nicht zu nahe den Ecken oder dem Rand muß das Hauptstück an Licht- oder Gegensatzfülle gipfeln, damit das Auge den besonders empfindlichen Fleck seiner Netzhaut unbeirrt darauf gerichtet halten und auch alles andere, was zum Bilde gehört, noch in den Gesamteindruck mit aufnehmen kann. Auch dürfen die Strecken, die, wie man sagt, dem Beschauer etwas aus dem Auge sind, nicht etwa gerade das Anziehendste bieten. Überhaupt muß das zu Schauende (und Abzubildende) die Ruhe in sich finden lassen, die nur der Klarheit und der Einordnung des Dargebotenen in Vorherrschendes und in mehr oder weniger Beherrschtes eigen ist; demgemäß seien die Massen, die Farben, das Licht und die Gegensätze großzügig und ohne Zersplitterung verteilt. Man vermeide bei der Wiedergabe auf der Bildtafel allzu eingehend und übersorgfältig ausgeführte Einzelheiten, wenn sie für den Gesamteindruck von nebensächlicher Bedeutung sind, weil beim künstlerischen Sehen nur das Hauptstück das Anrecht hat, unser Auge vorzugsweise zu fesseln, und von ihm auch in seinen Einzelheiten voll empfunden zu werden, und weil der Maler nur sein ruhsam gesehenes Bild wiederzugeben gedenkt und dabei nicht aus seiner Rolle fallen darf. Fände sich etwas, was die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich zöge, abseits vom großen Zuge eines Gemäldes, so würde das Auge des Beschauers dahin schweifen, und der Zauber der künstlerischen Wahrheit des Gesamteindrucks ginge dann vielleicht verloren!

Diese Ratschläge, wie sie zunächst für den



Morgenandacht. Gemälde von Berthold Clauß

Landschafter, in ihrer Begründung aus der Art des Sehens und als eine Folge der Einrichtung des Auges hergeleitet werden, dürften in ihrer Bewährung als ein bekanntes Gemeingut der Erfahrenen gelten.

Hocheder spricht sich darüber, wie folgt, aus: „Wir empfinden beim reinen Schauen nur dann Wohlbehagen, wenn wir uns in dem Erschauten sofort zurechtfinden; das bietet die Wahrung einer gewissen Einheit in dem Erschauten. Jede Einheit setzt sich aber wieder aus einer Vielheit zusammen oder umgekehrt, die geschaute Vielheit soll sich zu einer höheren Einheit zusammengeben. Das geschieht der Hauptsache nach dann, wenn die Teile sich zunächst in Herrschende und Beherrschte voneinandee sondern und nebenher doch wieder in Beziehungen treten, die man im allgemeinen mit Ähnlichkeits- und Gegensatzbeziehungen kennzeichnen kann."

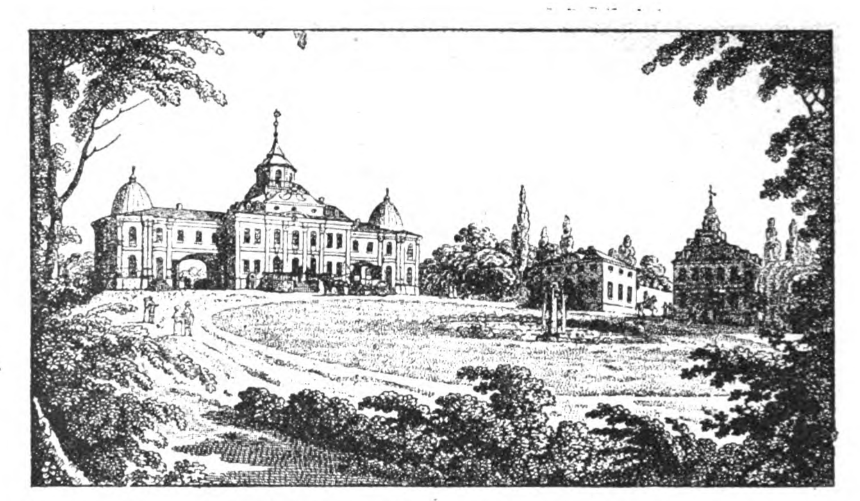
Wie fein beobachtet und wie zutreffend das gesagt ist: in dem Wort Wohlbehagen scheint doch nicht alles ausgedrückt, was wir bei solchem Sehen empfinden! Es ist eine tiefe Befriedigung des in uns wohnenden Ordnungs- und Schönheitsgefühls, die Erfüllung einer Naturnotwendigkeit für unser Auge, das beim künstlerischen Schauen Führer und Vermittler unserer Seele wird. Mit Recht spricht deshalb auch Hocheder an einer andern Stelle von dem unbewußten Bedürfnis des Auges nach wohlgefälliger Ordnung, „das sich Generationen hindurch stets gleich bleibt und immer wieder nach Erfüllung verlangt". Ein Grund dafür liegt aber, wie hier dargelegt, schon in der eigenartigen Einrichtung unseres Auges, nämlich in der Vereinigung gerade seiner aufnahmefähigsten, lichtempfindlichsten Sehnerven auf einer verhältnismäßig kleinen Stelle, dem schon erwähnten gelben Fleck, wodurch das Sehorgan gezwungen wird, sich zu bewegen, wenn das Erschaute sich ihm nicht „wohl zum Ganzen geordnet" darbietet.

Hocheder möchte am liebsten alles Intellektuelle ausgeschaltet wissen beim künstlerischen Sehen, weil „uns das Verstandesleben im reinen Schauen manchen Streich spielen könne". Darin geht er indessen wohl zu weit, wenigstens beim Schauen des Baumeisters, dessen Beruf empfindendes Kunstschaffen fordert, das mit Gedankenarbeit gepaart ist; auch ist es doch nicht das Empfinden des Auges allein, welches unsern Schönheitsanspruch regelt und belebt, vielmehr lechzt die Seele aus sich selbst heraus nach Eindrücken, Empfindungen und Gedanken, somit auch nach Wechsel im Erschauten. Dieses macht eben das sich Zurechtfinden, die klare Ordnung, (die das Auge fordert) erst nötig und führt überdies nicht selten auch den Ausdruck einer sinnvollen Gedankenwelt, den Nachweis einer veredelten Zweckerfüllung dem Bereich des künstlerisch zu Schauenden zu. Paul Wallot sprach von einer Maschinenschönheit, und diese bedarf, um empfunden zu werden, einer begrifflichen Vorbildung über das Wesen der Maschinen oder einer Gewöhnung daran, solche verständnisvoll anzuschauen.

Zum künstlerischen Sehen gehört also ein ganzer Mensch mit seinen gesunden, zu ruhsamer Betrachtung gestimmten Augen, seinem warmen seelischen Empfinden und seinem durch Geistesbildung dazu erzogenen Sinn, sich begreiflich in das Erschaute einzuleben. So hat z. B. Adolf Menzel sein Borsigwerk zu erschauen verstanden und es in seiner starken Persönlichkeit dem Bereich der Kunst zugeführt: er war aber auch nicht nur ein ganzer Mensch im vollen Sinn des Worts, sondern auch als Künstler ein Heros in allen vorbezeichneten Beziehungen.

Trifft das bisher Dargelegte zu, so findet auch das Zusammentreffen aller erwähnten Vorbedingungen voller menschlicher Befriedigung beim künstlerischen Sehen seinen letzten Grund darin, daß in jedem Schauenden Leib und Seele untrennbar vereinigt sind.

Seiner Aufforderung, das künstlerische Sehen im Gegensatz zu dem Objekt-Sehen wirksam sein zu lassen im Bereich der vom Städtebau zu schaffenden Bilder, läßt nun Hocheder eine Bemängelung der lange Zeit leider angestrebten zu weitgehenden Freilegungen alter Dome folgen, weil dadurch Gruppenbilder zerstört wurden, die an Reiz das Einzelbild der Kirche weit übertrafen, indem sich ihnen Herrschendes und Beherrschtes im Spiel von Gleichklang und Gegenklang zu einer höheren Einheit zusammenordneten. Dieser Nutzanwendung Hocheders, der in seinem erwähnten vor mehr als zehn Jahren geschriebenen Aufsatz schon warm für die Rückkehr zum anfänglichen wohlweislichen Standpunkt eintritt, wird man um so rückhaltloser beitreten, wenn man sich überzeugt hält, daß an seiner Forderung Auge, Herz und Gedanken gemeinsam beteiligt sind. Die Schönheit der Schöpfungen der bildenden Kunst liegt darin, wie wir Menschen sie sehen, wie wir ihr ruhsam mit dem Auge aufgefaßtes Bild in uns aufnehmen und mit Herz und Sinn als etwas Vollendetes genießen. Zu dem Zauber des Gewordenen gehört auch die Empfindung, daß das Erschaute als wohl entwickeltes Ganze bestanden und daß, was zum Alten hinzukam, sich selbständig oder im Zusammenhang daran angeschlossen hat. Auch die zum Teil beschränkten Plätze vor den großen Kirchen des Mittelalters haben sich ihnen planvoll angeschlossen und mit der Zeit ihr volles eigenes Bürgerrecht erworben. Bevor man also zu einem Eingriff in das Überkommene schreitet, lege man sich jedesmal die Frage vor, ob die volle Freilegung eines ehrwürdigen, seine Umgebung beherrschenden Gebäudes dem Gesamtbilde tatsächlich zum Vorteil gereichen würde und ob der freie Raum, der zu den bisher in ihrer Beschränkung gewordenen Plätzen hinzukäme, sich ihnen planvoll anfügen und in befriedigender Weise zu den Augen, Herzen und Empfindungen der Stadtbewohner sprechen würde.



⊠ Schloß Belvedere. Stich von K. A. Schwerdgeburth ⊠

Donnerstag nach Belvedere ...

Von Ludwig Sternaux

Ein Maitag des Jahres 1813. Weimar hat sich allmählich von dem Schrecken erholt, den am 18. April ein Gefecht zwischen dem Blücherschen Korps und der Avantgarde des Marschalls Ney in seine stillen Straßen getragen hatte. Goethe ist in Teplitz. Die kriegerischen Wirren haben ihn nicht von der gewohnten Badereise abhalten können. Am 17. April, einen Tag nur vor dem Kampf am Kegeltor, hat er Weimar verlassen. In Tharandt erst hört er davon — wie er später aus Teplitz an Christiane schreibt, auf eine Weise, die ihn mehr verdroß als erschreckte. Seine eigene, so wunderbare und unvorsetzliche Entfernung hätte ihm die Hoffnung gegeben, daß das Übel auch von Weimar entfernt geblieben sein würde ...

Nun ist Christiane schon weit über einen Monat allein zu Haus. Und sie langweilt sich. Sie ist mittlerweile eine rundliche, behäbige Frau geworden und sitzt jetzt mindestens ebenso gerne in dem schönen bequemen Rohrstuhl, den ihr der „liebe Herr Geheimderath" geschenkt hat und der unten in der Küche neben dem Herde steht, wie sie früher getanzt hat ... womit nicht gesagt sein soll, daß sie etwa nicht auch jetzt noch für ihr Leben gerne tanzte. In den weichen Grübchen um Kinn und Mund wohnt noch immer der Schalk, und die guten braunen Augen schauen noch genau so lustig und lebensfroh in die Welt wie damals, als sie noch nicht Frau von Goethe war.

Sie langweilt sich. August, nun schon längst wohlbestallter Kammerassessor, ist wieder einmal seine eigenen Wege gegangen, und mit der verliebten Uli, der Gesellschafterin, die ihren Riemer im Kopf hat, ist auch nichts Rechtes anzufangen. So wandert sie durch die Zimmer des großen Hauses. Ihr ist heut nicht so recht. Daß aus Teplitz kein Brief gekommen, macht ihr Sorge. Und die stillen, feierlichen Räume mit den tausend Erinnerungen an Dinge, von denen sie nichts weiß und versteht, bedrücken sie ... der kolossale Kopf der Juno, die Nike, die ewig gleich und ruhelos auf ihrer Kugel über den ovalen Tisch rollt, die Silhouetten, die Kupfer an den Wänden. Mit einem halben Seufzer tritt sie ans Fenster und blickt auf den Platz hinab, den die Maisonne ganz in Licht und Glanz taucht. Ein leerer Nachmittag. Was tun? Haus und Garten sind in Ordnung, alles blitzt, alles funkelt, nirgends liegt ein Stäubchen. Draußen aber lacht der junge Sommer durch die Gassen und lädt ins Freie. Sie denkt an Berka, denkt ans Rödchen, an Belvedere. Belvedere ... ja, das wäre etwas! Da könnte man hübsch im Gasthof Kaffee trinken, nachher ein bißchen in den Park gucken oder die Schwäne füttern, da würden die dummen Gedanken schon vergehen. Und kurz entschlossen schickt sie zu Frau Dr. Vulpius herum, die nebenan wohnt, und zu Lortzings und der Demoiselle Engels, der Sängerin: ob die Damen nicht mit nach Belvedere fahren wollten? Der Wagen stände bereit, und Kuchen nähme sie mit.

Schon ein paar Minuten später schellt es unten ... am Torweg, wo es zur Küche geht. Denn das Mittelportal, das zu der großen Treppe führt, ist nur für die illustren Gäste da, das weiß ganz Weimar. Es ist die Schwägerin. Ihr folgt die kleine Engels auf dem Fuße. Beide in ihrem besten Staat, die frisch gestärkten Kleider rauschen, die Engels, ein lebendiger Blumenstrauß, hat überm Arm den großen Schutenhut an himmelblauem Bande hängen. Lortzings

sind schon zu Fuß nach Belvedere gegangen. Und es dauert nicht lange, da biegt die offene Chaise mit den vier Damen aus dem dunklen Torweg, und in lustigem Trab — aus den Fenstern am Frauenplan strecken die Nachbarn neugierig die Köpfe — geht es durch die Frauentorstraße, am Jägerhaus vorbei, wo Christiane als Goethes ‚Klärchen‘ so schöne Stunden verlebt und wo sie August unter dem Herzen getragen hat, in die Belvedere-Allee. Das Römische Haus ist ganz in Flieder und Jasmin gebettet. Auch die Kastanien blühen noch. Das sind nun auch schon alles große schattige Bäume geworden. In ihrer Kindheit, entsinnt Christiane sich, führte ein elender staubiger Fahrweg nach Belvedere; wo das Römische Haus steht, war kahles Feld; und der Park? mein Gott, das war alles Sumpf und Wiese und graues Weidengestrüpp. Die samtenen Rasenflächen, die jetzt da in der Sonne leuchten, die schönen Bosketts, die schattigen Wege, das hat alles erst der Hätschelhans geschaffen. Auch die Kastanien der Allee hat er erst angepflanzt. Nun fährt man wie durch einen großen Garten nach Belvedere, und erinnerungsversunken streicht die kleine Frau die weißen, duftenden Blüten, die von den Bäumen in den Wagen regnen, auf ihrem Schoß zusammen und streut mit spielerischer Hand sie in den Wind, der sanft und warm die Fahrenden umfächelt ... Grüße, die nach Teplitz wandern. Aber das ist ein kurzer Augenblick. Schnell ist sie wieder mit den Freundinnen in lustigem Gespräch, ihr helles Lachen übertönt das Rollen des Wagens, das Getrappel des Pferdchens. Und als am Ende der Allee hügelauf zwischen den Parkbäumen das Schloß auftaucht, mit stolzer Front und glitzernder Fontäne, da winkt sie unbekümmert mit dem Taschentuch Willkommensgrüße zu den herzoglichen Fenstern hinüber ... ganz Kind, ganz Lebenslust, ganz Sommerfreude.

Im Gasthofsgarten oben, unter den Linden, suchen Lortzings, mit Hallo begrüßt, gerade nach einem schattigen Platz. Schnell ist der Tisch gedeckt. Der Wirt, in weißer Schürze, bedient höchstselbst die lustige Gesellschaft. Das läßt er sich nicht nehmen, wenn die Exzellenz Goethe daist. Die Kaffeetassen klappern, um den Kuchen summen die Bienen, auf dem Teiche vor der Schlehdornhecke gleiten langsam die Schwäne auf und ab — behaglich sitzt Christiane im warmen Blätterschatten, die Hände im Schoß. Erzählt, läßt erzählen und denkt bisweilen auch, das Auge traumverloren in der Ferne, wo im Sonnenduft Weimar mit seinen Türmen liegt, an ihren lieben Geheimderath in Teplitz.



Frau Christiane. Ausschnitt aus einer Miniatur von Joseph Raabe (1811)

Und leise kommt der Abend. Im Parke fangen die Nachtigallen an zu schlagen. Alle Wege umspinnt eine süße Heimlichkeit — wie damals, als die junge Christel, das ‚kleine Naturwesen‘, sich zu dem Geliebten ins Gartenhaus am Stern stahl. Durch die laue Dämmerung geht es heim, und während aus den Wiesen Ober-Weimars weiß die Nebel steigen, singt die kleine Engels mit halber Stimme Goethe-Lieder ...

Noch nachts schreibt Christiane nach Teplitz. Schwärmt kindlich von dem schönen Nachmittag in Belvedere, vom Abend, wo sie zu Hause mit Uli und der Schwägerin noch ein bißchen ‚Rabusche‘ gespielt. Und für morgen wäre, wenn das Wetter so bliebe, „eine Partie nach Zwätzen arrangirt“, und für Sonntag hätte die Knebel sie nach Jena eingeladen, zum Tanzen. Und sie wäre „wie ein Vogel so vergnügt“ und „sein treuer



Caroline Ulrich, Christianes Freundin
Miniatur eines Unbekannten. (1811)

Schatz". Und wenn wir auch nicht wissen, ob sie wirklich so geschrieben hat, denn ihre Briefe aus dieser Zeit sind verlorengegangen, so hat der Brief doch sicherlich so ähnlich gelautet.

Goethe, nun doch schon ein Sechziger, lächelt behaglich, als er das krause Geschreibsel erhält. „Ich freue mich," antwortet er, „daß Alles bei euch wieder im alten Gleise geht, die Besorgung der Gärten, das Theater und das liebe Belvedere. Fahret so fort, das Nöthige zu thun und euch zu vergnügen." Und mag wohl auch bei diesen Worten an die übermütigen Verse gedacht haben, die er vor noch gar nicht langer Zeit für „Die Lustigen aus Weimar" niedergeschrieben hat, an jenes heitere Gedicht:

Donnerstag nach Belvedere,
Freitag geht's nach Jena fort;
Denn das ist, bei meiner Ehre,
Doch ein allerliebster Ort!
Samstag ist's, worauf wir zielen,
Sonntag rutscht man auf das Land;
Zwätzen, Burgau, Schneidemühlen
Sind uns alle wohlbekannt.

Montag reizet uns die Bühne;
Dienstag schleicht dann auch herbei,
Doch er bringt zu stiller Sühne
Ein Rapuschchen frank und frei.
Mittwoch fehlt es nicht an Rührung;
Denn es gibt ein gutes Stück;
Donnerstag lenkt die Verführung
Uns nach Belveder' zurück.

Und es schlingt ununterbrochen
Immer sich der Freudenkreis
Durch die zweiundfunfzig Wochen,
Wenn man's recht zu führen weiß.
Spiel und Tanz, Gespräch, Theater,
Sie erfrischen unser Blut;
Laßt den Wienern ihren Prater;
Weimar, Jena, da ist's gut.

⁂

Und ein anderer Maitag. Ein Jahrhundert und mehr ist vergangen. Ein unseliger Krieg, der bitterste, den je ein Volk zu führen gehabt hat, liegt hinter uns, und vieles hat in Deutschland sich geändert. Auch Weimar hat keinen Fürsten mehr. Der höfische Glanz, der wohlgefällig sich in den zahlreichen Hoflieferantenschildern spiegelte, ist jäh in nichts zerronnen, die kleine Stadt ist jetzt allein auf ihre Erinnerungen angewiesen. Sie sind die alten geblieben: der Frauenplan, die Ackerwand, der Garten am Stern, das Römische Haus. Sie geben auch auf dem Weg nach Belvedere noch immer ergreifend das Geleit, wo von den Kastanien still die Blüten fallen. Ihre Zeit ist um. Ein rosiger Schaum, bedecken sie weithin die ganze Allee. Die ist gemach ein einziger großer Laubengang geworden, und der Enkel, der in ihrem grünen Schatten wandert, kann sich kaum mehr vorstellen, daß das jemals anders gewesen. Des jungen Goethe stolzer Traum ist herrlichste Erfüllung geworden.

Langsam klettert die Straße hügelan. Ober-Weimar, ganz von rotem Flieder umbrandet, bleibt zurück, Felder begleiten. Ab und zu ein Haus. Aber plötzlich steigt hinter steiler Rasenwand, von dunklen Baumbosketts gerahmt, die Schloßfassade auf — Vergangenheit, von Goldglanz überhaucht, blickt müde und verschlafen aus toten Fenstern auf den Fremdling, der ihr sich naht mit bannender Gebärde, und seltsam mengt sich in den Duft des jungen Sommers, der über Busch und Wiesen flügelt, der strenge Hauch von welkem Laub, das irgendwo vermodert. Und wie die breite Allee nun schmaler Weg wird und sich behutsam näher schlängelt — kein Gitter, keine Mauer trennen die Welt des Gestern und des Heute —, merkt man, daß hier das Leben längst gestorben ist. Historie hält Schloß und Park gefangen, die Wirklichkeit wird Traum, wird Märchen.

Verhaltenen Atems wandert man um das Rondell, das vor der langgestreckten Front liegt. Der Brunnen in der Mitte ist versiegt, das Becken ist vertrocknet. Wo früher plätschernd die Fontäne stieg, spielen zwei dunkle Falter, und in den steinernen Schilderhäusern neben dem Altan hockt die Einsamkeit und träumt in die Stille. Es ist so still, daß in der Erde man das Echo seiner eigenen Schritte hört ... gespenstisch still. Auch die Gebäude, die den weiten Vorplatz malerisch umgeben, schlafen. Es sind die sogenannten Kavalierhäuser, zwei kleine und zwei größere. Die gebrochenen Dächer, die bizarren Türmchen stehen vor der dunklen Parkwand wie Kulissen aus ‚Kabale und Liebe'. Um die morschen Treppen häkelt der Efeu. Aus dem einen, dem Haus des Kastellans, kräuselt still ein dünner Rauch sich in die blaue Luft ... das bißchen Rauch allein verrät, daß hier noch Menschen wohnen. Das Ganze leibhaftiges Rokoko — nur tot, so tot, daß einen ein leises Grauen beschleicht.

In einer Laube wartet man des Führers. Kleine blasse Rosen umspinnen sie, ihr Duft bringt Träume, ruft die Vergangenheit ... ‚Souvenir de Malmaison'. Durch die Blätter und Ranken kann man gerade auf die goldene Schloßfront sehen. Sie glüht wie in geheimnisvollem Leben, um Turm und Kuppeln tanzt das Licht, der Schiefer gleißt wie flüssiges Silber. Und die Erinnerung naht und plaudert von verschollenen Zeiten.

⁂

Belvedere ... schon der Name beschwört ein längst verwehtes Gefühlsklima. Die Welt Watteaus steigt auf. Man denkt an Schäferspiele und galante Feste. Die Fürsten Deutschlands, so lange eingewinkelt in die engen Mauern ihrer finsteren Burgen, bauen kokette Lustschlösser und borgen sich bei Frankreich und Italien die anmutig klingenden Namen dafür. Überall spukt Versailles, fremd glitzern in den stillen deutschen Gärten hinter Taxushecken und vergoldeten Gittern die ‚Monbijou' und ‚Monplaisir', die ‚Sanssouci' und ‚Bellevue'.

In Weimar regiert Ernst August, ein üppiger, prachtliebender Herr, der gern in stolzer Kavalkade auf die Jagd reitet, teure



Aus Schloß Belvedere

Der Teesalon Carl Augusts

Gemälde von Wilhelm Beckmann

Reisen macht und sich im übrigen in der alten Wilhelmsburg mit ihrem Wall und Graben durchaus nicht wohlfühlt. Auch er träumt von Versailles, auch ihn packt das Baufieber, das damals an den deutschen Höfen grassiert und die seltsamsten Blüten treibt. Italienische Architekten erscheinen in Weimar, Pläne werden entworfen, vernichtet, neu entworfen, der Herzog selbst, ein wenig roh zwar, aber keineswegs ohne eigenen Geschmack und Kunstverständnis, sitzt tagelang ehrlich hingegeben über den Rissen der fremden Künstler, und wenn die Enkel Palladios seine Residenz naserümpfend ein elendes Nest nennen, gibt er ihnen recht und verrennt sich immer mehr in seine kostspieligen, das Land unmäßig belastenden Verschönerungsideen. So entsteht, schön auf bewaldetem Berghang bei Ehringsdorf, eine knappe Stunde Wegs von Weimar gelegen, als Jagdschloß gedacht, zuerst Belvedere. Eine alte Chronik erzählt darüber: „Als aber Ihro Hochfürstliche Durchlaucht Hertzog Ernst August die ungemeine schöne Lust Gegend ansahen, so treffen Höchstdieselben mit der Ehringsdorffischen Kirche einen Tausch, und gaben derselben an dessen Statt ein Holtz an so genanntem Kettendorfer Berge, und erbauten in diesen Frauen-Holtz ein Lust-Schloß nebst noch andern schönen Gebäuden, versahen solches rings herum mit Mauern, und nannten es wegen der schönen Aussicht Bellevüe oder Belvedere ...“

1724 beginnt man mit dem Bau, 1732 ist er vollendet — ein wenig wunderlich in der Anlage, die die Flügel in Einzelgebäude zerlegt, die Front durch die Säulendurchfahrten zerreißt, aber im ganzen doch hübsch und gefällig in der Wirkung. Er spiegelt mit all dem krausen Beiwerk, das den Berg überspinnt, dem Marstall, der Orangerie, der Menagerie, der Fasanerie, den Tempeln, Grotten und versteckten Lauben, getreu die barocke Laune, der er das Dasein dankt, und betont doch gleichzeitig gebührend, trotz aller ländlichen Bescheidenheit, Rang und Würde des fürstlichen Bauherrn. Joh. Heinr. Acker, ein Gymnasialdirektor aus Altenburg, preist schon anno 1730 die „Augusti sche Bellavüe“ in einer langatmigen Ode als ein „Lust-Hauß der Philomelen“, und aus dem unbeholfenen Schwulst seiner Verse steigt die ganze „sonderbare“ Schönheit des Schlosses auf:

„Was Welschland recht und zierlich bauet
Wird hier in gleichem Strich, und gleichem Glantz geschauet.
Man siehet ja recht Königliche Zimmer
In vollem Schimmer.
Der Römer August baute schön,
Statt Ziegeln ließ er Marmor sehn,
Allein August. der Held von Sachsen,
Bey dessen Raute Kunst und Wissenschaften wachsen,
Baut aus Metall und Porcellan Paläste
Für Götter Gäste ...“

Der eigentliche Baumeister von Belvedere ist unbekannt. Vielleicht ist es der Italiener Struzzi gewesen, der etwas später für Ernst August das reizende Rokoko-Schlößchen in Dornburg gebaut hat. Manche Ähnlichkeit spricht dafür, aber Gewisses ist nicht zu ermitteln. Auch Ettersburg, zur gleichen Zeit in Anlehnung an italienische Renaissance-Villen erbaut, verrät nichts. So schnell, wie sie gekommen, sind sie auch wieder aus Weimar verschwunden, die fremden Künstler, und nur in dem Namen Belvedere und in manchen Einzelheiten des eigenartigen Baus schwingt noch etwas von ihrem grazilen, südlich-lebhaften Wesen.

ꕤ ꕤ ꕤ

Schicksal hat das Schloß eng verflochten mit dem Leben vieler Menschen. Ernst August allerdings, unstet und wild, hat nicht mehr viel von Belvedere gehabt. Er ist bald gestorben, 1748, einem Kind sein Erbe lassend, und Schloß und Garten verwildern. Häßlich schreien nachts die Pfauen in ihren goldenen Käfigen, kreischen die Affen, die hier das Gnadenbrot erhalten. So findet es Anna Amalia, als der Sohn, achtzehnjährig und seit einem Jahre Herzog, die braunschweigische Prinzessin im März 1756 hier als junge Frau hinaufführt. Und gewinnt es lieb für immer. Neuer Glanz belebt das Verfallene, die stillen Säle und Zimmer füllt frohes Lachen. Als Ernst August Konstantin nach zwei Jahren kurzen Glücks stirbt, wählt die Witwe Belvedere als Sommerresidenz. Der Park wird von den Schnörkeln und den Arabesken Ernst Augusts, überlebten Spielereien, die dem gesunden Geschmack der jungen Fürstin nicht behagen, gesäubert, die „Mauren“ fallen, die jeden Blick in die Außenwelt wehrten, und den jungen Prinzen Carl August und Konstantin, die hier schöne Kindertage verleben, lächelt die unverfälschte Natur. Nur die Orangerie bleibt bestehen und wird sorgsam betreut.

Fast zwanzig Jahre bleibt es so. Das Leben in Weimar geht still seinen Gang. Carl August wächst heran — in nur zu vielem ganz das wilde, ungestüme Blut des Großvaters. Kaum können Mutter und Erzieher den Dahinbrausenden halten. Einziges Ereignis ist in dieser ganzen Zeit der Schloßbrand vom Mai 1774. Die alte Wilhelmsburg wird Ruine, die Herzogin obdachlos und flüchtet in das Fritschsche Haus an der Stadtmauer, das spätere ‚Wittumspalais‘. So ist in diesem Sommer, dem letzten von Anna Amalias Regentschaft, Belvedere allein Residenz. Im Jahr darauf besteigt Carl August den Thron, und in Belvedere zieht im Sommer 1776 des Herzogs junge Frau ein, die hessische Prinzessin Louise. Anna Amalia siedelt, schweren Herzens, nach Ettersburg über. Damit beginnt für Belvedere die große Zeit, beginnt auch die große Zeit Weimars. Über ein Jahrhundert ist das Schloß nun Sommeraufenthalt der fürstlichen Familie, und nur dem anspruchsvollen Urenkel, dem jetzt vertriebenen Großherzog, haben die Räume, in denen alle seine Vorfahren glücklich gewesen sind, nicht mehr dafür genügt. Er

hat Belvedere mit dem modern ausgebauten Wilhelmstal bei Eisenach vertauscht.

1775, im November, aber ist auch Goethe nach Weimar gekommen. Sein Stern leuchtet hell auch über Belvedere.

❀ ❀ ❀

Am 12. September 1776 schreibt Goethe an Charlotte von Stein, die rasch gewonnene Geliebte: „Gestern war ich in Belveder. Louise ist eben ein unendlicher Engel, ich habe meine Augen bewahren müssen, nicht über Tisch nach ihr zu sehn — die Götter werden uns allen beystehn ..."

Das ist, sieht man vom Tagebuch ab, seine erste Äußerung über Belvedere, sparsam genug. Kein Wort über Schloß und Park, wo er sonst doch jeden Eindruck, den Natur und Kunst ihm bieten, geradezu verschwenderisch umschreibt. Nur: „Louise ist eben ein unendlicher Engel." Hat ihr Bild das der Landschaft verdunkelt, ihr trauriges Geschick, schon damals, ein Jahr nach der Hochzeit, offenbar, alle Anteilnahme seines Herzens in Anspruch genommen? Oder hat er alles, was er schildern könnte, bei Charlotte, die als Frau des Oberstallmeisters zur Hofgesellschaft gehörte und also oft genug in Belvedere war, als bekannt vorausgesetzt? Wir wissen es nicht. Auch später wird er nicht ausführlicher. Wo er Belvedere in den sonst so mitteilsamen Briefen an Charlotte erwähnt, geschieht es kurz, nie wird es mehr als flüchtig hingeworfene Notiz. „Ich erwarte das Pferd, um nach Belvedere zu reiten. Die Waldnern soll schön geplagt werden," heißt es am 21. Mai 1777. Oder, ein paar Tage später: „Ich reite nach Belvedere um Steinen zu sprechen." Am 8. Juni: „Heute sehe ich Sie doch wohl in Belvedere!" Und ein wenig inhaltreicher am 12. Juni: „Heut früh war ich in Belveder, und haben gefischt und auf der Stelle gebacken, ich und der Waldnern Charlott, ein trefflich Essen bereitet." Diese Zeilen geben uns wenigstens ganz den jungen Goethe. Er ist zu Hof befohlen und stiehlt sich mit der niedlichen Hofdame der Herzogin Louise ins Grüne, um an einem der Teiche am Parkrand zu fischen. Fängt auch ein paar Fische und brät sie an Ort und Stelle. Aber für die bizarre Schöpfung Ernst Augusts, dessen geistige Physiognomie er doch einmal in einem frühen Briefe an den Herzog nach einem zufällig gefundenen Porträt so ausgezeichnet analysiert hat, findet er kein Wort, nur das Tagebuch registriert einmal kurz: „Die Ruinen ruiniert, d. h., man säuberte den Park von der ‚altmodisch' gewordenen Spielereien Ernst Augusts." Der herrliche Wald nach Buchfart mit seinen wilden Felspartien entlockt ihm keinen Jubelschrei, der Blick auf Weimar keinen Sehnsuchtslaut, während er doch in Ettersburg, die abendliche Stadt zu Füßen, dieser Sehnsucht in ‚Wanderers Nachtlied' erschütternden Ausdruck gibt ... Vielleicht hat das steife Hofleben in Belvedere — die Herzogin hielt sehr auf Etikette — derartige Empfindungen nicht laut werden lassen. Dieses Hofleben beherrscht auch fast ganz die spärlichen Briefstellen, in denen Belvedere überhaupt erwähnt wird, und zwischen den Zeilen steht oft genug, daß ihm die „Cour in Belweder" durchaus nicht immer Spaß gemacht hat. So seufzt er am 9. November 1778: „Zu Anfang künftger Woche wirds von Belvedere hereinkommen, und ich werde auch für diesmal die Sorge für Fusböden, Ofen, Treppen und Nachtstühle losseyn, bis es wieder von vorn angeht." Und am 27. Mai 1781, nachdem er wenige Tage zuvor ergeben verzeichnet hat: „Heute bin ich wieder ein Hofverwandter," schreibt er an Charlotte gar: „Ich hatte schon alles zusammengepackt und wollte Ihnen Vorrath auf heute schicken als mir der Herzog sagen läßt ich mögte zu ihm hinauf kommen, und mir also die Ruh und Hoffnung auf den ganzen Tag genommen ist ... die Hofnoth steh ich nicht den ganzen Tag mit aus." Doch ist ihm diese ‚Hofnoth' manchmal auch ganz willkommen, wenn sie ihn mit der geliebten Frau zusammenbringt. Als Charlotte im Oktober 1778 nach Kochberg auf ihr Gut geht, klagt er:



Herzogin Louise. Ausschnitt aus einem Gemälde von Joh. Friedr. Aug. Tischbein

„Von mehr als Einer Seite verwaist
Klag' ich um deinen Abschied hier.
Nicht allein meine Liebe verreist,
Meine Tugend verreist mit dir."

Da schreibt sie tröstend auf die Rückseite des Billetts: „In Bevedere seh ich Sie heute." Und ein andermal erklärt er: „Ich liebe Belvedere wo ich dich heute sehn werde." Auch gemeinsame Spazierfahrten werden so möglich. Im Mai 1781, beide sind zu ‚Cour und Konzert' gebeten, bittet er sie, da ihn der Wind wieder am Reiten hindere, ihn im Wagen mitzunehmen, und am 26. Mai 1784 macht er ihr den Vorschlag: „Gegen Abend dächte ich besuchten wir das Prinzgen in Belvedere und führen über Oberweimar wo wir beym alten Doctor absteigen könnten um sein Wetterbeobachtungs Musäum zu besehn."

So wirft die große Liebe zwischen Goethe und Frau von Stein Abglanz auch auf Belvedere, — wie es zwischen 1776 und dem bösen Jahre 1789, das den Bruch bringt, ja überhaupt keinen Ort gibt, der nicht durch irgendwelchen Gedankenaustausch in Beziehungen zu dieser Frau steht. Es ist ein schwacher Widerschein nur, und die heiße Inbrunst, die andere Briefe fast versengt, fehlt hier. Dafür entschädigt eine süße, selbstverständliche Innigkeit. „Ich liebe Belvedere wo ich dich heute sehn werde" ... zarter kann niemand Liebe eingestehen! Um so tragischer ist es, daß Zufall ihn, nach Jahr und Tag, gerade hier jenen bitteren Brief an die Geliebte, fast ihm schon Entschwundene schreiben läßt, der halb Entschuldigung, halb Anklage ist. Und der das mürbe und brüchig gewordene Band ganz zerreißt. Das kleine G. und das Datum „Belveder d. 1. Juni 1789" stehn unter diesem Briefe wie ein Todesurteil.

Noch einmal klingt später, fast ein Menschenalter später, als die heißen Herzen längst kühl und müde geworden, aller Groll schlafen gegangen, beide sich in behaglicher Altersfreundschaft wieder zueinander gefunden, flüchtig in einem Brief Charlottens der Name Belvedere auf. „Mögen Ihnen, mein guter Geheimerath," schreibt sie am 27. Februar 1816 an Goethe, als dieser zur Stiftung des Falkenordens nach Belvedere fahren muß, „die rauhen Lüfte nicht schaden, die mich unlieblich gestern in Belvedere angeweht haben. Ihre Sie verehrende Freundin von Stein." Ein Nichts, eine Bagatelle. Aber ob sie nicht beide da doch der Zeiten gedacht haben, wo sie gemeinsam nach Belvedere zur Cour gefahren, gemeinsam an der Tafel gesessen, gemeinsam durch den abendlichen Park geschlendert? Nicht auch des Briefs vielleicht, der das alles dann zerstört und der aus Belvedere datiert war? Wer will es wissen? Es hat keiner von ihnen darüber gesprochen ...

⌘ ⌘ ⌘

Ein Schritt knarrt über den Kies, ein Schlüsselbund klirrt leise ... der süße Traum ist aus. Der Kastellan. Noch immer spielen über dem Brunnenbecken die dunklen Falter. Der alte Mann sieht sie auch. Er nickt mit dem Kopf. „Ja, früher sprang um diese Zeit hier schon die Fontäne!" meint er. „Aber diesmal haben wir noch keine Order bekommen. Von wem auch?" Und er seufzt: „Der Gärtner wollte auch schon die Orangen und die Palmen 'rausbringen. Aber die neuen Herrn da unten wollten es nicht. Man wüßte doch noch nicht, was überhaupt mit Belvedere würde. Ja." Und während er die Gittertüre aufschließt, die das niedrige Portal schützt: „Sonst sah's hier oben schon so hübsch aus. Aber jetzt ist alles tot!"

Ist alles tot ...

Das Wort begleitet. Dämmerige Luft schlägt kühl dem Eintretenden entgegen — die Luft, die Truhen atmen, die lange nicht geöffnet wurden, halb Staub und halb Lavendel. Die Eingangshalle. Auf den blauweißen Kachelwänden tanzen verlorene Sonnenkringel. In zwei Armen schwingt sich die Treppe, von japanischen Vasen flankiert, schön zum ersten Stock; auf halber Höhe springt aus der Treppenwand, wie eine Theaterloge, ein zierlicher Balkon ... Hat Goethe die Halle so gesehen? Kaum. Mit den Delfter Kacheln ließ erst die Gattin Carl Alexanders, die spätere Großherzogin Sophie, die eine niederländische Prinzessin war, Wand und Treppe auslegen, und auch das silberne Geländer, die Vasen, die Leuchter, die Büsten, die Bilder stammen erst aus jüngerer Zeit. Ganze Geschlechter haben hier ja ihren wechselnden Geschmack, ihre Moden, ihre persönlichen Liebhabereien hineingetragen, und an die Tage, da in Belvedere Carl August und Louise Hof hielten, erinnert nicht mehr allzu viel. Nur die Allegorien Osers haben schon damals von der Decke des mächtigen Speisesaals herabgeschaut, im roten Wartezimmer sich die Hofdamen an den blassen Reliefgemälden Reyers erfreut, in kalten Frühherbsttagen die Fayencekamine die Fröstelnden um ihre Glut versammelt. Und hier und da erzählen auch noch verschlissene Gobelins, verblaßte Tapeten, erblindete Spiegel von dieser Zeit.

Und wie man so durch die stillen Zimmer wandert, geben die, die einstmals hier gewohnt, ein schattenhaftes Geleit. Die alten Namen klingen, der Kastellan, ein langjähriger Diener des Hauses, zählt sie mit feierlicher Stimme auf. Und sie gehorchen der Beschwörung, ein ganzes totes Jahrhundert bedrängt die Seele. Ringsum häuft auf Konsolen, Tischchen, Etageren, Säulen sich das Vielerlei von Andenken, Bildern und Nippsachen, das ihnen einst ihr Leben liebgemacht, das bric à brac verwöhnter Menschen, von den Wänden lächeln in goldenen Rahmen sie selbst und die, die ihrem Herzen nahestanden, und aus alten Kupfern und Aquarellen steigt der Duft der Landschaften und Städte, die ihnen auf Reisen Glück und Erlebnis gewesen ... Leben, das längst Staub und Legende geworden ist, erhält für Augenblicke wieder Blut und Atem.



Bildnis des Erbprinzen Karl Friedrich von Weimar mit dem Prinzen Bernhard und der Prinzessin Caroline

Gemälde von Joh. Friedr. Aug. Tischbein im Belvedere zu Weimar

Es ist eine melancholische Wanderung. Überall klingt einem das trübe Wort: Gewesen! entgegen. Da ist der Teesalon Carl Augusts, vom Treppenhaus durch Spiegelscheiben getrennt, in die Pflanzenornamente eingeätzt sind. Der ganze Raum, sehr zart in mattem Blau und Silbergrau gehalten, ist reines Rokoko: Regentschaftsstil. Filigran überrankt Spiegel und Wände, an der Decke flattern, von Öser gemalt, phantastische Vögel um zierliche Volieren. Die drei Fenster rahmen das ferne Weimar. Die ‚Kaiserzimmer‘ dann erinnern an die Kaiserin Augusta, Carl Friedrichs und Maria Paulownas eine Tochter, die hier oft geweilt, ein weißes Schlafzimmer, das ganz modern anmutet, hat 1898 die junge holländische Königin, eine Nichte der Großherzogin Sophie, später die frühgestorbene Erbgroßherzogin Pauline, die erste Gattin Wilhelm Ernsts, bewohnt. Seit 1904 steht es verwaist ... ein süßer, heimlicher Traum. Finsterer Prunk dagegen füllt das Sterbezimmer Maria Paulownas, den westlichen Kuppelsaal. Aus den Mittelfenstern blickt man in den ‚Russischen Garten‘. Das riesige goldene Bett steht wie ein Katafalk unter der hohen Kuppel — die Liegende sah in den Himmel: gemalte Wolken verhüllen das Gewölbe. An dem einen Fenster ein Stehspiegel aus türkisblauem Porzellan, in der Nische ein pompöser Lapislazuli-Schreibtisch, alles schwer und wuchtig, der Geschmack eines Landes, dessen immer noch barbarische Instinkte in wilder Pracht Entfaltung suchen. Ein halbvollendetes Nähkästchen, zierliche Handarbeit, erzählt von den letzten Stunden der Großfürstin. Sie ist es auch gewesen, die über das ganze Schloß die unzähligen Bilder und Andenken aus Rußland verstreut hat. Sie hat Belvedere sehr geliebt. Es ist ihr eigentliches Heim gewesen. 1824 hat ihr der alte Goethe, der der Fremden ganz ergeben war, ein Bildchen geschickt: ‚Schloß Belvedere in der Abendsonne‘, er hat darunter geschrieben:

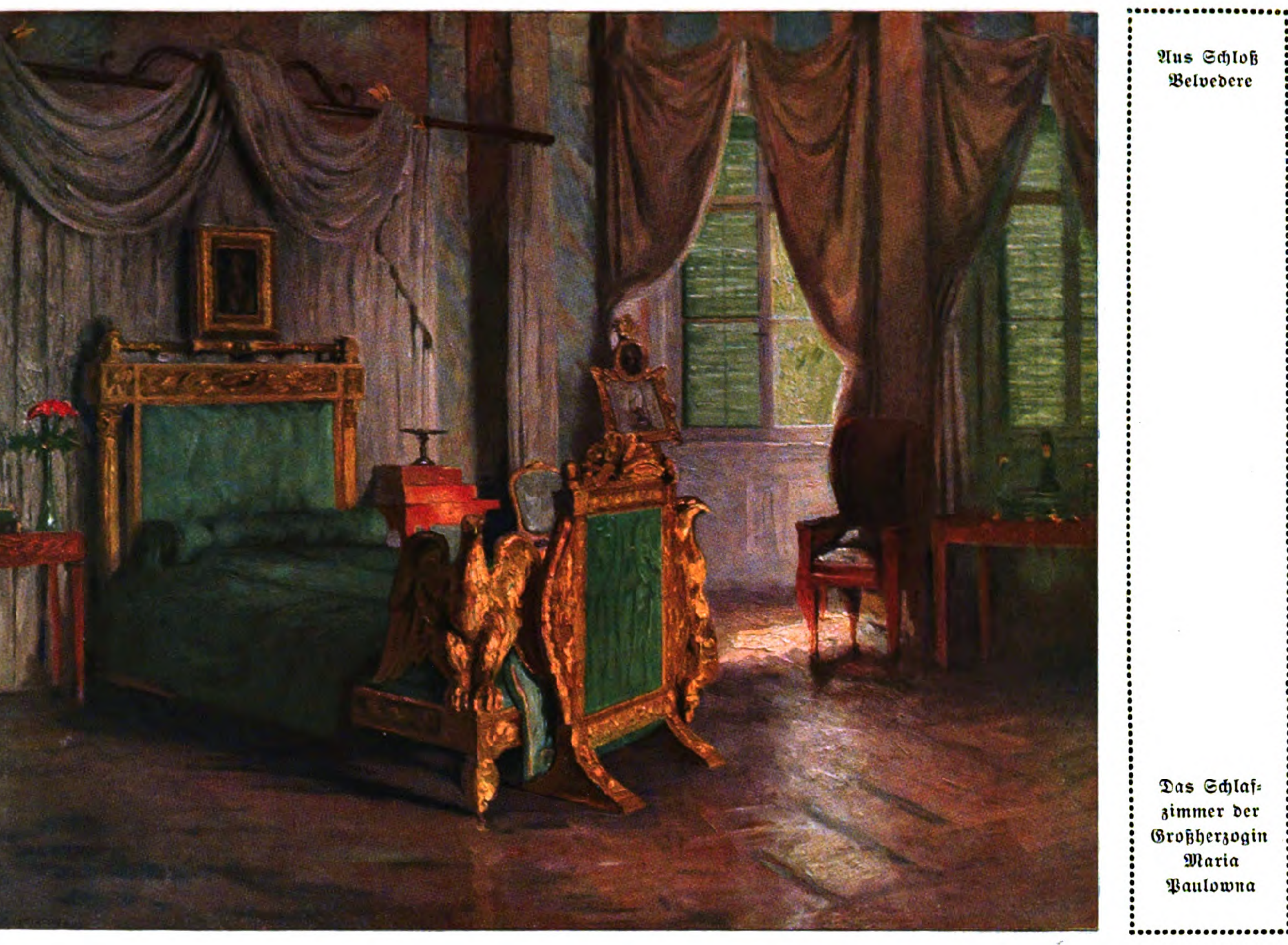
„Erleuchtet außen hehr vom Sonnengold,
Bewohnt im Innern traulich, froh und hold.
Erzeige sich Dein ganzes Leben so:
Nach außen herrlich innen hold und froh.“

Und ein entzückender Stich von Diez, aus dem Jahre 1850, der in einem der kleineren Salons hängt und sie als reife Frau darstellt, zeigt als reizende Staffage im Hintergrunde ebenfalls den Lieblingsaufenthalt, in den Park gebettet Schloß Belvedere.

Ein paar Räume weiter das ‚Aquarellzimmer‘, einst der Musiksalon der Herzogin Johann Albrecht. Die Bilder, die es schmükken, schenkten ihm den Namen. Es atmet französische Eleganz, die leichte Eleganz der siebziger Jahre. Alabasterlampen, Bronzen, japanische Wandschirme, Schildpatt- und Cloisonné-Arbeiten geben ein Interieur der Zeit, wie wir es auf frühen Bildern Albert von Kellers sehen. Ganz noch die Welt des Rokoko ist dagegen der Speisesaal im Mittelbau der Parkfront, ein königlicher Raum. Köstlich die weiße Stuckdecke mit dem Öserschen Olymp, köstlich die Marmorkamine mit den riesigen Spiegeln darüber, in denen der wundervolle venezianische Lüster vielfältig glitzert, köstlich das schimmernde Parkett. Jetzt wohnt hier die Einsamkeit. Die gelbseidenen Polsterstühle um die Tafel herum schützen graue Bezüge, Zwielicht schattet um die dunkelroten Säulen, und leise fällt der Staub und deckt das alles zu. Nur noch ein vager Duft, ein Duft von welken Blumen und von Kerzen, die lange nicht gebrannt, mahnt an verschollener Tage Glanz und Geigenklang.

Und so das übrige. Zimmer reiht sich an Zimmer. Einmal bannen ein paar dunkle Gemälde, die hellblaue Tapete, auf der sie hängen, gibt den Gestalten ein seltsames Leben. Das eine die Kinder Carl Augusts: der Erbprinz Carl Friedrich, die Prinzessin Caroline und der kleine Prinz Bernhard, gemalt von Tischbein. Holdes Kinderlächeln verklärt die höfische Grandezza, die Augen verschleiert eine leise Müdigkeit. Das andere Maria Feodorowna, die Kaiserin, die Mutter der Maria Paulowna, strahlend

Maria Paulowna
Nach einem Gemälde von J. B. Isabey



Aus Schloß Belvedere

Das Schlafzimmer der Großherzogin Maria Paulowna

Gemälde von Wilhelm Beckmann

von Schönheit und Brillanten, ein Meisterwerk des jüngeren Lampi. Und daneben, blasser, von unberühmter Hand, Carl Friedrich und die Maria Paulowna. Erinnerung schmückt die toten Bilder mit Flor und Immortellenkranz ... Ganz Erinnerung ist auch das ‚Japanische Zimmer‘, das einen Teil der Schätze birgt, die Prinz Bernhard, der holländischer General war, von seinen Weltreisen mit heim in das enge Belvedere gebracht hat. Die dunkelblaue Tapete, schwere gestickte Seide, flammt in verhaltener Glut, in den schwarzen Schränken gleißt das Perlmutt und Elfenbein, um die Bronzen, die Vasen, die Lackarbeiten schwingt der Zauber ferner Abenteuer. Man denkt an holländische Schlösser, wo ganze Säle voll von diesen Dingen sind ...

Das Carl Alexander-Zimmer, den östlichen Kuppelsaal, überwölbt wieder ein wolkiger Himmel. Er blickt, im Lauf der Jahre grau geworden, auf totes Mobiliar herab, das hier wahllos beiseite gestellt ist, hochbeinige Sekretäre und wuchtige Kommoden, gesprungene Spiegel und verstaubte Bilder. Die Miniaturen, die ein großer Wandschirm trug, hat der letzte Großherzog kurz vor dem Sturze sich an einem trüben Novembertage noch geholt; jetzt sieht man auf der ausgefahlten Seide nur noch die Stellen, wo sie hingen, — kleine dunkelrote Rechtecke und Ovale, die von einer wehen, herben Stunde erzählen! Und die Begassche Büste der Kaiserin Augusta, die hier verloren steht, mag den Flüchtenden bitter an den einstigen Glanz des Hauses gemahnt haben, das so ruhmlos enden mußte.

Bleibt noch das ‚Lämmerzimmer‘, ein Salon der Großherzogin Sophie, der den Lämmern in den verblaßten, seidengewirkten Tapeten aus der Zeit Anna Amalias den wunderlichen Namen dankt. Sessel stehen behaglich um einen runden Tisch, auf einem Eckschrank leuchtet, zwischen alten Photographien, erlesenes Porzellan, der Meißener Kronleuchter prunkt in tausend Farben ... die, die hier oft in stiller Abendstunde gesessen, könnte wieder eintreten, sie würde alles finden, wie sie es verlassen, alles. Aber sie tritt nicht ein, und nie wieder wird hier Tee getrunken werden.

⌘ ⌘ ⌘

„Und Goethe?“

Der Führer nickt. Und aus dem Hellen geht's ins Dunkle. Eine enge Treppe schraubt zwischen dumpfem Mauerwerk sich langsam in die Höhe. Die morschen Stufen, so lange nicht betreten, knarren. Einmal streicht die Hand unwillig ein Spinnennetz hinweg, das häßlich-kühl um Stirn und Kopf sich legte ... bis man dann plötzlich in der hellen Sonne steht, oben auf dem Dachaufsatz, aus dem, achteckig, der fensterreiche Turm emporsteigt, ein Gartenpavillon in lustiger Höh'. Der Blick reicht weit ins Land von hier aus, in grünen Wellen breiten sich ringsum des alten Ernst August Jagdgründe. Sein Porträt, von unbeholfener Hand gemalt, schmückt auch die Mitte der Decke, und um ihn herum paradieren, reichlich dekolletiert, seine acht Geliebten. Regen und Nässe haben hier und da die Gesichter zerfressen, die Farbe ist abgeblättert, und über die Wände kriecht häßlich der Schwamm und löst die alten Delfter Kacheln aus dem Mörtel.

Hier haben Goethe und Carl August in den ersten Jahren, als noch die wilde Jugend des Herzogs überströmend nicht Ziel, nicht Grenze kannte, oft in ausgelassener Gesellschaft gezecht ... sie wollten, aus guten Gründen, keine Zuschauer dabei, und das ‚Tischlein deck dich‘, ein Speisenaufzug, der immer neubesetzte Platten aus der Tiefe hob und jegliche Bedienung überflüssig machte, stammt aus jener Zeit. Das mag lustig genug gewesen sein, wenn so die Wildschweinsköpfe, die Fasanen, die Rehrücken und die Torten hier wie durch Zauberhand vor den Tafelnden erschienen. Und das Singen und das Lachen und der Lichterschein mögen das Getier, das nachts um solche Türme flattert, die Dohlen und die Fledermäuse, recht verdrossen haben. Drang es doch gar bis Weimar, und die ehrsamen Bürger haben genug darüber spektakelt...

Carl Alexander, der Enkel, hat dieses ‚Tischlein deck dich‘ dann auch ein paarmal benutzt, allerdings in etwas soliderer Runde. Zum letztenmal 1896, kurz bevor er nach Moskau zur Kaiserkrönung fuhr. Der Kastellan, der jetzt das Schloß betreut, hat damals mit in dem unter dem Turm gelegenen Anrichteraum die Speisen und die Weinflaschen in die Höhe gedreht. Ein Blick in diesen Raum zeigt jetzt ein wüstes Durcheinander. Die Flaschenzüge sind mürbe geworden, im Holze tickt der Wurm, die Spinnen haben alles mit grauen Schleiern überhäkelt. Und die Mäuse, die hier nachts von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel huschen, sind das einzige Leben, das in dieser Öde sich noch regt.

„Und wo hat Goethe gewohnt?“ fragt man, schon wieder in der Vorhalle und Hut und Stock in der Hand ... denn es fällt einem ein, daß er doch 1789 zum Beispiel mit dem kleinen Erbprinzen sogar acht Tage lang in Belvedere gewesen ist. „Etwa in den Kavalierhäusern?“

„Nein!“ sagt der Kastellan und stößt gleich rechter Hand die Tür auf. „Angeblich hier!“

Zwei Zimmer. Die Decke des ersten wieder von Öser, diesmal die vier Jahreszeiten, an der Wand einsam eine italienische Landschaft. Ein dünnes Tischchen ist ein Gegenstück zu einem anderen in Tiefurt. Die übrigen Möbel sind neu. Das zweite ist das Schlafkabinett, eng und klein und merkwürdig durch zwei Spiegel in der Fensternische, die so gestellt sind, daß sie den Betrachter unendlich vervielfältigen. Und das ist alles. Aber wenn man daran denkt, daß Goethe in diesen Räumen wahrscheinlich jenen Brief an Frau von Stein geschrieben hat, der

Bande zerriß, die für ein Leben geknüpft erschienen, kann man sich eines leichten Schauers nicht erwehren, fühlt man Goethe-Atem auch hier und sucht nach irgend etwas, was die Erinnerung davon tragen könnte. Aber es bleibt nur der Blick durch die Fenster, und auf Busch und Baum des Parks hat wohl auch damals sein dunkles Auge versonnen geruht.

❦ ❦ ❦

So geht man denn auf leisen Wegen in den Park, der weit und ruhig das Schloß umgibt. Die Sonne ist im Sinken. Schon liegt die Gartenfront in blassen Schatten, auf dem Dach sitzen die Amseln und singen ihr Abendgebet. Ihr inbrünstiges Gestammel ist der einzige Laut, der die unendliche Stille belebt.

Es sind Wege Goethes, die man geht. Wie die Anlagen an der Ilm und die Allee, die von Weimar hierher führt, ist der Park von Belvedere sein Werk, — wenn ihm auch der alte Herzog Ernst August mit seinen barocken Wunderlichkeiten und Anna Amalia, die sie wieder tilgte, vorgearbeitet haben ... sein und Carl Augusts Werk. Die leidenschaftliche Hingabe an die freie, unverstellte Natur, das ‚Erdgefühl', das damals unter Goethes Einfluß den ganzen Weimarer Hof beherrschte, vertrug die Schnörkelwege nicht mehr, die die steife Mode der Vergangenheit in den alten Wald geschnitten hatten. Der Park von Wörlitz wird das Vorbild, dem nahezukommen der Fürst und sein Minister sich von ganzem Herzen bemühen; ging doch die allgemeine Neigung jetzt auf derartige ‚ästhetische Parkanlagen' aus. Die Äußerungen Goethes darüber aus jungen Jahren sind spärlich. Ein paar belanglose Briefstellen, ein paar Tagebuchnotizen — mehr ist nicht zu finden. Später, in den achtziger Jahren, schreibt er wohl einmal an Frau von Stein, daß er nach Belvedere gehen und seine „botanischen Augen und Sinne weiden" wolle; oder daß er dort mit dem Gärtner „allerley botanica zu tractieren" habe. Erst der alte Goethe wird mitteilsamer. In seiner umständlichen Art erzählt er 1822 in einem ‚Schema zu einem Aufsatze, die Pflanzenkultur im Großherzogtum Weimar darzustellen', wie im Anschluß an die Arbeiten an der Ilm die Verschönerung des Parks von Belvedere in Angriff genommen und durchgeführt worden ist. Dabei werden auch die Beamten genannt, die sich um Belvedere verdient gemacht haben, so der Hofgärtner Reichert und der Garteninspektor Sckell, auch der Legationsrat Bertuch aus Weimar, der sechzehn Jahre hindurch die Verwaltung geführt hat, wird lobend erwähnt. Vor allem aber war man bemüht, als Ausbau der Orangerie einen botanischen Garten von wissenschaftlichem Wert zu schaffen, und „die eifrige Vermehrung bedeutender Pflanzen neben den immerfort ankommenden Fremdlingen macht", wie der Greis in jenen späten Aufzeichnungen erzählt, „die Erweiterung in Belvedere, sowol auf dem Berg als in dem Tal gegen Mittag gelegen, höchst nöthig. In der letzten Region werden Erdhäuser nach Erfindung Serenissimi angebracht, in der letzten Zeit ein Palmenhaus erbaut von überraschender Wirkung".

Und noch einmal kommt er, 1830, auf diese Parkarbeiten zurück, als er, damit beschäftigt, aus Erinnerung und Tagebuch die Chronik seines Lebens in ‚Tag- und Jahresheften' zusammenzustellen, das ‚Louisenfest' beschreibt. Am 9. Juli hatte die Herzogin Louise Geburtstag. 1778 feierte ihn der weimarische Hof in einem Gartenfest, und der Greis, außer Knebel der einzige noch Lebende von allen denen, die es mitgemacht, nennt es „auch für uns noch merkwürdig, als von dieser Epoche sich die sämtlichen Anlagen auf dem linken Ufer der Ilm, wie sie auch heißen mögen, datiren und herschreiben".

Die Welt, die sich vor einem auftut, wenn man die schönen Gittertore der Orangerie durchschreitet, ist noch in allem die Goethes. Die Menschen aus ‚Wilhelm Meister' und den ‚Wahlverwandtschaften' haben hier ihr Klima. Die ganze Anlage, die ja in der Hauptsache noch von Ernst August stammt, ist bestes Rokoko. In mächtigem Halbrund säumen die Gewächshäuser den Garten, der, groß und leer, auf die Oleander- und Orangenkübel wartet; wo die Flügel zusammenstoßen, liegt, gleichzeitig Endpunkt der Allee, das schloßartige Haus des Gärtners mit seiner gelben, leicht eingebuchteten Front. An den südlichen Flügel schließen sich die ‚Erdhäuser' Carl Augusts und der botanische Garten an.

Und es ist wirklich fast alles noch wie einst. Noch immer werden die Gewächshäuser durch Steinkanäle erwärmt, die mit Holz gefeuert werden, die Arbeiter richten sich nach Goethes Sonnenuhr. Es ist ein eigentümliches Gefühl, vor denselben Myrten, Zypressen und Palmen zu stehen, die schon Goethe und Carl August bewundert haben. Auch hier haben die Nachfahren manches nach der Mode ihrer Zeit verändert, Grotten im Geschmack der fünfziger Jahre eingebaut und kleine Bassins mit Goldfischen, das ‚Erdhaus' zum Wintergarten umgestaltet. Ein heimlicher Platz unter blühenden Zimmerlinden erinnert durch eine Bank an Maria Paulowna, und es berührt seltsam, sich zu denken, daß in dieser bescheidenen Umgebung die verwöhnte Großfürstin mit ihren Kindern glücklich gewesen ist ...

Ein kleiner Teesalon aus roten Ziegeln schließt das Ganze nach Süden ab. Der Belvederehügel fällt hier steil zu Tal, man sieht weit ins Land, die nahe Landstraße bot Abwechslung und Zerstreuung. Es ist der ‚chinesische Tempel', der einst im Garten des Wittumspalais auf der Stadtmauer gestanden hat, als Anna Amalias Haus noch nicht so eng in Weimars Gassen eingewinkelt war wie heute. Als die Wielandstraße angelegt wurde und die Stadtmauer fiel, fiel auch er — Carl August hat ihn in Belvedere dann wieder aufbauen lassen. Jetzt füllt Gerümpel

ihn, die seidenen Vorhänge sind zerfetzt, Bohnenstangen und Holzjalousien verdecken die zarten Chinoiserien Ösers, die fast an die Orlik und Walser unserer Tage denken lassen, und von der Decke fällt der Putz ... Wie lange mag es her sein, daß hier an stillen Sommerabenden der Hof den Tee genommen, lustige Hofdamen mit den bezopften Herrschaften an der Wand gescherzt, Corona Schröter vielleicht gesungen, Goethe neue Verse vorgelesen? Oder hat Carl August hier oben mit der schönen Caroline Jagemann gesessen, und die Pagen servierten Eis und französischen Champagner? Es war einmal. Böse schwelt jetzt hier ein häßlicher Verfallsgeruch, und die Öserschen Gestalten blicken in eine Welt, die diese leichten Spiele der Seele nicht mehr versteht. Eine andere Zeit ist angebrochen.

❀ ❀ ❀

Und so noch ein letzter Blick in den ‚Russischen Garten' am anderen Ende des Parks ... es ist der Garten, in dem Maria Paulownas Kinder ihre Bäume, ihre Beete, ihre stillen Plätze hatten; aus den Fenstern ihres Schlafzimmers konnte sie dem Spiel der Prinzessinnen zusehen, und von ihr mag dieser Teil des Parks dann wohl den Namen erhalten haben, unter dem er jetzt als besondere Sehenswürdigkeit gezeigt wird. Aber an sich stammt auch er aus der Zeit Carl Augusts.

Schon hängen die Abendschatten in den Baumkulissen der Naturbühne. Wie auf den Höhen Ettersburgs und in Tiefurts Tal wurde auch hier oft „unter dem Gewölb der hohen Nacht" Theater gespielt, und in die Verse Goethes klang das Liebesflüstern der Vögel, das Rauschen des Windes. Vorbei! Aus diesen Hecken tritt keine Iphigenie mehr, auf den Rasenbänken davor werden keine Zuschauer mehr Platz nehmen. Das Grab Corona Schröters in Ilmenau deckt schwer der Stein, und die hier einst voll froher Lust sich in geträumtem Leben ein Abbild des wirklichen erschufen, im schmerzlichsüßen Klang von Geige, Waldhorn und Fagott die Seele wiegten, sie liegen alle still und stumm in ihren Särgen in der Fürstengruft in Weimar — Väter, Söhne und Enkel.

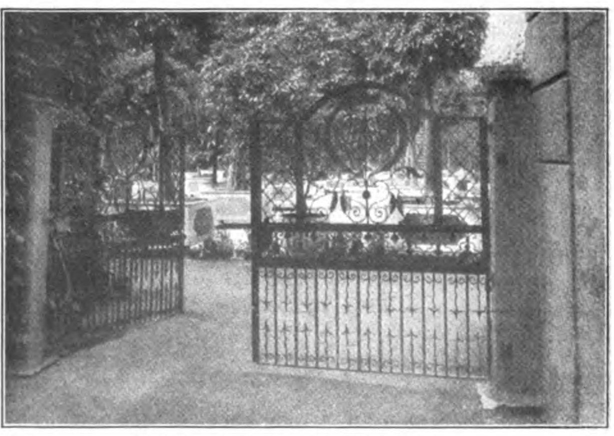
Das Gittertor fällt zu, der Schlüssel dreht sich kreischend im Schloß. Noch einmal naht Vergangenheit, wenn man am Marstall vorbei zu dem alten Gasthof schlendert ... die Straße seltsam ein Bild aus dem 18. Jahrhundert, der Garten, von Flieder und Jasmin ganz eingesponnen, noch immer genau so wie damals, als hier Christiane mit den ‚Lustigen aus Weimar' gesessen, zu Pfingsten und wenn die Rosen blühten und auch im Herbst, wenn die Kastanien schon Rauschgold auf alle Wege streuten.

Als 1816 Goethes langjähriger Kutscher, der treue Dienemann, der ihn so oft nach Karlsbad gefahren, heiratet, verschafft Christiane ihm durch Fürsprache die Pacht des Schloßgasthofs. Ihr Tagebuch meldet am 8. April: „Dienemann und seine Frau ziehen ab. Ihr Wirtschaftsgeräte nach Belvedere. Die neue Köchin tritt an." Sie hat gewiß gedacht, dem vertrauten Mann hier oben noch oft zu froher Stunde zu begegnen. Aber wenige Wochen später ist sie schon tot, und Goethe gesteht schmerzlich, daß der ganze Gewinn seines Lebens sei, ihren Verlust zu beweinen.

❀ ❀ ❀

Ist er noch oft in Belvedere gewesen? Gewiß. Doch sicherlich nie, ohne an die zu denken, die hier so gerne geweilt. Als die Schauspielerin Ernestine Durand, einst als Demoiselle Engels die Freundin der Toten, den Greis im Jahre 1826 bittet, ihr ein paar Worte ins Stammbuch zu schreiben, steigen die Tage von Belvedere wieder vor ihm auf, und wie ein leises Echo verwehter Freuden entklingen ihm die schwingenden Verse:

„Donnerstag nach Belvedere!"
Und so ging's die Woche fort;
Denn das war der Frauen Lehre:
Lustige Leute, lustiger Ort!
Üben wir auf unsern Zügen
Auch nicht mehr dergleichen Schwung,
Stiftet inniges Vergnügen
Heitern Glücks Erinnerung.



Blick in die Orangerie auf Belvedere

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Emil Gött: Briefe an einen Freund (München, C. H. Beck) — Emil Strauß: Der Spiegel (Berlin, S. Fischer) — Max Brod: Das große Wagnis (Leipzig, Kurt Wolff) — Josef Ponten: Die Bockreiter (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — Felix Wilfried Freitag: Tragödien im Tann (Berlin, Egon Fleischel & Co.)

„Ein Volk (wie ein einzelner Mensch), das seine Seele verloren, wird auch seinen Geist verlieren. Es wird noch einige Zeit witzeln und dann ganz vergehen.“ Dies Wort hat Emil Gött, der so früh Geschiedene, viele Jahre vor dem Kriege, den er ja nicht mehr erleben sollte, aufgezeichnet. Jetzt, in der verhängnisvollen Verworrenheit und im tiefsten Unglück unseres Volkes, sagt es uns mehr als damals, es mahnt uns an unsere vornehmlichste Sorge heute und in den Jahren, die da kommen. Das Land der Deutschen mit der Seele suchen — dies Wort sollte als Wimpelinschrift sozusagen jeder nehmen, den noch zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag ... Und weil unter den Büchern, die diesmal zur Auswahl vorliegen, keines ist, das gerade auf die Seele so magnetisch wirkt, wie diese Briefe an einen Freund, seien sie an die Spitze gerückt. — Wer Emil Gött war, braucht heute nicht mehr gesagt zu werden. Er ist längst anerkannt — seitdem er gestorben ist. Das alte deutsche Dichterlos! Man sollte meinen, im zwanzigsten Jahrhundert, wo die Wünschelrute zur Entdeckung versteckter Talente an allen Ecken und Enden wippt, wäre das gründlich anders geworden, aber kürzlich erst fanden wir bei Gustav Sack den Hunger als Hausgenossen (freilich bei ihm mehr noch den Durst ...) und in diesen Briefen Götts stößt man auf Stellen wie: „Ich bin im Augenblick wieder buchstäblich zu arm, um mir eine Zeitung zu halten,“ oder: „Wenn ich sechzig Mark im Monat verdiene, werde ich ganz famos auskommen, sozusagen glänzend.“ Und doch: keine Gebärde des Verzagens begegnet uns in den achtzehn Jahren, die dieser Briefwechsel umfaßt: „Ich kann kaum atmen, aber ganz kaputt gehen, das gibt es bei mir nicht ... Umwerfen darf ich nicht, ich muß tätig vorwärts, durch.“

Der Freund, an den diese gehaltvollen Briefe gerichtet sind, ist sein ehemaliger Freiburger Studiengenosse Dr. Gustav Manz, ein feiner Mensch und treuer Helfer, vor allem selber ein Poet, der früh erkannt hatte, was in Emil Gött schlummerte, und ihn nun nicht mehr verließ: „diesen genialen Sonderling, einen Akademiker mit der Mistgabel, einen Dichter hinter Pflug und Schraubstock ... Kaum auf des Lebens Höhe angelangt, ein Todgeweihter — jahrelang erschüttert von den Sklavenaufständen der lodernden Leidenschaft gegen die eiserne Selbstzucht, im Außendasein von Katastrophe zu Katastrophe stürzend, den selbstgewählten bitteren Kelch mit dem Lächeln des unversieglichen Humors schlürfend — denen, die er liebte, ein lieber Despot, ein Helfer den anderen, ein Gegner sich selbst, ein erzdeutscher Edelbauer und Sozialaristokrat — das war er, dieser Emil Gött!“

Man lese diese Briefe. Sie bewegen stärker als ein Roman, sind sie doch mit dem Herzblut eines Dichters geschrieben. Freilich handelt es sich meist um Sorgen und Fragen des Tages; das leidige Geldverdienenmüssen steht obenan, sei es mit dem Spaten, sei es mit der Feder. Man wird schmerzlich an Daudets „Mann mit dem goldenen Gehirn“ erinnert, wenn man liest, wie dieser reiche Geist in bitterer Not seine feingeschliffenen Aphorismen für Zeilenhonorar aus sich herauspressen muß. Und man bewundert die nicht umzubringende Frische, die in den schwersten Lagen noch aus seinen Briefen atmet, den heimelnden Humor, den schalkhaften Witz. Mit lächelnder Wehmut lese ich, daß sein letzter Scherz in diesen Briefen vierzehn Tage vor seinem Tode meinem Namen gilt. Sein neues — und letztes — Theaterstück ist fertig, er nennt es eine „Bestie leidlich zur Strecke (bald auch zum Strecker) gebracht“ — womit der böse Theaterkritiker gemeint ist, der ihm übrigens, wie er mit Genugtuung feststellen kann, nie ein Härchen gekrümmt hat. Bewundernswert ist der Ernst, mit dem Gött allen Nöten zum Trotz unausgesetzt an sich selber arbeitet, nicht etwa nur als Dichter, sondern vornehmlich an seiner Vollendung als Mensch. Einmal sagt er: „Als das Siegel vollendeter Seelenarbeit möchte ich anerkennen: einer großen Freude ohne Wunsch fähig zu sein.“ Ein andermal: „Wie undankbar und dumm ist es doch, den Lauf seines Schicksals selbst bestimmen zu wollen, und mit dem Übermächtigen wegen jeder entgleisten Absicht zu hadern! Um wie viele feine Überraschungen bringen wir uns durch diese Unwilligkeit. Was wir uns vom Leben zurechtkonstruieren, ist doch nur, was wir wollen; aber was wir wollen, ist es nicht schon ein Stoffwechselprodukt von uns?“ Noch eine letzte Probe: „Das weißglühende Eisen aus der Esse genommen erkaltet — und so auch der Mensch, wenn ihn der Feuertäufer entläßt. Sehen beide zu, daß sie in der Glut eine höhere Form angenommen.“

Nun — er hat in den Höllengluten seines Lebens eine höhere Form angenommen, davon legen diese Briefe vollgültiges Zeugnis

ab. Seine bis zum Eigensinn gesteigerte Selbständigkeit macht diesen bedeutenden Kopf immer anziehend, auch als Politiker; mit wahrer Verblüffung liest man in seinem langen Neujahrsbrief 1900 am Schluß eine Vorausahnung unseres heutigen Schicksals, infolge unseres Volkscharakters, die damals wohl ziemlich einzig war und den Schreiber zum Propheten erhebt. Eine literarische Nachlese — „Sprüche und Rüche“, „Im Selbstgespräch“, „Gedankengänge“ — vervollständigen das inhaltreiche, schöngeformte Büchlein, dessen Herausgeber, Gustav Manz, ein wahres Musterstück sorgsamer Betreuung geliefert. Ich glaube, jedem Schriftsteller und Künstler fiele das Sterben leichter in der Gewißheit, einen Freund wie diesen auf der Oberwelt zurückzulassen, der mit so ehrfürchtiger Liebe, so innigem Verständnis sich seiner geistigen Hinterlassenschaft annähme.

Ein Name, der in Götts Briefen häufig wiederkehrt, ist Emil Strauß. Beide waren eng befreundet, Schicksalsbrüder. So sei denn ein jetzt erschienenes Werk des lebenden Freundes neben das des toten gestellt. Der Spiegel heißt dieser neue Roman des Schöpfers von „Freund Hein“, und wieder beginnt er mit Bildern aus dem Kinderleben, die in ihrer anschaulichen Echtheit an die jenes vielgelesenen Romans erinnern. Unendlich weich und fein und seelenzart sind diese leicht nebeneinander aufgereihten Pastellbildchen, die wie von einer warmen Abendsonne von der sanften Lebensweisheit einer alten Frau überstrahlt und in einen gemeinsamen Goldrahmen gefaßt werden. Aber plötzlich biegt, fast schon in der Mitte des Buches, die Ich-Erzählung mit einem jähen Knacks um und es wird die Geschichte vom Urgroßvater daraus, die der zahnlose Tantenmund erzählt. Joseph, dessen Bildchen über ihrem Lehnstuhl hängt, mit Zopf und Puderhaar, aber auch mit der Profillinie der Tante und ihrem durchs Fenster suchenden, sich verlierenden Blick, ist eine wunderliche Menschenseele. Sie findet keine Genüge in den Berufen des staatlich stempelpflichtigen Lebens. Er wird Offizier, Landwirt, Mönch, unbefriedigt von allem in seinem suchenden Drang, bis er endlich zur Musik, der von Jugend auf geliebten, zurückkehrt und da seinen Lebenszweck erfüllt sieht. Seine Lebensgefährtin ist ihm ähnlich an innerem Wuchs. Auch sie aus einem starken, gesunden Geschlecht stammend, wird Nonne — nach Jahren ernsten Klosterlebens finden sich die beiden in der Welt wieder und werden ihrer froh: Kinderlachen durchschallt ihr Haus, Geigenklänge segnen die Abendstunden. Aber Joseph, der immer seinen eigenen Weg gegangen ist, stört mit seiner dickköpfigen Eigenbrötelei diesen Seelenbund. Er findet es unverantwortlich, daß Charlotte, seine Frau, die reiche Erbschaft ihrer Eltern antritt, scheidet sich von ihrem Geld und Gut, indem er für sich ein Gartenhäuschen als Wohnung bezieht und nur nachmittags zu seiner Familie zu Besuch kommt. Er stirbt auf Reisen am Typhus, den er sich zugezogen hat durch die Pflege eines fremden Typhuskranken, den niemand sonst, aus Furcht vor der Ansteckung, pflegen will.

Wenn Bücher den Leser besser machen können — und das können sie gewiß, wenigstens für eine Weile — so vermag es sicherlich ein Blick in diesen ‚Spiegel‘. Man fühlt sich in eine edlere Welt versetzt beim Lesen dieses Schlußkapitels; erstaunt und beglückt atmet man Höhenluft in einer Reinheit, an die man kaum noch glauben mochte im Arenastaub und qualmigen Pestgestank der Zeit. Die Seelensauberkeit und die heimliche Wärme dieses Dichters überraschen einen plötzlich so heimwehstark, wie der Anblick eines Sonnenunterganges oder eines spielenden Kindes, oder eines Waldgrundes voller Maiglöckchen. Und wenn man kurz vorher Emil Gött gelesen hat, so versteht man, daß diese beiden Dichter Freunde sein mußten. Man greift zu den ‚Briefen an einen Freund‘, zurück und findet unter den Sprüchen Götts so manchen, der in seiner bestimmten Art, gegen den Strom zu schwimmen, ganz an Straußens Joseph erinnert. Etwa: „Was du hast, hat auch dich. Was du willst, fängt an zu befehlen. Willst du frei sein, wolle nicht mehr, als du bedienen kannst.“ Oder ‚Der Mann muß die Gefahr lieben, das Weib die Sicherheit. Aber da das Weib den Mann liebt, der die Gefahr liebt, und der Mann das Weib, so ist die eine vor dem Verflachen, der andre vor dem allzu jähen Untergang geschützt. Gefahr und Sicherheit befruchten sich.“ Mancher von den feinen Fäden, die von Joseph zu Charlotte führen, ist hier theoretisch aufgedeckt. Neben dem sittlichen Ernst und dem Drang zu tiefer Seelenpeilung, die das Straußsche Buch auszeichnen und die auf den männlichen Weg zum eigenen Selbst führen, hat es auch noch den Vorzug guter Erzählungskunst und Menschengestaltung, so nachlässig es in der Anlage des Ganzen, im jähen Verschwinden des Ich-Erzählers gemacht ist.

Daß freilich erzählen und gestalten zu allen Zeiten die beiden Haupterfordernisse guter Epik waren und sind, will eine beträchtliche Zahl neuerer Romanziers nicht mehr wahr haben. Bei ihr tut's der bewußte Wille zur Modernität. Wenn dabei der wirkliche Trieb: zur ernsten Lebensfrage durchzudringen, das Suchen nach einem heimlichen Ideal mitspricht, wie bei Max Brod, so folgt man immerhin mit Teilnahme. Brod hat auf ‚Tycho Brahes Weg zu Gott‘ gezeigt, daß er ein ernster Wahrheitsucher ist, dem es auf mehr ankommt als das Äußerliche. Des ‚großen Wagnisses‘ führende Gestalt ist ein Musiker (wie jetzt so oft, siehe Strauß, Ehrler usw.), der im Kriege einen starken Nervenchoc erleidet. Er verliert das Bewußtsein und findet sich wieder in einem Höhlenstaat ‚Liberia‘, einem Freistaat großen Stils, den ein Dr. Askonas



Bildnis meiner Frau

Gemälde von Prof. Carl Albrecht

Im Besitz der Städtischen Kunstsammlungen zu Düsseldorf

im toten Winkel des verlassenen Kampfgefildes errichtet hat. Eine rein kommunistische Siedelung, vergessen von der Welt, sozusagen zeitlos im Raumlosen, ohne Geld, ohne Gericht und Polizei. Bellamy: Im Jahr 2000. Das Paradies auf Erden? Wenn nicht der Mensch ... Dieser Dr. Askonas nämlich ist keineswegs berufen, geschweige denn auserwählt, eine neue Gesellschaftsordnung zu gründen, er schwankt überreizt zwischen zwei Trieben: ausschweifender Sinnlichkeit und nüchterner Verstandesgymnastik, ist gleich wankelmütig, neugierig und lüstern bei Frauen und bei Ideen. Natürlich lassen sich darauf keine Staaten bauen; Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage. Liberia geht zugrunde. Aber aus ihrer Asche steigt der Phönix der Brodschen Ideen, und der Aushang seines Ideals: entschlossene Tatkraft nebst wahrer Liebe, oder vielmehr ihre Vereinigung in dem großen Wagnis: ganz seinem reinen Gefühl zu folgen.

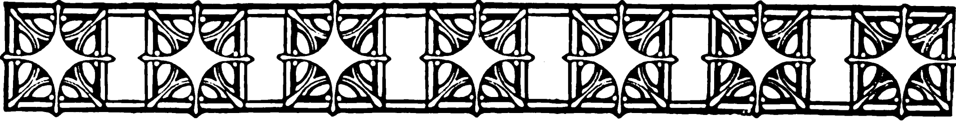
Eine Frauenhand ist es, die den Musiker zu dieser Erkenntnis leitet: die schöne Ruth und er haben die übrigens von Ibsen schon so benamsete Totsünde begangen, weil sie ihrem reinen Gefühl nicht gefolgt sind. Brod legt vorher besonderen Wert darauf, sich nicht auf reaktionären Abwegen ertappen zu lassen; er verurteilt nicht nur Charakterschwäche, Unehrlichkeit, Kunstverirrungen, Knechtschaffenheit, Vorurteile der sozialen Machthaber, er wettert auch satirisch gegen Krieg und Gewalt. Aber höher geht ihm ein anderes: schließlich werden Ruth und der Musiker als die zwei Büßer des falschen Wegs in alle Welt hinaus die Erkenntnis tragen: „Es geht nicht ohne Liebe. Ohne Liebe geht alles falsch.“ Alle Staatsmänner, alle Volksführer, alle Öffentlichkeitsmenschen müßte man auf ihre rechte Liebe prüfen. „Wir müßten lehren, den Theorien und Verbesserungsvorschlägen von Menschen, die nicht in vollkommenster Liebesharmonie leben, durchaus zu mißtrauen. Auch dann zu mißtrauen, wenn solche Menschen des besten Willens sind. Denn ihnen unbewußt kann in ihren verdorbenen Säften irgendeine Rache kochen. Auch dort, wo sie zu lieben glauben, sind sie gefährlich, ja dort sind sie am allergefährlichsten. Man braucht sich ja nur ihre Gesichter anzuschauen ...“

Der Roman beginnt etwas matt, abseits vom eigentlichen Wege; er gewinnt an Stärke, sobald er sich seiner Grundidee nähert, und schwingt in kräftigen Akkorden aus. Die Zeichnung Ruths ist fein und voll Liebe. Aber es geht ein stetes Schwanken durch die Erzählung, Phantasie und Wirklichkeit führen einen seltsamen Blocksbergtanz auf, Spott wechselt mit religiösem Ernst, oft kleidet sich die Ironie in phantastische Gesichte, und Unklarheiten wiederum werden ironisch gefärbt. Wir sehen hier an einem betrachtenswerten Beispiel das Gattungsmäßige des lehrhaften Zweckromans. Zwischen ihm und der eigentlichen Erzählungskunst, der reinen Epik erlaube ich mir, einen scharfen Strich zu ziehen und mich zu der Meinung Goethes zu bekennen: „Die wahre Darstellung hat keinen Zweck. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht; sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihren Folgen und dadurch erleuchtet und belehrt sie.“ Eine Novelle Storms oder Kellers hat ihren eigenen stillen Glanz, in dem sie ruht, das ist ihr Zweck. Sofern wir nämlich von Kunst sprechen ...

Sofern wir nämlich von Kunst sprechen, müssen wir Joseph Ponten als Erzähler einbeziehen. „Erzählen,“ so sagt jemand in seinem neuen Buch Die Bockreiter einmal, „das heißt: handfestes Geschehen handfest darbringen. Wie wenige können es.“ Ganz recht, Ponten kann es, nur legt er doch wohl etwas zu viel Gewicht auf das Handfeste. Auch die leisen Poeten wollen wir nicht verachten. Handfest im besten Sinne sind ‚Die Bockreiter‘. Achtzehntes Jahrhundert! Daß der ganze Spuk der Walpurgisnacht um diese Zeit noch in dunklen Tiefen des Volksherzens lebt, daß ein Jahrtausend Christentum die Heidenneigungen nicht zu töten vermocht hat, dafür sind die Bockreiter lebendiges Zeugnis, diese nächtlichen Schabernackspieler und vermummten Schelme, die damals im Westen Deutschlands ihr Wesen trieben und Dorf und Stadt unsicher machten. Die menschliche Abenteurerlust hatte wohl auch ihren reichlichen Anteil an dem Bockreitergedanken, der sicherlich nicht in einem Menschen aufgekeimt ist, sondern in hundert gedacht und sogleich von vielen verstanden wurde; die Abenteurerlust, die aus dem Auge jedes richtigen Knaben, ja noch jedes richtigen Studenten und jungen Burschen lacht. Später wird diese Lust durch mannhafte Arbeit, durch Kampf und Streben befriedigt. Aber wo es nichts zu kämpfen und zu streben gibt, wie damals, da verfallen die Männer auf solche Streiche, da erwacht das Kind wieder in ihrer Brust und sie gründen etwa so einen geheimen Orden wie den der Bockreiter, Bünde und Banden, die unter einem gemeinsamen Hauptmann stehen. In den dunklen Nächten, von Herbst bis Frühjahr, verüben sie ihre geheimen Bosheiten, die doch von einem gewissen Gefühl ausgleichender Gerechtigkeit geleitet werden, wenigstens solange die Sache nicht ausartet. Wird da um Mitternacht, wo der Teufel und seine bösen Geister umherspuken, dem fetten Kloster der Hühnerstall geleert, und zu ihrem Staunen hört manches arme Weiblein den nächsten Morgen in ihrem Stall fremde Hühnchen gackern. In der Mitte dieser bunten Teufeleien steht ein humoristisch geschauter Arzt, von dem niemand ahnt, daß er auch Bockreiter ist, am wenigsten sein treues Weib und das Pflegekind Lotte, das in den Pflegevater verliebt, richtig verliebt ist. Lange Zeit treiben die Bockreiter am Niederrhein ihre derben, aber im Grunde mehr launigen als schlimmen Späße, bis endlich, nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges, die verrohten Söldner der Heere beider Parteien, zusammengelaufenes

Gesindel aller Völker, sich heimwärts über die westlichen Lande ergießt, und nun den Bockreitergedanken zu einem Deckmantel nächtlicher Raub- und Plünderungszüge mißbraucht. Diese alten Soldaten, im schlimmen Kriegshandwerk erfahren, werden zu einer furchtbaren Landplage. Eine Schreckenszeit beginnt. Keiner Obrigkeit, keinem Hauptmann mehr gehorchen die im Zeichen des Bocks brandschatzenden und mordenden Banden. Nun schwindet schnell der unverzehrbar erscheinende Reichtum des Landes. Jeder Bauer vergräbt seine Vorräte, der Handel stockt, weil Geld die Räuber anzieht, der Geldwert sinkt, die Preise steigen — ganz wie bei uns ... Endlich kommt der Umschwung. Belagerungszustand, preußische Truppen. Die Räuber werden gehängt ... Man fahndet nach den Bockreitern, und auch der Doktor muß daran glauben. Er stirbt gefaßt, ohne seine Spießgesellen zu verraten, den Henkertod. — Die Geschichte ist spannend und reich an satten Farben, ein neues Zeugnis für die nicht gewöhnliche Erzählungskunst Pontens. Manche Derbheit und Scheußlichkeit fällt dem dargestellten Zeitalter, nicht dem Verfasser zur Last. Inwieweit sich die buntscheckigen Einzelheiten mit der geschichtlichen Überlieferung decken, kann ich zurzeit nicht nachprüfen, da ich dies auf dem Lande schreibe, wo mir zum Glück die Nachschlagebücher fehlen.

Auf dem Lande — mein Blick fällt vom Schreibtisch über Rosenbeete hinweg zwischen Birken und Erlen hindurch auf den großen märkischen See, den schilfumbuchteten, über dessen silbergetäfelte Fläche im Sommerwind ein schräges Segel eilt. Im Röhricht drüben knallt ein Schuß. Die Jagdzeit hat begonnen. Weidmannsheil! ruft unwillkürlich das Herz, das von ferner Knabenzeit her dem edlen Weidwerk zugetan ist — nicht den Schießern und Fleischjägern oder auch den engen Fachsimplern, sondern denen gilt mein Gruß, die das Geschöpf geschwisterlich lieben, den Hegern und Naturfreunden, die in der grünen Stille das ewige Heimweh der Menschenseele beschwichtigt fühlen, allem Geschaffenen zugetan, tief versonnen und versponnen mit Wald und Wild. Ihnen seien die Tragödien im Tann empfohlen, „Geschichten von Menschen und Tieren", die Felix Wilfried Freitag in schilfgrünem Bändchen bietet. Zwar ist der Titel etwas willkürlich gewählt, denn nicht gar so oft befinden wir uns wirklich im Tann und von Tragödien ist glücklicherweise auch nicht viel zu lesen, es sei denn, daß man den Abschuß eines Birk- oder Auerhahns, das Umlegen eines Latschenbocks oder einer Wildkatze tragisch nehmen wollte. Aber unterhaltsam sind diese Jagdfahrten mit Freitag, der offenbar ein sehr glücklicher Jäger ist, denn alle möglichen Jagdgründe Europas stehen ihm offen. Wir schießen mit ihm den Sechzehnender im märkischen Wald, den Elch im Lande der tausend Seen, den Urbock am Peipussee, den Bären in Siebenbürgen und in Rußland, den Bartgams auf dem Alpengrat, und weder der Otter noch die Trappe, weder „der Vogel mit dem langen Gesicht" (die Waldschnepfe) noch die Wildente auf der Wasserblänke im Eise ist vor seinem Rohr sicher, das, merkwürdig genug, nie vorbeischießt. Seinen besonderen Wert erhält das Buch durch die fesselnden Naturschilderungen, die einen sorgsamen Beobachter und feinen Stilisten verraten. Freilich ein neuer Löns, wie der Verlag meint, ist uns in Freitag denn doch nicht erstanden, dazu sind selbst seine trefflichsten Naturschilderungen zu wenig schöpferisch, zu sehr beschreibend und aufzählend. Nur ein Beispiel: „Wieder war es Herbst geworden. Der Altweibersommer spann seine Fäden. Die Tage wurden kürzer, die Nächte kühler. In der Luft lag der feine, zauberhafte Duft welkenden Laubes. Aus den Wiesengründen und dem See stiegen des Abends brauende Nebel auf, die wie Schleier über die Weiten wogten, bis sie der Strahl der Vormittagssonne niederrang." Gewiß: das stimmt alles, aber es ist — hergebracht, man muß innerlich addieren, um nun wirklich ein Bild des Herbstes zu bekommen; ein Löns hingegen zaubert dies Bild mit wenigen kecken Farbentupfen in uns hervor. Läßt man den Vergleich fallen, so muß Freitag zugestanden werden, daß er entschieden zu den besseren Jagdschriftstellern zählt. Er hat das Wild gut beobachtet und oft zeichnet er es mit einer Wirklichkeitstreue und -kunst, die an die Meisterhand Liljefors' erinnert. In ‚Skranja' stößt die Herzlosigkeit ab, mit der er, beinahe schadenfroh, über den gräßlichen Tod eines russischen Jagdherrn berichtet —: der wird von einer Bärin zerfleischt, die Freitag ‚der Deutsche' dann gar meisterlich zur Strecke bringt. Das ist denn doch etwas viel des Jagdneides und Schießstolzes und läßt sich nicht gut vereinen mit dem Bilde, das man sich von einem richtigen Weidmann nach dem schönen alten Jagdspruch macht: „Das ist des Jägers Ehrenschild, der treu beschützt und hegt sein Wild, weidmännisch jagt, wie sich's gehört, den Schöpfer im Geschöpfe ehrt." Der Kaffeehausliterat wird diesen kurzen Abstecher ins Grüne verzeihen; es ist Sommer; das sollte auch er sich zunutze machen — Schaden würde seine ‚Psyche' an einem Stahlbad im Waldesgrün schwerlich leiden ...



Illustrierte Rundschau

Puppen für große Leute von Dora Petzold — Öfen aus der Heidelberger Ofenfabrik Jean Heinstein — Theaterbeutel von Emmy Zweybrück — Wohnstube von Fritz Spannagel — Zu unsern Bildern

Es ist noch kein Ende der Puppenmode abzusehen, und vielleicht kann man schon von einer Puppennarrheit reden. Vornehmlich unsere Leserinnen werden sich der Phantasiepuppen von Lotte Pritzel erinnern, die wir im Märzheft abgebildet haben. Jetzt zeigen wir welche von Frau Dr. Dora Petzold. Auch hier handelt es sich um Puppen für Große, für die Welt, die sich gern die elegante nennt, und es ist bezeichnend, daß diese Spielsachen gerade am Kurfürstendamm in Berlin ausgestellt und zu kaufen sind, nämlich in der Münchner Kunsthandlung Albert Neuner. Die Puppen sind ganz aus Samt und Seide gearbeitet und gestopft, so daß sie, was Unzerbrechlichkeit angeht, für Kinder wie geschaffen wären. Aber abgesehen von der Kostbarkeit der Stoffe: die von Frau Petzold in die Welt gesetzten Herren und Damen sind sehr empfindlicher Seelenverfassung und nur dazu da, sich auf dem Sofa zu rekeln. Ganz neu ist die Art, wie die Köpfe gearbeitet sind: runde, aus Seide hergestellte Kugeln, auf die das Gesicht gemalt ist. Augen, Mund und Nase sind ebenso wie Hände und Füße genäht. Es ist eine mühselige, aber auch befriedigende Tätigkeit, da man aus geringen Mitteln, aus einem Seidenläppchen mit Hilfe einer Nähnadel und eines Elfenbeinstäbchens, so mannigfache Gesichter schaffen kann. Merkwürdig ist, wie die Wirklichkeitsflucht unserer Kunst sich auch in dieser Spielerei abspiegelt. Man betrachte nur die spinnigen Gliedmaßen dieser verlebten und genußmüden Puppen. Man will dem Gefühl bis in die Herzkammer folgen und flüchtet vor der Natur.

Die auch für uns heute im großen Ganzen noch vorbildliche Form des Ofens hat die Gotik geschaffen: ein vierseitiger, mit einer Seite an die Wand stoßender Unterbau, der auf Füßen ruht, für welche die Form von Löwen bevorzugt war, darauf ein vier- oder mehrseitiger oder runder Oberteil von kleinerem Durchmesser, der nach dem Geschmack der Zeit architektonisch ausgebildet wird. Diese Grundform hatten wir in der Nüchternheit oder im Schwulst des 19. Jahrhunderts vielfach verlassen und mußten uns erst wieder an der Hand guter alter Vorbilder, wie sie auf dem Lande und in kleinen Städten vorhanden waren, zurechtfinden. So arbeitet auch die Heidelberger Ofenfabrik Jean Heinstein vielfach nach alten Mustern, und auch die neu entworfenen Öfen wandeln auf



Puppen für große Leute. Von Dora Petzold. (Kunsthandlung Albert Neuner in Berlin W)

bewährten Wegen (S. 117). Das kann auch nicht anders sein, und worauf es ankommt, ist ja auch nur, daß das ganz unbewegliche und unveränderliche Möbel unserer Stube gute Formen und Farben aufweist, ohne sich vorzudrängen. Der Ofen soll schmücken, aber er soll doch immer der bescheidene Freund bleiben, an den man oft nicht denkt, auch wenn er in der Ecke schweigend seine Schuldigkeit tut.

⌘ ⌘ ⌘

Über die kunstgewerblichen Werkstätten von Emmy Zweybrück in Wien haben wir vor kurzem, im Juliheft, einiges gesagt. Wir zeigen hier (S. 118) ein paar neue Arbeiten, die unsere Leserinnen fesseln werden, zumal jetzt, wo man allmählich wieder an das denkt, was man in festfreudigeren Zeiten die Saison nannte. Es handelt sich um Theaterbeutel: der eine aus bunter Wolle, der andere aus Taft, der dritte in Perlen gestickt, wiederum Arbeiten von kräftiger Fröhlichkeit in den Farben und von deutlich wirkenden Mustern. Während die beiden Beutel aus Wolle und Taft die Eigenart Emmy Zweybrücks sehr klar bezeugen — wer sie kennt, weiß, daß diese kleinen Kunstwerke von ihr stammen müssen — geht sie in dem perlengestickten auf alte Vorbilder zurück. Daß sich auf einem Theaterbeutel eine Dorfkirche findet, ist streng genommen zweifellos ein Unsinn. Aber wir denken nicht immer und überall so engherzig, wie wir es zu den Zeiten des aufwachenden, neuen Kunstgewerbes gelehrt wurden, und freuen uns sogar über eine liebenswürdig vorgetragene Torheit, zumal aus Großmutters Hamsterkiste.





Die Wohnstube von Fritz Spannagel, einem Münchner Architekten, sieht auf unsern Bildern sehr harmlos aus. Die Möbel sind einfach kastenmäßig (S. 119); nur Sofa und Stühle geben sich mit ein paar geschwungenen Linien etwas behaglicher und zutunlicher. Alles ist einfach, tüchtig, mit Sinn für eine gediegene Sparsamkeit geschaffen. Auf gewisse Launen deutet nur die sehr großgemusterte Tapete, und wenn wir erfahren, in welchen Farben diese Stube gehalten ist, so stellt sie sich auf einmal als ein beinah umstürzlerisches Gebilde heraus. Da ist nichts von der Enthaltsamkeit, zu der sich unser junges Kunstgewerbe lange Zeit zwang, wenn man nicht in Überschwang und auftrumpfender Keckheit die Wände in grelle, oft hart und unvermittelt nebeneinanderstehende Farben tauchte. Hier regt sich ein Farbenempfinden, das von dem matten und durchschnittlichen Weiß, Grau, Braun und Schwarz zu heiteren, aber keineswegs aufreizenden Wirkungen aufsteigt. Unsere Augen gewöhnen sich schnell an Buntheit, sofern sie nicht grell wirkt, und das ist hier nicht der Fall. Spannagel versteht es, den Mittelweg zwischen Stille und Lärm zu finden. Die postkutschen-

Puppen für große Leute. Von Dora Petzold. (Kunsthandlung Albert Neuner in Berlin W)

gelb lackierten Ahornmöbel mit feinen Stäbchen, Füßchen und Knöpfen aus Nußbaumholz und braungelben Kordpolstern heben sich leuchtend von der bunten Tapete ab, die rote Rosen und violette Blüten mit grünen Blättern auf weißem Grunde zeigt und deren Hauptfarben in dem Teppich wiederkehren. Die dunkelviolettbraune Batikdecke mit dem lustigen Spiel heller Farben in Mittelfeld und Umrandung gibt dazu einen klangvollen Akkord.

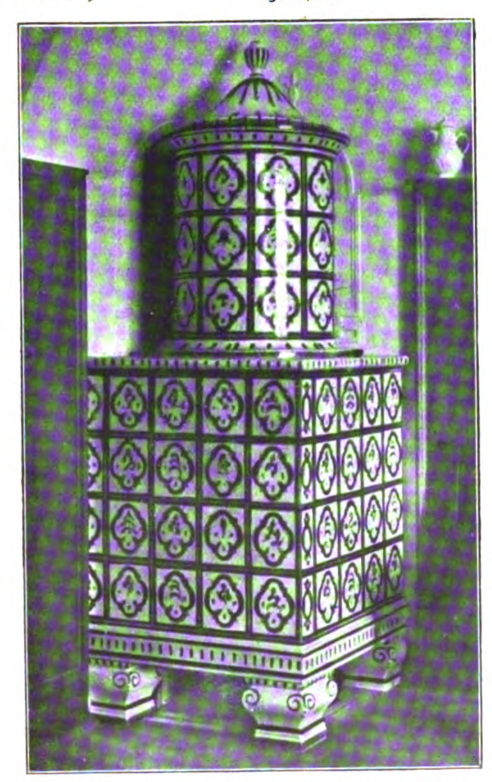
Wir eröffnen das Heft und den Jahrgang mit dem Werk eines Meisters, der zu den guten, alten Freunden unsrer Zeitschrift zählt und dessen Schaffen einem vielfach gewandelten Geschmack zum Trotz sich frisch erhalten hat, mit einer Zeichnung Friedrich August von Kaulbachs. Das Blatt, das die oft gemalte und unsern Lesern wohlbekannte Schauspielerin Hanna Ralph-Jannings darstellt, ist mit besonderer Sorgfalt wiedergegeben, so daß die gesamte Weichheit des Rötels, die sich dem geschmeidigen Fluß Kaulbachscher Linienführung vortrefflich anzuschmiegen weiß, fast vorlagengetreu herauskommt. Mit Vergnügen betrachtet man diesen schönen und klugen Frauenkopf, vor dem alle kunsttheoretischen Tüfteleien schweigen, weil ihm das Wesent-



Kachelofen
Nach einem alten Original ausgeführt von der Heidelberger Ofenfabrik Jean Heinstein



Kachelofen. Entworfen von Architekt Kuhlmann in Karlsruhe, ausgeführt von der Heidelberger Ofenfabrik Jean Heinstein



Kachelofen. Entworfen von Kunstmaler Hamann in Bensheim, ausgeführt von der Heidelberger Ofenfabrik in Heinstein

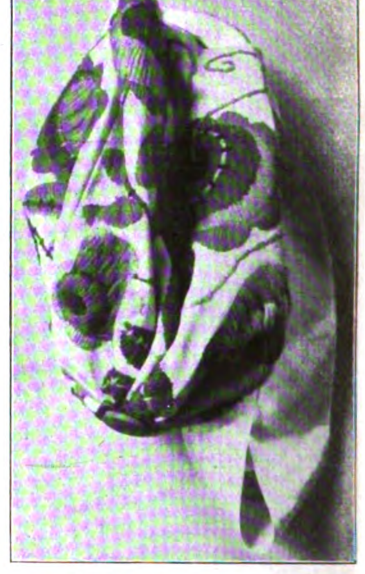
lichste eigen ist: er gefällt. — Auch Professor **Robert von Haug** gehört zu den älteren deutschen Künstlern. Er ist mit seinen gemütvollen und gefühlsstarken Bildern aus der Zopfzeit und den Befreiungskriegen ein bedeutender Erzähler. Für den Kenner war jedoch immer klar, daß er darüber seine eigentliche Kunst niemals vernachlässigt hat: er ist auch jederzeit ein sehr tüchtiger Maler gewesen. In Wahrheit war ihm die Tracht, an der mancher, der nicht die rechten Augen hat, seine Bilder erkennt, nur eine Laune, eine Liebhaberei. Was haben bei unserm ‚Schulreiter‘ (zw. S. 8 u. 9) Zopf und Dreispitz zu sagen? Nichts! Worauf es ankommt, ist die blitzschnell erfaßte und vorüberhuschende Bewegung des Pferdes im Gegensatz zu der gespannt straffen Haltung des Reiters, ist der in Licht und Schatten immer wieder gewandelte grüne Gesamtton des Bildes. — Rein musikalisch wirken die ‚Sylphiden‘ von **Ernst Oppler**, dem Berliner Sezessionisten (zw. S. 16 u. 17). Wir gucken mit der Tänzerin links in der Ecke hinter den Kulissen zu, wie sich ein Reigen dreht. Das elektrische Bogenlicht wird uns als die Quelle einer zauberischen Mondnacht nicht verdeckt. Trotzdem einen sich stark flutendes Licht und weich gleitende Bewegung zu einem wundervollen Wohlklang. Wir vergessen, daß wir hinter den Kulissen stehen, in Dunst und Staub; wir vergessen die ihres Auftritts harrende Tänzerin und empfinden sie nur noch als einen für das Ganze notwendigen Farbblock; wir fühlen uns so leicht und frei, als wären es wirkliche Sylphiden, die da tanzen, nicht auf bretternem Boden, sondern auf freien Bergeshöhn. — „Im Anfang war der Rhythmus“ — das Bülowsche Wort gilt nicht bloß für die Musik. Wer die **Peterich**sche Bronzegruppe ‚Knabe mit Hirsch‘ (zw. S. 24 u. 25) betrachtet, wird ihre Wahrheit auch für die Plastik bestätigt finden. Ein trockener Ausdeuter künstlerischer Absichten könnte vielleicht meinen, daß das von dem vorstürmenden Hirsch und dem hemmenden Knaben gebildete Andreaskreuz etwas errechnet wäre. Er würde aber damit nur erweisen, daß ihm das Gefühl für die jubelnde Jugendkraft fehlte, aus dem diese Gruppe geschaffen ist. Man wird mit hochgerissen und kann sich nicht vorstellen, daß einer im Garten des Besitzers an Peterichs Werk vorübergehe, ohne sich zu straffen. — Das ‚Sonnige Zimmer‘ (zw. S. 32 u. 33) zeigt **Heinrich Hübner** wieder



Theaterbeutel aus Taft mit spanischer Seide gestickt. Aus der kunstgewerblichen Werkstätte von Emmy Zweybrück in Wien



Theaterbeutel, in Perlen gestickt. Aus der kunstgewerblichen Werkstätte von Emmy Zweybrück in Wien



Theaterbeutel in bunter Wolle Aus der kunstgewerblichen Werkstätte von Emmy Zweybrück in Wien

einmal als den geschmackvollen Binnenmaler, der mit Meisterschaft die Ruhe und Schönheit stiller Räume zum Reden bringt. Auf Blau und Gold ist unser Bild gestellt; es wäre malerisch unmöglich oder doch sehr ungünstig gewesen, dieses Zimmer im Sommer zu malen. In das Gold und Blau der Stube mußte das Herbstgold des Gartens leuchten. — Einen merkwürdigen Einfall hat Prof. Julius Diez mit seinen ‚Herbstzeitlosen‘ verkörpert (zw. S. 36 u. 37). Er macht die bleichen und späten Blumen zu stillen Frauen in weißen Gewändern und violetten Kutten. Trauernd und fröstelnd wandeln sie über einen Anger, der dicht mit welkem Laub bedeckt ist. Die Bäume prahlen in greller, leicht vergänglicher Buntheit. Der Himmel ist schwarz verhangen. Es ist, als ob schon Schnee in der Luft läge. So absonderlich der Diezsche Gedanke ist: seine Gestaltung übt eine Kraft der Stimmung aus, der man sich nicht zu entziehen vermag. — Auf ein zweites symbolisches Gemälde stoßen wir, wenn wir über die Bilder hinwegblättern, die dem Aufsatz über Thielmann als besonderer Schmuck beigegeben sind. Es handelt sich um die ‚Krieger‘ von dem jungen Münchner Robert Gerhard Böninger (zw. S. 56 u. 57). Wie schon die Tracht der Krieger erweist — sie ist bis auf Tressen naturgetreu —, hat der Künstler die Anregung zu dem Werk im Kriege gewonnen, und zwar, wie er selber schreibt,


Glasschrank. Entwurf: Archit. Fritz Spannagel, München

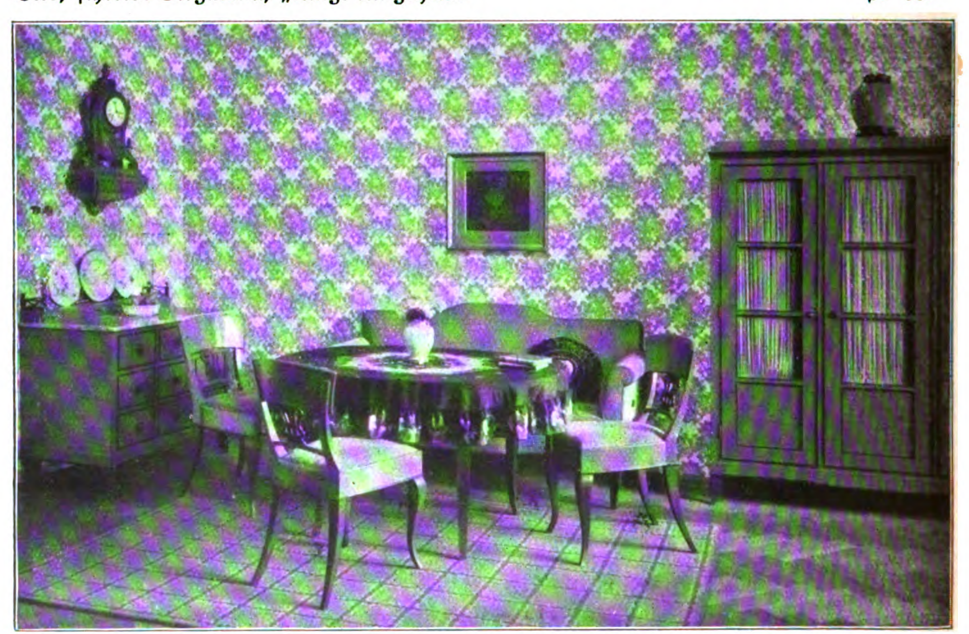
vor Lens 1915. Aber er ist weit hinausgewachsen ins Allgemeine. Es zeigt nicht mehr und nicht weniger als ein paar Männer, die zum Äußersten entschlossen sind und mit gefaßten Sinnen und starken Schritten ans Werk gehen, mag es auch ihr Verhängnis sein. So ist dieses kraftvolle Gemälde ein Zeugnis für den Heldensinn, der in unserm Volke lebte und der erwachen wird, wenn seine Zeit gekommen ist.

Die Einschaltbilder dieses Heftes sind sehr reichhaltig und bemühen sich, einen Vorgeschmack von all dem zu geben, was wir Monat für Monat zu bringen pflegen. Auch die Wiedergabe nach einer photographischen Aufnahme fehlt nicht. Franz Adickes in Tübingen hat sie gemacht und durch Anwendung des Gummidruckes eine an die Radierung mahnende Wirkung erzielt. Der Vorwurf ist sehr einfach, und es bedurfte zweifellos dieser besonderen Technik, um ihn eindrucksvoll zu gestalten. — Das modernste Bild von allen ist das von Ludwig Grieb: ‚Auf dem Spielplatz Hirschanger bei München‘ (zw. S. 60 u. 61). Wer jede Kleinigkeit deutlich sehen will, kommt freilich nicht auf seine Kosten. Er muß sich denken, er sieht dem bunten und bewegten Treiben mit etwas kurzsichtigen Augen aus der Ferne zu, wo ihn der Staub nicht stört und der Lärm nur gedämpft an sein Ohr


Schreibschrank. Entwurf: Architekt Fritz Spannagel, München

schlägt; dann hat er ungefähr das, was Grieb mit Geschick und Freude am Werk gegeben hat. — Die Plauderei über den Schoßhund gibt uns willkommenen Anlaß, unter anderen schönen Frauen auch die Nelly O'Brien von Joshua Reynolds abzubilden (zw. S. 74 u. 75). Wir wissen, es ist eins der berühmtesten Werke des ersten Präsidenten der Londoner Akademie der Künste. Wir kennen es alle, und man braucht es nur zu erwähnen, um es uns ins Gedächtnis zurückzurufen. Aber dann betrachten wir es doch wieder mit dem ehrlichsten Vergnügen, und wenn unsere Augen wachsam sind, entdecken sie irgendeinen Reiz, der ihnen bisher entgangen war. Denn so akademisch Sir Reynolds sich gab, wenn er in seinen Geschichtsbildern Raffael und Michelangelo nachzuahmen strebte, so gewandt, so einschmeichelnd, so gutgelaunt, so unterhaltsam und doch vor allem so malerisch schuf er seine Bildnisse. — Über Hans Looschen hat im Juniheft 1919 Hans von Stegmann einen reichillustrierten Aufsatz veröffentlicht und dort auch von unserem Bilde ‚Im Waldesschatten' gesprochen (zw. S. 92 u. 93). Es gehört zu den märchenhaften Darstellungen, die in Looschens Schaffen häufig sind und durchaus nicht auf literarische Anregungen zurückzugehen brauchen. Durch dies Bild, schreibt Stegmann, „klingt ein geheimnisvolles Weben, und die Frauengestalt in ihrer nackten, leuchtenden Schönheit erscheint ebenso selbstverständlich in dieser Märchenumgebung wie in Böcklins ‚Schweigen im Walde' das Fabeltier mit seiner wundersamen Reiterin." — Ein echtes Genrebild ist die ‚Morgenandacht' von dem in Altona lebenden Berthold Clauß (zw. S. 96 u. 97). Hier ist viel und das Viele sehr deutlich zu sehen, von der buntbemalten Bauerntruhe, auf der der lesende Alte im sauberen Sonntagsanzug sitzt, bis zu dem Junggesellenbett mit dem blaugewürfelten und etwas angeschmuddelten Bezug. Das ist alles sehr sorgsam und liebevoll gemacht und geht auch farbig gut zusammen. — Es ist immer eine Erquickung, ein Bild von Karl Albrecht zu sehen (zw. S. 102 u. 103). Der still seinem Schaffen in Königsberg lebende Meister will nie etwas Besonderes. Er hat gar nicht im Sinn, uns in Verwunderung oder gar Staunen zu setzen. Er verfügt nur über einen unfehlbaren Geschmack und ein untrügliches Zartgefühl. Er ist eine lyrische Natur. Er kennt, auch malerisch gesprochen, keine Konflikte. Er weiß auszugleichen und ist deshalb doch nicht schwankend gesinnt. Er kennt nur das Geheimnis der großen Stille und weiß: ‚Die Ruh' ist doch das Beste auf dieser argen Welt.'

P. W.



Sofaecke einer Wohnstube. Entwurf: Architekt Fritz Spannagel in München

Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker
Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin — Künstlerische Leitung: Adolf Bothe. Sämtlich in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b



Violetta. Steindruck von W. Wagner



Eckerlein

Roman von Viktor von Kohlenegg

Fortsetzung

Heute war Freitag. Onkel Erich war vergnügt.

Der Senior des Hauses Thornow & Giesebrecht, Freund und Berater weltberühmter Gelehrter, summte und pfiffelte vor sich hin, als er sich in seinem Ankleidezimmer oben im zweiten Stock fertig machte. Mochten sie unten in den Büros noch schuften, daß die Fenster schwitzten, er hatte genug für heute, er wollte sich mal wieder ein gutes Stündeken gönnen, behaglich im Pelz ohne die Spur eines Schirmes, mit hohen Galoschen, Pelzmütze und seidenem Halsschal durch den Schnee stapfen. Gab es etwas Schöneres als Berlin in dieser weißen Pracht? Selbst was einen erboste und häßlich und protzig war, wurde heimelig und lustig; gab es etwas Herrlicheres in der Welt als die weiße, beflockte Strecke zwischen Dom und altem Palais? Die Narren da draußen hatten ja keine Ahnung! Und er flötete und summte, daß die alte Tschierch auf dem langen, breiten Korridor erschrak. Das richtige Weihnachtswetter! Famos! Wer wurde alt? Wer war alt? Wer?! Die Narren! Ein Jüngling war man! Fritze Giesebrecht arbeitete an seinen Bilderbüchern — mochte er. Der alte Herr ließ jedem seinen Spaß. Und dann ging Fritze Giesebrecht in seinen Klub oder ins Theater oder lala ... hm — m ... Er könnte einen bei dem Staatswetter bei Gott mal wieder auf seine Klitsche an der märkischen Grenze invitieren, nach Gaarz bei Babekuhl im Breezer Wuk —! Ba—a—a—bekuhl! Im Schlitten, mit hetzendem Geläut und knallender Peitsche. Er würde's auch Gitta gönnen. Sie war ein bißchen schmal geworden. Baaabekuhl! Oder mal nach dem Grunewald über Paulsborn und Onkel Toms Hütte bis Potsdam. Ja — jaa — das würde man im Auge behalten ... „Gitta, Gitta — Kind!" Und der alte Herr lief behende in hohen glänzenden Galoschen durch die Zimmer.

„Gitta, Kind, wie wär's mit 'ner Schlittenpartie?"

„Heute — Onkel Erich?"

„Nein. Heute ist Habel. Dazu gehört Sonnenschein oder mindestens Mondschein. Jetzt ist's dunkel. Nächstens mal — wie? Mal raus, Gitta!"

„Ja. Das wäre wunderschön!"

„Oder nach Ba—abekuhl am Wunnsee, he? Sollen wir Fritze Giesebrecht mit dem Zaunpfahl winken? Ins Breezer Wuk!"

„Er sprach davon, daß wir über die Feiertage eigentlich dort seine Gäste sein könnten."

„Über die Feiertage? Hm — m." Nun die Aussicht in greifbarerer Nähe schimmerte, wurde sie gleich wieder unbequem. Über Nacht in ungewohntem Bett und das Zimmer vielleicht schlecht geheizt, und dann aß und trank man wie toll; auf solchen Stippreisen war man immer leichtsinnig! Na ja. War ja noch 'ne Weile hin. „Das wäre gar nicht so übel, Gitta. Wie? Wollen's nochmal beschlafen. Ich war lange nicht dort. Das letztemal vor fünf Jahren im Mai — prachtvolles warmes Wetter, sag' ich dir. Man saß bis in die Nacht am Ufer und hörte die Frösche quaken. Herrlich. Und am Tag schnurrte man wie ein Kater in der Sonne. Komm mit, Kind. Begleit' mich'n Stück. Mummel' dich auch in deinen Pelzkittel, und dann schliddern wir los. Wie?"

„Es geht nicht, Onkel Erich. Wir —"

„Was — was denn?"

„Wir musizieren heute." Ein rasches, helles Rot lief über ihr Gesicht. „Auch Fränze Röhk hat sich vorhin angemeldet. Und vielleicht kommt Gre—" Aber das hatte sie eben erst ins Auge gefaßt.

„Wie? Ach, richtig. Eckerlein ist wieder mal fällig! Du sagtest es gestern oder heute mittag. Ja. — Hm! Na denn viel Vergnügen," sagte er kurz, ärgerlich und gereizt. „Schade, aber ich muß nun gehen. Fränze Röhk, die Dame mit den breiten Stiefeln — ich kann mir nicht helfen: ich graule mich vor ihr."

„Ein Prachtmensch, Onkel Erich."

„Das ist dann immer so — hm, was ich sagen wollte — na, ich muß fort. Diöchen."

Er wollte sich seine gute Laune nicht verderben lassen. Diese jungen Leute! Immer 'n bißchen unverfroren, auch die besten. Wohin sollte das bloß führen? Die Röhk war dabei, schön, und vielleicht auch Grete, noch besser. Aber konnten sie es hindern — konnten sie — ach was, ach was! Wie kam der junge Mensch dazu? Er war nichts und hatte nichts, und sein Alter war ein subalterner Zaunkönig mit 'ner Kleinleutekabache da unten auf dem Kiez. Sollte das alles hier wieder aus Rand und Band gehen — und Gitta — ach was! ‚Unfug!' sagte er grimmig. ‚Dreimal Unfug! Man sollte daheim bleiben und dem gerissenen Musjöh die Zähne weisen. Wir danken bestens, mein Herr! Dort ist die Tür! Hier wird nichts verändert, trotz eurem Gefidel und Geklimper! Gitta hat ihrerseits Pflichten und steht dicht vor dem Examen — sie kann gar nicht daran denken!'

Der alte Herr lief etwas verbiestert hinaus. Gitta half ihm noch in sein molliges Pelzlein und drückte ihm hinten die Pelzkappe fest. Die Pelzhandschuhe wurden übergestülpt, und aus dem zierlichen feinen Herrn mit dem struppig-weichen Schnauzbart und dem wehenden Backenbartstreifen war ein dicker Polarfahrer geworden.

„Nimm dich in acht, Onkel Erich. Vielleicht holt dir einer der Markthelfer unten doch lieber einen Wagen."

„Höh! Bin ich ein Babuz? Marschiert wird, Gitta. Durch die dicksten Schneehaufen, drüber weg!"

So spazierte er davon. Er hatte nicht gefühlt, daß Gittas schmale Hand eiskalt gewesen war und daß sie heute wirklich blaß und schmal aussah.

Ruhe im Glied! Der Schutzmann vor der Wache nebenan salutierte stramm. Onkel Erich grüßte militärisch mit zwei mächtigen Pelzhandschuhfingern.

Gitta war allein. Auch unten im Geschäft war es still. Bloß Doktor Giesebrechts Fenster — das war jetzt immer so — schimmerten noch hell.

Sie ging durch die Zimmer, rückte hier und da etwas zurecht, was Onkel Erich im letzten Augenblick in Unordnung und Schwung gebracht hatte, und räumte in seinem Ankleidezimmer Seidentücher und Kravatten auf, in denen der martialische Herr gewühlt hatte. Sie suchte Tätigkeit, Ablenkung, Zerstreuung. Sie fror. Ihre Fingerspitzen waren immer noch eiskalt. Und mitunter war es ihr, als würde sie im nächsten Augenblick zusammenschauern und als müßten ihre Zähne aufeinanderschlagen.

Was war? Sie war allein. Die Zimmer, die Wände, die blanken Möbel schwiegen. Der schwarze Flügel glänzte. Sie roch den kühlen Duft seiner Politur, seines kühlen Elfenbeins und Ebenholzes. Alles fremd. Nicht mehr wie eine Heimat.

Sie ging in ihr Zimmer und setzte sich in den großen Stuhl am Schreibtisch. Da wurde's besser. Das war ihre Welt, und ihre Haut wurde wieder wärmer. Sie hatte ja immer ein so großes Verlangen nach Vertrauen, nach wahrem, warmem Menschenwort gehabt, wenn sie es auch nur wenigen und auch diesen nicht immer gezeigt hatte, nach einer linden, zärtlichen Menschenhand, nach einem Menschen — —

Sie lehnte den Kopf weit zurück. Und sie zitterte an Armen und Füßen, am ganzen Leib, und sie umfaßte stark die Seitenlehnen des Stuhls. Aber es half nichts, die Bewegung ging weiter, und nun schlugen wirklich ihre Zähne aufeinander vor Frost, Bangen, jäher Hitze wie im Fieber. ‚Du bist närrisch. Mache dir alles klar. Vielleicht bist du bloß krank!'

Aber da strömte es wieder breit und schwer, verbrennend bang durch ihr Herz.

Sie sprang auf, und da wurde ihr plötzlich federleicht zu Sinn, daß sie wie der winterlustige Onkel Erich zu summen anfing. Sie dachte fluchtartig an ihre Tätigkeit im Geschäft unten, an ihre Studien und Arbeiten am Schreibtisch dort. Ja, sie hatte seit Jahr und Tag wieder ihre Bücher aufgeschlagen, war fleißig darin herumgefahren und weitergekommen. Sie wollte nun in Kürze hartnäckig den Weg zu Ende gehen, keiner Störung und Hemmung mehr achten, bis sie das ersehnte Cum laude oder Besseres in den Fingern hielte! Sie wollte, wollte — — aber sie war mitunter recht zerstreut und sträflich unlustig gewesen.

Fränze Röhk wollte kommen. Aber sie schien nur Geschäfte vorzuhaben und sich kaum Zeit zu einer Tasse Tee zu lassen.

Kling!

Nun kam draußen die Doktorin Fränze Röhk schon. Wie immer schwer und energisch. Sie war ein gut Teil älter als Gitta, war später zum Studium gekommen.

Gitta hatte eben den Teekessel zurecht gestellt und noch immer nicht gewußt, ob sie sich über Fränzes Besuch freuen sollte.

Da kam Fränze Röhk herein, Nationalökonomin mit mütterlichem Herzen. Ihr Schritt erschütterte, ihre Hände waren kräftig, sie stammte aus Pommern. Sie sammelte wieder für ihre armseligen Kinder. Das Fest war nahe. Ach, Fest! Sie haßte wie Max Tettenborn, der ihr Chef war, alle Wohltätigkeit, aber konnte man, wie die Dinge lagen, auf diesen — diesen Gefühlsmorast verzichten? Sie führte Statistiken, schrieb, redete, suchte klägliche Elendswinkel und finstre Lasterlöcher auf, sprach lind und barsch mit Müttern und Vätern, Lieblosen und Halunken und half, wo sie konnte. Sie war derb und häßlich und hatte keinen Sinn für feine Kleider, war verdammt wenig anmutig, wie Onkel Erich sagte. Aber sie bangte heiß um die vielen Menschenkinder und -keime, die im Schatten verkümmerten und verdarben, wenn sich nicht hilfreiche Hände ihrer erbarmten. Ach, sie konnte nicht allen helfen! Ihre Stimme war laut.

„Tag, kleiner Meinecke. Ich komme bloß auf einen Sprung. Ich brauche Geld. Viel Geld."

„Nachher vielleicht. Erst nimm gefälligst Platz und trinke eine Tasse Tee mit uns."

„Hast du Gäste?"

„Ja. Ich dachte auch, daß die Tettenbornfrau —" Wie feige!

„Wer kommt denn?"

„Doktor Eckerlein, wir wollen nochmal Musik machen. Er hat dann für lange nicht Zeit. Leider ist heute Onkels Habeltag."

Die Röhk sah Gitta scharf an.

„Dann stör' ich bloß, Gitta. Denn ich kann keinen Leierkasten von der Philharmonie unterscheiden. Ich bin schon einmal dazwischen geplatzt. Ich glaube, es war dem stolzen Herrn gar nicht recht."

„Du bist nicht gescheit. Ihr habt euch recht gut unterhalten."

„Das schon. Naja. Dann spält man, Kinnings. Ick heww keen Tid. Meine Jöhrens warten. Ick möt Geld hewwen, min Leiwing. Das ist die Hauptsach', und denn geh' ich wieder. Den Baubau kann auch Grete machen. Die versteht das besser."

„Aber Röhk."

„Wieso? Du bist ein Seidenhäschen."

„Was heißt das, bitte?"

„Scheu und möchtest doch gestreichelt sein. Du bist blaß und schmal, Kindchen. Wann steigst du ins Examen? Wird es nun wirklich Ernst damit? Oder — brennt es nun doch und zu schlimmerletzt da drin —?"

„Röhk, ich bitte dich dringend. Du bekommst kein Geld!"

„Man ja nich, Lütting. Für Geld tu' ich alles, halte ich sogar den Schnabel." Sie sah erschrocken auf Gitta, deren Gesicht, wie vom Blut durchleuchtet, noch mehr und seltsamer von ihren Augen beherrscht war.

Die Tschierch brachte Tassen und Teller und die Zeitung. Doktor Röhk griff sofort danach. „Ich rede auch kein Wort mehr," brummte sie.

Gleich darauf aber sprach sie doch von dem niederträchtigen Mammon, noch ehe sie die Tasse an den Mund gehoben hatte. Gitta sollte diesmal ihre beiden Onkels mobil machen, sich wenn nötig hinter Lenore stecken.

„Warum gehst du nicht zu ihr, Röhk?"

„Ich weiß nicht. Naja und so weiter."

„Hier ist Rum, Röhk."

„Nicht übel bei dem Wetter! Gar kein übles Teufelszeug!" Die Röhk schmauste und trank.

„Ach ja! Und hier sitze ich nun!"

Doch Gitta hörte plötzlich nur mit halbem Ohr zu. Sie würde bestimmt gleich morgen — — aber sie hatte eben draußen die Klingel gehört, sie allein, den schwachen, fernen, in alle Nerven schneidenden Ton.

„Ja, lieber Röhk. Ich werde alles tun. Ich versprech' es dir. Aber bleib noch ein wenig — — hörst du?" bat sie dringend, und ihre Hand zitterte an der Tasse.

Hans Martin erschien und nahm ernst und zurückhaltend Platz. Also Fräulein Doktor Röhk — —!

Doktor Fränze Röhk verhielt sich ziemlich schweigsam. Sie klapperte mit Teetasse und Rumflasche. Glaubte Gitta, daß die Eckerleins herbeiliefen, um mit ihr Musik zu machen? Nein, sie verstand nicht die Bohne von diesen fröhlichen Dingen.

Man saß einigermaßen fremdartig in Lodenrock und derben Männerstiefeln daneben. Und störte auch sonst vielleicht — wie? hoho! Der Dame Röhk wurde es sogar etwas flau um den Magen, trotz dem Rum. „Ich sammle Geld, Herr Doktor."

Da überreichte er ihr zehn Mark. Keine Miene verriet seinen Schmerz.

Das gefiel ihr. Nicht bloß des Goldstücks wegen. Er besaß sicherlich nicht viele davon; aber er hätte in dieser Stunde doch großartig tun und das Zwei- und Dreifache geben können. Oder war er auch in dieser Lage klug und vorsichtig?

Fränze Röhk erhob sich mit ruckartigem

Entschluß. „Ich muß fort, Kinder. Ich faulenze schon viel zu lange hier! Ich danke den Herrschaften — und du, Gitta, wirst morgen die Brechstange ansetzen. Klingle mich gleich auf dem Büro an, hörst du, mich oder wer da ist. Guten Abend. Und gute Musik. Aber nicht zuviel, Kind! Du saust ja nun bald ins Examen!" Sie redete das etwas derb hin. Sie tätschelte ungeschickt und fast verlegen das kühle Gesicht, dann ging sie stramm hinaus, daß das Parkett knackte und schütterte.

O Gott, wie rasch Fränze in ihren Winterflausch fuhr und den dicken, schlechtgerollten Schirm ergriff. Da war sie auch schon draußen. Die gute Tschierch verschwand durch den Korridor. Alles war wieder still, daß man den Sand hinter der Tapete hätte rinnen hören.

Hans Martin saß in der Ecke des Zimmers, und sein Gesicht war von der Tischlampe matt beleuchtet. Er sah ihr entgegen.

Sie kam langsam, leicht und matt zurück.

Man war auf einer einsamen Insel. Aber es sprach sich ganz leicht.

„Wollen wir spielen?" fragte dann Hans Martin erst. Sie nickte und erhob sich folgsam. Dann saß er am Flügel, blätterte einen Augenblick und schlug tief und weich hallend und verklingend einen raschen Akkord an. Er sah wieder zu ihr hin.

Sie hatte den Notenständer gerückt, die Geige prüfend unters Kinn gelegt und wieder abgesetzt. Sie sah fest auf die Noten.

„Nun?" fragte sie.

Er spielte leise zögernd. Sie setzte fast zu gleicher Zeit an. Doch der Bogen zitterte. „Gitta ..."

Er stand auf und trat neben sie. Nahm die zitternde Hand, als wollte er sie beruhigen. Sie kämpfte fast gegen ihn, hart und feindselig. Aber er ließ sie nicht. Er zwang auch ihren Nacken, bis sie ihm ins Gesicht sah. Sie lächelte nicht. In ihrem Gesicht zuckte's, und die großen Sterne sahen ihn starr, unaussprechlich ernst, fast in Todesangst an.

Da küßte er sie langsam, weich, dann fest und stürmisch.

„Nein, ich will nicht —" Das Kind.

„Gitta. Liebe einzige Gitta!"

„Ich glaube nicht —"

„Doch, Gitta. Ich habe Sie über alles lieb. Mehr als mich selbst. Sie müssen es mir glauben."

„Es gibt Tausende, die anders sind als ich — —"

„Keine, Gitta! — Niemand. — Soll ich es schwören?"

Er streichelte ihre kalte Hand und legte wieder lind den Arm um ihren erschauernden Nacken und die Lippen auf ihren Mund.

„Du mußt vertrauen, Gitta. Alles Leben ist Vertrauen."

⌘ ⌘ ⌘

Kaufmann Micke übertraf sich selbst.

Er entfaltete in der Weihnachtswoche einen Glanz und eine Geschäftigkeit, die die ganze Nachbarschaft beunruhigte.

Draußen standen große Bottiche mit gewaltigen Spiegelkarpfen, die stumpfsinnig in dem grünlich-blasigen Wasser nach Luft schnappten; daneben ragten Holzgerüste, die wie lange Kleiderständer aussahen, aber es hingen keine Hüte und Paletots daran, sondern steifgefrorene, weißbauchige Hasen mit blutigen Nasen, weiße pralle Gänseleiber, mächtige Putenbraten. Immer 'ran, immer 'reinspaziert, meine Herrschaften! Die strahlend höflichen Kommis hatten zwanzig Hände und vierzig Beine, und mit dem Mundwerk bedienten sie fünf Kunden auf einmal. „Erstklassig, meine Dame — befehlen der Herr? Gnä' Fräulein schon bedient? — Jottedoch sofocht, Frau Feuerstake, ick wer Ihnen verjessen — na Fräulein Miezeken — 'n Jänseken — zwölf Pfündeken — ?"

Der blaue Chinese im linken Schaufenster nickte begeistert zwischen Bergen von Pfefferkuchen, Schokoladenstapeln und Marzipantorten, Micke war jeder Konkurrenz gewachsen! Von dem rauchenden Mohren im andern Fenster sah man kaum das Weiße der Augen; er war eingepackt, zugedeckt, erstickt von Präsentkisten und -körben, von hochgetürmten Spickbrüsten, Schinken, Würsten mit seidenen Bändern, von grünen, roten, gelben Likörflaschen. Jedermann blieb stehen, jeder begann heftig zu schlucken und innerlich leichtsinnige Sprünge zu machen. Immer 'reinspaziert!

Und sie kamen alle. Wer ein Hähnchen kaufen wollte, zog mit einer Pute ab — wer ein Kaninchen begehrte, bekam einen Renntierschinken — so war Micke; eins, zwei, drei, dagegen war nichts zu machen! Empfehl' mich, bald wieder, frohes Fest!

Grete Tettenborn war mit ihrer Tochter Anne und dem frischgeplätteten Mädchen unten gewesen. Gitta war zu gleicher Stunde mit der vor Eifer vor sich hinsprechenden Frau Tschierch hereinspaziert; das mußte man alles selbst aussuchen, prüfen, kosten, erhandeln, sonst war es kein rechtes Weihnachten! Und Anne hatte immer größere Augen bekommen, was nun, Mutter? — Was nun —? Und nun? H—ach, so war es jetzt den ganzen Tag und überall. Oben war zu sticken und waren kreuzbrave Weih-

nachtswünsche auf goldbordierte Prachtbögen zu schreiben, bei Mutter und drüben bei Tante Gitta wurde duftig, klatschend und puffend eingeteigt, wurden Rosinen gelesen und genascht, Mandeln enthülst und genascht, Zitronat geschnitten und genascht — was nun — o Gott — wohin sollte man sich wenden vor Eifer, Erwartung und Glück? Bruder Willis Schopf war fast noch borstiger vor gieriger Spannung und ähnelte dem des Großvaters von Tag zu Tag mehr — wenn der Nachmittag doch fünfzig Stunden hätte. Man konnte abends bloß mit einem tiefen Seufzer der Sattheit und der neuen Hoffnung einschlafen!

Am närrischsten aber waren die Älteren und Alten. Stieg nicht Max, der Magistratspascha, wie ein Storch drüben bei Keilich in der Großen Hamburger Straße treppauf, treppab, zwischen Puppenstuben und -küchen, Pferdeställen, Rollwagen, Schäfereien, Kürassierrüstungen, Burgen, pochenden Hämmern, ratternden Eisenbahnen herum, emsig und vergnügt wie ein gehörig ausgewachsener Junge, rechts Änne, links Willi oder auch allein, um endlich einen Handel abzuschließen? Die Fräuleins waren so eifrig bei der Sache, als wäre's für sie selber bloß Spiel und Spaß, und die Herren hatten fast alle lange graue Bärte wie Weihnachtsmänner — und überhaupt, man blieb ein Esel und ein Kind, jubelte aus der Seele der Kleinen heraus und hätte sich für sich selbst nochmal eine bunte, herrlich nach Farbe und Lack riechende Arche Noah kaufen und sie sich daheim aufbauen mögen!

Onkel Erich bekam schon wieder das Pfeifeln und Summen und trieb sich bei Friedländer, bei Gerson und Nicolai in der Dorotheenstraße umher, schmunzelnd schon bei Tisch und bei seinem Nickerchen; er ging auf den Fußspitzen, wenn er wieder heimkam, huschte noch im Pelz in sein Zimmer, rasselte mit Schlüsseln und Schubfächern und pfiffelte noch lauter und gleichgültiger, entsetzlich unmelodisch, und danach kam er wieder strahlend zum Vorschein, als wenn er direkt aus dem Geschäft oder aus der Badewanne auftauchte, der alte Heuchler und Schleicher, und er sprach dann gänzlich harmlos von Friedländer und daß da jetzt wunderhübsche Sachen ... so ein Perlenkettchen, wie? ... im Schaufenster lägen, und daß er bei Gerson prachtvolle Schirme und Schals und Handschuhe gesehen hätte ... wie? sie wären alle zu groß für Gitta — wie? Sie hätte doch wohl bloß sechs — nicht wahr? Sechs ...? Und bei Nicolai, jaha — schade, daß sie die neue Brahmsbiographie und seine Briefe nicht gesehen hätte — eine wahre Prachtausgabe in Leder und handgeschöpft — aber sie habe wohl nicht übermäßig viel Sinn gerade für sowas — wie? Und Gitta bewegte ruhig die Lider. O, sie merkte nicht die Spur! Und dann schmunzelte der alte Schaumschläger. Haha — er hatte's also getroffen, er hatte's nicht verwechselt und vergessen — man hatte ja schon einige Male so drumrumgeschwatzt und gefragt und am liebsten wäre er stracks hinüberspaziert und hätte ihr gleich alles gezeigt und sich an ihrer Freude erquickt. Aber das war durchaus unzulässig. Eher fielen die Häuser am Monbijouplatz um! Das war der einzige Schatten.

Allein am tollsten trieb es doch Maxens und Rolands alter Vater. Der stieg mit einem riesigen Fischnetz aus seiner Himmelsbude herunter und fischte eigenhändig mit Micke eine halbe Stunde lang in den Bottichen mit krebsroten Händen und blauer Nase. Und saß er nicht seit Wochen mit lasterhafter Heimlichkeit, wenn er genau wußte, daß die andern hinter ihren Schulbüchern und Amtsakten festhockten, oder bis in die finsterste Nacht oben in seinem Giebelbau und pappte, hämmerte, leimte und sägte? Er besaß eine prächtige Handwerkskammer, sogar mit Hobelbank und Buchbinderei. Beim Papierhändler hatte er ganze Stöße bunten Papiers, beim Tapetenhändler prunkvolle Salontapetenreste gekauft, Micken hatte er die feinste Kiste weggemaust. Und dann saß er eingeschlossen wie ein Falschmünzer — Änne sollte ihre alte Puppenstube nicht wieder erkennen, und der Kaufmannsladen der Firma Willi Tettenborn, Micke Nachfolger, erstieg zu neuem Glanz. Der Alte qualmte, trank gewaltige Kannen dünnen Kaffees und war emsig wie der liebe Herrgott, als er die vermaledeite Welt zusammenbastelte.

So konnte das Fest kommen. Man war bereit. Auch der Schnee fiel dichter, unaufhörlich, wie sich das gehörte.

Vor ein paar Tagen hatten Meineckes am Monbijouplatz angeklingelt und mit Gitta das Fest besprochen. Der Großbürger hatte gefragt, ob er und Lenore nicht Heiligabend zu ihnen kommen könnten, denn Onkel Erich würde den Weg nach dem Leipziger Platz an diesem Abend natürlich scheuen. Es war eine Aufmerksamkeit für den alten Herrn und auch für Gitta. Im vorigen Jahr hatten Meineckes ihre Winterreise im Süden bis ins neue Jahr ausgedehnt und nur eine große Kiste mit leckeren Dingen geschickt. Ja, ja, sie sollten nur kommen. Onkel Erich würde seine feinsten Weinflaschen vor Behagen und Freude springen lassen! Um sieben Abendbrot mit einem herrlichen

Mohnpudding zum Schluß. Um acht Bescherung und hinterher Eierpunsch und Pfannkuchen von Kranzler. Der Geheimrat hatte geschnalzt; zu neun Uhr freilich habe sie — Gitta — für ihre Person bei Tettenborns zugesagt. Selbstverständlich. Das wisse er von früher. Der alte Herr solle auch wie sonst um zehn seine Ruhe haben. „Hast du Doktor Eckerlein gebeten?" —

„Nein, Onkel Georg."

Gitta wußte, daß Onkel Erich die schöne Lenore gern in seinem Wigwam beherbergte. Er würde sich wie ein gefährlicher Stutzer herausputzen und selbst schon am frühen Morgen in seinen Weinkeller hinabsteigen und von sechs Uhr ab durch alle Zimmer laufen und auf seine Gäste lauern. Aber wie würde sie vor den andern bestehen?

Ihr Herz war zum Bersten voll, ihr Sinn gewandelt, gänzlich erneut. Die Welt hatte einen strahlenden Glanz bekommen, und was sie früher geschätzt und geliebt, war grau, gleichgültig, alltäglich geworden, daß sie sich dieses Wandels fast schämte. Die Luft in ihrem schmalen Bürolein unten war kühl und fremd; es hing ein Gespinst von Unlust darin, als wäre ihr das alles leid geworden. Und ihre Studien, die sie auf ihrem Arbeitstisch wieder fleißig gehäuft hatte? Sollte es nun wieder nichts mit Weisheit und Wissenschaft werden? Sie sah keinen Weg daraus. Es war unerhört —! Sie lächelte mit den Brauen. Sie hatte wie eine Auster in der Schale gelebt. War nicht das falsch gewesen? Fern dem Leben, überspitzt in Gedanken, Zweifeln und Mißtrauen? O leben, leben — wie farbig, warm und bewegt alles um sie her war. Der Mensch erkennt nur durch Nehmen und Geben.

Onkel Erich würde aus allen Himmeln stürzen. Er rannte und kaufte für sie und verwöhnte sie wie kaum je, fast so als wollte er alle Gefahr damit verscheuchen: Weg damit! Weg! Sollte sie ihm den Spaß und das Fest verderben? Denn so leicht der feine alte Mann der Freude zugänglich war, ebenso leicht und im Handumdrehen war er enttäuscht und schwerverletzt.

Hans Martin, der diese kurze ‚Schonzeit' mitbedacht hatte, war auch von sich aus zu kurzem Warten entschlossen. Das greise Herrchen sollte einfach eine halbe Pulle Rotspon auf den Schrecken trinken — na schön. „Ich bin gern ehrlich, Gitta, und vermeide die Hakenwege! Aber du hast recht. Du mußt ja wohl diese Rücksicht nehmen." Was ihn selbst anging, so betonte er mit edler Stirn, er wolle erst seine Assistenz bei Professor Lindhammer am zweiten Januar antreten, wieder ganz und gar Arzt sein. Das entschied zuletzt.

Er kam wie sonst, nicht öfter. Nur beim Kommen und Gehen, ehe es die andern sahen und auch sonst einmal, hoben sich Hände und Lippen und stürzte das Glück über sie herein. Ein paarmal traf man sich draußen, weit ab, gegen Abend, zwischen fremden Menschen und Straßenlichtern, zwischen kahlen Bäumen in Regen und Schnee. Da schlich sie wie ein Dieblein davon und kam wie ein furchtsamer Verbrecher wieder. O, das war himmlisch!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Heute am 24. war Herr Guido Widdey, Prokurist und nach eigner Meinung einer der wichtigsten Menschen Berlins, zitternd vor Anmut schon um drei Uhr davongestelzt. Fräulein Lieps, die Sekretärin, eilte vorgeneigt, hager und gefühllos aus dem Tor; vielleicht hatte auch sie ein paar warme Herzen im Hintergrund. „Frohes Fest!" sagte der dicke Briefträger, der vorübertrabte und grüßte. „Danke, wünsch' ich auch," sagte Fräulein Lieps, verzog keine Miene und schritt noch eiliger aus, daß ihr Rockschwanz wehte.

Ein junger Herr, der ein bartloses kühnes Exotengesicht besaß und Meyer hieß, folgte eilig. „Morgen, Herr Müller," sagte er leutselig zu dem Briefträger, „gehn Sie zu Muttern und stecken Sie'n Baum an! Geschäft is heute alle." — „Frohe Feiertage, Herr Meyer." — „Wohl bekomm's, Geschätzter." Und der kühne Herr mit dem Überseeprofil, der Meyer hieß, schwenkte um die Ecke. Mieze wartete am Hackeschen Markt ...

Die Dämmerung spann schon fein und grau ihr Netz. Lichter blinkten hinter Fenstern auf. Der Platz wurde leer und still. Ein Leiterwagen des Kaffeeimports drüben rasselte noch im Galopp davon. Anne Tettenborns Nase drückte sich an das kühle Glas, und die grauen Augen, die groß und forschend waren wie die Tante Gittas, spähten hinaus. Flog der Weihnachtsengel schon? Und es schneite sacht.

Gitta war verlegen, als sie zu Onkel Erich und den andern ins rote Flügelzimmer trat. Sie hatte erst zuletzt an ihre Toilette denken können. I der Tausend! Selbst Onkel Erich, der ein wenig blaß war und hustete, machte große Augen.

Es raschelte von lichter Seide um sie her. Sie war in der letzten Zeit öfter bei der Schneiderin gewesen. Sie sah höchst lecker aus. Die feinsten Halbschuhe und Strümpfe schmückten ihren Fuß, und an ihrem Goldfinger schimmerte der große Perlenring, ein früheres Geschenk Onkel Georgs. Aber was das Seltsamste war: neben ihre schmalen

Ohren schmiegten sich feine, weiche Härchen, lustige, eitle Winkerchen. Sie sah verändert aus. Hans Martin hatte sie einmal im Scherz darum gebeten und war heute, vorhin, entzückt gewesen. Sie war am Nachmittag noch mal rasch davongelaufen und war mit herrlichen Blumen zurückgekommen, beide Arme voll: Hans Martin hatte sie ihr in die Droschke gelegt. Sie waren durch den stillen weißen Tiergarten gefahren und eine halbe Stunde gegangen. In ihrem Blick war noch die Erinnerung.

Lenore sagte nichts und fragte nichts. Bloß der Geheimrat machte einen Scherz und blickte wie Onkel Erich erstaunt. He — he — wieso? Alles zarter, weiblicher, als hätte sie von Weisheit und Büchern nun genug gelöffelt.

Man war lange nicht so gemütlich beisammen gewesen. Man schwatzte viel, und jedes war dem andern gefällig; denen vom Leipziger Platz war es fast leid, daß die Zeit so rasch verstrich.

Gegen neun Uhr rüsteten sich die Gäste zum Gehen. Onkel Erich sollte seine Ruhe haben. Gitta hatte, als sie ihm für seine Gaben dankte, herzlich und wie schuldbewußt Wange und Stirn an sein Gesicht gelehnt, und der alte Herr hatte ihr bewegt die Backen gestreichelt. Aber nun sollte Schluß sein. Gitta war für Tettenborns angesagt; Änne stand gewiß wieder mit platter Nase am Fenster und schielte nach der Seite auf die Straße hinunter. Die Tschierch würde einen schweren Korb hinter ihr hinaufschleppen.

„Djüs, Kleine, es war hübsch. Wir danken dir. Und nun komm bald zu uns."

„Ja, Onkel Georg," sagte Gitta ernst, als verspräche sie's.

Sie reichten einander die Hände, und da küßte Lenore sie fest auf den Mund, daß es ihr weh zumute wurde, als hätten Spannung und Feindschaft lange Zeit fremd und kalt auf ihr gelastet. Sie nickte nur kurz und schloß hinter ihnen die Tür.

Dann klatschte sie in die Hände. „Liebe Frau Tschierch, nun flott!" —

Roland empfing Gitta wieder mit einer Ansprache. Er war der dritte König aus dem Morgenland; die andern beiden waren Willi und Änne. Willi war zum Entsetzen seiner Mutter pechschwarz gemalt und tief beglückt darüber. Aber als König Roland mit der Goldpapierfranse um Vaterns ältesten Zylinder eben den Mund geöffnet hatte, schloß er ihn auch schon wieder. „Gitta — Cousine, Base, wie siehst du aus? Wie steht sie aus, ihr Könige? Winker! ... Winkerchen! ... Willi, Schafskopp, neige die Krone. Bildhübsch — sagt es, ihr Könige! Bist du verlobt, Gitta?"

„Noch nicht. Warum?"

„Du siehst so anders aus. So gefallenwollend pikant, so — ich könnte es bloß auf ägyptisch sagen, mir fehlen die deutschen Worte." Er setzte seinen gekrönten Zylinder wieder auf, Willi tat das gleiche, und die Ansprache wurde tönend zu Ende geführt. König Änne aber hing schon längst an Gittas Hand und schmiegte sich daran.

Gitta dankte hoheitvoll und schritt, von König Roland geführt, dem brennenden Tannenbaum zu. Aber im nächsten Augenblick waren Hoheit, Majestät, modisches Raschelkleid und Perlenring vergessen: Gitta packte aus. Sie hatte für jeden ein Verslein gemacht, das jeder selbst vorlesen mußte. Roland las pathetisch:

„Manchen ziert nicht bloß der Grips,
Braucht auch bunten Seidenschlips —:
Hebt das Kinn und macht ihn freier —
Augenweid' dem Reichen-Meier!"

Willi der Mohrenkönig tanzte verzweifelt zwischen Tisch und Tür hin und her, denn er sollte auf Befehl der Mama erst gründlich abgeseift werden; er litt Höllenqualen. Änne aber hielt mit fassungslosem Mutterglück eine herrliche Puppe im Arm, die sogar mit den Zehen wackeln konnte.

Wo war die Welt, wo war das Haus Giesebrecht & Thornow, wo waren Onkel Erich, Georg und Lenore und wo war sogar Hans Martin — Hans Martin — ach, diese selige Melodie sang und klang auch jetzt — immerfort in ihr und ließ ihre Wangen sich höher färben und die Augen noch tiefer glänzen, floß mit dem Lachen und Jubeln der Jungen und Alten zusammen und machte sie noch ausgelassener, restlos froh. Max, der Vater, und Roland, der Onkel, hockten mit auf dem Teppich vor Willy Tettenborns Kaufgewölbe und vor Ännes Salon in Plüsch mit Herrn und Frau Rentier Schlattermann auf dem Sofachen; der Großvater brummelte vor Behagen, blätterte in dem frischduftenden dicken Band von den Völkern und Rassen der Erde, den ihm Gitta mitgebracht hatte, und dachte seinerseits nicht von ferne daran, Herrn und Frau Schlattermann in der Puppenstube seine Aufwartung zu machen — und plötzlich rollte an dem Theaterchen in der Ecke — ach, es waren ja immer dieselben Prachtstücke, die der Großvater mit unerhörter Erfindungsgabe in jedem Jahr neu erstehen ließ — der Vorhang hoch, und Onkel Roland führte die Oper ‚Bathseba' auf. Sie hatte drei rasend kurze Akte, und zuletzt waren alle tot, bloß Uria, der Hethiter, Bathsebas schimpflich behandelter Mann, war nur scheintot und erhob sich wieder, bekam eine junge Witwe mit Vermögen und fünf Kindern und wurde König von Albanien

Onkel Roland sang mit schmelzenden Tönen, so daß Frau Micke im Zimmer darunter den Kopf schüttelte und zu Erika meinte, die vom Marzipanessen schon heftige Beschwerden hatte: „Ich weiß nich, das is sicher wieder Roland."

„Laß ihn doch, Mama. Warum soll er nich?"

„Jewiß soll er. Aber so'n Fest is doch'n Fest, mein' ich. Und erst ‚Stille Nacht' und ‚O Tannebaum' und denn sowas — es hat doch gar keinen Sinn und nich mal mit Klavier. Und nu singt er auch noch Fistel und bumst auf'n Tisch, als wenn's 'ne Pauke wäre.",

„Er macht eben Unsinn, Mama."

Dann war es zu Frau Mickes Genugtuung oben auch mit der Oper zu Ende. Und nun ging Großvater ans Punschmachen, natürlich weicher gelber Eierpunsch, aber der Alte hatte seine besondere Mischung, und Grete brachte die Pfannkuchen. Konnte man noch? Keiner konnte mehr. Und alle konnten. Die Schüssel wurde ratzebus kahl, und jeder war verlegen. Aber — haha! — gab es nicht gute, nervenstärkende Festzigarren, sogar mit goldroten Bauchbinden? Selbst Gitta rauchte eine Zigarette aus Rolands Silberbüchse, und da wurde man behaglich faul, rückte gemächlich zusammen und schickte das Görenvolk, das auch ein Likörgläschen voll Punsch abbekommen hatte und noch immer mit der Zunge um den Schnabel schleckte, ins Bett.

Nun war man gesetzt und würdig. Die Zigarren dufteten, zwei, drei Lichtlein brannten noch am Baum, und ein paar grüne Nadeln pufften und zischten.

Grete und Gitta aber steckten plötzlich die Köpfe zusammen. Sie hatten noch äußerst wichtige Dinge zu besprechen, denn sie hatten für den zweiten Feiertag und darüber hinaus Gewaltiges vor. Es war längst abgemacht. Die Magistrata freute sich im innersten Herzen darauf und beschwichtigte ihr Gewissen, das sie manchmal zwickte. Sie war nur selten einmal im Winter aus dem Bau gekommen, und nun sollte sie allein mit Gitta, denn Onkel Erich hatte seines Schnupfchens wegen und aus allgemeinen Gründen gestreikt — allein mit Gitta in der Bahn sitzen und eine Stunde lang im Schlitten bis nach Saarz bei Babekuhl am Wunnsee fahren. Ba—abekuhl! Herrlich. Die Augen der dunkeln Frau strahlten.

Weihnachten von Hause fort, das war liederlich und lieblos, aber Max und Vater hatten ihr erregt zugeredet. Hallo, waren sie nicht Manns genug, nach dem Rechten zu sehen? Am zweiten Feiertag fuhren sie in den Grunewald, aßen zu Mittag in Paulsborn, liefen Schlittschuh, vielleicht stand auf Station Grunewald sogar ein Schlittchen bereit; der Maxpapa wollte mal was springen lassen, er wollte die Spendierhosen über die hageren Beine anziehen — na, na, na, es würde so toll nicht werden! — Hussa ho! Man wußte auch hier zu leben und würde keinen Menschen vermissen!

„Und du, Roland?" fragte Max. „Kommst du morgen zu Tisch?"

„Nein, danke, Max. Sehr liebenswürdig, aber —"

„Was?"

„Ich bin eingeladen."

„Schade."

„Ich konnte nicht umhin, Vater." Er sprach gemessen, er trug jetzt einen kleinen dunklen Spitzbart, den man allerseits gräßlich, er aber sehr schön fand, und sogar eine Perle mittlerer Größe im schwarzweißgestreiften Schlips, die er sich selbst verehrt hatte.

„Du kannst nicht umhin — hm — m."

„Nein, wirklich nicht, Vater. Ach, Kinder, was habt ihr immer gegen meine Reichmeier? Sie sind doch auch Menschen und sind nett zu mir. Ich fühle mich in ihnen gekränkt."

„Ich finde, ihr Einfluß ist etwas stark," sagte der alte Herr und blies behaglich genießend den Dampf seiner Zigarre durch die große, höckrige Nase.

„Erlaube gütigst. Ich bitte um Beweise."

„Sieh dich im Spiegel. Du hast Diamanten und Perlen."

„Gott, ihr Leute. Jeder hat heute 'ne Perle, echt oder unecht. Hilf mir doch, Gitta, bei unserer alten einseitigen Liebe! Gegen Eckerlein bin ich doch ein Waisenknabe, darunter hab' ich immer gelitten."

„Kann ich nicht finden, Roland," sagte Gitta ernst.

„Und du riechst auch, Roland."

„Was, Vater? Nun ja, jeder Mensch hat seinen Geruch."

„Nee, nee. Du hast was auf der Rockklappe oder im Haar."

Max schnupperte und lachte.

„Sagt mal, wollt ihr mich kränken?" fragte Roland entrüstet und sah in die Punschbowle.

„Nein, mein Junge. Aber du entziehst dich uns etwas seit einigen Zeiträumen."

„Zu meinem Schmerz, Vater. Glaubst du, daß ich hier Klienten fange? Micke ist kein Krakehler und prozessiert nicht; und sein Freund Dannebohm oder Onkel Erich oder Giesebrecht? Nichts zu machen. Ich muß mich tummeln. Muß mich zeigen und Eindruck machen. Hier wohnen keine Aufsichtsräte, Fabrikdirektoren und Hochbankiers. Sieh mal, Vater, ich weiß, daß du sparst, aber du rückst nichts 'raus."



An der Leine. (Ein Bild aus Hannover)
Gemälde von Werner Hantelmann

„Ich spa—are—?“ Der Alte zwinkerte entrüstet mit den Augen, und sein störres Haar stachelte noch spitzer. In Geldsachen war er furchtbar empfindlich.

„Ich hoffe. Jeder hat seine Passion. Aber wenn schon. Millionen wirst du nicht häufen, höchstens ein paar Strümpfe voll, das ist dein Stolz und deine heimliche Freude.“

„Mein Sohn, du hast zuviel Punsch —“

„Nein, alter Herr. Kurz und gut: ich muß mich tummeln. Mein Name verbietet mir, als Läpperanwalt zu sterben.“

„Und so alle Abende?“

„Fast.“

„Du mußt doch auch mal etwas lesen.“

„Die Zeitung, die Fachliteratur.“

„Und das genügt dir?“

„Fast. Übrigens das Niveau der Zeitungsaufsätze ist kolossal gestiegen. Ibsen hat nichts anderes Gedrucktes gelesen, immer bloß die Zeitung bis auf die letzte Inseratenzeile. — Naja.“

„Aber man muß sich doch mal besinnen und sich selbst betrachten.“

„Ach Gott, weißt du ... Sieh mal, Vater, du bist über siebzig, da lohnt sich das. Ich bin immer bald fertig mit meiner Derwischschau. ‚Ihr seid spitz, mein Prinz.‘ Wer sagt das doch? — Ophelia. Übertreiben wir nicht allerseits, meine Guten?“

„Hm—m. Es gibt so ein gewisses — gewisses Amerikanertum, das man an sich selbst nicht recht merkt.“

„Abfärbung von Aribart Schmadebach Esquire aus New York? Ich schätze ihn und sein angenehmes Haus am Kurfürstendamm. Gerade dort bin ich morgen. Gott, Kinder, soll ich bei Mickes Besuch machen und Erika, das gute Schaf, beäugeln? Kommt Zeit, kommt Rat und vielleicht Besserung. Unbesorgt, mein Herz ist noch einsam, Gitta weiß es. Aber es ist gerade in dieser Beziehung soziale Pflicht, vorsichtig zu sein —“

„Und wo bist du am zweiten Feiertag?“ fragte Max.

„Da — da fahre ich nach Oberhof.“

„Mit —?“

„Nein. Mit andern Reichmeiers. Sie haben einen Bob und so weiter. Und man hat mich lieb.“

„Wer?“

„Ach, die Töchter leider noch nicht. So leicht ist das nicht. Ja, so ist das Leben und der Mensch: durchwachsen und vorzüglich. Gibst du mich verloren, Vater?“

„Ich weiß nicht.“

„Nein, nein. Bloß nich unken. Und gar heute. Du wirst noch deinen besten Hammel schlachten. Prost. Vater soll leben und Grete und Gitta, die keinen Ton sagt. Und überhaupt, was wollt ihr von mir? Ich finde das lieblos, und seht, jetzt verlischt das letzte Licht, als schäme es sich. Ex est.“

Grete streichelte den Schwager, daß er die linde, warme Hand küßte. Und nun ging man — unglaublich — nochmal an die Marzipanschüssel, obwohl ihnen Erika Micke ein warnendes Beispiel hätte sein können. Mutter Micke gab ihr schon Natron. Ja, morgen! Die Tettenbornfrau freute sich und atmete schon die Luft des Winterwaldes.

Gitta aber war jetzt still. Etwas an diesem raschen, zwischen Scherz und Ernst irrlichtelierenden Gespräch hatte sie berührt, ihr das Herz für eine Sekunde heiß und wirr gemacht. Aber dann mit einemmal kam der Schauer wieder, das Glück, das wie Jubel war, und diese Welle spülte alles fort und blendend rein. Leben! Worte waren nichts. Leben alles. —

Draußen aber fiel Schnee. Kerzengerade, dick und schwer. Deckte zu, deckte zu. Glockenschläge hallten von den Uhren der Türme, kürzten Lust und Leid wie an jedem Tag. Zehntausend Fenster strahlten, alles Leben hatte sich dahinter geborgen.

Horch! brauste es nicht aus tausend Stuben und hunderttausend Herzen? Friede auf Erden und freuet euch! Gläubig und hoffend — es zog in die unendliche Weite hinauf und hinaus und baute eine klingende Brücke der Seelen zur Zukunft hinüber, an der alle mitbauten, auch die da schwiegen und zweifelten, litten und haßten. In ihres Herzens Innerstem sang alle Menschheit weinend, sehnend, wünschend, hoffend, gläubig mit. Freude ... Freude ...! Tausend Fenster waren hell. Die großen, schweren Flocken fielen lautlos. Deckten zu, deckten zu. —

⌘ ⌘ ⌘

Der Himmel war klar, kein Wölkchen darin, die Sonne funkelte. Überall war Feiertag, zweiter, satter Bummel- und Visitentag! Bauernschlitten, Guts- und Stadtschlitten begegneten den Ausreißern, klingling hoho, das flog, lachte und läutete hell und schrill vorüber. Die Welt war überall offen, der harte Frost klirrte darin, die Luft stach und brannte und duftete nach Schnee und Wäldern.

Gitta und Grete schwiegen und atmeten. Sie waren in Pelze und Decken eingemummelt, aber die Gesichter waren frei und glühten von Frische und gesundem Blut, das stärker war als die klare Knackekälte. Die Augen glänzten und lugten. Hier war die Welt gut, hier hörte man sein eigen-tiefstes Herz schlagen, hier schwiegen alle Stimmen der schwachen, trüben Menschlichkeit.

Klingling, holla, lauf zu, mein Pferdchen!

Die starke, klare Luft spülte und wehte alles ab, wusch durch Decken, Pelze, Kleider und Haut hindurch den Menschen blitzblank. Gitta erschauerte in dem innigen Gefühl ihrer selbst und im Glück.

Nun kam Wald. Hohe Fichten ragten bis zur Spitze weiß und schwer. Mitunter stäubte's fein und weiß von einem Ast, als atmete der Baum im Winterschlaf. Das Geläut schallte reiner und lauter, die Luft war milder, und der Rappe schnob mit behaglichem Schmettern durch die feucht gewürzte Luft. Ein Zauberwald voll schweigender Schneeriesen. Meilenweit.

„Bist du auch warm, Kind?"

„Ich glühe."

Mitunter wandte Gitta den Kopf und grüßte nach dem Doktor.

Da kam das Städtchen mit geputzten Scheiben. Weiße Räuchlein stiegen aus den Essen von saftigen Festbraten auf. Scheinheilig artige Kinder in weißen Strümpfen und neuen Stiefeln spazierten neben einträchtig glänzenden Eltern in neuem Pelzwerk — alles neu, Rock und Mensch, auf wielange? „Guten Feiertag —!" Das war der Amtsvorsteherschlitten mit Doktor Giesebrecht! — Hatte er Damenbesuch? Gleich zwei ‚Damens' auf einmal? Sollte er — sollte endlich mal Dampf dahinter gemacht werden?

In der großen Diele mit den Geweihen und Fellen trappten die Damen den Schnee und die Kälte ab. Die Gärtnerfrau und das Mädchen knicksten mit roten Backen, als gälte der Besuch ihnen.

Fritze Giesebrecht spazierte vergnügt umher, schmiß die Hunde hinaus und nagte nicht ein einziges Mal seitwärts am Bart, wie er es mitunter im Geschäft tat, und dann folgte meist etwas Boshaftes.

Hereinspaziert, meine Herrschaften! Wir wollen es uns behaglich machen! Wir wollen wie die Katzen spinnen!

Mein Gott, was war das? Besaß Herr Micke in Gaarz bei Babekuhl eine Niederlage? Da standen kleine, pralle Säcke mit Mehl auf dem Tisch. Da lagen Würste, lehnten zwei ausgewachsene Schinken, Speckseiten — alles eigenes Fabrikat. Äpfel und Nüsse und zwei mächtige Stollen.

Jaha, da stand der kurzgeschorene, kleine Doktor Giesebrecht groß da. Das war seine Bescherung für die ‚beiden Damens', das sollten sie sich am dritten Feiertag wohlverpackt auf die Schultern werfen und nach dem Monbijouplatz schleppen. Gitta besah sich den Zauber bekniffen. Sie hatte dem Juniorchef in seiner Schreibstube nur die alte verwetzte und bekleckste Lederunterlage weggenommen und eine neue aus grünem Saffianleder dafür hingelegt. Er würde die alte natürlich vermissen und eine Weile seitwärts am Bart kauen.

Gitta kannte das Haus von früheren Besuchen. Sie trat in das helle Eßzimmer. Der runde Erker mit den breiten, festlichen Fenstern sah auf den See. Der lag weithin glitzernd unter dem gläsernen Frosthimmel. Und dann war das Fest wieder im Gange.

Man schnallte sich Eisen unter die Füße und lief auf den blitzenden See hinaus, guckte in warme, grunzende, blökende und meckernde Ställe, versuchte sich mit Eifer auf Schneeschuhen und spazierte am dämmernden Nachmittag sittig zur Oberförsterei, wo man in einen tiefen Kaffeetopf fiel. Dies war der erste Teil.

Am Abend saß man still daheim. Fensterläden zum Zuklappen gab es in Berlin nicht. Im Kamin knackten Tannenzweige. Man briet sich Äpfel. Der Doktor rauchte eine große Zigarre. Dabei plauderte man und hörte auf die Stille draußen. Mitunter stand der Hund auf, kam an den Tisch, sah die Frauen an und legte sich wieder hin.

Seltsam, daß man sich in Berlin kaum einmal ganz vertraulich näher trat, bloß immer flüchtig aneinander vorüber strich.

Aber auch jetzt verbarg jedes seine Welt in sich. Gitta. — Und auch der Doktor.

Wo war der andere? Wohin flog mit Blitzesflügel jäh die Sehnsucht?

‚Hans Martin —!' jubelte sie. Sie hatten beide diese kurze Trennung gebilligt und ein wenig gesucht!

Auch der Doktor ward stiller. Und mitunter hob er den Blick und sah ernst nach dem großen Stuhl, in dem Gitta ruhte. Über ihr Kleid, über ihre Hände und ihr Gesicht wehte der blasse Flackerschein des Feuers.

Am nächsten Morgen war man bei guter Stunde wieder auf. Man hatte prächtig geschlafen. Draußen klirrte noch härterer Frost. Sie flogen im Schlitten nach Rheinsberg, tauchten in die melancholische, modrige Herrlichkeit des jungen Fritz und des alten Heinrich und marschierten zu Fuß zurück. Und im Handumdrehen spann der Abend wieder seine grauen Netze, glommen die Lichter wieder auf und kam die Stille zurück. Draußen stand der glänzende Mond. Gestern war er verschleiert gewesen. Er stieg langsam über dem Wald hoch.

Der Doktor öffnete einen der Läden. Es war jetzt taghell auf dem See. Er sah Gitta an. Die nickte.

Man zog die Mäntel an und ging in den Park hinaus. Der Schnee leuchtete und knirschte, und der Hund lief vor ihnen her.

Niemand sprach. Dann war Grete voraus. Ja, sie hatte recht, man sollte das allein genießen, alle Natur, in jeder Stunde, nur dann besaß man sie ganz.

Grete schritt zum See hinab und wagte sich, die Hand am Halsband des Bernhardiners, hinaus.

Da sprach der Doktor zu Gitta: „Hat es Ihnen bei mir gefallen, Fräulein Meinecke?"

„Sehr, sehr," sagte sie herzlich.

Da schwieg er schon. Und dann: „Sind Sie gern zu mir gekommen?"

„O gewiß —" Sie sah ihn aufmerksamer an. Er war nicht sehr viel größer als sie. Er war sehr ernst, und nichts von Spott stand in seinem Gesicht.

Da wurde ihr bang. Diese und jene Minute aus ihrem Berliner Beisammensein fiel ihr ein. Und dann sprach er langsam weiter. Es war nicht Zufall. Er habe sich das für diesen letzten Abend vorgenommen.

„Sagen Sie mir, Fräulein Meinecke — Sie werden mich auslachen oder die Frage ungehörig und zudringlich finden, aber ich habe einen triftigen Grund. Seien wir ehrlich —: sagen Sie mir, ist Ihr Leben, ist Ihr Sinn noch völlig frei?" Er schwieg. ‚Derlei war immer undelikat und anfechtbar in der Form,' dachte Fritz Giesebrecht.

Gittas Herz begann sanft zu schlagen.

„Wir sehen uns seit fast zwei Jahren täglich und kennen uns noch viel länger. So kam das denn. — Ich bin etwas schwerfällig und so weiter. — Verzeihen Sie, liebes gnädiges Fräulein. Alles das erübrigt sich. Bloß meine erste Frage gilt. Wie? Wollen Sie mich einer Antwort würdigen?"

Ihr Herz stand still. Sie sagte leise etwas Ausweichendes. „Das weiß man. —"

Sie schwieg und ging rascher. Sie schämte sich für ihn. Und plötzlich bangte ihr in der Stille, in der nur die Schritte knirschten. Sie hatte nichts zu verbergen. Sie wandte den Kopf und sah den Doktor an.

„Sie sollen mich nicht fragen."

„Niemals mehr?"

Und sie schüttelte deutlich den Kopf. „Ich — bin nicht mehr frei."

„Schade. — Wie schade. —"

„Lieber Herr Doktor —!" sagte sie unbedacht. „Soviel bin ich doch nicht wert!"

„O doch, Fräulein Gitta. Das weiß ich besser. Schade — und verzeihen Sie."

Grete kam zurück. Gitta nahm ihren Arm. So gingen sie wieder gemächlich hinein und tranken Tee und brieten Äpfel. Es war wie gestern. Doktor Giesebrecht spazierte und rauchte, und die Damen ließen sich am Kamin von den Flammen bescheinen. Dazu plauderte man. Und mitunter stand der Bernhardiner auf, trat zu den Frauen, betrachtete sie und legte sich wieder vor das knisternde Feuer. Am nächsten Morgen aber hieß es Abschied nehmen. Die Mägde hatten schon am Abend vorher die Speckseiten, Würste und Mehlsäcke verpackt.

Ein feiner Nebel hing in der Luft, überall schwankten glitzernde Rauhreifschnüre. Erst gegen zehn brach die Sonne durch. Da war die Welt ein Märchen.

Auf dem Bahnhöfchen war wieder Alltag. Der Kohlenhaufen sah nicht mehr so blank und ordentlich aus und der Schnee nicht mehr so rein.

Der Doktor, der noch für zwei Tage bleiben wollte, stand vor dem Fenster ihres Abteils und unterhielt die Damen munter. Ein paarmal nagte er dabei wieder kurz an der linken Bartseite. Zuletzt bedankte er sich und gab beiden die Hand.

Sie winkten zurück. Er stand allein neben dem Stationsvorstand, der zugleich Knipser und Türschließer war, auf dem Bahnsteig und winkte mit der Pelzmütze. Dann schlossen sie das Fenster.

Nach einer Weile, als sie schon mehrere Stationen, die bloß Bretterbuden waren, hinter sich hatten, fragte die Stadtmandarinin: „Habt ihr etwas miteinander gehabt?"

Gitta sah auf das beschlagene Fenster. Oben war es eine Spanne weit herabgelassen. Gitta spürte den wehenden Luftzug auf der Stirn. Dann sagte sie's Grete. Und zuletzt auch das andere. Hans Martin. — Hans Martin! — — Und plötzlich pochten die Räder den Takt zu ihren Gedanken, zu dem Namen. Und ihr Herz sang und jubelte mit.

* * *

Man erfuhr es bald im Haus.

Herr Widdey führte tänzelnd die Prozession der ‚Spitzen' des Geschäfts. Anders tat er es nicht. Gitta hatte Angst davor gehabt. Aber es hatte sich nicht umgehen lassen. Ihr Schreibtisch war mit Blumen bekränzt, sogar ihr Stuhl: Herrn Meyers Gedanke; Herr Widdey war bloß für ein großes Bukett von Koschel gewesen, er sagte Bukä; er hatte es selbst überreichen wollen. Aber Fräulein Lieps hatte Meyers Gedanken verbissen aufgenommen, alles besorgt und prächtig ausgeführt. Man war vorsichtig um den geschmückten Tisch wie um einen Sarg herumgegangen und hatte gewartet. Widdey war im Gehrock erschienen und hielt auch wirklich eine kurze Ansprache, während alle Türen offen standen und Herr Meyer das Herantreten einiger Herren leitete.

Doktor Giesebrecht, der in der Tür stand, hatte ein wenig an seiner geschorenen linken Bartecke genagt, den Kopf schräg gehalten

und geduldig zugehört. Er hatte bloß Angst, daß man noch ein Hoch auf sie ausbringen würde. Aber Guido Widdey war ein feiner Mann; Meyer seinerseits war enttäuscht. Fräulein Lieps sprach rasch mit einem kurzen energischen Händedruck ihren Glückwunsch aus und wurde sofort wieder teilnahmlos. Und Fritz Giesebrecht, als man allein war, verneigte sich tief.

„Ach, lieber Herr Doktor —"

„Ist nicht so leicht, Fräulein Meinecke. Glück verpflichtet." Und er gab ihr noch einmal die Hand, als wollt' er auf gut Berlinisch sagen: ‚Deshalb keine Feindschaft nich!' Sie spürte den spöttischen, warmen Freundesdruck und errötete hoch, ja, sie fürchtete plötzlich eine peinliche, lächerliche Feuchtigkeit zwischen den Wimpern.

Dann versank man wieder in Emsigkeit und Arbeit.

Onkel Erich aber hatte entsetzlich schlechte Laune. Diese Neuigkeiten gefielen ihm ganz und gar nicht!

Gitta hatte's ihm eines Abends, als er behaglich an seinem Schlummertee schlürfte und ein letztes leichtes Zigärrchen rauchte, gesagt: „Onkel Erich, du mußt mir nicht böse sein. Ich — ja — ich habe mich verlobt."

„Was tausend — —?!" Und er hatte die Tasse mit einem hörbaren Klirren hingestellt. „Richtig ver — — Hör' mal, Gitta, du machst Scherze, wie, mein Kind?"

„Aber nein, Onkel Erich. Das ist nicht zum Scherzen."

„Nicht zum Scherzen? Hm —. Tausend —! Hör' mal, Gitta, wie? Mit — hm — mit Fritze — wie? Haha! Mit Fritze — — Wie, Gitta?"

Gitta hatte auf die Decke gesehen und die eigene Tasse sacht beiseite geschoben. „Nein, Onkel Erich. Wie kommst du darauf? Daran habe ich niemals gedacht."

„Niemals gedacht? Ja, ums Himmels willen mit wem denn? Mit — mit — —"

„Ja, Onkel Erich. Mit Doktor Eckerlein. Hast ... du niemals daran gedacht?"

Onkel Erich trank mit langem, langsamem Schluck die Tasse leer, als kröche er in sich hinein. Das war stark, das war hart; dadurch fiel man buchstäblich aus allen Wolken. Ob er sich's gedacht hatte? Ja freilich —! Wer kannte diese heutigen jungen Leute? Niemand. Sie machten, was sie wollten. Ach was! Man war keine Großmama oder sonst ein altes Weib, eine alte Ente! Was hätte er wohl — — Hm, Habel! Hätte er vielleicht auf seine Freitagabende verzichten sollen? Dummes Zeug! Dann wäre's eben andersrum passiert ...!

„Eine schöne Geschichte, Gitta!" sagte Onkel Erich.

Das war stark.

„Ich würde mich freuen, wenn du von Herzen einverstanden wärest, Onkel Erich. Du hast, wie ich weiß, immer etwas von mir gehalten. Und ich glaube, wir haben uns zuletzt noch mehr zusammengelebt."

„Das haben wir, Gitta."

„Eine meiner Hauptsorgen in dieser Zeit war: was wird Onkel Erich dazu sagen ... wie wird er's aufnehmen?"

„Warum hast du's dann getan?"

„Aber Onkel Erich ..."

„Du hast doch noch Zeit gehabt. Ich meine ... selbst dieser — dieser Eckerlein ist doch noch ein junger Mann! Kaum daß er wieder umgesattelt hat, verlobt er sich —!"

Gitta mußte nun doch über seine hitzige Laune lächeln. Sie ging zu ihm und blieb neben seiner Stuhllehne stehen.

„Ja, Kind. Es wird mir nicht leicht werden. Es wird wieder einsam werden. Bloß die alte Tschierch draußen. Ich mag niemand andern mehr haben! Es war immer sehr hübsch bei uns, wie? Man war wieder ein bißchen herausgerissen aus dem Altersmarasmus. Man war wieder jünger und leichtsinnig geworden und begierig auf neue Freuden aus. Man soll niemals wieder neu anfangen, wenn man so alt ist."

„Ach, Onkel Erich, es bedeutet vielleicht auch Leben und Glück," sagte sie leise.

Da sah er sie verlegen an und streichelte ihr Gesicht. „Ja, ja. Verzeih mir, Kind. Das ist das Ekligste am Alter, daß man immer bloß an seinen eigenen Ofenwinkel und gemütlichen Bettzipfel denkt."

„Das tun wir alle."

„Weiß es Meinecke schon? Sie sind da plötzlich wieder ins Engadin geschwirrt, wie sich ein anderer aufs Sofa legt oder nach Perleberg fährt. Sie tun's nicht ohne Schnee und Hochgebirge!"

„Nein, sie wissen es noch nicht."

„Meinecke mußtest du in jedem Fall fragen, ob es ihm recht ist!" nörgelte er wieder. „Er war dein Vormund und überhaupt —"

„Das will ich auch."

„Hm. Na ja. Er hat dich in seinem Testament mit einem Kapital sichergestellt, als das mit Lenore ins reine kam. Es ist ja möglich, daß er noch Familie erwartet — und Lenore — hm, sie hat sehr schöne geschmeidige Finger, ist auch sehr viel jünger als Meinecke, kaum älter als du und kann noch mancherlei erleben. Stell' dich gut zu ihm. Immer korrekt sein und festhalten, was da ist und was einem zukommt."

„Ach, daran denke ich jetzt nicht."

„Daran muß man denken. Und dein — dein künftiger Mann, dein Eckerlein, tut es sicherlich!"

Gitta wurde rot. „Das olle, eklige Jeld!" berlinerte sie verächtlich.

„Was — was? Na hör' mal. Sechs Dreier sind eklig, aber das da —. So darf man vom Geld nicht sprechen, wenn's viel ist, Gitta!"

Er meinte's ganz ernsthaft und war nun wirklich auch ärgerlich. Geld — Geld — das war durchaus kein Dudeldei! Das war sehr viel, nach seiner Meinnng ungeheuer viel, beinahe alles, wenn man's richtig verstand und nutzte. Aber Gitta hatte es keineswegs bloß so hingeredet ...

„Ach, Onkel Erich, das ist so furchtbar gleichgültig — wirklich!"

„Wie — was? Na hör' mal. Ist das etwa auch deines künftigen Eckerleins Ansicht? Ich glaube nicht! Von was wollt ihr leben? Davon, daß er auf Patienten lauert, bis sich endlich einer in der Nachbarschaft ein Bein bricht oder 'ne Lungenentzündung holt? Und meist sind's Kassenpatienten, die bloß Schmutz auf den Teppich bringen. Du bist verliebt!"

„Ja, das bin ich auch! — Glaubst du, daß Onkel Georg etwas einwenden könnte?"

„Das weiß man nicht," sagte der alte Herr hartnäckig.

Daran hatte sie noch kaum gedacht. Es bäumte sich etwas in ihr auf. Er kannte doch Hans Martin, seinen Lebensgang, seine Familie. Tettenborns kannten ihn, Onkel Erich. Und Lenore — — Das war so Onkel Erichs Art, wenn's ihm in die Gerste gehagelt hatte. Er mußte sein Mütchen kühlen.

„Wir wollen noch heute schreiben oder telegraphieren. Es ist ja bloß eine Formsache, Onkel Erich."

„Meinst du? Ja, vielleicht. Das müssen wir abwarten."

Hans Martin hatte ein langes Telegramm aufgesetzt. Sie hatten es reiflich überlegt. Er wollte nicht bloß Zustimmung; ihm lag noch mehr am Interesse und an der väterlichen Freundschaft Meineckes. Besser zu viel als zu wenig tun! Und das Ganze sollte einen würdigen, kindlichen Anstrich haben; jedenfalls den allerbesten Eindruck machen. Er hatte noch in einer kurzen, leichten Schlußwendung des Telegramms die Herren Reez und Lindhammer als Auskunftgeber genannt. Er hatte auch das bedacht und war vorher bei beiden Herren mit feierlicher Miene vorstellig geworden.

Am Nachmittage des nächsten Tages, gerade als man wieder beim Tee saß, kam die Antwort. „Einverstanden. Lenore grüßt herzlich. Alles Weitere mündlich. Kommen in nächster Woche zurück. Georg."

Gitta klingelte Hans Martin sofort in der Klinik an. Dann war sie nicht mehr zu halten, sie wollte ihn abholen und herbringen. ‚Eine rabiate Person! Als hätte es ihr noch zu lange gedauert,' dachte Onkel Erich.

Sie trafen sich vor der Klinik. Hans Martin stieg in Gittas Droschkenauto, und sie fiel ihm übermütig um den Hals, obwohl es vom Haustor aus und von Vorübergehenden beobachtet wurde. Sogar Hans Martin vergaß sich für einen Augenblick. Nun hatten sie sich. Und auch den Großbürger, den Mann mit der goldenen Kassette!

An diesem Abend rüstete Onkel Erich auf Gittas bestimmt vorgetragene Bitte ein rasches, üppiges Mahl, und Doktor Eckerlein ließ alle Minen springen. ‚Das alte, große Kind,' dachten die jungen Leute; es war eifersüchtig.

Und Onkel Erich hatte doch seine beste Politesse gezeigt. Die Kleine war wirklich schrecklich empfindlich und fauchte gleich los wie eine Katze, der man gegen das Fell strich.

Aber es brauchte doch seine Zeit, bis er sich in die veränderte Sachlage einigermaßen gefunden hatte.

In der Mitte der neuen Woche, da sich Hans Martin ein paar Tage nicht hatte blicken lassen oder nur auf einen Sprung zum Abholen, fragte Onkel Erich plötzlich: „Nun? Kommt der Deinige heute nicht? Ihr solltet wieder einmal Musik machen und nicht soviel draußen 'rumstrolchen!"

„Wir möchten dich nicht stören, Onkel."

„Stören? I was. Was sprichst du da, Gitta? Ihr stört mich nicht. Stören — stören — —" knurrte er ärgerlich. Er witterte gleich wieder Feindseligkeit und spürte schon jetzt die Einsamkeit. War er ein Isegrim, oder verlangten sie, daß er sich mit ihnen in der Welt herumtreiben solle? Das gefiel ihm schon gar nicht. Das verdarb ihm erst recht die Laune Und da taute er doch lieber allgemach wieder auf. Und schließlich — ja schließlich kam er wieder wie früher leidlich munter und erwartungsvoll aus seiner ‚Tretmühle' herauf in die netten Stuben, rumorte in der Speisekammer mit Rot- und Weißweinflaschen und fragte schon mittags bei Tisch mißtrauisch und im voraus mißbilligend, ob sie heute schon wieder bummeln wollten — wie? N—nein, hier wäre's eigentlich schöner, da hätte man mehr voneinander. Das war Gittas wirkliche Meinung. Na also. Und der Alte schmunzelte und freute sich und meinte dann nach einer Pause des Hinterhalts, er könne doch, wenn er sonst wolle, schon vorher mit

ihnen zu Abend essen, der Doktor? Habel könne ein paar Austern schicken — wie? Sie sollten herziehen, die jungen Leute, sie sollten zu ihm ziehen! Es war genug Platz im Haus ... hm, naja! — —

✠ ✠ ✠

Zuerst waren sie natürlich bei Hans Martins Papa gewesen. Gitta kannte ihn vom Sehen. Hans Martins Haltung war in diesen Stuben stets sehr wacklig. Er hatte Gitta mit versteckter Nervosität hierher geführt und beobachtete sie nun besorgt. Doch sie war ganz unbefangen zu seinem anmutlosen Papa, daß der strahlte, soweit das bei ihm möglich war.

Späterhin mußte auch Meinecke mit dem Senior Eckerlein zusammengebracht werden. Das war schwerer. Aber auch das würde man überstehen. Der Großbürger war nicht ängstlich. Einen näheren Verkehr indes würden die Visiten kaum anbahnen, Hans Martin war entschlossen, mit feiner, fester Hand die Dinge nach seinem Geschmack zu lenken. Onkel Erich nahm kein Interesse an der weiteren Verwandtschaft.

In dieser Zeit nun — einen Tag vor Meineckes Rückkunft — hatten sie nach dem Musizieren am Monbijouplatz wieder einmal von Lenore gesprochen. Gitta hatte davon angefangen und einen fernen, feinen, weit zurückliegenden Verdacht angedeutet.

Er hatte ruhig und stolz vor sich hingesehen. Und dann blickte er sie fest an. „Eifersüchtig? Ich glaube, du warst es schon damals ein wenig, Gitta."

Da wuchsen ihre Augen. Und sie ward flammend rot.

„Was sprichst du? Ich war es nie. Ich verschlösse eher die Tür vor dir, als daß ich an dir zweifelte!" sagte sie seltsam ernst, fast feierlich, als verberge sie eine Verlegenheit dahinter.

Da neigte er sich über sie und küßte lange und stark ihre Hände. „So soll es sein, Gitta," sagte er bewegt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In den Straßen stand ein feiner Winternebel. Die Gummireifen glitschten und schleuderten auf dem schmierigen Asphalt. Ein naßkaltes Grippenwetter, das die ältesten Gummischuhe zu Ehren brachte.

Hans Martin hatte sich heute in der Klinik beurlaubt, um Gitta abzuholen. Er fuhr nach dem Monbijouplatz, ließ den Wagen unten warten, höchst feierlich, und darauf stob das Paar davon.

Gitta aber hatte es nicht so eilig. Sie stieg sogar vor der Zeit aus, trotz Nebel und Nässe. Hans Martin, der ganz helle Einsatzgamaschen trug, war sorgenvoll. Er war wie aus dem Ei gepellt und wollte auch so bleiben. Er fürchtete jeden Luftzug, jeden Nebeltropfen, jedes Staubkörnchen, jede Berührung seiner Mitmenschen. Sie waren ihm wahrhaft verhaßt. Am liebsten hätte er sich für heute in ein Futteral gesteckt.

„Ich muß noch ein Katzenfell für Onkel Erich kaufen, Hans Martin; er hat wieder sein Reißen ...!"

Eckerlein fand das Katzenfell wenig am Platze. Es störte geradezu seine Stimmung. Er trug weiße Handschuhe mit schwarzen Nähten und seinen Stock mit der Goldkrücke. So schritten sie einher. Gitta blieb vor den Läden stehen. Er aber war erregt. Es drängte ihn in den Palast am Leipziger Platz. Er war dort als junger Mensch ein paarmal aufgetaucht, als Gitta sich ihre Freunde eingeladen hatte. Staunend, neidisch, unter der Haut fiebernd vor Respekt und Bewunderung. Nun, nach vielen Jahren sollte er ihn sicherer als je wieder betreten, gewissermaßen gleichbürtig, als Triumphator mit einem Du auf den Lippen für die Dinge und bald für die Menschen. Das Leben dichtete Märchen! Es trieb ihn hin. Seine Spannung war so groß, daß er blaß und nervös war. Er grübelte förmlich.

Lenore —

Weg! Das kümmerte ihn nicht mehr. Der Mann — Respekt vor dem Mann!

„Hans Martin, was denkst du? Langweilt es dich?"

Da erwachte er. „Gar nicht! Ich habe bloß Lampenfieber."

„Ich bitte dich!"

„Ja, das sagst du so. Es ist wie ein Staatsexamen. Und überhaupt ... ich bin doch eine sehr kleine Nummer."

„Hans Martin."

Aber er gefiel sich in dieser Bescheidenheit und Selbstverkleinerung, in der ein geschmeidiges Sichanpassen war.

„Nun, dann komm, Hans Martin. Wir wollen rasch hin. Es ist auch Zeit. Onkel Georg ist sehr umgänglich, jetzt noch mehr als früher, vielleicht durch Lenores Einfluß."

Hans Martin straffte sich, als sie bei dem königlichen Porzellanladen endlich in den Leipziger Platz einbogen und sich dem Haus mit dem großen, hochmütig abweisenden Portal näherten.

Unten lagen die Büros. Ministerbüros, groß, lautlos, vornehm, voll Leder. Es war das Berliner Zentralbüro der Weltfirma. Hier arbeitete auch Meineckes Sozius, Kommerzienrat Mohr. Hans Martin und Gitta sahen seinen unglaublich kahlen, blanken Schädel, darunter den schwarzen, großen Hornkneifer auf der Geiernase an

einem Fenster und seine niemals ausgehende riesige Zigarre.

Der alte Merz, Hauswart, mit weißem Backenbart wartete schon und hielt die Mütze an der Schulter.

„Tag, Herr Merz."

„Ich gratuliere dem gnädigen Fräulein gehorsamst."

„Vielen Dank, lieber Herr Merz." Sie schüttelte ihm kräftig die Hand, Hans Martin reichte vorsichtig die Handschuhspitze. „Sie kennen Herrn Doktor Eckerlein wohl noch? Und wie geht's Ihrer lieben Frau?"

Ja, Gitta war auch hier daheim. Nun empfand sie es wieder. Die alten Wände mit dem bunten Marmor, die weiße, rotbelegte Treppe, die vergoldeten alten Bronzekandelaber an jedem Absatz, die ganze besondere Luft. Sie atmete sie rascher ein und hätte überall ein bißchen streicheln mögen. Sie sah vom ersten Absatz in den Hof hinab. Links waren die Ställe und Leutewohnungen, dahinter die Gewächshäuser. Sie hätte Lust, da mal wieder hineinzugucken! Oben wartete Löffler, der Diener, ein gepflegter Herr mit wehmütigem Gesicht und schwarzem Frack, und flüsterte ehrerbietig seinen Glückwunsch.

Doch da kam Lenore mit lächelnd hochgehobenen Brauen in die hallenartige Diele heraus. Auch in Gitta drängte plötzlich die Wärme. Aber sie nickte kurz und drückte die Hand der anderen. Sie war ein Eisbär. Darauf küßten sie sich.

Dann schritten sie auf Meinecke zu, der kurz und fest in der breiten Türöffnung stand und humoristisch wartete.

„Lieber Onkel Georg! Ich danke dir!" sagte sie unbekümmert mit strahlendem Gesicht, als stünden sie beide wie früher allein auf der Welt.

„Gittakind, wie hast du das bloß angestellt bei deinen greulichen Schreibheften? Was machst du für Späße? Gut, daß wir schon was gemerkt hatten. Wo ist er denn, der Attentäter? So also muß er aussehen. Freilich. Wir kennen uns, lieber Eckerlein. Ich heiße Sie herzlich willkommen."

Hans Martin verneigte sich mit sakralem Ernst und frohlockender Erschütterung; der stämmige Geheimrat schüttelte seine Hand und legte seine Linke auf Hans Martins Schulter.

Die gnädige Frau lächelte immer noch. Sie hatte sanftleuchtende Farben aus den Winterbergen mitgebracht. Eine violette Seidenhaut umspannte sie, und eine schwere, lange Perlenkette hing um den nackten, weißen Hals. Sie reichte wünschend mit gehobenen Brauen und leicht entblößten Zähnen auch dem Doktor die Hand, die er ehrerbietig und seine eigene Tadellosigkeit genießend küßte.

Die alten Zimmer! Gitta ging ein bißchen umher. Vieles war ja erneut. Aber das meiste war geblieben. Gitta schmeckte die Luft, die ihr vertraut war und doch beunruhigend neu, sah die tiefen und klaren Farben der Bilder und Stoffe. Das war eine andere Welt als die am Monbijouplatz!

Im Eßzimmer hinter dem Bildersaal war gedeckt. Vier Gedecke und ringsum Blumen. Es duftete wie im Paradies.

Der Großbürger begrüßte Hans Martin während des Essens, als man mit Sekt anstieß, noch einmal. Und als dann die Schalen zusammenklangen, sagte er: „Dein Wohl, lieber Hans Martin." Der Doktor verneigte sich im Sitzen; sein Herz schlug hochauf, als empfinge er den Ritterschlag.

Onkel Erich sagte heute noch Sie zu ihm. Hans Martin hatte sich die Dinge auch hier gesteifter vorgestellt. Sein tiefstes Sein jubelte. Es gab konservativ gerichtete Kreise, die auf alte Sitten hielten und über allen Kreisen, Bedenken und Kleinlichkeiten standen. Das war Patriziat, eine Art Größe, dynastischer Stil, Vertrauen und Unbekümmertheit zugleich. Er war entzückt und sah eitel und zufrieden auf den schmalen, glatten Ring an seinem Finger.

„Dein Wohl, Hans Martin," sagte auch Lenore lächelnd.

Da sah er auf, und eine Sekunde lang war ihm, als träume er. Die Zeiten vermischten sich. Der Boden, die Wände, die Bilder und Blumen schwankten — es war wie Hohn und Drohung, daß er in einem Nebel des Glücks und der Furcht saß, und dahinter schimmerten die Gesichter.

„Dein — Wohl, Lenore!"

Wieder tönten die Gläser, und Gitta klingelte dazwischen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Er war aufgenommen, war angenommen und geheiligt ... Seine Brust wuchs, seine ganze Gestalt, seine Kraft; sein Atem war stark und ruhig. Die große Szene war da und währte.

Das Du kam von seiner Seite noch etwas fremd und scheu heraus, jedenfalls zögerte er immer leicht und verlegen; er spielte das vorzüglich. Bloß Meinecke sprach es gleichmütig und rasch hin. Und Hans Martin war es jedesmal, als duze ihn der Reichtum in Person, die Millionen der Erde, ein König des Lebens und der Welt. Er fühlte sich jedesmal über alle Niederung gehoben, beglückt, von allem Erdendruck befreit, gestreichelt geliebkost. Er hätte an die Fenster, auf die Balkons treten und sich dem

drüben in der Leipziger Straße vorüberwälzenden, ahnungslosen, unbeträchtlichen Volk Arm in Arm mit diesem Gewaltigen zeigen und ihnen durch Wort und Bewegung zurufen mögen, was das bedeutete: ‚Onkel Georg und du — Hans Martin und du!'

„Rauchst du, Hans Martin?"

„Ich bitte."

„Dann gehen wir zu mir hinüber."

Dem Doktor Eckerlein trat wieder der Ernst auf die Stirn. Also ins Allerheiligste. Es war ihm so, als hörte er ein märchenhaftes goldenes Schlüsselbund rasseln. Was nun —? Noch intimere Aussprache — Examen? Beschnüfflung? Er hob stolz das Kinn und nahm zärtlich, als gälte es einen Abschied fürs Leben, Gittas kleine Hand, als wollte er sich ihrer noch einmal und für immer versichern. Es machte sich wunderhübsch. Er folgte dem kurz voranschreitenden Geheimrat. Gitta sah ihnen nach. Sie hatte nun selbst ein wenig Angst, daß Lenore vielleicht fragen könnte, wissen wollte — sie bisse sich lieber die Zunge ab.

Drüben im Herrenzimmer mit den großen fahlen Gobelins, auf denen Herkules mit Keule und köpfender Sichel fürchterlich hantierte, saßen die Herren und rauchten.

Der Großbürger saß gegen das Fenster, so daß er Hans Martin im Lichte hatte. Der kannte als Arzt diese Anordnung und ertrug sie gemessen. Meinecke besaß eine etwas eitle Schwäche für seine Menschenkennerschaft. Er hatte sich einen gewissen divinatorischen Sondierblick angewöhnt und schwur darauf. Er glaubte sich unbestechlich und ziemlich unfehlbar. Natürlich hatte er sich schon gründlichst geirrt, aber es nicht immer erfahren oder kurz beiseite geschoben. Es war sein Steckenpferd, das er mit Passion in- und außerhalb seiner Konzerne und Geschäfte ritt, er schrieb ihm einen großen Teil seines Erfolges zu. Aber in komplizierten Fällen und vor Leuten, die auf ihrer Hut waren, stand auch er damit bloß auf der Höhe einer alten Dame, die aus dem Kaffeesatz weissagte.

Seine Wangen waren frisch gerötet, die Haltung straff und elastisch, der Bauch erträglich; er hatte früher einen ergrauten Spitzbart getragen, Hans Martin hatte ihn noch so gekannt; der war seit Lenores Zeiten gefallen. Er wurde zu weiß. Die Augen waren Gittas Augen, grau, aber scharf, nicht ohne Absicht energisch und herrisch; sie waren von Fältchen umgeben, die Humor aber auch schroffes Temperament verrieten. Das volle Gesicht und die grau umrahmte Glatze hatten die rosige Farbe eines wohlgepflegten und aufs beste gefütterten Mannes. Lenores Mann ... Vom Duft und Zauber ihres Leibes berührt.

Er drehte seine Garzia in der kurzen Hand. Ein starker, kurz angebundener Mann, stellte Eckerlein nüchtern bei sich fest; all' seine Überzeugung wurzelte unzweifelhaft im Machtgefühl, das sich in Summen und Konzernen aussprach; man war ihnen zuliebe in tadelloser, ungreifbarer Haltung schlau, rücksichtslos, brutal — unerbittlich gegen alles, was einen störte, auch wenn es Staat, Regierung und Gemeinschaftsinteresse hieß. Strammer Egoist. Eckerlein bewunderte das. Natürlich war auch er zu nehmen, wenn man es vorsichtig anstellte.

„Wir werden noch manches zu besprechen haben, lieber Eckerlein. Freilich, wir kennen uns ja lange. Ich hatte übrigens schon mal mit Lindhammer im Klub über dich gesprochen. Neez kenne ich nicht. Deinen lieben Vater werden wir besuchen. Er wohnt da oben in der Nähe von Gitta?"

Hans Martin gab mit gehaltner Stimme Auskunft.

„Richtig. Gormannstraße. Kenn' ich nicht. Lenore erzählte davon. Es sind so die üblichen Dinge. Hoffentlich habt ihr Onkel Erich nicht zu sehr aus der Ruhe gebracht. Das gute alte Herrchen als Brautwächter! Das hat er sich nicht geträumt."

„Wir sind gut ausgekommen. Es war anfangs etwas schwierig. Nun fürchtet er im Gegenteil Vernachlässigung."

Meinecke nickte. Er betrachtete Hans Martin, der von dem grauen Mittagslicht beschienen wurde. „Man wird darauf Rücksicht nehmen müssen. Ich denke mir auch, ihr werdet am liebsten in Gittas Zimmer in Monbijou sitzen. Dein Geheimrat Lindhammer schrieb mir übrigens noch einmal nach Sils."

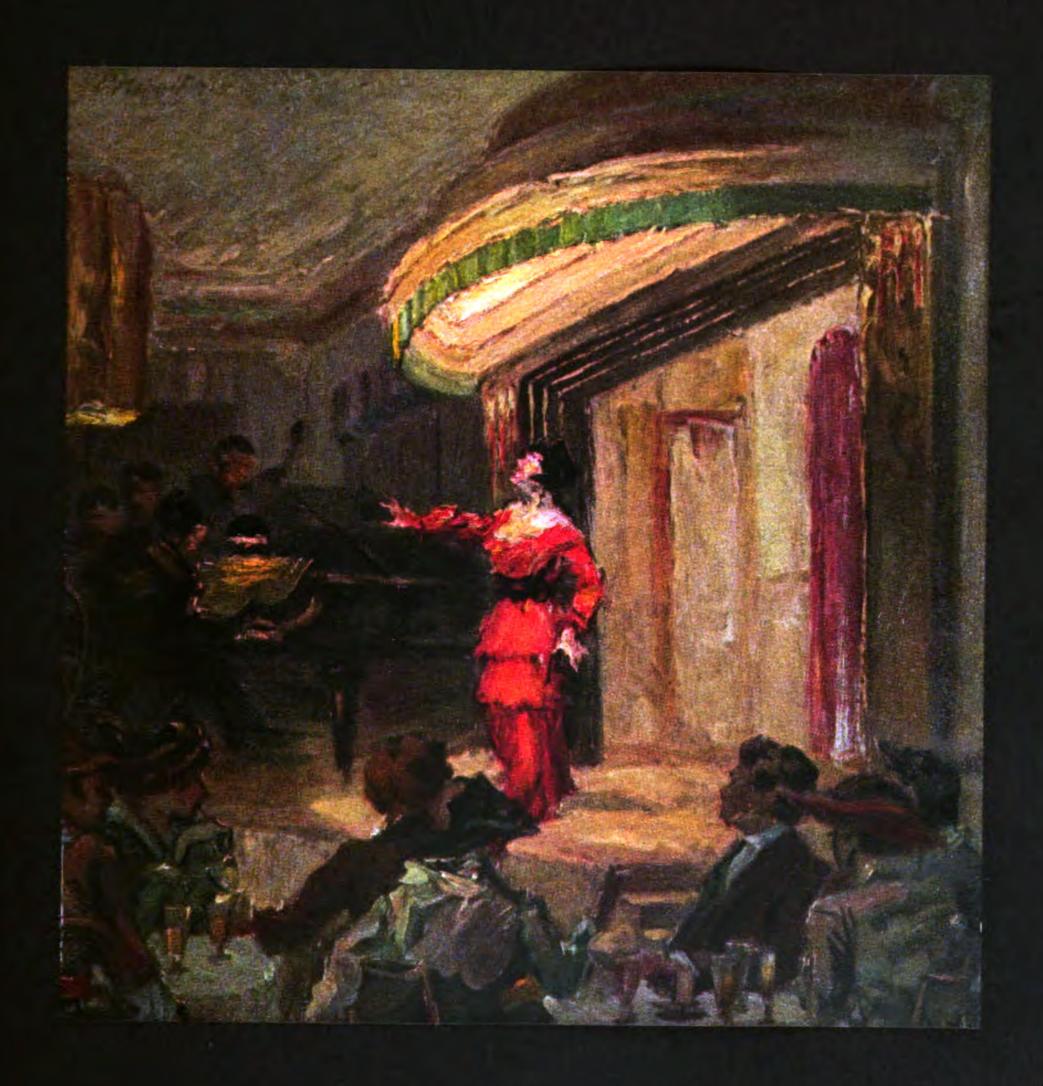
„Nahm er etwas zurück?" Hans Martin lächelte, die Braue hebend. Also doch noch Korrespondenz.

Meinecke tat einen gemächlichen Zug. „Er betonte flüchtig, daß Inkulpat scheinbar einen starken Ehrgeiz habe. Ich halte das für keinen Fehler."

„Nein ..." Hans Martin lächelte abermals.

„Herr Lindhammer deutete an, daß der Sporn einmal zu scharf werden könnte." Die grauen Augen sahen immer noch fest in Eckerleins Gesicht. Der hielt den Blick stolz aus. „Du bist mit Tettenborns befreundet? Du mußt dem Alter nach zwischen Max und Roland stehen. Seid ihr viel zusammen?"

„Wenig! Roland ist geschäftlich und gesellschaftlich sehr in Anspruch genommen."



Im Kabarett
Gemälde von Paul Kapell

Meinecke prüfte, wie und wo er wollte. Er tat es auch in dieser Stunde. Es handelte sich dabei nicht mehr um seine Zustimmung, die war gegeben, denn mehr als menschliche Garantien konnte auch ein Mann wie Meinecke nicht erlangen, sondern mehr um sein Interesse, um die Andeutung seiner persönlichen Überlegenheit und selbstverständlichen Überordnung.

„Und sage — du hattest Geschwister?"

„Zwei Brüder. Sie sind lange tot." Eckerlein billigte das. Er hatte sie ja recht lieb gehabt, wie man Geschwister eben lieb hat — aber sie hätten ihn wahrscheinlich nicht bloß daheim erheblich behindert und den Alten noch schwieriger gemacht, sondern möglicherweise seinen weiteren Lebensgang, auch hier in diesem geschätzten Hause bedrängt oder bedroht. Sanft ruhen die Toten, und die Lebenden haben keinen Schaden von ihnen.

Hans Martin erzählte ruhig und sachlich. Meinecke rauchte mit regelmäßigen Zügen und betrachtete abwechselnd die Asche seiner Zigarre und den Doktor.

Sie sprachen dann auch von Hans Martins nun erledigter Zwischenlaufbahn. Dabei sah Meinecke nachdenklich über den künftigen Neffen hin. Derlei Laufbahnen schätzte er nicht übermäßig hoch ein. Sie war erledigt. Recht so. Sänger ... hm. Kein großer Abstand vom Degen- und Feuerschlucker! Im übrigen, — er kannte die Menschen, verbrauchte sie und war kein Enthusiast. Hier waren scheinbar gute Zeichen vorhanden, vielleicht sogar glänzende, für die eine goldene Assiette grade hegsam und förderlich sein konnte. Dem wilden, harten Leben gegenüber war man vermutlich etwas — anfällig, vielleicht auch zerbrechlich. Nun ja. Es war nicht jeder aus Eisen. Im übrigen war alles da. Prächtiger Kerl. Und die Kleine strahlte. Es kam die Rede auch noch auf Hans Martins frühere Freundschaft mit Gitta und Lenore. Meinecke fragte plötzlich, wie er gern sprunghaft das Thema anschlug. Aber dieser Teil der Unterhaltung verlief kurz. Hans Martin wußte nicht viel zu erzählen. Sprach korrekt und knapp. Es trat eine Pause ein. Meinecke erhob sich.

„Ich freue mich, lieber Eckerlein. Du gefällst mir. Sei gut zu dem Kind, es verdient es ... Das Beste müßt ihr selbst tun. Über anderes sprechen wir noch." Er drückte ihm noch einmal die Hand.

Er trat ans Fenster, um auf den Ventilationsknopf zu drücken, denn er konnte, trotzdem er ein leidenschaftlicher Raucher war, den Zigarrendampf in den Zimmern nicht leiden. Dabei sprach er: „Eine Frage, lieber Eckerlein. Hast du Schulden?"

„Nein, Onkel Georg. Nicht von Belang ..."

„Das ist mir lieb zu wissen. Ich höre, du wohnst nicht mehr bei deinem Vater —?"

„Ich war für eine Weile dort abgestiegen. Ich zog aus — Gründen des Dienstes in eine Pension in die Nähe der Klinik."

„Immerhin weiter ab von Gitta. Ja — höre, mein Sohn, ich lasse dir in diesen Tagen ein Konto aufmachen. Du wirst benachrichtigt. — Es ist selbstverständlich." Und er wandte das Gesicht gleichmütig erwartungsvoll dem Eingang des Zimmers zu.

‚Der Kaufmann ... der Handelsherr ... der königliche Kaufmann!' dachte Hans Martin spöttisch und ein wenig beschämt. Sein Herz aber schlug in hellem Glück.

In diesem Augenblick teilte sich der Vorhang, und Lenore glitt herein. Hans Martin, der sie fast vergessen hatte, erschrak bei sich. So hatte er sie früher mitunter gesehen, so hatte sie ihn angeblickt: aufmerksam, scheinbar unbewegt und taubensanft. Hinter ihr erschien die liebe kleine Gitta. Und plötzlich faßte ihn wieder das Unheimliche dieser Konstellation und leise die schnürende Angst des Spielers und Seiltänzers.

Er wandte sich rasch zu Gitta, die mit hellen, ernsten Augen auf ihn zukam.

⊠ ⊠ ⊠

Nun war wirklicher Frühling. Blau und golden, prallheiß, daß die Sperlinge verrückt wurden und die Menschen an Liebe und Erfolg dachten. Gitta litt es selten daheim. Ach, Bücher und Papier! Die Tinte roch scharf nach Galle! Sie zweifelte, daß sie je wieder eine germanistische Angelegenheit methodisch anfassen und hinlegen, daß sie je wieder einen gescheiten langen Brief, einen klugen Prospekt verfassen könnte.

Sie hatte tausend Dinge zu bedenken. Denn sie hatten nicht mehr viel Zeit vor sich.

Sie selbst hätte ganz gern noch gewartet. Es war herrlich, einfach stillzusitzen, alles Leben auf einen Menschen zu beziehen, einen Menschen ganz für sich zu haben, mit jedem Gedanken zu ihm fliegen zu können wie zu einem sichersten Besitz; man lebte doppelt, hier und dort. Wenn man etwas Schönes sah: o sieh, Hans Martin! Wenn einem Trauriges begegnete: gib mir die Hand, Hans Martin! Wenn man hoffte und zagte: immer war Hans Martin da, wirklich oder im Herzen, der alles teilte, mittrug, der alles durch sein Dasein klärte, beschwichtigte und erhob. Lieber, lieber Hans Martin! Ihr Herz lag rettungslos in seinen Händen.

Aber wenn er dann ihre Hand nahm,

wenn er ihre Wange streichelte und sein Auge dicht vor ihrem Auge, sein Mund dicht vor ihrem Mund war, dann nickte sie stumm und blaß und schauernd. ‚Ja, Hans Martin. Wie du willst. Im Sommer.‘

Daheim bei ihr stapelten sich Kataloge auf. Onkel Erich nörgelte und spottete: sie täten, als hinge von einem Stuhlbein oder einer Vorhangpuschel das Leben ab. Und diese dicke Freundschaft plötzlich mit Meineckes! Sie war nicht so dick. Man war in der Woche ein oder zweimal mit ihnen zusammen. Es waren immer Gäste oder Freunde dabei. Der Geheimrat schien Gefallen an dem gescheiten, stattlichen Hans Martin zu finden und verzog ihn. Lenore war kritischer gestimmt.

Gitta holte ihn in dieser Zeit oft gegen vier aus dem Luisenhaus ab.

Das lag in der oberen Kaiserin-Augusta-Straße auf der Tiergartenseite.

Es war ein Krankenhaus im kleinen. Große Chirurgen, bedeutende Spezialisten hatten Räume hier belegt. Das Zentrum des Ganzen war die Abteilung des Geheimrats Lindhammer für vielerlei innere Krankheiten, insonderheit für Risse und Sprünge des schlimmguten Menschenherzens.

Gitta kam gern. Geschäftige Wärter und schmucke Wärterinnen, eilige Ärzte huschten nicht ohne Selbstgefälligkeit in flatternden weißen Kitteln über die Wege, reiche Leute machten Besuche — das Kranksein war in dieser Welt des Besitzes von lichter Freundlichkeit und Anmut umhüllt; die Qual der Kreatur ächzte nicht in Kahlheit, Dunkelheit, in mürrischer Einsamkeit, Not und Sorge. Gitta sah ernst durch das Behagen dieser winzigen Gartenstadt nach den hellen Fenstern. Wieviel Leid und Verzweiflung, wieviel Hoffnung, wieviel Entsagung mochten trotzalledem dahinter wohnen!

Lindhammer hatte mehrere Assistenten. Drei für sich selbst. Und noch drei jüngere Herren, die den andern Kollegen und Abteilungen für Tag und Nacht und jeden Fall zur Verfügung standen.

Hans Martin gehörte zur Lindhammerschen Abteilung. Er erschien der kleinen Gitta größer und ernster, wenn sie ihn in dem blendenden weißen Kittel sah, der scharf nach Hygiene duftete und an dem weder am Kragen noch an den Ärmeln auch nur das kleinste Knöpfchen offenstand. Manche der eifrigen Herren behielten auch nach der Visite die Ärmel über dem nackten Unterarm aufgekrempelt — das kam bei Hans Martin niemals vor. Das bartlose, kühne Gesicht war unbeweglich, in einem bewußten, bedeutsamen Ernst erstarrt.

So trat er zu Gitta heraus, mit einem Lächeln, und reichte ihr die Hand. „Liebling!“ Seine Stimme klang tief und voll.

Sie sah ihn jetzt immer so, wenn sie an ihn dachte.

Und so wirkte er auch auf die andern. Man schätzte ihn. Es war in diesen und andern Dingen ganz ähnlich so wie schon früher einmal in Breslau ... Er war gewissenhaft; seine Diagnose war niemals rasch gestellt; er trat meist bescheiden hinter den Chef und den ersten Assistenten Professor Willi Geis zurück. Er tat sich auch in den andern Abteilungen um, ließ sich von den Kollegen Bemerkenswertes zeigen. Er verriet Fleiß, kümmerte sich um die ärztliche Literatur. Man schätzte ihn als Kollegen und Menschen wie auch als Arzt; er hatte eine vorzügliche Art, Fragen zu stellen und Antworten zu formulieren, die nie eine Unsicherheit oder gar Fahrigkeit verriet, die immer orientiert schien oder doch klug, zurückhaltend Orientiertheit vorgab ... Auch die Chefärzte behandelten ihn mit Höflichkeit und Interesse. Er war eine auffallende vornehme Erscheinung, und natürlich wußte man, daß er Meineckes Schwiegerneffe wurde. Das wirkte und half überall bei der Beurteilung seiner Person bedeutend mit.

Einige der temperamentvolleren Kollegen lächelten zwar und sprachen es wohl auch aus: ‚Nicht viel dahinter. Schaumschlägerei! Er macht's mit seinen schönen Augen, der gute Eckerlein posiert und blendet ein bißchen!‘ Aber er ließ sich nicht leicht fassen. Er verstand das Geschäft, denn er war auch in der Debatte klug und vorsichtig — ‚ja — aber‘ — gern liberalen Sinnes freudig dem Neuen zugewandt, plötzlich theoretisch eigensinnig dem Älteren und Ältesten zugeneigt, wenn er eine starke Autorität auf seiner Seite wußte, oder auch einmal paradox, wenn es ihm darum zu tun war, durch eigenwilligen Widerspruch eine augenblickliche originelle Wirkung zu tun.

Doch das geschah seltener; er spielte meist den leidenschaftlich Vorwärtsdrängenden, der sich aber immer eine Tür zum Rückzug offen ließ. Immer persönlichst. Immer auf Wirkung bedacht. Ein paar Übergescheite oder Mißgünstige hielten ihn für billigen Durchschnitt und glänzende Aufmachung.

Er dachte daran und sprach davon, sich in absehbarer Zeit zu habilitieren. Aber das lag noch etwas ab vom Wege ... Dazu mußte man immerhin einiges Wissenschaftliche arbeiten; und da er ehrgeizig und eitel war und niemals bloß mitlaufen mochte, müßte es gründlicher geschehen, sich mit etwas Besonderem, Wertvollerem, jedenfalls In-die-

Augen-Springendem befassen ... Vielleicht, daß man später im eigenen Neste Muße fände!

Die Patientinnen aber huldigten auch dem Manne in ihm, sahen ihn mit belebten Blicken ans Bett treten. Er hatte eine feine, beherrschte Art, sich jeder ganz besonders und ausschließlich zu widmen, und sie verbreiteten schon in dieser ersten Zeit seinen Namen in reichen und einflußreichen Kreisen. Manche besaßen sein Bild, und alle fanden ihn unvergleichlich wohltuend.

Er hatte Gitta einmal durch das ganze Luisenheim geführt. Man wußte, wer sie war, und wer ihre feine Gestalt sah, der freute sich. Besonders Hans Martins älterer Spezialkollege Professor Willi Geis hatte sich ihr artig erwiesen und ihr seine Kulturen und Präparate gezeigt. Er tüftelte und experimentierte seit geraumer Zeit oft bis in die sinkende Nacht, schrieb, forschte, seine ganze nebenamtliche Leidenschaft waren schreckliche Dinge, denen er chemisch zu Leibe zu gehen suchte; im Hauptamt war er innerer Kliniker wie Meister Lindhammer und von Haus aus eigentlich Chirurg. Ein gründlicher Herr, dieser Willi Geis! Er war die rechte Hand des etwas kränkelnden Geheimrats.

Auch Hans Martin schätzte ihn außerordentlich. Nebenbei fand er ihn komisch. Er war ein wunderliches Männchen, wirklich mit einem dünnen Geißbart behaftet, und über der spitzen Nase zitterte ein riesiger goldner Zwicker, sein Haar war überall blaß und dünn; dazu stammte er aus Kobjeiten und sprach ein singendes Ostpreußisch, rasch, fabelhaft gewandt, die längsten fremdsprachlichen Fachausdrücke kamen wie ein Blitzzug heraus, wobei er seine Stimme gern selbstgefällig hob. Er wandelte in diesen heißen Frühlingstagen in gelben, geflochtenen Schuhen einher, trug einen kleinen weichen, schlappen Filzhut wie ein Konfirmand, und an seinen Turntagen — er gehörte einer Herrenriege an — erschien er schon am Nachmittag im Luisenheim in einem Sporthemd mit roter Seidenbommel. Dabei war er durchaus nicht ohne Eitelkeit. O nein! Er liebte farbenfreudigste Krawatten, trug die feine Goldkette seines Kneifers keck über das etwas abstehende Ohr gelegt und auf dem rechten Zeigefinger einen kleinen Siegelring mit Blutkarneol, in den ein winziges Wappen eingeschnitten war. Hans Martin wurde es nicht leicht, mit ihm auf der Straße zu gehen. Kein Mensch konnte wissen, daß das der schätzenswerte Kliniker Willi Geis war, der da leidenschaftlich gesprächig neben ihm einherstelzte. Man sah sich um nach ihnen. Herren und Damen lächelten. Es gehörte mitunter Mut dazu.

„Er ist manchmal furchtbar komisch, Gittakind. Geradezu schrecklich. Äußerlichkeiten zugegeben — aber wozu das? Muß man so sein? Dabei grundgescheit. Das Ideal eines Arztes."

„Ich — ich mag die Menschen gern, die so schrankenlos ihren Aufgaben dienen können, sich daran verschwenden, die alles andere daneben für wenig und nichts halten, wenn sie dabei auch wunderlich sind."

„Hättest du ihn heiraten mögen?"

Sie errötete. Da lachte er und nahm ihre Hände. „Dumme Gitta. Man soll nicht generalisieren. Niemals. Auch ich diene. Aber ich diene auch mir selbst — und dir und der Welt. Ach, Leben! Ich liebe heiß und stürmisch das ganze köstliche Leben in all seiner Fülle. Außen und innen — was wiegt mehr? Wer will es mit anatomischem Schnitt entscheiden? Die Kraft entscheidet. Die Kraft und der reine Wille!" Und er küßte sie leidenschaftlich.

⊠ ⊠ ⊠

Sie sahen Wohnungen an. Hans Martin legte auf jeden erdenklichen ‚Komfort' stärkstes Gewicht, fahndete nach Kulturwohnungen, wie es jetzt hieß. Natürlich zehn Zimmer mit großen Gesellschaftsräumen, denn er gedachte ein Haus zu machen. Gitta war mehr für geschmackvolles Behagen, sogar für alte Häuser und für einen Blick ins Freie. Ein paarmal hatte er rasch und begehrlich an ein Eigenheim draußen im Grunewald oder in Dahlem gedacht. Ein Auto würde der Großbürger Meinecke wohl zur Hochzeit springen lassen, oder man leistete sich hinterher selbst eins. Ein nettes, vornehmes Landhaus, von einem bekannten Architekten gebaut, das in Kunstzeitschriften abgebildet würde, mit gewähltester Inneneinrichtung, mit einem geschmäcklerisch gezirkelten Garten. Später. — Gewiß, man konnte auch eine Etage auf das erlesenste einrichten. Es gab weltberühmte oder steinreiche Leute, die in (natürlich fürstlichen) Etagen hausten. Er verglich immer. Sah zwangsläufig auf die andern. Und fand er gute Beispiele, dann beruhigte er sich. —

Nach langem Suchen faßten sie endlich ein prächtiges Gehäuse ins Auge — schlechthin Kultur; ‚hochherrschaftlich' galt heute gar nichts mehr, das war Piefkestil. Es lag am Matthäikirchplatz, der zierlichen Backsteinkirche gegenüber. Sollte man hier —? Man hatte bereits einen Plan davon daheim. Hans Martin hatte auch schon aus dünner Pappe kleine Möbel geschnitten und geklebt; damit richtete man sich zur Probe ein, zog von Zimmer zu Zimmer um. Onkel Erich hob ironisch vor dieser Spielerei die

Nase hoch und war zuletzt am eifrigsten bei der Sache. Dann war man entschlossen. Und da wurde es auch mit den Anschaffungen dringend Zeit.

Bei diesem ernsten Geschäft nun verwunderte sich Gitta einige Male über ihren künftigen Mann. Er zeigte eine merkwürdige Art von Besessenheit, Rastlosigkeit und war am Abend nicht selten abgespannt und verstimmt. Die Sache war die: Hans Martin war für vornehmsten, vorbildlichen Geschmack. Er nahm das bitterwichtig. Nun ja, es handelte sich gewissermaßen um das sichtbarste Kleid seines Lebens. Es mußte also einwandfrei, ohne den leisesten Makel sein, durfte keinen Vergleich zu scheuen haben. Er sah haufenweise kunstgewerbliche Zeitschriften durch, sprach mit Künstlern und Antiquaren, rannte in Museen und Ausstellungen, ließ sich ausländische Bücher und Bilder kommen. Er schwankte immer wieder, vielleicht weil er zu sich selbst nur ein geringes Zutrauen besaß. Aber er hatte ein empfindliches Gefühl für das, was in Geltung war, was ‚gefragt' wurde. Auch Gitta war für ihre Person wählerisch, aber sehr viel kecker, unbesorgter und selbständiger. Sie wunderte sich. Sie äußerte auch einmal Bedenken wegen des Preises. Hans Martin hatte das Arbeitszimmer eines holländischen Tabaknabobs im Bilde gesehen und strebte dem plötzlich nach, ließ sich von einem Antiquar Möbel von Chippendale und Adam bemustern; ob sie echt waren, war zweifelhaft. Dann wieder verhandelte er tagelang mit einem berühmten Architekten, der alles in kürzester Zeit in seinen Werkstätten herstellen sollte. Aber er fand auch hier keine volle Befriedigung, als gäbe's immer noch ein Besseres oder Richtigeres oder Höheres, Gültigeres. So trieb er es weiter und war in Wirklichkeit ein lächerlich gequälter, nach mancherlei Zielen irrender Ritter der Eitelkeit; ja, wäre plötzlich die bravste Einfachheit und Spießigkeit Mode und hoher Stil der Maßgebenden geworden, er wäre sogleich mit ernster Begier nach diesen Mustern hin eingeschwenkt.

Gitta zuckte ein paarmal ungeduldig die Achseln oder lachte fröhlich. „So wichtig ist es doch nicht, Schatz! Wenn es bloß schön ist."

Aber er widersprach dann mit gutgewählten Gründen. Nein, er war gar nicht gleichgültig gegen diese Dinge neben dem Leben. Wirkung, Wirkung! Bei ihm war alles durch die andern da, und er genoß es bloß durch die andern. Sie sagte ihm einmal, daß man sein Nest doch für sich selbst baue! Da las er in ihrem Blick und nahm sich zusammen. Er lachte selbst, spottete seiner, schob es auf das Neue der Situation und daß er es zu gut meine für sie und sein Glück. Er beschloß, sich mehr zurückzuhalten und die Hauptsache Gitta und den andern zu überlassen. Und Gitta stand so in seinem Bann und in dem ihrer reinen, großen Liebe, daß alles bald vergessen war. Er hatte es entbehren müssen. Sie wollte ihm auch das geben.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

An einem sommerlichen Maitag mieteten sie. Ende September sollte alles fertig sein.

Sie gingen Arm in Arm dicht aneinander geschmiegt von dannen, schon wie Mann und Frau, die einander unbeirrbar sicher waren. Nun wußten sie, wo ihr Leben wurzeln würde. Alles bekam greifbare Gestalt. Die Zimmer waren auf dem Plan mit Hans Martins kleinen, spaßigen Puppenmöbeln eingerichtet. Man sah sich selbst darin. Nun kam die letzte Spannung und Erwartung. Die Szene war bereitet, bald würde der Vorhang aufrauschen und dann — war's Spiel, war's Traum, kostbarer Ernst? Das Herz schlug, die Angst der letzten Hoffnung brannte wie eine rote Flamme in ihrem Blut.

Sie waren guter Dinge, als sie dahinschritten. Sie wollten sich belohnen. Sollten sie bei Meineckes anklingeln? Gitta wehrte ab. Nicht immer die andern. Hans Martin war weniger gern mit sich allein, mußte sich immer in den andern spiegeln und spüren. Das gab ihm Selbstgefühl und Geschlossenheit.

Nach einer Weile blieb er stehen und sah sie an. „Nein, Gitta. Wir versuchen es jetzt nochmal bei Reez! Einmal müssen wir hin. Du hast selbst den Wunsch geäußert. Es paßt vorzüglich — wie? Niemand weiß, wie es ihm geht. Ich denke oft an ihn," sagte er mit einer gewissen Rührung.

Er war seit dem Winter selten die Treppen zu den hohen, hellen Zimmern über dem Schöneberger Ufer hinaufgestiegen. Er hatte den Professor gebeten, ihm Gitta einmal bringen zu dürfen. Der hatte genickt. Wie sie denn wäre? „Entzückend." — „Ja, ja. Und reich, wie? — Sie sind ein Hans im Glück, Hans Martin. Und auch ein Mensch? Nicht bloß eine Dame, ein Mensch — wie?" — „Ein wundervoller Mensch, Herr Professor!" Da hatte Achim Reez mit durchdringenden Augen geblickt. „Das ist gut, Eckerlein. In der Frau ist mehr Macht, als der stumpfe und rüpelige Tagessinn wissen will. Sie ahnt es oft selbst nicht. Kant meint, daß erst Mann und Frau zusammengezählt den Menschen ausmachen — hm — m. Es hat einen tiefen Sinn, weitab von Sentimentalität; — und die meisten Weiber erschweren einem diesen Glauben. Aber es gibt solche, Hans Martin — und

jeder spürt im Wunsch seine lebendige Ergänzung, hält sie für möglich und vorhanden. Sie sagen: ein wundervoller Mensch. Das freut mich. Die Frau kann noch Einheitlichstes sein und bedeuten. Heimat. Auch für die Starken, noch mehr für die Beweglichen, denen es an Hochmut der Seele und stiller Verachtung des Jahrmarkts da draußen gebricht. Gratulor! Sie wird Sie — heimführen, Ihre Gitta Meinecke! ... Sie sollen sie mir bringen. Es gibt für einen Lebenskrüppel nichts Wohltuenderes als einen feinen, warmen, aufrichtigen Menschen. Denn aller Weisheit Schluß lautet: und dennoch! Aber ich muß mich erst wieder besser präsentieren können!"

Seine schreckliche Krankheit zeigte Krisen. Es war ein letztes heftiges Flackern und Kämpfen, denn er hatte dann Hans Martin nicht mehr vorgelassen. Er zeigte sich nicht gern in gebrechlichen Zuständen. Er war ein spöttischer, manierlicher Herr. Er beantwortete auch Ederleins Anfragen nicht. Er lebte seinem letzten, scharfgeschliffenen Werk, das der Vollendung entgegenging, und seinen Selbstbetrachtungen, fütterte seine Vögel, las seine stillmachenden Pessimisten und Spötter, die im Herzen das Leben liebten, und die die ewige Vanitas zärtlich und schmerzlich verklärenden Dichter. Die alte Josefa hütete seine Schwelle.

Hans Martin hatte Gitta von dem, was Reez über sie gesprochen, erzählt. Die hatte längst gewünscht, den über dem Leben hausenden und gefaßt in stillem Gram das letzte Dunkel erwartenden Einsiedler, seine Josefa und seinen Dompfaff mit dem lustigen und wehmütig abbrechenden Lebenslied kennen zu lernen.

„Ja, Hans Martin."

Sie bogen an der Potsdamer Brücke ein. Und sie hatten Glück. Es war fast, als hätte er sie erwartet. Er war in seinem schwarzem Rock wie immer, wenn es ihm leidlich ging, und saß an seinem Schreibtisch. Er erhob sich langsam. Er war inzwischen noch weißer geworden und durchsichtiger. Die dünne, papierne Hand drückte flüchtig. Aber sie hielt die Hand Gittas eine Weile fest, als wollte sie sich an ihrem Leben wärmen. Und das Auge forschte scharf und liebreich.

Gitta war seltsam bewegt. Das schien schon ein entrückter Mensch zu sein, ganz Geist. Sie erinnerte sich daran, was ihr Hans Martin erzählt hatte. Nichts von jugendlicher Neugierde war in ihr vor diesem Leiden und diesem langsam verglühenden Geist.

Sie saßen in seinem Arbeitszimmer. In den Bauern raschelten und knirschten die Schnäbel. Habakuk, der Dompfaff, saß auf seinem Stänglein dicht am Gitter, hielt den Kopf schräg und sah sich die Leute an.

Drüben auf dem Schreibtisch lagen Papier und Druckbogen. Der Epilog war im Druck. Reez erzählte es dem Doktor, und der durfte sich ein paar Bogen herüberholen und ansehen.

„Es bleibt noch mancherlei übrig. Mancherlei. Aber nicht viel. Es ist ein angenehmes Gefühl, wenn man weiß, daß man reinen Tisch gemacht hat, Hans Martin. Späne bleiben überall — ein Mäppchen voll." Er sah hinüber und auf alle die Sachen, die er durch ein Menschenalter geliebt hatte. Einfache blanke Möbel. Keine Kostbarkeiten. Für die Tausende von Büchern war gesorgt. Aber wohin kam das andere? Eitelkeiten. Zum Trödler.

Er war milder geworden. Fortgeschritten in dem ihm genehmen sokratischen Gleichmut. Oder auch müder. Er sprach leise und viel mit Gitta. Er prüfte sie mit feinen Fragen. Das war fürwahr ein Menschlein, wahrhaftig und gut, mit wurzelfestem Wissen und warmer, lebendiger, nicht bloß angelesener Klugheit. ‚Hans Martin, wie hast du diesen Schatz gefunden? Trägst du eine Wünschelrute in der Hand? Vielleicht hab' ich dich doch zu scharf bekrittelt — reiche Frau — großer Arzt — es gibt so etwas — o vielerorts — —! Dein Lebensschiff hat kostbares Gewicht eingenommen. Nun schwimmt es tief und ruhig.'

Er fragte nach der Hochzeit und scherzte. Dann schwieg er und sah hell, mit eigen verklärten Augen, zu den Fenstern.

Er lächelte. „Es ist gut, wenn man nicht Weib und Kind hat. Man ist so am leichtesten beschwert. Alles andere ist keine Bürde und Fessel. Ihr guten Kinder!"

Dann sagte er zu Hans Martin: „Ich habe heute mittag ein Weilchen an den Davidsbündlertänzen herumgetippt. Sie stehen noch drüben auf dem Klavier. Wie jung das ist, wie stark und doch innig, tief und weise. Aber ich schaffte es mit meinen Händen nicht mehr."

„Es war immer Ihr liebstes Stück, Herr Professor. Auch Gittas. Sie spielt sie gut."

Hans Martin sah sie an. Sie lächelte und nickte. Da stand sie auf und ging hinüber ... „In all und jeder Zeit, verknüpft sich Lust und Leid. Bleibt fromm in Lust und seid dem Leid mit Mut bereit ..."

Es war der Vorspruch, den Achim Reez leise vor sich hin sagte.

Dann spielte sie; ein wenig verhalten. Sie fühlte auch, daß sie nicht alles spielen

dürfe. Sie ließ einige Teile aus, besonders die derben und wilden, und spielte doch mit siegender Kraft die herrliche Ballade, und dann schloß sie mit dem vorletzten Teil, der ‚wie aus der Ferne‘ verhallend die innig-süße Melodie des zweiten Satzes wiederholt wie die Beschwichtigung eines letzten Sehnsuchtsgrußes.

Reez saß ohne Regung. Aber in seinen Augen standen Tränen.

Gitta, als sie wieder zu den Herren kam, war erschüttert und ging betreten, als habe sie nicht recht getan, zu Hans Martin.

Doch da schüttelte der Professor den Kopf mit einem fernen, unbeschreiblich anmutigen Lächeln. Er nahm Gittas Hand, streichelte sie und dankte ihr leise.

Dann erhob auch er sich und ging langsam zu seinem Bücherbord. Dort suchte er eine Weile, zog einen Band heraus, dessen Einband und Schnitt vom Alter verblichen war. Er betrachtete ihn liebevoll und kam damit zu Gitta zurück.

Er schenkte ihn ihr. Es waren Mörikes unvergleichlich schöne Verse. Manches Gedicht war mit feinem Bleistiftstrich angemerkt. „Leben Sie wohl, Sie liebe Gitta Meinecke. Das Leben möge Sie lieb haben und segnen!“

Dann gab er auch Hans Martin die Hand. „Wir sehen uns noch einmal. Ich schreibe Ihnen, lieber Eckerlein.“

„Ja, Herr Professor.“

Sie gingen. Als sie an der Tür waren, schaute Gitta noch einmal erschüttert zurück, eine harte Ergriffenheit niederkämpfend. Jener sah ihnen nach. Wieder mit jenem verklärten Blick. Und als sie die Tür leise schlossen, pfiff der alte Habakuk doch noch hell und wehmütig sein Lebensliedlein. Aber er brach noch früher und zerstreuter ab als sonst, als lohne es sich nicht mehr vor seinem alten stillen Herrn.

⁂ ⁂ ⁂

Endlich war Sommer und das Ziel ganz nahe. Es war furchtbar heiß. Die Gummireifen der Autos schnitten karierte Streifen in den weichen Asphalt. Die Straßen stöhnten.

Das Luisenhaus in der üppigen Augustastraße schlief.

Alle Fenster standen offen. Man war in die Bäder, auf die Berge und an die See gereist. Kein Mensch dachte jetzt ans Krankwerden. Die Ärzte hatten gute Zeit, rauchten Zigaretten im Freien, saßen auf Baststühlen, schwatzten und liefen vereinzelt in wichtig schwingenden Leinenkitteln über die Gartenwege. Manche der Assistenten gingen schon um sechs auf und davon, um in Wannsee zu segeln, zu baden oder in Onkel Toms Hütte, im Lunapark irgendwen zu treffen, der es gut mit ihnen meinte und einen entzückenden Strohhut aufhatte.

Doktor Eckerlein ging mit Professor Willi Geis davon. Man begrüßte sich mit einigen Kollegen, energischen Erscheinungen, die wie Staatsanwälte aussahen, streng-heiter, selbstbewußt oder klein, dick und boshaft. Die älteren Herren waren durchweg ausgezeichnete Leute, und die jüngeren wußten natürlich manches oder alles noch viel besser.

Die beiden Männer gingen ein Stück zusammen am Ufer hin. Professor Geis in einem Bastanzug, an den Füßen trug er seine geflochtenen Lederschuhe. Der Kneifer blitzte. Sie besprachen noch einen Fall; der kleine, magere Mann spürte nichts von der Backofenhitze, war frisch und quick. Hans Martin hörte wie meist ernst zu, mitunter kurz und bedächtig fragend. Auch ihm sah man die unappetitliche Glut nicht an. Wäsche, Bügelfalte, weiße Weste, weiße Gamaschen, runder Strohhut, Handschuhe alles hell, frisch, neu. Er duftete leicht und rauchte langsam. Das grüne Wasser des Kanals lag tot, die Kastanien senkten erschöpft ihre Zweige hinab und spiegelten sich düster. Die Häuser schliefen auch hier. Hans Martin zog die Uhr. Er hob die Braue und machte sein abwesendes Gesicht. „Lieber verehrter Kollege, ich habe noch eine Konferenz von Dringlichkeit. Fahren Sie ein Stück mit?“

„Aber danke nein, lieber Herr Kollege. Ich muß hier rechts ab.“

„Dann auf Wiedersehen, Herr Professor. Empfehlung an die Frau Gemahlin.“ Sie war ebenso klein wie Geis und hatte Mathematik studiert.

Hans Martin schritt gemessen und groß weiter. Die weißen Rauchwolken flossen langsam hinter ihm zusammen. Zwischen den Häusern umklammerte einen die Luft noch schwerer. Aber das zeigte man nicht; auch Erwartung und Aufregung nicht.

Die Konferenz, von der er eben gesprochen hatte, und er sprach stets gern von Konferenzen und wichtigen Abhaltungen, war allerdings von einiger persönlicher Wichtigkeit. Er wollte nach Haus und dann zu Gitta. Einige Gäste aus der nächsten Verwandschaft würden seiner dort harren. — — Und morgen war Hochzeit.

Sie sollte im engsten Kreise gefeiert werden. Hans Martin hatte das selbst, nach anfänglicher Zurückhaltung, befürwortet, schon weil es in Gittas Sinne war, vermutlich aber auch — man darf das annehmen — im Hinblick auf die engere und weitere Verwandtschaft und was mit ihr zusammenhing.

⁂ ⁂ ⁂

Eckerleins wohnten in einem prachtvollen neuen Haus mit ganz schlichter Kalksteinfassade und einem Hausflur mit Springbrunnen und Marmorbänken. Man wurde ein besserer Mensch, wenn man hier eintrat.

Sie wohnten oben im dritten Stock. Am Anfang hatte das Glockenläuten auf dem kleinen, spitzen Kirchturm Gitta, namentlich am dunkeln Spätnachmittag, wenn sie allein war, ein wenig melancholisch gestimmt, als wäre sie nervöser oder einsamer geworden; sie erinnerte sich nicht, daß sie jemals durch ein Glockenläuten beunruhigt worden wäre. Ihr Mann, dem sie davon gesprochen, hatte gelächelt und sie gestreichelt. „Du hast Heimweh. Das ist dann so." Und später einmal: „Es ist dein Zustand, Gitta. Gib dich dem nicht hin, Kind. Immer tapfer sein, dann wird es dir leicht!"

Jetzt wurde's dämmerig. Der dünne Schnee rieselte und puderte. Die Turmuhr schlug halb. Drüben in den Kirchenscheiben dämmerte ein Lichtlein, und wenn es einmal ganz still war, dann glaubte Gitta, die am Fenster saß, Orgelklang zu hören. Vielleicht bildete sie sich das bloß ein.

Ein schwarzer Mann ging mit einer langen Stange über den tiefen weißen Schnee und zog die Laternen hell. Nun kämpfte das blasse Tages- und Schneelicht mit dem gelben warmen Schein.

Aus dem Haus gegenüber traten feine alte Leutchen in warmen Pelzen und mit fetten alten Hunden und wandelten auf bedächtigen Gummischuhen davon; und jetzt hielt ein eidottergelbes, eirundes Auto, aus dem ein schlanker, sehniger Herr, den Pelz offen, den Hut im Nacken, sprang und mit zwei Sätzen — keine Zeit! keine Zeit! — ins Haus verschwand; es war ein Bankdirektor. Hans Martin kannte die Leute der Nachbarschaft von besonderer Reputation. Er hatte gelegentlich einmal in seinem neuen Adreßbuch nachgesehen.

Das Mädchen brachte die Nachmittagspost. Alles für den Herrn. Das Teewasser summte. Der Teetisch mit langer Spitzendecke und schimmerndem Silber war bereit.

„Soll ich Licht machen, gnädige Frau?"

„Warten Sie noch, Klara."

Der Herr ließ sich heute Zeit. Sie nahmen den Tee immer in Gittas Eckzimmer, in dem viele ihrer alten Sachen und ihre Bücher in niedrigen Schränken standen. Es war ein gemütliches Gemisch von Damen- und Studierzimmer, mit Blumen zwischen den Scheiben, in Gläsern und Vasen.

O, es war überall schön und prächtig in ihrem Heim! Man konnte sich über Bedarf darin ausdehnen, und manchmal mußte man in den vielen weiten Räumen nach sich selbst suchen. Hans Martin hatte sich eine große Bibliothek, die nicht bloß seine Fachwissenschaft umfaßte, eingerichtet, an deren Ergänzung er fortwährend arbeitete, um sie auf die Stufe einer bewundernswerten Vollkommenheit zu bringen, obwohl er eigentlich recht wenig zum Lesen kam; breite Sessel standen da um den runden Tisch mit grüngekuppelten Lampen. Auch dort war es hübsch, wenn man gemeinsam schmökerte und Hans Martin rauchte. Es geschah nicht allzu oft. Sein Arbeitszimmer zeigte tiefgrünen Sammet und dunkles Edelholz; völlig war er dabei von seinem bewunderten Chippendale nicht losgekommen, der Künstler hatte sich daran angelehnt, und einige Stücke waren echt. Auch Bilder hingen hier, alte Meister, die zu repräsentieren wußten und die er dem Schwiegerohheim mit guter Manier ausgespannt hatte, darunter natürlich vereinzelt ganz Modernes. Der Eßsaal war prächtig, kühl — heller Polisander, mit warmgelbem Sammet, und darüber hing eine riesige Krone, sie aßen hier nur mit ihren Gästen. Daneben lag ein dunkel getäfeltes Eßzimmer mit roten Stoffen und einem kleinen Wintergarten davor. Hans Martin konnte zufrieden sein. Er führte noch heute seine Gäste mit ernster Miene umher bis in die Ankleidezimmer mit ihren gewaltigen Spiegelschränken. Und überall anderwärts, wohin Eckerleins kamen, und sie kamen sehr viel herum, musterte er mit raschem Blick die Zimmer und dachte jedesmal stolz und befriedigt: an sein Heim kamen die wenigsten heran, es konnte die Konkurrenz mit den vornehmsten und reichsten aufnehmen!

Nur selten änderte er daheim mit rückwärtsvergleichendem Blick, kaufte er eine Kostbarkeit, die ihn bei einem andern verdrossen hatte. Er genoß noch heute alles mit solchen vergleichenden, kritischen Augen, schritt bei Tage oder am Abend, überall das Licht aufdrehend, durch die Zimmer, klingelte dem schwarzweißen Dienermädchen Klara — ein Diener hätte besser gepaßt, wäre ihm lieber gewesen, na später! — und ließ etwas bringen oder wegnehmen, wobei er ihre unerläßlich gefälligen Bewegungen und ihren genau vorgeschriebenen Anzug scharf musterte.

Er sah seine Umgebung immer mit den Augen seiner anspruchsvollsten Gäste und konnte gereizt werden, wenn ein Stuhl schief stand oder irgendwo ein kleiner Schaden angerichtet war — wehe, wenn ein fremdes Auge ihn vor dem seinigen gesehen hätte. Besonders schätzte er die vielen Lichteffekte an der Decke, auf den Tischen, in den Ecken. Es war stets eine fast sakrale Handlung für

ihn, wenn er sie abends abstimmte und an den Schaltern herumknipste.

Gitta war gewiß nicht an kleine Verhältnisse gewöhnt, auch bei Onkel Erich war alles sehr wohlhäbig und geräumig gewesen, aber die Welt hatte ihr doch selbstverständlicher dort geschienen; jeder Raum war aus bestimmten persönlichen Bedürfnissen gewachsen und hatte deshalb eine warme Gebrauchspatina angesetzt. War es hier anders?... N—nein. Ihr Zimmer, die Bibliothek, das Musikzimmer, das sie selbst mit breiten Bänken und ein paar alten Radierungen an den Holzwänden wohnlich gemacht hatte — das alles sprach nicht ganz unpersönlich zu ihr, gewiß nicht — aber man fand nicht recht zueinander; es war vielleicht zu neu oder, ja: zu anspruchsvoll; und man ging sehr viel aus, man sah reichlich viel Gäste bei sich, man konnte sich selten einmal nach Herzenslust sammeln. Man hatte mitunter fast Heimweh. Lag das bloß an den Zimmern und ihrem Prunk, an der Wohnung, an den dienstbaren Geistern, an den Gästen? Aber das wollte sie sich nicht fragen und beantworten.

Gitta erhob sich. Es war dämmerig im Zimmer. Sie drehte das Licht auf dem Ecktisch an. Dann rollte sie die Tür zurück und lauschte. Das Musikzimmer war dunkel, dahinter hörte sie Hans Martin sich räuspern und durch den feinen Spalt der Schiebetür kam Licht und der Duft seiner Zigarre. Er schien noch beschäftigt. Er mußte noch einmal in die Klinik — eine eigene Praxis hier im Haus hatte er nicht gewünscht, es war auch kein Schild unten angebracht —, und am Abend war man wieder eingeladen. Vielleicht war er schon im Frack. Sie würde ihn erst spät in der Nacht wiedersehen.

Sie hatten heute mittag einen kleinen Streit gehabt, den ersten wohl, der laut geworden war. Sie waren zu einem berühmten Generalmusikdirektor zum Essen gebeten. Aber Gitta hatte in letzter Stunde, wenigstens für sich selbst, absagen lassen.

Es lag so: Sie waren seit vielen Wochen, eigentlich von Anfang an, kaum einen Tag allein gewesen. Theater, Konzerte, manchmal mittags und abends Einladungen, eigene Gäste. Es gab kein Ende. Man stand mit dem Gesellschaftskleid auf und legte sich mit ihm zu Bett.

Hans Martin war, ohne viel Worte davon zu machen, in diesen Dingen ungemein zielbewußt und energisch vorgegangen, offenbar bezwungen durch die neuen Verhältnisse.

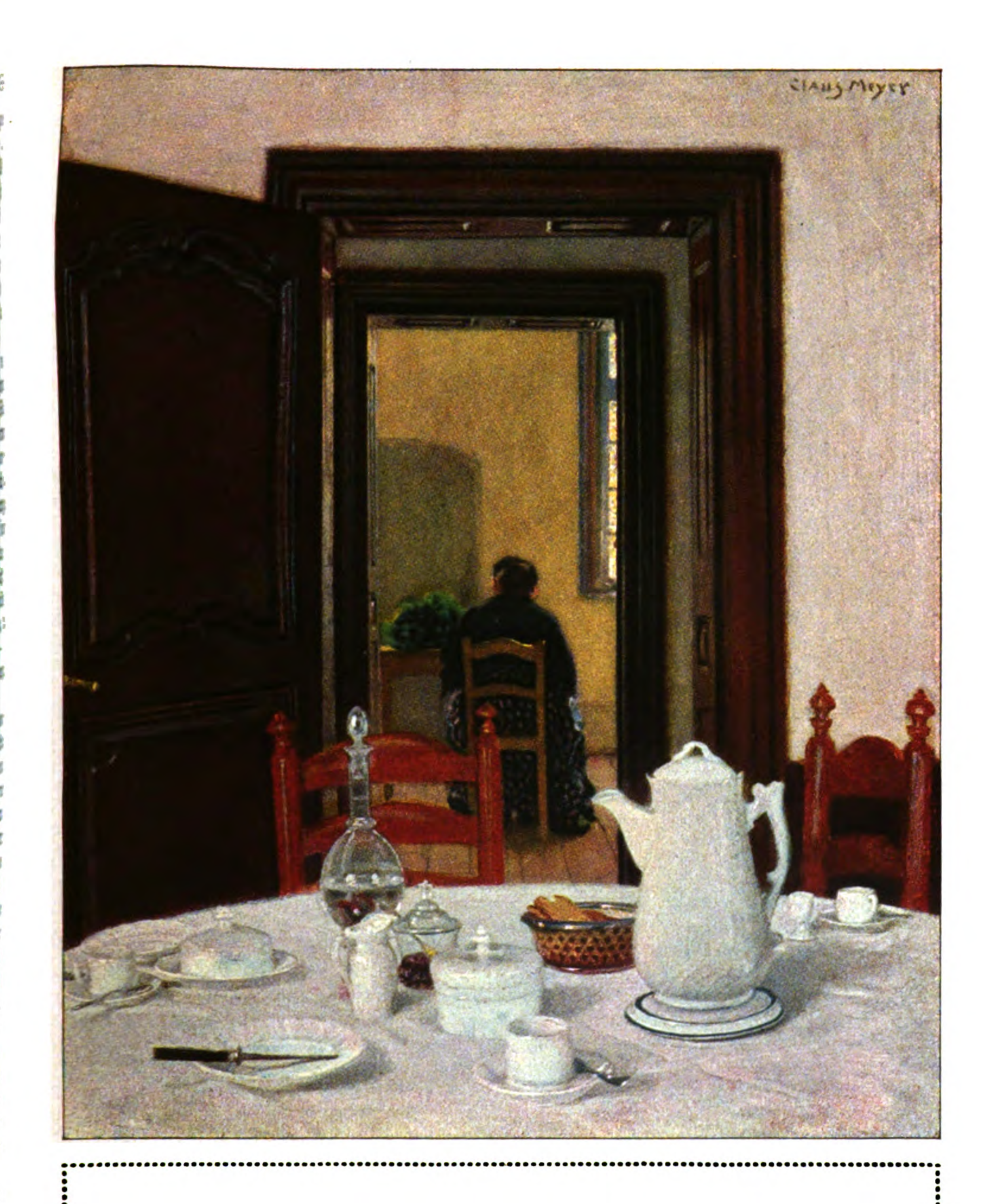
Er schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, überall, wo berühmte Namen klangen, heimisch zu werden. Es schien ihm schrecklich zu sein, irgendwo nicht mitgezählt zu werden. Ja, er las insgeheim alle gesellschaftlichen Berichte in der Zeitung von Premieren und Festen der offiziellen Welt, bei denen sich Reichtum, Kunst, Wissenschaft und sonstwas mischten. Er wurde förmlich nervös, wenn sein Name nicht genannt wurde, weil er nicht dabei gewesen oder weil man ihn übersehen hatte. Er vergaß sich dann beinahe und sprach auch einmal spöttisch, aber doch gereizt davon.

Es gab geheime Listen in Berlin, nach denen diese offiziellen Gesellschaften zusammengestellt wurden; er war eifrig in der Stille bemüht, mit seinem Namen daraufzukommen. Er kannte die Zeitungsmänner, die von solchen Veranstaltungen berichteten, ließ sich unauffällig vorstellen, begrüßte sie zwanglos und herzlich, vergaß ein paar Striche seiner Würde und war verstimmt, wenn Gitta sich zurückhielt. Es kam vor, daß man sich bei einer Einladung versäumte und zu spät zu so einer öffentlichen Veranstaltung kam, daß die Presse schon verschwunden war — da konnte er nur schwer seinen Ärger verbergen und verwinden.

Er ließ sich von Meinecke und Lenore überall einführen und empfehlen. Natürlich kamen bloß die großen Nummern in Betracht. Alles nach außen hin Mittlere, ob es noch so gediegen und innerlich bedeutend war, war ihm völlig gleichgültig und minderwertig. Sie kamen aus dem Besuchemachen und -empfangen nicht heraus. „Das gehört dazu," meinte er unbeirrt, wenn Gitta einmal tief aufseufzte. Sie müßten sich einen Kreis schaffen. Sie müßten Fuß fassen. Das wäre am Anfang ein wenig beschwerlich. Das wäre man sich und Meineckes schuldig. Auch seinem ärztlichen Beruf und Ruf. Auch sie würde sich daran gewöhnen; ob man hier oder wo anders säße und plauderte, das wäre doch gleichgültig. Alles bloß Training, Übung. Er schien sie gar nicht zu begreifen oder hielt ihre Abwehr für eigensinnig und altmodisch.

Gewiß ihr Zustand verlangte hier und da Rücksicht ...

Aber gerade heute, diese Sache, dieses Haus, wo die größten Namen Berlins heimisch waren, sogar einige der königlichen Prinzen verkehrten dort, und er selbst hatte längst Einlaß begehrt, darum geworben, bis es Lenore endlich durch ihres Mannes Sozius vermittelt hatte ...! Sie würden in den nächsten Tagen Besuch machen, der Besuch würde erwidert werden, jener Mann hatte Weltruf, war eine Zentralpersönlichkeit! Ihr Kreis würde sich dort noch nach anderer Richtung erweitern können ... es schuf einen Nimbus, auch beruflich; glaubte



Der Frühstückstisch

Gemälde von Prof. Claus Meyer

Gitta denn, er würde ewig assistieren? O, er hatte auch in dem Punkt weit ausschauende Pläne! Zudem gehörte dieser Generalmusikdirektor zu einem berühmten, höchst exklusiven Stammtisch an dem Akademiesenatoren, Minister, Parlamentarier, Schlotmagnaten, lauter Koryphäen und ihre Vertrauten saßen. Dort wollte er ebenfalls Mitglied werden..., 'Exzellenz Waldeyer sagte mir neulich an unserem Mittwochstisch — Weingartner erzählte mir kürzlich... Bode und Liebermann stritten sich vor ein paar Tagen...' — derlei Andeutungen liebte er. Und gerade diesmal sagte Gitta nein!

Sie war eigensinnig. Man mußte sich doch auch mal zusammennehmen, einmal ein Opfer bringen können! Er hatte ihr gesagt, daß ihm gerade diesmal viel darin läge; aber sie begriff es nicht. „Nein, ich will nicht. Ich bin müde, Hans Martin, glaub' es mir, entsetzlich müde. Es soll doch im Grund ein Vergnügen sein. Aber es ist bloß eine Hetze und Strapaze. Tu mir die Liebe — und nicht bloß heute! Wir wollen uns überhaupt mehr selber leben. Man hat ja gar nichts mehr voneinander. Wir essen zusammen, trinken Tee zusammen, dabei denkst du schon wieder an anderes; und am Abend seh ich dich bloß weitab zwischen fremden Gesichtern und kann dir nur mal zunicken; und dann kommt es auch noch vor, daß du verstimmt bist, weil dir irgend etwas an meiner Toilette mißfällt, weil irgendeine ganz große Dame Perlen im Haar hat und ich etwas anderes oder gar nichts — ach, Hans Martin, ist denn das alles so wichtig? Mich friert manchmal, wenn ich dich so aus der Ferne sehe. Es ist auch falsch. Bist du meiner schon satt und bin ich dir zu wenig? Wie schön war es in der ersten Zeit. Denk' an unsere Reise."

„Kind, Kind. Ich bin ein Mann. Ich will mir eine Stellung schaffen."

„Man ist alles in sich. Und durch sich selbst."

„Ich bin ehrgeizig. Du weißt es. Es gehört zu meinem Wesen, das eben noch andere Seiten und Tiefen oder Untiefen hat," sagte er lächelnd. „Es ist auch bloß der Anfang, es wird besser werden. Je rascher und entschlossener wir es anfassen, desto rascher sind wir eingelebt. Nur jetzt keine Halbheiten. Später kommt auch das Bessere und Beste, wie wir es beide lieben, dran."

Sie hatte trotzig vor sich hingesehen.

„Doch, Gittakind. Liebling. Sie machen es alle so, wenn ihnen die Türen offen stehen. Wir wollen nicht spießig werden."

„Ich bin nicht spießig, Hans Martin."

„Du hast dich zulange in dich hineingesponnen."

„Soll man das nicht?"

„Nicht zu sehr. Die Welt ist ebenfalls da und will ihr Recht. Das andere schafft Dünkel ..."

„Ach, Liebster, wir sollen und wollen doch vor allem einander leben!" sagte sie plötzlich leidenschaftlich. „Mitunter faßt es mich wie eine Sorge an. Ich kann es nicht sagen — als könnte ein Fremdes und Feindseliges in jedem von uns aufwachen, fast ein Mißtrauen und eine Brücke zerstören —"

„Kind, Gitta, du bist nervös."

„Ja."

„Fühlst du dich nicht gut?"

„Schwer und müde."

Da hatte er ihr für ihre Person nachgeben müssen, obwohl er als Arzt gerade bei diesem Zustand ein launisches Sichgehenlassen nicht jederzeit billigen konnte. Nun gut. Aber er hatte auch Grundsätze: er seinerseits dürfte, so leid es ihm täte, nicht verzichten. Man würde anstoßen, man würde sich auch den Anschluß wieder vermauern ... Wie? Ja, Meineckes wären ebenfalls da! 'Meineckes Neffe ... ausgezeichneter Arzt und Kliniker starke musikalische — überhaupt künstlerische Neigungen ...' Man würde es sich zuflüstern wie schon oft ... 'ich ihn neben der schönen Lenore und dem Großbürger zeigen .. er las es morgen in der Zeitung Er hatte sich mit Eifer völlig darauf eingestellt.

Nun stand Gitta hier und lauschte. War da etwas in ihm, was ihr fremd bleiben würde, was sie vielleicht gar ein wenig geringschätzte? Nein! Das Blut flog in ihre Stirn hinauf, und eine Furcht pochte an ihr Herz. Er war ein Mann! Begabt und temperamentvoll!

Sie schritt rasch hinüber und rollte behutsam seine Tür auf.

„Verzeih, Hans Martin. Kommst du nicht zum Tee?"

Er sah sich um. Er saß in seiner gestreiften seidenen Hausjacke da. Sie paßte in den Farben zu dem Sammet des Zimmers; das war differenzierter Geschmack, wie er meinte. Er hatte etwas Ähnliches auf dem Theater und auf dem Interieurbild eines berühmten Zeitgenossen gesehen. Am liebsten würde er an jedem Abend, auch daheim, Frack oder Smoking anziehen; es gab da Beispiele und Landessitten, die ihm imponierten. In seiner gestreiften Seidenjacke, zu der er ausgeschnittene Lackniederschuhe, 'Pumps' trug, ließ er sich nicht ungern von Besuchen überraschen.

Er legte die Feder weg.

„Entschuldige, Liebling. Ich hatte mich festgeschrieben."

Sie kam näher.

„— Ach, belanglos —! Es kam mir da plötzlich ein Gedanke. Du weißt, unser Leib- und Magenblatt hat für Neujahr eine Umfrage erlassen über das Wesen der Kultur unserer Zeit — höchst überflüssige Angelegenheit! Ich traf neulich im Automobil-Club den Redakteur, wir sprachen darüber, und er lud mich scherzend ein, als jüngerer Vertreter der ‚Berliner Intelligenz', wie er meinte, mitzutun. Dummes Zeug, damit fängt man Eitle und füllt billig seine Spalten. Aber mir kamen da eben ein paar hübsche Gedanken, es wäre fast schade darum! Es ist immerhin ein großes Blatt ...".

Gitta nickte. Warum nicht? Wenn es ihm Spaß machte. Die da draußen sollten nur nicht soviel von Kultur reden und schreiben, die lag nicht so obenauf! In Wahrheit hatte Hans Martin zu jenem Zeitungsmann, den er sich schon mehrfach durch besondere Liebenswürdigkeit verpflichtet hatte, scherzhaft gemeint: „Auch wir von der jüngeren Generation hätten da einiges Triftige zu sagen, verehrter Herr Doktor! Vergessen Sie nicht ganz die jüngere Intelligenz! — — Übrigens mein Onkel Meinecke ..." Er trug diesen Namen immer auf den Lippen. Und jener hatte auf den Köder gebissen.

Nun würde es mit der Spitzmarke gedruckt werden: „Einige unserer namhaftesten Vertreter der älteren und jüngeren Intelligenz äußern sich auf unsere Bitte ..." Das würde lieblich zu lesen sein. Es war nicht zu unterschätzen. Es war ein ganz großes Blatt. Er gehörte also mit zu denen, die man fragte. Man sagte durchaus nichts Neues und Erschütterndes; das taten die wenigsten. Aber man sagte etwas. Man stilisierte etwas. Die Leute lasen es respektvoll und machten dabei die Zeitung mit ihrer Morgenschrippe fettig. Das hatte ihm noch ein wenig gefehlt. Das gehörte mit dazu, war gewissermaßen die letzte Ölung und Betätigung: die Presse. Man mußte nicht bloß genannt, man mußte auch gefragt und zur Unterzeichnung von Aufrufen, hervorragenden Ausschußgründungen herangezogen werden. „Einer unserer bekannten jüngeren Kliniker, übrigens ein Neffe des Kohlenmagnaten ..." oder wenn es sich um Kunst handelte: „Doktor Eckerlein, Arzt und vielgenanntes Mitglied der Berliner Gesellschaft, der selbst einmal der ausübenden Kunst nicht ganz ferngestanden ..."

Nun ja. Man lachte und spottete selbst darüber, schimpfte vor den andern: die Leute sollten einen mit ihrem Schwindel zufrieden lassen! Aber man tat es prompt und gern.

Gitta beugte sich über ihn und las, aber er zog sie an sich und küßte sie. „Ist das Kind immer noch eigensinnig?"

„Das Kind ist niemals eigensinnig."

„Hm?"

„Es hat dich nur bis in die Seele hinein lieb und will mehr von dir haben!"

„Gittalein!"

Er küßte sie wieder, und sie schlang fest die Arme um seinen Hals. „Liebster Mann!"

„Soll ich daheim bleiben?"

Sie sah ihn groß an. „Willst du?"

„Es wäre mir leid. Aber ich tu es für dich."

„Nein. Geh. Ich habe schon Grete und Fränze gebeten. Sie kommen nachher."

„Das ist recht, Gitta. Das sind gute, verläßliche Menschen. Verketzere mich nicht bei ihnen."

„Was denkst du!"

Er streichelte ihre Hände. Sie war so reizend und blaß, und ihre unruhig tiefe Liebe war lind wie ein Hauch des Glücks. Er sagte es ihr.

Er schob die kleinen elegant beschriebenen Blätter zusammen. Gitta hatte sie über dem anderen fast vergessen, was ihn eigentlich kränkte. Nun erinnerte er sie durch eine nicht unabsichtliche Bewegung daran.

„Gib mir. Ich nehme sie mit hinüber. Ich muß wissen, was mein kluger Mann den Leuten sagt ... ‚und so fordern wir Vertiefung der Zivilisation zur Kultur ...!' Gut, gut." Sie gingen Arm in Arm hinüber. Gittas Zimmer leuchtete ihnen hell und warm durch die offenen Türen entgegen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hans Martin war gegangen. Es war bloß der Duft seiner Zigarre, seines Fracks zurückgeblieben. Gitta hatte ihren Mann bis zum Fahrstuhl geleitet.

„Warte nicht auf mich, hörst du. Ich werde sehr leise sein."

Sie nickte. Aber sie würde doch wach sein.

Von der Straße kam kaum ein Laut herauf. Sie hörte ihr Kleid knistern und den eigenen Atem gehen. Einsam. Hatte sie es noch niemals so stark empfunden? Vielleicht noch niemals so bewußt. Sie legte die Hände zusammen. Es kam winterlich kalt durch das Fenster, das sie für einen Augenblick geöffnet hatte. Aber es kam auch von innen. Sie waren beide doch freie und großdenkende Menschen, geneigt zu Duldsamkeit

und Erkenntnis. Und doch? Das Menschliche ist unwägbar und senkt seine Wurzeln tief unter die Willens- und Erkenntnissphäre hinab.

Sie hatte auf ihrem alten lieben Schreibtisch das Licht aufgedreht. Sie las nun die kurzen, klingenden, säuberlich gewählten Sätze, die Hans Martin vorhin aufs Papier geworfen hatte. Er sagte: daß das Ästhetische bloß ein wünschenswertes und höchst natürliches Gewand sei für die tiefere innerliche Verfeinerung, daß diese aber das Eigentliche, das Zentrum sein müsse; und daß die tiefste innerliche Kultur der Wenigen, Einsamen auch auf das schillernde Kleid der Zivilisation verzichten könne. Sie stelle sich selbst dar, habe ihre eigene erlesene Form. Die Menge freilich habe mehr Blößen zu decken und brauche ein Kleid.

Hübsch. Sie freute sich. Ihr wurde warm ums Herz. Sie sah sein edles, männlich ernstes Gesicht. Ach, wer schöpft mit seinem tastenden Verstand einen Menschen aus? Alles fließt in ihm, alles mischt sich lebendig, Chaos und Einheit. Bloß der Gedanke ist einfach und stumpf. Menschen — Menschen — lieber Mensch! Dann trug sie die zwei kleinen Blätter ihres Mannes wieder behutsam in sein Arbeitszimmer hinüber. Grete Tettenborn und Fränze Röhk brauchten sie nicht zu sehen.

Bald darauf erschienen die beiden Weiberchen. Sie brachten Schneeluft mit. Die Doktorin Röhk trampfte ein paarmal kräftig auf, denn sie hatte den ganzen langen Weg auf der Elektrischen draußen in Schlick und Schneewasser stehen müssen; das spürte man auch durch die Gummischuhe hindurch, besonders wenn sie an der Seite einen Riß hatten.

Es war ihr hier immer viel zu fein. Na, na, Röhk, sei friedlich. Sie hatte heute am Weidenweg im Osten, dicht am Viehhof, eine ihrer Recherchen gemacht, grauenhaftes Kellerloch, ein paar Meter im Geviert, darauf eine eheverlassene Frau, fünf Kinder, Schlafburschen, Strolche —. Und ein paar Stunden darauf saß man hier im Paradies. Eine knappe Stunde Wegs lag dazwischen und ein Weltenraum. „Ja — ja — ja — das Höhere! Das Höhere ist, wenn man sich die Nase zuhält und den Weidenweg meidet!" Sie lachte.

Es war ausgemacht, daß die beiden über Abend bleiben sollten. Gut so. Das geschah selten hier. Auch die Tettenborns galten noch nichts Besonderes in der Welt, sie schillerten nicht, sie sprachen nicht viel von Kultur, sie erlebten sie bloß auf ihre Art, Roland kam öfter, nun, der paßte eher dazu ... kurzum, Hans Martin zeigte auch sie bloß im kleineren Kreis, wenn eben Verwandtschaft da war oder sonst etwas Belangloses aus der Kollegenschaft, das nicht zu umgehen war. Die Tettenbornfrau lachte darüber und hob die Nase. Max merkte es gar nicht. Dem gingen alle Einladungen gegen den Strich.

Gitta war aufgestanden, um eine Schale mit Äpfeln und Weintrauben von einem Nebentisch zu holen; dabei hatte sie im Vorübergehen leicht mit der Hand auf Doktor Röhks Schulter geklopft.

„Wieviel willst du wieder haben, Röhk? Sag's gleich."

„Na denn man zu. Du Mädchen mit'm Bankkonto. Hm. Frau muß man jetzt sagen! Du darfst mir auch'n Appel dafür schälen. Den roten da, der riecht besser als der Weidenweg — hol' es der Geier —! Was treibst du jetzt eigentlich, Kleine? Den ganzen Tag schäkern geht doch nicht. So sieht auch dein Göttlicher nicht aus. Und immer bloß aufs Kind warten —"

„Röhk."

Die räusperte sich. Ja, das Kind. Sie hatte einen bösen Schnabel und sollte ihn sich mal zubinden. Die kleine Gitta wurde Mutter — nicht zu sagen! Konnte man sich das denken? Das Verliebtsein hatte also doch einen Zweck.

Gitta schälte den Apfel bedächtig zu Ende und reichte ihr den Teller über den Tisch.

„Ich gedenke jetzt wieder etwas zu arbeiten, gute Röhk. Vielleicht billigst du das."

„Ja. Vielleicht. Obwohl man dazu eigentlich nicht zu heiraten brauchte — sollte."

Gitta lachte.

Die Doktorin Röhk sah sie starr an. Auch die da? Es triumphierte etwas in ihr. Aber sie hielt ihr Mißtrauen im Zaum. Nein, sie liebte Hans Martin nicht übermäßig, sie roch auch, daß sie dem hohen Herrn nicht genehm war — natürlich nicht — zu seinem ‚Ensemble' und seinen eignen Lackschuhen nicht paßte! Dafür betrachtete sie ihn ebenfalls etwas ... nachdenklich.

Das kleine Ding bekam sogar eine Falte über der Nase, und ihr schmales Gesicht brannte fast zornig. „... Ist ein Buch wertvoller als ein gesunder Junge oder ein frisches Mädel — banal! Es ist viel verdienstlicher, Kinder zu kriegen und zu tüchtigen, frohen Menschen zu erziehen als — als das Assessorexamen zu machen, las ich mal."

„Meinst du? Nun hör' einer das Wesen — als wenn ich — nicht zu sagen! Es gibt Gänse und Puten unter den Frauen, aber auch Papageien und Pfauhennen unter den Intellektuellen. Und die sind das Allerdämlichste — das weiß ich schon lange!"

Die Röhk knurrte es. Die dunkle Grete

Tettenborn hörte's behaglich, und der feine grillige Spuk war fort.

„Nun bin ich wohl verpflichtet, Kinder zu kriegen! Ho — ho — ich werde mir Mühe geben!"

Grete nickte eifrig und lachte noch fröhlicher.

Dann aber erzählte Gitta von ihren Arbeiten, die sie bloß so nebenbei betrieb, um sich eine stille gute Stunde zu machen; anders würde Hans Martin es auch nicht billigen, es würde sie zu sehr von ihm und seinem Einfluß ablenken. Es wäre ein gemütliches Schlendern im Umkreis ihrer früheren Studien.

Und dann stand sie auf und holte einen alten Band vom Bord, von dem sie eben erzählt und aus dem viele vergilbte Buchzeichen und Schwänze ragten.

Sie las erst ein paar Sätze aus der Grimmschen Vorrede. Das war ein prachtvolles Deutsch. Knapp und warm und dann wieder mit beruhigter, fein bedächtiger Hand ausgebreitet und gegliedert. Darauf las sie auch eines der — Märchen. — Aus. Aber sie wollten noch mehr hören. Die Röhk hatte plötzlich die gebresthafte Welt völlig zurückgestellt. Ihre Augen glänzten ruhig wie Gretens braune Augen, und ihre starke Hand schob behutsam ein Apfelstückchen nach dem andern in den Mund. Mehr, mein Kind. War es die Möglichkeit? Da las man hundert Bände und tausend Zeitungen und dachte kaum, daß das für Kinder gut genug wäre. Gitta las bedächtig, Grete hat die Nadel sinken lassen und dachte dazwischen an ihre Leute daheim, auch an Großvater, der so einen uralten Geschmack hatte — das Zimmer war wärmer, das Licht reiner und milder, die Luft leichter und klarer, als stünde die eigne Kindheit mit hellem Blick hinter einem, als stünden die alten Schränke und Stühle da und Vater ging leise auf knarrender Diele auf und ab. Es war zum Heulen und Lachen schön. Und dann schlug die große Kastenuhr drüben im Eßzimmer schwer und tief, daß man erschrak, und draußen schnarrte rasch die Kirchenuhr.

Da erwachte man und rieb sich die Augen, die ein wenig scheu waren, als blende das Licht.

Fränze Röhk schob ihre Hornbrille auf die Nase, machte einen Flunsch und las noch ein Weilchen auf eigene Faust still weiter. Sie würde das den Leuten, die alle Tage die Tür zur Leihbibliothek aufrissen und sich was einbildeten, wenn sie von wer weiß was schwatzten, unter die Nase reiben! Man wurde wirklich ein bißchen besser dabei und auch — menschlicher.

„Das hast du gut gemacht, Kleine. Gib mir eins auf den Schnabel. Vielleicht verdient er's. Ich habe dich doch bloß lieb, Mädchen — naja, Frau! Aber du wirkst gar nicht wie'ne Frau. Ich kann mir nicht helfen!"

Das war ein guter Abend geworden wie — lange nicht, trotz dem feinen Weh am Anfang, das auch dazwischen einmal sehnsüchtig durchs Herz schnitt, und trotz der guten rauhen Hände der Röhk. —

Nun aber war es weit nach Mitternacht und die beiden lange wieder fort. Gitta wachte, las und grübelte über dies und jenes, was vom Tage in ihr haften geblieben war.

Was wollte Fränze Röhk? ‚Du bist ja gar keine Frau!' Was für ein Unsinn, und Gitta wurde wieder zornig über sich und die andre.

Da schloß es draußen behutsam. Gitta lauschte und sah nach der Uhr hinüber. Es war nach eins.

Hatte er unten das Licht durch einen Spalt der Vorhänge gesehen? Glaubte er, daß sie im Zimmer eingeschlafen wäre?

Sie sprang auf. Sie eilte hinaus, erhitzt, mit scheuen, geblendeten Augen ...

Er schalt sie ernstlich und stand schlank und groß im dunklen Frack, schön und herrlich in der Diele vor ihr. „Gitta! Du solltest doch schlafen!"

„Ich wartete auf dich!"

Und sie lief zu ihm.

⁂

Um die Kirche mit dem feinen Turm war ein Tannenwald gewachsen, durch den vermummte Schneemänner und kolossal dicke Frauen in Filzschuhen stapften. War es zu glauben? Vorm Jahr noch war man verstohlen durch die Gassen geschlichen — hatte man noch auf dem Saturn oder Sirius gelebt.

Nun hatte Hans Martin Geheimnisse statt Onkel Erichs. Er kaufte gern. Er ging gern in die allerfeinsten Geschäfte, ließ sich wie ein Großmogul von unnahbarsten Geschäftsführern und lächelnden hübschen Damen bedienen, und noch an der Ladentür machte man ihm eine Verbeugung oder trug ihm die Sachen eigenhändig in die Droschke.

Er hatte selbst Wünsche geäußert. Seidene Wäsche, seidene Schlafanzüge, eine größere Perle — er besaß eigentlich schon alles; aber sie fand doch noch dies und jenes, Kostbarkeiten, die er vor allem liebte. Dazu Bücher. Ein Bild, denn er sammelte nun auch mit sichtbarer, sehr sichtbarer Umständlichkeit. Man war das sich und der Kunst nunmehr schuldig.

Man hatte — jaha, auch gebacken. Gitta war mit einem der Mädchen bei Micke ge-

wesen und hatte alle Zutaten selbst eingekauft! Es sollte das erste wirkliche Fest am Matthäikirchplatz werden und sie wollte auch Gäste haben. Tettenborns waren natürlich nicht aus ihrem Gehäuse zu bringen. Aber Onkel Erich — der sollte seine alten kräkeligen Genossen Geheimrat Wulck und Professor Paeplow im Stich lassen, mit denen er jetzt öfter mehrmals in der Woche abends einen Whist machte, wobei man Onkel Erichs guten Wein trank und seine feinen Zigarren rauchte; der alte Schulrat Tettenborn war der vierte im Bunde. Hans Martin würde Onkel Erich einfach in einen Wagen packen und herholen. Und Meineckes — sie sollten staunen!

Hans Martin war der Ansicht, daß das seinem alten Vater, wie er ihn kenne, und er kenne ihn gut, nicht zusagen würde. Er wäre es seit Jahrzehnten nicht gewöhnt, an dem Tag aus dem Bau zu gehen. Dazu wäre seine Bronchitis noch nicht behoben. Er, Hans Martin, wäre mehr dafür, gegen Abend auf eine Stunde bei ihm vorzusprechen, allerlei auszupacken, das Tännchen anzuzünden und eine Gutschmecke der braven Hipauf zu kosten. Wie? Nein, Gitta hatte es sich eigentlich anders gedacht. Selbst die Hipauf und die Tschierch hatten hier einmal hereinsehen und etwas bekommen sollen. Er war doch sonst ein nobler und immer bereiter Gastgeber. Freilich sein Vater ... sie sah nun schärfer. Aber sie billigte das durchaus nicht!

Dann war es soweit; die jungen Eckerleins warteten gerade voll Spannung ihrer Gäste, die Lichter in der Kirche drüben waren aufgeglommen, und die Orgel hatte gebrummt. Was war das? Die Herrschaften möchten auf den Balkon treten, meldete Klara, das schwarzweiße Hausmädchen, und lächelte. Sie taten es. Unten knatterte ein großes blauschwarzes Auto mit gelben Rädern und riesigen, grellen Lichtern, Lenore stand neben dem bepelzten Chauffeur und tutete wild, und Onkel Georg wippte mit dem Hut. Es war keineswegs ein Meineckesches Auto. Es war Meineckes Weihnachtsgeschenk. Donnerwetter!

Hans Martin wuchs. Das hatte ihm noch gefehlt. Der Fahrer, selbst ein Unterstand in der Nähe, alles war vom Spender vorgesehen und besorgt. Eckerlein strahlte. Auch Gitta dankte, aber sie war still. Sie besaß einen seltsam bescheidenen Sinn, war immer rasch durch die Fülle ihres Lebens gegangen, die sie nicht selten bedrückt hatte.

„Freut es dich nicht, Gitta?“

„O doch, Hans Martin. Sie meinen es gut mit uns. Ich finde, sie übertreiben sogar.“

„Übertreiben?“

Sie antwortete nicht. Sie mußte Fränze Röhl mit Geld den Mund stopfen.

Ein paar Tage darauf kam die Winterreise.

Gitta wollte nicht weit weg. Sie wollte, wenn es denn sein mußte, guten deutschen Wald haben.

Es mußte sein.

Eckerlein war enttäuscht, denn er selbst war im Winter noch niemals im Engadin, überhaupt nicht im Hochgebirge gewesen. Aber man mußte einfach dort gewesen sein! Es ging nicht an, zu schweigen, wenn andere fragten oder erzählten. Er hatte es sich für diesen ersten Winter fest vorgenommen, doch er mußte diesmal nachgeben, auf Gittas Wünsche und Zustand Rücksicht nehmen. So fuhr man nach Oberhof.

Es gab noch ungleich stillere Orte, wo man stundenweit keine Stimme hörte, bloß ein altes Reisigweiblein traf und überall von dem dicksten blauen Schnee ummauert war. Aber Hans Martin war immer für Menschen. Gesellschaftskleider waren eingepackt worden, weißes und grellfarbenes Wollzeug war gekauft worden, es wurde jederzeit ein etwas lärmender Ton auf diese Dinge gelegt, fast so, als wären sie das Wichtigste. Er für seine Person würde rodeln, schiern, so gut und schlecht er konnte, man traf sicher viele Bekannte dort oben; er hatte durchs Telephon hier und da bei einigen sehr ausgesuchten Leuten angefragt und Stimmung gemacht.

Als sie sich eingerichtet hatten, mußte er Gitta eine Weile auf langen, einsamen Spaziergängen begleiten. Nun ja, er tat es. Es war auch ihm zuträglich, aber es machte ihn im Grunde ungeduldig, der Trubel, die Menschen, die Frauen, der bunte glänzende Eitelkeitsmarkt lockten ihn mehr. Er verlangte nach huldigenden Blicken, die erfrischten seine Nerven besser als schneestille Einsamkeit. Es war einfach unumgänglich, daß man sich auch den andern widmete. Man traf wirklich ein Dutzend bekannte Menschen, und im Handumdrehen waren es zwanzig und mehr; ein lauter, sportlich verwegener, sehr eleganter, eifrigst bedienter Kreis. Sollte man die Leute schneiden? Er dachte nicht daran. Es war sein Element, er fühlte sich wohl darin wie der Frosch im Pfuhl.

Hans Martin verstand es immer, Zentrum zu sein. Seine Haltung, die selbst im Scherz bewußt und gemessen war, gab seiner erlesensten Eleganz eine ernste Würde. Dazu zeigte er in allem eine feinste verwöhnte Kennerschaft — oft bloß andeutend. Es war ihm nicht erträglich, einem anderen irgendwo den Vortritt zu lassen. Selbst die Speisen,

die Weine, nichts war ihm eigentlich gut genug, das Beste nannte er: ganz passabel oder brauchbar. ‚Es ist ganz brauchbar‘, das war sein Hauptwort. Er sprach über Sport, Pferde, Autos, alte und neueste Kunst, besonders Musik, über Wissenschaft, Politik, Gesellschaft, Reisen, Länder, Toiletten, Frauen — kennerhaft, in mehr allgemeinen, sehr gewählten Worten, überlegen dem Neuesten und Bezweifelten, aber auch geschmäcklerisch dem Ältesten, Primitiven zugewandt, immer das Besondere und Seltene suchend und betonend. Dabei hatte er z. B. von der Welt noch nicht allzu viel gesehen; was er geschmackvoll nicht erörterte. Er erzählte auch gern, wenn man in der Abendjacke in weichen Stühlen saß, von seinen großen, berühmten Bekannten auf allen möglichen Gebieten, nebenbei oder zur Erläuterung oder anekdotisch, jedenfalls sehr intim, wozu er in der Regel keineswegs ganz berechtigt war ... Es kam vor, daß sich Gitta bisweilen darüber wunderte. Manches war ihr neu. Aber er traf ja die Herren auch an jenem berühmten Stammtisch, zu dem er endlich Zutritt erlangt hatte. Ein oder das andere Mal hatte sie übrigens so ein Gespräch in seiner Urform mit angehört, doch da war es meist kürzer, überhaupt allgemeiner und gleichgültiger und jedenfalls im größeren Kreis verlaufen. Dann traf ihn wohl ihr Blick, und sein Auge wurde etwas starr ... „Du warst ja dabei, Gitta,“ sagte er dann flüchtig, liebenswürdig, unwillkürlich um ihre Zustimmung werbend, „ich sprach dann nochmal mit Geheimrat von Bode oder Exzellenz Soundso darüber ...“ Es war ja möglich, und jeder rundete gelegentlich in gutem Glauben und um der Erzählung willen eine Erinnerung ein wenig ab. Man mußte nicht immer die Goldwage in der Hand halten.

Er sah frisch und stark aus, strahlend; Luft, Sport und Geselligkeit bekamen ihm vorzüglich. Seine Haut war rotbraun wie verbrannt. Die weiße Jacke und Mütze, der dicke, gelbe Schal machten die Erscheinung noch kühner und schöner. Er war in jeder Stunde liebenswürdig und heiter, auch zärtlich, ein Mann der Höhe, des Sieges, des Besitzes in jeder Gestalt. Sie verwöhnten und respektierten ihn alle, besonders die Frauen. Gitta sah ihm mit großen, bewundernden, oft glänzenden Augen nach. Das Leben war süß und neu. Aber sie wünschte oft, daß es weniger laut und hell wäre. Darunter war immer wieder eine wunderliche Leere — als wartete sie immerzu auf noch etwas — — Das Kind! — —

Und dann wurde sie selig still. Sie war zu lange als ein graues scheues Mäuslein abseits und emsig für sich durchs Leben gehuscht.

⌘ ⌘ ⌘

Doktor Eckerlein steuerte im Frühjahr seinen neuen Wagen selbst. Er hatte eifrig, als ginge's um einen Gewinn des Lebens, an gewissen Nachmittagsstunden einen Fahrkursus durchschmarutzt, hatte draußen in Halensee auf einer Bahn mit wilden Kurven geübt und war dann mit seinem Lehrer ins Freie losgelassen worden. Er hatte Pannen erlebt, war unter den Wagen gekrochen und beschmutzt und von Öl durchtränkt wieder zum Vorschein gekommen; er erzählte mit spöttischer Miene von seinen Fahrten. Er trug dabei gern, selbst auf kurzen Fahrten, einen Herrenfahreranzug mit Leder- oder Wickelgamaschen, Kappe und drohender Eulenbrille vor der Stirn. Auch das gehörte dazu. Dabei war er eigentlich für den Sportbetrieb nicht übermäßig eingenommen, er war im Grunde bequem, verwöhnt, hatte verzärtelte Nerven und war auf körperliche Strapazen oder gar auf Gefahren nicht gerade erpicht. Aber als Kulturträger und Zeitgenosse seiner Lebenslage mußte man das treiben. Es ging auch nicht an, bei der nächsten Vanderbilt-Fahrt daheim an der Zentralheizung zu hocken. Es war ferner nicht zu vermeiden, daß man Mitglied des K. A. C., wo man bereits verkehrte, wurde und dessen Kokarde an der Mütze und das Schild am Wagen führte. Unvermeidlich würde sich auch der Aeroclub werbend bemühen, das alles waren Glieder einer Kette. Im verflossenen Winter war Hans Martin auch einige Male mit großen Berliner Herren auf Jagd unten in Schlesien gewesen, wo Meinecke eine Besitzung hatte; der war ein großer Jäger. Hans Martin hatte sich dazu vorher auf dem Halenseer Schießstand eingeschossen, da er mit dem Schießgewehr wenig vertraut war, und hatte sich dann einen prächtigen Zwilling und Drilling gekauft, eine Jagdausrüstung aus Schilfleinen und dickem Loden, Jagdstiefel, Gamaschen, eine Pelzjacke, Klappenmütze, Muff, einen grünen eingebeulten Hut, Jagdbücher und Kalender, kurz alles was für den Augenblick und für künftige Fälle unbedingt erforderlich war; er war auch bald in der Weidmannsprache ziemlich firm geworden, was außerordentlich wichtig war, und benutzte sie gelegentlich gern. Sport, Sport, auch andere betrieben ihn und erfrischten sich damit, aber das war mehr eine zweckmäßige bürgerlich-hygienische Ausspannung oder ein kühnes Spiel, hatte keinerlei persönlichen Selbstzweck, der vorgeschrittenes Herrentum und verfeinerte Sitte ausdrückte und über das Alltagsgesicht der Masse hinaushob. Reiten konnte Eckerlein

natürlich auch, das hatte er schon als junger eleganter Arzt in Breslau betrieben. Genug davon! Es war bloß schade, daß Gitta nicht mittun durfte, und wie es im nächsten Jahr damit sein würde, das ließ sich noch nicht absehen. Sie hatte wenig Sinn und Talent fürs Pferd. Meineckes dagegen ritten viel, vor allem Lenore, denn ihr Mann mußte sich seines Herzens und beginnenden Asthmas wegen — eklige Sache — neuerdings Zurückhaltung auferlegen. Da schien es Lenore nicht unerwünscht zu sein, daß Hans Martin sie statt seiner am frühen dampfenden Morgen ab und an nach dem Grunewald begleitete. Eckerlein hegte seinerseits gewisse Bedenken und Lenore hörte ihnen mit perlblasser Haut und unergründlich sanften Augen zu. Aber plötzlich konnte sie aus dieser Unergründlichkeit lächelnd auftauchen und ihn ansehen oder gar an dies und jenes von früher erinnern, daß ihn ein leichter Schreck anwehte. Er schien durchaus nicht gewillt darauf einzugehen und sah sich nach den anderen um. Sie lächelte bloß in den Mundwinkeln und ward wieder unergründlich, bestrickend und doch ein wenig kühl auf der herrlichen Haut.

Seit dem Frühjahr war in der Klinik viel zu tun. Der Winter hatte manche Widerstandskraft zur Strecke gebracht mit fetten Diners und schweren Weinen. Im Frühling stiegen Saft und Kraft in der Natur und erfüllten die Luft mit ihrem Mysterium. Da fühlte mancher plötzlich, daß er dem Strom und Sturm nicht mehr gewachsen war.

Den Professor Geis hatte Hans Martin in diesem ersten verflossenen Jahr mehr und mehr für sich eingenommen. „Meine Härren," verteidigte er ihn einmal, „man kann mit oder ohne Lackschuhe einen Mänschen tot oder läbändig kurieren." Das war ein Axiom. Er spielte, was freilich immer gefährlich ist, gern den lächelnden Philosophen.

Der Chef mit dem weißen Patriarchenbart und der runden Brille kam bloß zu den Hauptvisiten und schwebte im übrigen als Geist über den Wassern. Auch ihn hatte Eckerlein allmählich für sich gewonnen, soweit das bei jenem möglich war.

Eckerlein gab sich jetzt um eine Schattierung unpersönlicher, fast schon wie eine erfahrene, erfolg- und arbeitsgesättigte Autorität, was seiner angeborenen Verbindlichkeit eine herbere, bestimmtere Note verlieh und sie, besonders für Damen, gesteigert reizvoll machte.

Er schien auch wissenschaftlich zu arbeiten, wenigstens sprach er mitunter von Problemen und Theorien, die ihm lägen. Er gab sich dabei gelegentlich als Reczschüler aus — in Gottes Namen! Wahrscheinlich galt er mit dem gleichen Recht als Lindhammerschüler. Lindhammer selbst wie die meisten großen Ärzte dachte recht gering und mißtrauisch von seinen Zeitgenossen; er war trotz seiner großen humanen Geste sehr launisch, unvermittelt gallig und schroff, die jüngeren Kollegen hatten nicht gerade gern mit ihm zu tun. Dieser Geis, das putzige Kaninchen, ja, der war tüchtig, von dem hielt er was, ein wenig pedantisch und geschwätzig — die beiden ergänzten sich ganz gut; der eine wirkte mehr als Arzt, der andere mehr als Mensch. Es genügte ihm, wenn sie nicht gerade schadeten. Im übrigen war Lindhammer mächtig hinterm Gelde her und für seine Person geradezu schmutzig geizig.

Ende Mai schwirrte ein Gerücht durch das Luisenhaus und die wissenschaftliche Welt. Auch Eckerlein und Geis hörten davon und sprachen darüber, indes Doktor Eckerlein verhielt sich bald darauf schweigend, als kümmere es ihn wenig. Auch zu Gitta war er vorderhand nicht mitteilsam. Er ließ bloß am Anfang ein paar Worte darüber fallen und beschäftigte sich des Abends in seinem Arbeitszimmer. Er schrieb und las. Gitta kam mitunter herein.

Nein ... er arbeitete nicht eigentlich. Er rechnete, schrieb an Namenstabellen, hatte Adreßbücher, Prospekte zur Hand, Verwaltungsberichte von Krankenhäusern. Er hatte immer Interesse für Krankenhäuser, klinische Anstalten und große Heilstätten gehabt. Er schien sich auch jetzt theoretisch damit zu befassen. Wollte er darüber arbeiten? Nein, nein. Er wich ein paarmal aus. Es schien ihm noch zu früh, es war alles noch ein vages Gerücht, und sein eigener Plan war noch nicht völlig geklärt. Es hatte keinen Sinn, von unfertigen Dingen zu reden, er war fast abergläubisch, als verzettelte man die eigene Kraft und ihre Bereitschaft damit.

An einem Frühabend aber, Ende Mai, als sie langsam durch den Tiergarten spazierten, sprach er davon. Leichtsinn spukte in der heißen Luft, Rhododendron blühte in dicken Büschen, Kinderwagen quietschten, auf den Bänken saßen spannende Ullsteinbücher. Pärchen schlenderten, die alten Exzellenzen vom Matthäikirchplatz schritten bedächtig, fütterten die japanischen Enten und bewachten die Blumen, der sehnige, glattrasierte Bankdirektor von gegenüber durchquerte kühn auf langen, elastischen Beinen den Tiergarten, eifrig, immer eilig, hatte für eine Viertelstunde sein dottergelbes Auto davongescheucht. Selbst die fetten, asthmatischen, protzigen Leutchen waren da, führten winzige kahl-zitternde Hündchen oder kleine

grimmige Bulldoggen an der Strippe und blinzelten mißvergnügt über die vielen Menschen in der Sonne.

„Komm, Gitta, wir gehen ein Stück durch den alten Tiergarten. Da ist es stiller."

In den Bäumen rauschte es schwer, und alles übertönte der süßklare, flötende Amselpfiff. Vor einem bunten Tempelchen standen Bänke.

„Was ist, Hans Martin?"

Er nahm neben ihr Platz. „Mich beschäftigt etwas. Ich möchte etwas mit dir besprechen". Sie ergriff seine Hand. „Nichts Schlimmes." Er streichelte sie lächelnd. „Aber etwas sehr Ernstes und auch Wichtiges für dich und mich. Du erinnerst dich vielleicht, daß ich einmal von einem Gerücht sprach, das sich mit Lindhammer beschäftigte."

„Lindhammer? Du sagtest mir einmal, daß er sich zurückziehen wolle."

„Ja. Ich glaubte es nicht sofort. Gerede. Der Chef äußerte sich nicht. Als wir ihn einmal fragten, zuckte er bloß die Achsel; das konnte ebensogut heißen: ich denke nicht daran. Natürlich wußte er es recht genau."

„Und nun hat es sich entschieden?"

„Ja. Er wird verkaufen. Er ist seit langem kränklich und die Zeit ist günstig. Du weißt, er hat das sehr im Auge. Vielleicht läßt er sich dabei sogar von einer ganz bestimmten Spekulation oder Konjunktur leiten . . . Hm." Er schwieg. Er bog sich vor und faltete die Hände überm Stockgriff. Dann fuhr er nachdenklich fort: „Er ist übrigens nicht Alleinbesitzer. Aber er oder vielmehr seine Frau hat doch wohl den Hauptanteil am Besitz. Das übrige ist in den Händen seiner reichen Schwäger, jedenfalls in der Familie. Das ist die Sache. Er will jetzt seinen Schnitt machen, der alte Mammonsjäger, und es ist ihm mit seinem Verwaltungsapparat lästig geworden. Als er damit begann, war er jünger. Du weißt, daß das seltsam geschnittene Terrain dem Mann seiner Schwester gehörte. Er bekam es billig."

„Und will es auch so verkaufen?"

Hans Martin lächelte. „Schwerlich. Aber wenn er rund und bar herauskäme, ließe er wohl mit sich reden. In dem Punkt ist er wie Mime-Alberich — Gold ist seine Schwäche. Übrigens ist der Bodenwert in der Tat gestiegen und wird weiter steigen, so daß der Käufer kaum ein Wagnis einginge. Es fände sich gewiß ein Konsortium oder auch ein einzelner. In diesen Tagen meinte er einmal kurzweg, als ihn Geis und ich wieder gestellt hatten: ‚Vielleicht kaufen Sie's mir ab, Eckerlein. Sie können es ja!' Der kleine Geis sah mich sehr nachdenklich und verblüfft an und später meinte er scherzend: ‚Ich würde mir die Sache überlegen, lieber Kollege. So ein Gebot wird einem bloß einmal im Leben gemacht!' Es klang ein wenig pikiert, denn Geis ist von Haus aus ein Pechvogel."

„Warum gereizt? Ihr steht doch gut miteinander."

„Das schon. Aber soll er wieder ein Haus weiter gehen, nachdem ihm der Alte immer mehr Selbständigkeit zugestanden hat — oder soll er sich einem Jüngeren unterordnen? Ich antwortete ihm: ‚Wenn Sie mir koordiniert zur Seite stünden, lieber Kollege, würde es mir gewiß Freude machen!'"

Sie schwiegen. Eine Drossel huschte über den Weg und pfiff sie an. Die Schatten auf der Erde schwankten.

„Die Bemerkung Lindhammers war ernsthafter gemeint?"

„Ich glaube: ja. Ich will ganz offen sein: ich habe selbst hier und da daran gedacht. Und Lindhammer, ja, der hat es wohl ebenfalls getan. Er ist ein Fuchs. Er hat schlau und lauernd hinter aller Einsilbigkeit und Schroffheit einen Köder ausgeworfen. Warum nicht? Es läge nicht ganz außerhalb des Möglichen und wäre für ihn die beste Lösung. Es sollte mich nicht wundern, wenn er es auch vor Onkel Georg in ihrem Oligarchenklub getan hätte."

„Ich ahnte es ein wenig."

„Ja, Liebling. Ich erwog Lindhammers Plan."

„Ein großer Plan, Hans Martin. Vielleicht zu groß."

„Mag sein. Aber die Zeit ist außergewöhnlich günstig. Jeder gibt gern und viel aus, besonders für seinen gebresthaften Menschen. Man könnte noch ein paar Abteilungen angliedern, denen besonders tüchtige Kollegen vorstünden, das Ganze erweitern und zeitgemäßer machen. Im übrigen bliebe alles beim alten und unter einer Leitung."

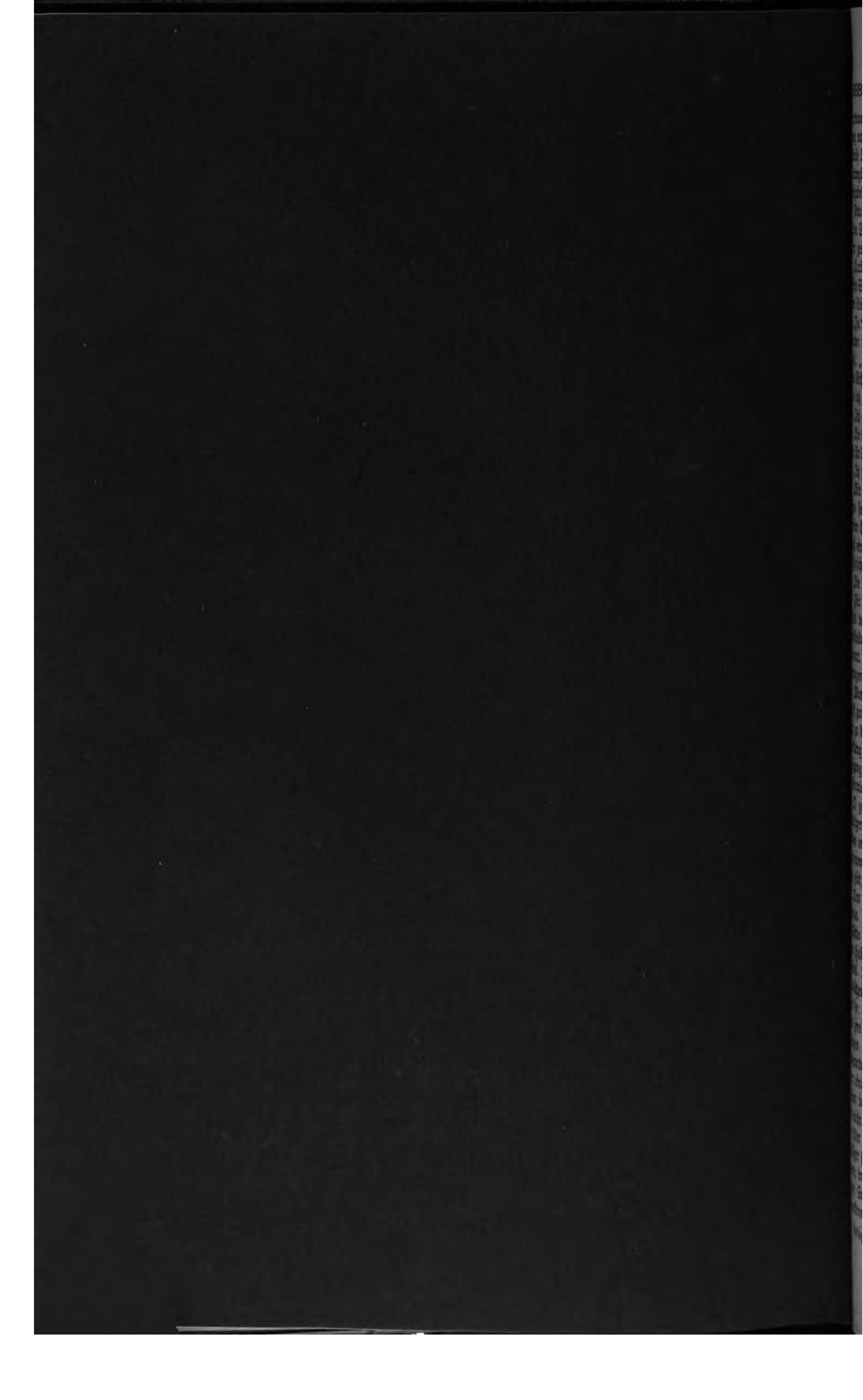
„Und Geis?"

„Er würde Sozius sein. Auf Grund seines geistigen Kapitals und im Verhältnis dazu. Ich würde jedenfalls seine Vielseitigkeit und wertvolle Erfahrung nicht missen mögen," setzte er mit ernster Bescheidenheit hinzu; „auch nicht seinen Namen, der nicht bloß in Ärztekreisen guten Klang hat. Man muß da, nicht zum wenigsten den Kollegen gegenüber, auf der Hut sein; auch vor der Konkurrenz, um es so zu nennen — ja! —"

N — nein, man war nicht ganz ohne Selbstkritik und nüchterne Weltläufigkeit, wenn etwas davon abhing. Man kannte daneben seinen eignen Wert, durfte ihn kennen, auch seine Schätzung vor den Leuten, und durfte der Zukunft mit gutem Gewissen vollkommen



Sonnenuntergang am Rhein
Gemälde von Prof. Dr. Hans Thoma



vertrauen. Man war bloß verhältnismäßig jung und hatte auf allerlei lächerliche Vorurteile Rücksicht zu nehmen! „Es wäre ein Sprungbrett. Eine beglückend reiche Lebensaufgabe!"

Gitta schwieg wieder und sah in das goldgrüne Licht. „Liebster . . ." Ihr Auge war starr geworden. „Es wird sehr teuer sein."

„Natürlich will Lindhammer verdienen . . . Seine Schwäger könnten mit den Hypotheken drin bleiben."

„Ja," sagte Gitta zerstreut. Ihre Gedanken und Bedenken hatten ein anderes Ziel. „. . . Sage, Liebster. Würde es auch das Richtige — das — ganz Richtige sein?" Sie sah ihn an.

„Ich glaube es."

„Die Sache bindet das Wollen und Streben für lange Jahre, wenn nicht fürs Leben."

„Ich sähe darin nur Gutes."

„Wir sind noch jung, Hans Martin," sagte sie grübelnd. „Verzeih. Es ist ein ernster Entschluß. Und du willst doch nicht bloß ein Echo. Du sprachst jetzt öfter von wissenschaftlichen Arbeiten . . ."

„Die schließt das andere doch nicht aus."

„Für den Anfang gewiß," sagte sie leise. „Und der Anfang ist oft für das Später entscheidend. Wie das Vorzeichen für die Tonart. Die Dinge wachsen mit einem und zwingen weiter."

„Man kann es ändern." Doktor Eckerlein griff zur Zigarettenbüchse. „Ich glaube mich gut zu kennen, Gitta. Meine Art und Entwicklung weist auf ein anderes Ziel, meine Neigung zur Intuition, zum Erfassen, Schaffen — Praxis. Ist ein tüchtiger Kliniker nichts?"

„O gewiß! Die Tat ist vielleicht noch wichtiger als die Lehre! Aber man kann beides vereinen, besonders für den Anfang, auch wenn man dem einen innerlich den Vorzug gibt," meinte sie hartnäckig.

„Das will ich später. Aus der Praxis heraus. Geis treibt es schon so."

Gitta errötete. „Er tat immer beides. Zur Habilitation fehlten ihm anfangs die Mittel. Ich glaubte immer, auch du hättest Ähnliches im Sinn . . ." Es lag in Wahrheit so: auch Hans Martin hatte an diese und jene Arbeit gedacht. Ihm lag vor allen Dingen an einem baldigen Professortitel außerordentlich viel. Aber es hätte dazu eben einiger immerhin bemerkenswerter Arbeiten bedurft. Dazu indes vermochte er sich nicht recht zu sammeln. Er konnte sich, je älter er wurde und je lieblicher und williger sich ihm die Lebensverhältnisse darboten, immer weniger aufraffen und ernstlich einer Sache hingeben. Not, Mangel an Anerkennung würden ihn vielleicht gestachelt haben, ihn zuzeiten über sich selbst hinausheben können. Aber er litt durchaus nicht Not, ja er genoß bereits ein gewisses Maß von Schätzung und Anerkennung. Seine Eitelkeit, sein hohes Selbstbewußtsein waren schon angenehm gesättigt. Durch relativ geringste Kraftentfaltung und -verschwendung die größtmögliche Arbeitsleistung und ihren Erfolg zu gewinnen — das galt ihm auch für die geistige Arbeit. Mit schlichterem Wort: Er konnte sich nicht konzentrieren. Er fühlte zuzeiten diesen Mangel, aber er kam in den meisten Fällen entschlossen darüber hin. Er sah fort von ihm. Sein Leben war weit und reich genug. Er besaß Gaben und Mittel, es nach seinem Willen zu lenken, das Brüchige, Falsche zu verdecken und zu überglänzen. Der Lebenskünstler in ihm stand ihm zu höchst, ihm wurde alles untergeordnet.

Gitta fühlte oder ahnte vielleicht etwas davon und rückte ihm wie beschwichtigend näher. Sie hätte sich vorerst, Kopf voran, in die beste und feinste Wissenschaftsarbeit gestürzt, hätte der Welt die Tür vor der dreisten Nase zugeschlagen, hätte sich erst mal auf allen erreichbaren und wichtigen Gebieten getummelt, ungehemmt, unbeschwert, die reichste, wertvollste Leistung um ihrer selbst willen gesucht. Es war ein so weiter, herrlicher Beruf — erkennen und helfen dürfen! Sie war auch ehrgeizig für ihn. Ihr hätte dieser Anfang nicht ganz genügt. Lernen und forschen — immerzu, und erst aus der reichsten Wissenschaft heraus: helfen! Nichts konnte ihn hindern, grade ihn nicht, alle Hilfen boten sich ihm dar. Selbst ein Lehrstuhl wäre ihm nicht unerreichbar, wenn er bloß wollte . . . Aber war sie selbst nicht abtrünnig gewesen dem warmen, lockenden Leben zu liebe? Sie sprach das aus. Und schloß dann: „Du mußt es am besten wissen, Mann. Es hängt viel davon ab."

„Kleine Gitta."

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht immer; du weißt es!"

Seine Schläfe wurde rot und er rauchte nervös. „Kannst du es nicht weniger persönlich sehen?"

„Lieber Hans Martin. Es ängstigt mich auch. Es ist nun wieder etwas Neues."

Er nickte, als verstünde er das. „Du darfst jetzt nicht grübeln," sagte er, mit ernstem Blick auf ihren Zustand.

„Sei mir nicht böse!"

„Aber nein." Er lächelte. „Und ich bin nicht bloß dein Mann. Ich bin auch Arzt." Er warf die Zigarette weg.

Gitta spürte die Überlegenheit, die nicht unbeabsichtigt war, und im nächsten Augen-



vertrauen. Man war bloß verhältnismäßig jung und hatte auf allerlei lächerliche Vorurteile Rücksicht zu nehmen! „Es wäre ein Sprungbrett. Eine beglückend reiche Lebensaufgabe!"

Gitta schwieg wieder und sah in das goldgrüne Licht. „Liebster ..." Ihr Auge war starr geworden. „Es wird sehr teuer sein."

„Natürlich will Lindhammer verdienen ... Seine Schwäger könnten mit den Hypotheken drin bleiben."

„Ja," sagte Gitta zerstreut. Ihre Gedanken und Bedenken hatten ein anderes Ziel. „... Sage, Liebster. Würde es auch das Richtige — das — ganz Richtige sein?" Sie sah ihn an.

„Ich glaube es."

„Die Sache bindet das Wollen und Streben für lange Jahre, wenn nicht fürs Leben."

„Ich sähe darin nur Gutes."

„Wir sind noch jung, Hans Martin," sagte sie grübelnd. „Verzeih. Es ist ein ernster Entschluß. Und du willst doch nicht bloß ein Echo. Du sprachst jetzt öfter von wissenschaftlichen Arbeiten ..."

„Die schließt das andere doch nicht aus."

„Für den Anfang gewiß," sagte sie leise. „Und der Anfang ist oft für das Später entscheidend. Wie das Vorzeichen für die Tonart. Die Dinge wachsen mit einem und zwingen weiter."

„Man kann es ändern." Doktor Ecterlein griff zur Zigarettenbüchse. „Ich glaube mich gut zu kennen, Gitta. Meine Art und Entwicklung weist auf ein anderes Ziel, meine Neigung zur Intuition, zum Erfassen, Schaffen — Praxis. Ist ein tüchtiger Kliniker nichts?"

„O gewiß! Die Tat ist vielleicht noch wichtiger als die Lehre! Aber man kann beides vereinen, besonders für den Anfang, auch wenn man dem einen innerlich den Vorzug gibt," meinte sie hartnäckig.

„Das will ich später. Aus der Praxis heraus. Geis treibt es schon so."

Gitta errötete. „Er tat immer beides. Zur Habilitation fehlten ihm anfangs die Mittel. Ich glaubte immer, auch du hättest Ähnliches im Sinn ..." Es lag in Wahrheit so: auch Hans Martin hatte an diese und jene Arbeit gedacht. Ihm lag vor allen Dingen an einem baldigen Professortitel außerordentlich viel. Aber es hätte dazu eben einiger immerhin bemerkenswerter Arbeiten bedurft. Dazu indes vermochte er sich nicht recht zu sammeln. Er konnte sich, je älter er wurde und je lieblicher und williger sich ihm die Lebensverhältnisse darboten, immer weniger aufraffen und ernstlich einer Sache hingeben. Not, Mangel an Anerkennung würden ihn vielleicht gestachelt haben, ihn zuzeiten über sich selbst hinausheben können. Aber er litt durchaus nicht Not, ja er genoß bereits ein gewisses Maß von Schätzung und Anerkennung. Seine Eitelkeit, sein hohes Selbstbewußtsein waren schon angenehm gesättigt. Durch relativ geringste Kraftentfaltung und -verschwendung die größtmögliche Arbeitsleistung und ihren Erfolg zu gewinnen — das galt ihm auch für die geistige Arbeit. Mit schlichterem Wort: Er konnte sich nicht konzentrieren. Er fühlte zuzeiten diesen Mangel, aber er kam in den meisten Fällen entschlossen darüber hin. Er sah fort von ihm. Sein Leben war weit und reich genug. Er besaß Gaben und Mittel, es nach seinem Willen zu lenken, das Brüchige, Falsche zu verdecken und zu überglänzen. Der Lebenskünstler in ihm stand ihm zu höchst, ihm wurde alles untergeordnet.

Gitta fühlte oder ahnte vielleicht etwas davon und rückte ihm wie beschwichtigend näher. Sie hätte sich vorerst, Kopf voran, in die beste und feinste Wissenschaftsarbeit gestürzt, hätte der Welt die Tür vor der dreisten Nase zugeschlagen, hätte sich erst mal auf allen erreichbaren und wichtigen Gebieten getummelt, ungehemmt, unbeschwert, die reichste, wertvollste Leistung um ihrer selbst willen gesucht. Es war ein so weiter, herrlicher Beruf — erkennen und helfen dürfen! Sie war auch ehrgeizig für ihn. Ihr hätte dieser Anfang nicht ganz genügt. Lernen und forschen — immerzu, und erst aus der reichsten Wissenschaft heraus: helfen! Nichts konnte ihn hindern, grade ihn nicht, alle Hilfen boten sich ihm dar. Selbst ein Lehrstuhl wäre ihm nicht unerreichbar, wenn er bloß wollte ... Aber war sie selbst nicht abtrünnig gewesen dem warmen, lockenden Leben zu liebe? Sie sprach das aus. Und schloß dann: „Du mußt es am besten wissen, Mann. Es hängt viel davon ab."

„Kleine Gitta."

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht immer; du weißt es!"

Seine Schläfe wurde rot und er rauchte nervös. „Kannst du es nicht weniger persönlich sehen?"

„Lieber Hans Martin. Es ängstigt mich auch. Es ist nun wieder etwas Neues."

Er nickte, als verstünde er das. „Du darfst jetzt nicht grübeln," sagte er, mit ernstem Blick auf ihren Zustand.

„Sei mir nicht böse!"

„Aber nein." Er lächelte. „Und ich bin nicht bloß dein Mann. Ich bin auch Arzt." Er warf die Zigarette weg.

Gitta spürte die Überlegenheit, die nicht unbeabsichtigt war, und im nächsten Augen-

blick löste sich unvermittelt, wie das dieser Zustand brachte, eine leise Freude in ihr los: hatte frische, starke Jugend nicht das Recht zum Springen, und sei es ein Springen auf die Schultern eines berühmten Geheimrats: ‚Seht her! hier stehe ich! Ich fürchte mich nicht — ich kann das Kunststück ebenso gut, besser — ich füge zu dem alten reifen Wert meinen neuen, eigenen, jüngeren — — Ecce, hier bin ich!‘ War das falsch? Nein! So hatten es viele, die Besten getan, so trieben es Hunderte, Tausende, eigenwillig die Gelegenheit beim Schopf fassend und weiterlenkend. Wenn es z. B. Fritz Giesebrecht oder Roland oder Max Tettenborn, auch wenn sie jünger wären, zu ihr gesagt hätten, so würde sie wahrscheinlich ohne viel Bedenken genickt haben: ‚Famos! los, springt den andern auf die Köpfe . . .!‘

„Liebster, was soll ich da raten? Du willst und wünschst es. Mich beschäftigen andre Wünsche und Ängste.“ Sie hob rasch seine Hand und küßte sie. Gegenüber auf der Bank saß bloß ein älterer, hagerer Herr, der, den großen quäkerhaften Strohhut neben sich auf dem Sitz, eifrig in einem kleinen Buche las.

„Willst du es nicht offen und rückhaltlos mit Onkel Georg besprechen? Er hat dich gern und liebt den geraden Zug.“ Sie sah ihn forschend an.

Da schwieg er wieder eine Weile. Dann sagte er ruhig: „Ja. Es ist natürlich nicht zu umgehen.“

Der hagere graue Herr da drüben klappte sein Büchlein zu, sah das schweigende feine Paar ein Weilchen über die Brille weg an und ging davon.

Da erhoben sich auch Hans Martin und Gitta. In den Wipfeln hing ein rötliches Gold, der Himmel begann zu brennen. Die Büsche am Wege blühten matter und regloser, und die Amseln lockten wilder in der selig leichten Luft.

⌘ ⌘ ⌘

Als Doktor Eckerlein an einem der nächsten Tage um die Mittagstunde nach dem Leipziger Platz kam, war Besuch da. Er hatte sich telephonisch bei dem Großbürger angemeldet und um eine Unterredung im Büro gebeten. Merz, der ihm das Haustor öffnete, meldete vertraulich, daß Frau Kommerzienrat Mohr und Fräulein Herta ‚unten‘ wären. ‚Unten‘ waren die Büros. Das paßte Hans Martin durchaus nicht. Er hatte eben in seinem prächtigen Wagen stumme Monologe gehalten, sich alles zurechtgelegt, auch seiner Miene und Haltung das eindrucksvollste Profil gegeben, seine Rolle studiert. Nun wurde er gehemmt, konnte nicht gleich losschießen, sondern mußte seine gesammelte Aufmerksamkeit und Kraft in nichtigem Geschwätz verzetteln. Die Dame Mohr war ein Bählamm, trotz ihrer Vierzig und üppigen Schönheit. Ihre Tochter Herta war entzückend. Fatal. Eine alberne Störung. War er auch abergläubisch? Ein wenig, wie alle Lebensspieler. Hans Martin hatte natürlich das Recht, gleich ins Allerheiligste vorzudringen. Auch Lenore war da und reichte ihm, wie sie das jetzt machte, zerstreut lächelnd die Hand. Mohr, der Sozius, tat es ebenfalls, ohne sich zu erheben und ohne Lächeln. Seine Hand fühlte sich warm und fleischig an und fiel wie ein Stück Holz herab. Eckerlein ließ sie fallen und verbeugte sich. Dieser Herr mit der gewaltigen, rötlichen Glatze und dem großen, schwarzen Kneifer hatte für Hans Martin immer etwas verletzend Gewalttätiges, so ruhig und jovial er sich gab. Es lag schon an seiner schweren Erscheinung. Ihm imponierte nichts, und er zeigte das noch mehr als Meinecke mit starkem Selbstbehagen. Frau Hella Mohr hob die Hand bis an Hans Martins Lippen, während sie nach der anderen Seite weiter plauderte; sie war noch sehr schön, doch ziemlich fett, ihre Hüften waren ihr Unglück, und ihre Augen, wenn sie einen ansah, hatten einen holden Kuhblick. Sie sprach langsam, affektiert durch die Nase und bevorzugte die Wendung ‚nich’ wahr?‘ Dieses berlinische naive ‚nich’ wahr?‘ behütete ihre Sätze vor vorzeitiger Erschöpfung und füllte das leere Ende. Sie war gerade bei ihrem neuesten Lieblingsthema, dem überhandnehmenden Luxus, den sie frevelhaft nannte, denn sie hörte Vorträge eines ethischen Professors.

Lenore lauschte ihr todernst und stimmte bei. Die Herren blickten in Abgründe, Mohrpascha war es gewöhnt. Er schätzte andere, sinnfälligere Eigenschaften an seiner Gattin und kannte sie gut. Hans Martin machte sein frommstes Gesicht. ‚Was ist das für ein Blech,‘ dachte er. Ihr schlichtes Hütchen kostete unter Schwestern 350 Mark!

Bloß Herta Mohr kümmerte sich nicht um das mütterliche Lama. Sie schlenderte umher, musterte zerstreut die wildfarbigen Skizzen eines jungen Malers an den Wänden, die das Leben der Gruben und Zechen des Hauses höchst temperamentvoll zeigten, bummelte durch die geheiligten Zimmer der Chefs und rauchte bei Vatern rasch ein paar Züge aus einer Zigarette; ein unbekümmertes, straff gezüchtetes Wesen, gebräunt vom Sport, das gänzlich nebenbei zu seinem Vergnügen Geographie an der Universität studierte und später große, weite Reisen machen wollte,

alles geringschätzig, unsentimental, schwindelfrei, jede Mühe obenhin überspringend — Vaterns Verzug; die Mama schien sie zu ertragen.

Mohrs wollten nachher zum Rennen nach dem Grunewald fahren. Aber Meinecke hatte keine Zeit. Er machte sich nichts draus.

„Wie schade, es ist so erfrischend — der grüne Rasen, der edle, gestählte Wetteifer, nich' wahr?..." sagte Frau Hella Mohr. Lenore nickte. ‚Mein Gott,' dachte Hans Martin, ‚die Frau hat ein Phrasenbassin im Leibe.'

„Und wie geht es der lieben Gitta, Herr Doktor? Die entzückende kleine Frau. Und nun ist es bald soweit. Wann —? Wer hätte das gedacht." Hans Martin errötete. Ja, wer hätte das gedacht. Herta Mohr pfiff in der Tür zum Nebenzimmer ‚Komm in meine Liebeslaube', was sie selbst greulich fand und ihre Mutter empörend. Meinecke sah einfach nach seiner Uhr. „Entschuldigen Sie mich, liebe gnädige Frau. Ich habe noch Konferenzen. Wir gehen dann gleich hinüber, lieber Eckerlein. Vielleicht frühstücken Sie mit uns — was, Mohr?"

„Ich weiß nicht, Meinecke —"

„Unmöglich, so reizend es wäre. Wir haben vor dem Rennen noch eine Verabredung zu Hiller." Schlicht und einfach.

„Dann zeig' deine Blumen, Lenore. Sie müssen sie bewundern, gnädige Frau, auch Herta — wo liegt Finselbein, Herta?"

„Ist das auch Geographie, Onkel Meinecke?"

„Natürlich. Sie wissen es nicht? Das ist stark!" Sie neckten und schätzten sich.

„Ich seh' dich noch, Hans Martin," sagte Lenore. Der verneigte sich.

Meinecke schloß die Tür seines Kabinetts. „Nimm Platz. Rauchst du? Hier bitte. Um was handelt es sich?"

„Du sprachst von Konferenzen, lieber Onkel Georg. Ich hoffe, daß ich nicht —"

„Nein. Ich habe dir diese halbe Stunde freigehalten. Es wurde mir bloß zuviel. Ich muß sagen, ich bewundre Mohrs Nerven — hm."

Hans Martin schwieg taktvoll, aber diese vertrauliche Wendung erquickte und erhob ihn. Meinecke sprach fast nie über andere Menschen. Schon deshalb nicht, weil sie ihm völlig gleichgültig waren. Der Großbürger war übrigens nicht ganz ahnungslos. Lenore war vorgestern auf einen Sprung zu Eckerleins gekommen, und man war selbdritt wieder ein Stück im Tiergarten gegangen. Es hatte Lenore so gefallen, daß sie entschlossen war, das öfter zu tun; die kleine mütterliche Gitta... aber schon am andern Tag war anderes dran. Dabei hatten sie über die Lindhammerei gesprochen. Meinecke hörte jetzt ernsthaft zu. Er hatte auch im Klub einiges vernommen. Er sagte nicht viel, er ließ den anderen reden, er öffnete bloß hier und da durch ein Wort eine Tür, durch die man willkürlich einen Einblick gewann. So meinte er jedenfalls. Es mißfiel ihm nicht gerade, zum mindesten war es einer Prüfung wert. Dann konnte man ja weitersehen. Es war selbstverständlich, daß der junge Mann, daß dieser Eckerlein einmal auf einem vorzüglichen Platz stehen mußte. Natürlich auch durch sich selbst, und er glaubte Hans Martin recht gut zu kennen. Die meisten waren bezaubert von seinem Wesen und seinen Fähigkeiten — nun ja.

Er sprach ganz offen mit Hans Martin. Der fühlte eine warme, sanft schwellende Dankbarkeit — die alte Verehrung für diesen Mann der Macht und des Goldzaubers in sich aufsteigen. Seine Gegenwart verlieh jedesmal auch seinem Wesen Festigkeit, hob es über seine Grenzen hinaus. Es verletzte ihn keineswegs, als Meinecke ruhig und sachlich auch auf die Gefahren eines zu gut bereiteten Bettes hinwies. Das war sein braves Recht, das gehörte dazu und machte sich immer gut. Ein unumgänglich nötiger Weisheitsschnörkel der gereiften Einsicht und überlegenen Pflicht. Mann gegen Mann.

Eckerlein hörte es mit fester Miene an und darüberhin. In ihm sang es ganz anders, fast höhnisch-frohlockend, in der Vorahnung des Kommenden: ‚Ach was — zugreifen, aus dem Rohmaterial des Lebens das Beste machen, mit jedem erlaubten Mittel, die Dinge im Spiel zwingen. Die Hauptsache bin ich — ich!' Die alte Melodie, nur stärker, wissender, und er lauschte ihr entzückt.

Zuletzt kam auch Meinecke, ähnlich so wie Gitta neulich, auf die Wissenschaft zu sprechen. Hans Martin wurde sofort mißtrauisch und feindselig.

Er antwortete ruhig und kühl. Er wies auf Meineckes eigenes Werden und Wirken hin und wurde warm. Sein Gesicht bekam Farbe, Leben, Entschlossenheit, schien noch schärfer profiliert. Alle eigenen läßlichen Skrupel und schwachen Selbstbekenntnisse, soweit sie bei ihm aufgescheucht sein konnten, waren bereits ausgelüftet. Es klang nicht übel, was er sagte. Überzeugend; er verstieg sich sogar zu einem kurzen Pathos, was seinem Wesen sonst fern lag und das Meinecke stets, selbst dann, wenn er einmal daran glaubte, unbehaglich stimmte. Er hätte übrigens schon jetzt einige feine Ideen. Sie würden inzwischen nicht schlechter werden. Vor allem aber wünsche er leidenschaftlich, sich zu regen, die Arme zu recken — man möchte schreien und sich schütteln vor Schaffenslust!

Das war stark.

Meinecke sah wieder nach der Uhr.

„Ich will es im Auge behalten, lieber Sohn. Wir kommen darauf zurück. Du kannst deine Pläne inzwischen weiter formulieren.“ Der stämmige Großbürger sah ihn scharf an. Er sah jeden Menschen durch und durch. Auch diesen Feinsten? Durch ihn lebte nun bald Meineckesches Blut weiter. Er hatte auch das gut gemacht! Prächtiger Kerl. In diesem Augenblick klingelte Lenore vom Gewächshaus aus an. Hans Martin solle Blumen für Gitta mitnehmen und ein Buch. Der Geheimrat gab dem Doktor die Hand. „Wiedersehen, lieber Eckerlein. Grüße deine Frau. Lenore wird dir auch ihr neues Pferd zeigen wollen.“

Eckerlein ging hinaus. Ihm war leicht und lind zumut. Der Hausflur, unter dem er auf den Hof hinausschritt, war eine Siegespforte. Die Luft war feierlich.

Auf den Hofkacheln lag praller Sonnenschein. Eine weiße Katze schlich faul darüber hin. Es waren zwei Höfe, durch Gewächshaus und Mauer getrennt, drüben lagen die Ställe und Schuppen. Ein breiter Gang führte zum Hause vor. Eben trat Lenore barhäuptig aus dem glitzernden Glashaus. Hinter ihr schleppte der Gärtner Töpfe.

„Sieh mal, was ich da gezogen habe...“

Der Gärtner schaffte alles in den Wagen vor; Merz mußte ihm helfen und boste sich innerlich.

„Komm,“ sagte Lenore. Sie schritt wortlos durch die grüne Tür zum zweiten Hof hinüber.

Vom Stall her kam Klirren und Stampfen. Dann knuckerte und wieherte es, als hätten die nervösen Ohren die Stimme der Herrin gefangen; aber vielleicht schmeckte bloß der frische Hafer. Der feiste Kutscher pfiff scharf ein Signal durch die Zahnlücke. Da stand schon der neue Fuchs in der Tür, ein edler, schnittiger Ostpreuße mit leichtem, trocknem Kopf. Der Bursche führte ihn heraus. Die Hinterhand schob federnd den Körper der Vorderhand zu, die trat leicht und lässig fest aus den Schultern heraus: Hans Martin hatte sofort sein sachverständigstes Gesicht aufgesetzt! Er gab dem Burschen mit halblauter Stimme herrenhafte Weisungen. Der Abschwung schleppte nicht, der Auffang federte. „Gut, gut, vorzüglich! Brillant. Galopp...!“ Lenore hörte mit unzerstörbarem Ernst und leichtgesenkten Mundwinkeln zu. „Tra—a—ab!“ Sieh da. Er machte sich selbst nicht übel dabei; verstand sich prächtig auf diesen neuen Stil. Das Großartige hatte ihm immer gelegen.

Der Hufschlag klang hell und jubelnd. Spatzen schrien. Die beiden Eindringlinge in Meineckeschen Besitz standen gebietend nebeneinander. Gehörte das alles ihnen? Standen sie mit unerschütterlichem Recht hier beisammen? Santa Lenores dunkles Haar glänzte in der aufreizenden und ermattenden Sonne.

Der Fuchs zog den Kopf an und spann wie ein Kater und plötzlich wieherte er steil auf und stieg, daß er den Burschen über die Erde hob. Hans Martin pfiff und beruhigte sachgemäß mit gerunzelter, aber unbesorgter Stirn. Lenore betrachtete ihn. Sie hatte den Mann im Augenblick fast lieb. Ihr Spott verschärfte es. Ihr Gesicht war unbewegt, nur ihre Pupillen wuchsen. Sie lächelte.

„Etwas unruhig.“

„Er steht seit gestern. Geht wie ein Lamm. Aber er ist durchaus keins. Wann reiten wir, Hans Martin?“

„Ich habe viel zu tun.“

„Ist die große Sache im Lot?“

„Noch nicht.“

Sie raunten wie Verschworene. Und dann leicht: „Hast du keine Lust? Oder erlaubt es Gitta nicht?“

„Unsinn. — Ich weiß aber nicht, ob es deinem Mann recht ist.“

„Meinem Mann? Wie brav! Also wann?“

„Ich möchte erst Gittas Stunde abwarten,“ sagte er gemessen.

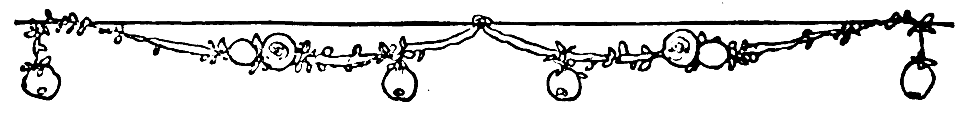
Die Augen blickten dunkel und flach — fehlte ihr dies und das? So dumm war sie nicht! Sie standen wie Spießgesellen auf dem Großbürgerhof im Rahmen ihres klug errafften Glücks. Klug, auch in ihrer Vorurteilslosigkeit, wie sie den Menschen der höchsten Lebenskultur geziemt. Die schweren Mauern des gewaltigen Häuserblocks umragten sie wie ein sicherer Schutz. Ach, nichts war sicher.

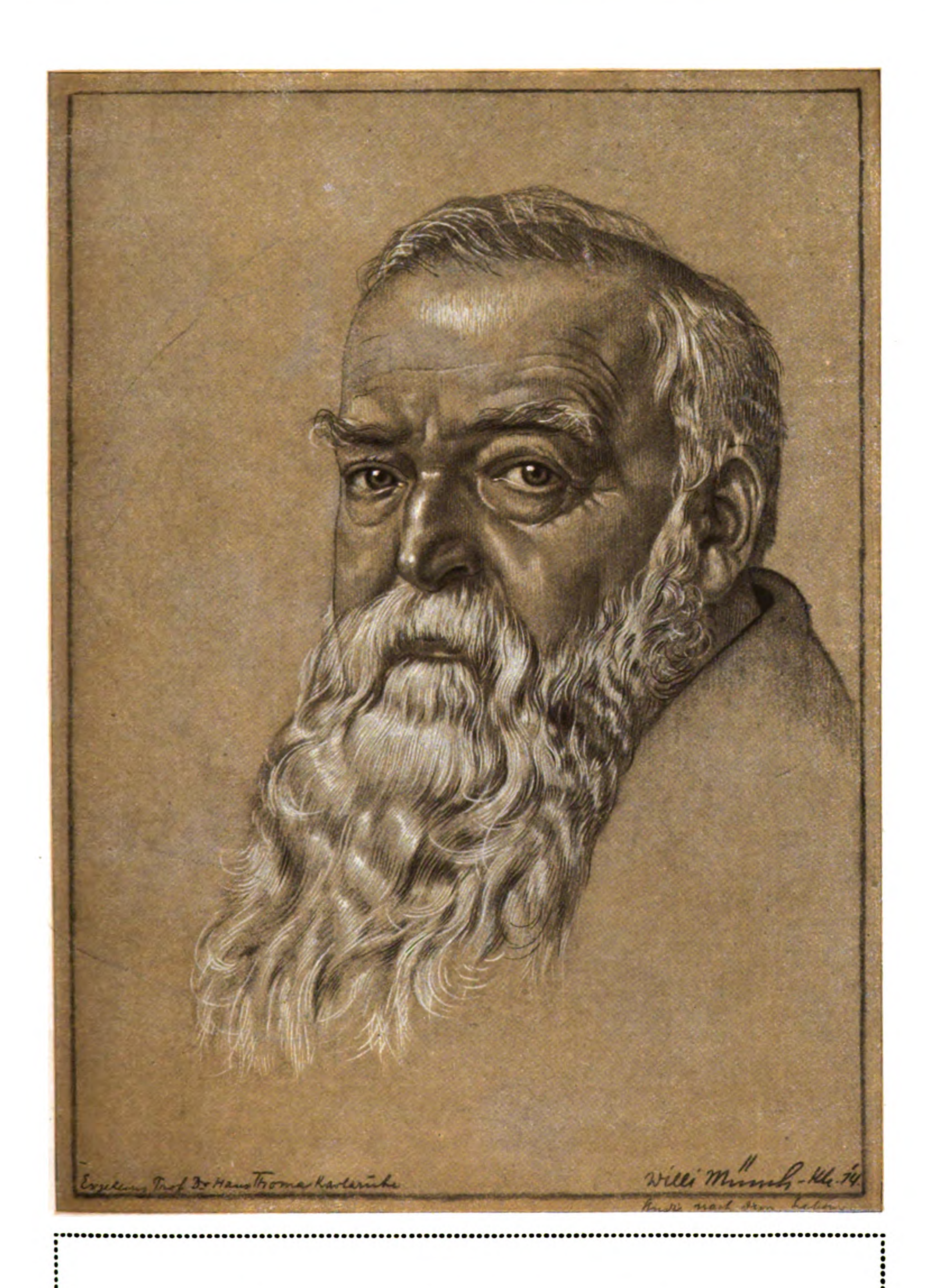
Sie liebkoste mit ihrer weißen, langen Hand die sammetweichen Nüstern des Pferdes und wandte sich ab. Ihr Kleid wehte und knisterte. Hans Martin hörte es mit einem sanften Weh und hätte der leichten, herrlichen, allzu bewußten Bewegung Einhalt gebieten mögen. Ihr Duft war um ihn, von ihrer Blutwärme erfüllt. Wie damals? Ihr Nacken bog sich.

„Komm!“

Und er folgte ihr ernst und stolz.

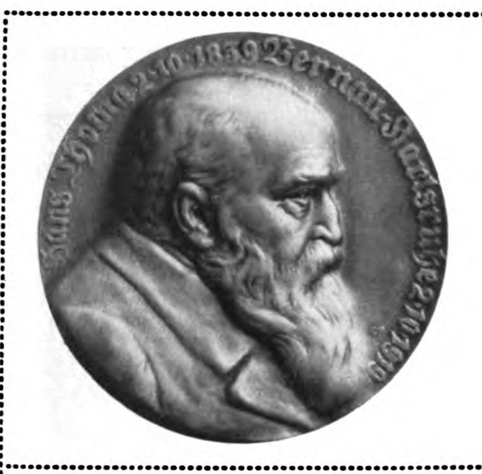
(Fortsetzung folgt)





Bildnis von Prof. Dr. Hans Thoma

Zeichnung von Willi Münch-Khe





Denkmünze zum 80. Geburtstag Hans Thomas aus der Kunstanstalt von B. H. Mayer in Pforzheim

Thoma als Griffelkünstler

Zu seinem 80. Geburtstage von Dr. Jos. Aug. Beringer

Als Thoma sein graphisches Werk begann, war er schon ein fertiger, anerkannter Künstler. Von einer Anfangsentwicklung in seiner Griffelkunst kann also keine Rede sein. Das muß man sich stets vor Augen halten, wenn man sein graphisches Werk in seiner Bedeutung und in seinem Umfang bewerten will. Er hat, absichtslos und fast spielerisch, im Jahr 1892 begonnen, seinem gemalten Lebenswerk ein graphisches Werk zur Seite zu setzen, weil die Fülle seiner Gesichte, die Hochflut seiner künstlerischen Vorstellungswelt nach einem neuen, rasch fördernden Ausdrucksmittel verlangte. Thoma hat auch vor 1892 schon hin und wieder sich graphisch betätigt. Es blieb aber eben doch nur bei Gelegenheitsarbeiten mit graphischer Technik, wenn man seine frühen herrlichen Zeichnungen, die man jetzt schon zu den großen Kostbarkeiten der Kunst rechnet, außer Betracht lassen will. Mit dem Jahr 1892 aber fängt der Strom der griffelkünstlerischen Werke an zu fließen, beginnt in das tastende Erproben von graphischen Versuchen Klarheit und immer neuer Schwung in die graphische Ausdrucksform zu kommen. Gleich das erste Jahr weist 26 verschiedene eigenhändig gedruckte Blätter auf, sogenannte ‚Tachographien'.



Die Parzen. Radierung (1907)

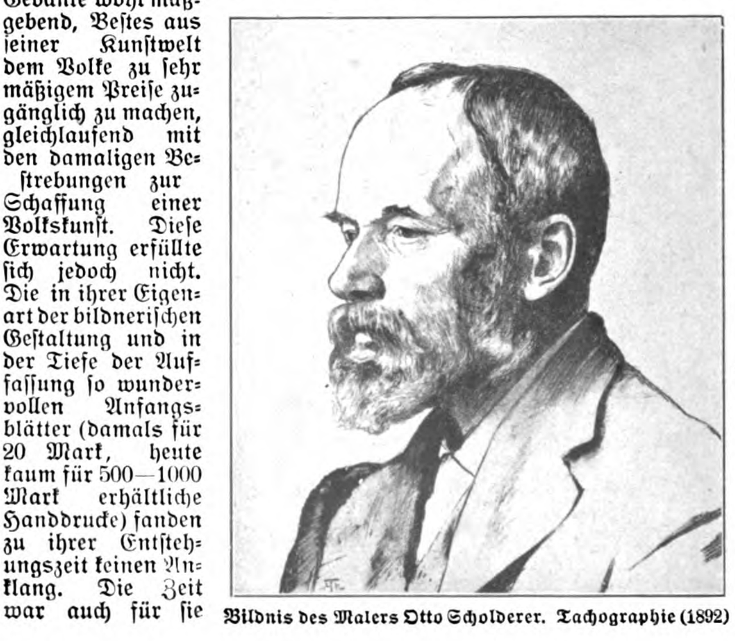
Der Meister hat Gründe für die neue, neben der Tafelmalerei hergehende Schaffensweise einmal bekannt gegeben, indem er sagte: „Meine Zeichnungen und Aquarelle fanden die Gunst des Publikums viel eher als meine Bilder. Diese Handzeichnungen wurden meist in der Absicht gemacht, sie an gute Freunde zu verschenken; es waren Gelegenheitsarbeiten ohne eigentlichen Zusammenhang. Manchmal wurde ich veran-

laßt, kolorierte Zeichnungen zu wiederholen; das war mühsam. Anfangs der neunziger Jahre erhielt ich eine Geschäftsanzeige aus Berlin, worin ein Handapparat empfohlen wurde, ‚Tachograph‘ genannt, mit dem man Lithographien herstellen und eigenhändig drucken könne. Das leuchtete mir ein und so vervielfältigte ich einfache Konturenzeichnungen mit der Absicht, sie von Hand zu kolorieren. Natürlich konnte ich von solchen Drucken nur etwa 10 bis 12 Exemplare herstellen, von denen ich je 2 bis 3 bemalte. Auch diese gingen meist geschenkweise in die Welt und wurden als ‚geschenkter Gaul‘ harmlos aufgenommen.“



Mutter und Kinder. Tachographie (1892)

Neben diesen rein technischen Anregungen, die den unermüdlichen Probierer Thoma zu Versuchen reizten, und die ihn bei dem öfter durchgeführten Wechsel seiner technischen Vortragsweise im Malerischen wie im Graphischen immer wieder frisch zur unermüdlich betätigten Arbeit machten, liefen aber doch wohl noch andere, tiefer liegende Gründe einher. Der eine ist eingangs schon angedeutet worden. Außerdem aber war der Gedanke wohl maßgebend, Bestes aus seiner Kunstwelt dem Volke zu sehr mäßigem Preise zugänglich zu machen, gleichlaufend mit den damaligen Bestrebungen zur Schaffung einer Volkskunst. Diese Erwartung erfüllte sich jedoch nicht. Die in ihrer Eigenart der bildnerischen Gestaltung und in der Tiefe der Auffassung so wundervollen Anfangsblätter (damals für 20 Mark, heute kaum für 500—1000 Mark erhältliche Handdrucke) fanden zu ihrer Entstehungszeit keinen Anklang. Die Zeit war auch für sie noch nicht gekommen, wie einst für die frühen Malwerke der ersten dreißig Schaffensjahre des Meisters.



Bildnis des Malers Otto Scholderer. Tachographie (1892)

Das alles entmutigte Thoma nicht. Nur wechselte er, um die Umständlichkeiten des eigenhändigen Druckes zu vermeiden, den technischen Vortrag und ging von der konturhaft gehaltenen Tachographie zur mehr tonigen und modellierten Lithographie über, an der er von 1893 bis 1896 festhielt, um dann in diesem Jahre zu der noch leichter handhablichen und toniger noch reichere und farbigere Aussprache ermöglichenden Algraphie überzugehen. Bis 1908 hat er in diesen Verfahren über 150 große Blätter figuraler, landschaftlicher und dekorativer Art geschaffen und damit die deutsche Graphik nicht nur durch das alte, aber handwerklich leer gewordene Steindruckverfahren neu belebt und veredelt, sondern auch die deutsche Originalgraphik mit in die erste Reihe der künstlerischen Leistungen stellen helfen. Thoma hat mit diesen Flachdrucken der deutschen, ja der europäischen Kunst ein

neues hohes Gut zugeführt und den wertvollen Kunstbesitz um beträchtliche Bezirke vergrößert. In jeder größeren graphischen Sammlung sind heute Thomablätter vertreten, und die steigenden Preise im Kunsthandel und bei Versteigerungen zeigen, wie begehrt diese Thomaschen Originalblätter sind. Es sind heute die gleichen Stoffe, wie sie in den neunziger Jahren abgelehnt oder doch kühl aufgenommen wurden. Die Hoffnung Thomas, daß sich Liebhaber und Besteller für seine Bildnistacho- und -lithographien finden würden, hat sich damals auch nicht erfüllt. So ist namentlich die Reihe der Bildnisse nicht weiter ausgebaut worden, was tief zu bedauern ist; denn von den einfachen Umrißbildnissen der ‚Mutter, 88 Jahre alt' und der ‚Mutter und Kinder' über die glänzenden Bildnisse ‚Fräulein Zimmer', ‚Scholderer' von 1892, über ‚Cella Thoma' und den ‚Bauernkopf' von 1893 bis zum Selbstbildnis, zum Porträt ‚Otto Küchler jun.' und zum ‚Bärtigen Mann' (J. G. Hoff) und ‚Mädchenporträt' (Gr. Schmidt), sowie ‚Dr. Eiser' ist von Thoma eine so herrliche Folge deutscher Bildniskunst formal und geistig erschöpfender Art gegeben worden, daß diese Galerie von Köpfen allein genügen würde, Thoma einen ersten Rang unter den Graphikern aller Zeiten zu sichern.

Über diese Porträtkunst hinaus hat aber Thoma Figurales und Landschaftliches, reine Phantasiegebilde und Mythologisches von so außerordentlicher Eigenart und Tiefe der künstlerischen Gestaltung geschaffen, daß einzelne Blätter geradezu seelisches Volksgut geworden sind. O. J. Bierbaum hat seinerzeit den Satz geprägt, Thoma habe die Seele des deutschen Volkes in die Farbe gerettet. Diese Feststellung hat sicher etwas Richtiges. Aber es ist vielleicht weniger die Farbe als die seelische Ausdrucksweise, es ist Inhalt und Form der Blätter im allgemeinen, die den Meister Thoma zum Schatzverwalter deutscher Gemütswerte und deutscher Seelenkräfte in seiner Kunst gemacht haben. Solche Schätze konnte keiner spenden, der sie nicht innerlichst und unverfälscht in sich trug.

Thoma ging aus der von den kulturzersetzenden Einflüssen noch unberührten und eine einfache und einheitlich geschlossene Weltanschauung bewahrenden Einsamkeit des Hochschwarzwaldes hervor. Philosophische, wissenschaftliche und künstlerische Liebhabereien und Fähigkeiten sind in seiner Familie nachzuweisen. Mütterlicherseits ist Thoma nahe verwandt mit dem trefflichsten Bildnismaler seiner Zeit, mit F. X. Winterhalter. Untec seinen Bernauer Verwandten waren,



Christus und die Samariterin. Algraphie (1903)

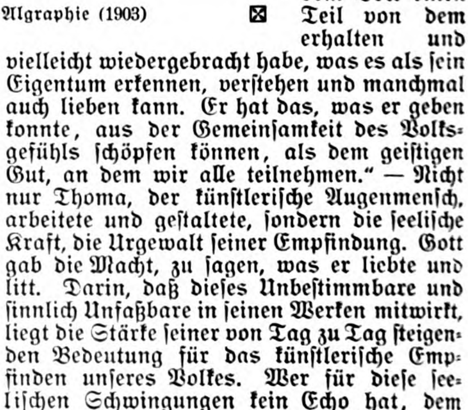
bei aller Einsamkeit des Lebens und Abgeschlossenheit ihres Daseins, Denker und Wissenschaftler von beachtenswertem Rang. Im ganzen alemannischen Volksstamm lebt ein tiefes religiöses Gefühl, das sich in seinen Abarten bis zum Aberglauben steigern kann. Jedoch dieser Überglaube ist nichts anderes als die erfahrungsmäßige Überzeugung von den überweltlichen Mächten, die in Natur und Menschenleben Geltung haben. Aus diesen Untergründen heraus und aus einer von Mutterliebe und -weisheit behüteten Jugend, aus einer in sich unbeirrbaren festen Charakteranlage hat sich der Riesenbaum seiner künstlerischen Entwicklung und seines weltweiten Schaffens entfaltet. Ihnen verdanken wir die Vielseitigkeit, die Fülle, die Ganzheit und die Seele der Thomaschen Griffelwerke, so einfach und so eindringlich sie sich geben.

Mag man eines jener herrlichen Landschaftsblätter: ‚Taunuslandschaft‘, ‚Kastanien bei Oberursel‘, ‚Bernau‘, ‚Umbuschter Teich‘, ‚Gardone‘ usf. oder eine der menschlich-gesellschaftlichen Darstellungen vornehmen wie ‚Mutter und Kinder‘, ‚Märchenerzählerin‘, ‚Mondscheingeiger‘, ‚Talhüter‘, ‚Schreibendes Mädchen‘, ‚Schnitterpaar‘ usf.: immer weht ein Geistiges, waltet ein Seelisches in ihnen, das über das Naturhafte hinaus nicht nur ins Anmutende, Gemütvolle weist, sondern in das Allgemeine und ins Kosmische trägt, in dem das rein Menschliche eingebettet ist. In dieser gewiß unbewußten, aber unterbewußten Überwindung des Naturhaften, in seiner Vergeistigung und Beseelung bei aller künstlerischen Einfachheit des Ausdrucks, in dieser Einfühlung und Einfügung des Begrenzten in die Harmonie, die im Unendlichen liegt, beruht ein Teil der unausmeßbaren und unabschätzbaren Wirkung der Thomaschen Steindrucke. Gerade ihre künstlerische Einfachheit im Motivischen, ihre Gedrungenheit des Ausdruckes, dieser ruhige, starke Wille zur zuchtvollen Klarheit in Stoff und Form in unserer subjektivistisch und individualistisch auseinanderstrebenden Welt birgt das ungemein Treffsichere der Thomaschen Kunst.



Es werde Licht. Algraphie (1903)

Die Gruppen der religiösen und der antikischen Stoffe sind natürlich nicht aus gewissen Zweckmäßigkeitsgründen oder aus der Festlegung künstlerischer Moden in das Griffelwerk des Meisters eingefügt worden. Es konnten weder die christlichen Stoffe auf einen breiteren Absatz, noch die antikischen Darstellungen aus dem etwa von Marées her eingeführten Neuklassizismus auf weitere Verbreitung hoffen. Die Veranlassung für diese Schöpfungen lag, im Einklang mit Thomas künstlerischem Innenleben, wohl einfach darin, daß hier menschlich typische Erscheinungen in einfach künstlerischen Gestaltungen dargetan werden konnten. Die Stoffe waren an sich groß, die formale und kompositorische Gestaltung konnte einfach, großzügig und dadurch volkstümlich sein. Immer wieder darf man darauf hinweisen, daß Thoma „. . . nicht etwas Neues, unbekannt Fremdes gebracht habe, sondern daß er dem Volk einen Teil von dem erhalten und



vielleicht wiedergebracht habe, was es als sein Eigentum erkennen, verstehen und manchmal auch lieben kann. Er hat das, was er geben konnte, aus der Gemeinsamkeit des Volksgefühls schöpfen können, als dem geistigen Gut, an dem wir alle teilnehmen.“ — Nicht nur Thoma, der künstlerische Augenmensch, arbeitete und gestaltete, sondern die seelische Kraft, die Urgewalt seiner Empfindung. Gott gab die Macht, zu sagen, was er liebte und litt. Darin, daß dieses Unbestimmbare und sinnlich Unfaßbare in seinen Werken mitwirkt, liegt die Stärke seiner von Tag zu Tag steigenden Bedeutung für das künstlerische Empfinden unseres Volkes. Wer für diese seelischen Schwingungen kein Echo hat, dem



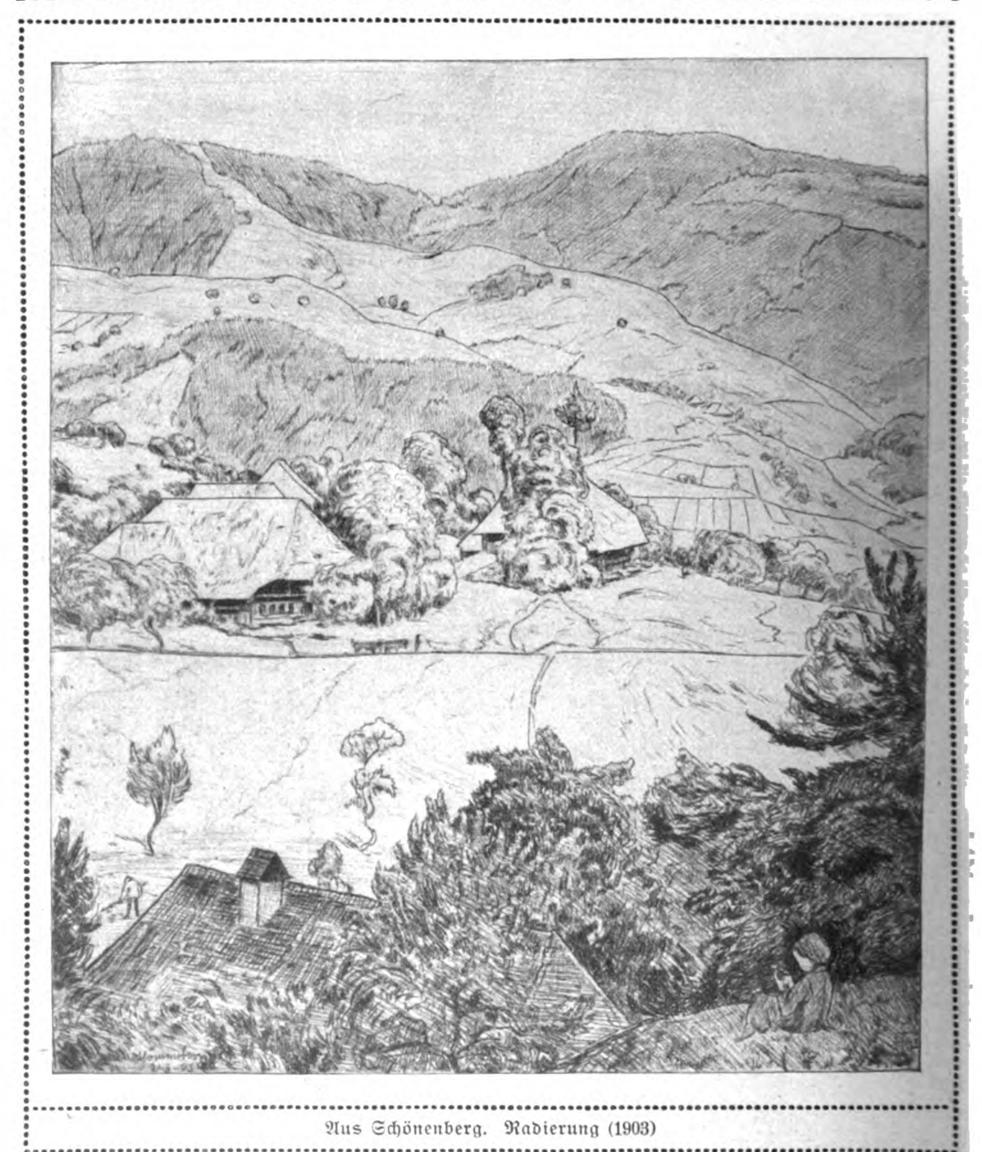
Rätselrachen. Radierung (1906)

samkeit. Nur die Seele hält Zwiesprache mit Gott, mit der Musik. In der tiefblauen Dämmerung leuchten die Sterne heller, im Silberlicht des Mondes duften und glühen die Blumen heißer. Die Nacht mit ihrem Zauber, ihrer Süßigkeit, ihrer Ruhe von allem Weltenweh steigt empor und gießt Balsam und Frieden in das unruhige, verzagte Herz. Diese Übertragung des Naturhaften in das Seelische, die Erhebung aus der Erdennot ins Reich des großen Friedens, in die Erhabenheit der inneren Sammlung und des stillen, in sich ruhenden Glückes, dieses Weltfernwerden ist das der Thomaschen Kunst Eigentümliche. Das Irdische und Vergängliche wird nur ein Gleichnis. In dem reinen Feuer der Liebesglut, mit der Thoma die Dinge der Welt umfaßt, mit dem Liebesblick, mit dem er die Natur schaut und durchdringt, verklärt sich ihm die Welt. Des Lebens Stürme schweigen. Die dunklen Zweifel lösen sich ins Helle auf. Rosen blühen zwischen Dornen auf, wie es im Gegenstück zu ‚Christus und Nikodemus‘, in der Algraphie ‚Christus und die Samariterin‘ so schön schaubar gemacht wird. Das helle Licht göttlicher Ordnung strahlt

wird allerdings das innerste Wesen der Thomaschen Kunst ein verschlossener Ring bleiben. Er wird höchstens bis an die Grenzen der volkstümlich herben Formsprache vordringen, die, aus einer eigentümlichen Stammesart heraus, das Anmutende, Zärtliche, kulturell Geglättete und Abgeschlossene ausschaltet. Aus der königlichen Bauernkunst des Schwarzwaldes ist Thomas prächtige Griffelkunst erwachsen; in jener ruht seine Ausdrucksweise, insofern sie sich in der höchsten Lauterkeit und Vollendung zu einer glänzenden Kraft und Fülle des Ausdruckes und zu einer klaren Melodie der Sprache voll Weltweisheit auswirkt. Alle seine Kunst ist inbrünstige Hingabe in Liebe an die Umwelt. Mag er in der farbigen ‚Taunuslandschaft‘ oder im tonigen ‚Umbuschten Weiher‘ oder im ‚Bernau‘ mit keuscher Sparsamkeit der Mittel uns eine seiner Landschaften vorstellen, immer gibt er mehr als das Topographische, als den Raum und die darin eingebetteten Dinge. Er weiß Erde und Luft, Wirkliches und Geistiges in so enge Wechselbeziehung und so kraftvolle Wirkung zu setzen, daß der Begriff des Beseelten, des Ewigen aus der ergreifend schönen Gestaltung sich wie eine himmlische Melodie über die Harmonie des formgewordenen Ganzen erhebt. Wir sehen im ‚Betenden Christus‘ oder im ‚Mondscheingeiger‘ die äußerste Hingabe und die völlige Versenkung in die Empfindung. Alles umher ist Ein-



Wonne des Fliegens. Radierung (1904)

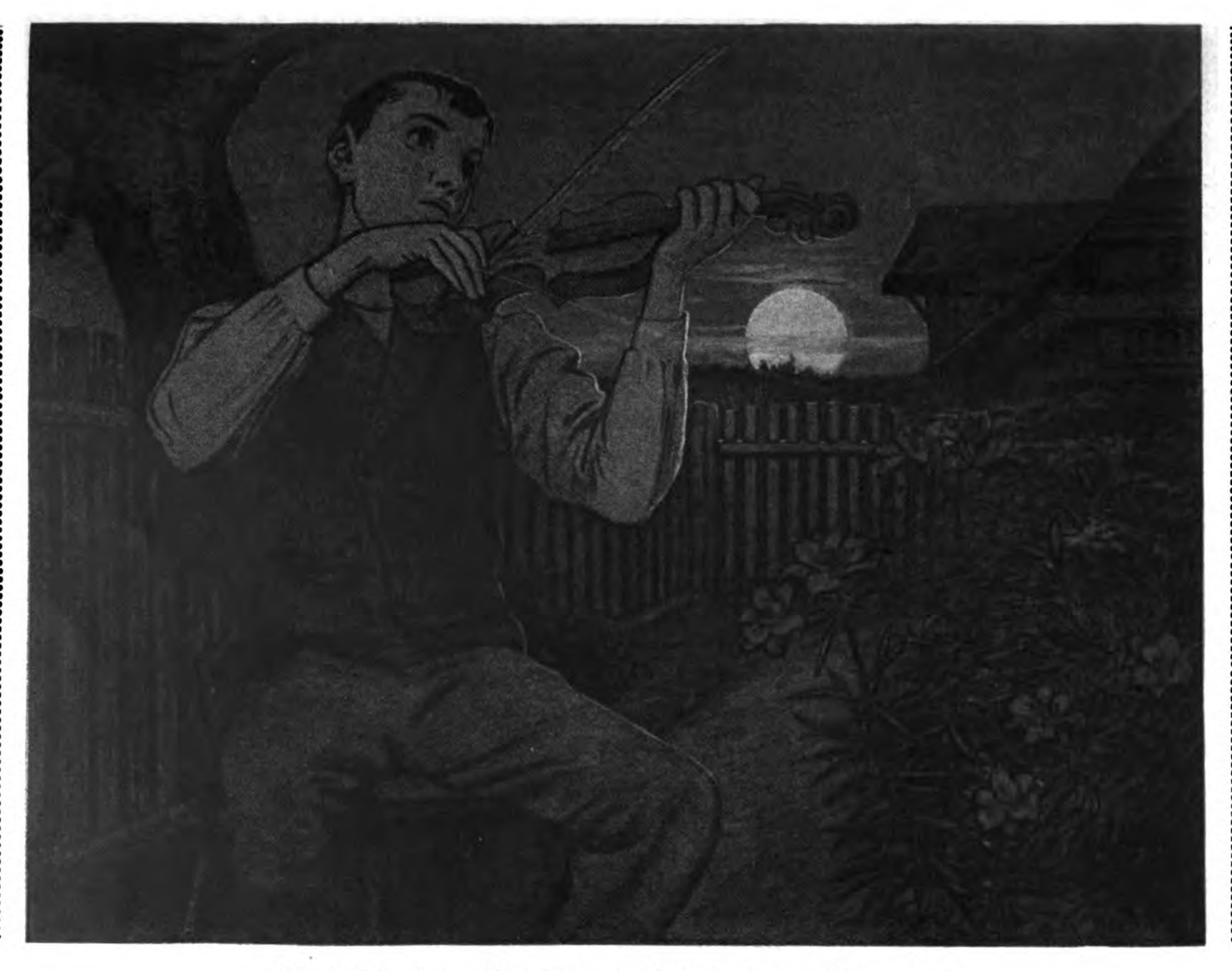


Aus Schönenberg. Radierung (1903)

über das wilde Chaos. ‚Es werde Licht!‘ geht als das große, milde Liebesgebot durch die Räume und Zeiten, wie das wirre Leben und Sein zu kristallener Gestalt voll Weisheit und Gerechtigkeit geballt wird.

Auch im rein Technischen ist aus dem anfänglich zeichnerischen Realismus der Tachographien (eines Druckverfahrens, ähnlich der Hektographie, das den Abzug im gleichen Sinne wie die Urzeichnung des Künstlers gibt) eine reichere und gesättigtere Wirkung in der meist tonigen Lithographie (die Steindrucke geben die Zeichnung des Künstlers im Gegensinne wieder) erzielt worden, um schließlich in der Algraphie (Drucke von der Aluminiumplatte wie beim Steindruck) zu vollen koloristischen und malerischen Wirkungen unter Beibehaltung der klaren und einfachen Formsprache ausgebeutet zu werden. Diese Steigerung aus dem Zeichnerischen ins Malerische geht mit der sich steigernden, seelisch reicheren Ausdrucksfähigkeit Hand in Hand. Die reichere Technik ermöglicht eine reichere, vieldeutigere Aussprache oder umgekehrt: die vielseitigere Ideenwelt verlangt und veranlaßt eine reichere Technik.

Die volle Ausschöpfung der Thomaschen Griffelkunst liegt letzten Endes darin, das Druckverfahren mit der Handmalerei zu verbinden. So sind in den letzten Monaten noch eine Folge von Schwarzdrucken in einer



Mondscheingeiger. Algraphie von Prof. Dr. Hans Thoma (1897)

Art Holzschnittmanier entstanden, die von dem Meister aufs anmutigste und reizendste in Wasserfarben gesetzt worden sind, so daß von hier aus gewissermaßen der Anschluß an das Aquarell erreicht worden ist, wie in den bemalten Steindrucken der Anschluß an die Ölmalerei erzielt und damit eine neue und eigenartige Malweise geschaffen wurde.

Neben den Umdeutungen der Natur und des Lebens zum Symbol laufen aber noch zwei einander anscheinend ganz entgegengesetzte Gebiete künstlerischer Schaffensfreude einher: Zunächst die rein phantastischen Blätter, die als klare Anschaulichkeiten tiefster bildnerischer Empfindungen Gestalt gewonnen haben. Blätter wie der ‚Hüter des Tales', ‚Amor auf Vogel', ‚Der Traum' oder ‚Es werde Licht' gehören hierher. Gerade das Blatt ‚Es werde Licht' führt mitten in das klare Bildgestalten des Meisters: der gebietende Wille formt aus wogender Wirrnis und aus dem Zwielicht der Gesichte die kristallene Klarheit.

Diesen phantastischen Schöpfungen gegenüber stehen die zahlreichen dekorativen Blätter, die als bemalte Stücke vielfach den gemalten Rahmen zu Thomaschen Bildern beigegeben wurden. Auch in diesen übrigens sehr seltenen Blättern weben der Wirklichkeitssinn Thomas und sein spielerischer Trieb, seine künstlerische Laune und seine zielsichere Gestaltungskraft so glücklich ineinander, daß sie zum Reizvollsten gehören, was die dekorative Graphik der Neuzeit hervorgebracht hat.

Das große Reich der algraphischen Drucke (der Flachdrucke) ist durch Thoma aber auch noch durch Werke der sogenannten Klein-(Gebrauchs-)graphik erweitert worden. Zahlreiche Festkarten und eine stattliche Folge von Exlibris (Bucheignerzeichen, etwa 50 Stück) sind entstanden und heute sammlerische Kostbarkeiten geworden. Sie ergänzen das aus Wirklichkeit und Phantasie kommende Schaffen Thomas nach einer besonderen Seite hin: sie entwickeln aus einem bestimmten Begebnis, einem Fest, einem Namen mit glücklichem Humor und mit spielerischer Phantasie ein Kunstwerk: So mit köstlicher Laune in der Einladungskarte zum Künstlerfest im Palmgarten (Frankfurt), so mit leichter Phantasie z. B. im Exlibris Beringer, in dem auf Namen wie Lebensgang des Besitzers feinsinnig Bezug genommen ist.

⌘ ⌘ ⌘

Die zweite Periode des graphischen Schaffens setzt 1897 mit den Radierungen ein. Der Wunsch nach einer noch persönlicheren Ausdrucksweise, als es der durch mechanische Zwischenwerte immerhin noch beeinflußte



Schwalbenflug. Radierung (1901)

Steindruck ist, war gewiß mit ein Grund zur Aufnahme dieser Technik. Bei der Lithographie, namentlich der mehrfarbigen, war dem Druckmaterial an Papier, Farbe usf., wie dem Drucker noch ein großer und entscheidender Spielraum freigelassen. Bei der Radierung kommt dagegen der Wille des Künstlers noch viel unmittelbarer zum Ausdruck. Besonders die von Thoma fast durchweg gepflegte Kaltnadelarbeit auf der vernickelten Zinkplatte gewährleistet die größte Unmittelbarkeit und gibt mit den wenigsten Mitteln das wieder, „was der Kopf mit seinen Phantasievorstellungen denkt“ und was die Hand will und kann. „Die Originalgraphik (als Radierung) hat etwas von dem Persönlichen, was die Handschrift hat. Der Künstler kann dadurch sein Lebensgefühl deutlich zum Ausdruck bringen, meist mehr, als in den von großen Vorbereitungen abhängigen Malereien.“ In dieser Unmittelbarkeit und Unverstelltheit im Technischen „kann die Griffelkunst Dinge wagen, die das leichteste Spiel der Phantasievorstellungen bedeuten; die Erkenntnis vom Wesen des künstlerischen Schaffens kann geklärt werden, die Erkenntnis, daß die Hand die Vorstellungen des Kopfes zeigen und zeichnen muß“, sagt Thoma einmal. Wir haben also im radierten Werk Thomas, das heute über 250 Platten umfaßt, den unmittelbarsten Ausdruck seines künstlerischen Wollens und Könnens, die Offenbarung und Schaubarmachung seines heimlichsten und eigensten Wesens.



Festkarte. Steindruck (1899)

In den Frühwerken benutzte Thoma noch die von alters her gebrauchte, später von ihm aufgegebene Kupferplatte, die das Ätzverfahren und damit die tonige Fläche zuließ. Aber das Ätzen war dem auf die größte und persönlichste Unmittelbarkeit ausgehenden Künstler, „eine leidige Sache“, und so wandte er sich, vom glücklichen Zufall geführt, dem vernickelten Zinkblech zu. Die für dieses Material ausgeschlossenen Ätzwirkungen werden reichlich aufgewogen durch die jederzeit und ohne technische Vorbereitungen zulässige Neubearbeitung mit der Nadel.



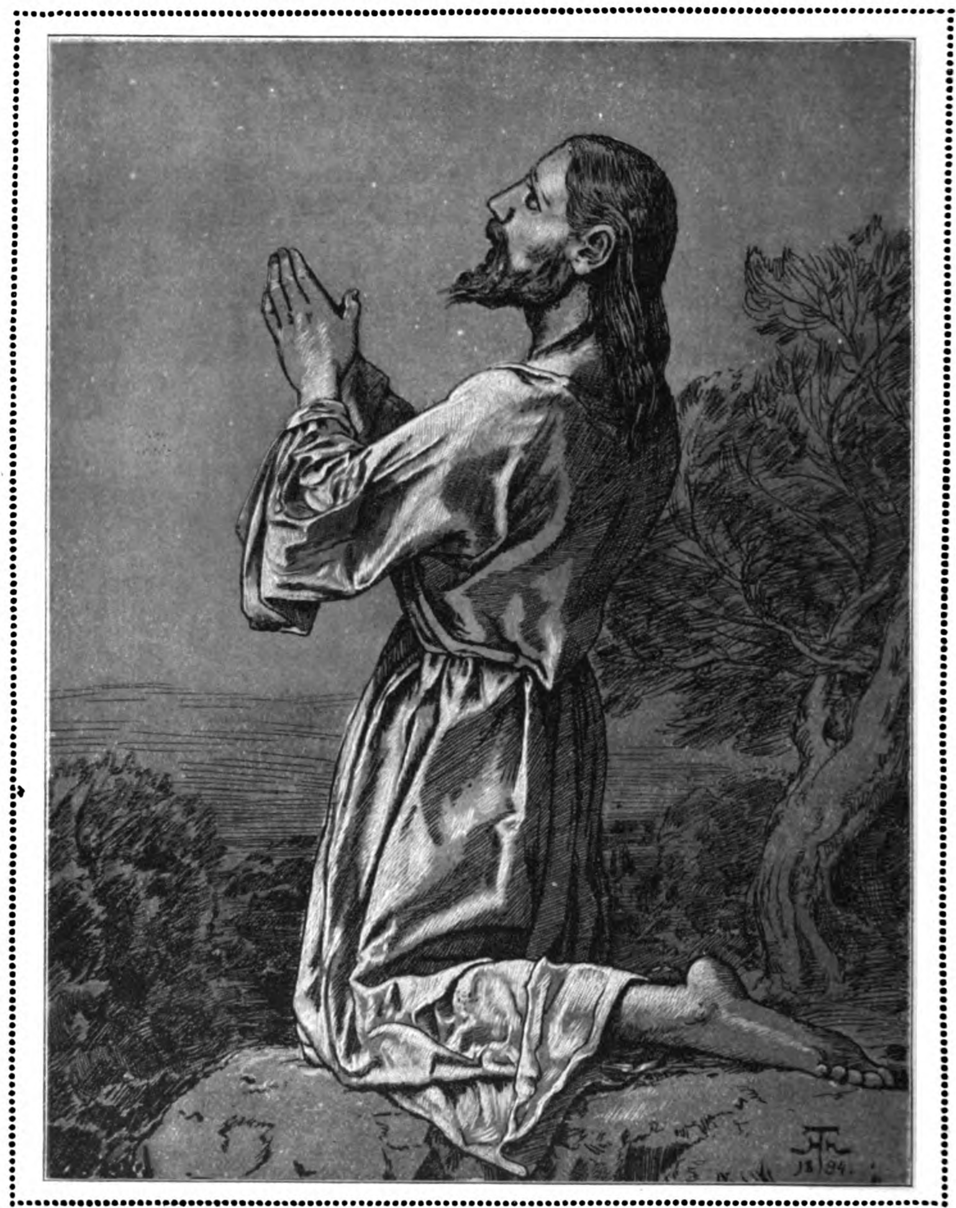
Bildnisradierung (1911)

Entsprechend der feineren Technik gegenüber dem Flachdruckverfahren stehen die Radierungen (Tiefdrucke) inhaltlich und motivisch auf neuem Boden.

Zwar überwiegen auch hier wieder landschaftliche Vorwürfe in besonders hervortretender Weise; aber sie sind geistig ebenso wesentlich anders unterströmt, wie sie technisch und künstlerisch anders gefaßt sind. Man sieht sofort, daß diese Kunst mit der alten Aufgabe oder dem alten Ziel einer ‚Volkskunst‘ nicht mehr allzuviel oder gar nichts zu tun hat. Die Radierungen sind nicht mehr wie die Flachdrucke



Umbuschter Teich. Algraphie (1900)



Christus am Ölberg. Steindruck (1894)

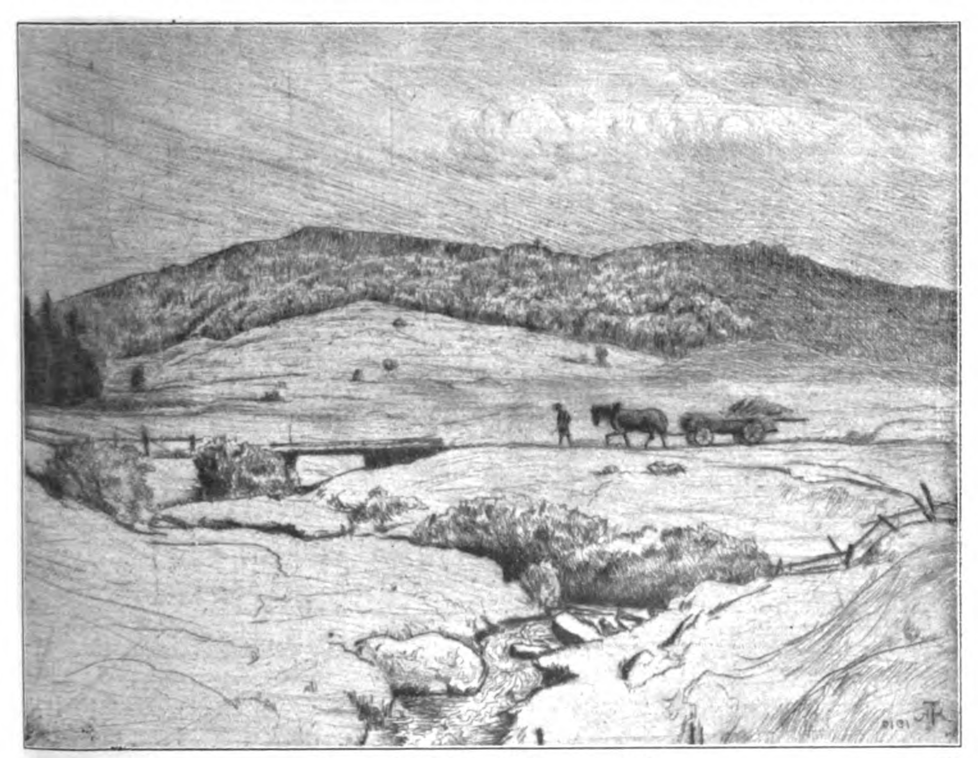
„fein gedacht und derb gemacht“, sondern sie sind mit dem feineren Strich noch feiner und seelischer gedacht und gemacht. Die sorgenlosen Augen, die im wesentlichen mit harmlosem Kinderblick die bäuerliche Vorstellungswelt umfaßten, sind sehender, der Sinn des Künstlers ist wissender geworden. Ein Vergeistigteres tritt in die neue graphische Kunst mit der feineren Technik ein.

Die Radierungen ‚Schönenberg‘, ‚Holzbrücke‘ oder gar ‚Schwalbenflug‘ und ‚Wonne des Fliegens‘, etwa gegenüber dem gewiß herrlichen ‚Umbuschten Teich‘, zeigen die Wandlung deutlich. Die Landschaftsdarstellung ist stiller, innerlicher geworden; sie ist mit mehr Seele und Musik gesättigt. Sie wurzelt noch ebenso tief, vielleicht noch tiefer im Heimatboden wie die Lithographie; aber sie bringt die heimlicheren Töne zum Erklingen. Die Melodien werden zarter, die Harmonien fülliger und gedämpfter. Die Zwiesprache mit der Natur wird inniger. Ganz besonders

stark wird dieser hymnische Ruf, die flüchtige, durcheinander wogende Erscheinungswelt in die lichte künstlerische Ordnungswelt einzugliedern, in jenen Blättern, wo die ruhevoll schweren Wirklichkeitseindrücke dem Spiel der beweglichen Kräfte gegenübergesetzt sind, wie etwa im ‚Schwalbenflug' oder in der ‚Wonne des Fliegens', wo das Spiel mit den Dingen zu der neuen und höheren Ordnung der Gesetzlichkeit des Kunstwerkes geführt wird.

Gestützt auf die in einem langen, der Kunst und ihren Gesetzlichkeiten gewidmeten Leben gewonnenen Kräfte, die der goldschweren Wirklichkeit die ätherische Leichtigkeit des Kunstwerkes verleihen, findet Thoma unschwer den Weg und die Brücke zu dem phantasievollen Spiel mit der Formwelt, mit der er aus seinem unendlichen und unerschöpflichen Heimatbewußtsein heraus sein Werk nach allen Seiten hin aufbaut. Dieser durch jedes Blatt, durch jeden Strich gehende Zug, den Erscheinungen und ihrer Darstellung gegenüber stets unbefangen und ganz persönlich zu bleiben, reiht den Künstler in die allervorderste Linie der unverfälschten, urtümlich gebliebenen deutschen Meister, von Dürer an bis in die neueste Zeit. Es ist aber nicht ganz richtig, etwa Thoma und Dürer in eine Parallele zu setzen. Thoma ist gegenüber Dürer der Geruhsamere, Geschlossenere. In Dürers graphischem Werk gewittern ebenso die Aufgewühltheiten seiner Zeit, wie die eindringenden italienischen Einflüsse. Von all diesen oder ähnlichen, die künstlerische Aussprache beeinflussenden Einwirkungen ist bei Thoma nichts zu bemerken. Er ist ganz auf sich gestellt, und jeder Strich seines Werkes sagt mit Festigkeit, Ruhe, Gelassenheit und Sicherheit: ‚Das ist mein.' Selbst in den Blättern, in denen Thoma fremde Motive aufnimmt, ist vom ersten bis zum letzten Strich alles aus deutscher Empfindung erfaßt und gestaltet. Das gibt Thoma seine einzigartige Stellung in der Kunst sowohl unserer wie aller Zeiten, daß sein Wesen und sein Schaffen, von allen äußeren Einflüssen unberührt, urtümlich deutsch geblieben ist. Der Pendelschlag seiner Kunst schwingt zwischen den Polen deutschen Kunstwesens: zwischen dem ungeheuern Wirklichkeitssinn und der schweifenden Phantastik, zwischen der sicheren Erdständigkeit und dem furchtlosen Flug durch die Sphären fast abenteuerlicher Gesichte, zwischen der Dämonie und dem wohligen Behagen lichter Größe und Reinheit.

Wir blicken bei den Porträtköpfen, wie Thoma sie in der ‚Frau mit der Nelke', im ‚Jungen Mädchen' oder im ‚Frauenkopf' geschaffen hat, in die Welt der reinen Form, soweit diese den seelischen Gehalt einer Persönlichkeit in sich aufnehmen kann. Das kleine Blatt ‚Drei Köpfe' führt aber schon



Das Holzbrücklein. Radierung (1910)

aus der hohen Kunst der Charakteristik heraus in das Reich, in dem der schöpferischen und nachschaffenden Phantasie die Tore geöffnet sind und in dem der besonderen Begabung Thomas die reinsten und keuschesten Offenbarungen aus den übernatürlichen Bezirken in reicher Fülle zuteil werden. Jene ‚Drei Köpfe‘, ganz aus der Ebene der Wirklichkeit wachsend, heben sich in das Gebiet der Parzen und Nornen mit den ewig geltenden Beziehungen zwischen den endlichen Zufälligkeiten und den ewigen Gesetzen der unabänderlichen Geschicke. Jener ‚Rätselrachen‘ ist das urewige Lied von der Vernichtung alles Irdischen im Rachen der alles verschlingenden unbegreiflichen Zeit, die nur durch die sich selbst vertrauende Furchtlosigkeit und Unbesorgtheit, mit denen das Leben geführt wird, getragen werden kann. So hat Thoma im ‚Löwenzahnmännchen‘, im ‚Symbol‘, in der ‚Gretel im Grünen‘, in der ‚Wonne des Fliegens‘ usf. immer neue, den Beschauer erhebende und innerlich stärkende Formen und tiefe Gleichnisse geprägt, die über das Leben und seine Bedingtheiten hinausheben und doch der klaren Anschaulichkeit und schönen Sinnfälligkeit nicht entbehren.



Bucheignerzeichen. Federzeichnung (1901)

Ganz ähnlich verhält es sich bei den Gestaltungen aus den mythologischen und den christlich-religiösen Gebieten, denen Thoma mit der Radiernadel Gestalt gegeben hat. In ihnen knüpft er immer an die volkstümlichen, der Heimaterde entsprossenen Beziehungen an; er vertieft ihren Inhalt durch die künstlerisch einfache und vielsagende Sprache, in die er seine Formenwelt einkleidet, die ihm auch bei den Wiederholungen desselben Themas (‚Wotan‘ 1—4, ‚Christophorus‘ 1—3, ‚Auferstehung‘ 1—2 usf.) immer neue Ausdrucksweisen schenkt. Der Frohmut und die Freiheit seines Schaffens waren und sind mit ihm in seinen Jugendtagen wie in seiner Tizianischen Alterszeit, jener Frohmut und jene Heiterkeit, die alle Härten und Bitternisse des Lebens mit dem Humor der tiefsten Erkenntnis alles Menschlichen und Irdischen als eines Gleichnisses überwinden. Davon sagen in den letzten Jahren nicht nur seine Radierungen, nicht nur seine neuesten Drucke, die er mit dem lichten Farbenspiel in Aquarellfarben durchblümt, davon zeugen vor allem auch seine Schriften, in denen er als ein Festtagsprediger die schweren Zeiterlebnisse in die geheimnisvoll blaue Tiefe und Sicht eines Gottsuchers und Gotterkenners kleidet.


Vierhändig spielen. Radierung (1915)

Da ist es nicht mehr nur das kräftige, gesunde Menschwesen, nicht mehr nur der reiche, schaffende und ordnende Kunstverstand, da ist es die schöne Menschlichkeit als Ganzes, die, entzündet vom genialen Funken höchster Künstlerschaft, belebend und gestaltend die toten Stoffe erfaßt und als klar geformte Symbole des geistigen Seins über ihre Erdenschwere hinaushebt. In diesem Sinn ist Thomas Kunst auch in der Graphik ein unbedingtes Ja zum Leben, wie zum Gestalt gewordenen Gesetz der Formen, die sich aus den Bedingungen des Materials und aus dem lautern Menschen- und Künstlertum Thomas ergeben.

Der Wiederaufbau des deutschen Wirtschaftslebens nach den Freiheitskriegen

Von Prof. Dr. Paul Herre, Leipzig

In diesen Tagen, da das deutsche Volk sich vor die überschwere Aufgabe gestellt sieht, aus dem furchtbaren Chaos, in das ein hartes Schicksal seinen gefestigten Aufbau gestürzt hat, ein neues Dasein zu gestalten, richtet sich wie von selbst unser Blick auf die Zeit vor hundert Jahren.

Wie es heute gilt, auf den Trümmern unseres in einer beispiellosen und schließlich doch vergeblichen Kriegsanspannung zerstörten Wirtschaftslebens einen neuen Bau zu errichten, so waren danach unsere Vorväter genötigt, in mühsamer Arbeit die blutenden Wunden zu heilen, die eine schwere Kriegsnot geschlagen hatte. Es liegt nahe, daran zu denken, daß man aus jener Zeit für die Gegenwart lernen könnte, und es lohnt deshalb wohl, sich einmal die bedeutungsvolle Arbeit zu vergegenwärtigen, die nach der Niederwerfung des französischen Soldatenkaisers in unserem Vaterlande geleistet worden ist.

Dreierlei ist da von vornherein zu betonen. Trotz der furchtbaren Leidenszeit, die Deutschland vor hundert Jahren durchzumachen hatte, und trotz der schweren Opfer, die es zur Beseitigung der drückenden Fremdherrschaft auf sich nehmen mußte, endigte der Kampf doch mit einem großen Siege. Das Bewußtsein, mit höchster sittlicher Kraftanstrengung das kostbare Gut der Freiheit wiedererlangt zu haben, dessen Verlust wie eine nationale Schmach auf dem gesamten Volke gelastet hatte, schuf zumal in Preußen, der Seele des Befreiungskampfes, einen starken Strom elementaren Lebenswillens, der dem schwierigen Werke des Wiederaufbaues unmittelbar zugute kam. Man braucht es nicht auszumalen, welchen Gewinn alles Vorwärtsstreben aus diesem Antrieb ziehen konnte.

Ein Vorteil war es auch, daß die Wirtschaftsordnung, deren Neuordnung in Frage stand, noch nicht jene Feinheit und Vielgestaltigkeit des Aufbaues aufwies, die für den Wirtschaftszustand unserer Tage bezeichnend sind. Die Verhältnisse vor hundert Jahren waren sehr viel einfacher, und die helfende Hand hatte es demgemäß sehr viel leichter. Schon die geringe Bevölkerungszahl macht das deutlich. Das Gebiet, das das bisherige Reich umfaßt und in dem nahezu 70 Millionen Menschen ansässig sind, wurde um 1815 von 24 Millionen Einwohnern bewohnt, so daß auf den Geviertkilometer nur 45 Köpfe kamen. Dem entsprach der Charakter der wirtschaftlichen Erzeugung. Gegenüber der gewerbsmäßigen Erzeugung überwog noch bei weitem die Eigenwirtschaft. Auf dem Lande stellte die Bevölkerung noch nahezu alles selbst her, was sie brauchte, nicht nur in der Gutswirtschaft, wo eine weitgehende Arbeitsteilung möglich war, sondern auch in der Bauernwirtschaft, die sich trotz der geringen Zahl schaffender Hände ebenso auf mannigfache gewerbliche Erzeugnisse erstreckte. Sogar in den städtischen Haushaltungen wurde noch vielfach selbsterzeugende Arbeit geleistet. Der Zahl wie der Bedeutung nach hatte die ländliche Bevölkerung noch durchaus das Übergewicht, und es erklärt sich aus dieser wichtigen Tatsache, daß die große Wandlung, die die neue Entwicklung einleitet, in erster Linie von den ländlichen Verhältnissen ausging. Auch der Wiederaufbau des Wirtschaftslebens nach Beendigung der Befreiungskriege fußte in diesen selben Voraussetzungen.

Und ein Drittes war von Bedeutung. Es hängt mit dem Überwiegen der ländlichen Erzeugung zusammen, daß Deutschland vor hundert Jahren mehr Erzeugnisse aus seinem Boden gewann, als es selbst verbrauchte. Sowohl an Nahrungsmitteln wie an Rohstoffen, sei es des Ackers, sei es der Forsten, konnte es an das Ausland abgeben. Umgekehrt war es nur für zwei der bedeutendsten Industriezweige von der ausländischen Einfuhr abhängig: die Garn- und Eisengewinnung bedurfte namentlich der englischen Rohstoffbelieferung. Zwischen diesen beiden Hauptpolen bewegte sich der Handelsaustausch.

Diesen Vorteilen der Wirtschaftslage standen freilich auch Nachteile gegenüber. Nicht ohne weiteres dazu zu rechnen ist die staatliche Zersplitterung, in der Deutschland dank den fortschrittfeindlichen Beschlüssen des Wiener Kongresses verblieb, denn das Bedürfnis nach einem großen geschlossenen Wirtschaftsgebiet machte sich erst im Gefolge des neuen wirtschaftlichen Aufstieges geltend, spielte dann freilich eine immer wachsende Rolle. Indessen die Kleinheit der einzelnen Wirtschaftsräume führte doch dahin, daß die zu Gebote stehenden Hilfsmittel manchmal allzu dürftig waren, um ein umfassendes Er-

neuerungswerk darauf aufbauen zu können, und da für das Einzelne wie für das Ganze der Staat mit den Hilfsquellen seines Besitzes und seines Kredits maßgebend war, so wirkte die staatliche Zersplitterung doch auch von vornherein hemmend und störend. Überhaupt machte sich die Unvollkommenheit des Kreditwesens auf deutschem Boden nachteilig geltend, und es bleibt ein Ruhmestitel der deutschen Restaurationszeit, daß all die mühselige, vorwärtsführende Arbeit der Jahrzente nach 1815 aus eigener Kraft verrichtet wurde.

Einen wesentlichen Ausgleich gegenüber den Unvollkommenheiten des Kreditwesens schuf die Kriegsentschädigung, die Frankreich auf Grund des Pariser Friedens zu zahlen hatte. Preußen allein erhielt, als die dafür bevorrechtete deutsche Macht, hundert Millionen Franken; ein Betrag, der 1815 nicht viel weniger bedeutete als 1871 die fünf Milliarden-Entschädigung. Dieser finanzielle Zufluß traf zusammen mit dem Nachklang einer günstigen internationalen Konjunktur, die seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts emporgestiegen war, aber dann in den napoleonischen Kriegen eine jähe Unterbrechung erfahren hatte. Immerhin erwuchs aus diesen Vorbedingungen eine Art von Spekulationslust, die im deutschen Wirtschaftsleben weite Kreise zog und vor allem auf landwirtschaftlichem Gebiete Betätigung suchte. Ohne daß die Verhältnisse recht gefestigt waren, entfaltete sich ein Unternehmertum, das die engen Grenzen zu übersteigen strebte, aber in seinem kühnen Drange den Boden unter den Füßen verlor. In einem Krach, der dem von 1873 in seinen Ursachen an die Seite zu stellen ist, und in einer sich anschließenden schweren wirtschaftlichen Krise kam 1819 bis 1820 das Ungesunde der Entwicklung zu deutlichem Ausdruck und dieser erste Zeitabschnitt eines kapitalistischen Spekulationsgeistes blieb eine vorübergehende Erscheinung. Nicht vom einzelnen, sondern vom Staate aus mußte die Erneuerung des Wirtschaftslebens in Angriff genommen werden, sollte es einem dauernden Aufstieg entgegengehen.

An die staatliche Wirksamkeit knüpft sich somit der wirtschaftliche Wiederaufbau, der zu der ungeheuren Entfaltung des deutschen Wirtschaftslebens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hinüberleitete. Kann es da wundernehmen, daß das Erneuerungswerk sich vor allem in demjenigen Staatswesen vollzog, das in den Geschlechtern zuvor die klassischen Leistungen der absolutistischen Staatstätigkeit gesehen und genossen hatte? In der Tat wurde Preußen von neuem die bevorzugte Stätte einer weitschauenden Sozial- und Wirtschaftspolitik; das Land, das am meisten unter der Fremdherrschaft gelitten und am meisten zu ihrer Beseitigung beigetragen hatte, das weniger als andere deutsche Gebiete mit den Gaben der Natur ausgestattet war, in dem sich aber ein in sittlicher Überlieferung wurzelndes schöpferisches Regiment mit einem kongenialen zähen Menschenschlag zu erfolgreichem Schaffen zusammengefunden hatte. Noch einmal verrichtete als das eigenste Organ der alten Monarchie das preußische Beamtentum ein fruchtbares Werk, das dem ganzen deutschen Volke zugute kam. Von den Mitlebenden wurde es in seinem Verdienst kaum recht erkannt, weil Preußen in der fortschreitenden Entwicklung des Verfassungslebens schuldvoll zurückblieb; im geschichtlichen Urteil ist es um so höher zu stellen.

Wenn man sich das Wesen staatlicher Arbeit klarmacht, erscheint es selbstverständlich, daß bei dem wirtschaftlichen Wiederaufbau Verwaltungsarbeit und wirtschaftspolitisches Schaffen vielfach ineinander überflossen. Worauf es an erster Stelle ankam, das war die möglichst weitgehende Freimachung der wirtschaftlichen Kräfte, vor allem auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Erzeugung, dann aber auch in bezug auf Handels- und Gewerbstätigkeit, und all das in Verbindung mit der gewaltigen Aufgabe, einen Zusammenschluß des gesamten, weit auseinandergerissenen Staatsgebietes zu einem politisch und wirtschaftlich einheitlichen Ganzen herbeizuführen. Wie von selbst ergab es sich, daß man bei Lösung dieser Aufgabe von dem großen Reformwerk ausging, das nach dem Zusammenbruch des preußischen Staates in Angriff genommen war und ohne das die nach 1815 geleistete Erneuerungsarbeit gar nicht zu verstehen ist. Demgemäß verknüpfte sich der wirtschaftliche Wiederaufbau nach dem endgültigen Abschluß der Kriegswirren in mannigfacher Hinsicht mit der Durchführung jener Reformgesetzgebung, die 1815 als ein im ganzen fertiges Werk vorlag und nur noch in einzelnen Punkten der Ergänzung bedurfte, und auf der Grundlage zugleich der zentralen wie der provinzialen Tätigkeit wurde das Werk in Angriff genommen.

Die erste Sorge freilich mußte sich der Wiederherstellung des schwer erschütterten staatlichen Kreditwesens zuwenden. Staatshaushalt und Staatsfinanzen mußten auf eine ganz neue Grundlage gestellt werden, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse sich gedeihlich entwickeln sollten; man versuchte es mit Hilfe einer umfassenden Steuerreform. Zunächst faßte man in der Hauptsache die Einführung von indirekten Steuern ins Auge, doch blieb infolge des Einspruchs des Staatsrates und der provinzialen Notabelnversammlungen nur ein Zollgesetz übrig, und auch dieses wurde bald abgetragen. Schon 1816 wurden alle Wasser-, Binnen- und Provinzialzölle aufgehoben, und gleichzeitig wurde der Grundsatz der freien Einfuhr aufgestellt. Den Abschluß dieses wirtschaftspolitischen Werkes bildete das Zollgesetz von 1818, die ausgezeichnete Leistung des Generalsteuerdirektors Maaßen. Es atmete durchaus den Geist des Liberalismus, der dem

sozialen Reformwerk der Erhebungszeit den Stempel aufgedrückt hatte, und entwickelte das großaufgefaßte System eines gemäßigten Freihandels. Während zur Stärkung der Staatsfinanzen für fremde Waren hohe Durchgangszölle festgesetzt wurden, fielen die Schutzzölle weg, soweit sie nicht im Interesse einzelner Erzeugungszweige unentbehrlich waren, und die vereinfachte Zollrolle von 1821 beseitigte zur Vervollständigung im Sinne des inneren Verkehrs alle noch bestehenden provinziellen Unterschiede. In demselben Geiste regelten die Steuergesetze von 1819 und 1820 das direkte Besteuerungswesen. Da die notwendig gewordene neue Katastrierung nicht sogleich zur Ausführung gelangen konnte, blieb die ungleiche Grundsteuer in den einzelnen Provinzen als ein Provisorium bestehen, und ihr zur Seite traten eine Gewerbe- und Klassensteuer. Die indirekten Steuern wurden auf bestimmte Verbrauchsabgaben wie eine Schlacht- und Mahlsteuer und eine Getränke- und Tabaksteuer beschränkt.

Gleichzeitig nahm die Regierung die schwierige Aufgabe der Verringerung der Staatsschuld in Angriff. Die 54 1/2 Millionen Taler im Jahre 1806 waren bis 1815 auf 200 Millionen angewachsen, und die Verhältnisse lagen derart verwickelt, daß es langwieriger Verhandlungen bedurfte, um zu einer befriedigenden Ordnung zu gelangen. Erst die Verordnung vom 17. Januar 1820 brachte die endgültige Regelung. Der Staat übernahm mit seinen Domänen und Forsten die Bürgschaft, während die Krone sich lediglich den Betrag von 2 1/2 Millionen Talern vorbehielt und die Ausschreibung weiterer Anleihen von der Zustimmung künftiger Reichsstände abhängig machte. Für die Verwaltung der Staatsschuld wurde eine besondere Kommission eingesetzt, die unter dem Präsidenten v. Rotter erfolgreiche Arbeit leistete und es erreichte, daß die gefährlich im Werte gesunkenen Schuldscheine 1820 wieder auf pari standen. Dieses Ergebnis ist um so bemerkenswerter, als in dem Jahre zuvor der Finanzminister v. Motz nach langer Zeit zum erstenmal wieder einen finanziellen Überschuß im preußischen Staatshaushalt erzielte.

Mit der Gesundung der staatlichen Finanzverhältnisse war der Grund für den wirtschaftlichen Wiederaufbau gelegt. Aber von vornherein gingen Hand in Hand mit dieser Reformarbeit die wirtschaftspolitischen Maßnahmen im eigentlichen Sinne. Es handelte sich nicht nur darum, den neugewonnenen Gebieten die Errungenschaften der großen Reformgesetzgebung zukommen zu lassen, sondern diese selbst weiterzuführen und auszubauen, namentlich in sozialer Beziehung. Das große Werk der Bauernbefreiung freilich erfuhr im Interesse des Großgrundbesitzes eine Einschränkung, die dem Geiste Steins und Schöns zuwider war, und die sogenannte Deklaration von 1816, die dem weitblickenden Regulierungsgesetz von 1811 zur Seite gestellt wurde, ließ den Grundsatz des unbedingten Bauernschutzes fallen. Aber die mit Hilfe der Regulierung zur tatsächlichen Freiheit geführten Bauern, die durch die Ablösungsordnung von 1821 der letzten Reste von Abhängigkeit entkleidet wurden, bildeten fortan einen neuen tatkräftigen und strebsamen Stand ländlicher Eigentümer, dessen Arbeit dem ganzen Lande höchsten Nutzen brachte. Die gleichzeitige Loslösung der gutswirtschaftlichen wie bäuerlichen Wirtschaften aus dem Dorfverbande, die durch die Beseitigung der Gemeineigentumsverhältnisse, namentlich der Allmenden, und durch die Zusammenlegung der in Gemenglage befindlichen Äcker erreicht wurde, schuf vollends klare Eigentumsverhältnisse auf dem Lande und erweckte erst die rechte Lust zum Schaffen, ohne die wahre Erfolge nicht gedeihen können. Auf den Umwälzungen, die die großangelegte Regulierung- und Landeskulturgesetzgebung jener Jahre hervorrief, ruht einerseits die gesunde bäuerliche Entwicklung der letzten Generationen, anderseits die großartige Entfaltung der modernen Landwirtschaft.

Indessen auch die Förderung, die der landwirtschaftliche Betrieb von seiten des Staates erfuhr, hat daran einen wesentlichen Anteil. Die ärmlichen Verhältnisse, in die vor allem die Bevölkerung der Ackerbau treibenden östlichen Gebiete des preußischen Staates geraten war, forderten gebieterisch, soviel wie möglich aus dem Boden herauszuwirtschaften. Da war es von größter Bedeutung, daß Albrecht Thaer seine erfolgreiche Rolle als Lehrer der deutschen Landwirtschaft spielen konnte. Indem er Wissenschaft und Praxis verband, übermittelte er diesem lernbedürftigen Geschlecht die Erfahrungskenntnisse in bezug auf die Anwendung des Fruchtwechsels, den Anbau von Futterkräutern und Hackfrüchten, auf Wiesenpflege und Stallfütterung, auf Düngerbereitung und Viehhaltung, auf Handhabung der Geräte und Verwendung der Arbeiter und überhaupt auf eine rationelle und übersichtliche Bewirtschaftung von Grund und Boden. Unter seiner Anregung wandte sich die preußische Landwirtschaft dem lohnenden Kartoffelbau zu, der zugleich zahlreiche Branntweinbrennereien auf den Gütern entstehen ließ, und zur Beschleunigung des landwirtschaftlichen Aufschwungs befürwortete er mit besonderem Nachdruck die Pflege der Schafzucht, die den Gutsbesitzern tatsächlich bald bedeutende Einnahmen zuführte und Preußen eine Zeitlang zu dem wichtigsten Ausfuhrland guter und feiner Wolle machte.

Das alles war ein wirtschaftliches Reformwerk, das auf der Grundlage des Gesamtstaats verrichtet wurde. Ihr entsprachen die aufbauenden Maßnahmen in den einzelnen Gebieten, von den Provinzen und Kreisen hinunter bis zu den örtlichen Gemeinden und Gutsbezirken. Sie waren in der Kriegszeit

in ganz verschiedenen Maße heimgesucht worden und es war erforderlich, von Fall zu Fall die verursachten Schädigungen gutzumachen und zu helfen. Eine gewaltige Arbeit wurde in diesen Jahren im verständnisvollen Zusammenspiel von Behörden und einzelnen geleistet. Durch Hingabe von Geldmitteln, durch Gewährung von Kredit, durch Erleichterungen in den Abgaben an den Staat, durch Unterstützung mit Gebrauchs- und Arbeitsgegenständen wurden die gefährdeten Daseinsbedingungen von neuem gesichert. Die großartigste Leistung wurde in Ostpreußen erzielt, in der Provinz, die am meisten während der Kriegswirren gelitten hatte und auch in unserem Weltkriege wieder die schwersten Opfer hat bringen müssen. Wie von selbst hat sich in unseren Tagen der Blick auf das ‚Retablissement' gelenkt, um das sich vor hundert Jahren unsere Vorväter gemüht haben und das Ostpreußen damals einer neuen Blüte entgegengeführt hat. Ebenso umfassend erfolgreich war die staatswirtschaftliche Einzelarbeit in den neugewonnenen westlichen Ländern, die unter Ausnutzung der reichen Bodenschätze und der günstigen geographischen Vorbedingungen einen besonders schnellen Aufschwung entgegengingen.

Kam diese Erneuerungsarbeit vornehmlich den ländlichen Kreisen und dem ländlichen Wirtschaftsleben zugute, so diente eine andere Seite namentlich dem städtischen Bürgertum und der handel- und gewerbetreibenden Bevölkerung. Zur Verbesserung der Verkehrsverhältnisse in dem weitgestreckten Gebiete wandte die Regierung ihr Augenmerk dem Ausbau des Landstraßennetzes zu, und das vom Generalpostmeister v. Nagler neugeordnete Postwesen ließ die gerühmten Einrichtungen der Thurn und Taxischen Postverwaltung bald weit hinter sich. Von 1816 bis 1840 ist die Länge der bevorzugten Staatschausseen auf 1312 Meilen vervierfacht worden, und die Einnahmen der Post haben sich bis 1830 auf mehr als 4 Millionen Taler verdoppelt. Auch das Binnenschiffahrtswesen erfuhr, zumal im Stromgebiet des Rheins, eine bedeutsame Förderung. Die Schiffahrtsstraßen sind bis zum Abschluß der Rheinschiffahrtskonvention von 1831, durch die zwar noch nicht alle Abgaben, aber doch alle dem freien Verkehr entgegenstehenden Beschränkungen beseitigt wurden, in schrittmäßiger Weiterführung zu den wichtigen Verbindungswegen geworden, die sie von Natur sind und vor der Einführung der Eisenbahnen erst recht waren. Und auch hier ging die Privatwirtschaft in verständnisvoller Anpassung die vom Staate gewiesenen Wege mit, soweit sie nicht selbst die Führung hatte. Die Umschlagsrechte wurden abgeschafft und die privilegierten Schifferzünfte handwerksmäßiger Art zugunsten kapitalistischer Schiffahrtsgesellschaften zurückgedrängt. Etwas später folgte der Ausbau des Seeschiffahrtswesens, auf das der preußische Staat vorwiegend nur einen mittelbaren Einfluß ausübte, in dessen Aufblühen dann die Verselbständigung der Reederei gegenüber dem früher allein geltenden Handelsunternehmen einen großen Anteil hatte.

Wir greifen damit die eigentliche heilsame Wirkung des großen Aufbauwerkes jener Zeit. Schon das Reformedikt vom 9. Oktober 1807, das die ganze staatliche Reorganisation einleitete, hatte es als das eigentliche Ziel hingestellt, daß entsprechend den unerläßlichen Forderungen der Gerechtigkeit und den Grundsätzen eines wohlgeordneten Staatswesens „alles zu entfernen sei, was den einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maße seiner Kräfte zu erreichen fähig ist". An diesem echt liberalen Programm der Freimachung der individuellen Kräfte hielt die Regierung auch nach 1815 fest, mochte sie auch, in der schwächlichen Gefolgschaft der österreichischen Reaktion, die Freiheit des geistigen Lebens später schnöde verraten. All der großartige Aufschwung, den das deutsche Wirtschaftsleben im 19. Jahrhundert genommen hat, ist ohne die produktive Kraft des einzelnen nicht zu denken, und es ist nicht überflüssig, sich in Erinnerung zu rufen, daß den Anstoß zu dieser Entwicklung der in schwerem Zusammenbruch geläuterte und von Grund auf umgestaltete preußische Beamtenstaat gegeben hat.

Denn was gleichzeitig im übrigen Deutschland an aufbauender Tätigkeit geschah, reicht nicht annähernd an das heran, was auf preußischem Boden wirtschaftspolitisch geleistet wurde und kann an grundsätzlicher Bedeutung überhaupt nicht damit verglichen werden. Das war nicht nur dadurch begründet, daß die anderen Gebiete meist bei weitem weniger unter der Kriegsnot gelitten hatten und demgemäß nicht in dem gleichen Umfange des Wiederaufbaus bedurften, sondern hatte vor allem darin seine Ursache, daß der Wille zum Aufstieg hier einigermaßen gedämpft zum Ausdruck kam. Gewiß tat man in diesen kleineren Bundesstaaten früher als in Preußen vorsichtige Schritte in der Richtung einer verfassungsmäßigen Weiterentwicklung und man gewann so in den Augen der Zeitgenossen gegenüber dem norddeutschen Großstaat einen Vorsprung, doch kann das nicht darüber hinwegtäuschen, daß die sozialen und wirtschaftlichen Leistungen auf Grund selbsttätiger Volkskräfte in der Kleinstaatenwelt Mittel- und Süddeutschlands weit hinter denen der preußischen Bevölkerung zurückblieben. Das meiste wurde noch in den sogenannten Mittelstaaten geschaffen, den neuen Königreichen der napoleonischen Zeit. So reformierte man in Sachsen, dem preußischen Vorbilde nachgehend, das Finanz- und Steuerwesen und förderte im Zusammenhang damit die staatswirtschaftlichen Betriebe, namentlich das Berg- und Forstwesen. Aber es kennzeichnet den ganz andersgearteten Charakter dieser Erneuerungsarbeit, daß zur Linderung der wirtschaftlichen Not der Erzgebirgsbe-

völkerung die internationale Unterstützung angerufen wurde, und wenn in den Jahren nach 1815 einzelne Industriezweige wie die Spinnerei und Wirkerei aufblühten, wenn auch die Leipziger Messe sich weiter entfaltete, so war das, dem lässigen fiskalischen System zum Trotz, einer besonders günstigen Konjunktur in Verbindung mit altüberlieferter privater Unternehmungslust zu verdanken.

Dasselbe galt für Bayern, wo die rührigen und beweglichen Franken allein ihren bewährten und von einem ausgezeichneten Verwaltungssystem der Vorzeit genährten Betätigungsdrang ohne staatliches Zutun erfolgreich spielen ließen. Und erst recht stockte die Erneuerungsarbeit im württembergischen Schwabenland. Hier wie vollends in den zahlreichen großherzoglichen und herzoglichen Gebieten genossen nur die besitzenden Schichten den Vorteil alten und reichen Kulturlebens. Der niederen Klassen gedachte niemand, und in hellen Scharen strömten die Auswanderer dem amerikanischen Paradiese zu, wo der einzelne in freiem Schaffen sich emporarbeiten konnte. Ohne die staatliche Stütze war der einzelne eben außerstande, es vorwärts zu bringen. Fehlte die verstehende Sorge des Staates oder machte sich sogar fürstliche und beamtliche Mißgunst geltend, so hatte ein wirtschaftlicher Aufschwung keinen Raum. Das klassische Land im kleinstaatlichen Umkreise war in dieser Hinsicht Kurhessen, wo der ‚Siebenschläfer' Wilhelm und sein unwürdiger Sohn gesunde und vorwärtsstrebende Volkskraft mit Füßen traten.

Wie gesagt, das Zukunftweisende der aufbauenden Tätigkeit nach 1815 finden wir vorwiegend in Preußen und den von ihm beeinflußten Gebieten. Hier wurden in erster Linie die Grundlagen geschaffen, auf denen sich die bürgerliche Wirtschaftskraft frei und ungehindert entfalten konnte. Hier vollzog sich das schöpferische Bündnis zwischen dem Wollen des einzelnen und dem Geltendmachen des Allgemeininteresses. Das vor allem erklärt den großartigen Aufstieg, den Handel und Industrie binnen wenigen Jahren in diesem verarmten Lande nahmen. Unter dem heilsamen Einfluß des Zollgesetzes von 1818 entfaltete sich die Baumwoll- und Seidenindustrie zu neuer Blüte. Die Zahl der Stühle, die Baumwolle und Halbbaumwolle verarbeiteten, stieg innerhalb 6 Jahren um 60 Prozent, die Einfuhr roher Baumwolle vermehrte sich auf reichlich das Doppelte, die der Seide blieb hinter dieser Steigerung wenig zurück, und die Ausfuhr von Ganz- und Halbfabrikaten wuchs in dem gleichen Verhältnis. Die Wollindustrie aber konnte die Erzeugnisse der heimischen Schafzucht verwerten. Immer mehr trat dabei die alte Form der Hausindustrie zugunsten der fabrikmäßigen Verarbeitung zurück; wenigstens gilt das für die Leinen-, Woll- und Baumwollspinnerei, während die Weberei langsamer folgte. Berlin allein besaß bald mehr Schornsteine als das gesamte industrielle Baden, und neben der Hauptstadt wurde das Rheinland der Hauptmittelpunkt des industriellen Lebens Preußens. Demgegenüber blieb die industrielle Ausbeutung der Bodenschätze in auffälligem Rückstande; ihre Blütezeit begann erst im eigentlichen Zeitalter des Kapitalismus. Aber das Handels- und Gewerbeleben in den Städten gewann doch schon einen Zug ins Weite, und wenn auch die Verhältnisse, gemessen an denen zu Ausgang des Jahrhunderts, klein und eng genug blieben, so bewegte sich die Entwicklung doch in einer scharfen Linie des Aufstiegs. Welche Stärkung die Wirtschaftskraft des preußischen Volkes im Jahrzehnt nach 1815 erfuhr, geht aus der doppelten Tatsache hervor, daß die Gewerbesteuer nach 10 Jahren bereits mehr als den doppelten Betrag brachte und daß der Gesamtwert der Ein-, Aus- und Durchfuhr bis 1828 fast auf das Dreifache der 1798 erreichten Höhe stieg (von 105 auf 295 Millionen Taler).

Die wirtschaftliche Rührigkeit des einzelnen gab für alle diese Erfolge schließlich den Ausschlag, und es konnte nicht ausbleiben, daß das vorwärtsdrängende Streben frühzeitig auch die bundesstaatlichen Grenzen überspannte. In diesem Verlangen nach einer engen wirtschaftlichen Verbindung, die alle Glieder der deutschen Nation umfaßte, trafen sich doch die Deutschen innerhalb und außerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle. Der Idee eines allgemeinen deutschen Zollvereins ist zum erstenmal auf der Leipziger Messe des Jahres 1816 Ausdruck gegeben worden. Für Preußen hatte die Verwirklichung eine besondere Bedeutung, weil die Beseitigung des Zollauslands in Mitteldeutschland erst die beiden Hälften im Osten und Westen zu der wirtschaftlichen Einheit zusammenfaßte, ohne die die staatliche stark entwertet war. Im eigenen Interesse arbeitete deshalb die preußische Regierung unermüdlich an der Durchführung dieser wirtschaftlichen Einigung, indem sie sich sowohl des Mittels freundlicher Überredung wie harten Druckes bediente, und in mühseliger Arbeit brachte sie von 1819 bis 1833 das Werk zum Abschluß, das die wichtigste nationale Errungenschaft vor der Verwirklichung der staatlichen Einheit darstellt. Wie sehr aber auch in dieser wirtschaftlichen Lebensfrage der zielsicher vorwärtsschreitende Staat nur den im Einzelwillen wurzelnden wirtschaftlichen Kräften parallel ging, zeigt die Vereinheitlichung des deutschen Buchhandels, die 1824 in der Zentralstelle des Börsenvereins zustande kam: der sprechende Ausdruck eines allen Deutschen innewohnenden Dranges nach umfassender wirtschaftlicher Zusammenarbeit, die sich über die bundesstaatlichen Schranken hinweggesetzte und auf der Grundlage der Gesamtnation wirksam sein wollte.

Das ist und bleibt in der Tat der eigentliche Inhalt des großen Erneuerungswerkes nach 1815: daß ausgehend von dem, was der Staat zur Wiederherstellung seiner gesunkenen wirtschaftlichen Kräfte an Mitteln

schuf und an Beihilfe leistete, der einzelne mit privater Initiative die Folgerungen zog. Auf der Basis der liberalen Staatswirtschaft erhob sich Schritt für Schritt der private Unternehmungsgeist kapitalistischen Gepräges, der überall in der Welt den wirtschaftlichen Aufstieg hervorrief und zumal dem deutschen Volke ein völlig neues Gesicht gab. Mag die Erscheinung des Kapitalismus heute bei den breiten Massen tief im Kurs stehen, ihr hohes geschichtliches Verdienst wird dadurch nicht gemindert.

Wenden wir von der wiederaufbauenden Arbeit, die nach den Freiheitskriegen geleistet worden ist, den Blick wieder den Aufgaben zu, die unserer in diesen Tagen harren, so dürfen wir wohl feststellen, daß im einzelnen aus dem Damals für das Heute nichts Unmittelbares zu lernen ist, denn die Verhältnisse sind in den trennenden hundert Jahren allzu andere geworden. Wohl aber können wir uns an dem Beispiel des unermüdlichen, von nationaler Zuversicht und Lebenskraft erfüllten Schaffens erheben, das so Großes zuwege brachte. Es ist an uns, es unseren Vorvätern gleichzutun.

Zwei Gedichte
von Börries, Frhrn. von Münchhausen

Der Garten der Jugend

Einst wird der Garten unsrer Jugend sein,
Als ob ihn niemals Rosenblut durchbebte,
Als ob in ihm niemals der Mondenschein
Wie eine nachtverträumte Seele lebte,

Nicht Tränen tropften, süßer Sehnsucht Tau,
Nicht Lichter lockten, weich wie Sprosser-Schmachten,
Als ob die Küsse einer schönen Frau
Nicht rings die Knospen zum Erblühen brachten!

Dann sucht das Märchenkind Es—war—einmal
Verwachsne Herzen in den Buchenrinden,
Und Weißt—du—noch steht blaßgesehnt und schmal
Am Gartenzaun und kann kein Ende finden ...

Nicht zu sagen ...
(Altes Schloß)

Nicht zu sagen, nicht zu sagen,
Wieviel menschenvolle Wagen
Prasselnd hielten vor der Tür,
Wie sich's aus den Garderoben
Lachend, schlurfend treppenauf geschoben,
Während auf dem Hof vorm Stallquartier
Stränge wurden übers Kreuz geschlagen, —
Nicht zu sagen!

Nicht zu sagen,
Wieviel Füße Tanzschuh hier getragen
Über dieses schweigende Parkett,
Wieviel Geigen durch den Saal gesungen,
Wieviel Liebeswort von wieviel Jungen
Flüsterte in Kammer, Kabinett,
Ach, wie viele Herzen wild geschlagen, —
Nicht zu sagen!

Nicht zu sagen,
Wieviel Särge aus dem Tor getragen, —
Glockenklang und welker Blumen Hauch,
Leiser Stimmen Ton und schwarz Gewimmel,
Regenwind von wolkenschwerem Himmel,
Tiefgedrückten Küchenherdes Rauch,
Wieviel Tränen, ach, und wieviel Klagen! —
Nicht zu sagen!

Der bittre Narr

Novelle von Horst Wolfram Geißler

Durch die Dämmerung des Oktobertages gingen vier junge Männer. Unter einem Walde von Masten kroch kalt die Themse. Die Luft war dick und feucht, ein Geruch von Teer und Hanf hing in ihr. In den Häusern am Hafen wurden schon die Lichter angezündet.

Christopher Marlowe, einer von den vieren, stolperte über einen Eisenring, wie sie im Kai eingelassen waren.

„Gott soll mich fressen," sagte er zornig, „wenn dies nicht der gemeinste Tag ist, den ich je erlebt habe! Was? Ist's nicht genug, daß wir den armen Green sechs Fuß tief in die Erde gescharrt haben? Soll ich mir auch noch das Genick brechen über diesem Hunde von einem Eisenring? Daß ihn der Teufel hole, samt den Schiffern, die besoffen in den Kneipen herumliegen, statt Geld zu machen! Du solltest der Königin davon erzählen, Pace."

„Hm . . ." sagte Pace und wickelte den Mantel fester um sich.

Aber Peele sprach: „Gott sei Dank — Kit kann wieder fluchen. Er hat seine gute Laune wiedergefunden. Ich fürchtete schon, Green habe sie mit in die Hölle genommen; er schmückte sich immer gern mit fremden Federn."

Und Nash, bissig wie immer, fügte hinzu: „Ich schlage vor, daß man Green einen Leichenstein setze, wie die blutige Maria keinen besseren hat. Man schreibe darauf: ‚Hier ruht der Dichter Robert Green, den Marlowe Anno 1592 umbrachte' — oder ist's etwa nicht so? Hätte Kit nicht mit ihm gewettet, daß er drei Kannen Porter mehr trinken könne, so würde der brave Green noch heute leben. Es hilft nichts, man muß es sagen, er hatte sich ein wenig übernommen."

„Übernommen oder nicht —" antwortete Marlowe gereizt, „er ist tot und damit gut. Freilich säh' ich's lieber, wenn wir an seiner statt den unverschämten Nash eingegraben hätten."

„Die Hauptsache aber ist," sagte Nash, „daß der große, der berühmte, der einzige Christopher Marlowe noch lebt. — Seht doch, wie sie rennen!"

Er wies vorwärts in die Dämmerung hinein. Dort liefen Leute wie Motten zum Lichte den hellen Tönen einer Trompete entgegen, die bei der Southwarkbrücke schallte.

„Das Theater beginnt, Kit. Willst du nicht sehen, wie berühmt du bist?"

Marlowe schüttelte den Kopf. „Wenn ich noch einmal auf die Welt kommen sollte, werde ich gewiß keinen ‚Tamerlan' wieder schreiben. Man muß sich als berühmter Mann fast schämen, ein Lump zu sein. — Übrigens hat mir das Rosetheater gestern für jede Aufführung fünf Schilling versprochen. Ich habe sie zwar noch nicht, ich werde sie aber gewiß bekommen."

„Fünf Schilling?" sagte der wortkarge Pace, plötzlich belebt. Er blieb stehen und sah Marlowe an.

Der lachte und nickte. „Gut! Wir wollen dem armen Green einen Leichentrunk dafür halten. Was meint ihr?"

„Im Walfisch!" bestimmte Peele und schwenkte in eine Seitengasse ein. Die Häuser standen hier eng zusammen, daß man hintereinander marschieren mußte. Das Pflaster war schlüpfrig von tiefem Unrat. Widerlicher Stank hing zwischen den Mauern.

Sie stiegen ein paar Kellerstufen hinunter. Marlowe stieß mit dem Fuße gegen die schwere Eichentür, daß sie zurückflog.

„Er kann es nicht erwarten," sagte Nash in seiner besten Laune, „die rote Mary hat's ihm angetan."

„Soll ich dir die Faust in den Schlund stecken?" erwiderte der andere knurrend.

Tabakwolken schwammen im trüben Lichte der Öllampen. Alles war braun von glattgewetztem Holze. Ein paar schattenhafte Gestalten flegelten sich über die Tische, blecherne Becher klapperten.

Von der Balkendecke hing ein Krokodil.

Die Kellnerin ging durch den Dunst, ein weißes Gesicht, umflammt von rotem Haar.

„Wo ist Green?" fragte sie, erwartungsvoll über die Schulter gewandt.

„Unten, tief unten . . ." antwortete Pace und zeigte in den Boden, „die barmherzigen Schwestern haben Mitleid mit seiner verirrten Seele gehabt, und die schöne Mary hat einen Liebhaber weniger."

„Ihr seid Rüpel," sagte die Kellnerin und ging hinaus. Als sie endlich mit dem Biere zurückkam, hatte sie geweint.

Marlowe trank unmäßig, doppelt soviel wie die anderen. Nach jedem Trunke stand er auf und versuchte, ob er sich noch fest auf den Füßen halten könne.

Im Hintergrunde begann eine Geige elend

zu quietschen, und die Gäste bekamen saure Gesichter.

„Das Bier ist schlecht!“ sagte Marlowe und schlug auf den Tisch. „Branntwein für die ehrenwerte Gesellschaft und für den Geigenmeister, damit er zum Schweigen kommt!“ Er schlug ein Silberstück hart auf das Holz.

Nach dem dritten Glase Branntwein mußte er sich am Tische halten. Da sprach er laut und schallend: „Nun sind wir am Ziele, liebe Gemeinde. Lästert nicht, sondern trinkt! Die Welt wird freundlich und schön, und sogar die rote Mary, die noch vor fünf Minuten nichts war als ein schlechtes Weib, scheint ein Engel mit goldenen Fittichen; der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht zu Tode betrübt bin über das traurige Absterben des armen Green, der so viele Späße zu machen wußte, daß er den letzten vergaß und sich jämmerlich davonstahl!

„Green, Green — warum hast du mir das getan? Du hättest mir's ersparen sollen, denn du warst der Beste unter uns. Du warst mein Stab, an dem ich mich hielt, wenn das Spülwasser des Lebens um mich her strudelte. Was soll nun werden? Meine Seele weint um dich, der Gedanke an dich sinkt in mein Herz wie der Abendstern in die purpurne Schale des Ozeans. Ach — warum konnte nicht Pace für dich in die Grube fahren, der bitter ist wie Aloe, buckliger Narr wie jener Thersites?

„Warum nicht ich, dem die Götter manches Geschenk gaben, um ihn sein Elend doppelt fühlen zu lassen? Warum nicht ich, der die Tage stiehlt und im Finsteren tappt? Dem der oberste der Teufel seinen Schwanz auf alles legt? Freunde! Es gibt keine Gerechtigkeit, und das Gemeinste ist der Tod. Wir müssen sündigen — und der Lohn dafür ist der Tod. Wir müssen! und also ist uns auch der ewige Tod gewiß. Wie? Ich will verdammt sein, wenn ich noch einmal an den denke, der die Welt so unsinnig geschaffen hat! — Luzifer! Luzifer! Gefallener Engel, Genosse meines Schicksals! Willst du mein Blut? . . .“

Der Trunkene nahm das Messer vom Tische und streifte den Ärmel hoch. Peele wankte auf und schlug ihm den Stahl aus der Hand.

Indem Marlowe danach haschte, sank er auf die Bank zurück und blieb stammelnd liegen.

Beklommene Stille stand wie ein Gespenst im Raum. Die Männer sahen einander mit fremden Augen an. Hier war etwas Dämonenhaftes.

„Ist mir's doch —“ sagte ein Seemann, „als röch' es wahrhaftig nach Schwefel. Malt aber den Teufel nicht an die Wand, Jungen! Er ist schneller da, als man denkt. Ich kann davon sagen.“

Marlowe hob den Kopf und sah ihn an. „Sagen? Eine Runde Branntwein für die ehrenwerte Gesellschaft! Hat er dich beim Kragen gehabt, alte Teerjacke?“

Der andere fingerte eine Hand voll schmieriger Papiere aus der Tasche und blätterte darin mit bedächtigen Fingern. „Da ist's noch,“ sagte er und rückte neben Marlowe; „in Hamburg hab' ich's um zwei Pfennige gekauft, aber die bessere Hälfte haben sie mir gestohlen, weil ein Weib drin vorkam. Ein schönes Weib, das könnt Ihr mir glauben, ein Teufelsweib, sozusagen. Es hieß davon:

‚Sie hatt' ein rosarotes Kleid,
Die Ärmel waren furchtbar weit . . .‘

Ah — nun ist sie fort, und Gott weiß, in welcher schmierigen Schiffsjungenhosentasche sie stecken mag. Aber die erste Hälfte ist noch da.“ Er las langsam: „‚Historia. Von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer und Schwartzkünstler, wie er sich gegen den Teufel auff eine benandte zeit verschrieben, was er hierzwischen für seltzame Abentheuwer gesehen, selbs angerichtet und getrieben, biß er endlich seinen wol verdienten Lohn empfangen.‘“

„Weg!“ sagte Marlowe und fuhr mit dem ausgestreckten Arme über den Tisch, daß Flaschen und Gläser zu Boden klirrten. „Weg, sag' ich! Schert euch zum Teufel alle miteinander! Ich muß das Buch lesen und wenn es mich meine Seele kostet.“

„Das wäre ein billiger Kauf,“ sagte Pace.

Aber Marlowe hörte nicht mehr. Er saß, den Kopf in die Hände gestützt, und las.

Nach einer Stunde sprang er auf, warf Geld hin und rannte hinaus.

Der Seemann steckte das Heft wieder ein und sah hinter ihm her. „Dem sitzt der Teufel auch im Nacken, so wahr ein Gott im Himmel ist. Er wird ihn zu spüren bekommen!“

⁂ ⁂ ⁂

Christopher Marlowe lief durch die nasse Londoner Nacht. In seinen Adern floß Feuer. Nahe beim Hafen verkroch er sich durch eine niedrige Türe in das elende Gasthaus, in dem er wohnte. Er hätte bei Freunden ein Unterkommen finden können, aber der Wirt ließ ihn nicht ziehen, weil er seit einem Vierteljahre die Miete schuldete.

Als er die Kerze anzündete, merkte er, daß sie höchstens noch eine Stunde brennen werde. Er fluchte und sah nach der Uhr. Das Tagesgrauen war noch weit. Einen Augenblick lang stand er unschlüssig, dann



Maria Magdalena als Büßerin
Gemälde von Arnold Böcklin
(Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)
Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

begann er im Zimmer auf und ab zu gehen. Als das Licht flackerte und starb, warf er sich auf sein Lager und schloß die Augen.

❧ ❧ ❧

Pace stand am Morgen vor dem Spiegel und türmte eine braune Lockenperücke auf seinen Kopf.

‚Pace,' sprach er zu sich selber, ‚Pace, bittrer Narr, wie lange wirst du dies noch aushalten? Die Königin soll die Augen aufsperren, so wird sie an ihrem Hofe genug Dummköpfe finden, unfreiwillige Narren zuhauf. Lieber will ich Salzsäcke von den Themseschiffen tragen wie ein zweibeiniges Kamel, als mit dem Salze meines Wissens die faden Suppen des Hofes würzen. Weiber haben Launen, rasch wie Aprilwolken. Ein Scherz, über den die Königin morgen lacht, kann mich heute den Kopf kosten; morgen aber ist's zu spät.'

Er befestigte einen weitausladenden Spitzenkragen unter seinem Kinn, tupfte einen Schwamm in Kapaunenfett und glättete damit Haar und Bart.

Dann ging er in die Stube zu seiner Wirtin, um die Morgensuppe zu essen.

„Ihr habt schwer gezecht!" sagte die Frau und nickte ihm zu.

„Woran erkennst du das, moralische Hexe?"

„An Eurem Knittergesicht, es sieht aus wie eine alte Wirtshausrechnung."

„Ihr beobachtet scharf," antwortete Pace, „Ihr beobachtet scharf. Und doch will ich wetten, daß ich mehr sehe als Ihr. Waret Ihr nicht diese Nacht auf dem Blocksberg, schöne Dame?"

„Warum, Flegel?"

„Weil Ihr einen Bauch habt, als hätte Euch ein Bock ins Kreuz gestoßen. — Aber laßt uns weise reden, denn wir sind vernünftige Leute. Hab' ich nicht meine rotesten Strümpfe und mein grünstes Wams an, weil ich zur Königin will? Macht einen Knicks bei diesem Namen, Elende, damit wenigstens einer von uns beiden Ehrfurcht bezeugt. Das will ein Volk sein!" Er begann seine Suppe zu löffeln.

Unten schlug es an das Haustor.

„Ist die Wache wieder hinter Euch drein, Saufaus?" fragte die Wirtin erschreckt und ärgerlich und ging hinunter.

„Wenn sie bei Euch anklopft," rief Pace hinter ihr her, „wird sie wohl auf der Jagd nach Kupplerinnen sein."

Zwei Unteroffiziere der Königin polterten die Treppe herauf und pflanzten sich in die Stube.

„Ich kaufe nichts — auch keine Lumpen..." sagte Pace mißmutig und aß weiter.

„Daß Euch der Donner, Pace!" grölte der eine Kerl. „Wo in Teufels Namen steckt Ihr? Oder soll die Reise aufgeschoben werden, weil der Narr nicht mitfährt?"

„Im Gegenteile, Freund," sagte Pace, „die Narren sollten allein fahren und mich bei meinem Napfe sitzen lassen."

Der Soldat grinste. „Beleidigung Königlicher Majestät. Treibt's nicht zu toll, Nachbar. Immerhin: Ihr müßt auf der Stelle mit, denn es geht über Land nach Killingworth."

„Die Königin dauert mich; wenn sie lieben will, muß sie erst über Land fahren. Übrigens sollte sie sich einen Beichtvater halten; der Himmel auf Erden dürfte ihr nachgerade verschlossen sein." Er stand auf und folgte den beiden.

Im Schloßhofe stand schon die schwere Reisekutsche der Königin.

Pace kletterte auf ein Maultier.

Als Elisabeth aus dem Portale trat, kehrte er ihr den Rücken zu.

„Bist du da, Narr?" sagte die Königin in vergnügter Stimmung. „Warum flegelst du mich mit deiner Kehrseite an?"

„Liebe Schwester," antwortete er, „hast du nicht neulich gesagt, du wolltest mein Gesicht nicht mehr sehen?"

„Willst du mir meine Fehler aufzählen, Bittrer?"

„Nein. Ich rede nicht über Dinge, von denen die ganze Stadt spricht."

Elisabeth wußte nicht, ob sie lachen oder ärgerlich werden sollte. Ihr breites rotes Gesicht legte sich in zwiefache Falten.

„Du wirst deine Strafe bekommen," sagte sie, einsteigend, „Essex ist noch von neulich zornig auf dich."

Pace zog den Kopf ein und rutschte aus dem Sattel. „Lebt wohl, süße Schwester — den Grafen Essex sollt Ihr allein genießen!"

„Nichts, nichts!" scherzte sie. „Es soll dir nichts geschehen, bei meinem Worte! Wenn er dich totschlägt, soll er eine Viertelstunde später hängen."

„Laß ihn lieber eine Viertelstunde früher hängen," sagte Pace und schwang sich wieder in den Sattel, „es wäre mir angenehmer."

Durch den aufklarenden Herbsttag ging die Reise. Das Wolkengrau hob sich und zerschwamm, wilde Gänse pfeilten über die blauenden Inseln des Himmels, und ihr Wanderschrei zitterte durch die beruhigte Luft. Auf den weiten Wiesen standen Pferde und hoben den Kopf dem Geräusche der Räder entgegen.

Hinter einem Buchenwalde, der wie ein flammender Busch im Lande leuchtete, lag trotzig gebreitet das graue Schloß Killingworth.

Ein Reiter löste sich aus den Mauern und galoppierte heran: Essex.

Pace zog demütig sein Hütchen und verharrte in Schweigen bei der Begrüßung.

Im Weiterziehen sagte der Graf: „Bist du da, Galgenstrick! Ich will dich Manieren lehren, bei meiner Seele!“

Sie ritten zusammen hinter der Kutsche her, rechts der Narr, links der Graf. Essex wetterte: „Manieren! Ich kann's nicht leiden daß mir zur Rechten ein Narr reitet.“

Pace wechselte gehorsam den Platz und sagte: „Aber ich nehme keinen Anstoß daran...“ Dann bückte er sich und wich geschickt der Reitgerte des Grafen aus, so daß sie nur noch den Sattel seines Maultieres traf.

⌘ ⌘ ⌘

Unter den wenigen Gästen des Schlosses Killingworth befand sich auch Sir Thomas Walsingham, ein Witwer mit klarer Stirn und grauem Spitzbart. Pace wußte ihn als einen klugen Mann zu schätzen, und Walsingham erkannte in Pace alles, nur nicht den Narren. Es gedieh eine eigenartige Freundschaft zwischen ihnen.

In den Gärten Killingworths blühten in welkem Laube noch schwere dunkelrote Rosen. Sir Thomas liebte sie und pflegte einsame Gänge nach der Mittagsstunde zu tun, wenn alles ruhte. Kleine Teiche spiegelten um ihn im Grase, Amselschreie schrillten durch raschelnde Blätterwälle, und irgendwo hinter verschnittenen Fichtenhecken plätscherte der Strahl eines Brunnens aus einem Delphinkopf, den in scherzhaftem Ringkampf ein kleiner Triton unter seinen Arm gezwungen hatte.

Pace bemerkte diese Gänge und begegnete Walsingham des öfteren.

Sie sprachen manches miteinander.

„Nur eines wundert mich,“ sagte Sir Thomas bald, „nämlich: daß Ihr den Hofnarren spielen mögt, Pace. Ich sollte meinen, daß Ihr es an Verstand mit jedem Würdenträger aufnehmen könntet. — Warum?“

Pace antwortete: „Die Würdenträger und ich — wir dienen den Launen einer Königin aus demselben Grunde: sie aus Mangel an Verstand, ich aus Mangel an Geld. Übrigens sammle ich Erfahrungen; ich trage ein Buch in der Tasche, in das ich jeden, der einen Narrenstreich macht, einschreibe, und in dem ich jeden, der etwas Kluges tut, wieder ausstreiche — freilich geschieht dies selten genug. Wenn ich einmal alt bin und bettelnd auf den Jahrmärkten herumlungere, wird das Volk etwas zu lachen haben, wenn ich mein Buch öffne und ein Kapitel aus dem merry old England vorlese. — Zudem ist mein Dienst leicht: die Hälfte des Jahres darf ich der Königin nicht unter die Augen kommen, weil sie über eine meiner Antworten erbost ist.“

„Und was tut Ihr während dieser Zeit?“

„Je nun — man lebt. Tolle Kumpane lassen mich nie im Stich.“

„Ich hörte, daß Ihr Euch viel mit Schauspielern und anderem Gesindel herumtreibt.“

„Mag sein ...“ sagte Pace und lächelte eigentümlich.

„Schade um Euch.“

Pace blieb stehen. „Ehrenwerter Sir! Ich ziehe es vor, mit Schauspielern unter dem Tische zu liegen, als mit dem Grafen Essex am Tische zu sitzen, denn jene sind Menschen, dieser aber ist ein Gestell aus Bosheit und Hoffart. Versteht mich wohl, Sir Thomas.“

Der andere senkte nachdenkend den Kopf. „Ich gehe gern ins Theater. Aber nur ein Stück bisher hat mir wohlgefallen; es war —“

„Tamerlan.“

„Ja. Woher —“

„Aller Welt gefällt es. Hört nur:

Zenokrate, die du noch lieblicher
Als die Geliebte Jovis bist und heller
Als meiner skyth'schen Hügel weißer Schnee,
Dein Herz ist Tamerlan von größrem Wert
Als alle Kronen Persiens, die mir einst
Bei der Geburt verhießen günst'ge Sterne ...

Nun seht: muß nicht einer, der so schöne Worte findet, ein großer Mann sein, auch wenn er zufällig in der Gosse liegt? Ein Riesenmensch, ein brennender, ein goldstrotzender Mensch, auch wenn er in einem zerrissenen Wams geht? Er ist's, Sir Thomas! Denn ich kenne ihn, und ich bin nicht blind.“

„Wenn wir wieder in London sind,“ sagte Walsingham, „müßt Ihr bisweilen zu mir kommen. Die Welt scheint mir merkwürdig, von welcher Seite man sie auch betrachten mag. Und vergeßt nicht, jenen Marlowe zu mir zu bringen.“

⌘ ⌘ ⌘

Nach einigen Tagen kehrte Elisabeth in die Stadt zurück. Sie war in schlechter Laune, denn Essex wurde in ihrer Gunst übermütig und behandelte sie bisweilen wie ein Fischweib. Pace benützte die Gelegenheit und zog sich durch einige übel angebrachte Späße den Zorn der Königin zu, so daß sie ihn zum Teufel gehen hieß und schwur: er solle ihr in alle Ewigkeit nicht mehr an den Hof kommen.

Nachdem er dies erreicht hatte, trieb er sein Maultier zur größten Eile an und trabte nach London in dem angenehmen Gefühle, der Würde und Bürde seines Narrentums auf geraume Zeit ledig zu sein. Sir

Thomas Walsingham, der die Königin begleitete, sah hinter ihm her und lächelte verstohlen.

Pace fand Marlowe schreibend am Tische. Viele wüst bekritzelte Blätter waren um sein Tintenfaß gestreut, auf der Diele lagen ein paar geknickte Gänsekiele zwischen drei leeren Weinflaschen. Kit selber war weder gekämmt noch rasiert und rauchte aus einer kurzen Tonpfeife.

Die Luft war zum Ersticken.

Pace bot ihm einen guten Tag und sagte, man müsse das Fenster öffnen, denn hier sei ein höllischer Gestank; dabei trank er den Wein aus, der noch in Marlowes Glase war.

Marlowe rollte seine schwarzen Augen um ihn. Auf seiner Stirne schwoll eine Ader.

„Siehst du nicht, Schuft," sagte er wütend, „daß ich dichte? Alle Teufel der Hölle sollen in deine krummen Knochen fahren; du hast mich gestört! Wer hieß dich kommen?"

„Edler Herr," antwortete Pace unerschüttert, „hätte ich gewußt, daß Ihr Euch aufs Arbeiten besonnen habt, so wär' ich gewiß nicht gekommen. Aber du siehst schrecklich aus, Kit. Wann hast du zum letzten Male gegessen?"

„Ich weiß nicht," sagte Marlowe mißmutig und lehnte sich zurück, „möglicherweise war es gestern. Es kann aber auch schon länger her sein. Indessen ist dies Nebensache. Das Werk gedeiht, Pace, und so ist alles gut. Der Teufel hat ihn schon beim Kragen."

„Wen?"

„Ihn — den Doktor Faust. Wen sonst, Dummkopf? — Das Rosetheater, verdammteste Schenke dieser Welt, hat die versprochenen fünf Schillinge nicht bezahlt. Wenn du mir etwas leihen könntest, so wäre dies einer deiner besten Einfälle. Man läßt mich hier verhungern, weil ich kein Geld habe. Die Leute scheinen alle verrückt geworden zu sein in ihrer Habgier."

„Wenn du dich ordentlich herausputzen willst, Kit," sagte Pace geheimnisvoll, „so sollst du heute Abend alle Taschen voll Pennystücke haben. Sir Thomas Walsingham, mein Freund und also ein Ehrenmann, interessiert sich für dich, und es müßte merkwürdig hergehen, wenn er dir nicht aus der Patsche hülfe."

„Pace!"

„Nur eines mußt du tun: benimm dich anständig. Feine Leute können unsereinen nur vertragen, wenn er anständig ist. Rülpse also nicht öfter als dreimal in der Viertelstunde und betrinke dich nicht über das hergebrachte Maß. Für das andere laß mich sorgen."

„Esel," sagte der Dichter, „willst du mir erklären, wie man sich benimmt? Mir, der ich Fürsten und Erzbischöfe durcheinanderzuwürfeln gewohnt bin wie eine Hökerin die Äpfel? Mir, der ich mit einem Federstrich den König von Persien absetzen kann, wenn es mir einfällt? Fort, Pinsel, und hole mir einen Barbier, damit mein adliges Gesicht wieder aus dem Haarwald aufgeht wie die Sonne aus schwarzen Hagelwolken. Nun?"

Pace sah ihn verdutzt an und trollte dann ganz gehorsam davon.

Christopher Marlowe strich alle Blätter zusammen, die herumlagen. Da er sah, daß sein Kasten mit Manuskripten bereits bis zum Rande gefüllt war, nahm er eine lange Nadel und spießte den Blätterpack auf eine hölzerne Muttergottes, die neben der Türe hing. Er lachte dabei.

Nach zwei Stunden traten sie aus dem Hause. Der Herbstabend rieselte um sie her, es war kalt. „Ich werde mich bei Sir Thomas wärmen, daß ich für vier Wochen Hitze aufspeichern kann," sagte Marlowe. Sie verließen das stinkende Hafenviertel, durchquerten die Stadt und kamen in vornehme Gegenden.

Als der Diener die Fremden meldete, saß Walsingham am Kamin und streckte die Füße nach dem Feuer. Neben ihm stand ein Tisch mit Licht und einigen Büchern.

Er hob den Leuchter in die Höhe und ließ den gelben Schimmer auf die Eintretenden fallen. „Nur herein, Pace," sagte er erfreut, „und wen Ihr immer mitbringt, Ihr sollt mir willkommen sein."

Marlowe trat vor und machte eine überaus zierliche Verbeugung, die zu seinem blockhaft gemeißelten Schädel einigermaßen merkwürdig aussah.

„Dies ist Christopher Marlowe, Sir, der Verfasser des ‚Tamerlan', den Ihr kennen lernen wolltet," erklärte Pace.

Und Kit setzte hinzu: „Ein Mann, der besser sein könnte als sein Ruf — wenn ihm die Welt Gelegenheit dazu gäbe."

Sir Thomas Walsingham hieß sie sitzen und lächelte. „In der Tat, es gehen wilde Reden über Euer Leben und besonders über Eure Gottlosigkeit."

Marlowe antwortete mit gerunzelter Stirn: „An meiner Gottlosigkeit dürfte der Himmel selber schuld sein; und was mein Leben angeht, so ist es das einzige Eigentum, dessen ich mich erfreue, und niemand soll die Frechheit haben, mir mein freies Recht darüber anzutasten. Mein einziges Eigentum — wenn Ihr nicht etwa auch den Magistertitel, den ich mir vor sechs Jahren in Cambridge erwarb, dahin rechnen wollt."

Die beiden anderen sahen ihn erstaunt an.

„Wie," sagte Pace verblüfft, „du bist Magister, Kit? Ein studierter Mann?"

„Hast du mich für einen Henkersknecht gehalten, Tropf?" erwiderte Marlowe. „Oder glaubst du, daß man Theaterstücke aus den Ärmeln schütteln kann? — Wenn Ihr für gelehrte Studien einen Famulus braucht, Sir, so bitt' ich: befehlt über mich."

Walsingham sah ihn nachdenklich an. Er war ein weltkundiger Mann, hatte zwei Jahre in Rom gelebt, kannte Paris und wußte, wie man in anderen Ländern geistreiche Leute wert hielt. Er spürte Lust, diesen Marlowe zu unterstützen, denn außerordentliche Gaben standen ihm auf der Stirn geschrieben. Er sagte, daß er seit einem Jahre damit beschäftigt sei, die Bekenntnisse des heiligen Augustinus ins Englische zu übertragen, aus denen man viel lernen könne, wenn auch Augustin ein Katholik gewesen sei. Falls Marlowe es übernehmen wolle, die fertigen Kapitel durchzusehen und den Stil zu bessern, so werde er ihm dankbar sein. Der Dichter nahm das Anerbieten freimütig an und erlangte ohne Demütigung — vor der zurückzuscheuen er sich überdies längst abgewöhnt hatte — einen angenehmen Vorschuß.

Sir Thomas war über alle diese Angelegenheiten mit der Gewandtheit des Weltmannes schnell hinweggeglitten und forderte die beiden auf, an seinem Abendtische teilzunehmen.

„Vielleicht ist's gut, Sir, wenn wir dableiben," sagte Pace voll Überzeugung, „einen einsamen Mann wie Euch muß die Langeweile plagen."

„Wer wahrhaft einsam ist, langweilt sich nie!" sagte Marlowe.

Und Walsingham, nach seiner Gewohnheit leise lächelnd, fügte hinzu: „Ich bin seit Wochen nicht mehr einsam, Pace. Meine Tochter ist aus Frankreich zurückgekommen." Dann geleitete er seine Gäste in einen hohen Raum, in dem die Tafel gedeckt war.

Marlowe war von einer plötzlichen Schwermut befallen und sehr einsilbig. Er war armer Leute Kind. Ein Gönner wie Walsingham hatte ihm das Studium ermöglicht. Aber Christophers Wildheit zerschlug alles, was andere wohlmeinend für ihn bauten. Im Jahre 1587 war er ohne Abschied von Cambridge fortgegangen, die Zügellosigkeit des Londoner Schauspielerlebens lockte den Ruhmbegierigen wie der Magnet den Stahl. Bei seinem ersten Auftreten war er so unbändig und hingerissen, daß er unversehens über einen Schemel stolperte und ein Bein brach. Seitdem hinkte er leicht. Der Schauspielerberuf, um deswillen er sein bürgerliches Leben zertrümmert hatte, verschloß sich ihm — das Glück verschloß sich ihm. Aber sein Trotz ließ ihn nicht zurückkehren, und während sein Leben sank, stieg sein Ruhm als Dichter. Der ‚Tamerlan' weckte Beifallsstürme, wie sie das englische Theater nie gesehen hatte. Aber das Volk, leichtsinnig und brutal, vergaß darüber den Dichter. Marlowe sah es und lachte erbittert über das Schicksal. Fromme Seelen puritanischer Heuchler entsetzten sich über die wüsten Lästerungen, die er gegen den Himmel schleuderte; ihm zu helfen, fiel keinem ein. Die stinkende Atmosphäre der Hafenspelunken, in denen Matrosen ihm für neue und niegehörte Flüche das Essen zahlten, wurde ihm zur Gewohnheit, und er hatte keinen Anlaß, sich daraus zu reißen.

Nur an den seltenen Tagen, da ein Zufall ihn in ein Bürger- oder Edelmannshaus schlug, stieg vergangene Zeit wie eine Vision vor ihm auf. Sein Herz zuckte, wenn sein Fuß auf Teppichen ging.

Jetzt, da ihm die blonde, edle Rose Walsingham entgegentrat, wie eine Blume scheu vor der Spinne, die aus finsterem Versteck gekrochen — stürzte es wie lastende Berge über ihn. Die Schwäche seines verwüsteten Leibes ließ ihn taumeln, daß er sich am Tische halten mußte. Von Schwindel gewirbelt sah sein Auge Walsinghams Tochter. Das Bild seiner schmutzigen Kammer huschte durch sein Gehirn. Und plötzlich sprach er laut die Verse, die er vor einigen Stunden dem Mephistopheles seines Dramas geschrieben hatte:

„Think'st thou, that I, who saw the face of God
And tasted the eternal joys of heaven,
Am not tormented with ten thousand hells
In being deprived of everlasting bliss?"

Rose Walsingham, die ihm die Hand entgegengestreckt hatte, trat zurück.

Marlowe griff sich an die Stirn.

Pace, fein fühlend, zwang sich zu einem überlauten Lachen. „Wo bist du, Kit? Nicht in der Gesellschaft der Freunde, die deine Art kennen! Besinn dich, Kit! Hier ist keine Theatergesellschaft. Oh, süße Lady, er liebt es, seine Freunde durch seine Scherze zu schrecken. Dichter sind toll — zürnt ihm nicht um seine Tollheit ..."

„Wahrhaftig —" sagte Marlowe, „verzeiht — es war ein Gedanke ... Das Werk brennt mir in der Seele. Verzeiht."

Sir Thomas schüttelte ihm die Hand. Lady Rose, noch halb erschreckt, zog einen Vorhang von Lächeln über den seltsamen Auftritt.

Dennoch blieb etwas zurück wie ein Geist, der nicht zu bannen war.

Rose Walsingham war schön. Sie nahm an den Gesprächen, die hin und her geworfen wurden, eine Zeitlang teil, dann zog sie sich zurück, als die graue Steinkanne mit Wein zum zweitenmal gefüllt wurde.

Marlowe sah ihr nach, aber ein mahnender Blick Paces verstellte seinen Augen den Weg. Da versank er plötzlich wieder in Schweigen und starrte vor sich hin. Die Furchen auf seiner Stirn wurden tiefer.

„Aus welchem Werke waren die Verse, die Euch vorhin beifielen?“ fragte Walsingham.

„In Wittenberg lebte ein Doktor Faust, der sich dem Teufel für ein lustiges Leben verschrieb und dafür endlich in die Hölle mußte.“

„Ein Mann nach Eurem Herzen . . .“ sagte Sir Thomas.

„Faust? Es ist möglich. Aber ich meine, daß jener Teufel Mephistopheles, der einst ein Engel war, eine viel grausamere Figur ist. Es liegt mir beides, Sir, und ich muß sehen, wie ich damit fertig werde. Sprechen wir nicht weiter davon, wenn es Euch angenehm ist.“

⌘ ⌘ ⌘

Als sie durch die Nacht heimgingen, sagte Marlowe: „Rose Walsingham ...“

„Ich dachte es mir,“ erwiderte Pace traurig.

Marlowe sprach weiter: „Ich sehe eine schwarze Wolke einhergehen. Was bin ich? Ein Funke, der durch die Nacht fliegt. Dank der Hölle, daß sie mich noch nicht ausgelöscht hat. Brennen will ich Ausgestoßener, um zu wissen, weshalb ich über die Erde taumle. Brennen will ich, um zu wissen, daß ich lebe. Und dann: hinunter, in Teufels Namen, hinunter!“

⌘ ⌘ ⌘

In den nächsten Tagen bezahlte Marlowe die Hälfte seiner Schulden. Dies gab ihm neues Ansehen und herrische Haltung. Für den Rest des Geldes kaufte er sich Kleider.

Pace machte einmal den Versuch, ihm auseinanderzusetzen, wie unsinnig ein Sturm auf Lady Rose Walsingham sei. Aber Christopher sah den Genossen mit einem Blicke an, daß Paces Mut zusammenschrumpfte wie eine Qualle am Strand. In diesen Tagen schrieb er den nachmals berühmten Monologs Fausts:

Wenn einer sagt, er sei von Sünde frei,
Der täuscht sich, und in ihm ist keine Wahrheit —
Mit anderm Wort: wir müssen sündigen
Und müssen demzufolge sterben. Ja!
Ja, sterben, sterben einen ewigen Tod.
Das heiß' ich Weisheit! Kommen muß, was kommt;
Was sein wird, wird sein — drum, Bibel, fahre wohl!

Er redete sich ein, daß man gegen diese verzweifelte Logik nichts tun könne, und gestand sich selber nicht ein, daß er von Rose Walsingham Erlösung hoffte.

Alltäglich ging er zu Sir Thomas und arbeitete mit ihm an der Übersetzung Augustins. Niemals sah er Rose; sie schien verschwunden. Sir Thomas bezahlte Marlowes Mühe reichlich, aber der Dichter achtete das Geld für nichts. Einmal versuchte er, mit den Freunden seiner wilden Tage in einer Hafenschenke toll zu sein. Aber dies Leben widerte ihn an; nach einer Stunde stahl er sich heim, arbeitete und grübelte darüber, wie er zu Lady Rose gelangen könnte. Jedes Mittel, dessen er sich erinnerte, war ihm zu schlecht. Schließlich kaufte er von einem Gärtner der Königin täglich um teures Geld einen Strauß seltener Blumen, steckte ein Sonett zwischen die Blüten und ließ dies verliebte Geschenk im Hause Walsinghams für Lady Rose abgeben, ohne zu verraten, woher die Blumen kamen. Er las in spanischen Abenteuergeschichten und verfluchte das zopfige Leben Englands, das keine Balkone, keine Serenaden und keine Dueñas kannte und wo bei jeder Nachtmusik ein Auflauf zu befürchten gewesen wäre.

Pace, als er von den Blumen und Sonetten erfuhr, schüttelte den Kopf. Dann seufzte er und zog sein Narrenregister aus der Tasche. „Es tut mir in der Seele weh, Kit — aber ich muß deinen Namen in mein Verzeichnis setzen. Narr! Glaubst du, so eine Dame zu gewinnen? Sieh her, ich schreibe: Christopher Marlowe.“

Der Dichter sagte heftig: „Und wenn es dennoch glückt?“

„Dann,“ antwortete Pace, „streiche ich deinen Namen aus und setze ihren dafür ein. — Bist du von Sinnen?“

Und er behielt recht. Marlowe sah und hörte nichts von Rose Walsingham. Immer verschlossener wurde er. Einige Male ließ Pace sich von ihm hinauswerfen, denn er war gutmütig und geduldig; endlich aber deuchte es selbst ihn zuviel, und er gab es auf, den Freund zu warnen.

Der Winter zog sich endlos hin, ohne daß Marlowe etwas erreichen konnte als Ungeduld und Verzweiflung seines Herzens.

In den ersten Tagen des neuen Jahres, da tiefer Schnee lag, lud ihn Sir Thomas zu einer Gasterei. Der Dichter fühlte, daß er Rose wiedersehen würde, und geriet in einen Zustand rastloser Aufregung, der dem Wahnsinne nahe war. Um die Stunden zu kürzen, die schneckengleich an ihm vorbeikrochen, trank er maßlos und vollendete, kaum seiner selbst bewußt, den ‚Faust‘. Wäh-

rend er noch auf den Himmel hoffte, stürzte er sein Abbild in die hohnlachendsten Abgründe der Hölle. Kurz bevor er zu Walsingham ging, schrieb er das letzte Wort der Tragödie. Er taumelte fast durch die Straßen.

Als Lady Rose ihm entgegentrat, brach er zusammen und blieb ohne Besinnung.

Erschrecktes Durcheinander umflatterte den Liegenden.

Diener hoben ihn auf und trugen ihn in ein entferntes Zimmer des Hauses.

Ein Arzt mit stäubender Perücke wurde geholt, fand weder Wunde noch Krankheit und sprach davon, daß man diesen seltenen casum der Ruhe überlassen müsse. Sir Thomas, anfangs erschrocken, fand seine gute Laune wieder, beschloß, Marlowe zu herbergen, und setzte sich mit den Freunden zu Tisch. Was wollte man auch tun?

In der Nacht hörte Rose von ihrer Jungfer, daß der tolle Mensch fiebere und von Rose Walsingham spreche.

Sie stand von der Tafel auf und ging zu ihm.

Man hatte Marlowe allein gelassen, denn es war unheimlich in dieser klappernden und heulenden Januarnacht.

Auf dem Tische flimmerte eine Kerze.

Rose schloß hinter sich die Türe und näherte sich vorsichtig dem Bett des Kranken.

Marlowe lag mit ausgebreiteten Armen, als hätte ihn ein Dolch in die Brust getroffen. Sein Gesicht glühte, er murmelte unaufhörlich. Rose, im Kloster geschult, gab ihm Wasser zu trinken. Während sie den Becher an seine Lippen hielt und sich über ihn beugte, ward er ruhiger und begann deutlicher zu sprechen. Sie las die Worte von seinem Munde. Es waren Verse, die sie irgendeinmal flüchtig gelesen hatte.

Die Sonette ...

Plötzlich erkannte sie alles.

Sie stellte das Glas mit bebender Hand beiseite und setzte sich auf den Rand des Bettes.

Während ihrer Verwirrung die Minuten unbemerkt verrannnen, wurde der Kranke ruhig, der Sturm seines Blutes verebbte. Rose betrachtete diese Stirn, hinter der Gespenster verhuschten; sie war klug und schön. Um seine stummgewordenen Lippen spielte Geist und Leidenschaft. Leise zog sie das Licht näher, daß der gelbe Schein voll in sein Gesicht fiel.

„Armer!“ sagte sie und sah in seinen scharfen Zügen nur das Leid, das die Wüstheit des Lebens zurückgelassen hatte. „Armer!“ Ein süßes Mitleid überwallte sie und nahm ihr die Erregung, die ihr Bewußtsein angestoßen hatte. Wenn dieser Mann in Frankreich lebte, würde man ihn vielleicht als einen Helden der Nation verehren und verhätscheln. Herzoginnen würden seinetwegen streiten — hier kämpfte er vergebens um einen Blick von Rose Walsingham. Rose Walsingham — wer war das?

Der Sturm fauchte und warf harten Schnee gegen die Scheiben, daß die Bleifassungen knisterten. Fern im Hause schallte trunkenes Gelächter durch eine Tür, die sich öffnete und wieder schloß.

Rose erschrak. Wenn jemand die Fieberworte dieses Kranken hörte?

Sie stand auf, lauschte. Es kam niemand.

Endlich läutete sie einem Diener und befahl: „Sir Thomas betrachtet den Kranken als seinen Gast. Es soll sich niemand um ihn annehmen als ich. Niemand!“ Der Mann verbeugte sich stumm. Dann ließ sie den Tisch dicht neben das Bett des Schlafenden rücken, stellte Licht, Wasser und eine kleine silberne Schelle zurecht und verließ das Zimmer.

Als es dämmerte, erwachte Marlowe. Er erkannte seine Umgebung nicht. ‚Dies scheint ein Hospital,‘ dachte er mühsam, ‚der verdammte Nash hat mich wieder unter den Tisch gesoffen und hat mich schließlich auf dem Pflaster liegen gelassen — nein: war ich nicht bei Sir Thomas?‘

Er richtete sich auf und sah umher. Dies war kein Hospital.

Allmählich kam ihm die Erinnerung. Er schämte sich und fühlte, wie ihm das Blut wieder toll wirbelnd in den Kopf stieg. Ehe er zurücksank, faßte er noch die kleine Schelle und schüttelte sie; dann rollte sie über den Boden.

Marlowe hörte, wie nach einer Weile jemand in das Zimmer trat, aber er war plötzlich zu schwach, um die Lider zu öffnen. Das Wohlgefühl unendlicher Mattheit und Hilflosigkeit lag in seinem Körper.

„Christopher Marlowe?“ fragte eine Stimme über seinem Gesicht. Sein Herz zuckte zusammen; er konnte die Augen öffnen und erkannte Rose.

„Mylady!“

„Still, still. Was ist? Ihr seid krank. Das Fieber ist seltsamer Art ...“ Sie sah, wie seine Augen wieder klar waren, und lächelte.

„Nach diesem Lächeln,“ sagte er und begegnete ihrem Blicke, „laßt mich sterben. Ich war ein Komödiant. Beneidenswerter Abgang für einen Komödianten.“

„Wer denkt an Sterben?“ sagte sie, vorsichtig scherzend. „Es war nur ein Überschießen der Flamme. Ich bin diese Nacht

bei Euch gewesen, Christopher Marlowe." Sie stockte. „Was habt Ihr mir alles erzählt ...!"

„Ich?" fragte er, rot bis an die Schläfen und zitternd.

Sie ließ ihm langsam ihre Hand, wandte den Kopf und lauschte nach der Türe. Dann neigte sie sich tiefer seinen flehenden Augen entgegen, bis er mit einem leisen Schrei die Arme um ihren Nacken warf.

⌘ ⌘ ⌘

Nach zwei Tagen verließ Marlowe das Haus Walsinghams.

Als er in seine Kammer trat, sah er Pace, der auf dem Bette hockte und übernächtige Augen hatte.

„Wo warst du?" fragte Pace aufatmend. „Ich wußte nicht, wo ich dich suchen sollte."

„Pace," sagte Christopher Marlowe, „nimm dein Narrenregister und streiche meinen Namen aus! Aber ich will dich an die Wand spießen wie einen Käfer, wenn du dich unterstehst, an seiner Stelle Rose Walsinghams Namen einzusetzen! Denn sie ist mein, und weder Himmel noch Hölle sollen sie mir entreißen."

Auch jetzt begegnete Rose nie dem Dichter, wenn er zu Sir Thomas kam, um mit ihm gelehrte Studien zu treiben. Aber jedesmal, wenn er sich von Sir Thomas verabschiedet hatte und den gewölbten Korridor entlang ging, schlug er sich unversehens in einen Seitengang, der zu Lady Roses Zimmer führte. Einmal mußte sie ihn vor ihrer Jungfer im Kleiderspinde verstecken, wo er drei Stunden lang blieb und fast erstickt wäre. Aber sie lachten darüber, fanden es abenteuerlich und dachten nicht an Widerwärtigkeiten.

In Rose Walsingham trafen sich zwei Gefühle zu seltsamer Mischung. Puritanische Verhaltenheit kämpfte mit leichtsinniger Hingabe, deren lockendes Beispiel Frankreich war. Marlowe, berauscht von seinem Glücke, ward durch diese Zwiespältigkeit ihres Wesens immer von neuem verblüfft und gereizt. Er fühlte, was er gefunden hatte, und war dankbar.

Niemand außer Pace wußte darum. Christopher sah seine früheren Freunde nur selten noch; das wüste Leben in den Schenken war ihm zuwider. Der Winter ging, heimlich und still. Marlowe arbeitete. Oder er saß stundenlang an dem Fenster seiner Kammer, von dem aus er nur die Wand des gegenüberliegenden Hauses sehen konnte, und dachte an Rose. Die Besinnung auf das Leben, die er seit Wochen vergessen hatte, hob allmählich wieder den glatten Schlangenkopf. Es kamen Augenblicke, in denen er sich mit trüben Gedanken schlug. Daß er jemals von Thomas Walsingham seine Tochter verlangen könne, wäre ein kindischer Einfall gewesen. Vielleicht mußte man in den Trott des bürgerlichen Lebens zurückkehren ... Marlowe überwand seinen Trotz und bewarb sich um eine Lehrerstelle; aber man antwortete nicht einmal auf sein Gesuch. Dieser Christopher Marlowe war sattsam bekannt!

Rose blieben seine Gedanken nicht verborgen. Auch sie besann sich an ihnen und erschrak. Sir Thomas Walsinghams Tochter! Ihr Herz begann sich zu quälen, aber sie schwieg und warf sich täglich wilder in Marlowes Arme, weil sie den Abgrund täglich näher klaffen sah.

Trotzdem machte ihr seine Wildheit bald böse Stunden. Als er wegen unbedeutender Ursache einmal tagelang verschwunden blieb, geriet sie in schreckliche Unruhe und verriet sich fast gegen den alten Sir Thomas. Heimlich schickte sie einen Brief an Marlowe, aber sie wartete vergeblich auf Antwort.

Endlich faßte sie einen Entschluß. Als der Abend kam, warf sie sich einen großen schwarzen Mantel um, zog die Kapuze über den Kopf und schlich davon.

Angstvoll fragte sie sich zu den häßlichen Gassen am Themseufer, glitt in Schneeschlick, wich Betrunkenen aus und fand endlich das Wirtshaus, in dem er noch immer wohnte. Ein Knecht wies sie grinsend die steile Treppe hinauf.

Marlowe lag auf seinem Bett und schlief einen Rausch aus.

Rose Walsingham schauderte vor der Verwüstung seines Gesichtes zurück. Muffiges Halbdunkel lag in der Stube.

Aus einer Ecke kam Pace. Er ließ bedrückt den Kopf hängen und schämte sich für seinen Freund. „Ihr hättet dies nicht tun sollen, süße Lady," sagte er traurig, „der böse Geist ist wieder einmal über ihn gekommen. Wo ist hier Rettung?"

Rose richtete sich auf. „Es wird vorübergehen, Pace, und —"

Marlowe schlug die Augen auf. „Zünde das Licht an, Pace. Mir war, als ob jemand über die Treppe käme."

„Ich bin's ..." sagte sie leise.

Marlowe sprang auf die Füße. Während das Licht aus einem glimmenden Funken langsam aufwuchs, sahen sie einander an. „Warum kommst du in die Winkel der Ausgestoßenen?"

„Bist du denn ausgestoßen?" sprach sie in heißen Tränen. „Du bist es nicht!" Sie streckte die Arme nach ihm aus — er stürzte ihr entgegen.

An diesem Abend wurde Christopher Marlowe wiederum gerettet und schwur ihr, nie

mehr in die Ausschweifungen seiner wilden Zeit zurückzufallen. Er betäubte sich mit Worten, und Rose zwang sich, ihm zu glauben. In der tiefsten Falte ihres Herzens aber bargen sie beide die bange Frage, was geschehen sollte und was geschehen würde.

Keiner hatte den Mut, es auszusprechen.

Als auf den Weidewiesen um die Stadt die Himmelschlüssel zu blühen begannen, verließ Rose Walsingham London und zog auf das nahe Landgut Wimbleton, das ihr Vater besaß und das zur Gemeinde Deptford gehörte. In anderen Jahren war sie fröhlicher aus der Stadt gegangen. Sir Thomas, der ihr in einigen Wochen zu folgen gedachte, wußte nicht, was er aus ihren ungewissen Augen schließen sollte.

Aber Rose entdeckte, daß das Landleben nie schöner gewesen sei als diesmal. Denn Marlowe hatte ein Pferd gemietet und ritt täglich um die Mittagsstunde zu der Geliebten. Im Parke von Wimbleton stand unter lichtgrünen Bäumen ein kleiner Pavillon, in dem sie auf ihn wartete. Niemand erfuhr davon.

Marlowes Herz blühte hell auf, den gespenstischen Schatten der lärmenden Stadt entrissen. Sein Mut erstarkte in den schimmernden Wäldern. Die Welt, der er sich finster entfremdet hatte, schien ihn an ihre Brust zu ziehen. Er sah zuversichtlicher in das Leben und baute an Plänen, ohne Rose davon zu sagen; er hoffte, einen Ausweg zu finden, auf dem sie gemeinsam gehen könnten.

Wenn er nach Wimbleton kam, ritt er weislich nicht stracks in den Hof, sondern ihn führte ein Waldpfad, der sich im Parke verlief. Ehedem war dort am Eingang des Parkes ein Tor zwischen Steinpfeilern gewesen. Jetzt war es längst verfallen, nur die Pfeiler standen noch, verwittert und moosgrün, an den Seiten des Weges. Rose hatte mit Marlowe verabredet, daß sie an jedem Morgen einen Blumenstrauß in die Ritze des Gemäuers stecken wollte, wenn Christopher unbesorgt kommen könnte. Bisher hatte dies freundliche Zeichen nie gefehlt. Eines Tages aber vermißte es Marlowe, stutzte und lenkte sein Pferd auf Umwegen in das Wirtshaus, das nahe dem Gutshofe in Pacht war. Dort erfuhr er, daß Sir Thomas am Morgen gekommen sei, um Lady Rose zu besuchen.

Christopher dachte unmutig daran, sogleich nach der Stadt zurückzukehren. Dann aber fiel ein Übermut plötzlich in sein Herz, und er beschloß, in den Hof zu reiten und nach Walsingham zu fragen, als käme er von ungefähr daher.

Er tat es und wurde wohl empfangen. In Walsinghams Begleitung war Franz Archer, ein angenehmer junger Mann, um den Sir Thomas eifrig bemüht war.

Zu dritt ritten sie abends nach London. Am anderen Tage fand Marlowe die Geliebte in Tränen.

Walsingham hatte ihr angedeutet, daß er es gern sähe, wenn jener Archer sein Schwiegersohn würde.

Marlowe erschrak und verstummte. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Das Licht in seinem Herzen, blumenleise aufgeblüht, ward dunkel. Die Welt wollte seinen Weg abermals vermauern ...

„Und du, Rose?"

„Niemals," sagte sie an seiner Brust.

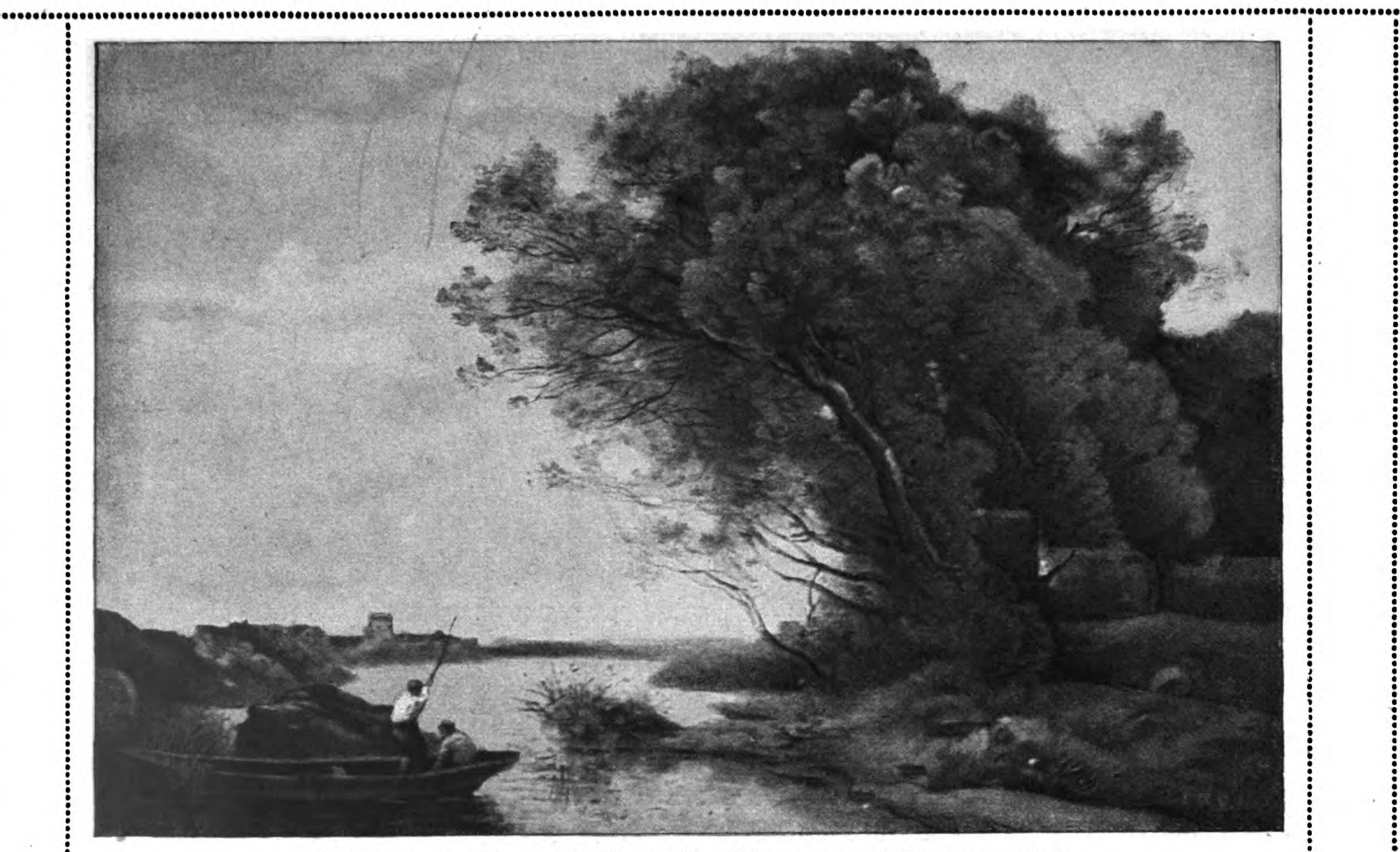
Er lachte. „Niemals? Sagst du das? Du wirst wollen müssen, kleine Rose. Vielleicht ist Archer ein reicher Mann; sicher hat er niemals geflucht und gelästert; sicher trieb er sich nie mit Schauspielern und anderem Gesindel rauschvoll durch üble Schenken. Wirst du vor Sir Thomas treten und ihm sagen: Archer mag bei anderen fragen — denn ich liebe Christopher Marlowe, den Ausgestoßenen? Du wirst es nicht, Lady Walsingham! Denn auch du wirst dem klugen Gebote folgen und Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe." Er machte sich los und ging auf und ab, die Arme über die Brust. Rose sah ihn an und schwieg. Der Augenblick war gekommen, den sie seit Monaten gefürchtet hatte.

Marlowe faßte den Drücker der Tür. „Ich komme morgen wieder!" Er lief hinaus, schlang die Zügel seines Pferdes los und ritt davon.

Rose Walsingham blieb in Verzweiflung zurück. Sie traute seiner Heftigkeit alles zu. Und dennoch wäre sie ihm in dieser Stunde in seine elende Kammer gefolgt, wenn er es gefordert hätte.

Christopher Marlowe kam in furchtbarem Aufruhr in die Stadt. Während sein Pferd durch den strahlenden Mainachmittag trabte, hatte er tausend finstere Entschlüsse gefaßt und verworfen. Er hatte daran gedacht, jenen Archer zu suchen und ihm ein Messer in die Kehle zu stechen; ihn aus dem Fenster zu stoßen; ihn in den Kanälen der Themse vergurgeln zu lassen ... Aber er erkannte das Unsinnige dieser Gedanken. Was war damit erreicht? Im glücklichsten Falle gelang es ihm zu fliehen und sein zerbrochenes Leben in einem anderen Lande weiterzuschleppen. Zudem mußte er sich gestehen, daß Archer seinen Haß keineswegs verdient habe.

Eine schreckliche Nacht kam für Marlowe, in der er von Verzweiflung und Mutlosigkeit geschüttelt wurde wie ein steuerloses Schiff auf dem brüllenden Ozean.



Landschaft. Gemälde von C. Corot. (Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)

Im Morgengrauen sah er sein fahles Gesicht voll entschlossenen Ernstes. Er ließ drei Stunden verrinnen und kleidete sich indessen mit Sorgfalt. Dann schritt er langsam durch das erwachende Gewimmel der Stadt zu dem Hause Thomas Walsinghams.

Es war die Stunde ihrer Studien.

Walsingham saß schon über den Büchern, als der Dichter eintrat, und grüßte ihn ohne Ahnung.

Christopher Marlowe setzte sich ihm gegenüber und schob Tintfaß und Papier beiseite.

„Sir — ich habe eine Bitte an Euch. Ihr kennt mich seit Monaten. Da Ihr mich zum ersten Male in Eurem Hause sahet, war ich ein Lump. Es ist anders geworden inzwischen. Nicht zum wenigsten dank' ich dies Euch."

„Laßt, laßt!" sagte Walsingham freundlich und verwundert. Der ungewohnte Ernst in Marlowes Mienen ließ ihn stutzig werden.

„Ich meinte, ich sei auf dem Wege nach oben. Ihr seid, Sir, ein Mann, der viel vermag. Nun denn: Gebt mir Eure Tochter zum Weibe."

Sir Thomas starrte ihn an wie einen Spuk.

Aber Marlowe zuckte mit keiner Wimper.

„Meine Tochter?" sagte Walsingham endlich. „Was fällt Euch ein, Freund?"

„Gebt sie mir!"

„Was denkt Ihr?"

Marlowe sprang auf. „Nein?"

„Nein! Aber —"

Der blasse Mensch riß ein Messer aus der Tasche. Zischend fuhr der Stahl über den Tisch und zerschnitt das bunte Tuch.

„So soll die Hölle mich verschlingen, wenn ich mit Euch noch etwas gemein habe."

Er rannte hinaus.

⌘ ⌘ ⌘

Eine Stunde später saß Marlowe in Paces Stube. „Ich brauche alles Geld, das du auftreiben kannst, Pace," sagte er, „alles!"

„Laß dir raten, Kit ..."

„Ich brauche Geld, nicht deinen Rat."

Pace hob die Schultern und schwieg. Rose Walsingham dauerte ihn. Er sah großes Elend für sie.

„Du wartest mit dem Gelde morgen früh in Deptford auf mich!"

Der andere nickte.

Marlowe war entschlossen, mit Rose zu fliehen; alles würde sich finden, wenn Englands Küste hinter ihnen versank. Er ritt gegen Mittag nach Wimbleton und überredete Rose zu diesem Plane. Als sie sich sträuben wollte, stellte er ihr vor, daß Sir Thomas, wenn er das Unabänderliche vor Augen hätte, nachgeben werde. Darauf willigte sie ein. Sie verabredeten, daß er sie zwischen Nacht und Morgen am Ausgange des Parks erwarten solle; sie wollten nach Deptford gehen, wo Pace mit Pferden und Wagen wartete.

Als Marlowe in die Stadt zurückkehrte, sah er in der Ferne Thomas Walsingham mit Franz Archer des Weges reiten. Er biß die Zähne zusammen und überlegte eine Sekunde. Dann verbarg er sich in einem Gehölz neben der Straße und ließ die beiden vorüber. Ohnmächtiger Zorn fiel auf ihn: mit dieser Störung hatte er — Dummkopf! — nicht gerechnet. Vielleicht würden sie Rose bewachen, vielleicht sie mit in die Stadt nehmen ...

Gleichviel. Der Versuch mußte gewagt werden.

Während des Nachmittags gelang es ihm, unruhigen Schlaf zu finden. Abends schnürte er seine Habseligkeiten in ein kleines Bündel und brachte es Pace, der es in den Wagen legen sollte. Pace redete noch einmal von der grenzenlosen Unbesonnenheit des Planes, aber Marlowe schüttelte den Kopf. Dann trennten sie sich.

Marlowe wanderte durch die Nacht. London, polypengleich, blieb mit glühenden Augen hinter ihm; er hatte sich aus den Fangarmen des Ungeheuers losgerissen, unendlicher Weg lag vor ihm offen. Aber Finsternis deckte das Land und die Zukunft, dahin er schritt. Entschlossenheit war in ihm, wie damals, als er Cambridge verließ, um ein großer Mann zu werden. Damals hatte das Unglück ihn haltlos gemacht und sein bewimpeltes Schiff war gescheitert. Diesmal aber ging er nicht allein den unbekannten Weg. Es mußte gelingen.

Nach Mitternacht stieg Wimbleton vor ihm aus Nebel und Sternschimmer. Kein Fenster war hell, aber im Hofe klirrte die Kette eines Hundes, als er leise an der Mauer entlang ging.

Dann schlug der Park mit murmelnden Wipfeln über ihm zusammen.

An den Pfeilern, die ihm so oft den Blumengruß entgegengewinkt hatten, setzte er sich auf einen Stein und ließ die Stunden an sich vorübergehen. Als der Himmel erblaßte und kleine Wolken hoch im Osten zu glimmen begannen, wurde er wachsam und lauschte.

Mit dem ersten Hahnenschrei kam Rose, übernächtig und schauernd, zwischen den Stämmen. Sie war zur Reise fertig. Er umarmte sie stumm.

„Mein Vater und Archer sind hier ..."

„Ich weiß es."

„Wenn sie um die Flucht merken ..."

„Sind wir schon weit. Komm!“

Er führte sie durch den Wald gegen Deptford. Sie preßte die Lippen aufeinander, aber sie weinte nicht.

Das Dorf lag noch lautlos. Vor dem Wirtshause, an dem die Postkutschen Station zu machen pflegten, stand ein Wagen. Unter den kerzenblütigen Kastanien des Gartens schlief Pace an einem Tische, den Kopf auf die Arme gelegt. Marlowe rüttelte ihn, und er fuhr erschreckt auf.

„Ah,“ sagte er, „ihr seid wirklich gekommen! Ich hoffte immer, Kit, es würde noch ein unvorhergesehenes Hindernis geben. Aber nun ihr da seid, ist es zu spät für dergleichen wohlmeinende Einfälle des Himmels. Item: der Himmel ist nicht eingefallen; er scheint euch günstig gesinnt zu sein. Also: Glück für die Reise!“

„Sage mir lieber, wo der Kutscher steckt. Solltest du nicht alles bereit halten?“

„Der Kutscher? Wahrscheinlich bei den Pferden, und die stecken im Stalle.“

„So hole sie heraus, zum Teufel!“ rief Marlowe gereizt. „Bittrer Narr, glaubst du, ich sei zu Späßen aufgelegt!“

„Du nennst mich Narr?“ fragte Pace gedehnt, sah ihn aus den Augenwinkeln an und trollte nach dem Stalle.

Marlowe zog die Uhr und runzelte unmutig die Stirne. Eine Stunde war schon vergangen, seit Rose zu ihm getreten war.

Endlich polterte der Kutscher mit den Pferden verschlafen aus dem Stalle und schob ihnen umständlich die Halfter über den Kopf. Marlowes Ungeduld wuchs mit den Minuten. Als sie einsteigen wollten, riß ein Riemen am Geschirr und mußte geknotet werden. Wieder rann kostbare Zeit ...

Ein Geräusch ließ Marlowe aufhorchen.

Vom Dorfeingang klang Pferdegetrappel. Ein großer schwarzer Hund hetzte die Straße heran.

Rose schrie auf und klammerte sich an Marlows Arm. Christopher kannte den Hund wohl. Fluchend riß er aus seinem Mantel ein doppelläufiges Pistol. Zwei Schüsse krachten durch die schläfrige Frühe — der Hund überschlug sich und blieb zuckend liegen.

„Los, Schuft!“ schrie Marlowe und hob Rose in den Wagen.

Es war zu spät.

Auf bebenden Pferden sperrten ihnen Walsingham und Archer den Weg.

Marlowe schrie wieder: „Fahr zu!“

Aber der Kutscher schüttelte den Kopf.

Die beiden Reiter näherten sich; Archer kam hart auf Marlowe heran, während Sir Thomas auf der andern Seite des Wagens hielt und sich zu Rose niederbeugte.

Der Mantel glitt von des bleichen Marlowe Schultern.

Archer sprang aus dem Sattel und trat zu ihm. „Laßt diese Streiche, Herr! Und Frieden zwischen uns!“

„Zurück!“ Der Degen zischte aus der Scheide.

Blitzschnell huschte alles in diesen Sekunden.

„In die Hölle mit dir!“ Marlowe stürzte gegen Archer.

Ein Schrei Roses gellte hinter ihm her.

Archer zog, die Klingen klirrten aufeinander.

Im Sprunge fing sich Marlowes Fuß in dem hangenden Mantel.

Er stieß, stürzte vornüber — sein eigener Degen stach im Falle gegen ihn.

Dumpf brach Marlowe nieder. Die Spitze seiner gierigen Waffe hatte sich in sein Auge gebohrt.

Pace warf sich jammernd neben ihm in die Knie.

„Kit, Kit, was hast du getan?“

Marlowe zuckte blutend im Staube.

„Verreckt!“ sagte er lallend. „Verreckt wie ein Hund. Laß mich in Ruhe zum Teufel fahren, Freund. Gott sei verflucht in alle Ewigkeit — der Popanz dieser blöden Welt —“

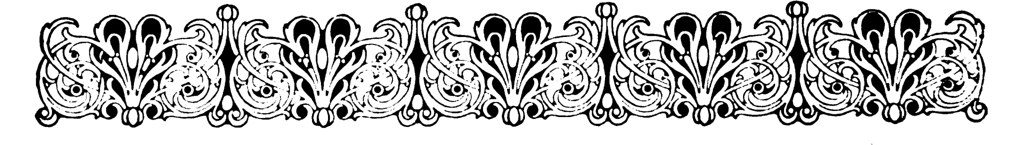
Aus seinem Munde quoll gurgelnd rotes Blut.

Rose Walsingham warf die Arme hoch und sank zurück.

Pace und der Kutscher hoben den Sterbenden auf und betteten ihn auf den Tisch unter den blühenden Kastanien.

Nach einer Stunde bäumte sich Christopher Marlowe noch einmal auf, ballte die Faust gegen den Himmel und starb. Die Bauern standen da und bekreuzigten sich.

Pace nahm den armen, edlen, verwüsteten Kopf in seine Hände und weinte über ihn. „Armer Christopher! Ein Narr schließt dir die Augen zum endlichen Schlafe. Aber sind die anderen — warst du mehr?“



DIE NEUE HAMBURGER KUNSTHALLE

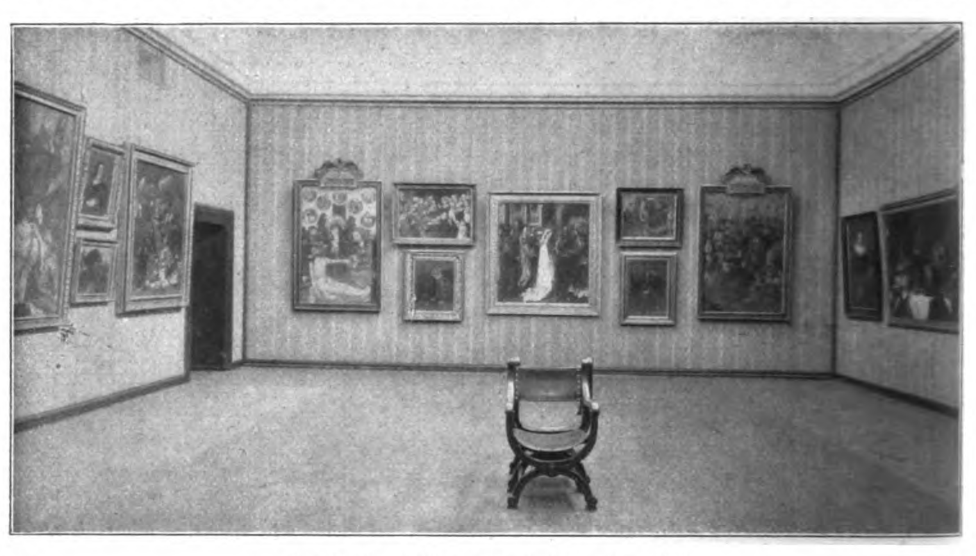
VON DR. MAX OSBORN

In Deutschlands dunkelster Zeit ist ein neues Kunsthaus vollendet und der Öffentlichkeit übergeben worden, das als das schönste Denkmal deutscher Kunst- und Kulturarbeit in den glücklichen Jahren vor dem Kriege gelten darf. In Krieg und Revolution mit Schmerzen geboren, unter außerordentlichen Schwierigkeiten zwischen Wirren und Unruhen fertiggestellt, steht es zugleich vor uns als ein großartiger Beweis für die unzerstörbare Arbeitskraft unseres Volkes und für seine Entschlossenheit, auch in der trübsten Wende seiner Geschichte die Pflege edlen geistigen Gutes nicht zu vergessen. Die Eröffnung eines neuen Museums in einer der größten deutschen Städte wäre auch schon in früheren Zeiten ein Ereignis von Belang gewesen. Sie ist es heute in noch viel höherem Grade, und wir erkennen an der Anteilnahme, die trotz Kampf und Tumult das neue Werk im ganzen Reiche gefunden hat, daß die Angelegenheiten des künstlerischen Lebens in Zukunft uns sehr viel enger ans Herz wachsen werden als vordem. Es wiederholt sich die Erscheinung von vor hundert Jahren: daß wir uns in dem Augenblick, da die politische Geltung und die wirtschaftliche Kraft der Nation am Boden liegen, uns nur noch inniger des unvergänglichen Reichtums bewußt werden, den unser Kulturbesitz darstellt.

Die neue Hamburger Kunsthalle ist um so mehr zur Rolle eines solchen Mahners berufen, als sie das Vermächtnis des Mannes bildet, der wie kein anderer bemüht war, die Elemente unserer geistigen und formalen Bildung zusammenzufassen und zu ordnen, um auf diesem Boden ein neues deutsches Kulturprogramm aufzubauen. Alfred Lichtwark war ja weit mehr als Museumsdirektor. Seine Sorge und sein eindringliches Studium waren allen Gebieten unserer öffentlichen und privaten Betätigung zugewandt. Er war ein Erzieher, der das Leben seines Volkes bis in die letzten Winkel und tiefsten Gründe zu erforschen und zu gestalten trachtete. Aber das Zentrum dieser ganzen weitausgreifenden Tätigkeit blieb doch immer seine Kunsthalle, die er aus einer Provinzsammlung von geringer Bedeutung zu einem Museum von europäischem Ruf umgewandelt hatte. Die Gedanken, die er für die Veredelung unserer inneren und äußeren Welt zu einem feinen System aneinanderfügte, sollten sich gleichsam in der Zusammensetzung, der Darbietung und der Wirkung seines Museums spiegeln. Von der Kunsthalle ging seine Arbeit aus und zu ihr kehrte sie zurück. Unablässig erweiterte er ihren Bestand; so sehr, daß der Rahmen des alten Hauses längst gesprengt war. Ein großer Neubau sollte darum aufgeführt werden. Lichtwark wollte darin alle idealen Forderungen, die er an das moderne Museum in seinen Schriften gestellt hatte, selbst erfüllen. Er erbat sich und erhielt die Ermächtigung, selbst sein eigener Architekt zu sein, indem man es ihm völlig überließ, sich die baukünstlerischen Helfer auszusuchen, die seinen Willen zu vollstrecken hatten. Und in diesem neuen Hause sollte nun die Verteilung und Anordnung der Kunstwerke gleichfalls den höchsten Geboten entsprechen, die sich aus der



Bildnis des Prof. Lichtwark
Gemälde von Leopold Graf von Kalckreuth



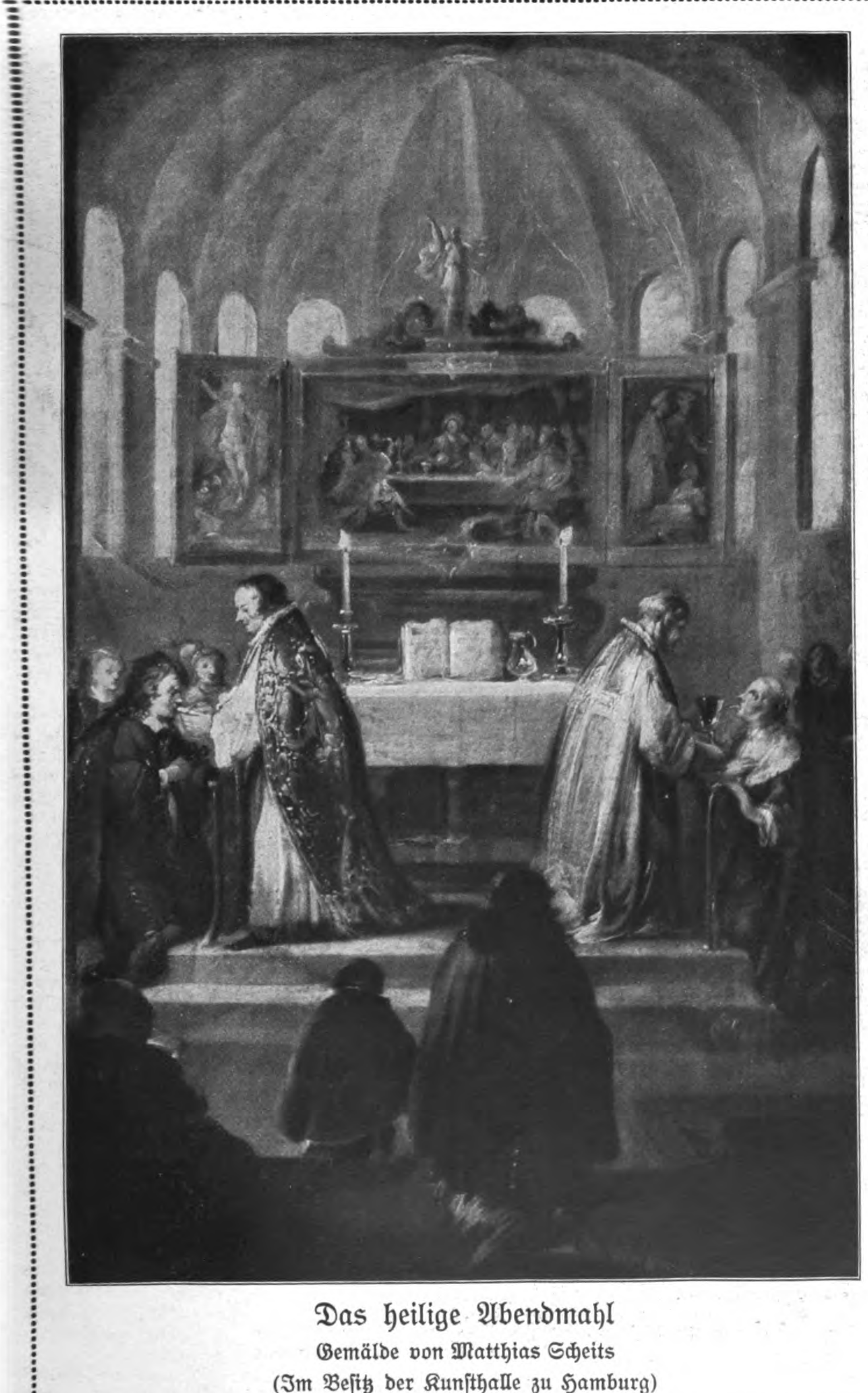
Der Saal der altdeutschen Meister (um 1500)

Übung von Jahrhunderten ergeben hatten. Zugleich sollte das Haus mehr sein: Lesezimmer, Studier- und Vortragssäle sollten eingebaut werden, um einen Mittelpunkt geistigen Lebens zu bilden. Lichtwark ging an die Arbeit. Der Plan wurde aufgestellt, die Mauern wuchsen empor, die Erfüllung seines Lebenswunsches schien nahe. Da riß ihn das Geschick vor der Zeit jäh von hinnen. Wie Moses konnte er das gelobte Land nur noch von weitem erblicken; es zu betreten war ihm versagt.

Was Lichtwark unvollendet hinterließ, hat nun sein Nachfolger Gustav Pauli ausgebaut und zu Ende geführt. Das Ergebnis ist, im Ganzen genommen, eine der großartigsten künstlerischen Gaben, die der deutschen Allgemeinheit seit Jahr und Tag zugute gekommen sind. Vor unseren Augen setzt sich ein Werk zusammen, das, an einzelnen Kostbarkeiten überreich, als Gesamtheit die Entfaltung eines öffentlichen Besitzes von ganz bestimmter Eigenart und zugleich einen Spiegel der Kunstentwicklung darstellt, den man mit höchstem Genuß betrachtet. Die stolze Flucht der Räumlichkeiten der alten und der neuen Kunsthalle, die ineinander übergehen, findet in ganz Deutschland, ja in der Welt nicht ihresgleichen. Denn dies Museum ist ganz anders als alle anderen. Deutlich trägt es den Stempel der übermächtigen Persönlichkeit zur Schau, die es begründete. Lichtwarks Neigungen und Lieblingsideen geben ihm seinen Charakter, und die ausführende Hand Paulis, die vielfach auszugleichen und zu ändern hatte, hat mit zarter Pietät das Erbe seines Vorgängers in seiner Grundform erhalten. Wir werden noch sehen, wie diese persönlichen Züge die Sonderart der Galerie bestimmen.

Aber auch dies schöne Menschenwerk ist leider, oder selbstverständlich, nicht ohne Fehl geraten. Auch darüber muß

Meister Bertram (Hamburg um 1380): ‚Die Erschaffung der Tiere' vom Grabower Hauptaltar St. Petri



Das heilige Abendmahl
Gemälde von Matthias Scheits
(Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)



Meister Francke (um 1424): Christus als Schmerzensmann

offen gesprochen werden. Je tiefer wir Lichtwark verehren und sein Andenken heilig halten wollen, um so mehr sind wir verpflichtet, die ruhig wägende Kritik anzulegen, die er uns gelehrt hat. Es muß frei heraus gesagt werden: der Bau des neuen Hauses ist eine große Enttäuschung geworden. Es ist kaum verständlich, wie ein Mann, der in der Klarheit, Folgerichtigkeit und Sachlichkeit theoretischer Betrachtung seine Zeitgenossen soweit übertraf, bei der praktischen Ausführung seines eigenen Lebensplanes so seltsam fehlgreifen konnte. Lichtwark wollte das neue Haus als einen reinen Nutzbau halten. Es sollte nach außen hin nicht durch glänzende Fassaden oder anderen Schmuck blenden. Die Architektur sollte ganz zurücktreten und jedem Ankömmling deutlich verkünden, daß sie nur ihrem Zweck dienen will. Mit diesem Grundsatz wird sich jeder einverstanden erklären. Es ist ja gerade das Wesen der modernen Baukunst, daß sie dahin strebt, aus engster Anpassung an Zweck und Bestimmung Gebilde zu schaffen, die zugleich als harmonische und dem Auge wohlgefällige Raumgestaltung wirken. Aber die neue Kunsthalle verzichtet nun auch hierauf. Mit ihren breiten, aus vielfachen Teilen zusammengefaßten Fenstern, die nüchtern in die Fassaden eingelassen sind, sieht sie wie ein Ateliergebäude aus, wie das Haus einer Kunstschule, nicht wie ein Museum. Daß man darauf verzichtet hat, den in hellem Putz gehaltenen Neubau mit dem fragwürdigen roten Gemäuer der alten Kunsthalle irgendwie in organische Verbindung zu bringen, mag hingehen. Hier war keine Versöhnung herzustellen, und so wollte man sich auch keine vortäuschen. Immerhin, man empfindet eine Dissonanz, die nicht angenehm berührt. Aber wenn man nun wenigstens den Charakter des Nutzbaues ganz schlicht und kunstlos durchgeführt hätte!

Auch das ist nicht geschehen. Plötzlich schiebt sich, dem Hamburger Hauptbahnhof gegenüber, aus der rückwärtigen Schmalseite des Baus nun doch ein Schmuckteil vor, und zwar ein recht anspruchsvoller: das Halbrund einer Halle mit hohen, türartigen Fenstern zwischen sechs mächtigen Säulen, die von einer Kuppel gekrönt wird. Man glaubt, hier sei ein starker Akkord angeschlagen, um den Punkt des Eingangs zu betonen. Die Stelle, an dem freien Platz vor dem Bahnhof gelegen, scheint dafür nicht ungeeignet. Aber in Wahrheit befindet sich der Eingang gar nicht hier, sondern an der benachbarten südlichen Langseite, wo ein kleiner Vorbau, völlig unorganisch an die Baumasse

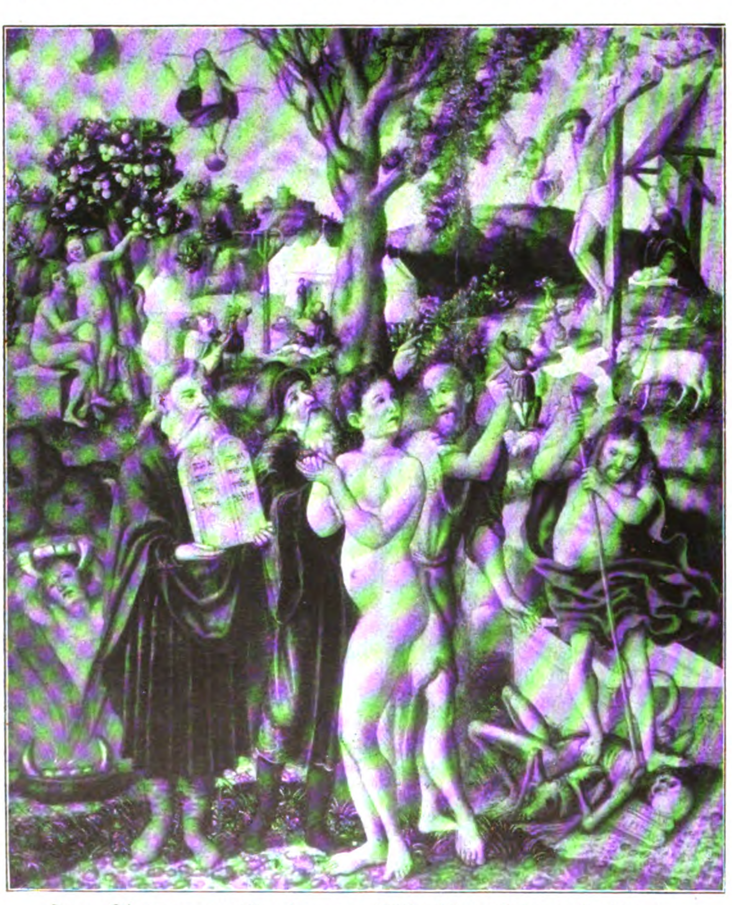


Hinrik Funhof (gest. in Hamburg 1485): Maria im Ährenkleid

angeklebt, den Besucher aufnimmt. Man muß sich erst zurechttasten, bis man diese Tür findet. Betritt man aber auf so ungewöhnliche Weise das neue Haus, so folgen weitere Anlässe der Verwunderung und des Kopfschüttelns. Von dem Vorraum mit der Garderobe sieht man links in höchst eigentümlicher Anlage die Treppe zu einer Tür emporführen, die man für einen Zugang zu — allem anderen halten möchte, nur nicht zu einer Gruppe von Museumssälen. Tatsächlich aber beginnt hier eine Folge von Seitenkabinetten, die vorläufig noch leer stehen, für die aber schon eine Bestimmung getroffen ist. Geradeaus vom Vorraum gelangt man dann in das Innere der Halle, das sich als eine weite und pompöse Rotunde darstellt — das hohe Gesims von acht gewaltigen Säulen getragen. Hier steht kein Kunstwerk, und es ist auch nicht einzusehen, was hier Platz finden könnte. Es ist also ein durchaus berufsloser Raum geworden, der seiner ganzen Anordnung und der Verbindung mit dem nutzbauartigen Gesamthause nach auch als Repräsentationshalle nur sonderbar wirkt. Über diese Rotunde hinaus blickt man sodann in den Eckraum der Kabinette der Nordseite, und hier erst wird wenigstens der Beweggrund klar, der diese ganze seltsame Raumführung wahrscheinlich veranlaßt hat. Denn als Abschluß der Querachse ist dort, vom Besucher gleich beim Eintritt erblickt, eins der herrlichsten Werke angebracht, die das Museum besitzt: der große Hauptaltar aus der Hamburger Petrikirche vom Meister Bertram. Es war wohl ein Lieblingsgedanke Lichtwarks, das Auge des Kommenden sofort auf diese Schöpfung zu lenken. Aber es ist mehr als wunderlich, darum eine solche Reihe von Fehlern aufzubieten.

Die Fehler gehen weiter. Es sei gar nicht davon gesprochen, daß die Flucht der Seitenkabinette im Erdgeschoß hier wie dort ganz für sich bleiben, als abgeschlossene Raumgruppen, denen jede Verbindung mit anderen Gebäudeteilen und untereinander fehlt. Es sei auch nicht untersucht, was mit dem Raum geschehen ist, der sich hinter diesen Seitenkabinetten auf beiden Seiten im Erdgeschoß nach innen zu hinzieht und der, in erheblicher Ausdehnung, etwas Unbenutzbares und Verlorenes darstellt — für ein Bauwerk eine erstaunliche Tatsache. Aber wenn man nun zum Obergeschoß hinaufsteigt, in dem der Schwerpunkt des neuen Hauses ruht, so macht man weitere merkwürdige Erfahrungen. Durch die falsche Anlage der Rotunde muß man einen rechten Winkel beschreiben, um ins große Treppenhaus zu gelangen. Dies Treppenhaus führt dann mit maßloser Raumverschwendung empor. Aber es führt zunächst nicht, wie man nach seiner weiträumigen Anlage erwarten sollte, in einen großen Hauptsaal, von wo aus die Wege sich abzweigen, und stellt so eine kleine Täuschung dar. Über uns lastet eine Kassettendecke, viel zu niedrig und viel zu schwer. Kopfschüttelnd langt man oben an.

Doch diese Verkehrtheiten seien



Franz Timmermann (Hamburg um 1550): Sündenfall und Erlösung)



David Kindt (Hamburg 1582—1652): Bildnis der Mutter des Künstlers

wandungen herunterströmt. Dadurch hat er eine Fülle von Helligkeit in die Säle entboten, die in den langen Monaten der Hamburger Nebel-, Wolken- und Regenzeit gewiß sehr willkommen ist, die aber vielleicht auch dann des Guten zuviel liefert. Bei sonnigem Sommerwetter ist die Flut von Licht auf alle Fälle zu stark. Sie blendet nicht nur gelegentlich das Auge des Besuchers, sondern sie bringt scharfe Lichtstreifen in die Säle und saugt manchen Gemälden schlechthin das Blut der Farbe aus. Indessen hier wird sich durch Vorhänge, die vor- und weggezogen werden können, oder durch Anstrich der Glasscheiben Abhilfe schaffen lassen.

⌘ ⌘ ⌘

Für Lichtwark bildete die Kunst nicht eine abgeschlossene Provinz für sich. Sie war für ihn durch tausend Fäden mit allen anderen Gebieten unseres Geistes- und Gemütslebens verknüpft. Von der Einseitigkeit des Kunstgelehrten und des Ästheten rückte er bewußt ab. Seine Kunstpflege sollte sich mit der Sorge für andere Interessen von Bedeutung verbinden. Er teilte dabei, als ein geborener Pädagoge, die Ansicht, daß man bei der Erziehung und Bildung von Menschen am besten von dem ausgehe, was ihnen am

nun auch nicht überschätzt. Sie müssen festgestellt werden, weil jeder Besucher sie störend empfindet, aber sie können die Freude und den Genuß, die uns nun aufnehmen, schließlich doch nicht beeinträchtigen. Im Obergeschoß selbst ist auch der bauliche Rahmen wohlgelungen. Eine Folge von Oberlichtsälen in der Mitte; eine Reihe von Kabinetten mit Seitenlicht als Begleitung zu beiden Seiten. Form und Ausmaß der Räume vortrefflich. Die ruhige Tönung der Wände vorbildlich; bis auf die Streifen, die sich an einigen Stellen von oben nach unten ziehen. Ein Problem für sich war die Lichtzufuhr der Oberlichtsäle. Lichtwark hat mit seinem architektonischen Helfer die Museen ganz Deutschlands und noch anderer Länder dazu bereist, um die verschiedenen Lösungen der mannigfachen Museumsbaufragen und besonders dieser Lichtfrage zu studieren. Er hat sich dann für laternenartige Aufsätze entschieden, bei denen das Licht oben durch die seitlichen Glas-



Matthias Scheits: Hausmusik (Studie)



Rembrandt Simeon im Tempel

nächsten liegt. Seine leidenschaftliche Liebe galt seiner Vaterstadt Hamburg, und er setzte bei seinen Landsleuten die gleiche Neigung voraus. So wollte er den Kunstsinn der Hamburger anregen, indem er sich an den Heimatsinn und den Stolz der Hanseaten wandte. Das führte ihn zu verschiedenen Maßnahmen. Einmal hielt er es für wichtig, sein Hauptaugenmerk auf die Werke hamburgischer Kunstübung zu richten, soweit sie durch die Jahrhunderte hindurch zu höherer Bedeutung aufgestiegen waren und soweit er ihrer noch habhaft werden konnte. Er zog auf Entdeckungsreisen aus und holte aus nahen und entlegenen Ecken eine erstaunliche Fülle wertvollen Gutes hervor. Dazu aber gründete er eine neue Abteilung seines Museums, bei der er selbst oder die Kunsthalle als Besteller auftrat: die ‚Sammlung von Bildern aus Hamburg'. Er zog die besten lebenden Künstler Deutschlands, ja sogar einige Franzosen heran und gab ihnen freie oder gebundene Aufträge. Sie lieferten ihm die berühmte Reihe von Bildnissen hervorragender Männer aus Hamburg und die schöne Folge von Landschafts- und Stadtbildern aus Hamburg und seiner Umgebung. Man hat vielfach diesem Grundsatz gegenüber

Bedenken geäußert, indem man betonte, daß die Maler sich durch also bestimmte Marschrouten beengt fühlen und so häufig Werke schaffen müßten, die hinter ihren völlig freien Schöpfungen zurückstehen. Auch darauf wurde hingewiesen: daß ein Künstler, der von außen her zu genau formuliertem Auftrag nach Hamburg komme, schließlich doch weniger die eigentümliche Luft- und Farbenstimmung der Stadt treffen, als vielmehr seine eigene, bereits feststehende Manier auf sie übertragen würde. Vor allem aber störte der gegenständliche Grundsatz der Auswahl, die hier getroffen wurde. Das Ergebnis jedoch lehrt, daß alle diese Bedenken unbegründet waren. Vielleicht hätte sich im Laufe weiterer Jahre, wenn Lichtwark das Prinzip überspannt hätte, eine schädliche Folge gezeigt. So, wie er die Sammlung hinterlassen hat, ist sie ein einzig dastehendes Zeugnis für die Kunstpflege einer reichen Stadt, für die Möglichkeit eines engen Verhältnisses zwischen Künstler und Auftraggeber bei einer umfassenden großen Aufgabe, und schließlich auch für die Art, wie sich Aussehen, Leben und Menschen eines modernen Gemeinwesens in bedeutender künstlerischer Spiegelung darstellen. Wir haben schon heute nicht mehr die Angst vor dem Gegenständlichen, die die



Melchior de Hondecoeter: Aufruhr im Hühnerhof



Gemälde und Sessel aus der Rokokozeit

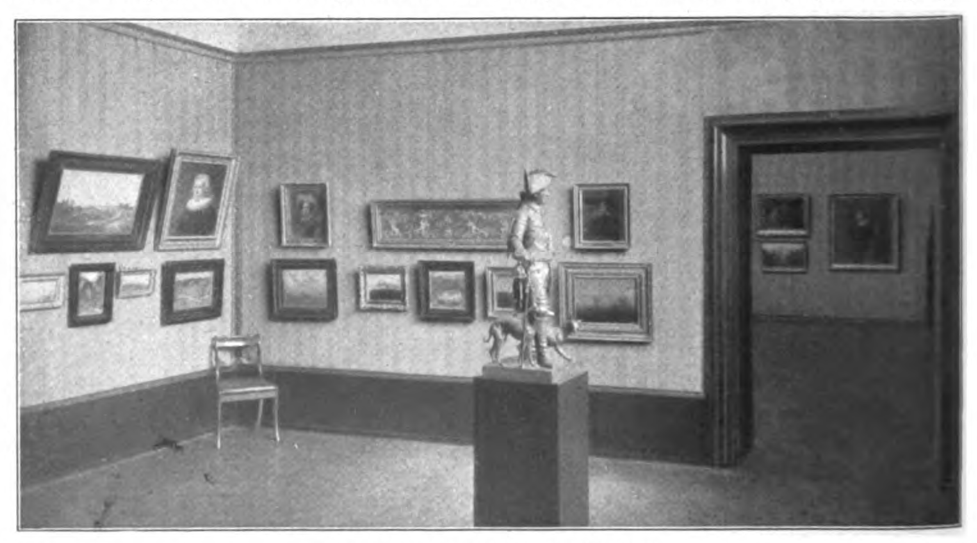


Bildnisse aus dem 18. Jahrhundert von Johann Heinrich Tischbein

impressionistische Epoche empfand, und die Zukunft wird vermutlich noch anders darüber denken.

Immerhin hatte der lehrhafte Zug in Lichtwarks Wesen dahin geführt, daß die Gruppen stofflich zusammengehöriger Werke, die so entstanden, in der Kunsthalle ein wenig schematisch dargeboten wurden. Hier griff Paulis leise bessernde Hand ein. Er ließ den Kern der Lichtwarkschen Anordnung bestehen, befreite sie aber vom allzu Systematischen und ließ Teile der streng abgegrenzten Gruppen in einer neuen, klug erwogenen Gesamtordnung aufgehen. Das war keine leichte Arbeit, die ein besonderes Maß von Takt und Verständnis erforderte. Aber sie gelang, und was jetzt vor uns steht, erweist sich als ein klar aufgebauter, feingliedriger Organismus von eigener Art und eigenem Leben. Es stellt sich eine kunstvolle Folge dar. Vom fünfzehnten Jahrhundert bis in die expressionistische Zeit unserer Tage schließt sich die lange Kette der hamburgischen Meister aneinander und gibt einen Grundstock der Entwicklung ab, um den sich der übrige Bestand der Galerie herumrankt. Wir machen den Gang eines großen und reichen Wachstums mit, und die hamburgische Sammlung bildet das Rückgrat dieses ganzen Vorgangs. Das ist durchaus nicht so zu verstehen, daß immer und überall das hamburgische Element die Führung innehätte. Oft tritt es zurück, manchmal steht es ganz bescheiden beiseite oder verschwindet gar; aber immer wieder tritt die heimische Kunstbetätigung hervor und führt den Faden weiter.

Es wurde schon darauf hingedeutet, wie Meister Bertram den Besucher empfängt



Kabinett deutscher Meister nach 1800
Plastik von Gottfried Schadow: Friedrich der Große mit seinen Windspielen



Philipp Otto Runge: Arions Meerfahrt

Seine Entdeckung gehört zu Lichtwarks Großtaten. Die Kraft und Mannigfaltigkeit und das bewußte, strenge Stilgefühl, das in den Schnitzarbeiten und Malereien aus Bertrams Werkstatt lebt, werden von keinem anderen deutschen Meister um 1400 übertroffen. Die Art, wie seine Altarwerke jetzt aufgestellt sind, läßt die Größe und den Umfang seiner Kunst wundervoll klar erkennen. Ebenso kommt jetzt Bertrams Nachfolger zur Geltung: der Meister Francke, den wiederum Lichtwark aus dem Dunkel hervorgezogen hat. Mit neuem Staunen betrachtet man die dramatische Wucht und die blühende Phantasie seiner frommen Gemälde. Ein Dritter schließt sich jetzt diesen Primitiven an: Hinrik Funhof, nun schon dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts angehörig, dessen ‚Maria im Ährenkleid‘ erst in den letzten Jahren in die Kunsthalle gekommen ist. Die nächsten Hauptstationen der älteren hamburgischen Malerei bilden: Andreas Scheits, der in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts die Intimität, den großen Zug und die freie Sicherheit der niederländischen Malerei nach Hamburg brachte — Balthasar Denner, der Porträtist und Stilleben-Maler, der schon bis an die Grenze des Rokoko führt — und Joh. Heinr. Tischbein, der in Hamburg besonders reich vertreten ist.

Aber nun erst, mit dem beginnenden neunzehnten Jahrhundert, setzt das Hauptkapitel der Lichtwarkschen Sammlerarbeit ein. Wieder leuchtet ein Name, den wir seinem Forscherglück verdanken: Philipp Otto Runge, das große Wunder des Genies, das wie ein Meteor am deutschen Kunsthimmel auftauchte

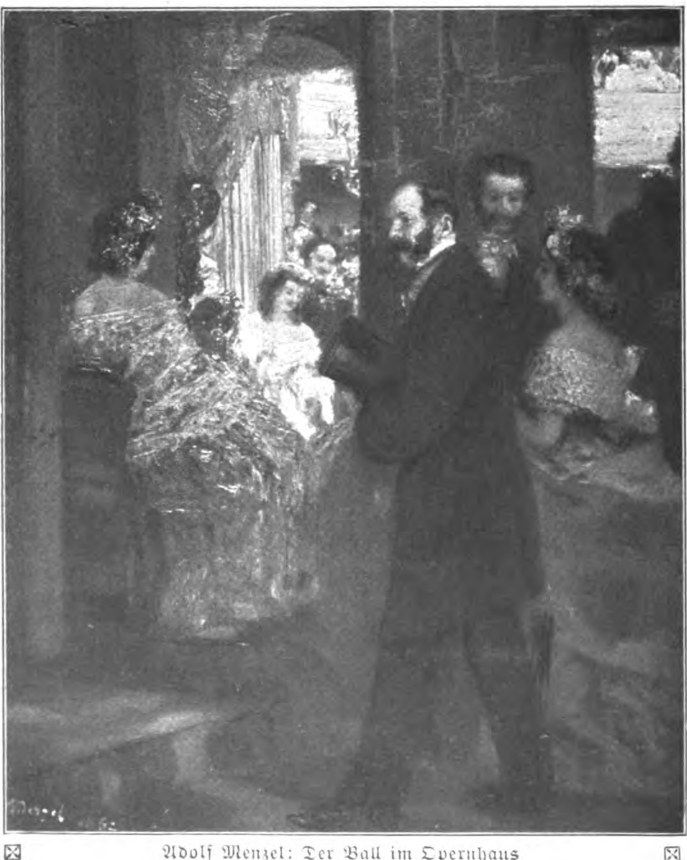


Kaspar David Friedrich: Der Hafen von Greifswald

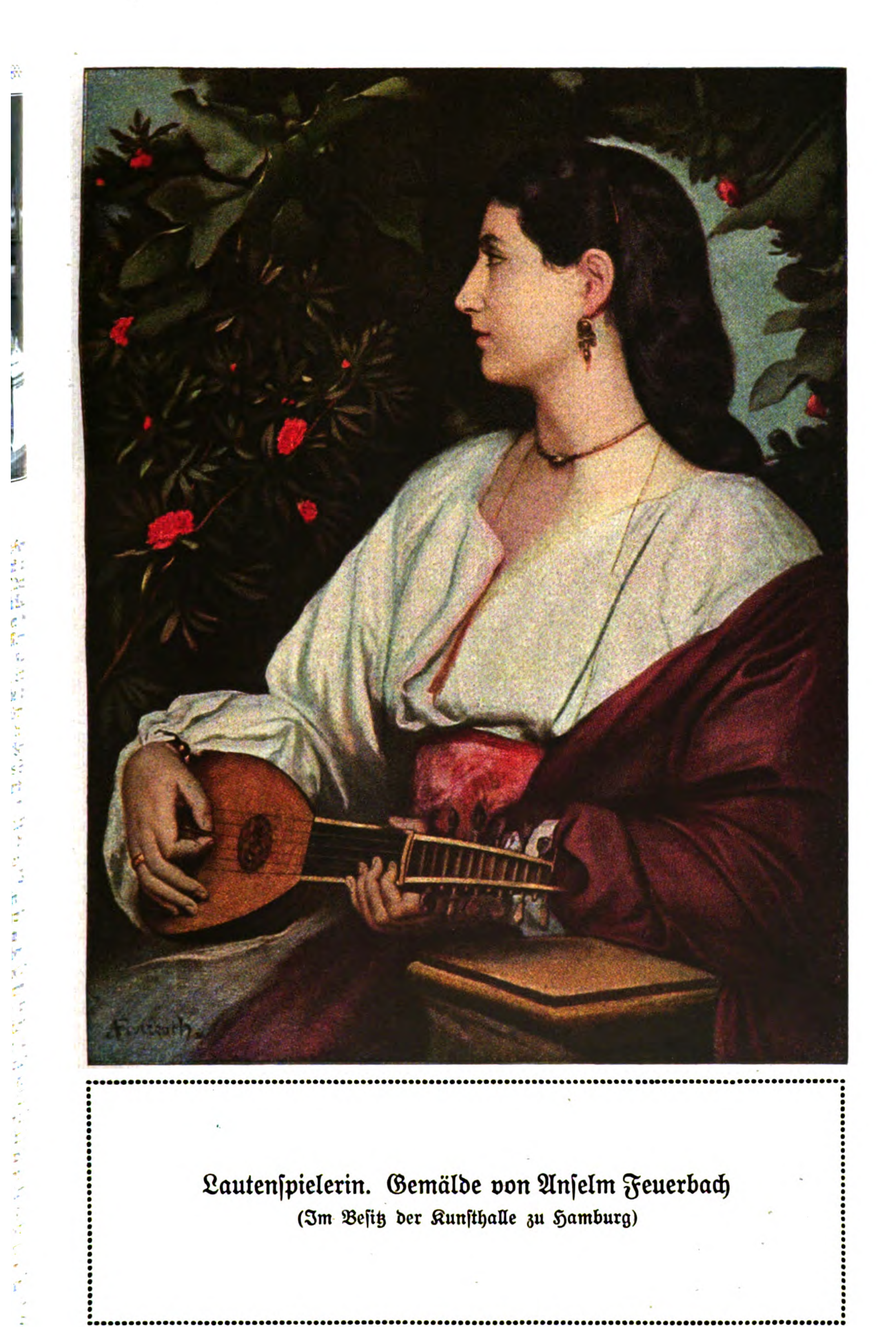


Kabinett junger Hamburger um 1830: Friedrich Wasmann, Erwin Speckter
Plastik von Gottfried Schadow: Grabmal der Königin Luise

und verschwand; das in der Zeit des Klassizismus, allein in Deutschland, die Lehren der Freilichtmalerei vorausahnte und die Entwicklung von Jahrzehnten vorwegnahm. Runge führt die Gruppe der Alt-Hamburger aus den Jahren der Romantik und des Biedermeiertums: die Julius Oldach, Emil Janssen, Erwin Speckter, Friedrich Wasmann, die Brüder Gensler, Christian Morgenstern, Hermann Kaufmann und so fort. Lichtwarks ganze Liebe hing an diesen Malern seiner Vaterstadt, die in den Jahren der Verstiegenheit und des Strebens nach rauschenden Wirkungen sich in treuer Hingabe an Natur und Leben und den umgebenden Tag hielten, mit feinem Wirklichkeitssinn ein gründliches Handwerk und eine köstlich frische Unbefangenheit des Sehens verbanden. Für den zarten Reiz dieser stillen und bescheidenen Kunst, die um so mehr gab, je weniger Ansprüche sie stellte, hat erst das Hamburger Museum uns die Augen geöffnet. Und darüber hinaus ist erst von Lichtwark und seiner Galerie durch ganz Deutschland hin die Anregung getragen worden, die vergessene Kunst der Kleinmeister aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts neu zu studieren. In Berlin,



Adolf Menzel: Der Ball im Opernhaus

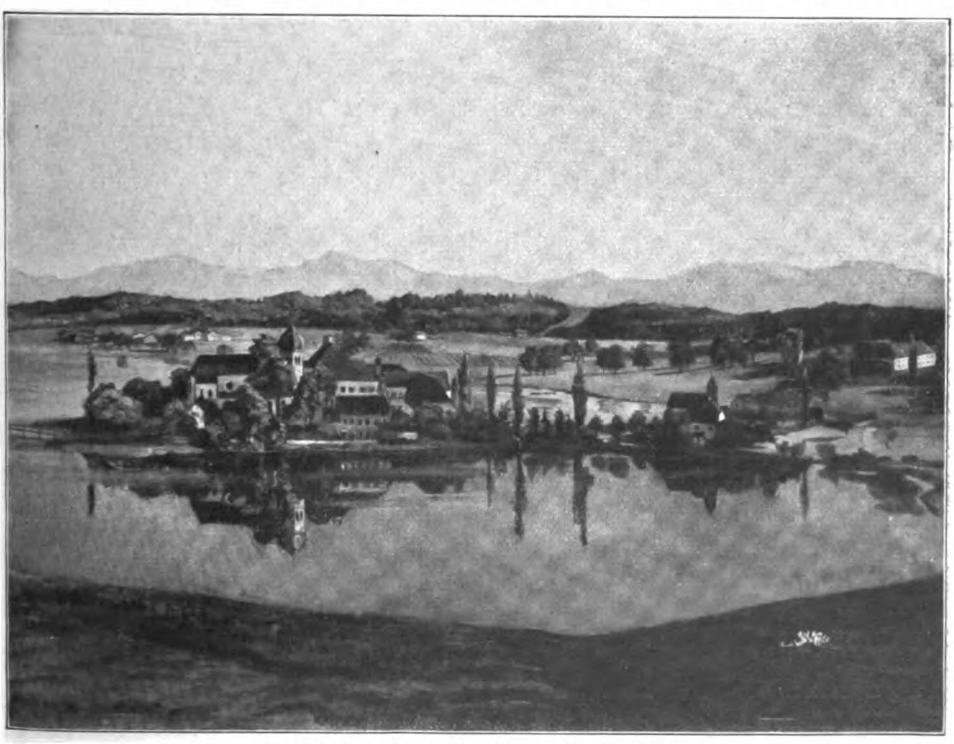


Lautenspielerin. Gemälde von Anselm Feuerbach
(Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)

in Dresden, in Wien, in Düsseldorf ist so eine Fülle verklungener und vergrabener Herrlichkeiten zutage gekommen. Die unvergeßliche Jahrhundertausstellung von 1906 trug dieses Material zusammen. Es wurde dann wieder verstreut und gab überall Auffrischung, Anregung und neue Erkenntnis. In Hamburg aber blieb der Hauptstapelplatz des unschätzbaren Materials. Mit fabelhaftem Spürsinn zog Lichtwark immer neue Zeugnisse für diese ‚Primitiven der modernen Malerei' ans Licht. Er kaufte sie in Massen und kaufte sie noch zu beneidenswert niedrigen Preisen. Heute schreiten wir mit innigster Freude die Kabinette ab, in denen sich dieser Reichtum ausbreitet. Mag der ganzen Reihe mit geringen Ausnahmen auch ein etwas enger, kleinbürgerlicher Zug anhaften — die Verhältnisse im damaligen Deutschland verrammelten dieser ehrlichen Kunstgesinnung den Weg —, so fühlen wir doch mit hohem Genuß die malerische Zartheit und das eingeborene Deutschtum der lieben Meister. Wie hoch Runge als ein prophetischer, schöpferischer Geist aus dem ganzen Kreise hervorragte, zeigt sich erst jetzt, da er einen ganzen Saal königlich beherrscht. Aber auch der Dresdener Caspar David Friedrich, der wiederum ohne Lichtwark im Dunkel geblieben wäre, entfaltet erst jetzt mit ganzer Wirkung die zarte Romantik seiner schimmernden Farben. Wie Pauli diese stattliche Lieblings-



Hans von Marées: Bildnis des Bildhauers Knoll



Wilhelm Trübner: Ansicht von Kloster Seeon

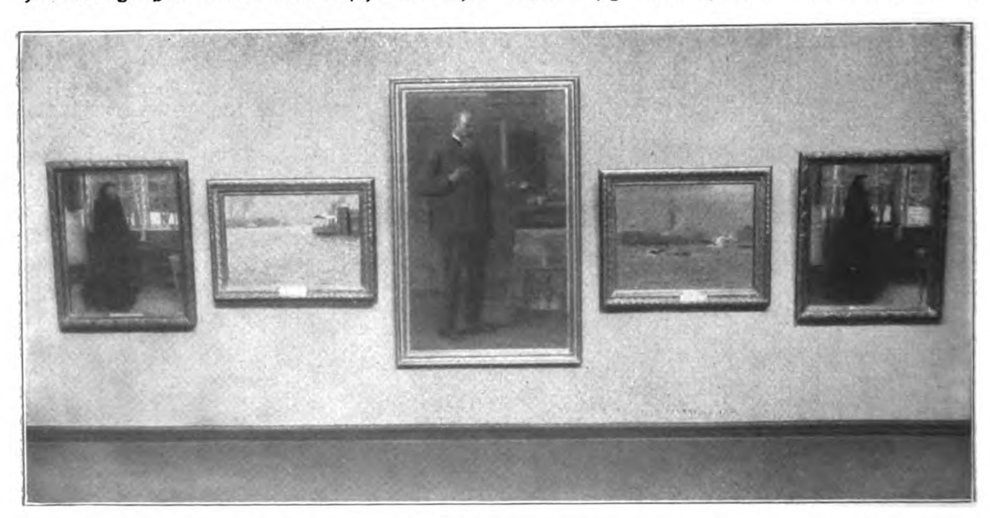
gruppe seines Vorgängers geordnet und vorgeführt hat, das sichert ihm den Dank aller deutschen Kunstfreunde.



Prof. Erich Marcks
Gemälde von Leopold Graf von Kalckreuth

Der Besitz der Kunsthalle an bedeutenden Werken älterer Malerei außerhalb Hamburgs ist nicht sehr groß. Um so mehr kam alles hier auf die Anordnung an. Pauli hat diese Aufgabe trefflich gelöst und bietet gerade in diesen Sälen Musterhaftes. Bei den Holländern, zu denen aus der niederdeutschen Stadt manche Fäden führten, herrschen einige Werke, die Lichtwark noch kurz vor seinem Tode erwerben konnte, als im Jahre 1912 die berühmte hamburgische Sammlung Weber in Berlin versteigert wurde. An erster Stelle steht dabei Rembrandts ‚Simeon im Tempel'; daneben ein ungewöhnlich schönes Kirchen-Interieur von Gerard Houckgeest und, nicht so unbedingt ersten Ranges, ein Grauschimmel von Potter. Im Saal des 18. Jahrhunderts grüßen dann neben Tischbein Goya und Graff, der in der Galerie hervorragend gut vertreten ist. In den Kabinetten zur Seite klingen die großen Akkorde der Säle weiter fort. Hier überall ist der Raum schon vollbesetzt, und man möchte kein Bild anders gehängt und keines hinzugefügt sehen, so fein ist die Einheit von Inhalt und Umgebung.

Weit großartiger aber präsentiert sich die klassisch gewordene Kunst des 19. Jahrhunderts. Tritt man vom alten in das neue Haus, so ziehen sich durch die ganze Breite seiner Querachse vier Oberlichtsäle, wie sie wenige andere Museen aufweisen. Der erste beherbergt die Deutsch-Römer: Feuerbach, dessen großes Paris-Urteil den Raum bestimmt; Böcklin, der schön und charakteristisch vertreten ist; Marées, von dem aus der Lichtwark-Spende noch kurz vor dem Kriege zwei kostbare Landschaftsstücke erworben wurden. Mit ihnen verträgt sich Lenbach, von dem gerade Hamburg Meisterliches besitzt. Der zweite Saal gehört dem



Wand aus dem Kalckreuth-Saal. In der Mitte Selbstbildnis des Künstlers; rechts und links davon Hamburger Hafenbilder, außen Bildnisse der Frau Marie Zacharias

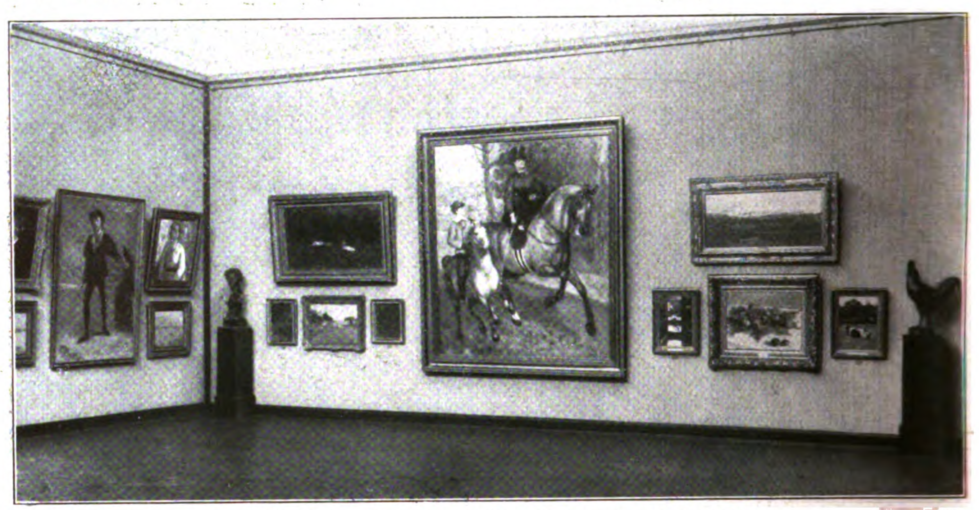


Wand aus dem Max Liebermann-Saal. In der Mitte „Die Netzflickerinnen"

Leibl-Kreise, einer Sammlung kostbarster Schätze. Die Anordnung freilich scheint mir hier nicht mehr so ohne Fehl wie bei den älteren Meistern. Pauli ist oft der Neigung gefolgt, ein Hochbild rechts und links von je einem Paar kleinerer Gemälde zu flankieren, die weder oben noch unten die Rahmenlinie des Mittelbildes einhalten. Gerade Leibls Meisterwerk der drei Frauen in der Kirche wird dadurch seltsam gedrückt und um einen Teil seiner Wirkung gebracht. Der dritte Saal heißt Max Liebermann — von ihm besitzt Hamburg wohl die beste und reichhaltigste Sammlung in ganz Deutschland. Der Eindruck dieses geschlossenen, von einer Hand beherrschten Raumes ist außerordentlich. Er konnte allerdings lange nicht alles fassen, was die Kunsthalle von Liebermann ihr eigen nennt. In einem Seitenkabinett tritt er wiederum auf und zeigt eine Reihe entzückender Pastelle, gemeinsam mit Kleinwerken von Menzel — eine vorzügliche Zusammenstellung. Der vierte der Säle wird bestimmt durch die verhältnismäßig kleine Schar französischer Impressionisten, die Lichtwark ankaufte. Es ist nicht viel: ein großer Renoir, die beiden Bildnisse von Manet (der Sänger Faure und Henri Rochefort), ein Stilleben von Monet, eine Landschaft von Sisley und noch einiges. Lichtwark hatte sich zu sehr in die Art der älteren Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts eingelebt, um den Parisern mit Leidenschaft gegenüberzustehen. So mußte der Saal mit deutschen Werken von Slevogt, Corinth, Ludwig von Hofmann und dem Hamburger Thomas Herbst gefüllt werden, und man kann nun studieren, wie die französischen Anregungen bei uns wirkten.

Zwei französische Bilder nannte ich noch nicht: die Porträts zweier Hamburger Senatoren, die Lichtwark von Bonnard und Vuillard malen ließ. Es ist sehr hübsch gesagt worden, daß diese Bildnisse mehr französische Rentner als deutsche Hanseaten darzustellen scheinen, und Pauli hat recht daran getan, sie aus der Sammlung repräsentativer hamburgischer Porträts herauszulösen, die er im großen Hauptsaal des alten Hauses beisammen ließ. Dort wirkt nun die große Bildnissammlung, an der Liebermann, Graf Kalckreuth, Slevogt, Trübner, Olde, Corinth beteiligt sind, um so einheitlicher und prächtiger. Hinzu kommt jetzt noch ein Porträt von Lichtwark selbst, das Kalckreuth gemalt hat, für dessen feine und herbe Kunst der Heimgegangene eine so tiefe Liebe hatte. Es entspricht auch durchaus dem Lichtwarkschen Geist, daß dem Grafen Kalckreuth in unmittelbarer Nachbarschaft jener vier großen Säle noch ein eigener Raum zusteht.

So ist, wie man sieht, das Bild der Entwicklung dauernd von hamburgischen Elementen durchflochten. Auch ein Saal, der als Leihgabe die erlesene Reihe bester moderner Werke aus der Sammlung Paul Rauers vorführt, verkündet zugleich den Ruhm der Stadt, da er zeigt, zu welcher Reife das hamburgische Privatsammlertum aufgestiegen ist. Nicht anders ist es in der Abteilung der Jüngsten. Sie wird geführt von Friedrich Ahlers-Hestermann, Fritz Friedrichs und Franz Nölken, von denen sich nun wieder eine gerade Linie zu der vortreff-



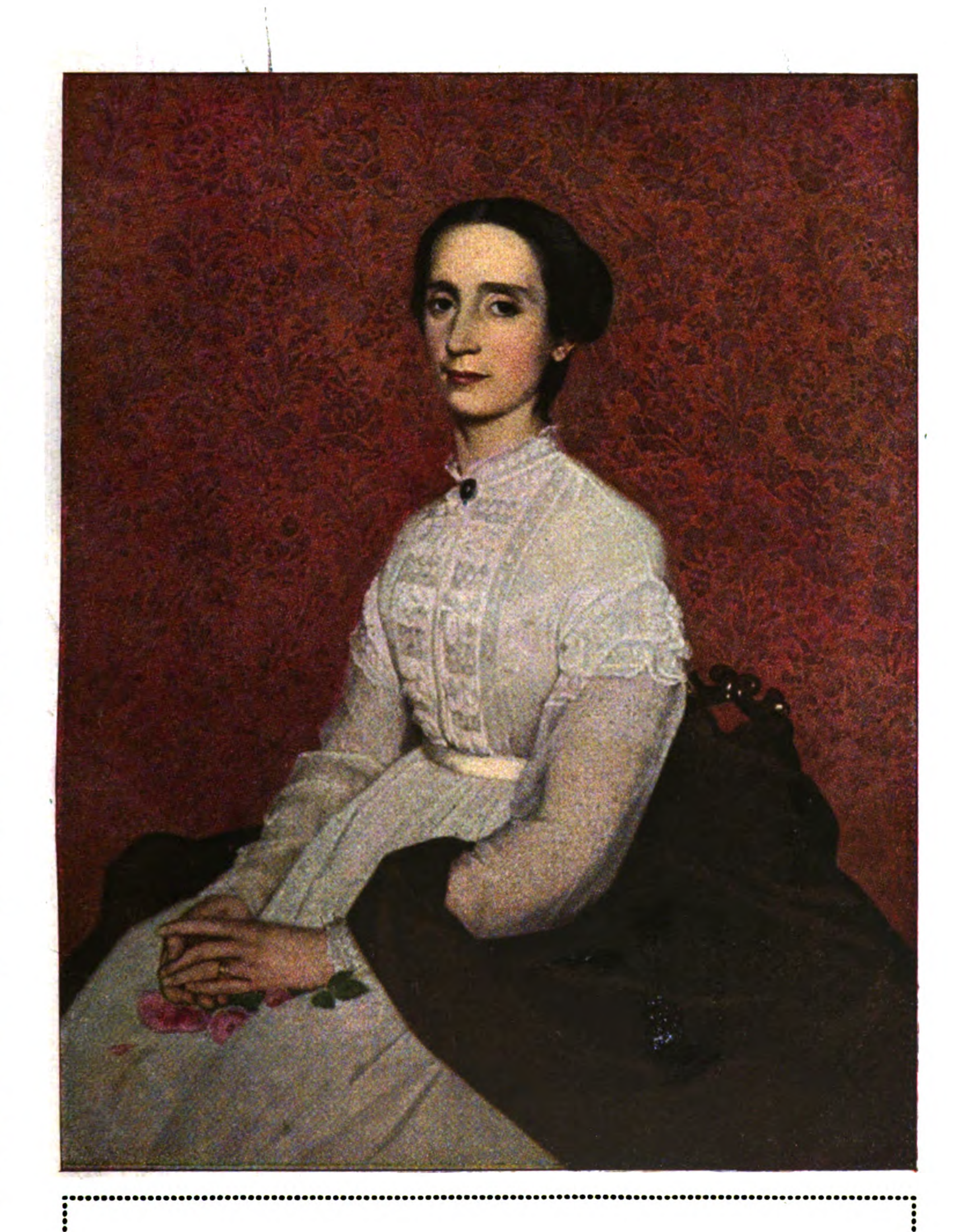
Saal der Impressionisten mit Auguste Renoirs „Spazierritt"

lichen Sammlung der übrigen Expressionisten zieht, die Pauli im Durchgang vom alten zum neuen Hause ansiedelte. Hier ist mit großem Geschick eine bezeichnende Auswahl getroffen und zu bester Wirkung zusammengefügt. Wir sehen eine glänzende Wand mit Werken von Emil Nolde. Aber auch die anderen Deutschen aus der jüngsten Bewegung, deren Persönlichkeiten für uns immer deutlicheren Umriß gewinnen, sind gut vertreten: Weisgerber, Franz Marc, Kirchner, Rohlfs, Paula Modersohn. Einige Ausländer kommen hinzu, das Frühbild der Absinth-Trinkerin von Picasso, das herrliche Bild eines nackten Jünglings von Munch und einige Franzosen. Zum ersten Male hat wohl hier ein neues Museum die jüngsten Bestrebungen in solchem Umfang von vornherein bei seiner Einrichtung berücksichtigt.

So rundet sich Lichtwarks und Paulis großes Werk. Versucht man, wie es hier geschehen ist, in einem kurzen Überblick einen Begriff von seinem Inhalt und der Form zu geben, in die er gegossen wurde, so fühlt man erst recht den Reichtum, den es dabei zu umschreiben gilt und der sich schwer erschöpfen läßt. Eine Frage freilich taucht auf: wie soll für Zuwachs Raum geschafft werden, da heute schon die Säle voll und scheinbar bis zum letzten ausgenutzt vor uns stehen? Aber das ist eine Sorge der Zukunft, die getrost Paulis bedachter Leitung überlassen werden kann. So schnell wird sich ja auch im verarmten Deutschland das Geld nicht ansammeln, das einem Museum bedeutende Bereicherungen zuführen könnte. Die Gegenwart darf sich mit dem freuen, was ihr geschenkt wurde. Sie mag in trüben Tagen aus dem hohen Besitz, der hier der Allgemeinheit als eine neue Gabe anvertraut ward, und aus der klingenden Harmonie, zu der organisatorische Meisterschaft edelste Schöpfungen von Jahrhunderten vereinigte, Freude und Trost und Lebenszuversicht schöpfen.



Fritz Ahlers-Hestermann: Die Gattin des Künstlers



Die Schwester des Künstlers. Gemälde von Otto Dörr
(Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)

Massenauswanderung

Von Dr. Ernst Schultze

Die Sorge ist Deutschlands täglicher Gast. Zu jeder unserer knappen Mahlzeiten setzt sie sich mit zu Tische, bei allem, was wir tun und denken, schauen wir in ihr hageres Gesicht. Wir wissen, daß wir so nicht weiter leben können. Halb erwürgt, soll uns der letzte Atem durch die Friedensbedingungen abgeschnürt werden, deren Härte ein untilgbarer Schandfleck in der Geschichte aller unserer Feinde ist. Sie hoffen, uns bis aufs Mark auszusaugen, das Leben in Deutschland ganz unerträglich zu machen. Um diesem Leben zu entgehen, droht uns eine Massenauswanderung, wie sie noch nie dawar, obwohl die deutsche Geschichte an solchen Bewegungen keineswegs arm ist. Während im alten Staate das letzte Menschenalter hindurch die Auswanderungsziffer bis auf ein ganz unerhebliches Maß sank, wird der neue Staat sich gezwungen sehen, riesige Scharen von Volksgenossen ins Ausland zu verstoßen.

Wir werden damit eine Wiederholung dessen erleben, was in den ersten acht Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts vor sich ging, als die Auswanderung für Deutschland die Bedeutung einer beständig fließenden Wunde hatte. Nachdem der Zuwachs deutschen Volkstums im Mittelalter Anlaß zu der glänzendsten und erfolgreichsten Kolonisation weiter Gebiete geworden war, die nach der hellenischen Kolonisation im Altertum irgendwann in der Geschichte zu finden ist, setzte der schwarze Tod um die Mitte des 14. Jahrhunderts dieser Siedlungsbewegung nach Osten ein Ziel. Drei Jahrhunderte später schwächte der Dreißigjährige Krieg die abermals gewachsene deutsche Volkszahl so entsetzlich, daß es ein Jahrhundert dauerte, bis sich wiederum ein Bevölkerungsüberschuß ins Ausland zu ergießen begann. Seit 1753 finden wir daher in Deutschland alle möglichen Verbote und Maßregeln zur Verhinderung des Verlustes von Menschen ans Ausland. Allein diese Maßnahmen blieben erfolglos, und da Deutschland nicht mehr wie früher einen machtvollen Staat verkörperte, sondern in machtlose Teile zersplittert war, so gingen alle diese Auswanderer verloren. Es bietet den traurigsten und beschämendsten Anblick, wenn wir sehen, wie etwa an einer berühmten Schlacht des amerikanischen Revolutionskrieges Deutsche in so großen Mengen teilnahmen, daß alle drei Verbände, die daran beteiligt waren: die von den Engländern gekauften hessischen Soldtruppen, die aufständischen Amerikaner selbst und die auf ihrer Seite kämpfenden französischen Bundesgenossen, nämlich das Regiment Zweibrücken, größtenteils aus Deutschen bestanden.

Auch in den ersten acht Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts vermochte Deutschland seinen Bevölkerungszuwachs nicht ganz auf eigenem Boden zu ernähren, und da ihm Kolonialgebiete mangelten, so ergoß sich der Überschuß in immer neuen Strömen in fremde Länder. Wollte ein überseeischer Staat Menschen zur Siedlung oder zum Aufbau bestimmter Gewerbe erhalten, so brauchte er sich nur an einen deutschen Staat zu wenden oder selbst durch Agenten dort werben zu lassen. So bat 1837 der Präsident der Republik Mexiko, Don Anastasio Bustamente, den preußischen Geschäftsträger von Geroldt, die Beförderung deutscher Auswanderer nach den mexikanischen Grenzbezirken (insbesondere Texas) anzuregen. Infolge der Unmöglichkeit der Ernährung des gesamten Bevölkerungsüberschusses wurde solchen Bitten häufig nachgegeben. Auch bildeten sich Kolonisationsgesellschaften wie der ‚Mainzer Fürstenverein‘ (1842) oder der Düsseldorfer ‚Auswandererverein‘ (1843), der ‚Preußische Verein für die Moskitoküste‘ (1845) in Berlin, das ‚Zentralbüro zur Fürsorge der Auswanderer‘ in Leipzig (1846), der von verschiedenen Regierungen durch Geldmittel geförderte ‚Verein für Auswanderung‘ in Frankfurt a. M. (1848), der ‚Verein zur Zentralisierung der deutschen Auswanderung‘ nebst der ‚Kolonisationsgesellschaft für Zentralamerika‘ (1849) und ähnliche Gesellschaften, die einesteils die Auswanderung anzuregen, andernteils sie zu lenken und Maßnahmen zum Schutze der Auswanderer zu treffen suchten. Es blieb eben dabei, daß wir Menschen abgeben mußten, die dem Auslande wirtschaftlich ungemein zustatten kamen. Wir kennen alle das spöttisch-anerkennende Wort von dem ‚Völkerdünger‘, den die Deutschen in fremden Ländern darstellten. Nichts kann für die Tüchtigkeit der damaligen Auswanderer und zugleich für das nationale Unglück dieses Blutverlustes bezeichnender sein.

Ganze Gemeinden versuchten damals, sich von ihren sämtlichen Armenlasten zu befreien, indem sie alle Unterstützten durch Auswanderung aus dem Lande schafften. Freilich schoben fremde Länder diesem Mißbrauch bald einen Riegel vor. Anderseits ließ sich durch alle Vorsichtsmaßregeln nicht verhindern, daß immer wieder deutsche Auswanderer in Länder verlockt wurden, in denen sie die ungünstigsten Verhältnisse antrafen, ja wo sie förmlich in die Sklaverei hinabgedrückt wurden. Nur eine starke und einflußreiche Regierung vermag dies zu hindern.

Es war daher mit Freuden zu begrüßen, daß 1897 ein Reichsgesetz über das Auswandererwesen zustande kam.

Inzwischen war zum Glück die Auswanderung beträchtlich gesunken. Nachdem sie 1881 mit 220902 Menschen den Höhepunkt erreicht hatte, ging sie schnell auf so unerhebliche Ziffern herunter, wie man sie noch kurz vorher nicht für möglich gehalten hätte. Vor allem war nicht mehr die Rede von jenen Auswanderungsepidemien, wie sie in manchen deutschen Gegenden vor der Begründung des Deutschen Reiches geherrscht hatten. „Die geringste Verdrießlichkeit oder Sorge veranlaßte die Menschen zum Wegzug aus dem Vaterland, dessen Zukunft man sich grau in grau auszumalen liebte," so meint Dr. Viktor Hantzsch, der Geschichtsschreiber der deutschen Auswanderung.

Die Herbeiführung der deutschen Einheit wirkte diesen Zuständen seelisch entgegen, und da die früheren Klagen über den Polizeistaat und die politische Unterdrückung zum großen Teile hinfällig wurden, so konnte der wirtschaftliche Aufschwung, der nun einsetzte, die erwünschte Folge haben, daß er die Auswanderung auf ein ganz geringes Maß beschränkte. Tatsächlich wurde sie so gering, daß die Ausfuhr von Menschen, die in den ersten vierzehn Jahren des 20. Jahrhunderts niemals die Ziffer von 30000 erreichte, meist durch die Zuwanderung aus fremden Ländern erheblich übertroffen wurde. Denn die deutsche Industrie war so erstarkt, daß sie die Möglichkeit bot, obwohl der Boden Deutschlands nicht genug Nahrungsmittel zur Ernährung der schnell wachsenden Volkszahl hergab, so viele gute und preiswerte Waren ins Ausland auszuführen, daß wir damit nicht nur die von uns benötigten Rohstoffe, sondern auch Nahrungsmittel und Futtermittel im Betrage von mehreren Milliarden Mark jährlich bezahlen konnten.

Diese Möglichkeit wird nun, dauern die heutigen Zustände an, ein Ende haben. Statt ihrer werden wir abermals ein Auswandererelend erhalten, wie es Bücher und Berichte namentlich aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beweglich schildern.

Es ist eine unendliche Geschichte des Leidens, die sich in der Form der Verleitung zur Auswanderung in ungeeignete Länder durch förmlichen Menschenhandel, der betrügerischen Anwerbung Auswanderungslustiger, der Ausbeutung von Menschen, die ihr letztes Hab und Gut für die Übersiedlung in ein fremdes Land hergaben, durch viele Jahrzehnte hinzieht. Freilich hat die Gesetzgebung immer schärfer eingegriffen, und doch sind diese Leiden zum Teil unausrottbar. Wer in ein Zwischendeck hineinsieht, wird erschreckt von der Unsumme von Elend und Sorgen, Leiden und Hoffnungen, die hier durcheinander kreisen. Diese Auswanderer haben die letzte Brücke hinter sich abgebrochen, sie steuern ins Ungewisse hinein. Sie fühlen dunkel, daß ihr Leben, mochte ihre Stellung im alten Lande gedrückt und arm gewesen sein, dennoch mancherlei Wärmendes besaß, was sie durch den Sprung ins Dunkle unwiderruflich hinter sich lassen. Wortlos, teilnahmlos, voller Wehmut und Sehnsucht, fallen sie nur auf Augenblicke in eine erzwungene Lustigkeit, um dann wieder stumpf vor sich hinzubrüten und mit tausend Sorgen der ungewissen Zukunft zu gedenken.

Wie groß ist die Zahl derer, die sich im neuen Lande niemals heimisch fühlen! Wie oft habe ich in Nordamerika mit Männern und Frauen aller Berufe sprechen können, die sich zurücksehnten in das Land, da ihre Wiege stand, weil sie nicht warm werden konnten auf einem Boden, der zwar einem Teil von ihnen ausreichenden Lebensunterhalt bot, fast alle aber seelisch erkältete. Nur die ganz Jungen können noch festwurzeln; je älter ein Auswanderer ist, desto weniger gelingt ihm dies. Besonders für die älteren Frauen sind die Jahre, die sie jenseits des großen Wassers vollbringen, bis an den Rand gefüllt von Sehnsucht und Weh.

Und wie häufig geschah es doch trotz aller Vorsicht und Fürsorge des Deutschen Reiches, daß die Auswanderer in Verhältnisse gerieten, die, weit entfernt, ein gelobtes Land darzustellen, verteufelte Ähnlichkeit mit der Sklaverei aufwiesen! Insbesondere vor der Auswanderung nach gewissen Teilen Brasiliens mußte häufig gewarnt werden. Gewiß haben sich Tausende von Deutschen dort früher mit emsiger Arbeit ein neues Dasein schaffen können, indem sie den Urwald rodeten und harte landwirtschaftliche Arbeit verrichteten. Allein wie unzählige Deutsche haben auch wieder (in Brasilien und in anderen Ländern) kaum das Leben fristen können oder sind in Stellungen hinabgedrückt worden, die sozial noch weit ungünstiger waren als die, welche sie zu Hause verlassen hatten! Nachdem in Brasilien ein Gesetz des Jahres 1830 die Einfuhr von schwarzen Sklaven untersagt hatte, suchten die Pflanzer leistungsfähige und willige Arbeitskräfte dadurch zu beschaffen, daß sie Agenten nach Deutschland sandten, um mittellose Menschen allerart anzuwerben. Wirklich ließen sich Tausende durch betrügerische Vorspiegelungen bewegen, sogenannte Halbpacht- (Parceria-)Verträge abzuschließen, die ihnen freie Überfahrt und ein Stück Land unter der Bedingung versprachen, daß sie die Kosten durch Arbeit abverdienten. In Nordamerika war das gleiche System das ganze 18. Jahrhundert hindurch üblich gewesen. Allein dort hatte die Gesetzgebung wenigstens versucht, diese Halbsklaven, die für eine bestimmte Zahl von Jahren an den Herrn gebunden waren, der ihre Überfahrt bezahlte und dadurch wie ein Stück Vieh auf dem Markte kaufte, nicht in die volle Sklaverei hinuntersinken zu lassen, sondern ihnen gewisse Menschenrechte zu sichern. In Brasilien dagegen wurden die Halbpachtverträge so gehandhabt, daß die Unglücklichen niemals ihre Schulden los wurden, sondern

immer tiefer in die Knechtschaft hinabglitten. Deutsche Reisende, die das Elend dieser weißen Sklaven kennen lernten, veröffentlichten die düstersten Schilderungen und warnten dringend vor weiterem Zuzug. Eine Untersuchung, die die preußische Regierung anstellte, ergab, daß viele der Unglücklichen an Krankheiten und Entbehrungen jämmerlich zugrunde gingen. Infolgedessen verbot ein preußisches Reskript 1859 jede Werbung für die Auswanderung nach Brasilien, und andere deutsche Staaten traten dieser Verordnung bei.

Man muß sich solche Tatsachen vor Augen halten, will man ihre Wiederholung verhüten. Denn die Neigung, Auswanderer zu solcher Halbsklavenarbeit anzuwerben, besteht in manchen Ländern auch heute. Vor der Abwanderung in einige brasilianische Staaten mußte von deutscher amtlicher Seite im 20. Jahrhundert aus solchen Gründen wiederholt gewarnt werden, und der „Evangelische Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer" in Witzenhausen erließ auch seinerseits Warnungen, da er wiederholt Beweise für heimliche Auswanderung unter Umgehung der deutschen Auswanderungsbestimmungen erhielt. Vor dem Kriege war es nicht schwer, über fremde Häfen ins Ausland zu gehen; auf den von ausländischen Häfen ausstrahlenden Schiffahrtslinien haben natürlich die Bestimmungen des Deutschen Reiches nichts zu sagen. Die Auswanderer, die diesen Weg vorziehen, entbehren daher des Schutzes unserer Aufsichtsbehörden und geraten nicht selten in tiefstes Elend. Der genannte Verein hat Werbemerkblätter für Auswanderer kostenlos versandt und sich dadurch ein großes soziales Verdienst erworben. Von verschiedenen Seiten waren ihm Werbeblätter und Werbeschriften zugegangen, die freie Überfahrt nach Brasilien, freie Beköstigung und andere Verheißungen deutschen Ackerbaufamilien boten. Namentlich gingen diese Werbeblätter von einer in Marseille, später in Paris beheimateten Transportgesellschaft aus, die 1913 Werbeschriften im Umfang von acht Seiten in deutscher Sprache in nicht weniger als 45000 Exemplaren verbreitete. Es ist viel Unheil dadurch gestiftet worden.

Eine ähnliche Werbung fand von Australien aus 1909 im Osten Berlins statt, aber auch hier konnten die deutschen Behörden rechtzeitig warnend eingreifen. Und daß nun in den Kriegsjahren die Gelegenheit, Deutsche zur Übersiedlung ins Ausland zu verlocken, um sie dort unter empörenden Bedingungen auszubeuten, abermals nach Kräften genutzt wurde, ist selbstverständlich. Es mag dabei geschwiegen werden von den Fahnenflüchtigen, die sich bestimmen ließen, ihrer Heimat schimpflich den Rücken zu lehren. Allein auch dort, wo man keinen Verrat am Vaterlande zu begehen glaubte, ließen sich manche Deutsche zur Abwanderung bestimmen. Warb man doch um sie! So enthielt 1917 eine Amsterdamer Zeitung Anzeigen, die sich an in Holland lebende Deutsche mit der Aufforderung wandten, Spanisch zu lernen, offensichtlich zu dem Zwecke, für die Auswanderung nach Südamerika oder den tropischen Kolonien Afrikas Stimmung zu machen. Andere Anzeigen regten zur Auswanderung nach Niederländisch-Indien an.

In diesen Ländern, wohin der Auswandererstrom aus Deutschland stark nachgelassen hatte, weil die Verhältnisse dort für weiße Siedler zu ungünstig sind, könnte man die deutschen Zuwanderer gut gebrauchen. Lassen sie sich verleiten, hinter dem Rücken der deutschen Behörden auszuwandern, so sind sie in Gefahr, gewissenlosen Unternehmern in die Hände zu fallen, die sie dann ganz nach Belieben in der schärfsten Form ausbeuten und in die tatsächliche Sklaverei hinabstoßen. Es gibt der Anzeichen genug, die beweisen, daß diese Absicht an mancherlei Stellen vorhanden ist. Unsere Landsleute aber stehen uns zu nahe, als daß wir sie ungewarnt in einer Umgebung zugrunde gehen lassen wollten, gegen die von den japanischen Auswanderungsbehörden Stellung genommen wird — von denen europäischer Großmächte ganz zu schweigen.

Keine Frage: man kann die Deutschen gut gebrauchen, auch in den feindlichen Ländern schätzt man sie als fleißige und tüchtige Arbeiter. Wenn man unsere Kriegsgefangenen allem Völkerrechte zuwider noch heute festhält, so ist dies gewiß vor allem durch wahnsinnigen Haß zu erklären; allein auch der Wunsch, ihre Arbeitskraft auszunutzen, spricht vernehmbar mit. Ist doch Frankreich entvölkert, so daß es sich in den zerstörten Gebieten mit chinesischen Arbeitern behelfen muß. In menschenarmen Ländern über See kann man die Deutschen nach wie vor ebensogut brauchen. Als die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten waren, wurde dort allen Ernstes der Vorschlag gemacht: möglichst viele deutsche Kriegsgefangene nach Nordamerika zu schaffen, um sie dort für Straßenbauten zu verwenden. Ärgere Vorschläge übergehe ich.

Unendlich verstärkt wird der Zwang zur Massenauswanderung durch die wilden Lohnbewegungen der letzten Monate. Unaufhörliche Streike durchzittern den deutschen Wirtschaftskörper, werfen ihn von einem Fieber ins andere und drohen ihn ganz zu lähmen. Die Einsicht in die wirtschaftlichen Zusammenhänge ist in den Massen weit geringer, als die Führer der Sozialdemokratie glaubten und als die Sozialreformer der übrigen Parteien annahmen. Kohlenstreike von dem wütenden Eigensinn, wie wir sie jetzt erlebt haben, hätte niemand in Deutschland für möglich gehalten, — wenigstens nicht, nachdem die sozialistische Republik verwirklicht war und nachdem man die Löhne gewaltig hinaufgesetzt, die Arbeitszeit auf acht Stunden verkürzt hatte. Die Massen leben heute in dem Wahn, es müsse durch Lohnbewegungen möglich sein, die für jeden Arbeiter verfügbare Menge von Nahrungs-

mitteln und anderen Lebensbedürfnissen bedeutend zu steigern. Sie sind unfähig einzusehen, daß weder Millionen an Arbeitsunterstützungen noch auch Milliarden an Lohnerhöhungen die Summe der verfügbaren Lebensmittel zu steigern vermögen, — ja daß sie im Gegenteil zusammen mit den Arbeitseinstellungen eine Verminderung dessen bringen, was uns zum Leben dienen muß!

Wohin treiben uns diese Verhältnisse? Der deutschen Industrie gehen zahlreiche Aufträge, die sie sonst erhalten könnte, verloren, die Arbeitslosigkeit wird daher andauern oder sich noch steigern. Andere Länder werden uns mithin auch nach Aufhebung der Blockade im internationalen Wettbewerb den Rang ablaufen. Wir werden also auf deutschem Boden mehrere Hunderttausende oder gar Millionen Menschen, die bisher ihr Brot fanden, nicht mehr ernähren können.

Was soll dann geschehen? Dann bleibt nichts anderes übrig als eine Massenauswanderung, wie wir sie bisher noch nie erlebten, — eine Massenauswanderung, die uns das Herz bluten macht.

Hoffen wir, daß die Lage sich nicht so bedrohlich gestaltet. Denkbar wäre es ja durchaus, daß die Wolken sich wieder zerteilten — unter der Voraussetzung nämlich, daß unser ganzes Volk sich von neuem zu der emsigen Arbeit aufrafft, die früher sein Ruhm und sein Stolz war.

Gust Leubelfing

Der Leubelfing, der — falsch und recht —
Schlechtweg ‚der Gust' genannte,
War Gustav Adolfs bester Knecht,
Der niemals ihn erkannte.
Zwar schuf der Page ihm Verdacht
Mit seinem Augenblitzen —
Und hat ihn doch so treu bewacht,
Am treusten noch bei Lützen.
Dem König, wo er schritt und ging,
Zur Seite ritt der Leubelfing, —
Ein Weibsbild keck und lose
Stak in der Lederhose.

„Ein Heldenherz in Jungfernbrust",
Wie Chronika uns kündet,
Hat Schwedens Kriegsgott unbewußt
In Glut zu sich entzündet.
Zwar Gustav Adolf war vermählt
Und gar von strengem Sinne,
Doch hat sich drum nit viel gequält
Des Dirnleins keusche Minne.
Sie wollte ja in Lust und Pein
Nur immer um den König sein,
Mit wunschlos zartem Werben,
Und wär's — für ihn zu sterben. — —

Zu Nürnberg gab ein Ehrenmahl
Dem König Zunft und Gilde,
Da rief der Held im Rathaussaal:
„Wer trägt mir Helm und Schilde?
Mein Page, wie's im Krieg so geht,
Sank hin in Todesschwere."
Da rief ein Ratsherr: „Majestät,
Mein Sohn begehrt der Ehre!" —
Doch — nüchtern raufte sich zu Haus
Herr Leubelfing den Graubart aus
Und erst sein Sohn, der Peter,
Schrie Mordio und Zeter.

Ganz unbeschreiblich war der Gram,
Als mit gezäumtem Fohlen
Ein Feldkornett des Königs kam,
Den Pagen abzuholen.
„Den Tod und Teufel, Pest und Mord
Auf den verwünschten Schweden,
Darf man noch nicht einmal ein Wort
Im Scherz beim Weine reden!
Mein Sohn und Erbe soll in's Feld,
Ist doch ein Krämer und kein Held!" —
Das Bäslein in der Kammer
Hört' ihres Oheims Jammer.

Des Königs Page!... Sie glomm wie Mohn
Und ist wie Schnee erblichen...
Die Gustel und des Ratsherrn Sohn
Sich wie zwei Eier glichen...
Und lachend rief das Heldenkind:
„Was liegt an mir, der Waise?
Gebt, Vetter, Euer Wams geschwind,
Daß ich statt Eurer reise!
Ihr wißt, ich fecht' und reit' nit schlecht
Und schelten kann ich wie ein Knecht,
Nur muß ich mich befleißen,
Statt ‚die' — ‚der' Gust zu heißen!"

Das Fohlen sie zum König trug;
Die Chronik weiß zu melden:
„Kein Herz, das reiner, treuer schlug
Für Schwedens Herrn und Helden. —
Und noch die Todeskugel ging
Bei Lützen vor dem Zelte
Erst durch den Pagen Leubelfing,
Eh' sie den König fällte.
Da erst verriet die Weibesbrust
Des Toten, wer das war: ‚der Gust'...
Doch die's entdeckt, die haben
Sie als ‚den' Gust begraben." — —

Paul Sandhage

Dreitausend Dukaten

Eine Regieplauderei von Geh. Hofrat Max Grube

So betrüblich es um den Stand unserer Valuta aussehen mag: es gibt noch immer Geld, das an Kurs weder verloren hat, noch verlieren wird, wobei ich allerdings nicht behaupten will, daß dieser Kurs jemals ein besonders annehmbarer gewesen wäre.

Große Summen dieses Geldes werden in Umlauf gesetzt, und obwohl die Banknoten rascher hergestellt werden, als es selbst die russische Bolschewistenpresse leisten kann, werden sie doch anstandslos angenommen, ohne daß es irgend jemand einfällt, nach genügender Golddeckung zu fragen, und beim Silber- und Goldgelde wird auf den Feingehalt nicht geachtet. Leider gilt dieses Geld nur in einem einzigen Lande, freilich in einem sehr schönen und großen — im Theaterreiche.

Die Herstellung des Theatergeldes ist fabelhaft leicht. Hundertmarkscheine z. B. werden am besten aus alten Lotterielosen gemacht, im Notfalle tut's aber auch zerschnittenes Zeitungspapier. Ohne Rücksicht auf ihre einstige Färbung werden diese Blätter blau getönt, oder braun, wenn sie tausend Mark darstellen sollen. Gold und Silbermünzen werden aus Messing und Weißblech geschlagen, auf eine Prägung wird verzichtet, ganz vornehme Bühnen leisten sich Spielmarken — das grenzt aber schon an Meiningerei.

Es ist begreiflich, daß die Bewohner des Theaterlandes, die gewohnt sind, oft mit den größten Summen ihres Geldes nur so herumzuwerfen, keine besondere Hochachtung davor haben. Böse Zungen behaupten, dazu wären sie auch außerhalb der Bühne im allgemeinen wenig veranlagt, doch gehört dies nicht hierher.

Der Gerätewart, wie man jetzt mit einer hübschen Verdeutschung für Requisiteur sagt, hat gewöhnlich alle Mühe, die auf den Proben und Vorstellungen ausgegebenen Hunderte und Tausende wieder zusammenzusuchen. Da liegen Goldstücke unbeachtet auf dem Fußboden der Bühne oder der Ankleideräume, schwindelerregende Summen werden oft in den Taschen der Kostümröcke stecken gelassen.

Das ist verständlich; unverständlich ist dagegen, daß diese Nichtachtung sich nicht selten auch während des Spieles bemerkbar macht, wodurch die Illusion, die auch in Kleinigkeiten nicht gestört werden darf, eben nicht befördert wird. Wie überaus leichtfertig wird meist auf der Bühne bezahlt! Während man sich im Leben das Geld, das man aus dem Beutel holt, ziemlich genau ansieht, zieht es der Schauspieler meist aus der Tasche und wirft es vornehm auf den Tisch. Höchstselten pflegt der Empfänger nachzuzählen, und merkwürdigerweise scheinen die Beträge immer zu stimmen; man wird fast nie bemerken, daß herausgegeben oder gewechselt wird.

Das klingt vielleicht pedantisch, aber solche Vernachlässigungen des Kleinen rächen sich oft im großen. Ich sah einmal bei einer Aufführung des „Kaufmanns von Venedig", daß in der Gerichtsszene die Säcke mit Dukaten, die dem Juden angeboten werden, um ihn zu bewegen, von seinem grausamen Scheine zurückzutreten, achtlos auf dem Gerichtstische liegen blieben, nachdem Gerichtshof und Parteien den Saal verlassen hatten; bekanntlich bleibt der Schauplatz einige Augenblicke leer, bis Porzia und Nerissa wieder auftreten. Niemand kümmerte sich um die Beutel, die allerdings nur voll Porzellanscherben waren —, aber diese klirrenden Porzellanscherben sollten doch klingende Goldstücke bedeuten.

Doch über diesen Fehler — fiel er nun der Spielleitung oder der Unaufmerksamkeit eines Gerichtsbeamten oder Pagen zur Last — will ich als über eine Kleinigkeit hinwegsehen. Aber entspringt es nicht der Mißachtung des Theatergeldes, wenn von den 3000 Dukaten, um die sich das ganze Stück sozusagen dreht, so wenig Aufhebens gemacht wird, wie es gewöhnlich geschieht?

Die 3000 Dukaten sind ja in der Welt der Gebildeten gewissermaßen sprichwörtlich geworden, und der Schauspieler hält es daher nicht für notwendig, auf diese Summe ein besonderes Gewicht zu legen. Man soll aber nie für die Zuschauer spielen, die ein Stück bereits kennen, sondern für die, denen es unbekannt ist. Nur diese hat ja der Dichter im Auge gehabt; als er sein Stück schrieb, konnte es doch natürlich niemand kennen. Mag der „Kaufmann von Venedig" auch im allgemeinen zu den bekanntesten Stücken Shakespeares gehören, es wird unter der Zahl der Zuhörer immer einige geben, denen es den Reiz der Neuheit gewährt. Die Größe der Summe ist aber nicht nur für die Handlung des Lustspiels, sondern auch für die Charakteristik einiger sei-

ner Hauptgestalten äußerst wichtig und muß bei jeder Gelegenheit betont werden.

Machen wir uns zunächst einmal über den Wert des Anlehens klar, das dem grausigen Scheine zur Grundlage dient!

Ein Ducato hatte ungefähr den Geldwert eines Zehnmarkstückes, es handelt sich also um 30000 Mark, einen hübschen Posten, den man doch nicht so ohne weiteres und auf bloße Bürgschaft hin geborgt erhält.

Bei den 30000 Mark hat es aber noch gar nicht sein Bewenden; wir haben noch mehr zu bedenken.

Um ein richtiges Bild zu erhalten, müssen wir nicht nur den Geldwert an sich ins Auge fassen, sondern auch den Geldwert zu des Dichters Zeit. Darüber kann uns Shakespeare selber Auskunft geben. Es ist zwar eigentlich merkwürdig, daß der große Dichter eines Handelsvolks in keinem seiner Stücke ein Kaufgeschäft dargestellt hat — er hätte gewiß aufmerksame Zuhörer für eine solche Szene gefunden — aber gelegentlich erfahren wir von ihm etwas über die Fleischpreise, die man doch wohl als grundlegend für die übrigen betrachten kann. Wie Prinz Heinz dem selig im Sekt entschlafenen Sir John die Taschen ausgeleert, erscheint auch eine — jedenfalls unbezahlte — Rechnung der vortrefflichen Frau Hurtig. Da prangt u. a. ein Kapaun. Wohl bemerkt ein ganzer Kapaun, nicht etwa eine Portion, denn der edle Dickwanst hat sich beim Essen, so wenig wie Franz Moor bei seinen Missetaten, mit Kleinigkeiten abgegeben. Und dieser ganze Kapaun kostet zwei Schilling, ganze, sage und schreibe zwei Mark! Dafür ist er auch noch gebraten!

„Wie viel gilt die Mandel Schafe jetzt?“ fragt im zweiten Teile von „Heinrich IV.“ der vertrottelte Dorfrichter Schaal seinen Freund, Herrn Stille, und erhält zur Antwort: „Nachdem sie sind. Eine Mandel guter Schafe kann wohl zehn Pfund wert sein.“ — Für 200 Mark kaufte man zu Shakespeares Zeit also 15 Stück gute Schafe.

Vertrauenswürdige landwirtschaftliche Freunde haben mir versichert, daß ein Schaf 80 Mark kostete. Wir wollen hier wie später von ‚Kriegspreisen‘ absehen, sonst müßte sich unsere ganze Rechnung aufs Dreifache erhöhen.

$80 \times 15 = 1200$. Wir können mithin den Geldwert im Elisabethanischen Zeitalter sechsmal so hoch annehmen als zu Anfang unseres Jahrhunderts und müssen demnach für 30000 Mark 180000 einsetzen.

Ja, es ging großartig her im alten Venedig! Das muß dem Zuschauer klar vor Augen geführt werden, und deshalb darf der Darsteller des Shylock nicht, wie es vielfach, ja meist geschieht, von dem verlangten Darlehen sprechen, als handelte es sich um einen Pump von 30 oder meinetwegen 300 Emmchen. Der Ton, in dem er seine Auftrittsworte: „3000 Dukaten — gut“ sagt, muß dem geldsuchenden Bassanio gewissermaßen jeden Dukaten einzeln aufzählen. Das zögernde Eingehen auf das Geschäft ist nicht bloß ein Kniff des Wucherers, obwohl der Dichter das gewiß auch ins Auge gefaßt hat. Sehr begreiflich erscheint nun auch, daß Antonio recht gern auf den seltsamen Schein eingeht; obwohl ein „königlicher Kaufmann“, ist er doch auch ein guter Kaufmann, dem ein so großer Zinsennachlaß einleuchtet. Mit Recht kann er das Angebot liebreich nennen. Die Größe der Summe wirft hier aber auch auf den Charakter Shylocks das rechte Licht. Er spielt mit dem Gedanken, selbst so beträchtliche Summe zu verlieren, um seine Rache befriedigen zu können.

Schon in der Szene zwischen Antonio und Bassanio im ersten Auftritte des Stücks, wo noch keine bestimmte Summe genannt wird, darf der Zuhörer nicht im Zweifel darüber gelassen werden, daß Bassanio großer Geldmittel bedarf, um bei Portia mit dem nötigen Glanze auftreten zu können, wo es gilt, Prinzen und Herzöge auszustechen.

Der Spielleiter muß daher darauf bedacht sein . . .

Man liebt es heutzutage, in die Werkstatt der Künstler „Blicke zu werfen“. Vielleicht ist es unterhaltsam für den Leser, einmal in die eines Spielleiters geführt zu werden, zu beobachten, wie der Erguß des Dichters, das Wort, hier noch nachgemeißelt und ausziseliert werden muß, damit das Kunstwerk völlig abgerundet auf das Theater gestellt werden kann.

Bevor er an diese Arbeit geht, hat der Regisseur zunächst das szenische Bild festzustellen.

„Venedig, eine Straße“, findet er in seinem Shakespeare vorgeschrieben.

Bei großen Theatern wird nun eine Besprechung mit dem Herrn Obermaschineriedirektor und dem künstlerischen Beirat angesetzt, die dicken Skizzenbücher werden nachgeschlagen, ob sich etwas Passendes findet oder ob eine neue Anschaffung unumgänglich notwendig ist. Bei kleineren werden die paar vorhandenen Straßenprospekte aufgehängt, und der Spielleiter kann sich gleich überzeugen, welcher allenfalls als venezianisch angesprochen werden könnte.

Damit wäre dieser Teil der Vorarbeit er-

ledigt, wenn sich der Spielleiter nicht die Frage vorlegen will: Warum ist denn hier eigentlich eine Straße vorgeschrieben? Die Unterhaltung Antonios mit seinen Freunden ist doch recht vertrauter Art, wie man sie auf der Gasse nicht zu führen pflegt. Und entspricht es wohl dem Wesen eines Schwermütigen wie Antonio, sich auf die lärmende Straße zu begeben? Wird er es nicht vorziehen, sich in der Stille seines Heims zu vergraben? Geht nicht aus den Reden der Freunde ziemlich deutlich hervor, daß sie ihn aufgesucht haben, um ihn zu erheitern, nicht daß sie ihn zufällig auf der Straße getroffen haben?

Nun, Shakespeare, der ja, wie manche behaupten, Italien aus eigner Anschauung gekannt haben soll, wußte, daß sich das Leben dort meist auf der Straße abspielt; namentlich im Sommer des Nachts trifft man sich dort, und es wird vieles im Freien abgehandelt, was bei uns innerhalb von vier Wänden erledigt zu werden pflegt. Jedenfalls steht klar und deutlich: eine Straße!

Aber der Spielleiter braucht sich nicht an diese Shakespearesche Vorschrift zu halten. Er wird dadurch nicht den Vorwurf der Pietätlosigkeit gegen den Willen des Dichters auf sich laden, denn diese Vorschrift ist gar nicht von Shakespeare.

In den noch zu Lebzeiten des Dichters gedruckten Stücken, den sog. Quartos, finden sich nämlich überhaupt keine Ortsangaben für die so häufig wechselnden Szenen. Man könnte annehmen, dies sei ein Mangel dieser Ausgaben, die überhaupt ziemlich fehlerhaft sind, so daß man sogar die Behauptung aufgestellt hat, sie seien nach während der Aufführungen verfertigten Stenogrammen hergestellt, denn es gab damals schon eine Kurzschrift. Ein zeitgenössischer Dichter, Thomas Heywood, beklagt sich im Vorspruch eines seiner Stücke darüber, daß es infolge seines großen Aufsehens während der Aufführungen stenographisch nachgeschrieben und voller Fehler gedruckt worden sei.

Doch auch die wenige Jahre nach Shakespeares Tode von seinen Kollegen und Freunden Heminge und Condel herausgegebenen sog. Folios weisen keine Ortsangaben auf; sie finden sich erst fast hundert Jahre später in der Ausgabe von Rowe 1709 und werden 1725 durch Pope ergänzt und allgemein durchgeführt.

Ich lasse deshalb das Stück in einem dunklen, von einer Ampel nur mäßig erleuchteten Gemache im Palaste Antonios beginnen. Schwarz heben sich die Säulen der Halle und das Maßwerk der Bögen vom blauen Nachthimmel ab, im Silberlichte des Mondes blinkt draußen der Kanal, und von fernher klingen zuweilen leise verhallende Lautentöne und Schiffergesänge herüber, die ja fast stets die Stille der Nacht unterbrechen in der Stadt der Träume.

Ein solcher Hintergrund scheint mir die träumerische Schwermut Antonios besser widerzuspiegeln, der unbewußt fühlt, daß ihn die schwarzen Schwingen eines geheimnisvollen Mißgeschicks umrauschen. Er scheint mir auch für den phantastischen Charakter des märchenhaften Stückes passender als eine Straße.

Die Freunde, die Antonio durch ihren Besuch erheitern wollten, haben ihn verlassen; er bleibt mit Bassanio allein. Aus der Gondel, die den lustigen Graziano fortführt, klingen noch die letzten Worte seines unversiegbaren Redeschwalls herüber. Antonio blickt ihm nun eine Weile nach und fragt mit einem müden Lächeln:

„Ist das nun irgend was?"

Bassanio erwidert mit einer ziemlich vernichtenden Kritik des geschwätzigen Freundes:

„Graziano spricht unendlich viel Nichts, mehr als irgendein Mensch in ganz Venedig. Seine vernünftigen Gedanken sind wie zwei Weizenkörner in zwei Scheffeln Spreu versteckt, Ihr sucht sie den ganzen Tag, bis Ihr sie findet, und wenn Ihr sie gefunden habt, so verlohnen sie das Suchen nicht."

Aber das meint er natürlich nicht so schlimm, auch spricht er die Worte beileibe nicht stockernsthaft; ihr Humor muß zur Geltung kommen, und außerdem hat der Darsteller noch einen Unterton hineinzulegen. Sie müssen gesprochen werden, wie man mitunter im Gespräche etwas sagt, nur um etwas zu reden, um die Unterhaltung nicht einschlafen zu lassen. Die Gedanken weilen inzwischen ganz wo anders.

Antonio bemerkt dies wohl, sonst würde er nicht, scheinbar ganz unvermittelt, mit herzlicher Freundlichkeit auf ein ganz anderes Gebiet überlenken:

„Gut, sagt mir jetzt, was für ein Fräulein ist's,
Zu der geheime Wahlfahrt Ihr gelobt,
Wovon Ihr heut zu sagen mir versprecht?"

Er hat gemerkt, daß des Freundes Gedanken in Belmont bei der fernen Geliebten weilen und will ihm Gelegenheit geben, sich „gründlich auszusprechen". Mit einer Handbewegung bietet er ihm einen Sessel an und nimmt selber an einem Tische Platz.

Das ist, nebenbei bemerkt, auch ein Vorteil, den die Szene im Zimmer bietet: die Sitzgelegenheiten. Sie gewähren die Möglichkeit unabsichtlicher gefälliger Gruppierungen, sie geben einem Zwiegespräche wie dem, das wir jetzt belauschen, Behaglichkeit. Wer auf

dem Theater sitzt, verbreitet meist eine gewisse Ruhe um sich, und diese ist gerade für eine Expositionsszene recht wünschenswert.

Bassanio folgt aber der Einladung nicht sofort. Auf die Lehne des Stuhles sich stützend, beginnt er nach einer kleinen Pause, zögernd, die Worte etwas suchend, von seinen nicht eben erfreulichen Vermögensverhältnissen eine Art Beichte abzulegen, trägt er doch selbst die Schuld an ihnen:

„Euch ist nicht unbekannt, Antonio,
Wie sehr ich meinen Glücksstand hab' erschöpft,
Indem ich glänzender mich eingerichtet,
Als meine schwachen Mittel tragen konnten."

Hier hat Antonio mimisch auszudrücken: ‚Ja — lieber Freund, das hättest du dir eben früher überlegen müssen, nun wird es nötig sein, sich einzuschränken.'

Dies in des Partners Mienen lesend, fährt Bassanio lebhafter fort:

„Auch jammr' ich jetzt nicht, daß die große Art
Mir untersagt ist; meine Sorg' ist bloß,
Mit Ehren von den Schulden loszukommen,
Worin mein Leben etwas zu verschwend'risch
Mich hat verstrickt."

Sein Freund nickt Beifall: ‚Nun, das ist brav!' und fordert ihn mit einem lebhaften Blicke auf, weiter und frisch von der Leber weg zu reden; er aber fällt wieder in seinen anfänglichen gedrückten Ton zurück, denn was er nun zu gestehen hat, ist in der Tat etwas peinlich:

„Bei Euch, Antonio,
Steht meine größte Schuld, an Geld und Liebe
Und Eure Liebe leistet mir Gewähr,
Daß ich Euch meine Plän' eröffnen darf,
Wie ich mich löse von der ganzen Schuld."

Aufrichtig erfreut, daß er sich in dem zwar etwas leichtsinnigen, im Grunde aber doch ehrenhaften Charakter seines Freundes nicht getäuscht hat, beeilt sich Antonio, ihm zuzureden:

„Ich bitt' Euch, mein Bassanio, laßt mich's wissen:
Und steht es, wie Ihr selber immer tut,
Im Angesicht der Ehre, seid gewiß,
Ich selbst, mein Beutel, was ich nur vermag,
Steht alles offen da zu Eurem Dienst."

Aber noch traut sich Bassanio nicht recht mit der Sprache heraus. Er nimmt zwar Platz, aber er sucht noch nach einer passenden Einleitung für seine Bitte und findet sie endlich in einem Bilde:

„In meiner Schulzeit, wenn ich einen Bolzen
Verloren hatte, schoß ich seinen Bruder
Von gleichem Schlag den gleichen Weg; ich gab
Nur besser acht, um jenen auszufinden,
Und, beide wagend, fand ich beide oft."

Antonio blickt erstaunt auf: ‚Was soll denn **das**? Bitte etwas deutlicher!' Und lebhafter, freier fährt der Sprecher fort:

„Ich führ' Euch dieses Kinderbeispiel an,
Weil das, was folgt, die lautre Unschuld ist.
Ihr lieht mir viel, und wie ein wilder Junge
Verlor ich, was Ihr lieht; allein, beliebt's Euch
Noch einen Pfeil desselben Wegs zu schießen,
Wohin der erste flog, so zweifl' ich nicht,
Ich will so lauschen, daß ich beide finde,
Wo nicht, bring' ich den letzten Satz zurück,
Und bleib' Eu'r Schuldner, dankbar für den ersten."

Antonio zeigt sich nun als wahrer Freund, aufs lebhafteste bittet er Bassanio sich rundheraus zu erklären und verspricht ihm jede Beihilfe.

Und jetzt gerät das Gespräch in Fluß. Bassanio strömt sein volles Herz aus. In immer steigender Begeisterung schildert er Porzia, die von berühmten Freiern vielumworbene, und schließt hoffnungsfroh:

„O, mein Antonio! hätt' ich nur die Mittel,
Den Rang mit ihrer einem zu behaupten,
So weissagt mein Gemüt so günstig mir,
Ich werde sonder Zweifel glücklich sein."

Nun ist jedoch an Antonio die Reihe, etwas verlegen zu werden. Er hat mit seinen wiederholten Anerbietungen zu helfen, im Eifer der Hilfsbereitschaft etwas zuviel versprochen. Mit einiger Zurückhaltung beginnt er:

„Du weißt, mein sämtlich Gut ist auf der See,
Mir fehlt's an Geld und Waren, eine Summe
Gleich bar zu heben."

Diese Worte dürfen schon deshalb nicht leicht hingesprochen werden, weil sie den ersten Hinweis auf die Gefahr bilden, die Antonio läuft, wenn er für den Freund bürgen will. Rasch erhebt sich Bassanio, als wollte er seinem Freunde nicht länger lästig fallen, doch dieser eilt auf ihn zu, und indem er ihm mit herzlicher Gebärde beide Hände auf die Schultern legt, sagt er lebhaft:

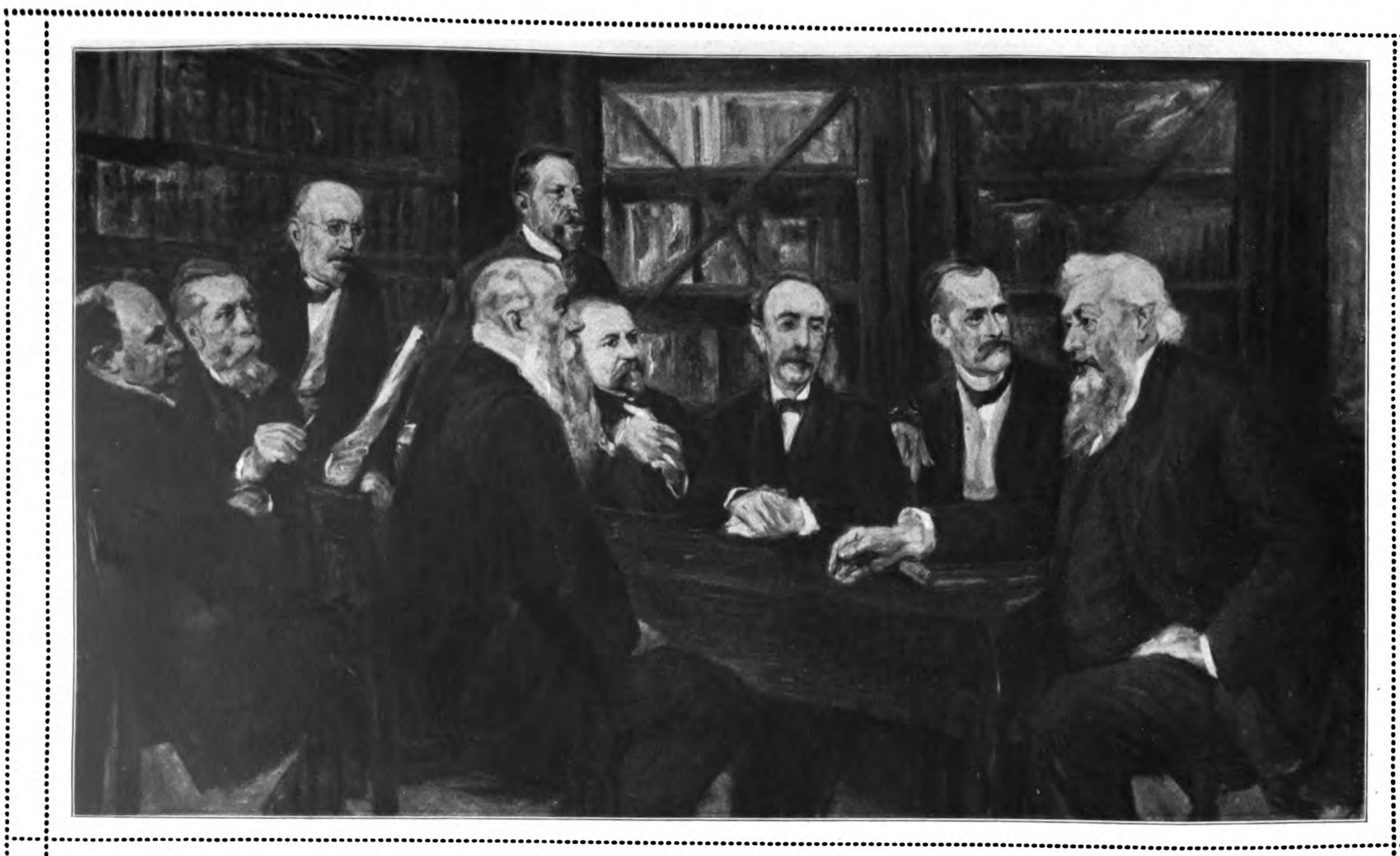
„Also geh, sieh zu,
Was in Venedig mein Kredit vermag:
Den spann' ich an bis auf das Äußerste,
Nach Belmont dich für Porzia auszustatten."

Und wie Bassanio eine Bewegung macht, als wollte er keine Ungelegenheiten verursachen, drängt ihn Antonio scherzhaft fort:

„Geh, frage gleich herum, ich will es auch,
Wo Geld zu haben; ich bin nicht besorgt,
Daß man uns nicht auf meine Bürgschaft borgt."

Wird die Szene so eindringlich, so abwechselnd im Ab und Auf der Empfindungen gespielt, dann begreift der Zuhörer, daß es sich hier um nichts Geringes handelt. Selbstverständlich müssen alle diese Schattierungen der Rede, alle die kleinen stummen Spiele ganz rasch aufeinander folgen, damit man nicht ins Schleppen gerät. Das ganze Stück muß ja im Tempo italienischer Redeweise gespielt werden, aus dem nur Shylock und Antonio sich herausheben dürfen.

Bei Redeweise fällt mir ein: meine Spielanweisungen scheinen bedenklich aus dem Stile des Stückes zu fallen, man wird ihnen nicht zu nahe treten, wenn man sie höchst gewöhnlich findet. Das ist aber ein guter alter Regietrick. Der Hinweis auf das All-



Der Hamburgische Professoren-Konvent. Gemälde von Max Liebermann
(Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg)

täglichste ist klar, kurz und kann nicht mißverstanden werden. Regieführen heißt nicht, ästhetische Abhandlungen vortragen. Selbstverständlich bedürfen Schauspieler von Rang nicht solcher Belehrungen; hier genügt es, den Darstellern im allgemeinen Gang und Bedeutung des Auftritts in der Auffassung der Spielleitung anzugeben. An diese Mitteilung schließt sich dann meist ein Meinungsaustausch. Die nicht immer leichte Aufgabe des Spielleiters ist es nun, seine Meinung mit ebenso schlagenden als kurz vorgeführten Gründen zu belegen und durchzusetzen. Er muß aber auch die Fähigkeit besitzen, eine begründete Gegenmeinung zu achten, entweder die eigene aufzugeben, oder zwischen beiden eine Vereinigung herzustellen.

Aber wir sind ganz von unseren 3000 Dukaten abgekommen und müssen doch noch daran denken, daß die richtige Anschauung von der Größe dieser Summe auch auf eine andere Hauptfigur des Stückes, auf die schöne Porzia, ein besonderes Licht wirft.

Erinnern wir uns der zweiten Szene des dritten Aktes. Der bescheidene Bassanio hat eben das bleierne, das rechte Kästchen erwählt. Die Liebenden umfangen sich in vollem Jubel, als fröhliche Parodie enthüllt sich die Liebeswerbung des lustigen Graziano um die lustige Nerissa. Wir stehen im vollsten, lachendsten Glückssonnenschein — da — auf einmal: Blitz und Donnerschlag und Nacht! Es kommt die niederschmetternde Kunde des furchtbaren Schicksals, das Antonio bevorsteht. Wir werden aus einem Extrem ins andre geschleudert, eine echt Shakespearesche Theaterwirkung.

Da greift die kluge Porzia ein: „Welch eine Summ' ist er dem Juden schuldig?" — „Für mich," erwidert Bassanio, „3000 Dukaten" (180 000 Mark!).

Nicht nur die große Summe, auch das „für mich" muß er besonders schwer und schmerzlich betonen, fühlt er sich doch als den Schuldigen, der seinen Freund in diese Todesgefahr hineingeführt hat, nein — vielmehr ins sichere Verderben. Aber Porzia gibt Trost und Hoffnung. „Wie?" ruft sie, „nicht mehr?

Zahlt ihm sechstausend aus und tilgt den Schein,
Doppelt sechstausend, dann verdreifacht das,
Eh' einem Freunde dieser Art ein Haar
Gekränkt soll werden durch Bassanios Schuld."

Daß Porzia eine reiche Erbin ist, wissen wir aus Bassanios Munde; wenn es sich um „reelle Absichten" eines Liebhabers bei Shakespeare handelt, wird der Geldpunkt stets sorgsam erwogen. Über zwei Millionen Mark will sie hingeben, um den Freund ihres Geliebten zu retten und diesem eine schwere Last von der Seele zu nehmen. Wohl hatte dieser recht, als er sie auch „reich an hohen Tugenden" nannte. Gerade reiche Leute pflegen nicht zu verschwenderisch umzugehen.

Allgemeiner Jubel bricht nach diesen großherzigen Anerbietungen aus. Wir stehen wieder auf einem Höhepunkte des Stückes; wer es nicht kennt, muß ja nun die glücklichste Wendung erwarten. Der Jude ist geizig, er wird ein hohes Angebot nicht ausschlagen. So denkt auch Bassanio, er nimmt nur sechstausend Dukaten nach Venedig mit, das Doppelte der Schuldsumme, nach unserer Berechnung 360 000 Mark!

Aber welche Überraschung bringt der vierte Akt? Der Mann, dessen Habgier so groß ist, daß er, nachdem er seiner Tochter Flucht erfahren, freilich in fast sinnloser Wut, ausrief:

„Ich wollte, meine Tochter läge zu meinen Füßen und hätte die Juwelen in den Ohren! Wollte, sie läge eingesargt zu meinen Füßen und hätte die Dukaten im Sarge"

— derselbe Mann weist ein Vermögen zurück, das man zwischen ihn und seine Rache schieben will.

„Wär' jedes Stück von den sechstausend Dukaten
Sechsfach geteilt und jeder Teil 'n Dukat —
Ich nähm' sie nicht —, ich wollte meinen Schein!"

Mit diesen Worten wächst er zu einer ungeahnten Größe heran, sein Haß erhält etwas Elementares, und wenn wir den Charakter moralisch auch verdammen müssen, ästhetisch erregt er unser Wohlgefallen. Als hätte Schiller an die Gestalt Shylocks gedacht, sagt er in seiner Abhandlung über das Pathetische: „Rache z. B. ist unstreitig ein unedler, selbst niedriger Affekt. Nichtsdestoweniger wird sie ästhetisch, sobald sie dem, der sie ausübt, ein schmerzhaftes Opfer kostet."

Der Darsteller kann uns dies eindringlich vor Augen führen, indem er hier, wie man's in der Bühnensprache nennt, einen Moment herausarbeitet. Einen Augenblick überrascht ihn das ungeheure Angebot, unwillkürlich streckt sich die Hand nach den dargebotenen Schätzen, der Zuschauer atmet auf; die Habgier wird stärker sein als die Rachgier! Aber nein! diese ist der gewaltigere, ist der größere, furchtbarere Dämon.

Die moderne Schauspielkunst liebt solche einzelnen ‚Momente' nicht mehr und sucht die Charaktere in großen, monumentalen Linien zu halten, wir können aber auch auf ein längeres stummes Spiel an dieser Stelle verzichten, wenn wir uns stets vor Augen halten, um welche Summen es auch hier geht.

Darum muß der Spielleiter diese 3000 Dukaten nicht bloß als Theatergeld behandeln.

Quod erat demonstrandum.

Das Nachthemd am Wegweiser

Groteske von Mynona

Der Adjutant des Fürsten Hurralski ritt durch eine mondlose, feuchtkühle Nacht über Land, um dem Rittergutsbesitzer Kammerherrn Grafen von Schweinewitz einen Auftrag zu überbringen. Der Adjutant liebte derartige Nachtritte, in denen er sich Abenteurer fühlen konnte: — gehörte er doch zu jenen geistreichen Leuten, denen die Welt erst um die Geisterstunde herum interessant und unheimlich wird. Wir andern freilich sind ordinär genug, sie unter allen Umständen recht sonderbar zu finden.

Der Adjutant ritt auf einer Chaussee, welche tagsüber prosaisch erschien, jetzt aber, gesäumt von hohen, rauschenden, in der Finsternis nur hörbaren Bäumen, gespenstisch wirkte. Der wackere Rappe des Adjutanten verriet eine den Reiter bänglich angenehm prickelnde Nervosität. Plötzlich wurde das Tier stät und stutzig und setzte kein Bein mehr vorwärts. „Allons, Hebe!" ermunterte der Adjutant und klopfte den Hals des zitternden Geschöpfs, erreichte aber nichts als ein Zurücksträuben.

Die Zügel über den Arm nehmend, sprang er ab und griff nach seinem Revolver. Es regte sich aber nichts. Das widerstrebende Roß am Zügel zerrend, tat er einige Schritte vorwärts, und vor ihm geisterte eine riesenhohe bleiche Gestalt. Ihre Umrisse schwankten im Winde; sie breitete ihre Arme weit aus, als ob sie das Pferd umfangen wollte.

Das hatte nun der Adjutant davon! Er kalkulierte blitzschnell, daß er vor einer Unerklärlichkeit stehe, und kriegte arges Herzklopfen. Endlich lockerte er den Degen, zog blank und vollführte einen raschen Streich nach jenem flattrigen Gebilde.

Der Degen fuhr mit einem Geräusch wie von zerreißendem Linnen durch den Spuk, und dieser schien noch wilder zu werden, indem er im Winde noch drohender flatterte.

Der Adjutant band sein Roß mit dem Zügel an einen Baum, holte aus einer seiner Taschen eine kleine Laterne hervor und ließ deren Lichtkegel aufflammen. Hilf Gott, Herr Adjutant! Es war nichts als ein hoher Wegweiser — aber allerdings mit den Ärmeln über dessen in einem vorgeneigten Winkel schräg ausgestreckte Arme war ein weißes Gewand gezogen.

Der Adjutant untersuchte: — ein Nachthemd? — Der Fund reizte seine Neugier; er untersuchte. Nach mancherlei Sprüngen und Klimmzügen hielt er die weiße Hülle, ein wenig zerfetzt zwar, in seinen Händen. Im Schein der Laterne erwies sich der weiße Zauber als ein Damennachthemd vom feinsten Linnen, mit auserlesenen Spitzen garniert. Aber halt! Hier las man ein Monogramm: Th. v. H. Das Hemd machte einen reinen, frischgewaschenen Eindruck; ja, es duftete nach einem Parfüm — wo hatte der Adjutant ... eine vage Erinnerung ... das schon einmal gerochen? Er konnte sich nicht besinnen. Unwillkürlich kam er sich mit dem Damenhemde in der Faust lächerlich vor. Er geriet auf närrische Einfälle; stellte sich vor, wie es wäre, wenn er als Gespenst in den Gutshof sprengte. Der Laune nachgebend, zog er das Linnen über seine Uniform, schwang sich wieder aufs Roß und ritt in tollem Gelächter davon.

Allein die sonst so sanfte Hebe spürte nicht sobald den weißen Reiter, als sie aus leichtem Galopp in rasende Karriere verfiel, welches, da der Adjutant ein sehr sattelfester Herr war, nur wegen der Dunkelheit zum Unheil ausschlug.

Der Reiter mußte sich schließlich, da unter solchen Umständen die Zügelung des Rosses unmöglich geworden war, mit Willen auf gut Glück abwerfen lassen.

Der Reiter ließ Zügel und Steigbügel zugleich fahren, gab sich einen Schwung nach hinten, sauste aber leider schräg mit dem Hinterkopf gegen eine den Weg überkrallende Baumwurzel und blieb regungslos liegen. Das Roß dagegen schnellte mit verdoppelter Kraft nach vorwärts geradeaus, bis es mit weißschäumendem Gebiß vor einem herrschaftlich Schweinewitzschen Stallburschen jählings zum Stoppen kam, der ihm auch sofort in den Zaum griff. Im elektrisch erleuchteten Stall riefen fünf Bedienstete zugleich: „Hebe!"

„Der Adjutant muß verunglückt sein," sagte der erschrockene erste Kutscher; „Kinder, nehmt eure Laternen. Stellt Hebe unter; die ist jetzt verdonnert." Er pfiff ein paar Hunden, die freudig loskläfften. Eine Leiter befahl er zur Tragbahre herzurichten; man umwand sie mit weichen Decken. Nach einer guten Stunde emsigen

Suchens stieß man auf eine weiße Gestalt, welche wie tot am Boden lag.

„Herrgott," sagte der erste Kutscher, „Leute, das ist der Adjutant — aber wieso hat er denn ein Nachthemd über?"

„Das ist ja ein Fräuleinshemd," wunderten sich die Leute. Wenn es ihnen nicht unheimlich vorgekommen wäre, hätten sie gern gekichert. Sie unterdrückten ihren Lachkitzel, luden den Leutnant, ohne ihm das Hemd auszuziehen, auf die Leiter und wanderten mit der bleichen Last nach dem Schloßgut Schweinewitz.

Der Morgen graute, als sie dort anlangten. Der Kammerdiener des Grafen wurde geweckt und angehalten, das gewohnte Quartier für den Adjutanten herzurichten. Bei dieser Gelegenheit befremdete ihn der Anblick des Damennachthemdes, in dem der Adjutant geblieben war, nicht wenig. Man überzeugte sich aber, daß der Scheintote keinerlei äußere Verletzungen erlitten hatte und in einer dem Anscheine nach gesunden Ohnmacht dalag. Ein Bursche wurde zum nächsten Landarzt gesandt.

Als dieser anlangte, fand er die gräfliche Familie, die Eltern und zwei allerliebste jungfräuliche Komtessen, bereits um den Frühstückstisch versammelt und in eifriger Debatte über den Unfall des Adjutanten begriffen. Den Komtessen hatte man das Nachthemd wohlweislich verschwiegen. Als nun aber der Graf sich mit dem Arzte ins Krankenzimmer begab, stürmten, ehe die Gräfin es verhindern konnte, die Töchter, den langen Korridor entlang, hinter beiden her, und als sich die Tür einen Moment lang öffnete, gewahrten sie zu ihrer Überraschung den Adjutanten im Damenspitzenhemde lang ausgestreckt auf dem Bette liegend.

Sie sahen sich, rotwerdend, an, schlichen in den Speisesaal zurück und nahmen, gesenkten Hauptes, den mütterlichen Tusch in Empfang.

„Ach, Maman," sagte Komtesse Nettie, „denke dir! Bertie hat es auch gesehen, der Adjutant trägt ein Mädchennachthemd über der Uniform —!"

„Ja," bestätigte Bertie, „au, Mama, fein mit Spitzen!"—„Ob er auch Mädchenstrumpfbänder anhat?" sann Nettie holdselig nach und legte dabei ihren Zeigefinger unters Kinn.

„Kinder," rief die Gräfin chockiert, „trollt euch in den Park, turnt, badet Luft, spielt Tennis! Ihr verderbt mir die Laune mit euren Frivolitäten — hinaus!"

Sie selber aber wartete mit gespanntester Neugier die Lösung des Rätsels ab.

Da erschien ihr Kammerkätzchen und entfaltete vor ihrer Dame das Adjutanten-Damenhemd. „Der Herr Graf lassen Frau Gräfin bitten, das Monogramm zu beachten."

Die Gräfin nahm ihr Lorgnon und las: „Th. v. H." Sie erstaunte maßlos.

„Schon gut, Dorette, lege das hier hin." Sie winkte ab; das Mädchen ging.

‚Monogramm mit Fürstenkrone?' überlegte die Gräfin — ‚Th. v. H.? — Großer Gott! Thila von Hurralski! Die Prinzessin! Wie kommt der Adjutant in das Nachthemd der Prinzessin? Man findet ihn darin ohnmächtig? Das ist unsagbar!

Der Graf kam mit dem Arzte. Der Arzt empfahl sich ergebenst; er erachtete den Adjutanten als außer Gefahr. „Er wird sehr bald mit bestem Apetit erwachen; sonst fehlt ihm gar nichts."

Der Graf fragte die Gräfin: „Hein?"

Die Gräfin wies ihm das Monogramm. „Prinzeß Thila — kein Zweifel!"

Der Graf ließ seine Augäpfel hervorspringen und blieb als stummes Fragezeichen vor der Gräfin stehen.

„I cannot help it!" sagte diese. „Weiß keinen Reim darauf." Sie schellte. „Ein Paket machen, Dorette!" befahl sie, auf das Hemd hinzeigend.

„Adresse, Frau Gräfin?"

„Besorge ich." Dorette eilte hinweg.

Der Adjutant erschien, schlug die Hacken vor Graf und Gräfin zusammen, küßte der Gräfin die Hand und schüttelte die des Grafen. „Ich verdanke Ihnen, meine Gnädigsten, nichts Geringeres als mein Leben!"

„Trinken Sie einen Glühwein, mein Lieber," riet der Graf, „die Nacht war kühl und feucht."

Die Gräfin bereitete das Getränk im elektrischen Apparat und reichte es dem Adjutanten. „Man hat mir gesagt, Baron," lächelte sie malitiös, „daß Sie glücklicherweise warm eingewickelt gewesen seien — wer war denn so rührend um Sie bemüht?"

Jetzt erst erinnerte sich der junge Herr, und die glühende Röte, welche sich bis in seine Stirn zog, rührte nicht nur vom Glühgetränk her. „Gnädigste Gräfin, ein veritables Mysterium; für mich besonders!"

„Ich wüßte nicht," sagte die Gräfin etwas böse (sie verachtete dieses vermutliche Gemisch aus Diskretion und Theater), „was war es denn?"

„Auf meine Ehre, Graf," beteuerte der Adjutant, „es ist mir so unfaßlich wie Ihnen." Dann erzählte er offenherzig, wie er am Wegweiser zu dem Nachthemde gekommen war.

„Was denken Sie," fragte die Gräfin, „ist Ihnen das Monogramm aufgefallen?"

„Ganz recht! Ja, ja!" Er suchte in seinem Gedächtnis; er hatte es ehrlich vergessen.

Im Kabinette des Grafen entledigte er sich des Auftrages, den ihm der Fürst erteilt hatte. Nach dem Diner verabschiedete er sich von der gräflichen Familie. Die Gräfin händigte ihm ein kleines Paket für Prinzeß Thila ein: „Zu eigenen Händen!" Den Kaffee nahm man, bevor der Adjutant wegritt, auf der Veranda ein und krockettierte noch ein wenig im Park. Nettie sagte: „Herr Leutnant, ich kenne eines Ihrer Geheimnisse: weiß kleidet Sie so gut!"

„Herr Leutnant," fragte Bertie mit unschuldigster Miene, „wie würden Ihnen Spitzen zu Gesicht stehen?"

Der Adjutant war wie vernichtet. Er bestieg sein Pferd und sprengte davon. Am Sattelknopf hatte er das Paketlein befestigt.

Nun erwartet man endlich die berühmte Aufklärung, die Lösung des geschürzten Knotens, die Erledigung der Anspannung, welche bereits der Titel enthielt.

Aber schließlich ist der Autor ja auch nur ein Mensch, nur ein Leser, ein Ableser seiner Erfindungen. Ich gestehe, ich weiß hier keinen rechten Rat. Ich sehe hier nicht klar. Was ist denn nur geschehen? Fortsetzung und Schluß wären doch, daß der Adjutant (oder Baron oder Leutnant) der Prinzessin das Paket übergibt, und diese, nachdem sie des Inhalts ansichtig geworden wäre, dem Adjutanten gegenüber unsicher werden würde. Sie darf ihn schicklicherweise nicht einmal fragen, ob er wüßte, was das Paket enthalten habe. Wahrscheinlich stürzt sie zur Gräfin. Aber die moralinsaure Dame läßt sich verleugnen. Zwar, Nettie und Bertie kichern verstohlen mit Thila; der Graf aber scheucht sie garstig auf; er verabschiedet die Thila mit dürren Worten, ja, er warnt den Fürsten schriftlich.

Der Fürst setzt ein ganzes Regiment Detektivs in Bewegung. Der Wegweiser wird untersucht. Hebe kriegt einige Abführmittel; ihre Exkremente probiert der bekannte Gerichtschemiker Jeserich. Am Spitzenhemde schnüffeln mehrere Spürhunde. Einer sagt: „Wau!" und schnappt nach dem Adjutanten. Der fällt selbstverständlich in Ungnade. „Aber wie wird mir denn," seufzt er, fern von Madrid, „jetzt erinnere ich mich: ‚Th. v. H.' mit Fürstenkrone war mit silberner Seide ins Hemd gestickt!" Auf einmal siedet eine Liebe zu Thila in ihm auf.

Aber wie? — Sollte Thila nicht selber —? Sie wußte doch, der Adjutant werde nachts des Weges kommen ... und sie liebt ihn längst ... ein zarter Wink mit dem Wegweiser als Zaunpfahl!

Oder eine ganz andere Kombination: Thilas intrigante Kammerzofe hat ihre freche Hand im Spiel. Sie bringt die Prinzessin durch das offiziell aufgehängte Hemd in aller Leute Mund? Überhaupt, könnte Thila nicht eine Art Messalina sein? Herrlich! Und ein Bauernbursch oder Lakai, mit dem sie es hielt und dem sie kurzerhand den Laufpaß gibt, rächt sich auf jene drastische Weise.

Warum, frage ich, läßt denn der Leser den Autor allein die volle Verantwortung tragen? Er übernehme gütigst die halbe und hier also die Aufhellung des finsteren Problems! Ein Problem auch nur aufzuwerfen, bedeutet in der Philosophie eine gewaltigere Leistung, als es zu lösen. Warum nur in der Philosophie? Werde jeder Leser doch zum Löser! Der Autor biete prinzipiell nur Probleme. Das „Nachthemd am Wegweiser" braucht also durchaus nicht weniger problematisch zu sein als „Hamlet". Und eine Frage in der Hand ist immer noch kostbarer als die schönste Antwort auf dem Dache. (Vielleicht badete Thila in der Nähe des Wegweisers. Ein Kedling findet ihre abgelegten Kleider und bugsiert das Hemd — aber warum Nachthemd? Sie schlich sich also nachts zum Bade? — auf den Wegweiser?)

Ich beneide die Leser nicht um diese schwierige Aufgabe! Aber wie kann man mir, einem armen, alten, klapprigen Remington-Schriftsteller, schwere Leistungen zumuten — es wäre eine Schamlosigkeit, eine Ausnutzung! Geht mir ab! Das Nachthemd am Wegweiser wächst mir schon zum Halse hinaus.

Der Alte

Wegelagerer war ich vor Zeiten
Auf der breiten Straße der Gedanken.
Habe manchen bunten Fang getan.
Aufgelauert habe ich vor Zeiten
Abseits in den traumverschneiten Wäldern
Den verirrten trunkenen Gefühlen.
Aber müde ward ich solcher Taten.
Sitze still am Rande meines Brunnens,
Klares Wasser schöpfend aus der Tiefe.

Gustav von Festenberg-Packisch

Neue Tänzerinnen

Von A. H. Kober

Niemals ist in Deutschland die Aufmerksamkeit für Tanzvorführungen größer gewesen als während des Krieges. Man hat gemeint, das Tanzverbot sei daran schuld gewesen. Gehemmte Aktivität habe sich notwendigerweise in passives Schauen umgesetzt, das Kribbeln — verursacht durch die akustischen Reize einer Tanzmelodie — sei aus den Beinen ins Gehirn gerutscht. So lieblich diese Vorstellung ist — die Überfülle der Tanzdarbietungen seit 1914 erklärt sie nicht.

Vergegenwärtigen wir uns die Stellung der Kunst um 1910. In der Malerei tauchen damals jene naturfremden Linien- und Farbengebilde auf, deren seltsame Kubismen gemalte Philosophie scheinen, zuerst unmittelbar gar nicht nacherlebt werden können. Die alte überlieferte Linie des blühenden Melos schwindet aus der Musik, die vertrauten Gesetze der Harmonie sind aufgehoben, auf unser Ohr stürzen Tonmassen, Klangverbindungen, deren Sinn uns eigentlich erst klar wird durch den Umweg über das Gehirn. Man kann sich nicht mehr ohne genügende Vorbereitung in die Konzerte der Richard Strauß, Schönberg oder Debussy wagen. Und nun die Dichter! Mit Christian Morgenstern schon fing es an. Was bedeutet das eigentlich? — die beständige Frage harmloser Genießer beim ersten Zusammentreffen mit diesen jüngsten, merkwürdig wirklichkeitsfremden, gar nicht mehr erdhaft natürlichen Sprachgebilden beweist schon: daß auch hier das einfache Nachempfinden dem intellektuellen Nachspüren Platz gemacht hat. Wir waren um 1914 zu geistreich geworden, im wahren Sinne des Wortes. Doch die jüngste Kunst zwang uns zu immer stärkeren Abstraktionen. Und als Rückschlag dagegen setzte plötzlich die Freude an der Tanzkunst ein. Der unterdrückte Körper lehnte sich auf gegen den übergefräßigen Geist. Kraft der Beinmuskeln sprengte die Tyrannei des spiritus rector.

Wenn man im grellen Blendlichte der farbigen Scheinwerfer die Primaballerina eines Opernhauses ihre derben Glieder zum stampfenden Rhythmus des schmetternden Orchesters wirbeln sieht — la bella Paquita, alla Zingarese, hoi! holla!, Kastagnetten, Hackenklappen, Kettenklirren — dann kehrt man aus nebulosen Geistessphären auf die Erde kräftiger Sinnlichkeit zurück. Schon ein flüchtiger Blick auf das Bild der überschlanken hauchzarten Lucy Kieselhausen aber zeigt, daß die mit ihren drallen Beinen auf der Erde stehende Ballerina nicht mehr die



Lisa Kresse. Aufnahme von H. Erfurth, Dresden



Lisa Kresse. Aufnahme von Karl Schenker

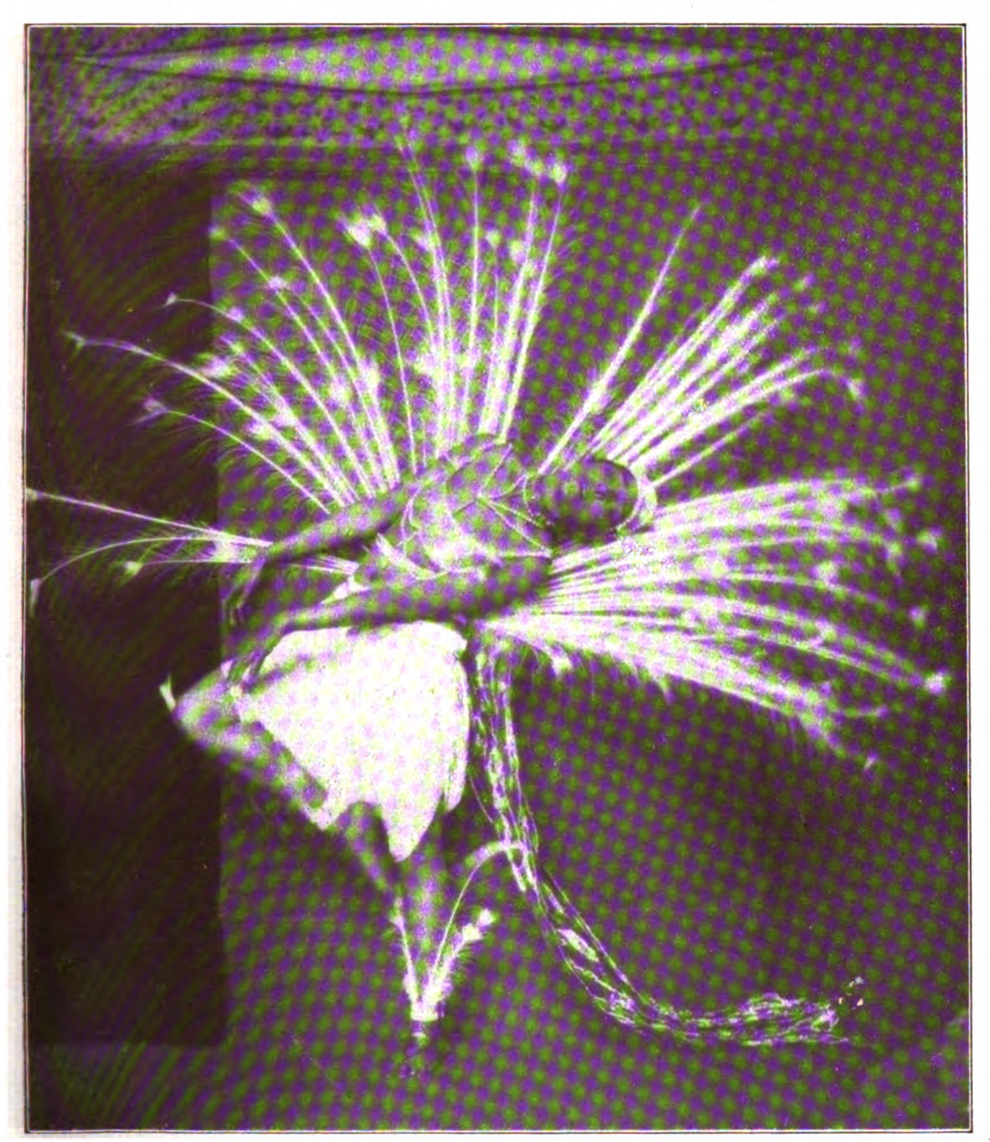
Tänzerin unserer Tage ist. Gewiß, beide drücken musikalische Empfindungen durch Körperlichkeit aus — dies ist der Ursinn alles Tanzens —, beide erfreuen uns durch das rhythmische Spiel der Glieder, beide erscheinen wohl auf der Bühne in dem gleichen kurzen Ballettröckchen. Wenn man aber beobachtet, wie die Kieselhausen das erwähnte von der Überlieferung übernommene Kostüm durch feine Abtönungen und leichte Wandlungen wesentlich verändert hat, dann hat man damit tatsächlich den Aufstieg des theatertechnischen Tanzhandwerks zum modernen Tanzkunstgewerbe getroffen. Das Tanzhandwerk beruhte auf einem Drill der Fußspitzen, auf einem genauen Gesetz der Pas; ein überliefertes Gewand — Hauptsache war die Freiheit der Beine —, Beleuchtungseffekte und Kulissenzauber hoben diese reine Körpersprache aus der umrahmenden Oper als selbständige ‚Einlage‘ ab. Die großen Tänzerinnen der alten Zeit wirkten so stark, weil sie diesen Rahmen sprengten. Hier hatte irgendein Überschuß an Phantasie oder Geist oder Körperfreiheit die Regeln der Technik durchbrochen, hat über die Grenzen einer bestimmten Theaterübung hinaus an das allgemeine große seelische Erleben der Zeit gerührt — auch die Geheimräte saßen damals entzückt im Parkett des Opernhauses —, und in dieser Richtung auf das freie allgemein Künstlerische hin entwickelte sich unser moderner Tanz. Die Namen der Schwestern Wiesenthal, der Clotilde von Derp und anderer sind für diese Richtung bahnbrechend und bezeichnend.

Lucy Kieselhausen arbeitet sich alle ihre Kostüme ganz selbständig aus. Sie — und nicht nur sie, sondern jede neuere Tänzerin treibt kulturgeschichtliche Studien — ist in der ganzen bunten Fülle modernen Kunstgewerbes heimisch, verfolgt die Entwicklung der Malerei und Plastik, schwelgt in der Musik aller Zeiten. Auf Grund dieser feinen Kultivierung des ganzen Menschen entsteht der moderne Tanz. Er will nicht mehr und nicht weniger sein als die körperliche Deutung des jeweiligen Kulturerlebnisses.

Aber die Musik? Aber die Technik? Lucy Kieselhausen hat mir einmal erzählt, wie sie zu ihrem Tanz ‚Sterbende Rose‘ gekommen ist. Sie lag krank am Lido und beobachtete von ihrem Lager aus, wie eine bestimmte Art roter Rosen an den Rändern zart braun anlief, sich übermäßig ausbreitete, dann wieder leis zusammenbog und plötzlich in voller Blüte abfiel. Sie dachte — damals noch gar nicht Tänzerin —: das müßte man einmal tanzen. Als sie Jahre danach einst eine Griegsche Komposition spielt, leuchtet ihr plötzlich auf: das ist ‚Sterbende Rose‘! Nun entwirft sie sich Gewandstudien dazu, läßt sie liegen, bis mit Ludwig Kainers Hilfe eines Tages das Kostüm entsteht, in dem jetzt die Szene getanzt wird. Immer auf Spitzen — was die Tänzerin erst bemerkt, als sie von Zuschauern zu der schwierigen



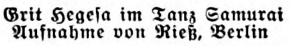
Lisa Kresse. Aufnahme von Karl Schenker



Sent M'Ahesa. Aufnahme von Hanns Holdt, München

technischen Leistung beglückwünscht wird. „Mir ist, als schwebe ich. Daß ich mich auf die Fußspitzen hebe, fühle ich gar nicht," war die Antwort. — Dieser Fall einer Tanzschöpfung ist sehr bezeichnend für die Rolle der Musik im neueren Tanze. Die Tänzerinnen von ehedem traten zum Tanze an, sobald der Straußsche Walzer oder die Lisztsche Rhapsodie oder der Czardas erklang. Diese Klänge schlugen unmittelbar ins Blut, lösten — gewissermaßen rein mechanisch — Gliederbewegungen aus. Hintergrund, Kulisse, eine kleine hinzugedichtete Fabel, ein charakterisierendes Kostüm, kurz die ganze ‚Aufmachung' kam nachträglich erst zu dem ursprünglich einfach musikalischen Vorgang. Heute ist das anders. Zuerst ist — wie in Lucy Kieselhausens ‚Sterbender Rose' — eine Empfindung, ein Erlebnis, eine Erkenntnis gar (bei der Sent M'Ahesa) da, das plastisch, malerisch aus dem Körper heraus sich darstellen will und schließlich, nachdem sich eine Musik dazugefunden hat, Tanzbewegung wird. Dieser moderne Tanz begreift organisch die Körperbewegungen, das Kostüm, die Dekoration, die Musik in sich, und die Technik dieser Tänzerinnen besteht nicht mehr in gymnastischem Drill, sondern in der Fähigkeit: alle Einzelheiten dieses nachstehenden Ineinanders zu





Grit Hegesa im Tanz Samurai
Aufnahme von Rieß, Berlin



Sent M'Ahesa
Aufnahme von Hanns Holdt, München

beherrschen. Dieser Tanz ist ein Gesamtkunstwerk.

Je nachdem die einzelnen seelischen und künstlerischen Bestandteile dieses Gesamtkunstwerkes bestimmend für die Eigenart des Ganzen werden, kann man verschiedene Arten moderner Tanzerei unterscheiden. Lucy Kieselhausen zunächst entkräftet den Vorwurf, der moderne Kunsttanz sei eine eigentlich unmusikalische Angelegenheit. Man beobachte einmal, wie diese Tänzerin, die zarteste von allen, Frohsinn und Lebensfreude darstellt. Solch eine Leistung gibt sie in ‚Dimmy-Dommy'. Den Titel prägte die Künstlerin, als ihr der Komponist Schmidt-Greger zum erstenmal das Stück vorspielte. Sie begann zu hüpfen, sich zu biegen, mit den Händen durch die Luft zu spielen, den Körper in launigen Knicken und Kurven zu schleudern. Ein burschikoses Kostüm — weiblich doch durch zarte Volants — wird über die schlanken Glieder gezogen, ein kecker kleiner Zylinder auf das Köpfchen gestülpt.

Und es entstand Dimmy-Dommy, in dem das jubelnde Publikum die ganze überquellende Daseinsfreude der cakewalk-, boston- und foxtrottkundigen Mitwelt erkannte, geläutert auf deutsche ‚mâze'. Lucy Kieselhausen ist unsere deutscheste Tänzerin. Sie kann Schubert, Schumann, Strauß, Mozart in vollkommener Körperlichkeit darstellen. Diese Musik löst ihren feinen zarten Körper, ihren beweglichen Geist, ihren zieren Geschmack zur holdesten



Valeska Gert. Aufnahme von Karl Schenker, Berlin

Sentimentalität. Die kleinen Schicksale der Mädchen Waldmüllers, Krügers und Schwinds werden wie trauter Spieldosenspuk wieder lebendig. Lucy Kieselhausen — sie tritt auf den Boden scheu und weich wie ein Reh im Mondschein — tanzt so, wie wir Aufgeregten das Biedermeier ersehnen: in einer milden, süßen Traumhaftigkeit. Diese Walzer, Ecossäsen, Gavotten sind getanztes deutsches Lebensgefühl. —

Kein stärkerer Gegensatz ist dazu denkbar als Sent M'Ahesa. Sie tanzt altorientalische Weltanschauung. Die junge baltische Dame, die sich für ihre Tänze das Pseudonym ‚Die Tochter des Löwen' erwählt hat, ist Kunstgewerblerin von Fach. Ihre Kunst setzt ein Verständnis für überfeinerte Kultur voraus. Kenner des alten Orients bestätigen, daß die Kostüme der Sent M'Ahesa bis ins Kleinste hinein stilecht sind. Was diese Frau aber zur Tänzerin macht, ist die Tatsache: daß sie den schweren Hauch altöstlicher Lebensauffassung eingesogen hat. Wieder haben wir hier den Fall, daß nach einem Abschnitt der Sättigung mit Kulturerlebnissen und reichen Erkenntnissen wie eine überreife



Ballett Charell: Ellen Bollan in „Harlekinade."
Aufnahme von Lilli Baruch, Berlin



Grit Hegesa. Aufnahme von Rieß, Berlin

Frucht die Tanzbewegung sich ablöst. Der Körper beginnt sich zu bewegen, langsam wie aus Erstarrung allmählich erwachend, im feierlichen Reliefstil priesterlicher Tempelzeichnungen. Wundervoll, wenn diese Astarte ganz langsam die mächtigen Flügel auseinanderschlägt —, man spürt: hier spricht Gottheit ihre gewaltige, stumm gebietende Sprache. Auch wenn Sent M'Ahesa als Salambo orientalisches Barock in dem wunderbaren Reichtum gebrochener und gewundener Linien deutet, legt sich über uns der ganze dunkle Zauber uralter gottseliger und gottgeschreckter, geheimnisbelasteter östlicher Kastenkultur. — Im Orient haben sich nach der Sent M'Ahesa noch zwei Tänzerinnen heimisch gemacht: Grit Hegesa und Lisa Kresse. Grit Hegesa tanzt die Kultur des modernen, von europäischen Jungvölkern durchsetzten Asiens. Recht bezeichnend für den Unterschied zwischen den Tänzen der Sent M'Ahesa und der Grit Hegesa ist ihre Musik. Jene alten Mysterien werden zelebriert nach einer langsamen Folge schwermütiger Klänge, die — ohne eine eigene Melodik — eigentlich



Katta Sterna und Matray. Aufnahme von Becker & Maaß, Berlin

nur Untermalung für die Bewegungen sind. Grit Hegesa hat einen eigenen Komponisten, Jaap Kool, der längere Zeit auf Niederländisch-Indien gelebt und die eigentümliche Musik der Eingeborenen in ein sinnreiches Notensystem eingefangen hat. In einer sehr gelehrten Einführung wird dies den Besuchern der Tanzabende der Grit Hegesa erzählt. Das Merkwürdige ist nun: daß am meisten immer die ‚Groteske' einschlägt, ein Stück, dessen Musik uns durchaus vertraut klingt wie einer der südamerikanischen Modetänze. Das Rätsel löst sich so, daß Jaap Kool orientalische Kultur immer mit den Sinnen des modernen kultivierten Europäers ansieht, daß Grit Hegesa — wie eine mondäne Weltreisende — bewußt orientalische Erscheinungen auf europäisches Erleben deutet. So tanzt man nicht in den Tempelruinen von Luxor, sondern im verschlossenen Hinterzimmer des Zentralhotels in Bombay. Alle Tänze dieser berechnend dekadenten Tänzerin sind erotisch. Das Priapëische uralter Zeremonien zu Ehren der Fruchtgottheiten erlebte hier seine Auferstehung, aus der urtümlich reinen Naivität von Naturvölkern übersetzt ins nervös Gereizte und Gespreizte kokain-, absinth- und



Ballett Charell: Dora Kasan und Erik Charell in ‚Galante Promenade'
Aufnahme von Lili Baruch, Berlin

morphiumgenährten Beardsleystils. Wenn dieser ‚Samurai' sich geißelt, schreit aus dem mit der Eindringlichkeit japanischer Farbholzschnitte dargestellten Fürsten die ganze verrückte Wut, die volle Scheußlichkeit des in Europa fluchbeladenen Flagellantismus. Die Tänze dieser Frau erschrecken uns so jäh, weil hier erotische Leidenschaften im Orient nur heimisch gemacht werden, die mitten unter uns wohnen, weil diese schrillen, zackigen, urgierigen Bewegungen Blitze sind, die den Schleier unserer Kultur zerreißen und die darunter lauernden nackten Triebe aufleuchten lassen. Wie dieser ganze Orient nur ein Vorwand ist für die Aufdeckung unserer Lüste, so ist das Ungesunde das eigentlich Bezeichnende der Tänze der Grit Hegesa. Freud hat in seiner Psychoanalyse die Lehre aufgestellt, daß die verdrängten Wünsche und Vorstellungen vom Unterbewußtsein her mächtig auf Haltung unseres Trieblebens einwirken. Diese Tänze enthüllen das. Hier offenbart sich der neue Tanz in einer ganz neuen Absicht. Er entschleiert. Damit ist ein Gegenpol erreicht zu dem, was man früher unter Tanz verstand. War doch das Ballett gerade die symbolische Verhüllung dessen, was aller rhythmischen Körperbe-

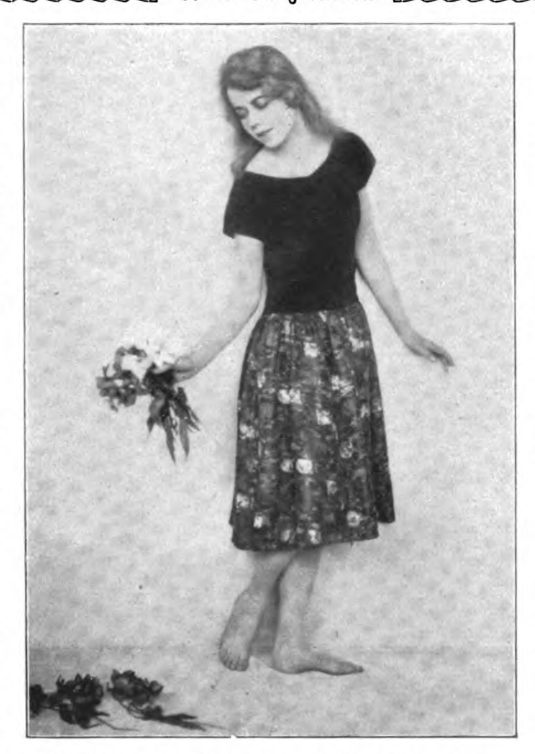


Lucy Kieselhausen. Aufnahme von R. & M. Dührkoop, Berlin

wegung zugrunde liegt: der erotischen Triebe. In einem Zeitalter des Skeptizismus erst, als Rückschlag gegen die Erstarrung alles Triebhaften in angenommene Begriffe, im Zeitalter der alleinseligmachenden ‚Bildung' also konnte der grausam enthüllende, in seiner Nacktheit erschreckende Tanz entstehen. In Valeska Gert werde ich die Tänzerin des ironischen Weltprinzips zeigen. Bei ihr wie bei Grit Hegesa kann es natürlich nicht mehr ankommen auf die gewöhnliche wohlabgewogene gezirkelte Schönheit der Formen und Linien, hier hat die Musik nicht mehr die Aufgabe, den Körper in harmonische Bewegungen zu lösen, sondern — wie sie selber disharmonisch geworden ist, dafür um so reicher —, wirkt sie als elementarste der Künste unmittelbar auf das Elementarste der menschlichen Seele: auf das dunkle Unterbewußtsein ungehemmter Triebe. Ein ganz neuer ungeheurer Reichtum körperlicher Darstellung ist mit diesen Tänzen gewonnen. Aber es ist schmerzlicher Besitz. Die alte fröhliche Kunst Terpsichorens ist mit einem negativen Vorzeichen versehen

worden; sie beleuchtet das Menschentum von der Nachtseite her, sie erschreckt uns.

Als heiteres Zwischenspiel schiebe ich zwischen Grit Hegesa und Valeska Gert eine junge Tänzerin, die orientalische Motive für ihre Darbietungen wählt: Lisa Kresse. Diese Frau mit dem entzückend schlanken, prachtvoll gesunden Körper kommt vom Theater her. Von selten schöner Bildhaftigkeit sind daher ihre Arm- und Handbewegungen. Liebe zu moderner Malerei und uralter Sagenpoesie äußern sich zu schönster Körperlichkeit. Ich erwarte, wenn ich in das Arbeitszimmer dieser Künstlerin trete, keine Bibliothek archäologischer Wissenschaft, keine Mappe mit altorientalischen Tempelzeichnungen, sondern hübsch gebundene, moderne, weltmännische Reisebücher in der Art des Lafcadio Hearn, Pierre Loti und Hanns Heinz Evers. Nicht das Erlebnis uralter mystischer Kultur liegt diesem Tanze zugrunde, vielmehr die Freude an der unendlichen bunten Fülle des modernen Morgenlandes. Hier hat sich ein unter der Musik rhythmisch zuckender Körper an der heißen, fröhlichen Glut strahlender Sonne zur ausgelassenen Bewegung entzündet. Diese Tänze haben etwas Befreiendes. Mögen diese Farbenspiele aus Birma,



Katta Sterna. Aufnahme von A. Binder, Berlin



Lore Sello. Aufnahme von Lili Baruch, Berlin



Anita Berber. Aufnahme von A. Binder, Berlin



Valeska Gert in der ‚Kanaille‘. Aufnahme von Käte Ruppel, Berlin

der Lisa Kresse Windung in Windung. Die Körperbewegungen spielen sich hier als ein organisches Ganzes reiner Sinnlichkeit aus. Die Natürlichkeit des Erotischen geht aus der erstarrten Form des alten Ballettröckchenstils und der klassizistisch strengen Hellerautoga in das moderne weite und doch geschulte Kunstgewerbe über. Der Wunsch nach einer eigenen neuen, kostbar gerahmten Kammertanzbühne wird besonders stark rege angesichts dieser katzenhaften, schlangenbiegsamen, tigerhaft schleichenden, schlanken Frau, ob sie — schwergewandet — die priesterliche Feierlichkeit malaiischen Astartedienstes gibt oder — nur mit flatterndem Schleier verhüllt — Anitras Tanz zu einem orgiastischen Taumel nervösester Sinneserregungen deutet. Lisa Kresse ist musikalisch von der Herzkammer bis in die Fingerspitzen, sie hat ein feines Gefühl für Farbwirkungen, ihre Tanzabende lassen uns schwelgen in köstlichen Stoffen und prächtigen Gewändern, der Duft moderner Luxuskultur schwebt um diese Frau. Ihre Tänze sind Indien, Malaien, Singalesien ethnographisch richtig sein oder nicht, man kommt unter ihrem sinnlichen Zauber gar nicht darauf, danach zu fragen. Dieser ganze Orient der Lisa Kresse ist eine Utopie, aber die von moderner europäischer Kulturquälerei lösende Utopie der Robinsonade. Es gibt da einen ganz reizenden Tanz, in dem eigentlich nichts weiter geschieht, als daß ein kleines Hindumädchen im kurzen Seidenröckchen mit keckem Wibbelzopf durch die Dschungeln hopst, springt, schäkert. Dabei fehlt jede karikierende Note, jede Bewußtheit, Anstrengung oder Betonung; man hat nur die Empfindung fröhlicher Entbundenheit, wie wenn unter indischer Sonne im stillen Urwalddickicht eine Weltdame plötzlich das enge, lange Schneiderkleid abwirft und in herrlicher Nacktheit loswirbelt. Charakteristisch für diese Tänzerin ist die gebogene Linie. Während bei der Sent M'Ahesa, der Grit Hegesa zackige, steile Kanten und Ecken durch das schauende Auge zu lösen sind, schlingt sich bei den Tanzbildern

Valeska Gert im ‚Zirkus‘. Aufnahme von Käte Ruppel, Berlin

die musikalische Deutung unseres Kunstgewerbes, erwecken den Inhalt der kostbaren Vitrinen zu körperlichem Leben.

Nichts von all diesem frohen sinnlichen Tanz darf in den Tänzen der Valeska Gert sich spüren lassen. Sie sind eine Ironie, und es ist tragikomisch, daß diese lachende Tänzerin bei ihrem Publikum Lachen weckt, wenn sie mit derbem Bein etwa einen Tango torkelt, dessen grausame Karikierung eigentlich jedem gesellschaftsfrohen Modetänzer ins Gesicht tritt. Es gab einmal eine Zeit, als diese Valeska Gert ‚ernst' tanzen wollte. Sie ist davon abgekommen, nicht — wie viele meinen — aus Gründen ihrer derben Körperlichkeit, die dem damals modernen sanft hellerauischen Gewiege widerstrebte, sondern aus dem Gefühl steter Überlegenheit heraus. Der Tanz dieser Frau — die eines großen Weltmannes Gattin ist — stellt eine Höchststufe der Bewußtheit dar. Wenn Valeska Gert Modetänze sieht — Tango z. B. — fühlt sie sofort das eine: daß hier Urtrieb und Sitte einen Ausgleich geschlossen haben, der in einer lächerlichen Verkrüppelung zur Karikatur herausfordert. Und diese Karikatur tanzt sie. Tanzt sie mit einer unwiderstehlichen Komik der Verrenkungen und Verzerrungen. Man sieht in solchen Augenblicken die ganze vornehme Gesellschaft als eine Horde armseliger, daher um so lärmender gegen die Gitterstangen ihres Kerkers tobender Halbverrückter. Das ist der Tanz der romantischen Ironie, Körper gewordener Schopenhauer.

Rücksichtslos wird das Glanzpapier moderner Gesellschaftskultur zerknittert und zerrissen. Diese Tänzerin ist ausgelassen, witzig, aber ganz, ganz selten heiter, fröhlich. Ihr Witz spritzt umher wie ätzender Kalk. Bisher nur gedachter Skeptizismus greift körperhaft an. Auch hier wieder: der Tanz entschleiert. Erschütternd wirkt diese Desillusion in der stärksten Tanzleistung der Valeska Gert, in der abgebildeten ‚Kanaille'. Dieser einfache Kittel, aufreizend doch durch das eng anliegende Trikotgewebe, der Gegensatz der lang eingehüllten Arme und der nackten Beine, die eleganten Schühchen — dies Kostüm wirkt wie das Bild einer dirnenhaften Hochstaplerin, die schon, halb im Sträflingskittel steckend, noch einmal die ganze böse Lust ihrer Triebe ausrast. Und dann der Zusammenbruch. Zappelt dies Weib nicht am Galgen? Metaphysik des Galgenhumors, unmittelbarster Ausdruck tiefster Menschlichkeit. Ich habe bei diesem Tanze immer das Gefühl, die Tänzerin werde als eine Marionette von oben her gelenkt, gerüttelt, gezerrt. Wir erblicken — durch einen plötzlichen Riß unserer dicken Alltagsatmosphäre — den Strick, an dem wir zwischen Himmel und Hölle baumeln, und beginnen zu reißen, zu zerren, zu zappeln. Wir tanzen!

Was ist hier aus dem süßen, seidenwirbelnden, spitzentuschelnden Tanze der alten Schule geworden? Der zarte Duft tändelnder Liebeleien ist verflogen. Es gibt keine Tänzerin mehr, um die der Hauch der geheimnisvollen Balletterotik schwebt. Auch wo man den Tanz nur auffaßt als sinnlich fröhliches Geplätscher in musikalisch-rhythmischen Körperbewegungen, geht es heute ‚sachlicher' zu. Intellektuelle Spielerei ersetzt die Phantasie von ehemals. Anita Berber etwa — als Varietétänzerin schon eigentlich nicht mehr in diese Reihe gehörend — ‚macht Mäulchen', wirft Augen, schmollt und tollt mit einem Teddy, zappelt mit den Beinchen, rasselt mit dem Dolche, macht clownhafte Kostümwitze — kurz, sie treibt einen tollen pantomimischen Unfug. Nur die begleitende Musik macht diese anspruchsvolle Verkleidung ärmlicher tänzerischer Phantasie wirklichem Tanze noch ähnlich. Was die Tänzerin allein durch ihren Körper ausdrücken soll — musikalische Erregungen — wird hier auf eine



Clotilde von Derp in der ‚Polka' von Rubinstein
Aufnahme von Hanns Holdt, München

Vielheit gedachter Mitspieler abgewälzt. Alles muß hier ‚mitwirken‘, nicht nur das ganze Szenarium, sondern auch das — Publikum. Mit ihm hält sich Anita Berber durch ein ganzes System von Koketterien ständig in Fühlung. Sie erzählt ihm etwas, plappert und plaudert ununterbrochen von dem, was ihr die Musik auslöst. Und in dieser Mitteilung, die hier an die Stelle der stummen Körpersprache getreten ist, liegt das, was meines Erachtens die Berber aus der edlen Zunft der Tänzerinnen herausstellt, nach anderen Beschauern allerdings zur ‚Tänzerin der Zukunft‘ macht.



Die Schwestern Wiesenthal
Aufnahme von Ludwig Bab, Berlin

Erzählende Tanzkunst ist die Pantomime. Daß wir augenblicklich ein paar ausgezeichnete Pantomimengruppen haben, aber kein eigentliches rein tänzerisches Ballett großen Stils, scheint mir dafür zu sprechen, daß wir Deutschen — im Gegensatz zu den Slawen und den Romanen — kein eigentliches Tanzvolk sind. Die Stärke des beliebten Ballett Charell, das während des Krieges als deutsche Kulturpropaganda gut gewirkt hat, beruht auf dem Dekorativen. Ludwig Kainer hat hier entzückende Farbensymphonien geschaffen, und Erik Charell — selber der beste Tänzer seiner Truppe — hat die Figuren der Tanzenden mit sicherem Blick für bildhafte Wirkungen in die Szenerie hineinkomponiert. Jede Körperbewegung hat nur Sinn im Hinblick auf die ganze Fabel. Frei aus sich heraus schreit, stöhnt oder jubelt dieser Körper nicht mehr. Vielleicht ist hier das Höchstmaß dessen erreicht, was ein deutsches Ballett geben kann.

Oder wird es sich entwickeln aus dem fröhlichen Spiel des Tanzpaares, das heute die vollendetste Harmonie des Zusammentanzens erreicht hat, aus dem Duo Matray — Sterna? Das sind die bösen Rangen in der großen Kinderstube der wohlgesitteten ‚Tanzbeflissenen‘, die mit ihren spaßigen Ungezogenheiten immer wieder anziehend sind. Sie haben Phantasie, Einfälle, Witze, Keckheit. Kostüme in Nymphenburgzartheit oder Zirkusstil, Wiener Werkstätten-, Farben- oder Exzentrikblödsinn. Trippeln, Spitzentanz, Huschen, Beugen, Biegen, Springen ihrerseits, Trampeln, Tölpeln, Humpeln, Kollern, Bumbsen seinerseits. Alles noch nicht genug! Also mehr Knetstoff her für die Phantasie! Mitspieler, die hampeln, strampeln, blöd tun, pfiffig tun, marionettieren, karikieren, sich biegen, schmiegen, lieben, werben, sterben. Noch nicht genug: alle schreien, knarren, schnarren, meckern, piepen, rülpsen, summen. Noch immer nicht genug: mehr Knetstoff her! Sie platzen sonst vor Phantasie. Kleben sie Papiergestirne auf den Bühnenhintergrund, und der Mond heult wirkliche dicke Wattetränen, wenn Pulcinello stirbt. Ob das noch Tanzkunst ist? fragt man sich oft nach einem solchen phantasiebezechten Abend. Es ist das reichste Chaos körperlicher Ausdrucksbewegungen, das in deutschen Tanzsälen sichtbar geworden ist, musikalisch erregt und zum Bilde gebändigt durch diesen Matray, der ein Maler ist, dem die Farben beim Klange der Musik wild wurden und im rasenden Taumel von der Palette flitzten. Noch Tanzkunst? Ich frage: schon Tanzkunst?



Chari Lindis. Aufnahme von A. Stiffel, München

Die Schwestern

Novelle von Georg Freiherrn von Ompteda



Alles hatten die Schwestern miteinander getan von der ersten Stunde ab, als sie das Licht der Welt zugleich erblickt. Sie hatten die Wiege, dann ihr Bettchen geteilt, denn die Eltern waren arm, am gleichen Tage zum erstenmal die Schule besucht, mitsammen Schreiben und Lesen gelernt und zugleich ihre Schularbeiten gemacht. Sie wuchsen eine genau wie die andere. Nicht einen Zentimeter wäre Eva vor Grete oder Grete vor Eva zurückgeblieben. Immer gleich gekleidet wurden sie ständig verwechselt.

Es waren hübsche Kinder. Ja manch einer meinte — die Mutter nicht zuletzt —, es müßten Schönheiten werden, eine wie die andere, denn sie hatten die gleiche Gestalt, die gleichen Augen, das gleiche Haar, den gleichen Gang und die gleiche Art.

Wie sie an Scharlach und Masern auf den Tag zugleich sich niedergelegt, bekamen sie, als sie noch nicht zehn Jahre zählten, am selben Abend Fieber. Durch russische Juden waren die Blattern eingeschleppt — das Impfen kam zu spät — die Zwillinge erkrankten. Eva überwand leicht die Krankheit. Grete dagegen schien das heimtückische Gift stärker aufgenommen zu haben. Im Krankenhaus hielt man sie noch einmal so lange zurück, als Eva. Die weinte. Sie wollte bei Grete bleiben, und Grete mochte Eva nicht von sich lassen. Die Krankenhausverwaltung aber verstand keinen Spaß: jeder Tag kostete, und zum erstenmal in ihrem Leben wurden die Schwestern getrennt.

Als Grete endlich ins Vaterhaus zurückkehrte, sah Eva nach der ersten Umarmung die andere an — und der Mund blieb ihr offen stehen. Wie ein Sieb war die einst so glatte Wange durchlöchert. Die Blatternarben hatten am linken Lid die Wimpern weggefressen, so daß das Auge einen seltsam starren Ausdruck bekommen, und mitten auf der Nase saß ein tiefes Loch, als sollte ein Druckknopf hineingepreßt werden. Grete fragte etwas verstimmt — sie hatte sich auf den Empfang gefreut: „Was hast du denn?"

Eva führte sie vor das zerbrochene Spiegelchen, dessen Ecke schon lange fehlte: „Sieh!"

Grete sah sich erstaunt an, dann schlug sie ärgerlich der Schwester auf die tippenden Finger: „Nicht doch!"

Dann trennten sich die beiden, die bisher immer beisammen gewesen. Grete lief ab und zu verstohlen zum Spiegel und blickte hinein: zuerst neugierig, ängstlich, schließlich wütend, denn sie fing an sich über der anderen glattes Gesichtchen zu ärgern.

Aber Eva begriff nicht der Schwester bitteres Gefühl, und bald gingen sie wieder miteinander zur Schule, kehrten zusammen heim, machten am Tisch ihre Arbeiten, und in den bescheidenen Bettchen der engen Kammer schwatzten sie, bis sie müde einschliefen, oder die Mutter nebenan klopfte, sie sollten endlich ruhig sein.

Inzwischen verging die Zwillingsähnlichkeit mehr und mehr. Evas junge Formen begannen sich zu runden, ihre Augen strahlten unter langbewimperten Lidern, ihres Haares glänzende Fülle war kaum mehr zu bändigen, die glatten weißen Wangen färbten sich mit dem rosa Hauch der Pfirsiche. Grete aber, als ob das Blatterngift ihr die Lebenskraft geraubt, wuchs nicht, so daß sie bald einen Kopf kleiner war, als die Schwester. Ihr Haar blieb dünn, ihre Wangen wurden nicht voll, und auf der käsigen Haut zeichneten sich die Narben ab, als habe ein Schrotschuß sie getroffen. Nur die Nase, darein das Loch des Druckknopfes tiefer noch sich einzusenken schien, nahm zu, bis ihr ein unförmlicher Kolben im Gesicht stand. Und wie die Umrandung dem Auge die eigentliche Schönheit verleiht, so blieb das Mädchen entstellt durch das Fehlen der Wimpern und jene Blatternarbe, die das Lid förmlich durchlöcherte.

Die beiden wurden nicht mehr verwechselt. Ja, die Leute wollten nicht glauben, daß sie Zwillinge wären. Die Mutter aber — der Vater war inzwischen gestorben — streichelte ihr häßliches Küchlein vielleicht noch zärtlicher als jenes, dem die Natur soviel geschenkt.

Die Schwestern blieben unzertrennlich. Sie gingen immer Arm in Arm: und die Große, Schöne, sich niederbeugend zu der Häßlichen, Kleinen, sah nicht die bewundernden Blicke, die auf ihr ruhten.

Als nun die Zeit kam, da sie selbst auch verdienen mußten, etwa als Verkäuferinnen in einem Geschäft, fand sich eine Schwierigkeit, denn die beiden wollten sich nicht trennen. Hier wurde nur e i n e Ladnerin gesucht, dort wären zwar beide angekommen, doch in verschiedenen Stockwerken würden sie beschäftigt sein. So verging die Zeit.

Endlich eines Abends stürzten sie zugleich ins Zimmer: sie hatten etwas gefunden. Eva erzählte, und Grete hörte zu, dann nahm Grete das Wort, und Eva hing ihr an den Augen: in einer Papierhandlung waren sie angekommen, zuerst nur am Lager, später vorn im Laden.

Während sie auf dem Lager arbeiteten, bekam niemand die Schwestern zu Gesicht. Sie gingen am Morgen, wenn nur die Schar der zur Arbeit Eilenden die Straßen erfüllte, und kehrten mittags heim mitten im Strom, der sich um diese Stunde ergoß aus Geschäften, Fabriken und Kontoren.

Eingehängt schritten sie dahin, allein mit sich beschäftigt, indem die Hübsche zur Häßlichen sprach und die Häßliche zur Hübschen, sich alles erzählend, was ihr Leben füllte: wieviel von der Sorte M 572 noch vorhanden sei und wieviel von F 36, daß das Durchschlagspapier umgeräumt werden müsse, oder Nachbestellungen von Briefpapier Elfenbein 2886 zu machen seien. Zu Hause wurde dann der Spirituskocher angesteckt zur Suppe — die Kartoffeln waren am Abend vorher schon geschält, sie brauchten nur angesetzt zu werden — und ein bißchen Fleisch und Gemüse gab es dazu. Unter Scherzen deckten sie den Tisch mit der Wachstuchplatte: Messer, Gabel, Löffel wurden hingelegt und die Gläser noch einmal ausgewischt. Wenn dann die Mutter kam, erzählten die Mädchen wieder von der Lagerarbeit, von den anderen Fräulein, die mit ihnen arbeiteten, daß der Chef zufrieden gewesen, ein umgänglicher, liebenswürdiger Mann. Der eine Chef, denn der andere war ein nervöser Krittler, so daß es auch manchmal Tränen gab.

Dann wurde abgespült, Teller und Gläser abgetrocknet, und die Bestecke wieder in den Tischkasten gelegt, und bald ging es zu erneuter Arbeit: eingehängt, wispernd, nur Blicke eine für die andere, in dem gewaltigen Strome all der Mädchen und jungen Leute, die zur gleichen Stunde zu Kontoren, Läden, Fabriken zurückstrebten. Wenn die Mädchen abends heimkehrten, brannten längst die Laternen. Jetzt schienen all die Weiblein und Männlein es noch eiliger zu haben, denn nun lag der freie Abend vor ihnen. Gar manche — man hörte im Geschäfte allerlei — traf sich an der nächsten Ecke mit ‚ihm' und verbrachte den Abend in erster Zurückhaltung, schon völlig hingegeben oder bei leisem Erkalten.

Die Schwestern aber hatten nur einen Wunsch: nach Haus! Dort wurde wieder das bescheidene Abendessen bereitet: Kartoffeln in der Schale oder auch nur ein Butterbrot und Kaffee. Grete und Eva sorgten für die Mutter. Sie brauchte es, denn seit einiger Zeit kränkelte sie. Man hätte nicht sagen können, was ihr fehlte. Vielleicht, daß sie zu frühzeitig streng zu arbeiten begonnen: sie war verbraucht. Bald konnte sie nichts mehr verdienen.

Da kam es den Mädchen nicht ungelegen, daß sie sich verbessern sollten, indem sie vorn in den Laden kämen. Für den Augenblick freilich erst die eine: Eva, die Schönheit, während die Häßlichere, den Blicken der Kundschaft entzogen, hinten blieb. Als nun Eva einwarf, ihnen sei doch versprochen worden, daß sie zusammen arbeiten sollten, ließ der nervöse grämliche Chef durchleuchten, es gäbe tausend andere; wenn es ihnen nicht passe, müßten sie eben gehen. Da war es rührend, wie Grete sich für ihre Schwester freute, weil sie dann bessere Hände behielte, denn bei dem Räumen und Packen auf dem Lager sprang in der Winterkälte trotz Pulswärmer und Vaseline die Haut auf.

Waren die Schwestern nun auch fortan den Tag über getrennt, so verschlug das doch nichts, denn nun gab es auf dem Wege zweimal zum Geschäft und zweimal nach Haus doppelt zu erzählen. Daheim ging es nicht. Die Mutter brauchte Ruhe. Mitten während des Satzes nickte sie jetzt oft ein. Schon sprachen die Schwestern davon, daß eine zu Haus bleiben müsse, die Mutter zu pflegen, als eines Tages, wie sie vom Geschäft zurückkehrten, die Flurnachbarin ihnen schon auf der Treppe entgegenstürzte, große Gebärden machte, die Augen aufriß und sie nicht in die Wohnung lassen wollte. Die Schwestern schoben sie beiseite und traten ein: da lag die Mutter auf dem Rücken, die Hände gefaltet, die Nase spitz, die Wangen eingefallen, die Augen schon zugedrückt. Die Schwestern begriffen, knieten nieder, und nachdem sie ein Licht entzündet und eine Decke über die Tote gebreitet, hielten sie einander umklammert, weinten und brachten kein Wort hervor. Dann wurde die Mutter fortgebracht, sie warfen Schollen in das Grab und standen nun allein.

Die Wohnung, zu groß jetzt und zu teuer, gaben sie auf, zu sparen für ihren Lebensabend, wie sie einander sagten. Der Gedanke blieb ihnen fern, einmal einen Mann zu finden. Sie kamen auch mit keinem zusammen. In dem starken Betriebe des Geschäftes gab es keinen Augenblick, wo man hätte mit einem Käufer schön tun können, dazu das strenge Auge der Dame an der Kasse, einer versetzten alten Jungfer, die über die anderen wachte, während das Klappern ihrer Registrierkasse klang. Auch von den Chefs war immer einer irgendwo im Hintergrunde.

Bei Eva kauften die Leute am liebsten. Das große, schlanke, schöne Mädchen fiel zuerst in die Augen, und still und liebenswürdig wußte sie so genau Bescheid, daß jeder, der einmal ins Geschäft getreten, immer zu ihr zurückkehrte. Von keiner anderen wollte man bedient sein, nicht allein die männliche, nein, besonders sogar die weibliche Kundschaft, denn Eva wußte am besten Bescheid. Wenn sie etwas zeigte, hatte man das Gefühl, als kaufe man billiger als in einem anderen Laden.

Die Chefs beide wußten, was sie an dem Mädchen hatten. Bald bekam sie Gehaltserhöhung, ganz von selbst, sie, die besser die Kundschaft bediente als irgendeiner der Herren mit dem Bleistift hinter dem Ohr, sie, die Montags nie verkatert war, sie, die nie zu spät ins Geschäft kam, sie, die erste mit ihrer Schwester früh und die letzte abends.

Aber auch Grete hinten am Lager hatten bei ihrer emsigen Betriebsamkeit die Chefs zugelegt. Von ihrer ruhigen, freundlichen Art nahmen die Packer und Rollkutscher alles an. Die männlichen Angestellten,

sonst leicht neidisch auf die weiblichen, fragten sie von selbst, denn von ihr erhielt man immer die rechte Antwort. Warum sollten jetzt die Schwestern nebeneinander verkaufen, wo sie bei dem starken Betrieb einander kaum hätten sprechen können? Sie teilten doch die vier Wege des Tages und die Abende daheim in ihrem winzigen Stübchen, das sie sich nur gönnten. Vergnügungen gab es kaum. In der Woche waren sie abends müde. Sonntags früh wurden Wäsche und Kleidung instand gehalten, nachmittags aber das Grab der Mutter besucht, und da der Friedhof weit draußen lag, war der Weg lang genug, den Tag zu füllen. Nur selten einmal gönnten sie sich in der schönen Jahreszeit ein Konzert in einem Biergarten, im Winter das Theater auf billigen Plätzen. Dann gab die Schöne die Blicke, die auf sie fielen, nicht zurück, sondern tauschte nur Gedanken aus mit dem häßlichen Schwesterlein über das, was auf der Bühne geschehen.

Das ging so über Jahr und Tag. Da geschah etwas Erstaunliches. Zum erstenmal sagte abends bei Geschäftsschluß Eva ihrer Schwester, Grete möchte doch immer nach Haus gehen, denn sie habe noch länger zu tun. Grete meinte, und wenn es eine Stunde daure, sie würde warten. Da war — o Staunen — Eva zur gleichen Zeit fertig wie sonst, aber auf dem Heimwege sprach sie kein Sterbenswort, und sie löschten an dem Abend früh das Licht.

Ein paar Tage darauf, als das Lager etwas später schloß und Grete durch den Hausgang vor den Laden ging, wie immer Eva zu erwarten, war die Schwester nicht zu sehen. Grete kehrte in das Geschäft zurück, niemand war da. So rannte sie den gewohnten Weg hinab, das seltsam starre Auge in die Ferne gerichtet, Evas schlanke Gestalt suchend. Sie sah sie nicht. Grete stürmte die Treppen hinauf: das Zimmer war noch dunkel. Sie machte Licht und entzündete den Spirituskocher, den Rest Suppe vom Mittag aufzuwärmen. Immer noch kam die Schwester nicht. Grete ging ans Fenster und beugte sich hinaus, ob sie etwa unten warte, doch sie war nicht zu erblicken.

Endlich trat Eva ein, aber sie sah der anderen nicht ins Gesicht. Hastig erzählte sie etwas, sie habe gedacht, die Schwester sei früher fortgegangen, sie müßten sich verfehlt haben. Die Sätze überschlugen sich, daß Grete sie erstaunt anblickte. Zuerst schwebte etwas wie Verstimmung in der Luft, bald aber sprachen sie wieder um so eifriger, als sie sich ja heute auf dem Wege nicht mitgeteilt, was nachmittags im Geschäft vorgegangen.

Am nächsten Tage schritten sie die vier Wege wieder untergehakt wie immer mitsammen. Doch bald wiederholte es sich: die beiden verfehlten einander. Grete ging heim, nicht eilig diesmal, und immer spähte sie umher auf der Straße, nach der Schwester. Wieder zündete sie den Spirituskocher an, aber sie blickte nicht mehr hinab, sondern blieb brütend sitzen vor der gelb-rötlichen Flamme. Als aber dann die Schwester kam und ihr um den Hals fiel, war mit dem ersten Kuß alles vergessen. Doch nie fragte Grete, wo Eva geblieben. Und immer jetzt wiederholte es sich. Da trat eines Tages die häßliche Kleine der schönen Schwester entgegen und sprach mit zuckenden Lippen: „Wenn du nicht mehr mit mir gehen willst, so sage es mir doch!"

Eva blickte sie nicht an. „Man hat auch mal seine eigenen Gedanken."

Grete starrte ihr erschrocken ins Gesicht. Sie dachte nur an Eva. An diesem Abend kam die Versöhnung spät und etwas blieb: eine leise Verlegenheit.

Als sie dann tagelang wieder zusammengingen, schien die Fremdheit weggeblasen. Aber bald suchte Eva wieder eigene Wege. Wenn sie dann heimkehrte und unbefangen zu plaudern begann, gab Grete keine Antwort. Da schwieg auch Eva und zum erstenmal in ihrem Leben legten sie sich schlafen, ohne einander Gutenacht zu sagen. Am anderen Morgen eilten sie zwar zugleich zum Geschäft, aber sie hatten sich nicht ein. Fortan war es Grete, als ob die Schwester ihr nicht alles erzähle. Eva fragte einmal: „Warum sprichst du nicht?"

„Du sagst mir ja auch nichts!"

Eva gab keine Antwort.

Nun wuchs in Gretes Herz die Bitterkeit. Sie konnte bisweilen die andere nicht ansehen, ohne daß sie hätte auf sie losstürzen mögen und fragen: ‚Wo bist du gewesen?'

Aber sie fraß alles in sich hinein. Und nun schritten die beiden vom und zum Geschäft stumm nebeneinander her, Grete mit einem scheuen Blick des starren Auges zu der schönen Schwester, Eva die Straße hinabspähend, als suche sie jemand in der Ferne. Wenn aber Gretes spähendes Auge sie traf, senkte sie die Lider wie in bösem Gewissen. Um diese Zeit begann Eva auch mittags zu fehlen. Öfters war sie zeitiger davongehuscht, ein andermal sagte sie, ohne der Schwester ins Auge zu blicken: „Ich komme etwas später!"

„Gut!" gab Grete zurück und lief davon. Nach hundert Schritten aber drehte sie sich um. Sie sah Eva langsam nach der entgegengesetzten Richtung gehen. Nun schlich sie ihr nach, andere Wege als je sonst. Am Markt war Eva in dem Mittagsgewirr verschwunden. Grete lief, stieß Menschen an, steckte Grobheiten ein und geriet fast unter ein Auto; ein Schutzmann riß sie zurück, Leute blickten ihr nach, endlich stand sie in der Mitte des Platzes am Denkmal und ließ ihre Augen nach allen Seiten wandern: Eva blieb verschwunden. Da stöhnte sie laut auf. Langsam ging sie weiter. Sie wollte heim. Aber sie hatte keinen Appetit. Sollte sie immer für die Schwester kochen? Mochte die für sich sorgen! So setzte sie sich in den Anlagen auf eine Bank, die Uhr in der

Hand, während ihr die Tränen über die Wangen perlten, auf die Stunde wartend, da sie ins Geschäft mußte.

Ein alter Herr sah das Mädchen, das seinen Kummer nicht verbarg. Er trat mitleidig heran: „Fehlt Ihnen etwas?"

Grete riß sich empor und rannte spornstreichs davon. Im Geschäft sah sie die Schwester nicht, abends wollte sie gehen, ohne auf Eva zu warten. Aber die hatte sie gesucht, und nun schritten sie nebeneinander her. Grete lief, was sie konnte, und blickte die Schwester nicht an. Da rief Eva, obwohl sie doch viel größer war: „Warum rennst du so? Ich kann nicht mit!"

„Mir gleich!"

„Grete!"

Bei dem Ton traten der kleinen Häßlichen plötzlich die Tränen in die Augen, sie nahm stürmisch der Schwester Arm, und nun erzählten sie sich, die Worte einander von den Lippen reißend, wie einst vom Geschäft.

Sie rührten aber mit keinem Worte an das, was sie getrennt. Doch am nächsten Tage schon, als könne sie eben nicht anders, war Eva früher davon als die andere.

Wie nun Grete abermals drei Tage allein nach Hause gegangen war, schlich sie Eva wieder nach, und diesmal war das Glück ihr günstig: da stand die Schwester auf dem Marktplatz; ein Herr kam, grüßte höflich, und sie schritten nebeneinander davon. Gretes Herz klopfte. Etwas wie Haß zitterte in ihr gegen die Schwester. Sie wollte es ihr ins Gesicht werfen, wenn sie heimkam. Doch als es dann Abend geworden war, sagte Grete kein Wort, aber ohne Gutenachtkuß schliefen sie ein.

Täglich machte es nun der Häßlichen ein seltsam wollüstiges Vergnügen, der schönen Schwester, die nichts ahnte, heimlich nachzustreichen, um aus der Ferne zu beobachten, wie sie sich trafen. Der Herr grüßte nicht mehr so förmlich, er nahm Eva beim Arm, und sie verschwanden mitsammen.

Wo waren nun der Schwestern stille Sonntage hin? Immer fand Eva irgendeinen Vorwand sich zu entfernen: einmal hatte sie sich mit der Langen aus dem Geschäfte verabredet, ein andermal mußte sie für den Chef etwas besorgen. Jedesmal aber sah Grete sie groß an, als wollte sie sagen: ‚Du lügst!'

Eines Tages, als Eva abends nicht heimkam und es später und später wurde, stand Grete, die schon zu Bett gegangen war, wieder auf, nahm einen Stuhl, setzte sich der Tür gegenüber und faltete die Hände, sie zu erwarten. Wie nun so Viertelstunde um Viertelstunde verstrich, zuckte sie jedesmal zusammen, wenn die kleine, alte Uhr zum Schlage aushob. Sie wollte Eva entgegenspringen: ‚Ist es soweit gekommen?' Doch, nach arbeitsreichem Tage von Müdigkeit übermannt, schlief sie ein. Am andern Morgen erst wachte sie im Stuhle auf. Eva lag im Bett. Den Arm aufgestemmt mahnte sie: „Grete, es ist Zeit!"

Die fuhr empor; sie mußte sich erst überlegen, was geschehen. Da sagte Eva, ohne sie anzublicken, so leichthin: „Es war dunkel, als ich gestern abend heimkam. Ich habe dich gar nicht gesehen. Ich hatte nicht erst Licht gemacht!" Grete war zu stolz, um zu fragen, denn sie wurde hintergangen.

So kam ihr Leben nicht mehr zusammen. Die Zeiten schienen verschollen, da sie alles gemeinsam getan. Jedes ging für sich seinen Weg: die eine arbeitete vorn im Geschäft, gewiß ohne Vorwurf, sonst würde Grete vom Chef etwas gehört haben, die andere führte hinten auf dem Lager ihre Bücher in stillem, in sich vergrabenem Leid.

Da an einem Monatsende sagte Eva zu Grete nur die einfachen Worte: „Vom Ersten ab will ich allein ziehen!"

Grete flammte aus dem starren, lidzerfressenen Auge die schöne Schwester an: „Schämst du dich nicht?"

Die gab keine Antwort; die Tür fiel hinter ihr zu.

Nun trennten sich ganz der beiden Wege. Eva blühte auf. Da hatte sie eines Tages einen neuen Hut, dann einen Gürtel. Schmuck erschien: zuerst ein Armband, verstohlen nur getragen, als sei es vergessen worden abzulegen, allmählich aber, als sich die Blicke der übrigen daran gewöhnt, ständig an dem schlanken Gelenk. Grete aber, die allein Zimmer und Essen nicht zahlen konnte, gönnte sich nichts mehr. Sie suchte Nebenverdienst: abends noch machte sie Rechnungsabschlüsse und Abschriften, bis ihr vor Müdigkeit die Augen zufielen. Dann saß sie am nächsten Morgen im Geschäft, kümmerlicher geworden, über die Bücher gebückt mit rotgeränderten Augen von Weinen und Nachtarbeit, und die Packer, die Lagerarbeiter, sahen sie von der Seite an und schüttelten den Kopf.

Eines Tages ließen die Chefs sie kommen. Sie trat in das kleine Privatkontor, wo zwei Schreibtische einander gegenüberstanden. Der ältere legte herzlich dem kleinen, häßlichen Ding die Hand auf die Schulter, es streichelnd fast wie ein Vater. Er sagte, gleichsam eine Entschuldigung, sie hätten nicht anders gekonnt, und war höchlichst erstaunt, als das Mädchen nicht zu wissen schien, um was es sich handelte: Eva war entlassen worden. Als er sah, wie Grete ihn unter dem verunstalteten Lid anstarrte, wie ihr die Tränen über die Wangen schossen, fragte er und bekam heraus, daß sie von ihrer Schwester nichts wußte. Die beiden Herren blickten sich erstaunt an. Nun griff der jüngere, der Krittler, ein: mit schwerem Herzen zwar hätten sie Eva entlassen, aber ihr Zustand sei doch eben eine Unmöglichkeit.

Endlich begreifend schlug Grete in Scham die Hände vors Gesicht. Der ältere der Herren sagte, die Schwester solle sich nur ruhig im Frühjahr wieder melden — er

würde schon dafür sorgen, daß man das arme Ding im Geschäft nicht demütige.

Grete schlich davon, als sei sie selbst die Schuldige, und fortan wagte sie kaum, den anderen ins Gesicht zu blicken.

Sie sah aber Eva nicht. Wohl kam tiefes Mitleid über sie, doch auch wieder die Verachtung jener, die einer Versuchung nicht erlegen sind, wenn auch vielleicht nur darum, weil keine an sie herangetreten ist. Wochen verstrichen. Monate vergingen, Eva ließ nichts von sich hören. Und Grete, die bisweilen in weicherer Stimmung sich nach der Schwester gesehnt, verhärtete mehr und mehr ihr Herz. Wußte sie auch nur, wo Eva war? Jeden Abend, jeden Morgen dachte sie: ‚Warum kommt sie nicht?‘ Jeden Mittag, wenn sie heimkehrte, um ihr bescheidenes Mahl zu kochen, jeden Nachmittag, wenn sie ins Geschäft ging, spähte sie Straße auf, Straße ab, nach ihrer Schwester. Sie überlegte, was tun, wenn sie ihr zufällig begegnet wäre: vorübergehen, als sei es eine Fremde. Aber sie begegnete Eva nicht, sie hörte nichts von ihr, und wieder strichen Wochen hin, und Monate vergingen.

Als nun der Tag, da Eva aus dem Geschäft entlassen worden, zum zweitenmal sich jährte, kam Grete eines Abends heim. Es war neblig, feuchtkalt, und die Buchhalterin überlegte, ob sie Feuer machen solle. Aber sie wollte sparen. Sie kochte sich ihre Suppe, kein Licht zündete sie an: die Spiritusflamme des Brenners leuchtete ja hell genug. In ihrem Stuhle saß sie im einsamen Zimmer, die Hände gefaltet und starrte in die Flamme. Immer, sie mochte wollen oder nicht, kehrten ihre Gedanken zu der Treulosen zurück. Sie dachte an die Mutter, deren Grab sie nun allein Sonntag für Sonntag besuchte, dachte an die glückliche Zeit, als sie mit der Schwester das Zimmer geteilt, an die Abende, wenn sie einander erzählt und erzählt. Wie ein Rätsel schien es ihr, daß sie Eva niemals wieder getroffen. Deutlich sah sie die schöne Schwester vor sich, die sie immer neidlos, kindlich bewundert. In der halben Dämmerung lehnte sie sich im Stuhl zurück und hob die Augen: dort stand eine Gestalt: Eva. Da nun ihr brennendes Gedenken so stark gewesen, meinte sie im ersten Augenblick nicht anders, als die vor ihr sei nur ein Gebilde ihrer Phantasie. Aber das war Fleisch und Blut. Grete erhob sich langsam aus ihrem Stuhl: „Eva, du?“

„Ja, ich.“

Sie stand da, nicht keck, nicht abweisend, um eigene Wege zu gehen, sondern ein gedemütigtes Menschenkind, eingefallen, mit bleichen Wangen.

Grete war es, als müsse sie die andere hinausweisen, die ihr eigenes Leben gelebt, wo die Natur doch die beiden geschaffen, ihr Dasein zusammenzuwerfen. Aber sie wich vor ihr zurück. Sie traf mit den Kniekehlen die Kante des Bettes, knickte zusammen und kam zum Sitzen. Die Hände rückwärts auf das Laken gestemmt, starrte sie die einst wunderreizende, jetzt müde, abgezehrte Schwester an. Die Häßliche wollte der Schönen etwas entgegenschleudern, doch der Anblick schnitt ihr ins Herz. Eva mußte es wohl schlecht gehen. Wäre sie sonst hier? In dem Gedankengang stieß Grete hervor und daraus klang ihr ganzes Leid: „Ja, jetzt bist du gekommen!“

Aber die andere gab es nicht hochmütig zurück, sondern gleich einem Menschen, der keine Kraft mehr hat, da das Schicksal ihn mit harter Hand angefaßt, wiederholte sie nur die Worte: „Ja, jetzt bin ich gekommen.“

Darin lag etwas wie aus vergangenen Zeiten, als sie noch miteinander das Leben geteilt, etwas, das Grete traf, daß ihr schien, die Jahre der Entfremdung seien gewichen. Mit beiden Händen stieß sie sich ab, schnellte empor vom Bett und öffnete die Arme. Da warf Eva sich an ihre Brust. Gretes starres, häßliches Auge blickte über der Schwester Schulter hinweg ins Leere, und mit einemmal rannen ihr die Tränen: „Gott sei Dank, du bist wieder da!“

Dann zündete sie die Lampe an, mit zitternden Fingern — drei Streichhölzer verbrauchend, bis der Docht endlich zu flammen begann. Eva hielt sich die Hand vor den Augen, halb in Scham, halb vor zu grellem Licht und sagte leise: „Es blendet.“

Grete deckte den Schirm darüber. Dann zog sie die Schwester auf den Bettrand, denn ein Sofa stand nicht in dem bescheidenen Zimmer, sah sie an und sprach: „Du bist so schmal geworden.“

Eva senkte die Stirn. Die Häßliche fing an die Schöne langsam zu streicheln. Die lehnte den Kopf an ihre Schwester und begann zu weinen, leise zuerst, stärker dann, herzbrechend endlich. Grete klopfte ihr die Schulter und brachte nichts heraus, als besänftigend: „Na, na, na, na.“

Da versiegten die Tränen. Eva bat: „Dreh' die Lampe ein!“

Grete stand auf. Es ward dunkler im Zimmer. Und nun im erleichternden Schatten hub die schöne Schwester an, auf dem Bettrande neben der anderen, leise zu erzählen. Von jenem redete sie, der sie betört, und von dem Kinde. Dann war langes Schweigen. Endlich fragte Grete und ihre Stimme klang heiser: „Ist es ein Knabe?“

„Nein, ein kleines Mädchen.“

Da klangen die einfachen Worte: „Warum hast du es nicht mitgebracht?“

Mit einemmal fiel die schöne Schwester der häßlichen um den Hals. Ihr Antlitz sank wieder und sie sagte, fest in Gretes Schoß: „Ich wagte es nicht!“

Grete stand ruhig auf: „Komm, wir wollen es holen!“

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Hans Wilhelm: Freiheit (Berlin, Buchverlag der Täglichen Rundschau) — Karl Bröger: Der Held im Schatten (Jena, Eugen Diederichs) — Heinrich Zerkaulen: Die Spitzweg-Gasse. Ein Tagebuch aus Sommer und Sonne (München, Jos. Hösel) — Carl Hauptmann: Mathilde (Berlin, Buchverlag Rudolf Mosse) — Richard Dehmel: Zwischen Volk und Menschheit (Berlin, S. Fischer)

Es liegt fernab von den Aufgaben dieser Bücherschau, den bekannten Jahreslieferanten der Erzählungskunst, die an der Literaturbörse längst ‚gefragt' sind, ihr unabwendbares Weihnachtsei, das sie mit zuverlässiger Pünktlichkeit legen, warm aus dem Nest zu nehmen, um es herumzureichen. Sie haben ihren Lohn dahin, meist sogar einen sehr guten Lohn; und daß sie wirklich wieder gelegt haben, erfährt die Welt früh genug durch das Gegacker ihrer Verleger und das Kakeln ihrer Trabanten. Diese mehr nach dem Kalender als nach dem Herzen Schaffenden erinnern an Hans Hopfens hübsche Satire vom Pinsel Mings, von der Macht eines einmaligen Erfolgs, der einen Freibrief zum unaufhaltsamen Weiterschreiben ausstellt:

> Schreib nun so dumm du willst, 's ist einerlei,
> Denn, liebes Kind, jetzt hast du einen Namen ...

Wichtiger für uns sind die Ringenden, Namenlosen; verlockender ist die Aufgabe, unbeachtete oder neue, junge Könner ans Licht zu ziehen.

Und da kann sich der Astronom, der einen neuen Stern unter dem Goldgewimmel der Nachtkuppel herausfindet, seines Fundes kaum herzlicher freuen als der Literaturbeflissene, der eine neue starke Begabung in dem wimmelnden Ameisenhaufen des Schrifttums entdeckt. Hier ist sie: Hans Wilhelm, noch sehr jung und gänzlich ungedruckt, gab mir vor einiger Zeit einen Roman Freiheit in der Handschrift. Ich las ihn. Schon auf den ersten Seiten fühlte ich den Pulsschlag eines Aufrichtigen. Bald die Wärme einer Seele. Einer ganz eigenen, starken Seele, vom Verstande nicht kühl überwacht, sondern wie von einem zuverlässigen Kameraden auf allen Wegen bedeutet, gewiesen, geschirmt. Holla! Da war alles so jung, so willensfrisch und gestählt, so zum letzten entschlossen ... Ein faustischer Durst nach den ewigen Quellen, die aus der Tiefe springen, treibt diesen Jungen unbefriedigt zwischen den Zisternen unseres staatlichen und öffentlichen Lebens umher: „Wo fass' ich dich, unendliche Natur? Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens... Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?"

Ein Entwicklungsroman, in dessen Mittelpunkt, nur leicht maskiert, der Dichter selber steht. Steht? Stürmt, ringt, eilt, steigt, schwärmt, sich besinnt und wieder vorwärts drängt mit dem ganzen Ungestüm und atemlosen Tempo unserer Zeit. Helmer, wie Wilhelm den Helden, wohl in bewußtem Anklang an seinen eigenen Namen, genannt hat, ein Germane mit slawischem Einschlag, auf dem Lande geboren, studiert in Berlin. Er ist bei einer Burschenschaft, der Burgundia, eingesprungen, aber die Roheit und die Leere dieser Selbstgenügsamen befriedigen ihn innerlich keineswegs. Er tritt aus und sucht in einem modernen Literaturklüngel des Berliner Westens, meist Kaffeehausliteraten, neue Wege, oder doch Wegweiser. Umsonst. Diese Jünglinge, die aus Luxus Dichter geworden sind und sich die Mühe akademischen Studiums meist ersparen, sind verkümmerte Seelen mit überscharfem, witzelndem Verstand, die nicht aus eigener Not dichten, nicht einmal für sich, sondern für ihr Programm, für ihre geistige Mode, für ihre Leseabende. Dies Geschlecht von Spezialisten, deren Kunst in Klangwirkungen, Seltsamkeiten und Verstellungen der Worte besteht — können ihm, dem Dichter und Vollmenschen, nichts geben. Immerhin findet er hier mehr Anregung als bei den Burgunden und auch zwei fesselnde Menschen: den häßlichen Herrn Stern, der ein wirklicher Dichter ist und darum bald aus dieser Literaturzunft scheidet, und den Dr. Hansen, einen halbverhungerten Zyniker und Ästheten, der später durch Selbstmord endet.

Helmers unbeirrbarer Wille ist, sich zum Ganzen, zum Vollmenschen zu entwickeln und seine Zeit in ihrer Allbedeutung zu erfassen. Er tritt ins Leben hinaus, ringt sich los von den Fesseln sinnlicher Liebe, ohne Prüderei und Entsagung, aber auch ohne die Brunst jener Modernen, und sucht nun in ernstem Studium auf der Universität sein Heil. Aber dort findet er es ebensowenig. Trockene Fachmenschen sind diese Gelehrten, die alles nach der Schablone behandeln, sich von der Außenwelt abschließen und „die Kraft der Gegenwart durch ihr unübersehbares historisches Material lähmen, das sie wie Schutt und Geröll über alle jungen Keime werfen". Mit Kummer sieht Helmer die vielen Studentinnen diese Famulusarbeit als den Triumph des Geistes anbeten. Er warnt eine, die ihm noch frisch genug zur Umkehr scheint. „Sie gehen noch leicht dahin! Sie haben in sich noch das Gleiten und Schwe-

ben, um über diese Zeit zu kommen, Sie können noch aus sich nehmen! In Ihnen ist Freiheit! Schaffen ist Freiheit! Sich selbst schaffen! Sich selbst emporgestalten zu Adel, Schönheit und Größe! Sich aus sich selbst entgegennehmen und frei sich verschenken — an den neuen Menschen, der mit uns ringt und aufwächst —!"

Er sucht ein solches Weib in Ellen Rot, dem Landkind, das auch jenes Studium in der Großstadt durchgemacht hat. Und er findet sie — in der Heimat, zu der ihn immer wieder unsäglich und unbezwinglich eine große Sehnsucht treibt. Und doch: ein Führer will er sein, dazu fühlt er sich berufen, ein Führer der Erwachenden. Und der muß aus dem Machtkreis der Stadt erstehen. So trennt er sich von der Geliebten, um erst sein Werk zu vollenden. Er will sie mit seinem Sturm nicht leerwehen, nicht auszehren. Er weiß: es gibt ein Freisein, auch in der Liebe. Aber sein Glaube an eine unzerstörbare und planvoll schaffende Kraft im Weltall wird ihn nicht trügen. Die alte Zeit war innerlich morsch und hohl. Sie muß zerfallen. Eine neue Zeit erwacht. „Ihre Führer werden sein: die ein Übermaß von Seele durch einen starken Geist zu bändigen wissen ... Ein Dehnen und Drängen war in ihm. Ein Tönen und Jauchzen: er hörte sie wieder, die Sturmmusik seiner Seele, die in ihm schallte, seit er aus dem Grabe der alten Zeit auferstand ... Empor! Über die Zeit — zum neuen Leben empor!" ... Die Weltseele soll ins feurige Strömen kommen und ihre göttlichen Kräfte offenbaren: Welt-Liebe! Welt-Güte! ... So geht er von der Geliebten. Aber als ein größerer wird er wiederkommen; größer in seinem Schaffen, beseligender in seiner Liebe.

... Diesem Erstlingswerk eines jungen Dichters wird es auf seinem Wege nicht an kritischen Knüppelwürfen fehlen. Denn hier sind ein paar Einwände auch für den kunstrichterlichen Knirps noch mit der Hand zu erreichen. Es fehlt dem Roman an ‚Handlung', wird der literarische Schablonenverwalter sagen, die Ideen sind oft zu phantastisch; Wiederholungen, literaturgeschichtliche Einschiebsel und Längen hemmen den Fluß der Erzählung. Freilich: die Modernen, obwohl sie in ihren Auswüchsen von Hans Wilhelm kräftig geschüttelt werden, dürften sich hüten, den Roman zu bemängeln, denn ihr noch immer gültiges Programm und Hauptschlagwort, der Expressionismus, ist hier — freilich ohne exotische und blutrünstige Gesichte — nicht nur erfüllt, sondern übertrumpft; nicht nur Ausdruck: Ausruf, Ausschrei einer stürmischen Seele ist der Roman, noch allen Gärungen reinpersönlichen Werdens ausgeliefert, aber auch beschwingt von allen Hoffnungen und Sehnsüchten hochstrebender Jugend. Wenn der junge Schiller statt der Räuber einen Ich-Roman geschrieben hätte —: er würde gewiß hoch über diesem stehen, aber er würde in Ton und Schwung, in revolutionärem Aufbrausen, im Verwerfen des Altersmorschen wie des Unechten, Gemachten, in dem kühnen Drang nach Freiheit und Schaffen ihm ähnlich gewesen sein. Hier ist wirklich wieder einmal ‚Sturm und Drang' als Vorbote eines Frühlings, das Revolutionäre des Tauwinds. Der Tauwind ist noch nicht Erfüllung, dieser Roman ist nur eine Hoffnung. Aber eine große Hoffnung, fest begründet in einigen standsicheren Wesenszügen. Zum ersten: trotz orgelbrausendem Pathos, dessen Stärke ungleich wechselnd auf- und abschwillt, begegnen uns kaum jemals Phrasen, sondern ernste Gedanken über Zeit und Zukunft, Volk, Staat, Persönlichkeit. Zu zweit fehlt es ihm nicht an dem großen epischen Wurf, der sich namentlich im Anfang, in der kunstlosen Gegenüberstellung zweier Welten und ihren angepaßten Rahmen des Großstadtlebens zeigt. Was wichtiger ist: Hans Wilhelm hat die rechte Liebe zum Großen und Wahren, es ist um sein Herz so gut bestellt wie um seinen Kopf. Er verfügt dazu über ein ausgiebiges Register der Darstellungsarten, eine hohe Sprachgewalt, Knappheit in der Schilderung, und selbst seine Satire ist fein und treffend. Auch ein Gegner wird in ihm die ehrliche Bekennerfreude, den verständnisvollen Willen zur Gerechtigkeit erkennen. Aber noch hat er zuviel auf dem Herzen, noch redet er, statt zu bilden, auch fehlt ihm noch die rechte Freude am Kleinen, am Erzählen, am Geschehnis, ich möchte sagen, die Schusterkugel über seinem Schreibtisch, in der er die heimlichen Nähte des Lebens vergrößert erkennt, der handwerksmäßige Blick für das Wirkliche, Sachliche, Greifliche — in Gottfried Kellerschem Sinn, wohlverstanden. Hans Wilhelm sollte sich zunächst einmal von allen seinen Geistesräuschen verschnaufen und die gesunde Atemverteilung des Erzählers lernen. Aber vielleicht liegt ihm gar nichts an dem Zeugnis eines guten Erzählers, sondern nur an dem Zeugnis — das er von seinem Streben ablegt? Erkenner, Bekenner, Prophet — ist das sein Ziel? Ein Führer, ein Held des Geistes, weithin erkennbar auf hohem Bergrücken, wo helles Sonnenlicht blitzend sein ehernes Rüstzeug umspielt? Ist es das?

Da hat er wohl wenig mit Karl Bröger gemein, der sich und sein Buch Held im Schatten nennt? Und doch wüßte ich kein Werk der neuen Erzählungskunst, das ich lieber neben Hans Wilhelms ‚Freiheit' stellte. Auch dies ist ein Entwicklungsroman. Auch hier steht ein Bekenner, ein Dichter, ein Kämpfer, der sich durch schwere Hemmnisse zum geistigen Leben hindurchringt, ohne Hülle vor uns, — und doch: wie wolkenweit sind ihre Wege, ihre Luftschichten voneinander getrennt! Karl Bröger ist den Lesern der Monatshefte nicht mehr unbekannt. In unserer lyrischen Maischau hat ihn seinerzeit sowohl Carl Busse wie sein Nachfolger, der dies schreibt, in die erste Linie der Kriegsdichter gestellt. Daß Bröger auch ein Frie-

densdichter ist, hat er inzwischen bewiesen; in keinem Werk mehr als in diesem, seinem ersten Prosabuch. Eine Lebensdarstellung des Verfassers, trotzig, kühn und mit jenem rücksichtslosen Selbstentblößungswillen, den wir in den Bekenntnissen Rousseaus und Strindbergs finden. Auch Bröger oder, wie er sich hier nennt, Ernst Löhner ist der ‚Sohn einer Magd‘, obendrein ein uneheliches Kind; sein Vater ein stumpfer Arbeiter, seine Mutter ein gewöhnliches Weib mit niedrigen Instinkten. Seiner zerrissenen Kleider und Schuhe schämt Ernst Löhner sich in der Volksschule, wird trotzig, aufsässig, böse. In einer Auskunftei angestellt, bestiehlt er die Portokasse, um des verführerischen und ihn wirklich verführenden Geschäftsfräuleins willen. Nun geht es schnell bergab. Noch einmal angestellt, veruntreut er wieder kleine Beträge, diesmal gibt's Gefängnis, drei Monate, bald darauf wegen schlimmer Missetaten zehn Monate, und nun wird er zu berufsmäßigen Verbrechern gesperrt. Da kommt die Umkehr. Löhner fühlt mit einiger Scham, wie hoch er über diesem stumpfsinnigen Gelichter steht, und eifriger als je sucht er aus der schmutzigen Umgebung sich durch heimliches Dichten zu erheben. Bemerkenswert ist an dieser Beichte, daß es keineswegs sittliche Bedenken sind, die Bröger-Löhner auf den rechten Weg zurückführen, sondern geistige. Ja, im Anfang ist sogar ein gewisses spielerisches Liebäugeln mit seiner Unredlichkeit nicht zu verkennen, er macht, mehr hinter als in den Zeilen, seine Abkunft und Armut dafür verantwortlich. Und gewiß bis zu einem gewissen Grade mit Recht, sofern man nämlich Charakterlauheit hier als Begleiterscheinung mit in Rechnung zieht. Allgemein genommen aber ist es ein Trugschluß, wie die Entwicklung Hebbels beweist, dessen Jugend mit der Löhners eine verzweifelte Ähnlichkeit hat. Übrigens ist Hebbel sein Vorbild, auch als Lyriker. Ernst Löhner erhebt sich im Gefängnis an einem dichterischen Gebet voll Schönheit und Kraft. Von da an steigt seine Lebensbahn. Zuerst noch Handarbeiter, dann Soldat, endlich an einem sozialdemokratischen Blatt Theaterkritiker und später Redakteur, heiratet er ein hübsches Dienstmädchen, mit dem ihn in der Ehe keine geistigen Interessen verbinden, aber ein Kind, ein hübscher Knabe in Gemeinschaft hält, so sehr auch die Streit- und Selbstsucht Löhners das gute Einvernehmen erschweren. Das Buch schließt mit dem Ausbruch des Krieges, dessen persönliche Einwirkungen auf Bröger ja aus seinen Gedichten bekannt sind.

Ein starkes, merkwürdiges Buch! Ohne Beschönigung gibt Bröger ein Bild seines Schicksals und seines Charakters, das durch die Kraft seiner Wahrheit den Leser in Atem hält. Die Darstellung ist ungesucht und schmucklos; fern von jeder besonderen Technik und Schule erzählt Bröger so, wie ihm die Feder am einfachsten den Sinn aus der Form herauskernt. Wie lächerlich erscheinen beim Lesen einer solchen Erzählung, die wie das Leben selber wirkt, alle Kunstschlagworte wie Eindruck- und Ausdruck- oder Heimatkunst, Neuromantik, Futurismus, Symbolismus, Explosionismus und so weiter. Bröger hat etwas zu sagen, er hat sehr Wichtiges zu bekennen, sehr Menschliches zu erzählen; das unterscheidet ihn schon von den aufgeblasenen Programmtüftlern. Und weil's ihm ernst ist, was zu sagen, verschmäht er's, Worten nachzujagen. Dafür tauchen dann Bilder auf, die nur eines Dichters Auge schaut. So wenn der vierjährige Ernst auf die Suche nach seiner Pflegemutter geht, die sie gerade zu Grabe tragen, und so lange an ihre verschlossene Flurtür mit den kleinen Fäustchen hämmert, bis er müde vom Klopfen und vom Weinen einschläft.

Wie ein polarer Gegensatz mutet Hans Wilhelms ‚Freiheit‘ zu Karl Brögers ‚Helden im Schatten‘ an. Dort das Suchen und Stürmen schwärmerischer Jünglingsreinheit, hier der dumpfe Proletariertrotz des früh schon Angefleckten. Und doch dreht sich zwischen diesen Polen die gleiche Sehnsucht; beide Dichter sind beseelt von dem neuen Geist, dem tiefen Weltanschauungsdurst, und geistiges Gestalten aus dem Innern ist ihr Ziel, wie, nebenbeigesagt, das Ziel des neuen großen Romans überhaupt. Hans Wilhelm mit weiten Horizontlinien, trotz seiner Jugend schon in dem starken Rüstzeug verarbeiteten Wissens, scheint der stärkere Denker, Karl Bröger, menschlich nackt, im Gesichtskreis des Werkeltags, scheint der ursprünglichere Dichter. Beide kommen von entgegengesetzten Seiten: der Sohn des Lehrers und der Sohn des Tagelöhners. Und beide treffen sich in ihren Offenbarungsromanen unter dem Zenit unseres Erdenhimmels — beiden singt Bröger aus einer Seele, wenn er anstimmt: „Du hast mich, o gewaltiger Gott, zu deinem Rüstzeug auserwählt,“ oder wenn er etwa sagt: „Ich halte nur das für Kunst, was mir einen neuen Gedanken gibt, was mir den Sinn der Welt deutlicher macht, und was mich klüger gehen läßt, als ich gekommen bin.“ Beide fühlen sich als Führer, als Propheten, Bröger Sozialist, Wilhelm freier Altruist, beide lieben die Einsamkeit, das Land, und fühlen doch, daß die Stadt der Schauplatz ihrer Kämpfe sein muß. Wir sind gespannt auf diese Kämpfe und Wege der beiden so verschiedenen Bekenner. Wohin werden sie führen? . . .

Jung wie sie ist auch Heinrich Zerkaulen, Dichter auch, den Lesern dieser Hefte schon vorteilhaft als Lyriker bekannt, nebenbei ein Mann von Urteil. Und doch: wie weitab führt sein Sinnen und Streben von jenen beiden stürmischen Selbstvollendern. Der Name seines neuen Buchs Spitzweg-Gasse zeigt schon an, wohin seine Neigungen ihn leiten: in kleine verschnörkelte Gäßchen mit Urväterheimlichkeit, Butzenscheiben, Gelbveigelein und Nelkenstöcken. Sehr hübsch weiß Zerkaulen zu zeichnen,

wie ein blondes Mädel über die Straße kommt, „so recht im wiegenden Frühlingsschritt, und läuft die Sonne hinterher und drehen sich die Häuser nach ihr um“. Ein paar kleine Kostbarkeiten, entzückend wie Nippsachen im Glasschränkchen, sind denn auch die Erzählungen ‚Intermezzo‘, ‚Leute von Haus Nyland‘ und die innigen ‚Kameraden‘. Aber leider enthält das Büchlein noch etwa zwei Dutzend andere Skizzen, die zum großen Teil von Zuckerguß und leider auch von — Süßstoff wahrhaft triefen. Zerkaulen geht die gefährlichen Wege Max Jungnickels, der auch sein hübsches Talent in Verniedlichung zerpflückt, in Himbeertunke ertränkt. Ein gesucht kindlicher Ton wird oft mit Poesie verwechselt. Der liebe Gott erscheint bei ihnen als wackelköpfiger Großpapa, der im Schlafrock und weichen Wolkenlehnstuhl sein Pfeifchen schmaucht. Oder Zerkaulen erzählt von ihm: „Er kam auf einer Geschäftsreise. Inkognito. Ein paar simple Engel trugen die Koffer. Meine Hauswirtin zeigte ihm knicksend die Türe ... Die ‚Kölnische Volkszeitung‘ hatte er schon im Speisewagen gelesen ... Ich solle übrigens absolut keine Umstände machen. Die Zugverbindung sei momentan so schlecht, da habe er nur die Pausen ausnutzen wollen ... Und pflückte sich im Vorbeigehen ein paar wilde Heckenrosen ab für die Mutter Gottes daheim.“ Nachbar, Euer Fläschchen! ... Neben dem lieben Gott und dem Himmel kommen wiederholt die Namen Mörike, Eichendorff, Jean Paul, Spitzweg vor. Als ob es die Namen täten. Da beginnt Zerkaulens ‚Besuch‘: „Eduard Mörike und Josef v. Eichendorff waren eben von einem Vorfrühlingsspaziergang nach Hause gekommen.“ Sie „trafen sich täglich im Himmel. Überhaupt hatte der Herrgott seine Lieblingsgilde mit allen Paritätsansichten ausgestattet. Ein Schälchen Kaffee wollte man noch zusammentrinken in Mörikes Turmzimmer mit den Butzenscheiben.“ Herbei, ihr Backfische! Ist das nicht plauschig, lauschig, allerliebst, entzückend, himmlisch, einfach süß? Puppenstubenpoesie für ‚Herzblättchens Zeitvertreib‘ ... Stümper tadelt man nicht. Weil Zerkaulen aber ein Dichter ist, auch in diesem Büchlein noch, wäre es verhängnisvolle Pflichtvergessenheit, wollte man ihm nicht zurufen: „Halt, Freund, Sie sind auf falschem Wege.“

Um nach diesem Bonbonlutschen und Sirupschlecken bei einem Löffel kräftiger Hausmannskost aufzuatmen, nahm ich **Carl Hauptmanns** freilich in verdächtig buntem Bildumschlag sich darbietenden Roman **Mathilde** zur Hand. Und wirklich: hier war nüchterne Beobachtung greifbaren Alltaglebens, strenge Wiedergabe grauer Wirklichkeit; der gute alte Naturalismus, so verbraucht er ist (der seinen Zeit-Zweck übrigens redlich erfüllt hat), wirkte hier wie eine Erbsensuppe auf Lakritzensaft. Beim Lesen der mannigfachen Zickzackschicksale, die Mathilde, dies hübsche und brave Arbeitermädel im Kampf zwischen Liebe und Ehrbarkeit zu erdulden hat, bis sie endlich im sicheren Hafen anlangt, merkte ich, daß ich den Roman schon vor vielen Jahren einmal gelesen hatte. Und wirklich: der Literaturkalender verrät, daß er schon 1902 geschrieben ist; mit Recht hat eine Neuausgabe ihn jetzt der Vergessenheit wieder entrissen, denn will man diese Darstellungsart, die jedes Möbel- und Kleidungsstück sorgfältig beschreibt, gelten lassen — und „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ — so darf Carl Hauptmann als einer ihrer besten Vertreter gelten. Der Roman ist in einem eigentümlich kraftvollen Stil geschrieben, und die Wirklichkeitstreue des warmherzigen Darstellers läßt uns Zug um Zug der Geschehnisse miterleben. Ich schätze diesen feinen Künstler mit dem Rübezahlgesicht sehr hoch. Wenn er auch als Dramatiker seinen jüngeren Bruder Gerhart nicht von ferne erreicht, ist er ihm doch als Erzähler ebenbürtig und insofern stärker, zeitgemäßer, als er den Mut des Bekenners hat. Die oft etwas kitschigen Kapitelüberschriften dieses Romans könnten fehlen.

Das Tagebuch eines Dichters im Felde, sehr bedeutend und lesenswert, kann leider nur noch kurz empfohlen werden. **Richard Dehmel** nennt sein fast 500 Seiten starkes Kriegsnotizbuch ‚**Zwischen Volk und Menschheit**.‘ Er hätte es auch Zwischen Dichterstolz und Frontgehorsam, Zwischen Heldentum und Nörgelsucht, Zwischen Begeisterung und Trübsal nennen können. Denn der lange Schützengrabendienst gießt reichlich Wasser auf die lodernde Auguststimmung von 1914, in der dieser Fünfzigjährige mit dem heißen Herzen freiwillig ins Feld zog, sich mit Leib und Seele einzusetzen für Deutschlands geistige Zukunft. Schade, daß der Dichter bei der Buchausgabe einen Wust von kleinen Tagesnotizen, die meist auf eine gewisse Katerstimmung hinauslaufen, nicht stärker eingedämmt hat; viel Krittelei und schulmeisterliches Besserwissen machen den Leser ungeduldig, aber man fühlt doch immer wieder das aufrichtige warme Herz, die unzerstörbare Begeisterungsfähigkeit dieses innerlich junggebliebenen Dichters hindurch, am liebenswertesten da, wo er ganz Dichter sein darf, etwa, wenn er von wolkenfernen Idealen spricht, oder wenn er, selbst auf dem Blutfelde noch, das Schöne der ewigen Natur mit Poetensinnen findet. Manch kluges Wort über Politik findet sich in dem stattlichen Bande, wenn sich auch hier gerade Dehmels Ansichten oft widersprechen, wie das bei den Pendelschwingungen zwischen 1914 und 1918 nicht zu verwundern ist.

Illustrierte Rundschau

Scherenschnitte von W. A. Renzing — Rheinisches Steinzeug — Gotische Formmodel — Zu unsern Bildern — Adolf Bothe †

Zu den Künstlern, die das Wesen des Schattenrisses wahrhaft erfaßt haben, gehört W. A. Renzing, der Schöpfer der hier abgebildeten kleinen Kunstwerke (S. 234 bis 236). Er macht es sich nicht leicht wie andere, die in ihre Schattenbilder mit Feder und Pinsel hineinarbeiten oder gar Buntpapier, Stoffe und Spitzen verwenden, um die Deutlichkeit ihrer Entwürfe zu erhöhen. Er bleibt streng dabei, daß der Umriß an sich verständlich sein muß, und hält sich nicht mit Kleinigkeiten auf, die eher für die Schärfe der Schere, die Geschicklichkeit der Hand als das Gefühl und das Auge des Künstlers sprechen. Vor Renzings Silhouetten vergißt man, wie beschränkt und dürftig der Stoff ist, aus dem er schafft. Sie wirken beinahe plastisch in ihrer zusammengeballten, alles Nebensächliche beiseite schiebenden Kraft und sind, selbst wo es sich um anscheinend ungegliederte Massen handelt, durchweg verständlich.



Wiegenfest

Bezeichnend für die kräftige Sinnesart des Künstlers ist, daß er nicht wie viele andere im 18. Jahrhundert schwärmt, sich mit Reifrockdamen und geputzten Herren, Schäfereien und galanten Abenteuern abgibt, sondern seine Vorwürfe zumeist aus dem Leben ringsum zu holen liebt. So hat er's auch im Kriege gehalten, wo er lustige Scherenschnitte aus dem Landserleben in der ‚Liller Kriegszeitung' veröffentlichte. So hält er's jetzt, wo er in seiner Mappe ‚Tommy bei uns' die ungebetenen Gäste mit gelassenem Blick betrachtet. Seine Ausdrucksmöglichkeiten sind mannigfach. Er liebt den Frohsinn bis zur Ausgelassenheit. Er ist eher derb, ja grob, als daß er sich in die Gefahr begäbe, weichlich, verzärtelt zu erscheinen. Wo er aber sein Gefühl unverstellt sprechen läßt, wirkt er zart und innig.

Renzing stammt, wie uns L. Schr. mitteilt, aus Barmen, wo er 1884 geboren wurde, verlebte jedoch den größten Teil seiner Jugend in Iserlohn und anderen westfälischen Orten und ist nun in Solingen ansässig. Fritz Heyders Kalender ‚Kunst und Leben' brachte schon mehrere seiner feinen Federzeichnungen, von denen ‚Mondnacht' (aus dem alten Soest) besondere Erwähnung verdient; auch schuf der vielseitige Künstler eine Reihe vortrefflicher Radierungen.



Stille Stunde

Scherenschnitte von W. A. Renzing



Die Mutter

Im letzten Jahrzehnt hat die preußische Regierung mehrfach versucht, der seit dem Mittelalter berühmten, aber in ewiger Wiederholung erstarrten Westerwälder Töpferkunst neues Leben einzuflößen. Doch mehr noch als die Meisterkurse der von ihr beauftragten Künstler und die zielbewußte Leitung der Höhrer Fachschule hat hier die tatkräftige und verständnisvolle Mitarbeit der heimischen Industrie erreicht, deren bedeutendste Töpfereien sich unter der umsichtigen Führung. Reinhold Merkelbachs zu den Vereinigten Steinzeugwerken Höhr-Grenzhausen zusammenschlossen. Dieser klarblickende Fachmann, der leider im italienischen Feldzug gefallen ist, wußte wohl, wie verfehlt es war, die alten Krüge modern zu verzieren, und wie ungeheuer schwierig, gerade für das Steinzeug neue materialgemäße und mit den einfachen Mitteln der uralten Technik ausführbare Schmuckformen zu finden. Gute Erfahrungen, die er mit der Ausführung einiger Entwürfe Riemerschmids machte, ermutigten ihn, immer weitere Künstler zur Mitarbeit heranzuziehen und mit ihrer Hilfe die schon absterbende



Liebesdienst

Scherenschnitte von W. A. Renzing

gute alte Töpferkunst zu neuer Blüte zu bringen. Wohl können Gegenstände des Massenbedarfs allein durch ihre gute Form durchaus befriedigen, aber es liegt in der menschlichen Natur begründet, daß die große Menge lieber nach geschmückten Dingen greift, und es ist das gute Recht der Industrie, dieses Verlangen zu erfüllen; nur muß der Schmuck künstlerisch wie technisch einwandfrei sein. Und diese Forderung ist bei dem hier abgebildeten Steinzeug durchaus erfüllt. So verschiedenartig auch die Schmuckformen der einzelnen Künstler sind, sie zeugen doch ausnahmslos von gründlicher Materialkenntnis und einer bis ins Kleinste gehenden Beherrschung der Technik. Ob diese Verzierung nun in einzelnen Punkten die Fläche belebt, sie mit einem dünnen Kranz oder breiten Schmuckband umschlingt, in runden Füllungen durchbricht oder mit Spiralen überzieht, immer ist sie so materialecht und natürlich wie die Ornamente der prachtvollen alten Krüge.



Fußball

Ein ‚Neuland der Kunst' mit ganz eigenartigen Reizen offenbaren uns die gotischen Formmodel, eine vergessene Gattung deutscher Kleinplastik, die uns durch eine 1918 bei Grote in Berlin erschienene Veröffentlichung W. von Bodes und W. F. Volbachs wieder nähergebracht worden ist. Es handelt sich, wie uns der eine Herausgeber W. F. Volbach zu unsern Bildern auf S. 238/9 schreibt, nur um eine kleine Ecke der großen mittelalterlichen Kunst, aber dieser Ausschnitt ist wie weniges imstande, eine Eigenschaft unserer Vorfahren zu beleuchten, welche zu den anziehendsten gehört: es ist das Bedürfnis, auch den kleinsten Gegenstand künstlerisch zu gestalten. Nichts ist zu klein, nichts zu unbedeutend, als daß es nicht mit Liebe erfaßt und mit derselben künstlerischen Sorgfalt und Feinheit ausgearbeitet wäre, als handele es sich um Großes.

So dienen die Ausformungen der Tonmodel, teils runde, teils eckige Reliefs, dem ornamentalen Schmuckbedürfnis. Man verwendet sie in Papiermasse als Einlage zu Kästchen und Hausaltärchen. Daneben formt man aus ihnen auch Auflagen in Bronze für Glocken und Mörser, in Ton für Flaschen und Krüge, Andachtsgegenstände in Wachs und



. . . so zwitschern die Jungen

Scherenschnitte von W. A. Renzing



Steinzeugkrüge. Entworfen von G. Grashoff, Charl. Krause, Paul Wynand und Ad. Niemeyer

vielleicht auch noch Marzipan und Backwerk. Und dem Zweck ist der Gegenstand der Darstellung angepaßt. Vorherrschend unter den Modeln sind die mit religiösen Darstellungen, daneben treffen wir aber auch weltliche, mythologische wie das offenbar sehr beliebte Urteil des Paris, von dem wir ein hübsches Beispiel auf einer Spanschachtel des Germanischen Museums sehen (Abb. 1), vor allem aber Liebesszenen. Die stets künstlerische Durchbildung läßt selbst bei den gewagtesten dieser Art den Gegenstand unter der künstlerischen Form vergessen.

Entwurf: Paul Wynand

Die überaus zahlreichen Proben dieser Kunstgattung, die die erwähnte Veröffentlichung in zwei Dritteln der Originalgröße bringt, stammen aus verschiedenen Sammlungen, in erster Linie der Sammlung Figdor in Wien, dem Kunstgewerbemuseum in Berlin und dann aus den mittelrheinischen Ortsmuseen Mainz, Frankfurt und Wiesbaden. Hier am Mittelrhein ist auch ihre eigentliche Heimat. Das beweist schon die Mundart der Inschriften, die auf reizvoll verschlungenen Bändern sich durch die Darstellungen winden. Dem künstlerischen Stil aber und der Art der Tracht nach fällt ihre Entstehung in die Zeit zwischen 1430 und 1460. Aus der großen Zahl der Model möchten wir kurz auf ein



Entwurf: Wilhelm Batelbeck



Charlotte Krause: Tabakdose und Vase. Prof. Adalbert Niemeyer: Dosen und Krug

Rheinisches Steinzeug, ausgeführt von den Vereinigten Steinzeugwerken Höhr-Grenzhausen



Abb. 1. Spanschachtel mit dem Urteil des Paris (Nürnberg, Germanisches Museum)

mittelalterlichen Künstlers, mit dem jener die kleinen Teufelchen den koketten Heiligen in seinem Amte stören läßt. Dem Mystizismus der Zeit entsprechend finden wir auch eine große Zahl allegorischer Darstellungen wie Christus unter der Kelter, den Pelikan und Phönix oder Szenen aus dem Totentanz. „Du sist arm ader rich, so wirdestu mir glich“, ruft der Tod der schönen jungen Frau zu (Abb. 7). Wir sehen hier deutlich die Freude an der Darstellung der weiblichen nackten Gestalt. Dieser Zug offenbart sich noch deutlicher in den rein weltlichen Darstellungen (Abb. 8). Lustig entspringt hier der Narr



Abb. 2. Die Heilige Familie (Frankfurt a. M., Historisches Museum)

paar der schönsten näher hinweisen. Von Szenen des Alten Testamentes besitzen wir nur das Urteil Salomos (Abb. 3), eine Darstellung, die besonders durch ihre künstlerische Gruppierung und formale Durchbildung unsere Aufmerksamkeit erregt. Es fällt uns schon hier der Versuch auf, die Fläche völlig auszufüllen, ein Bestreben, das sich noch deutlicher bei dem reizvollen Relief mit der hl. Familie (Abb. 2) äußert. Diese Darstellung steht in ihrer Innigkeit dem Holzschnitt Dürers aus dem Marienleben in nichts nach. Aus der Zahl der Heiligendarstellungen zeigen wir den hl. Michael, von einem sechsseitigen Formwürfel mit Frankfurter Patrizierwappen (Abb. 5). Sehr fein ist hier der Humor des



Abb. 3. Das Urteil Salomos (Wien, Sammlung Figdor)

den Lockungen der zweifelhaften Dämchen, während ihre Vertraute durch die Vorhänge der Szene zusieht. Künstlerisch am höchsten steht wohl unter den weltlichen Darstellungen das Relief mit dem Tanze, den die liebestollen Jünglinge um die zierliche ‚Göttin Minne‘ ausführen (Abb. 4). Fast noch an Szenen aus dem Inhalt der gern gelesenen galanten Ritterromane erinnert das Liebespaar (Abb. 6).

⌘ ⌘ ⌘

Die Mehrzahl der Einschaltbilder dieses Heftes steht in Zusammenhang mit den Aufsätzen, die Hans Thoma und der neuen Kunsthalle in Hamburg gewidmet sind. Nur wenige bedürfen noch an dieser Stelle einer kurzen Erwähnung. Ein Licht- und Farbenwunder hat **Paul Kapell** in seinem Kabarettgemälde gestaltet. Der Raum mit dem kleinen Orchester und den Gästen versinkt in schwarzgraues Dunkel gegenüber dem lichtdurchfluteten Halbrund der kleinen Bühne, deren braunes Gold von der roten Gestalt der vortragen-

Gotische Formmodel aus dem Werk von W. von Bode und W. F. Volbach
G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin

den Künstlerin wie von einem grellen Schrei durchrissen wird. — Eine frische Landschaft bietet uns Werner Hantelmann aus Hannover. Die noch etwas frostige, aber erwartungsvolle Stimmung eines Vorfrühlingstages ist überzeugend wiedergegeben. — Die saubere Gemütlichkeit des Claus Meyerschen ‚Frühstückstisches' wird jeden erfreuen und nicht bloß gegenständlich. Das vielerlei Weiß auf dem Tisch ist fein abgetönt und mit großem Zartgefühl sind die Übergänge vom Kalten zum Warmen gefunden.



Abb. 4. Der Tanz um die Göttin Minne
(Wien, Sammlung Figdor)

der bestimmt erscheint, die Lithographie in solchen Fällen zu ersetzen. Es handelt sich dabei um den Druck von einer Zinkplatte, doch gibt diese ihre Farbe nicht unmittelbar an das Papier, sondern überträgt den Druck zunächst auf einen mit einem Gummiüberzug versehenen Zylinder und von diesem erst erfolgt der Abdruck aufs Papier. Infolge dieses elastischen Druckes kann man auf rauhem Papier drucken, was beim Mehrfarbendruck nicht möglich ist. Wie sehr aber würde die Wagnersche Lithographie

— Endlich ein paar Worte über die ‚Violetta' von W. Wagner. Es handelt sich hier um eine Steinzeichnung, deren Reize so zart waren, daß wir für ihre möglichst treue Wiedergabe ein neues Verfahren gewählt haben, den Offsetdruck, verlieren, wenn sie auf dem glänzenden Papier wiedergegeben würde, das für die Nachbildung von Ölgemälden notwendig ist.

Am 3. August ist ein Mann

Abb. 5. Der Heilige Michael
(Frankfurt a. M., Histor. Museum)



Abb. 6. Liebespaar
(Frankfurt a. M., Histor. Museum)



Abb. 7. Der Tod und die Schöne
(Wien, Sammlung Figdor)



Abb. 8. Der kluge Narr
(Wien, Sammlung Figdor)

Gotische Formmodel aus dem Werk von W. von Bode und W. F. Volbach
G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin

gestorben dessen umsichtigem Geschmack die Freunde dieser Hefte ihre Augenweide verdanken: Adolf Bothe, der seit mehr als Jahresfrist im Schlußvermerk der Hefte als ihr künstlerischer Leiter verzeichnet stand. Mit uns, den Angehörigen der Schriftleitung, ist er seit dem Frühling 1912 am gleichen Werke tätig gewesen und hat sich in diesen sieben Jahren im Herzen jedes einzelnen ein dauerndes Denkmal gesetzt.

Ihm lag die Illustrierung der ‚Monatshefte', der Monographien und sonstiger Verlagswerke des Hauses Velhagen & Klasing ob. Wie einfach das klingt! Und an jedem einzelnen Bild, an jedem Zierstück, an jeder Unterschrift hängen Ausstellungs- und Atelierbesuche, Briefe, Besprechungen, Überlegungen. Mit erstaunlicher Tatkraft bewältigte Bothe den hundertfältigen Kleinkram, der sich täglich auf seinem Schreibtisch türmte. Denn er hatte die Freude am Handwerk. Wie fröhlich kam er vor ein paar Wochen auf die Redaktion — er liebte das neumodische Wort Schriftleitung nicht —, unterm Arm einen dicken Wälzer, das ‚Arrangement' für die neue Auflage einer Kunstgeschichte. Fein säuberlich waren die Bilder verteilt und auf Bogen an ihre Stelle geklebt. Neben jedem stand ein Hinweis, wo der Druckstock zu finden. Sorge war getragen, daß der Text mit den Bildern gleichlief. Dem Herrn Metteur war ein Vademecum mitgegeben, auf daß nur ja alles gut und schön werde . . .

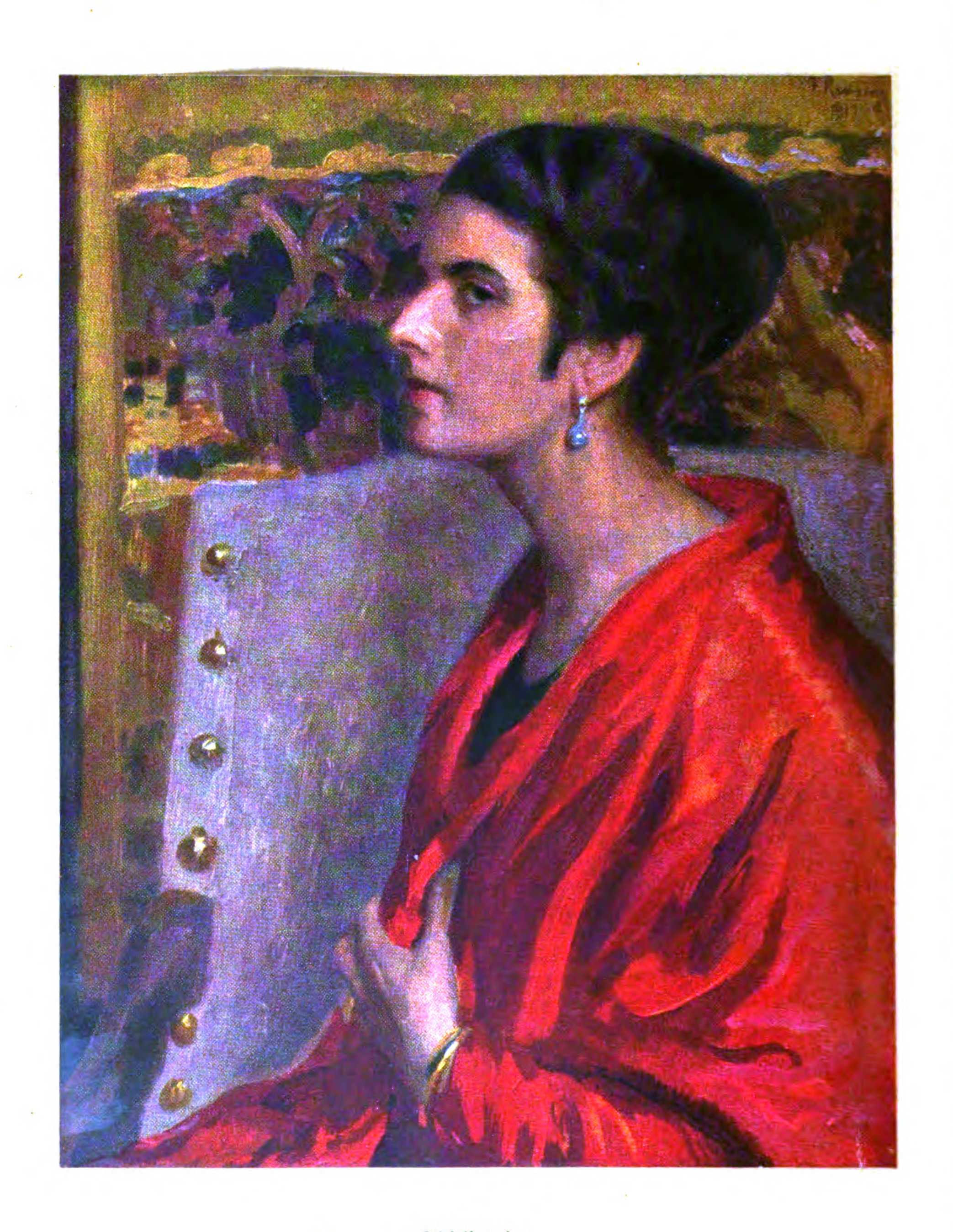
Bothe hatte die Andacht zum Kleinen. Mit leidenschaftlicher Hingebung, ohne die nie etwas Großes, vielleicht nicht einmal etwas Ordentliches geschafft und geschaffen wird, überwachte er die Drucklegung der Hefte. Er stattete sie aus, wie man ein geliebtes Wesen putzt, auf daß jeder seine Freude daran habe. Aber er war kein Kleinigkeitskrämer. Er konnte Kunst nachempfinden, und diese Fähigkeit setzt großes und starkes Gefühl voraus. Ein erstaunliches Gedächtnis, ein gewandtes Benehmen, Klugheit und Güte befähigten ihn, persönliche Beziehungen anzuknüpfen und zu pflegen. Er war darin ein gelehriger Schüler seines verehrten Meisters Hanns v. Zobeltitz.

Bothe stammte aus Bremen. Er gehörte zu jenen zartgliedrigen und feinbesaiteten, gelegentlich sogar empfindsamen Niederdeutschen, die man über den breitschultrigen und deftigen leicht vergißt. Er war ein fleißiger Leser und Grübler, und wenn ihm etwas fremd war, so war es die Leichtigkeit des Ausspannens. Seine Arbeit war sein Leben, und er stöhnte nicht unter ihrer Last, sondern trug sie mit Stolz und Ehrgeiz. Er hatte jene konservative Auffassung, daß Pflichterfüllung das erste sei, was dem Menschen zukomme, und er konnte sehr ironisch werden, wenn er auf Saumseligkeit stieß und „mangelnden Sinn für Qualitätsarbeit und Pünktlichkeit".


Adolf Bothe †

Während des Kriegs, wo die Schriftleitung arg zusammengeschmolzen war, hatte Bothe seine Kräfte verdoppelt. Er mochte manchmal die Sehnsucht nach Ruhe haben. Es war während eines Straßenbahnerstreiks. Er hatte an einem Sonntag mit seiner Frau auf dem Balkon gesessen, ungestört von Gebimmel und Gerassel, und erzählte am anderen Tage ganz glücklich davon. „Die Ruhe!" sagte er, und dann stürzte er sich in seine Arbeit. Nun hat ihm Gott die Ruhe geschenkt.

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b



Bildnis
Gemälde von Fritz Reusing



Eckerlein

Roman von Viktor von Kohlenegg

Fortsetzung

In diesen regnerischen Julitagen wandelte Professor Willi Geis unter einem grauen imprägnierten Lodenumhängchen des öfteren nach dem Matthäikirchplatz.

Der Kollege selbst hatte ihn zu diesen Zusammenkünften eingeladen. Nicht Gittas wegen, deren Wohl war einer anderen Berühmtheit anvertraut.

Es würde übrigens ganz leicht gehen — nicht schlimm, bewahre! Sie war eine gesunde Frau. Die beiden Herren hatten andere Dinge zu besprechen, Geschäftliches. Zukünftiges. Pläne, die greifbare Gestalt gewannen. Willi Geis spazierte in Eckerleins Arbeitszimmer umher und war auch hier von den soliden Schnürstiefeln bis zum dünnen Haarschopf energisch bei der Sache.

Doch alles das war augenblicklich nebensächlich. Das warme Leben stand vor der Tür und klopfte.

Eines Nachmittags tauchte Onkel Erich ganz unvermutet auf. Er kam sonst kaum zu den jungen Leuten, am wenigsten aus dem Stegreif; man war kein Stürmer mehr. Aber nun litt es den alten Herrn nicht daheim. Er pfiff und summte in Gedanken lauter und zerstreuter und spazierte schließlich einmal davon. Das Telephon liebte er nicht. Man verstand immer nur die Hälfte, und meist knatterte es bloß.

Eines Tages, Mitte der vorletzten Woche, war er da. Er brachte Blumen mit, das nächstemal Früchte von Micke, Kaviar, Tauben, Süßigkeiten, alles Sachen, aus denen sich Gitta im Augenblick wenig machte, die aber Hans Martin mit vortrefflichem Appetit verspeiste, doch das erfuhr er nicht. Gitta streichelte ihm dankbar die Hand.

Er zeigte nicht die geringste Sorge. Dabei bewegte er sich fast auf den Fußspitzen. Gitta durfte nicht aufstehen, er schnellte wie ein Jüngling hoch, wenn sie etwas brauchte, und er sprach beinahe leise, immer in Angst, es könnte ihr schaden. Er hatte ganz veraltete Vorstellungen von diesen Dingen. Nach einer halben Stunde ging er wieder . . .

Gitta wurde Mutter! Konnte man sich das denken? Nun würde bald ein winziges Gittakind herumspringen, Gott gebe's. Ein Babuzeken. Es war fast so, als erwartete Onkel Erich ein richtiges Enkelkind.

Und so kam Mitte Juli heran.

Und eines Morgens zu früher Stunde brachte die etwas übernächtige Wärterin dem ebenso blassen Doktor Eckerlein einen ganz kleinen, gesunden Jungen ins Arbeitszimmer.

„Gott sei Dank," sagte Eckerlein und betrachtete verlegen seinen Sohn.

Es war klar, daß er Erich heißen mußte. Und erst an zweiter Stelle Georg und Martin, nach Meinecke und dem alten Großpapa Eckerlein. Hans Martin hatte mit Nachdruck ‚Georg' für den ersten Platz vorgeschlagen oder Georg Erich, wie? Götz, das Söhnlein . . . Gitta hatte gelächelt. Aber sie war eigensinnig bei Erich geblieben, weil sie wußte, daß es dem alten Herrn eine Freude bereiten, weil er in dem Namen fortleben würde, und das hatte er mehr als einmal um sie verdient. Dabei hatte sich der Herr Papa beruhigen müssen, obwohl er seinen Sohn mit gutem Anstand dem geschätzteren und wertvolleren Meineckepaten von vornherein in dieser Form angeschmeichelt hätte. Denn Onkel Erich — nun ja, man hatte nunmehr die unerläßliche Pflicht, a l l e s zu beraten,

Onkel Erich hatte längst in anderm Sinne über seine irdische Habe verfügt.

⁂ ⁂ ⁂

Alles ging vortrefflich.

Dem alten Erich Thornow aber bekamen diese Hundstage nicht. Es machte ihm nicht viel Spaß, still zu sitzen, Briefe zu schreiben, in einem Manuskript zu blättern und Besuche zu empfangen.

Er raschelte ein wenig an seinem Schreibtisch, ging in die Büros hinüber und störte bloß jeden, und am Nachmittag Glock vier, wenn die Sonne so recht heiß und behaglich schien, dann wurde er gänzlich zerstreut und spazierte plötzlich befriedigt davon. ‚Ja, ich habe da einiges — ich muß doch mal nach dem Babuzeken sehen!‘

Im Tiergarten, an einem stillen Seitenweg hinter der Hildebrandstraße hielt er, stieg aus und strebte eifrig einer weißen Kinderequipage zu, die an einem ganz vorzüglichen Platze stand. Ein nettes junges Mädchen saß auf der Bank, nähte oder las. Das stand artig auf, und der alte Herr trat behutsam näher und besah sich seinen Patenjungen, rückte an den Vorhängen, sah nach der Sonne und schob den Wagen einen halben Zentimeter weiter.

Nicht lange später erschien Gitta mit einem grünen Sonnenschirm, winkte damit, und der junge Herr, selbst wenn er sich eben noch schlafend gestellt und den Atem wie ein Nilpferdchen durch die Nasenlöcher gepustet hatte, begann vergnügt zu krähen. Dann spazierte man zu viert, wobei der alte Herr grimmig alle Hunde und springenden Kinder verscheuchte. „Bekommt mir vorzüglich, Gitta!“ sagte er, als müsse er sich entschuldigen. Wer hätte je gedacht, daß Onkel Erich sich nochmal um kleine Kinder kümmern würde — obwohl er Kinder immer gern gehabt hatte, das hatte er an einer andern zur Genüge bewiesen ...! ihre Frische, Lebenswärme, Hilflosigkeit integer vitae ... ihren noch ungeschmälerten Besitz der langen, weiten, von Hoffnung und Glauben umgoldeten Zukunft. Man neigte sich gerührt und demütig, wärmte sich daran genoß es noch einmal, was so köstlich war ...

Hans Martin war seit kurzem auf einer Reise. Er war mit flachem Autokoffer und gelben Ledertaschen davon gefahren, um in Süddeutschland ein paar große Heilbetriebe, die ihm für seine eigenen Zwecke von Wichtigkeit schienen, in Augenschein zu nehmen. Er hatte sich das längst vorgenommen, hatte sich angemeldet und trat nun da unten in bedeutender Haltung und mit dem unauffälligen Schimmer des reichen Mannes in Wirkung.

Mitte August kam er zurück. Und als er am ersten Abend seine angehäuften Postsachen durchsah, fand er einen Brief mit der dünnen, krausen und, ach, recht zittrigen Aufschrift von Reezens Hand. Er war schon über eine Woche alt, hatte sich zwischen Zeitungen und Drucksachen verloren, sonst hätte ihn Gitta wie die andern wichtigeren Sachen geöffnet und nachgeschickt.

Es war Hans Martin doch lieb, daß er dem Professor von Partenkirchen aus eine Karte geschickt hatte. So wußte der für alle Fälle Bescheid. Wie aber stand es um ihn? Nein, es ging schon lange nicht gut. Da hatte Eckerlein hin und wieder ein Kärtchen oder bei wichtigeren Anlässen einen Brief geschrieben. Aus Anhänglichkeit, aus Teilnahme, aus schlichter, herzlicher Dankbarkeit, die diesem Ehrlichsten gegenüber mit ein paar feinen Wurzeln auch in die Eckerleinsche Menschlichkeit hinabreichte. Sein Name hatte ihm genützt und nützte ihm weiter, sein Interesse hatte sein Selbstgefühl erhöht. Von keinem andern hätte er sich solche Bezweiflungen oder ironische Mahnungen sagen lassen. Aus dem Munde dieses Kaustikers, der aus Überlegenheit duldsam sein konnte, in seiner blitzenden Form schmeichelten sie ihm, und es hörte kein anderer zu.

Reez schrieb: „Lieber Eckerlein! Besuchen Sie mich einmal wieder, wenn Sie demnächst können.“ Und darunter: „Abiit, excessit, evasit, erupit. Cicero, C. 2, 1. Ihr Reez.“

Hans Martin las es ernst, seltsam ergriffen, als hätte der Mann die letzte Maske gelüftet. Auch Gitta las es. „Wann gehst du?“

„Morgen.“ —

Josefa öffnete und ließ ihn ein.

Die Vögel raschelten und knirschten in ihren Bauern. Habakuk, der Dompfaff, saß still mit schrägem Kopf und betrachtete langsam zwinkernd mit den dunkeln Philosophenaugen den Gast. Er schien sein Lebenslied vergessen zu haben. Auch er war ein alter, sehr alter Herr.

Der Professor ruhte halb sitzend, mit einer schweren seidenen Steppdecke zugedeckt, in einem Krankenstuhl. Liegen konnte er nicht mehr. Mitunter hing er sich, wie die alte Josefa draußen wortkarg erzählt hatte, vor Schmerz eine halbe Stunde über eine Sofalehne; dann ließ es sich ertragen. Er trug über dem Hemd einen dickwattierten Schlafrock. Es war heiß hier oben, die Fenster standen offen und ließen noch mehr Wärme und dazu matte Sommergeräusche herein. Aber er fror. Die Hand war durchsichtig wie Papier, der ganze Mann ein Nichts. Hans Martin erkannte ihn kaum, ein Fremder, Ferner. Es war unheimlich.

Er lächelte. Man mußte sehr aufpassen, um seine raschen Worte zu verstehen. Er hatte wieder eine schmerzfreie Stunde, das wechselte, und er genoß sie fast behaglich. Er ließ sich von Gitta und dem Jungen erzählen. Er hatte die Anzeige bekommen. Er wußte auch von Lindhammers Plänen und von dem Luisenhaus. Eckerlein hatte ihm berichtet, von seinen Wünschen, Zweifeln, aber auch von seinem Vertrauen zu sich selbst gesprochen.

Ja ja ... Alles das lag weitab für Achim Reez. Er ließ sich Bilder von Gitta und dem kleinen Jungen zeigen. Die interessierten ihn mehr. Eckerlein hatte auch ein Bild von ihr genommen, als sie den Jungen gerade stillte. Sie hatte es gar nicht gemerkt, sonst hätte sie es nicht gelitten oder nur als verschwiegenste Erinnerung geduldet. Man liebte jetzt in vorgeschrittenen Kreisen diese Madonnenpose, gab sich absichtlich und sentimental darauf und war wohl auch auf die hübsche Entblößung eitel. Doch sie saß ernst, aufmerksam und unbefangen da, zufrieden mit dem gewaltigen Schlucken und satten Schnaufen. Reez lächelte und betrachtete es durch die kleine goldene Lorgnette. Er sah, daß es ohne jede Absicht war. Ob es Eckerlein noch anderen zeigte, es zu diesem Zweck genommen hatte? Es war anzunehmen.

„Und wie geht es Ihnen, lieber verehrter Herr Professor? Ich war mehr als einmal draußen an der Tür."

„Ich weiß, Eckerlein. Ich denke in acht, höchstens zehn Tagen ... Abiit — evasit — erupit."

„Nein."

„Ich habe genau Buch geführt, zwischen meinem Stuhl hier und den Akrobatenkünsten am Sofaarm. Seitdem pfeift Habakuk nicht mehr. Er wundert sich wohl, was aus der Turnerei werden soll."

Eckerlein schwieg. Und sprach dann doch behutsam und respektvoll Abwehrendes.

Doch der Alte schüttelte den Kopf. „— Ich weiß, was Sie jetzt denken, Eckerlein. Ich habe mich selbst nicht bloß einmal befragt und habe darüber nachgedacht. Warum nicht Schluß machen, das Türchen selbst öffnen ...? Das lindeste, liebreichste Schlummermittel ist zur Hand. Wozu Schmerz und Elend? ... Und doch. Sie sind jünger, Eckerlein. Oder richtiger — die ungefährdete Kraft sieht am willigsten dem Hippenmann nach der Sense. Paradox, aber wahr. Dicht vorm Exodus ist die Vitalität am stärksten, vielleicht auch die Feigheit. Sehen Sie. Hans Martin, kann ich mich nicht trotzdem und allem geirrt haben? Wollen Sie das Gegenteil beschwören? Und hat nicht jeder Arzt in seiner Praxis schon sozusagen — Wunder erlebt? ..."

Eckerlein schwieg. Mysterium — das jederzeit über dem bittersten Ernst und über der schärfsten Nüchternheit dämmert und glänzt.

Irrtum, Wunder, sagte er: Man schloß die Augen und fühlte eine Lindheit des Lebens auf den matten Lidern, wie ein furchtsames Kind vorm Einschlafen Träume von lichten, guten Geistern spinnt. Der Moriturus liebt die Stunde. Nun war es egal, ob früher oder später. Nach dem Folterschmerz, der alle Kraft fraß, kam selige, dankbare, willenlose Ruhe. Stunden sind Jahre, Augenblicke Monate. Man atmete, sah, fühlte.

Vor dem Ausgang ist die Lebenskraft am zähesten, hatte er selbst gesprochen. Wohin deutete das? Das Leben war ein Mysterium und der Tod erst recht. Er wollte beides bis zuletzt erleben und bespähen. Der Mensch war ein Held und ein Feigling. Und in seines Wesens letzter Tiefe ein Fatalist und Ehrfürchtiger. O du süßes Leben, Sinn und Gewand des Unbegreiflichen, das alles trägt und leitet ... Der heimliche, heiße, heilige Lebenswille brannte mit Lust und Angst, wich und wankte nicht, ob auch der Leib schon barst. Das Leben wollte bis zuletzt Sieger sein und darüber hinaus ...

„Lachen Sie über mich, Eckerlein ... lachen Sie." Der war ernst. Und nach einer Weile sagte Reez: „Ich habe Sie noch einmal kommen lassen, lieber Eckerlein. Sie standen gewissen Tatsachen meiner Breslauer Zeit am nächsten. Sie waren die hellsten, reichsten für mich. Ich wollte diese Zeit noch einmal sehen."

„Ich kam von Herzen gern."

Der andere nickte. „Erinnern Sie sich noch unserer Musikabende und auch jenes Liedes? Ich möchte es wohl noch einmal hören. Nein. — Es war eine kostbare, helle Zeit auf düsterem Grund bis zum schweren, verklärten Ende. Man ist dankbar. — Sie sind nun geborgen, Hans Martin, das freut mich. Sie haben eine hübsche Frau, ein Kind. Und alle Wege stehen Ihnen offen. Nützen Sie sie gut. Sie sind jung, haben Gaben und besitzen ein leuchtendes Wesen. Das macht Ihnen Menschen und Dinge zu willen. Vielleicht zu sehr. — Seien Sie mißtrauisch gegen sich, Hans Martin Eckerlein. Seien Sie mißtrauisch — — Grüßen Sie Ihre Frau. Sie hat mir gefallen. Sie haben wieder einmal das große Spiel gewonnen."

Er verstummte. Habakuk sah herüber. Er schien zum Pfeifen ansetzen zu wollen. Aber er blies nur den Hals auf und verfiel wieder

in seine Gedanken. Wie still es war, trotz der offenen Fenster. Das Leben war tief, tief unten.

Reez wies mit der dünnen Hand nach dem Schreibtisch. „Dort liegt einiges in einer kleinen Mappe. Reste, Einfälle, die nicht ganz fertig wurden oder bloß flüchtig an ein Problem rührten, Parerga und Paralipomena — ach, ich habe Sankt Schopenhauer etwas vernachlässigt und vergessen! Ich habe's Ihnen zugedacht. Behalten Sie's zum Gedenken. Vielleicht spinnen Sie dies und jenes weiter; Sie werden Muße und Gelegenheit dazu haben. Ich wollte's nicht vernichten. Manches hatte einen hübschen, ungehobenen Sinn. Es ist gleichgültig. Wem soll ich es geben? Habakuk? Josefa? Sie hat an den Möbeln und Vögeln genug. Ich habe keine Freunde gehabt — hm. Alles andere kriegt die Breslauer Fakultät, Bücher und den Rest des Kapitals."

„Wie gütig Sie sind. Ich verdiene es nicht."

Reez sah ihn hell und groß an. „Sie haben mich damals über manches Schwere und Intrikate hingebracht durch Ihr helles, junges, zuversichtliches Wesen und Ihre Musik und haben auch einer Anderen Freude und Mut bereitet. Nehmen Sie's. Es ist bloß Papier; ein paar Zettel. Es ist mein Dank. Eine Erinnerung. Nicht mehr. Excelsior ..." Kein mephistophelisches Lächeln mehr war um die Lippen. Güte. Stille. Und vielleicht Erinnerung.

Seine Stimme klang matt. Er verschenkte ein paar flüchtige Reste von seinem Reichtum. Ihm und vielleicht auch Gitta zum Gedenken.

Eckerlein erhob sich und holte die Mappe. Reez schien wieder Schmerzen zu haben. Er schloß die Augen. Und dann, als Hans Martin dankte, meinte er: „Ziehen Sie einen Kreis um sich, Hans Martin Eckerlein. Das Beste ist Stille. Man soll mit der Welt über eine Mauer hin sprechen. Sonst ist sie zudringlich und raubgierig. Große Verhältnisse —? Über allem steht der Mensch, und das wichtigste ist die Mauer. Die Menschen? ..." Er öffnete die hellen, durchdringenden Augen. „Es gibt immer bloß zwei oder einen für jeden. Die anderen sind fragwürdig und schlimmer. Und man hat die vielen erst lieb, wenn man geht."

Es war, als spräche er über den anderen weg, durch ihn hindurch ...

Dann reichte Achim Reez ihm rasch die Hand. „Leben Sie wohl und grüßen Sie."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Genau am zehnten Tag nach diesem Besuch Eckerleins am Schöneberger Ufer starb Professor Achim Reez.

Den Krankenwärter, der erst am letzten Tage zugelassen wurde und der alles besorgen sollte, begrüßte er noch freundlich. „Guten Tag, mein Herr. Es wird bloß eine kurze Begegnung sein. Nebenan stehen Zigarren und liegen Zeitungen. Sie können sich inzwischen auf den Balkon setzen." Habakuk schlief, und die alte Josefa lauschte an der Tür.

Am Nachmittag schloß er die Augen.

⌘ ⌘ ⌘

Der kleine Erich gedieh vortrefflich, war aus einem dicken, immer hungrigen, aber behaglich zufriedenen Säugling ein kleiner Mensch geworden. Gitta selbst lebte ihrem Mann mehr zu willen. Der Mann hatte gesiegt, die Anpassung war fortgeschritten und scheinbar vollendet, und die Mutterschaft hatte Dankbarkeit geweckt. Aber sie mußte wieder voller werden. Die Magern hatten Hans Martin immer bald entmutigt, und sein beweglicher, rasch entflammter Sinn war leicht gelangweilt. Sie war auch nervös, namentlich am Abend unter Menschen.

Das Luisenhaus war neu gestrichen und geflaggt. Roland Tettenborn hatte als Rechtsbeistand alles Geschäftliche glänzend erledigt und die nötigen neuen Unterlagen geschaffen.

Hans Martin aber war König unter Gleichen geworden. Lindhammer war fort. Willi Geis war Sozius. Ein paar neue Assistenten schwirrten herum. Eine eigene chirurgische und eine gynäkologische Abteilung, denen vortreffliche jüngere Kollegen von gutem Namen vorstanden, waren angegliedert und die neurologische Abteilung erweitert worden. Man hatte das ganze breite Querhaus und noch zwei der Pavillons dazu genommen. Was übrig geblieben war, stand wie früher den mehr oder minder großen Kollegen außerhalb des Hauses für ihre Kuren und Operationen zur Verfügung.

Es war möglich, daß man das Luisenhaus mit den Jahren noch weiter ausbaute, ihm noch mehr Spezialstationen anfügte, bis der ganze Organismus vollendet und gerundet dastünde. Es war eine Frage des Erfolgs. Geis war für Abwarten; sachlich und richtig. Ebenso Meinecke. Selbstverständlich auch Eckerlein, obwohl er sein Ziel liebte. Es sollte ein vornehmes Krankenhaus ‚privat-intimen Charakters' werden.

Es war auch unerläßlich, daß man die Eigenart des Hauses, sein ganzes Gepräge möglichst sichtbar machte, jedenfalls durch Wort und Schrift betonte. Darauf kam es immerhin an. Sicherlich war der Grundsatz des Hauses, nach dem jeder einschneidenden Behandlung auf Wunsch ein Konsilium der

zuständigen Ärzte voranzugehen habe, kein unerhörtes Novum klinischer Praxis. Dennoch unterstrich Doktor Eckerlein diese und andere eigentümliche Einrichtungen des Hauses als wesentliche Besonderheiten, wies in Prospekten und gelegentlichen Anzeigen in gewählter Form darauf hin, zugleich auf weitestgehende individuelle und habituelle Behandlung. Auf die Abfassung solcher Prospekte gediegenster und taktvollster Art verstand er sich vorzüglich.

Er dachte dabei nicht eigentlich daran, sich durch eigene angestrengte Praxis und Arbeit langsam Ruf und Namen zu schaffen. Es gab jederzeit Leute, die zur schöpferischen Leitung, sicheren Auswahl der Kräfte und ihrer Zusammenfassung vorausbestimmt waren. Wozu mutlos oder erschöpft anlangen? O nein. Er dankte bestens. Berechtigt sein, mitzureden, mitzutun — Auserwählter, ‚führender Mann' — die Welt wartete täglich mit führenden Männern auf, man schrie nach führenden Männern! Ecce. Hier war wieder einer.

Er galt nun ganz allgemein als Reez-Schüler, ‚bis in die letzte Zeit vom Meister bevorzugt und seines Umgangs gewürdigt'. Der Meister war ja nun tot. Eckerlein bekannte sich laut und geschmackvoll zu dieser Jüngerschaft, auch deshalb, weil Reezens Methoden und Anschauungen nun endlich, nach vielen Jahrzehnten, durchdrangen und geradezu Mode wurden. Achim Reez hatte bei Lebzeiten gleichmütig damit gerechnet und hätte es nunmehr wahrscheinlich scharf beargwöhnt und bekrittelt. Aber er lag friedlich und weltabgekehrt als ein Häufchen Asche in einer billigen Steinurne in der üblichen Gerichtsstraßen-Halle im hohen Berliner Norden, konnte sich also nicht einmal im Grabe umdrehen und noch weniger zu diesem Wandel der Dinge und über seinen nachfahrenden Johannes sich sarkastisch und verständnisvoll äußern.

Doktor Eckerleins berufliche Haltung war unter diesen Umständen zur letzten Höhe gediehen. Er neigte neuerdings mehr zu einer schlichten Würde oder vornehmen Schlichtheit, die hier und da eines jovialen und gütigen, aber auch sarkastischen Tons und einer großen, freilässlichen Geste nicht entbehrte: Lindhammer. Aber feiner getönt und vortrefflich verpersönlicht. Gelehrtenhaft, geheimrätlich. Ja, es machte ihm Spaß, sich einmal — gelegentlich einmal! — gehen zu lassen, sich rasch zerstreut mit einem verjährten Mantel, mit einem älteren, sogar verdrückten Hut zu zeigen. Es wurde im Luisenhaus und anderswo bemerkt, was er flüchtig feststellte.

Unwichtig? Bei Hans Martin nicht. Seine Anpassung und Routine, für die er in der Tat besondere Organe zu haben schien, war vollendet. Er gab sich niemals eine Blöße, hatte den schärfsten Blick für alles, was zutage lag und sich kombinieren ließ. Sein eigentliches Wissen, was keiner wußte, war ganz durchschnittsmäßig, man konnte wohl sagen lückenhaft oder bloß sprunghaft erweitert. Die übrigen Herren waren vorzügliche Ärzte, worauf er das entschiedenste Gewicht legte. Er hatte sie zum Teil selbst mit Geis und durch Umfrage peinlichst sorgfältig ausgewählt; er war in der Beurteilung anderer für seine Zwecke äußerst scharf und entschieden und schreckte vor keiner bis ins Kleinste gehenden Sondierung und gebotenen Ablehnung zurück. Diese anspruchsvolle kritische Bestimmtheit — er verfolgte dabei den Grundsatz, niemals oder bloß in ganz vertrautem Kreise sich über andere Kollegen zu äußern oder gar zu klatschen — befestigte ebenfalls sein Ansehen.

Im äußeren Lebenszuschnitt indes war er jedem Kollegen überlegen. Auch Kollegen sind Menschen. Und die Verwaltung des Ganzen hielt er in sichersten, gewandtesten Händen.

Das Haus begann langsam neuen Ruf zu gewinnen. Lindhammers nachwirkender Name, der stillere Ruf seines einstigen Vertreters Geis trugen dazu bei. Man durfte zufrieden sein. Hans Martin hob stolz den Kopf und rechnete es ebenso sehr dem eigenen Verdienst an. Feinste Autos fuhren durch das schmale Vorderhaus ein mit verzagten oder ängstlich hoffenden Leuten, selbst bedeutende Männer und stolze Frauen fühlten sich untergeordnet, minderwertig, ihres Selbstgefühls und ihrer letzten seelischen Hüllen entkleidet, aber schon nach der ersten Viertelstunde war man lind enttäuscht und wohlig befriedigt: dieser vornehme, zurückhaltende, ungemein ernste Doktor Eckerlein gab einem ein Gefühl trostreicher Ruhe und Geborgenheit, und dieser ungeheuer sachliche Professor Geis teilte einem einen starken Hauch von Zuversicht und Energie mit. —

Eckerlein durfte sich loben. Unbesorgt, er tat es. Er machte nun erst recht ein Haus, von dem man in Berlin sprach. Namhafte Gelehrte, gefeierte Künstler, große Industrielle, feinste Geburt, Namen, darauf kam es ihm in jedem Fall sehr wesentlich an. Mochte Gitta einige Leute, die sie wissenschaftlich schätzte und mit denen sie vom Monbijouplatz her in Beziehung stand, gelegentlich bitten — nun gut, man bildete dann einen besonderen Kreis; es ging nicht an, mit einem recht ordentlichen Historiker

oder Philosophen, der vielleicht stundenlang auf seinen Nachbar einredete und dabei wild an einem Hühnerbein herumsäbelte, viel Umstände zu machen; es sei denn, daß er jung und zukunftverheißend wäre. Solche jüngeren Talente allerart zog Doktor Eckerlein nicht ungern ins Haus; gegen etwas abgestandene Größen, niedergebrannte Lichter war er weniger empfindlich, ihre Anwesenheit wirkte pietätvoll, nicht kleinlich, war zum mindesten interessant und gab gute Beziehungen nach rückwärts und oben, ein gewisses konservatives Gegengewicht. Alles in allem zeigte sein Haus eine Tendenz zur neuen und neuesten Geistigkeit, die zwischen Mechanismus und Mystik, Buddha und Mach pendelte. Man las viel in diesen Kreisen oder blätterte bloß, wenn man einige Leute vom Fach oder von ernsterer Richtung ausnahm, und hörte noch eifriger. Hatte man Zeit und Kraft zu mehr? Eckerlein sicherlich nicht. Gitta forschte oft zäh und eigensinnig tiefer und suchte die Gespräche der Ernsteren. Ein Lieblingsausdruck dieses Kreises war das Wort banal. Das Meiste war banal. Auch Hans Martin liebte das Wort. Es war ein Hauptwort der Intellektuellen oder Differenzierten. Banal! — Ach, manches Gute war recht banal z B. Ehrlichkeit, Kraft, Hingabe, was aber alles keinen neuen ‚Wert' besaß.

So hielt man es auch in der Kunst. Das Alte und Reife ließ man kennerhaft, zuweilen mit Duldung gelten. Man hätschelte mit Vorliebe das Werdende, Kommende; nicht um seiner selbst willen, mehr aus Liebe zur eigenen Vorgeschrittenheit. Es gefiel (furchtbares Wort!) einem gar nicht, man suchte es bloß zu ‚verstehen', nur nichts versäumen, nur immer mit an der Spitze marschieren!

Bei Eckerleins wurde viel Musik getrieben. Das war natürlich bei den Talenten des Ehepaars, und hier nahm Gitta einen guten Einfluß. Indes Hans Martin betätigte sich nur selten. Für ein paar Stubenlieder hätte seine Stimme noch gelangt. Er vermied es, denn der Verzicht wirkte besser. Sollte er bloß Halbes, Hübsches geben? Er sang kaum einmal für sich oder wenn Gitta ihn bat. Er setzte sich auch vor Fremden nicht an den Flügel, obwohl er ‚recht brav und brauchbar' spielte — er war kein Busoni oder d'Albert. Bescheidenheit? Nicht ganz. Und daß es jemand Freude machen könnte, kam nicht in Betracht. Aber er begleitete, wenn es sein mußte, gern einmal andere zum Gesang oder Gitta zur Geige. Er tat es zögernd als lächelnder Hausherr, er stand in zweiter Linie, Lappalie, und er brillierte.

Mode! Mode! Heute Kompliziertheit, die alle Vergangenheit leugnete, morgen Primitivität mit geschmäcklerischer Würdigung von Trecento, Rokoko, Alt-Ägypten und Begeisterung für Feuerländerei. Selten, ach, wohl niemals Erlebnis. Man war verpflichtet und verwirrt. Denn was einem persönlich gefiel, war nicht immer das ‚Richtige', man war unsicher, ob es einem gefallen durfte. Man hatte Angst, klipp und klar nein oder ja zu sagen.

So hängte denn auch Hans Martin Eckerlein seit Jahr und Tag, weil das am sichtbarsten und wirksamsten vom eigenen Kulturstand zeugte, allerlei merkwürdige Bilder an den Wänden seiner Stuben auf, wie er das schon ein wenig am Beginn seiner Ehe getan hatte. Es durfte natürlich nicht allzu teuer sein. Es gab Skizzenhaftes, das hier und da auftauchte und nicht unerschwinglich hoch im Preise war, von Cézanne, Piccasso, Matisse, van Gogh oder vielleicht gar, bezweifelt, vom alten Greco und von andern: es wurde geheimnisvoll in den feinsten Kunsthandlungen, die man hier und da aufsuchte, vorgewiesen, mit Achselzucken, Kopfwiegen und feierlichen Verbeugungen zuletzt losgeschlagen, was alles an sich schon einen herzinnigen Genuß bereitete und eines guten Preises wert war. Es war in prächtige breite Rahmen gespannt und hing dann knallig zwischen den schönen Möbeln. Aber es waren meist einigermaßen seltsame Artefakte, bei schärferem Hinsehen — Hieroglyphisches sozusagen, Unfertiges, wenn man so wollte, gewaltsam oder verschwommen Gemauertes, im Grunde vielleicht mißlungene Versuche, vom Meister selbst verworfen, hingewühlte, launische, entgleiste oder stockende Pinselstriche, gröbliche Leute sprachen sogar von Atelierabhub, von Resten, die der große Name, wenn er überhaupt feststand, deckte. Gitta machte das in ihren Zimmern nicht mit, und auch sie spottete mitunter. Dann orakelte er vom Reiz der neuen Ausdrucksform, vom starken Atem des neuen Erlebnisses, vom Zauber der rücksichtslosen Ausdruckskraft und Vorgeschmack neuer ‚Möglichkeiten'. Schlichtweg und allgemein.

Was nun die Frauen anging, so liebte er sie als Schmuck seines gastlichen Hauses, vorausgesetzt, daß sie schön und elegant waren. Dann durften sie auch bloß Fräulein Lehmann oder Frau Hinze heißen, wenn möglich mit apartem Vornamen: Marialore Lehmann, Liesberta Hinze. Vor ihnen belebte sich sein Gesicht, sein ganzes Wesen sichtbar. Er zeigte auch ihnen seine stolze Haltung, aber er ließ seine bedeutende Maske mitunter fallen. Er konnte in solchen Augenblicken ein ganz anderer Mensch schei-

nen, rascher in Wort und Geste, witzig, fast heiter. Sie nahmen ihm die Maske ab; er stand mit seinem Herrentum in ihrem Bann, und in seinen stahlgrauen Augen glomm ein Forschen und Heischen. Gitta bemerkte es. Aber sie machte sich nicht viel daraus. Sie traute ihm wie sich selbst.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Vor Jahr und Tag, nicht lange nach Professor Reezens Tod, hatte sich Hans Martin nun doch eine Weile neben den emsigen Vorarbeiten für das Luisenhaus auch schriftstellerisch betätigt. Er las viel; seine Bibliothek war prachtvoll gewachsen. Er liebte es nicht, von sich und seinen Plänen zu sprechen. Er saß dann nach Tisch, wenn er nicht eingeladen war — es war damals die Zeit, als Gitta den Jungen nährte — am Abend drüben in seinem Zimmer.

Sie störte ihn nicht. Sie saß an ihrem Schreibtisch mit ihren Wirtschaftsbüchern beschäftigt oder in ihrem Lesestuhl am Kamin. Die Tür zum dunklen Musikzimmer stand, wie sie das gern hatte, offen, damit sie sich nicht einsam fühle. Sie roch seine Zigarre, hörte manchmal, wie er in der Ferne sich räusperte oder aufstand, um ein Buch wegzustellen. Sie fragte auch nicht. Das liebte er nicht. Nur einmal: „Arbeitest du?"

„Vielleicht. Ich versuche dies und das. Nicht ganz leicht."

Es dauerte ein paar Wochen.

Aber eines Tages las sie bloß einen kleinen Aufsatz über Reez, drei kurze Spalten unterm Strich, der in einer großen Tageszeitung stand. Fein, elegant geschrieben. Er enthielt Erinnerungen, allerlei Persönliches, eine allgemeine Würdigung seiner Ideen für Gegenwart und Zukunft und einen kurzen, bescheidenen, ganz persönlichen Dank. Vorzüglich. Fein, warm, gescheit. Nicht eigentlich wissenschaftlich kritisch und ausdeutend; mehr geplaudert; es hätte trotzdem in memoriam in jeder Fachzeitschrift stehen können. Aber dort hätten es nur wenige gelesen.

Erst beträchtlich später, etwa im vorigen Jahr — es war im dritten ihrer Ehe — erschien abermals ein diesmal umfangreicherer Aufsatz von ihm. Und zwar in einer Fachzeitschrift, der Professor Geis nahestand. Er hieß: ‚Klinische Gespräche'. Es war wieder eine Erinnerung an Reez; enthielt Erinnerungen an Gespräche über allerlei ernste und schwierige Probleme. Wieder vorzüglich in der Form und voll deutsamer Anregungen und scharfer Zweifel. Sie hatte sich das Heft aufgehoben, damit sie es immer noch einmal lesen könnte. Es schien wertvoll. Auch ihr war vieles darin faßbar deutlich geworden.

Dann, einige Wochen darauf, an einem Abend, als ihr Mann plötzlich durch den Fernsprecher in die Klinik gerufen worden war, hatte sie in seinem Zimmer nach einem Buche gesucht. Da sah sie Reezens graues Mäppchen mit den schwarzen Kalikoecken geschlossen auf seinem Schreibtisch liegen. Er hatte es offenbar eben zur Hand gehabt, als man ihn in die Klinik rief, und dann in der Eile vergessen, es wieder wegzuschließen. Sonst verschloß er es stets. Er war darin und in allem peinlich ordentlich und ließ sich nirgends gern zusehen. Sie hatte noch ein Falzbein von seinem Schreibtisch genommen. In einer neugierigen und gespannten Regung aber schlug sie das Mäppchen auf und sah hinein. Sie hatte es vordem nur einmal flüchtig in der Hand gehabt.

Sie entzifferte auf den losen Seiten und Blättchen aus billigem, zum Teil vergilbtem und an den Rändern zerschlissenem Kanzleipapier allerlei Aufzeichnungen. Sie waren rasch, hastig hingeworfen, mit Fragezeichen, Ausrufungszeichen, Unterstreichungen reichlich versehen. Daneben am Rand lärmten scharfe, boshafte, witzige Ausrufe und Glossen, Selbstkommentare. Ein Blick in eine geistreiche Werkstatt. Es waren eine Handvoll und mehr Einfälle, aphoristische Probleme, knapp ausgeführte Untersuchungen und Ideen, ein- oder zweimal über eine Reihe von Seiten hin . . .

Gitta nahm ein Weilchen Platz. Hans Martin konnte es keinesfalls mißbilligen. Sie las und studierte mit Teilnahme die krausen Schriftzeichen. Manches blieb ihr dunkel, anderes aber erfaßte sie im Problem und in der Wegweisung; es war immer persönlich und temperamentvoll gefärbt wie ein Selbstgespräch mit spöttischer Fragestellung und Antwort. Es besaß fast künstlerischen Reiz. Besonders eine längere, scharf umrissene Untersuchung, die mit allerlei hieroglyphischen Formeln durchsetzt war und eine qualvolle Frage mit kühnem Ausblick behandelte, fesselte sie, denn an der Seite, quer über die obere Ecke gekritzelt, stand das köstlich schwermütige Mörikelied: ‚Denk' es, o Seele . . .', wenigstens der Anfang von ihm mit einigen abschließenden Gedankenstrichen. Sie las es bedächtig, dann auch den Text, soweit sie ihm gewachsen war, und fühlte sich fast tragisch angeweht. Es schien der eignen Not entsprungen und zuletzt mit einem resignierten, skeptischen Lächeln beiseite geschoben. ‚Denk' es, o Seele . . .!' Sie war bewegt und gedachte ihrer einzigen Begegnung, bei der sie ihm mit ihrer bescheidenen Klavierkunst die lebensfestlichen Davidsbündler gespielt . . . Dann blätterte

sie sacht und ehrfürchtig weiter. Aber was war das? Es war ihr schon vor diesen ‚Mörikeblättern‘ ein wenig ins Auge gefallen. Einige der andern Einfälle und Abschnitte waren an der Seite mit, wie es schien, frischem Buntstift, als wichtig und brauchbar angestrichen, und ein paarmal fand sich auch, mit feinem Bleistift geschrieben, eine kurze und flüchtige Bemerkung von Hans Martins Hand: ‚sic! Vielleicht zu Abschnitt B oder als Schluß usw. ...‘ Gitta las, studierte, entzifferte mühsam und manches blieb ihr nach Schrift und Inhalt hieroglyphenhaft...

Dabei stieg ihr plötzlich ein jäher Schreck und eine leichte Röte in die Stirn, die sich vertiefte. Schämte sie sich ihrer Neugierde? Nein, Hans Martin hätte sie sehen und ertappen können. Das Mäppchen enthielt keine Geheimnisse. Und doch — hier standen, durcheinander, vereinzelt, knapp in einer Frage, in einem Ausruf angedeutet, jene Diskussionspunkte der ‚Klinischen Gespräche‘. Hans Martin hatte geschrieben: ‚Aus dem Hin und Her der zahlreichen Aussprachen, von Frage und Antwort ergaben sich nicht selten ...‘ Ja, er war des öfteren, wenn auch nicht gerade häufig mit dem Professor zusammen gewesen, und sie hatten wohl auch dies und jenes gesprochen und geplaudert. Hans Martin hatte ihr einigemale davon berichtet. Es hatte sich meist nicht gerade um wissenschaftliche Dinge gehandelt. Und nun hier diese Blätter und Zettel? — Hatte er sie benutzt? Manches stand wörtlich da —. Es war vielleicht bloß eine schriftstellerische Form, eine stilistische Einkleidung. Er selbst trat ja mit seiner Person dabei nicht auffällig oder gar aufdringlich in den Vordergrund ... bloß einige seiner eigenen kritischen Antworten und Einwände standen ebenfalls auf den gelben zum Teil ausgefransten Blättern ...

Sie legte die kleine Mappe langsam wieder an ihren Platz und ging leise und mit einer Glut auf der Haut wieder hinaus. Sie sprach nicht zu Hans Martin darüber und hatte es wohl bald selbst wieder vergessen. Nur wenn sie das gelbe Heft, das er ihr geschenkt hatte, zwischen anderen Heften in dem Schrank liegen sah, dann blickte sie rasch darüber hin, bis es unter neu erworbenen Büchern und Heften langsam begraben war.

⌘ ⌘ ⌘

Frau Merz aus der Pförtnerwohnung am Potsdamer Platz hatte Stuhl und Hitsche vor die Haustür in die Sonne gesetzt und sah nach den blanken Kirchenfenstern von Wertheim drüben. Die Elektrischen schrillten und ratterten. Die Straße jenseits des breiten Rasens mit den verschwollenen Sandsteinfiguren war voll weißer Strohhüte und zärtlich geöffneter Blusen. Die Fenster im ersten Stock des Meineckepalazzo standen weit offen, als atmeten die großen Zimmer die heiße Frühjahrsluft ein. Die Herrschaft war mit dem Wagen fort. Frau Merz wußte wohin. Ja ja! Man kam nicht zur Ruhe. Immer was Neues und nie was Gutes, seit die junge Frau im Hause war!

Da erschien auch Merz, aber nicht der Sonne wegen, er wollte wohl wieder auf einen feuchten Hieb zu Kulicke. „Nee, das is überhaupt keine richtige Sonne. Wenn es der Jrunewald wäre ... Aber wir ziehen nich mit. Wir bleiben hier."

„Hat er was gesagt?"

„Wer? Der Herr?"

„Nee. Soll ich ihn fragen? So is er nich."

„Na denn die Jnädige?"

„Ach, die. Lieber Herr Merz und liebe Frau Merz ..." Der winzige Stummel glomm auf, und der Schnauzbart sträubte sich, um nicht versengt zu werden. „Sie mag uns nich."

„Ich hab' ihr nichts getan."

„Wir sin ihr zu alt. Wir sin ihr nich fein und flott jenug."

„Quatsch!" sagte Frau Merz.

„Sache. Wer bestimmt denn hier? Sie. ‚Lassen Sie sich von Merz helfen!‘ Und denn kommt der Pisang, der Gärtner, und grient, und seine Frau immer in Stöckelschuhen und durchbrochenen Strümpfen schwenkt die Hüften und Röcke. Da lacht die Gnädige bloß. So'n Hudelvolk."

„Muck doch auf."

„Ich wer' mir hüten. — Im Juni oder Juli geht's los. Ich weiß es von Löffler."

„Und was wird mit dem Haus hier?"

„Bleibt. Für'n Winter; je nachdem. — Schöne Villa draußen im Grunewald, alles nach ihrem Willen. Mußt mal Sonntag mitkommen. Wir dürfen schon rein. Gleich an der Königsallee, un der Scharbäng bis an den See runter. Und drumrum lauter Villens, richtige Schlösser, und jrade gegenüber Mendelssohn seins ..."

„Nu' wenn schon."

„Und'n Bootshaus mit'm Kahn. Allens da. Und die Garage sieht wie'n Tempel aus."

„Jüdisch?"

„Nee, nee. Griechisch. Und oben der Schofför und die Treppe aus Eiche."

„Wenn er man nich stolpert."

„Und der Gärtner hat'n eigenes kleines Haus, janz in Jrün mit Jasmin, 'ne janze kleine Villa, fünf Zimmer, schmuck und schmustrig." Da wird sie mit den Waden stöckeln."

„Und wir können in dem duftern Loch



Bildnisgruppe
Gemälde von Prof. Otto Sohn-Rethel

hier verkommen, wo nich Luft und Licht hinkommt! Da haben wir nu' bald dreißig Jahre in Ehren jedient, und geradert und geplagt . . . un' ich sitze so jerne in der Sonne und ins Jrüne."

„Sie wollen junge Leute für ihr Geld. Mögen se. Wir machen uns hier'n faulen Dag."

„Ob et ihr Wille war, das mit dem Haus?"

„Sicher. Und vielleicht braucht er's auch. Luft und Appelböme, er kommt nu' in die Jahre un hat einen Schaden weg. Herz —" er pfiff.

„Ich sage dir, Adolf, so eine will kajoliert sein. Grade weil er soviel älter is un manches nicht stimmt."

„Wat soll denn nich stimmen? Sieh nach deine Erbsen, Frau. Sie bullern schon."

„Aber eins find' ich doch nich richtig —"

„Wat?" Der Stummel glomm kaum sichtbar wie ein rotes Pünktchen. Merz, klein und mickrig, sah die starke Frau aus blassen, müden und doch harten Augen an.

„Nu' reiten sie fast alle Tage. Schonst am frühen Morgen. Und sein Pferd steht hier ein."

„Er ist doch beinah' ihr Schwiegersohn." Merz griente.

„Meinste? Die kennen sich schon sehr lange. Und denn so früh."

„Warum sollen se nich früh? Nachmittags reiten die Budiker."

Adolf Merz setzte bedächtig die Tressenmütze auf den Kopf mit dem trübseligen Schnauzbart und ging langsam, als gäbe's für jeden Schritt einen Taler, davon.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war früh morgens kurz nach sieben Uhr. Lenore und Eckerlein ritten den Kurfürstendamm hinab.

Die Reichmeierstraße schlief noch ihren besten Morgenschlaf. Die vergoldeten Stuckfassaden blinzelten in der Morgensonne, bunte Orienttürme gleißten, vollbusige Barockdamen und nackte Griechenjünglinge aus Stein und Bronze rekelten sich sinnlos und gelangweilt auf Dachfirsten und an Portalen. Stuck, Stuck, Farbe, Kacheln, Erz, Marmor, Exotisches, Historisches, Niedagewesenes und daneben süddeutsche Treuherzigkeit. Jedes Haus kreischte vom Morgen bis zum Abend: ‚Ich bin das Neueste, Beste, Einzige, Vornehmste!' Aber manche Stimme klang schon recht ausgeschrien und heiser.

Die Pferdchen griffen weitaus. Das Sattelzeug knirschte. Die Bäckerjungen kehrten grell pfeifend von ihrem wilden Treppengalopp zurück. Zeitungsjungen prügelten sich, neckten wütende Hunde und tauschten aus der Entfernung mit zornroten Portiers Ansichten aus, Milchwagen mit gleißenden Kannen rollten gemächlich von Haus zu Haus, Bolle schrillte. Die Geldsäcke aber schnarchten noch in dumpfheißen Betten einem mißmütigen Erwachen entgegen.

Hallo! Hier draußen am Bahnhof gab es Menschen! Hier war man wacher und weniger satt. Beine sprangen, Jacken und Mäntel wehten. Züge dampften und schnoben. Ins Geschäft, in die Fabrik, in die Schule, ins Kolleg, ho! ho! Die Lippen schmeckten noch den Kaffee, die Zähne kauten noch, die Schläfenhaare waren noch feucht vom Waschbecken, junge, alte, frische, übernächtige Gesichter, doch der Trab belebte auch sie. Am frischesten und straffsten waren immer die hübschen kleinen Mädchen, denen Abendluft, Tanz und nächtliche Küsse genau so gut taten wie Schlaf. Ach, schlafen! — Leben! Der Tag begann. Der Abendzauber kam wieder. Türen dröhnten. Ein Zug pfiff. Die Pferde legten sich erschrocken auf die Zügel und warfen die Ohren vor.

Ruh — ig! Weiter. Königsallee. Hier konnte man wieder ein Träblein machen. Lenores Stute hatte den Geheimratstrott satt.

Auch hier schliefen die Villen noch. Vereinzelt spazierte ein alter Herr oder eine junge Dame im Garten und roch an einer frischen Blume. Eine andere, stillere, abseitigere Reichmeierwelt. Die Menschen darin schritten auf grünen Wolken, auf fleckenlos blitzenden Kieswegen.

Eckerlein verhielt. „Wohin? Wir haben uns noch kaum Guten Morgen gesagt."

„Guten Morgen, mein lieber Hans Martin. Wie hast du geschlafen? Wie geht es Erich und Gitta?" — „Danke, gut."

Sie ritten seit einiger Zeit ein paarmal in der Woche, sofern es Eckerleins Zeit gestattete. Lenores nervöses Temperament verlangte es; sie wollte auch nicht stärker werden, und Hans Martin hielt für sich selbst eine Bewegung für geboten.

Der Großbürger ritt nicht mehr. Im übrigen war er Realist und Menschenkenner. Er dachte nicht rosenrot von den Menschen, im Gegenteil, er sah die Kehrseiten. Seine Frau war über dreißig Jahre jünger als er und temperamentvoll, und er selbst war — hm —. Das physische Herz bekam Risse. Er war kein stürmischer Ehemann mehr. Nein. Aber ein egoistischer. Vor ein paar Wochen hatte er einmal zu Lenore gesagt: „Legst du Wert darauf?"

Sie hatte gelacht. „Ja. Oder wünschest du es nicht?"

„Meine liebe Lenore, du bist eine entzückende junge Frau."

Sie ließ die schönen Mundwinkel auf ihre

Art sinken. „Ich glaube bestimmt, daß er so viel oder alles nicht aufs Spiel setzen würde!“ Der Geheimrat liebte solche Gespräche durchaus nicht. Sie waren ganz ungewöhnlich zwischen ihnen. Er hatte sie scharf angeblickt und gelächelt.

Das Sonnenlicht lag breit auf dem Asphalt und tropfte schwankend durch die Bäume. Aus den Gärten duftete es feucht und stark. Die Luft schmeckte streng nach Sand und Kiefern. Hans Martin nahm den runden Hut ab.

„Heiß?“ — „Nein. Der Kopf will auch etwas abhaben.“

Er sah ihr in die dunkeln Augen und dachte: ‚Sie war einmal jünger; aber das Köstlichste ist diese volle süße Reife.‘

Ihre Brust hob sich. Das dunkle, flaumige Schläfenhaar wehte unter dem Quäkerhut an der weißen Haut. Das hatte ihn einmal verrückt gemacht, dieser bis zum Ohr verlaufende Haarstreifen — und die starken Brauen.

‚Hüte dich!‘ Ach was. Er hatte nie wieder seit seiner Bräutigamszeit — gräßliches Wort! — so helle Stunden verlebt. Hüten? Er dachte nicht dran. Bloß so weit als nötig. Er war durch den Erfolg gleichmütiger und selbstherrlicher geworden. Auch durch die Gewohnheit. ‚Mal etwas anderes,‘ dachte er listig und kühn. Gesunde Bewegung und Seelenmassage. Wieder feige, wie vor Jahr und Tag einmal kurze Zeit, mit dem Reitknecht hinterdrein? Er gedachte sich durchaus nicht in die Nesseln zu setzen! Spiel. Wer weiß, wie lange noch. Dann kam irgendein anderes dran, oder auch nichts. Die Vergangenheit ritt zwischen ihnen; Blicke waren zwischen ihnen, eine Wärme, ein sanftes Glühen, Brennen der Haut. Und plötzlich mit wacherer Erinnerung: diesen Mund hatte er einmal geschmeckt, die weichen Arme — den ganzen Menschen fiebernd genossen, den er doch zu kennen glaubte, obwohl sie niemals viel über sich gesprochen hatte ... Er hob den Reitstock und wies damit über die Straße. „Euer Haus, Lenore. Die Leute sind drin.“

Sie verhielten. Die Pferde warfen die Köpfe, daß der Schaum abtroff. Das große, helle Haus lag tief im Garten. Alle Fenster waren geöffnet. Man hörte Pfeifen und Singen, Leiterpoltern und Hämmern. Graue, bespritzte Leinenkittel glitten hin und her, und der dicke Polier rauchte gemächlich eine Zigarre und schimpfte.

Sie sahen aus den Sätteln hinüber. „Wann?“ — „Im Juni.“

„Komisch. Es kommt mir wie ein luftiges Gefängnis vor.“ — Sie betrachtete ihn ernst und aufmerksam. „Warum?“

Er zuckte die Achseln und lachte. „Was gehen mich deine Gefängnisse an, die für dich keine sind?“ — „Ja.“

Sie ritt langsam wieder an, das Leder knirschte, Ringe und Ketten klirrten. Sie trabten in der Richtung Hundekehle; dann sollte's nach Wannsee gehen, über Onkel Toms Hütte nach Paulsborn zurück bis Dahlem. Dort warteten Reitknecht und Wagen.

Hundekehle war still. Die meisten Tische und Stühle standen umgekippt. Hausdiener scheuerten. Ein Kellner in lebensmüdem Frack gähnte, ein paar Frühhygieniker saßen vor einem Glas Milch und fütterten freche Spatzen.

Vorbei. Lenore war immer noch voraus. Er genoß das Bild. Sie lag ein wenig vor mit dem Oberkörper und federte leicht in prachtvollem Rhythmus, eingegossen in den Gang des Pferdes, das einmal hell aufwieherte, als schriee es vor Lust. Eckerlein schob den Schimmel heran. Er fühlte die starkbewegte Luft, die ihn schlug und streichelte. Er atmete ihre Wärme, ihren Duft, ihre sinnliche Kraft darin. Galopp.

In dem Wald dämmerte der leuchtende Morgen. Finken schwirrten in den dunklen Nadeln und rissen ihre klingenden Fäden durch die Luft, immer den gleichen brünstigen Schlag. Wildtauben dröhnten ihren Baß dazwischen. Ein Kuckuck rief mit weitschwingender Menschenstimme. Und nun raschelte und schnalzte ein buschiges Eichhorn über die roten Stämme, schwang sich höher, höher. Die Pferdchen sprangen auf weichem Boden, wach und schreckhaft für alles, besonders die Braune. Faule Hasen stoben aus tiefem Schlaf dicht am Weg auf, daß die Stute hochging. O ... o ... Herr Lampe entwetzte, machte weit drüben Männchen und besah sich den Schaden.

Lenore war längst vom Hauptweg abgebogen. Sie kannte alle Waldwege zwischen Grunewaldsee und Zehlendorf von früheren Ritten. Sie war auch schon vor Jahren hier herumspaziert. Nicht immer allein. O nein! Damals war auch Doktor Eckerlein wieder in Berlin gewesen. Sie hatten oft gemeinsam den Grunewald unsicher gemacht, vom Frühsommer bis tief in den Winter. Sie kannten Weg und Steg. Auch Hans Martin erinnerte sich.

Nun ritten sie Schritt. Die Pferde waren heiß geworden. Die Stute tanzte nervös, vielleicht weil die Herrin unruhig war. Lenores Haut war gerötet. Sie sah jünger, kühner, seltsam frisch und entfesselt aus. Ihr Mund lächelte reif und süß. Er hatte sie lange nicht so gesehen, mit raschem, kurzem Atem, wie erregt. „Warum so wild?“

„Die Pferde standen die halbe Woche. Und wir mit."

Der Schimmel drängte zu der Braunen.

„Wie geht es deinem Mann?"

„Gut. Das mit dem Herzen macht ihn mißmutig. Er nimmt es zu schwer, er war nie krank. Auch das Haus beschäftigt ihn sehr."

„Kann ich mir denken. Mir würde's auch Spaß machen!"

„Wann wirst du einmal bauen?"

Er hob die Achsel. „Später. Jetzt haben wir kein Geld mehr. Später ..." Und er nahm den Kopf des Schimmels zurück. Der Bengel war unglaublich zärtlich.

„Ich denke mir, daß es nach Gittas Sinn wäre. Was hast du für einen reizenden kleinen Jungen!"

„Ja, ein liebes braves Kerlchen. Wundert dich das?"

„Bewahre." Ihr Blick streifte ihn von der Seite, während er die Hand am Zügel wechselte. „Es müßten mehr sein."

„Helf' er sich ...!"

Wandervögel kamen ihnen singend und lautenklimpernd entgegen, hutlos, braun, frisch und schmutzig. Die Jungens sahen prächtig aus, die Mädchen wild und liederlich. Die Reiter grüßten lustig wieder und sahen der eitel lärmenden Bande nach.

Rechts im Gehölz lag Onkel Toms Hütte. Ledige Sattelpferde fraßen an der Futterrinne. An den Tischen klopfte man Eier auf und aß Schinken. Lenore bekam Appetit auf eine Butterschrippe und einen Schluck Sherry. Sie stiegen ab und bestellten.

Einmal mußte er grüßen. Es war ein Geheimrat, einer der ganz großen Kollegen, die im Luisenhaus belegt hatten. Der alte Herr sah aufmerksam herüber; sonst kannte man niemand. Alles schmauste, rauchte, sah ins Grüne. Es war wie Sonntag, Welt und Leben aus dem Ei gepellt, bloß der Kellner nicht; Frack und Vorhemd waren düsterster Sonnabend.

Nun ging es rasch nach Paulsborn hinüber. Lenore war wieder abgebogen und schob das Pferd ein Stück durch das Stangenholz, bis sie den dämmrig-grünen Waldweg fand. Es roch herrlich nach schwarzer Erde und jungen Nadeln. Er war schmal. Sie ritten einander so nahe, daß sich mitunter ihre Arme streiften. Das schwarze Kleid duftete. Ihr Körper.

Es wurde so eng, daß die Pferde in Schritt fielen. Keines sprach.

Sie sah ihn mit dunkeln, ernsten Augen an, und ihr Mund lächelte. Sie trieb das Pferd mit dem Zügel, und dann ging es links um Paulsborn herum. Der See blitzte schwarz und blau durch die Stämme herauf, das Jagdschloß lag verwittert tief unten. Ein weißes Räuchlein kräuselte sich aus einer Esse, die Frau Förster kochte immer noch ‚Kaffe', wie damals. Dort vorn in den Rundturm sollte ein Kurfürst seine ungetreue Frau eingemauert haben. Alle Schlösser hatten ihren Blaubart, und immer spielte die große Sünde eine Rolle, Blutschuld, Sinnenschuld, und dann klirrte und stöhnte es in der Nacht, und die weiße Frau geisterte.

Sünde und Buße! O alte Welt, grau wie Schloß und Turm, modrig, trübe, morsch. Was ist böse? Gut? Wer hat recht? Alles fließt. Und meist ist Tugend bloß Feigheit oder Zaghaftigkeit. ‚Ich bin das Maß.'

Alte, tiefvertraute Wege, deren Sand heiß war von der Erinnerung, deren Luft süß und stark schmeckte wie Wermut.

Der Boden senkte sich tief hinab und hob sich. Der schmale Pfad schnürte sich in Moos- und Nadelgrund und fiel in eine Schlucht. Hier waren sie einmal dicht nebeneinander geschritten, sommers und winters. Ja, auch im Winter oft spät! Der frostblaue Mond stand hoch. Schnee schimmerte und knirschte. Der Fuß sank tief. Der Atem ging laut. Die Wangen und Lippen waren heiß in der harten Luft. Und im Sommer! An tiefblauen Abenden. Umhüllt vom letzten Tagesflammen, gefächelt vom ersten grauen Nachtwind. Der Kauz schrie nah, daß das Herz erschrak und die Lippen sich bebender suchten. Weg. Es war niemals. Warum ritt man die alten Wege?

Die Pferde querten plötzlich hart eine neue Chaussee. Der Traum zerriß. Das war kahle, häßliche, gemeine Gegenwart. Stumpf reihte sich an Stumpf. Bäume, die gerauscht hatten, durch die Mondlicht geflossen, waren gefällt. Es war Pein. Im nächsten Augenblick tauchten sie wieder in die gedämpfte Dämmerung hinab. Da wieder ein Weg — ein Weg — an einem Waldhügel — tief drinnen im Holz — sie sahen ihn wie ein schmales Band verlaufen.

Vom Schießplatz der Gardeschützen knallte es. Der jähe Laut platzte kurz in der Luft und hallte nach. Das war auch früher so gewesen. Das hatte jetzt den Sinn, die Tiefe einer Stimme, den Klang eines lockenden, wilden Rufs aus der Ferne. Rief die Erinnerung? Rief die Gegenwart?

O, dieser Weg — dieser Weg — und dort am Hügel, gerade dort leuchtete lind und liebreich die Sonne! Es waren noch dieselben roten Bäume, derselbe Sand, das gleiche trockene, warme Moos, die Büsche. Derselbe Wind, der alles bewegte. ‚Ich bin da. Ich bin immer noch da. Wo seid ihr? Ich habe

nichts verloren gehen lassen. Was habt ihr aus euch gemacht?' — ‚Wir sind vernünftige Leute geworden!' ... Man hätte auch hier Wege durchlegen, abholzen, abplatten sollen! Das hier tat noch weher. Man schmeckte die Vergangenheit plötzlich wieder wie Lippen und Atem, und das Herz litt. War man nicht geborgen? War man nicht reich? Man galt etwas in der lauten, funkelnden Welt. — Sehnsucht? N—nein; man war nicht empfindsam. Hunger? — Lenore, warum heute? Ihr schöner Mund war erstarrt, nur in den Winkeln schien Leben. Lächeln.

Dann sagte sie: „Heute vor acht Jahren. Am 25. Mai."

„Was war da, Lenore?"

„Ihr habt kein Gedächtnis für — Tage."

Sie wies mit dem Reitstock auf den schmalen Weg hinüber, der sich senkte und dann im glückhaften Sonnenlicht verlor.

Hans Martin hob die Hand. Sie standen dicht aneinander gedrängt. Seine Hand glitt über ihren Arm, über ihre Hand. Heute! Die Luft war federleicht. Durfte er? Was hatte Bestand? — Das Bett, das man sich bereitete, klug oder dumm — die Folge! Das ernüchterte ihn. „Nun?" fragte er.

„Wir werden bald nicht mehr reiten," sagte sie.

„Warum nicht?"

„Andere werden sich anschließen. Die kleine Mohr, die seit gestern zurück ist, und ihr Kreis, der mir zusagt. — Auch Gitta dürfte es lieber sein." Der Name machte ihn unwillig. Was sollte das? „Warst du ihr immer treu, Hans Martin?" fragte sie wie neugierig.

Da glitt seine Hand fast brüsk über ihren schauernden Arm, und plötzlich griffen ihre Hände, hob sich ihr Gesicht, und er umschlang ihren Nacken und küßte ihren Mund. „Laß!"

„Einmal." Er lachte. „Zur Erinnerung."

„Das ist zu wenig." Sie lächelte hart und stieß ihn fort.

„Warst du treu?" fragte er.

„Du bist toll."

„Ich? — Du hast recht. Es ist Wahnsinn." Er küßte ihre Hand. „Ich habe es immer einmal gefürchtet ... Frech und gewaltsam, sich neben dem Feuer zu betten!" Er runzelte allzu bewußt die Stirn und preßte die Lippen zusammen.

Sie zerrte das Pferd herum.

„Du Guter. Braver. Komm hinüber. Der Wagen muß längst da sein. O Hans Martin, du Halber —! Wahnsinn?" Es klang fast höhnisch und verächtlich.

Sie ritten scharfen Trab. Ihre Linke, die den Stock hielt, tastete an ihrem Hut, als hätte er sich verschoben.

Hans Martin folgte müde in den Knien, trocken im Mund, fast wie ein Junge, der einen eselsdummen Streich vollführt hat. Es tat ihm schon heftig leid, und er schalt sie im verborgenen. Ein Halber? Gott sei Dank ... Das war das Beste, wenn man klug und entschlossen war!

Der offene Wagen stand an der Kirche. Man sprach von Bildern, Politik und Kinderernährung.

⁂ ⁂ ⁂

In diesem Sommer schickte Eckerlein Weib und Kind nach Strenz an der Ostsee.

Es war ein von Kennern geschätztes Piratendorf mit weißem, heißem Sand und gepolsterten Wiesen, auf denen wirkliche Kuhschwänze wackelten. Gelehrte und Beamte wandelten hier im Frieden, und die ganz Verderbten hatten Heringsdorf in der Nähe.

Gitta kannte das schon. Sie bezog stets das Häuslein der Witwe Bolzendahl, das ein Stück hinter der Düne stand. Es roch nicht allzu dumpf, aber dafür gut nach Kienrauch, Opodeldok und sonstigen ehrwürdigen Sachen wie eine Großmutterschublade; in den anderthalb Giebelstuben auf dem heißen Boden hausten noch zwei Malweibchen, die immer Sandalen trugen und bei jedem Wetter mit großen Mappen, Feldstühlen und kupferroten Gesichtern davonzogen.

Hans Martin hatte natürlich nicht mitreisen können. Die Arbeiten für seine große Ausstellung — o, er hatte immer neue und ungewöhnliche Pläne! —, die im Herbst fertig werden sollte, hielten ihn fest. Dieses stille Nestlein war auch nichts für ihn. Ein paar Tage — nun gut, die hielt man zur Not aus; der Morgen war im Fluge weg, aber der Nachmittag und erst recht der Abend waren nicht umzubringen. Nichts für ihn. Er wollte nach Gittas Rückkehr die eigene Erholungsreise nach der Schweiz, nach Schottland, nach Belgien, in die Bretagne oder sonstwohin antreten, wo er überall Weltleute seines erlesenen Geschmacks traf.

Hans Martin kam, wenn es sich einrichten ließ, über Sonntag. Er schien wirklich abgespannt von Hatz und Arbeit; auch die Klinik war stark belegt. Er war weicher in dieser Müdigkeit, ernst verschlossen, saß stundenlang träumend oder mit einem Buch neben ihr in dem wilden Buschgarten der Witwe Bolzendahl, lag am Strand oder spazierte mit dem wildkrähenden Jungen.

Gitta schmückte sich für ihn. Sie stand am Tag seiner Ankunft länger vorm Spiegel, besorgt, ob sie nicht zu braun gebrannt wäre, wartete wie eine Liebste mit Erich auf dem Bahnhof, und er grüßte mit der Hand aus dem Fenster und sah ernst auf Weib und Kind.

Dann kamen kurze Karten, auch mal ein Brief; es langte im Drang des Tags nur selten dazu; Onkel Georg war seit einigen Wochen in Nauheim; Lenore war beim Reiten gestolpert, nicht schlimm, sie wurde mit den verzwickten Apparaten des Luisenhauses behandelt, die Ärmste.

Gitta las und antwortete am Frühstückstisch; kein Laut in der Luft; die kupfrigen Malweiberchen waren mit ihren Pappen auf und davon. Das Häuslein lag hell mit offenen Fenstern da. Unten im Garten summten die Bienen; es war ein starktönendes Brausen, das Heidekraut knisterte im Sonnenglast. Gitta saß unter einem Birkenbusch im Schatten, Bücher lagen auf dem Tisch, sie beschäftigte sich mit der herben, tiefglühenden und stürmisch grübelnden Annette Droste, aber oft rastete ihr Blick und ihre Feder. Das Auge ward starr. Alle Sinne träumten und lauschten. Wie das tönte und brauste. Das Sonnenlicht floß schwer herab, und die Birkenblätter schauerten. Duft, Stille, Glut und Frische, man versank in sich, man hatte sich selbst lieb. Die Welt war rein und gut, man schloß die Augen und lauschte, als wäre das Bienensummen die Stimme Gottes. Und dann rief und juchzte es, und man wachte auf, betäubt, gestärkt, gesegnet, und plötzlich — standen Tettenborns am Zaun.

Ja, die waren auch da. Weit drunten am anderen Ende der Bucht hausten sie in einer richtigen alten Schifferkate mit moosigem Strohdach, knirschendem Dielensand und herrlich schnarchendem Reisigfeuer, Max, sein Ehegespons, die Gören. Die Witwe Bolzendahl war nicht übel, aber hatte man hier Oll und Ollsch Marzahn mit einem Fischerkutter, mit einem Fischbratofen und einem Ziegenstall? Jedes lebte der eigenen Nase nach. Beim Baden traf man sich, mitunter auch nachmittags und abends, sogar bei den Schrammln, die Großvater Tettenborn zu schätzen schien, denn er pfiff übertags zerstreut die liederlichsten Gassenhauer vor sich hin. „Aber Vater," mahnte dann der Magistratus. „Herrjeh, wieso? Was ist das, mein Sohn?" ‚Steig' ein doch in mein Kippelkähnchen . . .' Und der alte Sünder schämte sich und pfiff eine Stunde später völlig ahnungslos: ‚Weißt du noch, mein Miezemäuschen, unterm Baum im Gartenhäuschen . . .' Würdelos. Er hatte Bücher in Menge mit, sie lagen in seinem Schlafsalon auf dem wackeligen Nachttisch gestapelt. Er sah auch mal vorm Einschlafen hinein, und unten auf der ersten Seite gähnte er mächtig, brummelte befriedigt und blies das Licht aus. I den Geier! War man dazu hier? Man prustete wie ein Nickelmann im Wasser, und Oll Marzahn war ein braver alter Bursche, man priemte zusammen, man rauchte Pfeife zusammen, fuhr auf Fischfang zusammen und nahm ein gewaltiges Interesse an dem Braten der Beute. Ach was Bücher, Bäuker, wie sein Freund Marzahn grienend sagte. Dumm' Tüg. Und der alte Knabe schämte sich nicht mal.

Max hatte in der Tat einiges zu arbeiten. Er stieg allmorgendlich auf langen Beinen mit Büchern und gespitzten Bleistiften davon auf die Düne hinauf, wo er einen friedsamen Platz ausbaldowert hatte. Aber studierte er wirklich bei hochgezogenen Brauen bloß menschliche Misera und anderes Volkswirtschaftliche? I bewahre. Er — er schmökerte daneben ein bißchen, er griff immer sehr bald zu einem zweiten Band, den er weniger sichtbar in der Beuteltasche seiner flotten Sommerjacke mitgeschleppt hatte und schmarutzte sich wieder einmal durch Meister Kellers grimmig-heitere Seldwylerwelt, las den verdrehten alten Pessimisten Wunnigel, stieg mit dem Studiosus Anselmus in die Wunderwelt des ‚Goldenen Topfes' — und — ja — nicht selten schmökerte — schmökerte er ungeheuer gespannt irgendeine tolle Spitzbubengeschichte, von welcher Sorte er sich ein winziges Häuflein heimlich mitgebracht hatte, und es war zuzeiten vielleicht bloß der ‚Schwarze Hund von Eatstown' oder ‚Das Skelett seiner Tante', das ihn nach dem Bade oder am Nachmittag nach dem Kaffee mit langen Schritten davonsteigen ließ — ahahaa, man streckte die Beinchen, schmauchte einen Tobak und gierte sich wild hinein wie in fernster Bengelzeit. Unerhört! Willi würde er eine 'runterhauen. Mjahaa — es kam von der guten Luft! Und der Magistratus schämte sich ebenfalls nicht.

Am letzten Sonnabend war Hans Martin wieder herübergekommen, abgespannt wie immer. Aber er ließ sich zerstreuen, aß Ollsch Marzahn die heißen Waffeln aus der Hand, rauchte selbstlos eine von Vater Tettenborns schwärzlich-feuchten Zigarren und stritt im Sand mit Max, dem ‚Die Hand unter der Türschwelle' aus der Tasche guckte, über die vertracktesten Menschheitsfragen.

An diesem Abend saßen Gitta und Hans Martin noch spät in ihrem Garten wach.

Der Himmel war fahlblau und hatte nach dem Horizont hin einen lichten Schein vom Meer. Man hörte die See. Ringsum im weiten Bogen auf dem hügeligen Grund schimmerten helle Fenster; in manchen Gärten und Veranden waren gefühlvolle bunte Papierlaternen in die Dunkelheit gekleckst. Und aus der Ferne durch eine offene Balkontür kam verstimmtes Klavierspiel.

Sie lagen in bequemen Faulenzern und hörten gekränkt zu. Dann nahm Gitta Hans Martins Hand und streichelte sie mit den Lippen. „Morgen bist du wieder in Berlin."

„Ja, Gitta," sagte er ernst.

„Du gefällst mir nicht. Einmal —"

Er drückte fest ihre Hand. „Sei still . . ."

Es klang fast herb. Nein, er liebte laute Sentimentalitäten nicht mehr; obwohl er selbst einmal sie damit überschüttet hatte.

„Dumme Ausstellung."

„Das sagen auch andere," meinte er spöttisch. — „Warum?" — „Neid. Krittelei. Man muß doch etwas sagen."

Sie schwieg. Sie saßen Hand in Hand. Eine späte Möwe schrie klagend über dem Haus und flatterte dunkel.

„Wie geht es Lenore?"

„Sie residiert im Grunewald."

„Immer allein?"

„Ich weiß es nicht."

„Was macht ihr Fuß? Unangenehme Sache, aber es hätte ein Beinbruch werden können."

„Auch diese Zerrung ist langweilig."

„Kenn' ich. Sie liegt wenigstens nicht mehr. Wann kommt Onkel Georg aus Nauheim?"

„Ich denke Anfang nächster Woche. Ich weiß es übrigens nicht." Er entzog ihr seine Hand. Er wollte rauchen.

Sie sah sein Gesicht in dem kleinen grellen Licht seines Taschenfeuerzeugs aufflammen.

„Seht ihr euch denn nicht? Geis exerziert doch an den Apparaten mit ihr, wie du schriebst."

„Geis. Ja — ich sehe sie öfter. Sie ruht sich manchmal in meinem Zimmer aus. Ich war auch einigemal am Abend draußen."

Die Stimmen raunten. Die Glut seiner Zigarre glomm auf.

Gitta sah es und sah auch das Schimmern seiner hellen Augen, die geradeaus, fast starr mit bernsteinhartem Glanz in die Nacht blickten. Ihr Herz schlug für die Dauer eines Atemzugs. Das mangelhafte Klavier weit drüben war verstummt. Vielleicht war es die große, grenzenlose Stille, die sie heimlich bedrängte. Es wurde dunkler, Wolken zogen, und das Meer rauschte stärker in diesem fahlnächtlichen Licht, zu diesem Sichgehenlassen und Träumen. Sie wußten nichts mehr zu sagen. Es war ja alles so gleichgültig. Alles, alles. Sie sehnte sich.

Dann stand sie auf. „Komm," sagte sie leise.

⌘ ⌘ ⌘

Meinecke war ein Frühaufsteher und saß Punkt acht am Frühstückstisch. Hier draußen im Grunewald war es nicht anders.

Es war noch allerwärmster Herbst, Ende September. Vom See her kam ein erquickender Lufthauch, der die Bäume stärker rauschen ließ. Sonst hörte man nichts, bloß aus der Ferne kamen Straßengeräusche, die einen nichts angingen, und eine Drossel schob unten vor der Veranda eine melancholische Kadenz über den gelben Kies.

Der Großbürger hatte auf der Veranda die Post durchgesehen und las die Zeitung durch den großen Kneifer; Lenores Platz war noch leer.

Es hatte Zeiten gegeben, in denen sie im Bett frühstückte, so im Winter, wenn man spät heimkam, namentlich in den zwei letzten Jahren, in denen ihre Stimmung nicht immer gleichmäßig glatt und fest gewesen war. Und danach hatte sie ein Verlangen nach starker Bewegung, Tätigkeit und Zerstreuung verspürt. Das war seit einiger Zeit besser geworden. Sie war wieder frischer, heiterer, erlebte förmlich eine neue Blüte. Erst recht hier draußen. Sie hantierte mit großer Schürze und Wildlederhandschuhen geschickt und zwecklos in den Gewächshäusern. Sie trug auch, noch zweckloser, mit strenger Miene durch Gittas und Eckerleins Vermittlung allerlei Druck- und Kupferpapier zusammen, beschäftigte sich mit einem neuentdeckten alten Flamen, der eigentlich Italiener war und von dem alle Welt sprach. Meinecke sah dem ernsthaft zu; ihr wilder Kollegienbesuch während einiger Mädchenjahre, wahrscheinlich durch Gitta und die Röhk veranlaßt, war ziemlich fahrig verlaufen, was ihn im Grunde entzückte.

Der Kies knirschte. Der Gärtnergehilfe ging schwer mit Gießkannen vorüber. Dann schritt er über den weichen Rasen und brachte den Sprengapparat in der Mitte zum Kreisen, daß er sanft rauschend seinen Wasserschleier weithin warf.

Der Großbürger sah zu. Das erfrischte noch mehr und machte den Duft der Rosen lockerer. Meinecke strich sich befriedigt mit der Hand über die blanke Glatze.

Er war in diesen letzten Jahren gealtert; der kurze Schnurrbart war weißer geworden, unter den Augen hatten sich schlaffe Säcke gebildet, und seine Gesichtshaut war träger durchblutet. Das vermaledeite Herz! Er hatte nie gern mit Ärzten zu tun gehabt, hatte ihnen, wie alle Selbstsicheren, mißtraut. Dieses Ausgefragtwerden, diese seelische Unterordnung, als wäre man ein Hausknecht — gräßlich. Nun war es über ihn gekommen, als wäre man schon mit Mitte Sechzig ein alter Mann, verbraucht, kaduk. Er hatte niemals damit gerechnet, hatte niemals an der Neigung zur Selbstbetrachtung mit Skrupeln und Zweifeln gelitten. Schwächlich und lächerlich! Seit Nauheim ging es erheblich

besser. Er fühlte bloß etwas Mißbehagen vor dem Winter. Man würde ihn in Ägypten und Sizilien verbringen müssen, obschon Lenore sich vor solchen Plänen schweigsam verhielt, unlustiger als sonst. Sie schien geneigt zu sein, hier draußen zu überwintern. Aber das hier draußen mit kahlen Bäumen, toter Erde, Schnee, Schmutz, Schlackerwetter war auch nicht nach seinem Geschmack. Er war seit einiger Zeit gegen Spätherbst und Winter empfindlich wie eine alte Jungfer. Blies einen der Wind von der Minusseite des Lebens an? Unsinn. Man hatte sich geschäftlich entlastet und verfügte nun hier und da über eine flaue Stunde zuviel für sich selbst.

Meinecke rauchte behaglich eine große leichtere Zigarre. In diesem Artikel, besonders von der schweren Sorte, hatte er stark gesündigt zeit seines Leben. Es schmeckte wundervoll, trotz dem Arzt, der das natürlich vermutete. Behagen war auch was wert, mehr als Medizin. Übrigens, mit Geis und Eckerlein hatte er sich nicht eingelassen, mochte jenen und sich selbst die Verantwortung nicht zumuten und sich nicht von Gittas Mann wie ein Babuz kommandieren und bündeln lassen. Zu jung? — Schwere Frage. Es gab wichtigere für ihn.

Er tat einen langen Zug und ließ den weißen Rauch gemächlich durch die Nase strömen. In der Luft schrie es; es waren Wildgänse. Der Gehilfe ging mit bedächtig knirschendem Schritt zurück, hielt an, Wasser rauschte mit hohlem Klang in seine Gießkannen, und am Ende des Laubengangs vor dem blitzenden Wasser, schlank in Weiß, tauchte Lenores Gestalt auf. Sie stand still, sah nicht hierher. Sie blickte aufs Wasser oder dem Schrei der Wildgänse nach.

Entzückend. Jung, jung! Sie war schöner, blühender als je. Meineckes Auge hing an der fernen Gestalt.

Sie kam näher, die schlanke, weiße Gestalt wuchs aus dem Grün heraus. Er erkannte das Gesicht, das Dunkel der Augen. Sie war ernst. Sie sah nicht her. Sie wußte ja, daß er hier saß und rauchte. Und nun sprang ihr der Hund entgegen, den sie mit ihren langen weißen Händen liebkoste.

„Wie schön heute, Mann! Man möchte immerfort laufen." Sie nahm Platz, drückte auf die Klingel und entfaltete die Serviette.

Der Schäferhund saß zwischen ihnen auf der Erde, sah von einem zum andern und klopfte mit dem Schwanz.

Meinecke sah nach der Uhr. Um zehn wollte er in der Stadt sein. Jetzt war es neun durch. Er trug noch eine leichte bastseidene Jacke. „Tja —" sagte er nach einer Weile des Plauderns, „ich muß Hans Martin endlich den Gefallen tun und mir seine Ausstellung ansehen. Sonst nimmt er's krumm. Er ist empfindlich wie alle Ehrgeizigen. Du warst ja zur Eröffnung, hast es hinter dir. Die Zeitungen sind heute wieder voll davon, und sein Name wird von jedem Schmock genannt. Nun ja ... ich werde nun wohl auch ein paar Besuche seinetwegen machen und annehmen müssen. Ein Mandarin war schon bei mir. Die Menschen sind Menschen. Und Defizite sind peinlich. Am Ende weiß man auch, was man meinem werten Hause schuldig ist, was ich ganz in der Ordnung finde. Eckerlein schweigt stolz. Bloß als ich ihn fragte: ‚Roten vierter oder Professor?', da meinte er lächelnd, die vierte Klasse kommunisiere; er sei mehr für Distanz. Warum soll er nicht? Er ist bald vierzig. Auch Lindhammer, den ich sprach, sagte: ‚Ist ja eigentlich Unsinn und ein Eitelkeitsrummel, aber in seiner Art nicht schlecht.'"

Lenore hörte schweigend zu. Sie griff nach einer großen, gelben Rose.

Er war im Plaudern. Das tat er im kleinen und kleinsten Kreise gern.

„Du mußt Appetit haben, Kind."

„Mächtig. Denke, wenn wir jetzt am Potsdamer Platz säßen ..."

„Schrecklich." Man brachte Tee und Eier. Das andere stand schon da.

„Hat jemand angeklingelt?"

„Nein, gnädige Frau."

„Was meinst du — wollen wir heute ausfliegen, Kind?"

Sie trank langsam, genießerisch und sah ihn dabei über den Tassenrand an.

„Ja. Jetzt gleich. So wie wir sind. Eine, zwei, drei Stunden."

„Ich habe leider eine Konferenz mit Mohr, muß in die Stadt. Aber am Nachmittag ginge es."

„Da werde ich nicht können. Ich habe meine italienische Stunde. Schade. Vielleicht morgen ..."

„Ich wollte auch, wie gesagt, endlich in Hans Martins schreckhafte Ausstellung. Aber ich muß sagen, ich graule mich. Wozu soll man sich das Fürchterliche auch noch ansehen und tabellarisch-statistisch vorrechnen lassen? Man verzieht das Gesicht, kriegt eine Gänsehaut, spricht flüsternd und laut davon und lebt am Tage darauf wie vorher. Krankheit war mir immer eklig."

„Wann fährst du hin?"

„Ich denke um die Mittagsstunde."

„Willst du Hans Martin benachrichtigen?"

„Ich muß wohl. Er kann mich, wenn er Zeit hat, führen und Erklärungen geben. Wenn schon, dann ordentlich."

Lenore schob das Uhrarmband herum. „Er wird noch daheim sein. Soll ich es ihm sagen lassen? ... Ich habe mit Gitta etwas zu besprechen. Ich will nachher anrufen."

„Ja, grüß' ihn."

Lenore hob den dunklen Blick. Ihre Hand war ruhig. Sie schob das letzte Stück der süßen Frucht zwischen die Lippen, dann spülte sie die Finger ab. Sie faltete die Hände unterm Kinn und sah träg mit seitwärts gewandtem Kopf ins Grüne.

„Wann trefft ihr euch?"

„Um zwölf, wenn er Zeit hat."

„Er wird sie sich nehmen."

Lenore erhob sich, sprach mit dem Hund und ging rasch in ihr Zimmer hinter der großen Diele. Nun war es wieder still. Lenores Platz leer. Der Garten rauschte, und die Rosen dufteten. Sie sah in den Spiegel, gerade in ihre Augen hinein und drückte das Haar an den Seiten fest. Dann nahm sie Platz. Ihre Haut war perlblaß, und ihre Augen waren für eine Sekunde starr. Sie verlangte das Amt.

„Frau Meinecke. Bitte Herrn Doktor. — — Hans Martin? Guten Morgen."

„Guten Morgen, Lenore."

„Heute um fünf? — —" sagte sie raunend. Dann lauter und mitteilsamer: „Höre: Georg will heute um zwölf in der Ausstellung sein. Er läßt dich grüßen. Er bittet dich, ihn zu führen."

„— Ja. — Es paßt nicht gut. Aber ich werde es möglich machen."

„Ist Gitta da? Natürlich. Aber du kannst es ihr auch sagen, daß ich die Karten für Montag nehme."

„Wie du willst. Sie ist eben hinter zum Jungen gegangen."

„Und dann noch etwas — schreib bitte genau auf, damit du nicht wieder Unheil stiftest — also: Pieter van Reynders, es ist direkt aus Antwerpen zu beziehen; die andre Schrift über Dirk Bouts von Jan de Keyser ist seit vierzig Jahren vergriffen, die möchte Gitta mir durch Doktor Giesebrecht im Buchhandel suchen lassen. Verstanden?"

„Ja." — „Alles?" — Schweigen.

„Auf Wiedersehen!" — Schweigen.

⌘ ⌘ ⌘

Flaggen wehten. Banner flatterten. Über den Eingängen bauschten sich goldgelbe Zelttücher, große Plakate lärmten mit roten Buchstaben, Menschen strömten herbei, Hofwagen, Ministerautos, blanke Wagen mit Magistratswappen hielten in den stilleren Vormittagsstunden, am Nachmittag bis zum Abend aber erdrückte man sich. Stöcke und Schirme mußten als gefährliche Waffen abgegeben werden.

Doch alle, die da laut und hastig kamen, wurden in den riesigen Hallen plötzlich still und furchtsam, schlichen beklommen von Stand zu Stand, selbst der nie versagende hilfreiche Witz dieser wenig schüchternen Stadt wurde ihnen für eine Weile verschlagen und erwachte erst allmählich, wenn man das Schlimmste schon hinter sich hatte, wieder zu schwachmütigem Dasein.

Die Zeitungen waren voll von dem Ereignis. Der neueste Stand von Wissenschaft und Praxis wäre sichtbar gemacht, unerhört, überwältigend in seiner Fülle, erschütternd mit seiner aufrüttelnden und tröstenden Anschaulichkeit, begeisternd durch seine Höhe. Ja, das konnte man nur in Berlin herstellen.

Es blinkte und blitzte von Messing, Glas, Porzellan und weißem Linnen. Lebendige Schwestern in gestreifter Tracht, blauweiße Wärter, Medizinstudenten, junge Ärzte mit Kneifern und Schmissen standen an allen Ecken auch dem einfachsten Mann und der furchtsamsten ältesten Dame mit Erklärungen, Vorführungen und kleinen schreckhaften Vorträgen munter zur Verfügung, als wären das alles die natürlichsten und hübschesten Dinge von der Welt. Man war unermüdlich im Fragen, auch wenn sich die Zunge vor Angst sträubte. Und manche hübschen jungen Mädchen konnten in einer Art Schreckstarre von manchem jungen Medizinmann gar nicht wieder loskommen.

Man sah mit Staunen, was der weise, gute, hilfreiche Menschengeist geschaffen hatte. Ja, manche Stellen luden geradezu ein zum Krankwerden; soviel Sorgfalt genossen Hunderttausende daheim in ihren engen, bekümmerten Stuben und Kammern zeit ihres Lebens nicht. Man stand ehrfürchtig und verwirrt vor den Hunderten von blitzenden Instrumenten und Apparaten, geschickter, feiner, listiger, mächtiger als die geschickteste lebendige Hand, mit denen man rasch und lauernd dem bösen Menschenfeind den Garaus zu machen bereit war. Man schauderte und fühlte den harten, scharfen Stahl im warmen Leib. Man stand Kopf an Kopf, in atembeklemmender Enge vor fürchterlichen Präparaten, Tabellen und Statistiken und mißtraute plötzlich schreckhaft dem Rock, dem Atem, der Körperwärme des Nachbars, als könnte auch er ein Gezeichneter sein, und sprach gleichwohl vertraulich und liebevoll mit den fremdesten Menschen. Hölle und Purgatorium zugleich. Man faßte die allerbesten, felsenfesten Vorsätze für ein vorsichtiges, vernünftiges Leben, wollte schon von morgen ab zimmerturnen, weniger rauchen und trinken und anderen geheimen Lastern weise und mit Energie entsagen, man schwor es sich



Blick ins Raintal. Gemälde von Otto Pippel
(Aus Brakls Kunsthaus in München)

im stillen zu und besprach es sofort mit Frau und Kindern. Man wurde brav und tüchtig, ein guter, vorzüglicher Mensch. Kommt, kommt, ihr Lieben, Guten — das hier ist Gottes Finger. Da lagen allerärmste Kinder in Wachs, verkrüppelt, bekümmert, aussätzig, schuldlose Opfer schon vor der Geburt, ach, wie schrecklich! Nein, sowas gab es in der eignen Familie nicht. Kommt weiter, ihr Lieben! Ach, was war das? Eine weise Hand hatte auch Lichtblicke in das Dunkel gestreut, erquickenden Trost neben die Erschütterung gestellt ... o, wie hatten es die Kinder braverer und besserer Eltern jetzt gut, wie wurden sie behütet vom ersten Schritt an, das Kind herrschte, die Alten waren Hörige. Man wurde fast wieder melancholisch, ja neidisch, wenn man der eigenen, fernen, von tausend Zufälligkeiten und Gleichgültigkeiten geleiteten Jugend gedachte; diese neuen Kinder mußten alle Sonnenkinder und Riesen an Kraft werden, glatt, rank, frisch, selbstbewußt wie Römer und Helden — ach ja, ach ja! Und man freute sich ein bißchen grämlich, ärgerlich und zweifelsüchtig darüber und gewann sogar die gehaßte Schule auf seine alten Tage in dieser neuen, wunderherrlichen Aufmachung lieb.

Onkel Erich Thornow hatte es sich nicht angesehen. Er könne nichts mehr daraus lernen, und dies und jenes davon würde er wohl in absehbarer Zeit sehr anschaulich am eigenen Leibe erleben müssen. Auch am Habeltisch war mächtig davon die Rede; aber das störte ihn in seiner guten Stimmung, man sollte ihn mit solchen Sachen in Ruhe lassen. Eckerleins Name wurde genannt — natürlich war es gut, Eckerlein war Gittas Mann.

Hans Martins Vater, der Geheimdirektor, war auf seine Frei- und Dauerkarte jede Woche einmal hier, gründlichst, steif, stolz und unbewegt. Sein Sohn hatte das geschaffen, also war die Sache ohne Schrecken für ihn; auch sonst nicht; er hatte immer ordentlich, nie verschwenderisch gelebt, badete wöchentlich einmal heiß und hielt auf offenen Leib. Aber die Lotterwelt sollte sich ein Beispiel an diesen Schreckenskammern nehmen, auch die Luxuswelt, die Geld- und Gierwelt — ähäm! Sein Sohn — ja, sein Sohn Hans Martin hatte bei der Eröffnung zwanzig Schritt hinter dem Kultusminister gestanden.

Der Monbijouplatz war durch die Familie Micke vertreten worden, das heißt Vater Micke hatte sich schon nach zehn Minuten in die Kaffeeecke gedrückt; aber die Mickemama hatte sich tapfer, dick und hochrot mit neuem, furchtbar buntem Herbsthut und weißen Handschuhen mit dem jungen Ehepaar Erika und Albert Bölzke — Hackescher Markt, Parfümerie, drei Schaufenster — in die Schreckenskammern gestürzt.

Die Doktorin Fränze Röhl trabte herbei und brummte grimmig etwas zwischen den Zähnen, was keiner beachtete. Die Tettenbörner erschienen mit Roland, der gefaßt seine Philosophie vom Allzumenschlichen als Schirm und Stecken handhabte und eine rege Teilnahme für gewisse Reinkulturen und Brutapparate zeigte, an denen zwei aufregend blonde Schwestern bereitwilligst ausführliche Auskunft erteilten. Selbst Herr Guido Widdey tauchte blaß und anmutig tänzelnd auf — — Hereinspaziert, ihr Herrschaften — — Herrreinspaziert!!

Kurzum, Hans Martin Eckerlein war ein Hauptkerl. Er hatte ursprünglich an eine viel weniger umfangreiche Sache gedacht. Ihm war eines Tages der fixe Gedanke gekommen . . klinischer Betrieb ... mit Vorträgen in einem Nebensaal. Man würde die offizielle Welt und die große Menge heranziehen und daneben in der Presse von der Sache und von sich selbst reden machen. Das war der Anfang, die Keimzelle gewesen.

Er sprach zuerst einmal mit Willi Geis davon. Der lächelte bloß abweisend: „Lieber Härr Kollege! ..." Eckerlein überhörte das. „Lieber Herr Kollege ... Ganz gut, ganz hübsch. Aber das nimmt viel Zeit. Man kann sie besser für die anderen nützen."

„Ich bin nicht Ihrer Ansicht, lieber Geis. Man muß auch einmal aus seiner Richtung abbiegen, seinen gemessenen und vielleicht — verzeihen Sie, bequemen Schritt aufgeben können. Man muß auch mal seinen Besitz überschauen, das Vorhandene zusammenraffen und sichtbar machen. Bilanz ziehen. Und solch eine Bewußtheit stärkt seelisch auch die Masse. Macht sie zu Besitzenden und erhöht schließlich das Kulturbewußtsein. Von den praktischen Anregungen und der Wirkung ins Ausland zu schweigen."

„Mag sein. Mag sein. Wie gesagt: ich liebe meine Zeit. Die Wirkung wäre im wesentlichen eine populäre und müßte es sein, wenn die ganze Veranstaltung einen Zweck haben sollte. Und da regt sich denn doch die Frage: lohnt sich das?"

„Entschieden! Ich glaube ein wenig einen Blick für Menschen und Dinge zu haben, habe ihn hier und da bewiesen. Sie sind, ich schätze das außerordentlich hoch, am höchsten, lieber Geis, eingefleischter Mann der wissenschaftlichen Praxis, des Faches sozusagen. Aber ich meine, die neue Zeit breitet ihre Solidarität auch über das Gebiet der Wissenschaft, besonders wohl über unseres

aus. Jenes hochmütige Augurentum ist im gewissen Sinn unsozial und kann soziale Versäumnisse verschulden ..."

„Nun — nun — nun —" Die Kneifergläser blitzten. Geis griff den hübschen Gedanken auf. Sie gerieten in eine bewegte Diskussion. Geis spazierte im Zimmer, hatte die Hände unter das Röckchen geschoben, rollte die ‚R', war sarkastisch und gründlich. Und schließlich meinte er, wobei er mitten im Zimmer stehen blieb, schräg durch den zitternden Kneifer auf den Kollegen blickte und sich klein und mager aufreckte —: „Und wenn überhaupt — mir persönlich würde im Hinblick auf das Publikum bloß eine sichtbare Zusammenfassung der hygienischen Ergebnisse und Methoden als erzieherisch und einigermaßen wertvoll erscheinen! Alles andere —: brav und nett, bunt und sichtbar, ein amüsanter Rahmen für die Menge. Schaustücke merkantiler Aussteller. — Im übrigen nicht viel mehr!"

Eckerlein schwieg einen Augenblick und sah den andern fest und groß an. Es war etwas zu ihm herübergeblitzt. Er faßte es sofort auf, ordnete es ein, rundete das Ganze ab, alles rasend schnell, leicht, spielend, eine äußerst zusammengedrängte Tätigkeit. Es war dies sein Talent, seine innere Gabe und Neigung, ebenso wie er alltäglich irgendeine politische, wissenschaftliche oder sonstige Meinung eines anderen unversehens, oft mit lautem Widerspruch sich einverleibte und bei der nächsten Gelegenheit als eigne Ansicht zum Besten gab, ohne dieser Zusammenhänge sonderlich zu achten. Dann lächelte er und begann:

„Sie sprechen von einem Rahmen, lieber Kollege. Auch ich sprach davon, wenn er mir auch um einige Abstufungen ernster im Sinn steht. Der Mittelpunkt aber ist immer der Mensch. Auch das, lieber Geis — auch das hatte ich im Auge. Sie nahmen mir förmlich das heimliche Herzstück meines Plans von der Zunge. Ein wenig selbstverständlich, wie mir scheint ... Ich bin mir natürlich in dieser Stunde über den zulässigen Umfang ... über seine mögliche Spannweite noch nicht völlig im klaren ... es bedarf letzter Erwägungen. Natürlich der Mensch! Glaubten Sie, ich würde das, was den vielen nächste Sorge und Beglückung ist, außer acht lassen dürfen? O nein. Es stand und steht auch mir im Zentrum. Wem sage ich das! Im übrigen aber möchte ich auf Ihren Rat und Ihre energische Hilfe unter keinen Umständen verzichten ...!" Und er lächelte abermals. Er hatte in Wahrheit nicht eigentlich an so ein ‚Herzstück' oder nur als an eine hübsche Nebensache gedacht. Plötzlich stand es im Mittelpunkt. Rasch geordnet; rasch schoß es Strahlen aus, wie eine junge, belebende Sonne. Er wußte schon in der nächsten Stunde selbst kaum mehr, welcher Funke gezündet hatte, wer und ob jemand diese Anregung gegeben. Jedenfalls wollte er es nicht mehr wissen. Es hatte in ihm bereit gelegen, hatte im Hintergrund seines Planes gestanden ...

Und eines Tages hatte sich Eckerlein seinen besten Zylinder aufgesetzt, nachdem er vorher daheim seinem Tippfräulein lange Eingaben diktiert. In solchen Dingen war er Meister. Er besuchte natürlich auch einige große leitende Kliniker, Hygiener, Statistiker. Er selbst, wie er betonte, wünsche durchaus im Hintergrund zu bleiben und bloß als ein Rädchen in dem großen Getriebe mitzuschnurren: Arbeitskomitee, Arbeitsteilung, Hand-in-Hand-arbeiten, Anregungen geben und nehmen — das mußten viele Köpfe bedenken und tausend Hände ausführen! Er hatte Konferenzen mit dem Patrizieronkel, mit Sozius Mohr und anderen Männern der schweren Vermögen. Seine Beziehung zum Meineckeschen Haus war ihm auch diesmal allerseits fördersam.

Und nun verstand er es prächtig, die Menschen zu benutzen und anzustellen. Sogar der Kollege Geis tat am Ende, trotz Abneigung und spöttischer Verachtung, voll spröden Eifers mit, beratend und mitunter bis in die Nacht am Schreibtisch planend ... schließlich, tjä, eine nicht ganz uninteressante, immerhin lehrhafte und gewitzte Angelegenheit!

Gitta sah ihren Mann in diesen Wochen und Monaten wenig. Er war viel aus. Er hatte in seinem Zimmer zu schreiben, zu telephonieren, Besprechungen abzuhalten, Änderungen zu bewältigen, Konflikte, Ärger, Zwist und Empfindlichkeiten zu beschwichtigen, vielerorts. Dann reiste sie an die See. Und mitunter mußte er am Sonnabend noch in letzter Stunde abtelegraphieren ...

Er hatte es natürlich nicht umgehen können, die Presse zu laden und aufzuklären. Mehrmals hatte er auch Ausfragern großer Berliner und auswärtiger Zeitungen standhalten müssen, denn es hatte ihm daran gelegen, mit möglichster Eindringlichkeit im Dienst der Sache auf die Idee des Ganzen öffentlich hinzuweisen. Er hatte übrigens zu diesem Zweck insgeheim Fühlung mit diesen Herren gesucht, und dabei waren dann, wie das so geht, nebenher sein Äußeres, seine Sprechweise, sein reiches, geschmackvolles Heim, seine verwandtschaftlichen Beziehungen, seine überlegene und verbindliche Haltung beschrieben worden. Es ging durch die meisten großen und kleinen Blätter. Er war

ärgerlich und zornig darüber. Auch sein Bild wurde verlangt. Er spottete darüber. Aber er schickte sein Bild. Auch auf einem Gruppenbild des Arbeitsausschusses war er an sehr sichtbarer Stelle gekennzeichnet worden. Dann bei der Eröffnung, trotz anfänglicher Abwehr seinerseits, war es ihm zugekommen, ein paar einleitende Worte über das Werden der Veranstaltung zu sagen. Und er war natürlich auch an der Führung der Minister hauptsächlich beteiligt worden.

Gitta, der er von dem Ernst und Wert seines Unternehmens mancherlei gesprochen, hatte ihn bedauert. Er sah oft blaß und abgespannt aus. Er war wortkarg, nervös, ja gereizt, wie von seinem Ziel besessen, oder ganz verschlossen.

Ach, es war ein lärmendes Spiel mit der Welt, bei dem man sich selbst, seine Macht und Eitelkeit am stärksten genoß und sich den anderen zwingend zeigte. Man glänzte, bezauberte, überredete und schuf doch dabei mit vielerlei fremder Hilfe an sichtbarster Stelle recht Wertvolles. Was vielleicht in dieser Zeit an seinen Nerven fraß, das war das ständige Aufderwachtsein und Abwehrenmüssen ehrgeiziger Gegenströmungen ...

Indessen unter dieser mehr oder minder sichtbaren, gut polierten Oberfläche gab es wohl noch eine andere, viel persönlichere Spannung und Unruhe, die auf seinen Nerven lastete und seine Laune zuzeiten wirklich verdarb und verdüsterte, sein Wort spärlich und zerstreut machte. Niemand wußte darum. Niemand las in ihm.

Der Winter kam wieder. Diesmal sehr zeitig. Am letzten Ausstellungstag waren Tante Julchen und Jenny noch einmal in den Sälen aufgetaucht, hatten die schlimmsten und grausigsten Dinge ohne Wimperzucken, eher mit Befriedigung in Augenschein genommen und dabei dem und jenem ihrer Freunde dieses und jenes Gebresten vorahnend zugesprochen. Sie wußten Bescheid. Und dann waren sie, miteinander uneinig und giftig zankend, wieder davongestrichen.

Hans Martin aber hatte noch heute mancherlei unabweisbare Gänge und Besuche zu erledigen. Wichtiges war abzuwickeln, auch die übliche beträchtliche Fehlsumme war da und mit guter Manier aus der Welt zu schaffen, Dank war auszusprechen und mancherlei kluggefärbter Bericht an hoher Stelle zu erstatten. Freilich, nicht alle diese Besuche waren ganz offizieller oder geschäftlicher Natur — n — nein, das waren sie auch früher nicht immer gewesen. Mitunter fuhr sein Wagen schon gegen fünf Uhr von der Klinik ab. Meist aber benutzte er um diese Stunde ein Droschkenauto, das er ungefähr in der Gegend des Halleschen Tors zu verlassen liebte. Er schritt dann in die südliche Wilhelmstraße hinüber, etwa in die Gegend, wo Frau Cavestri, Lenores Sprachlehrerin, wohnte. Oder er fuhr, wie gerade heute, nach der Jannowitzbrücke, und es ergab sich, daß er danach ein halbdunkles Kaffee in der Alexanderstraße aufsuchte, vermutlich um rasch eine Tasse Tee zu trinken.

⁂

Es war ein richtiges Berliner Kaffee, lang, schmal, dämmerig, etwa in der Mitte durch eine Holzwand mit Milchglasscheiben in eine vordere und hintere Hälfte geteilt. Vorn war der Laden; den Hinterraum, ein Berliner Zimmer mit Hoffenster, zierte eine Gaskrone mit schadhaften, staubblinden Prismen, das Gas brannte, und überall roch es warm und dick nach Kaffee, fettem Kuchen und Zigarrenrauch.

Das Lokal war spärlich besucht. Vorn löffelten Damen Schlagsahnenhaufen vom Teller. Hinten saßen knisternd und qualmend ein paar Zeitungstiger, und in einer der abgeteilten Nischen verbarg sich ein eifrig sprechendes Pärchen. Verbrauchte Luft, Öde, alles melancholisch verräuchert und ein alter Kellner in weißer Jacke mit Rostflecken.

Er neigte mit einer Andeutung von Vertraulichkeit das graue ölige Haupt. „Tee? Kognak?"

Das Bestellte erschien lautlos. Hans Martin nippte zuerst an dem Kognak. Er war Besseres gewöhnt. Aber der Tee war noch schlimmer, braunrot, fettig, in einem gravierten Glas, das in einem Zinkgußuntersatz stand. Hans Martin zündete sich eine kleine Zigarre an und griff nach einer Zeitung. Aber er blätterte bloß. Gegenüber an der Wand saß ein glatzköpfiger, schmieriger kleiner Herr, löffelte hastig und las dabei. Ein Ferkel. Hans Martin nippte wieder, zog an der würzigen Zigarre und legte nervös die Zeitung weg. Er sah nach der Uhr. Alles Warten war ihm schrecklich. Und nun hier, in dieser Atmosphäre; sie war wie mit Gram gesättigt! Draußen vorm Ladenfenster polterten und rasselten die Omnibusse und Wagen. Mitunter ging die Tür mit schwachem Klingelschrill, Frauenstimmen sprachen im Vorraum; einmal raschelte ein Frauengewand. Es war ein verschleiertes junges Mädchen, schlank und elegant, das in der äußersten Ecke Platz nahm und ebenfalls zu warten schien.

War dies alles glaubwürdig? Er — Doktor Hans Martin Eckerlein —, dessen Name und Ruhm durch Berlin, gewissermaßen durch die Welt schallte, dessen Lebenshöhe und -glanz stadtbekannt waren! Er wehrte sich

erregt dagegen. Schon daheim. So jung und anspruchslos war man nicht mehr. Man erniedrigte sich, beschmutzte sich in Kaffeequetschenluft. Wenn ihn jemand sähe ... Ein Abenteuerchen? O ja — o ja! Wenn es bloß das wäre ... flüchtig vorübergleitende Heimlichkeit, Mundraub, Diebstahl, dieweil die anderen fern geweilt, im Bann und Zwang verruchter Gelegenheit — rasch abgebrochen und vergessen. Wahnwitz. Immer mehr ... Aber man saß zuletzt doch hier ... Entschluß einer letzten Sekunde. Sie hatte es rasch und lächelnd am Telephon bestimmt, ohne seiner Widerrede sonderlich zu achten oder sie abzuwarten. Ein Einfall, förmlich eine lasterhafte Laune, sie habe in der Gegend zu tun, Alexanderplatz ... Je näher die Stunde heranrückte, desto stärker wurde der heimliche Zwang. Sollte er sie sitzen lassen? Eins zog das andere nach sich, durch feige Pausen getrennt. Und wenn sie dann kam, wenn er dann das leichte seidige Rascheln hörte, den langen gleitenden Schritt, den niemand anders auf der Welt besaß, wenn er ihren Duft atmete, der süß und zwingend aus Kleid, Bewegung, von ihren Handschuhen, Händen, von ihren Achseln, aus ihrem Haar stieg, dann trat das Zweifelhafte, Gefährliche für den Augenblick mit einem Nervenbrennen und -flackern zurück ...

„Verzeih. Ich konnte nicht früher. Schon lange da?" Er hatte sie gespürt, aber nicht den Kopf gewandt. Es kam hell und gefährlich heran. Sie war in Pelz. Schleier und Handschuhe waren dunkel. Er erhob sich. Der Kellner mit den Rostflecken wartete.

„Kaffee. Nichts dazu." Sie schob den Schleier bis zur Oberlippe hoch. Der Mund blühte. Die Augen sahen dunkel durch die feinen Maschen, ernst.

Er streifte versehentlich auf dem Tisch ihre entblößte Hand. Sie war weiß, lang, kühl, weich. Sie begann zu leben, zu schmeicheln unter seiner Hand, obwohl sie sich kaum bewegte. Das Zeitungsekel drüben schmatzte und raschelte. ‚Besser als ein Herr im Pelz und Schwalbenschwanz, der sie vielleicht erkennt,' dachte Eckerlein. Sie hatte diese Stätte ausgesucht. Woher kannte sie diese Gegend so gut? Von früher her? Sie war eine unbegreiflich virtuose Hüterin ihrer List und Lust, stand scheinbar jenseits aller Empfindlichkeit. Ihr Auge hinter den Seidenmaschen war sanft und eigentümlich starr, als sie durstig die Tasse hob.

„Ich bekam im letzten Augenblick Besuch. Ich nahm ihn einfach im Wagen mit zur Stadt. Wie lästig Menschen sein können. Denke, wenn du hier eine Stunde vergeblich hättest warten müssen."

„Es ist nicht lieblich hier," sagte er scherzend.

„Drei Wochen lang nicht. Ich hätte heute jeden vor die Tür gesetzt," sagte sie leise. „Ich mußte dich einen Augenblick sehen. Du willst ja nicht, daß ich wie früher ins Luisenhaus komme —" Er schwieg und preßte die Lippen zusammen.

Es klang wie zornig, und die dunklen Augen blickten größer. Die weiße Hand umgriff plötzlich fest und stark seine Hand und hielt sie. Die schmale Frauenhand schien im Augenblick mächtiger zu sein als die sehnige Männerhand. „Wann, Liebster? — „Ich bin übermorgen zum Unterricht in der Wilhelmstraße. — Neulich klingelte die Cavestri im letzten Augenblick ab. Sie hatten einen Schlaganfall in ihrer Pension. Sie war wie verrückt. — Wie lange das wieder her ist. Gut, daß man sich einmal sieht. Du magst ja nicht zu uns herauskommen."

„Nein." Ihr Auge senkte sich. Sie kannte ihn, sein Schwanken, Wollen und Nichtwollen, dem jedes Übermaß gefährlich werden konnte. Sie aber wußte wohl immer, was sie wollte ... auch diesmal?

Und wenn er daran dachte, es in einem mißtrauisch übersichtigen Augenblick erfaßte, dann griff ihn jählings ein Schwindel der Furcht und der Reue an. Abenteurerin, Seiltänzerin, Spielerin — —

Der Regulator in der Mitte der Wand mit der unechten verräucherten Ledertapete schlug dröhnend. Der schmierige alte Bursche drüben räusperte sich wild, riß die Uhr heraus, warf sie ans Auge und spuckte seinen Zigarrenstummel in die Stube. „Zahlen!" knarrte er. Die schlanke hübsche junge Dame im Winkel schien zu verwelken im Warten, sie holte sich bereits das sechste schmutzige Journal und warf jedesmal einen neidischen, neugierigen Blick auf den Herrn und die Dame in der ersten Nische; sie trugen beide schmale Eheringe, was war das?

Lenore hatte den Schleier herabgezogen. Mitunter war sie nervös. Hans Martin hatte die Zigarette weggelegt. „Wollen wir noch etwas gehen?" fragte sie. „Die Luft ist unerträglich. Ich möchte gern ein Stück am Ufer mit dir laufen — weißt du noch, wie wir ritten? Lange her. Das Beinmalör war an — manchem — allem schuld!" Sie lächelte. „Was ist?"

„Du weißt es."

Sie strich leise über seine Hand. „Hast du Ärger gehabt?" — „Nein."

„Neue Ideen? Immer Neues — immer wieder Neues? Aber das gehört zu dir Es sind deine reifsten und stärksten Jahre."

„Ich weiß es nicht." Es flimmerte gereizt

unter ihren Lidern. „Verzeih. Ich spreche nicht gern von mir.“

„Von dir ... Ich möchte an allem teil haben.“

„Nein. Es ist noch nicht so weit ... alles noch im Fluß.“

„Ich wünsche, daß du ein ganz großer, ganz berühmter und unabhängiger Mann wirst —!“

„Du glaubtest es früher nicht?“

„O doch. Ich sah es schon. Aber manchmal ... Damals war es mir gleichgültiger. Ja, ich gönnte dir das Gegenteil. Jetzt freilich — es würde alles — alles —“

„Nun?“

„Laß. Willst du zahlen? Ich muß mich nach sechs noch auf einem Tee zeigen. O diese Menschen.“

Sie gingen. Hinter der Waisenbrücke bogen sie in die spärlich beleuchtete Uferstraße ein. Dort nahm Lenore ganz leicht Hans Martins Arm. „Was ist?“

Und plötzlich küßte sie mutwillig seine Hand; und dann, auf halbem Weg, bot sie ihm rasch den Mund, den der zarte winterkalte Schleier bedeckte. Sie schwiegen.

Der schmale Spreearm glänzte dunkel. Kähne mit bunten Lichtern lagen am Ufer. Der Himmel war kalt und abendblau, von unten her rötlich überhaucht. Der dünne Turm des Stadthauses ragte hinein, die helle, brave Uhr des Rathauses leuchtete mondrund über den Dächern daneben, die schönen Nadeln von Nikolai und das fröhliche Zackenwerk von Sankt Petri, im Dunst schwamm der Dom. Schiefe alte Häuserchen standen jenseits des Wassers, das weiße Gaslicht davor machte sie nüchtern. In den Fabriken diesseits surrte und dröhnte es, durch die beschlagenen Scheiben schimmerten Kugellampen, Handkarren lärmten aus den Haustoren, Frachtwagen klirrten und holperten.

Niemand achtete des Paars. Sie gingen langsam und sahen auf die Türme.

An der Roßstraßenbrücke wollte Lenore zur Gertraudenstraße hinüber. Ein Wagen ließ sich nicht blicken. An der Ecke verhielt sie für ein paar Sekunden den Schritt.

Sie drückte seine Hand. „Übermorgen bei der Cavestri —?“ Er preßte die Lippen zusammen und sah sie an. Er wollte sagen: Nein.

Sie stand nahe vor ihm, Aug’ in Auge mit ihm. Sie legte den Kopf zurück, und er fühlte sie in den feinsten Sinnen. Er hatte ihre Lippen wochenlang nicht gespürt. Er schwieg. Doch er war entschlossen ... ja, entschlossen — nicht zu kommen.

⌘ ⌘ ⌘

Die Spatzen saßen schon wieder plustrig in der Frühlingssonne.

Bei Eckerleins war es in diesem Winter stiller hergegangen. Eine Anzahl von Verpflichtungen waren nicht zu vermeiden gewesen. Man hatte auch Gäste gesehen, aber im ganzen hatte man noch niemals soviel Zeit allein in seinen eigenen Stuben verbracht. Es hieß, daß Hans Martin viel zu tun habe. In der Klinik und auch daheim.

Er arbeitete. Er sprach selbst gern knapp, ein wenig müde und seufend davon, wenn er Bekannten begegnete. Das war so seine Art: Schrecklich, man war so gehetzt, und man hatte doch Ruhe und Sammlung gerade jetzt für andere Dinge nötig!

„Nein, wir machen sehr wenig mit; wir müssen haushalten mit unseren Kräften. Es tut mir besonders um meine Frau leid.“ Aber deshalb hätte er sich wirklich keine grauen Haare wachsen zu lassen brauchen.

Der müde Ernst und die Zerstreutheit des Vielbeschäftigten standen ihm nicht schlecht. Man vermißte ihn und die reizende Frau. Man klingelte an und redete zu, selbst große und schwer berühmte Leute bemühten sich nun wirklich. „Unmöglich. Leider ganz unmöglich! Ich habe nur die Abendstunden für mich zu meiner Arbeit. Den ganzen Tag über bin ich gehetzt — gehetzt — hält mich die Praxis in den Fängen.“ Er liebte diese gequälten, starken Ausdrücke.

Er glaubte selbst daran, wenigstens an seine belastete Stimmung und gewisse ernsthaftere Bemühungen.

Ja, er arbeitete daheim. Man konnte so sagen. Er hatte im verflossenen Oktober oder November ziemlich unvermittelt damit begonnen. Bald nachdem Meineckes für lange Zeit nach Ägypten gereist waren. Aber das war bloß ein äußerliches Zusammentreffen zweier völlig neutraler Tatsachen.

Es hatte damit angefangen, daß Professor Eckerlein des Abends sich zu einigen Büchern in sein Studierzimmer zurückzog. Er las dann, natürlich in erster Linie Wissenschaftliches. In der Praxis, in anregenden temperamentvollen Gesprächen mit Professor Geis zum Beispiel, aber auch mit anderen, waren ihm Fragen, Aufgaben, wartende Lösungen, überhaupt Stoff zum Nachdenken und zur Problemstellung aufgestiegen und nahegelegt worden. Einiges davon verfolgte er nun in der einschlägigen Literatur, in Büchern, Broschüren und Zeitschriften. Er rauchte dabei, nippte an einem Glase Saarwein, den er liebte. Es war still und behaglich, die Blätter knisterten und rauschten, Gitta saß wieder lesend oder arbeitend in ihrem Zimmer. Mitunter musizierte sie auch hinter geschlossener Doppeltür, was ihn nicht sonderlich störte; im Gegenteil, es grüßte

ihn von ferne sein nobles, sicheres, schönes Leben.

Es war sehr gemütlich, so daß man die Gedanken kommen hörte, ja, nach einiger Zeit Buch oder Zeitschrift aufgeschlagen beiseite legte und nun eine Weile lautlos umherspazierte und ins Träumen geriet.

Das war freilich nicht immer gut und fördersam. Es schweifte ins Leere hinüber, zerflatterte hierhin und dorthin, man spürte und genoß die angeregte Stunde und sich selbst zu deutlich, stellte Betrachtungen darüber an, und dann folgte eine gewisse Reue den sanftbeschwingten Träumereien auf dem Fuße. Der Wein war vorzüglich. Aber ihm allein konnte man sich nicht verschreiben. Die tausend Bücherrücken starrten von den Wänden. Lampe, Stuhl, das bäuchlings liegende Buch oder Heft warteten. Man hörte die eigenen schweifenden Gedanken lauter reden und fühlte die Wärme seines Blutes stärker. Und daraus wuchs dann zuletzt eine gelind oder auch stärker drängende Unruhe und ein recht spürbares Ablenkungs- und Mitteilungsbedürfnis.

Wenn es soweit war, ging Hans Martin stets leise hinüber zu Gitta, hörte ihrem Spiel wortlos zu, schloß wohl dabei die Augen; oder er saß in ihrer Ecke und plauderte ein wenig, besonders über Dinge, die ihr nahe lagen, über die Droste zum Beispiel, in deren Briefwechsel er nun auch mal hineingeblickt hatte, ließ sich unversehens in diese und jene längere Diskussion ein, die ihn angenehm ablenkte und, wie er meinte, wieder frisch und sprungbereit machen sollte.

Er war das auch Gitta schuldig, mußte sich ihr, wenn auch mit Opfern, etwas widmen, nun, da man weniger Zerstreuung hatte. Er veranlaßte sie auch, die Geige auszupacken, die sie in den letzten Jahren in nicht zu billigender Weise vernachlässigt hatte.

Es war eine Art Flucht. Man durfte es natürlich nicht überstürzen. Das wäre undiätetisch. Man hatte sogar die Pflicht, sich Zeit zu lassen. Derlei Betätigung verlangte Übergänge und vor allem ein Zuwarten. Nur nicht diese proletarische Hast der Fleißigen, Ordentlichen, Betriebsamen, die sich mit Lärm und Wichtigkeit blähten und — Mäuse gebaren. Contemplatio!

Gern kam er in diesen Zeitläuften auch auf gewisse Skeptiker und überlegene Verneiner des Lebens, seines Lärms und Hungers zu sprechen. Zögernd, ernst-vertraulich. Er sprach mitunter mit Reezschen Wendungen. Es waren so ziemlich die gleichen Geister, die er zitierte und die dem kranken Mann am Schöneberger Ufer die schweren Stunden weggetragen hatten. Eine Weile bevorzugte er dabei den trostreichen und aparten Neubuddhismus. Er hatte, durch Reez und andere angeregt, einiges gelesen, darin geblättert. Es bereitete ihm selbst eine Art Beruhigung, schuf aber auch eine gute Wirkung auf die andern. Er hatte freilich die blätternde Beschäftigung mit jenen Büchern immer bald wieder aufgegeben.

Da lauschte Gitta überrascht und betrachtete den Mann. Was war das? Eine Krise? Eine Abkehr? Er selbst gab das nicht zu. Es war natürlich unmöglich, daß er sein früheres Leben einfach ableugnete, es glatt ins Unrecht setzte.

Nein — derlei hätte immer in ihm gelegen, als dunkler Untergrund. Man zeigte das nur nicht oder bloß lächelnd und seiner selbst spottend. Es gäbe da Wellenbewegungen, bis ein letzter Ausgleich stattgefunden habe. Durch Leistung — wissenschaftliche oder sonstige — je nach dem Menschen und seiner Anlage. Leistung. Die Tat belaste, stetige, harmonisiere das Leben.

Gitta stichelte dann an ihrer Arbeit oder legte ihr Buch weg. Er schien durch allerlei Erfahrungen enttäuscht und geärgert zu sein, Denn er war bei allem Stolz äußerst empfindlich. Gewisse Angriffe hatten ihn getroffen und verpflichtet. Er war auch karger und kälter in seinen Zärtlichkeiten geworden, als läge eine ernsthafte Bedrückung auf ihm.

Man hatte in Kollegenkreisen über den gewaltsamen Professortitel gelächelt. Auch über die Ausstellung, vorher und nachher: aha — deshalb diese Betriebsamkeit! Streberlein! Es war immer dasselbe. Es war immer bloß die Leiter der Eitelkeiten! Und mancher fiel auch wirklich die Leiter hinauf. Titel gehörten jetzt zu den Massenartikeln, was wurde nicht alles Professor? Schauspieler, Lyriker, humoristische Vortragsmeister! Schon aus diesem Grunde forderte die nicht gerade übliche ministerielle ‚Charakterisierung' Eckerleins im engeren Berufskreis eine Kritik der Leistung heraus. Denn auch in der ärztlichen Kollegenschaft gab es Lästermäuler.

Wie stand es damit? Hatte man etwas gearbeitet? Nichts. Ein paar Feuilletons über Reez. Lächerlich. Man besaß eine Klinik, einen gewissen Ruf als Arzt. Blendung Den besaßen andere auch, Hunderte, Tausende, bloß vielleicht noch besser begründet, aber weniger schallend. Er war eben reich. Er hatte dazu den vortrefflichen Willi Geis und andere Herren an seiner Seite. Er nahm eine weithin sichtbare gesellschaftliche Stellung ein, war Meineckes Neffe — aber war das Leistung? He? Leistung? Leistung?!

Nein, Eckerlein konnte im besonderen da-

mit nicht aufwarten. Auch im Luisenhaus hatten sie natürlich gelächelt.

Geis zum Beispiel hatte dem Kollegen zu seiner neuen Würde mit zierlicher Eloquenz gratuliert. Geis war nicht schlimm. Er war als Mensch ein Kind, durch Nähe, Kollegenschaft und eigne Gutmütigkeit zu beeinflussen und zu gewinnen, und seine eigene Person oder Arbeit galt ihm als die Hauptsache im Leben.

Man würde sich beruhigen müssen! Allein sein eigener nimmersatter, ewig auf Neues erpichter Ehrgeiz stach und stachelte. Nun erst recht. Dazu gesellte sich vielleicht versteckt der listige Wunsch nach einer stärkeren Ablenkung, nach einem schützenden neuen Reiz. Er arbeitete. Wenigstens versuchte er's. Er gedachte eine Zeitlang, es zu erzwingen. Warum sollte man des Lebens Kränze nicht auch auf diesem Weg erringen?

So brannte seine Lampe und dampfte seine Zigarre. Er las, er machte Notizen. Stellte fein säuberlich ein Problem auf. Es sollte erst einmal eine Studie übersichtlichen Umfangs sein. Größere Arbeiten, ein Hauptwerk ergaben sich später von selbst. An Ideen war kein Mangel.

Er las und forschte weiter. Aber da begann allmählich auch über dieser kleinen Arbeit der Berg zu wachsen, langsam breiter und höher; Zettel, Notizen, Literaturnachweise häuften sich an, man mußte streng und mühsam abgrenzen, auch das erforderte peinliche Arbeit und Eindringung, Rückfragen wurden nötig, neue Studien, Lücken klafften, unlustige Pausen schoben sich ein. Und dann kam es mitunter, daß die Ermüdung sich einstellte oder auch eine Angst und jedenfalls gelegentlich oder häufig die Ablenkung. Man ging zu Gitta hinüber, die gerade etwas Gutes spielte; man plauderte oder griff zu einem leichteren Buch oder zu den Philosophen, die den gierigen Lebenswillen bestritten.

Es war nicht leicht! Man war die still schürfende Arbeit Schritt vor Schritt nicht mehr gewöhnt. Und was das Schlimmste war, man konnte sich oft nur schwer, mitunter gar nicht konzentrieren. Die Gedanken tropften, verflatterten, waren voll Unlust und heimlicher Unrast. Man wurde offenbar zu sehr abgelenkt und ermüdet von der Praxis; er war jedenfalls geneigt, diesem Vielerlei die Schuld zu geben.

Es war auch der Anfang! Oder man war zu subtil, ging zu scharf auf Besonderheit und bestechendes Neuland aus. Man müßte sich auf schlichtere Sachlichkeit einstellen und beschränken. Man verwarf die Idee. Man griff zu einer anderen, und stockte auch hier bald wieder. Wie Staub und Schweiß legte sich die Zeit auf Papiere und Entwürfe, und das vermehrte die Unlust noch mehr.

Er ging ins Theater, machte einige Gesellschaften mit, lud sich selbst einmal Gäste ein. Allein auch das half nicht weiter.

Danach aber ergab es sich von selbst, daß er mit neugewonnener Gelassenheit in Reezens Papieren blätterte. Das erfrischte und befeuerte stets. Er hatte schon mancherlei daraus benutzt, auch mitgeteilt. — Nicht alles. —

Es war ein Hin und Her. Er nippte dazu an seinem Saarwein und legte die Stirn nachdenklich gereizt oder feindlich hochmütig in Falten.

Ganz am Anfang hatte er sich einmal gut gelaunt, infolge einer zufälligen Anregung, experimentell an einen bazillenfeindlichen Serumversuch gewagt. Es hatte ihn eine Weile gefesselt, auch deshalb, weil ihm die ganze Praxis fremd und neu war. Es war ein besonderer Arbeitsraum nötig gewesen, zu dem er das kleine überflüssige Empfangszimmer neben seinem Arbeitszimmer eingerichtet hatte, schon das hatte Zeit und Mühe in Anspruch genommen, die Anschaffung von vielerlei teuren Apparaten, Öfen, die ganze Anordnung, Kollege Geis war ihm wieder mit Ratschlägen zur Hand gegangen. Es waren spannungsvolle Tage gewesen. Danach war eigentlich nicht übermäßig viel aus der Sache geworden, wovon man aber kein Wesen machte. Es gab jederzeit Gelegenheiten, die eine Benutzung dieses Probierraums wieder wünschenswert erscheinen lassen konnten.

So war das neue Jahr gekommen. Man reiste ein wenig in den Harz dem Winter nach und kam sehr erholt, aber ernst und mit jener leidvollen Skeptikerfalte über der linken Braue wieder heim. Da lagen die Blätter, Hefte, Zettel, Bücher. Sie gähnten ihn an.

Und eines Abends sah Hans Martin Eckerlein schneidend klar, überrascht und fast ein bißchen erschrocken, als geschähe es zum erstenmal, zugleich aber auch aufatmend und hart entschlossen alles wegschiebend —: wie wenig er aus sich selbst heraus vermöchte, wie wenig aus sich heraus er jederzeit geleistet habe, immer von Menschen und Dingen abhängig. Und das schien mit den Jahren noch gewachsen. Er war, wenn er scharf und schwindelfrei hinsah, auch in der Praxis nicht viel weiter gekommen. Bloß in der Routine, in der üblichen äußeren Technik. Ja, es war fast so, als läge seine frischeste, beste und möglichste Zeit schon weit zurück, ganz am Anfang und in den ersten Anläufen. Als wäre unmerklich eine Ermüdung und Entspannung auf ihn niedergesunken — sein Leben mit seinem Streben immer flacher geworden, er-

schlafft, ermüdet, in seiner Aufschwungskraft schon erschöpft und in seiner Tiefe verschüttet.

Sein Blut wurde kühl, als er es dachte und visionär erfaßte.

Die Zeit, die Luft stand still. Alle Gegenstände waren sichtbarer, hatten schärfere, nüchternere Umrisse. Dabei war ihm leicht, zum Lachen zumute, obwohl sein Gesicht blaß und leer war. Er war von Wahrheit und Selbsterkenntnis wie von einem schamlosen Zynismus erfüllt, gepeinigt und entzückt. Das tat ihm wohl. Das wärmte ihn schließlich. Es war ein Höhepunkt. Ein letztes Reifwerden. Rückhaltloser, bewußter Verzicht, fast Kraft — fast Glück.

Er erhob sich erleichtert. Was hatte er damit gewonnen? Nichts.

Dennoch war etwas Neues da. Ein wohliges, leise schielendes Selbstgefühl, ein neuer Tatwille. Man war gewissermaßen ins reine gekommen mit sich, vielleicht nun für alle Zeit. Hatte einen letzten Übergang, Rückfall, ein letztes Schwanken verwunden. Es war zu fein, um es zu denken. Man besaß bloß die Gewißheit. Er war wie befreit.

Er zündete sich eine frische, starke Zigarre an und klingelte nach einer Flasche alten Portwein. Es verlangte ihn nach dieser prächtigen Blut- und Herzstärkung. Sollte er ein bißchen zu Gitta hinüberspazieren? Man könnte — ja, man könnte aus dem Stegreif noch einen letzten Akt Oper — einen letzten Satz Symphonie hören. Er sah nach der Uhr. Noch nicht neun. Man ging so wie man war und stand — es war ja alles Wurscht. Farcimentum! Nitschewo. Piepe.

Nein. Die Stunde und Stimmung waren zu hell und schwebend, als bärgen sie noch Hintergründe voll eines wachsenden Behagens. Man sollte, durfte hier nicht stören, nicht die täppische Welt hineinlärmen lassen!

Etwas war plötzlich da. Plötzlich? Phönix aus der Asche? Neugeburt? Er reckte sich. Lachte. Er trat wieder an den Schreibtisch und zog, während er Platz nahm, ein unscheinbares graues Mäppchen mit schwarzen, abgestoßenen Kaliko-Ecken aus einem geheimen Seitenfach.

Wie wohl ihm die leichte, in jedem Schnörkel sichere, ungezwungen eigensinnige Schrift tat, wie sicher sie ihn jedesmal machte! Sogar jetzt. Er ließ die Blätter fast zärtlich durch die Hand gleiten.

Blätter, Zettel. Etwa zweieinhalb Dutzend an der Zahl, zum Teil nur halb bekritzelt oder fortlaufend dicht beschrieben. Sprühendes, nicht selten auf Nebengebieten gewachsen, verschwenderisch hingestreut, oft in schlagender, elegantester Form. Auf einigen Blättern am Rand, kreuz und quer, war ein griechisches Dichter- oder Philosophenzitat oder ein allereigenster Sarkasmus, geschliffen wie ein Dolch, notiert. Man hatte, wie Willi Geis einmal erzählte, auch in den Nachlässen des großen Mathematikers Gauß Ähnliches zwischen seinen lässigen, lange verkannten, kostbaren Einfällen gefunden: sogar Exzerpte aus Jean Paul! Hier Mörike ... Auf einem ganz bestimmten Blatt, zu dem noch vier, fünf andere gehörten, stand das köstlich wehvolle: ‚Denk' es, o Seele! ...‘

Die Tinte war blasser, als wäre sie abgelöscht worden. Achim Reez hatte die Verse vermutlich später einmal darauf geschrieben. Und unter dem Ganzen stand ein Datum aus der Zeit kurz vor seinem Tod. Links am Rand aber dieses schwierigen, kühn ausgesponnenen Problems, besonders neben gewissen blitzenden Formeln, waren, offenbar in allerletzter Zeit, mit Bleistift einige Hinweise auf neueste Veröffentlichungen vermerkt. Diese Notizen stammten von Eckerleins Hand.

Er nahm die Blätter langsam heraus und legte sie ebenso behutsam in einen weißen leeren Aktendeckel, worauf der Vermerk ‚Klinik‘ stand und worin er sonst belangreichere Aufzeichnungen für die eigene Praxis sammelte, und schob das Ganze in das Mittelfach zu seinen eigenen Aufzeichnungen, Entwürfen, Manuskriptfragmenten, ganz obenauf. Dann schloß er ab.

Er ging rasch hinüber. Der Zigarrenrauch schlug fast stürmisch hinter ihm zusammen. „Gittakind — wollen wir, kurzab, noch ein bißchen davon gehen? Mein Kopf brummt. Ich brauche mal wieder Menschenluft, Lärm, Musik, Leinewand. Oder bloß Kaiserhof? Adlon? He?“

„Ich schreibe eben an Meineckes. Ich müßte mich auch umziehen. Wie kommst du darauf?“

Er spazierte gut gelaunt umher. Immer noch tatenlustig, innerlichst belebt. „Willst du nicht, Kleine?“ Er hob ihr Kinn hoch.

Sie schüttelte den Kopf.

„Du wirst mir zu schneckenhaft! Wir müssen es auch wiedermal andersrum versuchen ... Na — na. Es eilt nicht. Später. Ich habe selbst noch einiges vor. Beträchtliches. — — Ich werde mir sogar — ja, das kleine Laboratorium nebenan etwas umbauen lassen müssen ...“

„Umbauen?“

„Möglich — möglich, Gittakind. Ich habe da möglicherweise einiges zu experimentieren. Ich müßte mir dazu noch einige Apparate aufstellen lassen und was sonst dazu gehört. Wir werden sehen, muß noch überlegt wer-



Kinderfest
Gemälde von Hans Nadler

den. In der Klinik gluckt Geis herum. Er soll es auch vorläufig nicht wissen — hörst du? Keiner. Schluß. Du hast doch nichts dagegen?"

„Gegen was?"

„Ich meine das mit dem Kämmerlein."

„Bewahre."

„— Dauert der Brief noch lange? Grüße von mir. Auch Lenore. Ich bin ihr selbst einen länglichen Brief schuldig. Vielleicht komme ich einmal dazu. Inzwischen: ‚Küß' die Hand'."

„Noch eine Seite."

„Schön. Ich spaziere hier. Oder stört es dich?"

„Nein. Du darfst mich sogar ab und an mal streicheln."

„Kleine Katze." Er tat es.

Und plötzlich dachte er rasch und abenteuerlich: daß er durch größere Leistung und Erfolg auch größere Rechte und Freiheiten fürs Leben gewönne, den Nimbus des Außerordentlichen, dem viel und alles gestattet, jedenfalls leichter verziehen würde, als dem braven Arbeitsbürger, auch rückwirkend auf bereits Geschehenes. Niemand konnte wissen, ob nicht doch einmal ein Schimmerchen davon ruchbar würde ... Verrückt? Nein.

„— Also nicht fort? Aber dann wollen wir wenigstens hier Lärm machen — Musike! Kannst du überhaupt noch geigen?"

„Schlecht."

„Wir wollen's versuchen. Und dann mit vier Händen."

Er streichelte sie nochmal. Und sie hob ihm den roten weichen Mund entgegen.

⁂ ⁂ ⁂

In dem Sprechzimmer Professor Eckerleins im Luisenhaus stand einige Wochen später ein kleiner Herr mit herabhängenden rotseidenen Hosenträgern und entblößtem Oberkörper, dessen Bauch bemerkenswert war, ein Bäuchlein. Professor Eckerlein saß stumm vor dem Inkulpaten auf einem schlichten Rohrstuhl neben dem Diwan und gab sich stumm der Betrachtung hin. Eckerlein war sehr viel größer als der zierliche Herr mit dem Bauch, drum hatte er Platz genommen. Er streckte die gepflegte Hand aus und gab dem verlegen, unsicher, in dieser Situation völlig unscheinbar aussehenden Herrn schweigend eine Linksdrehung und verfiel wieder in Anschauung. Die rotseidenen Hosenträger baumelten, und der Herr sah mißtrauisch starr und beklommen drein. Dann erhob sich der Arzt mit einem Seufzer des Entschlusses, steckte sich an einem Glastisch eine Hülse an den Mittelfinger, legte einen dünnen Schlauch zum Abhören der Herztöne zur Hand und fing an, den Leib energisch zu beklopfen, nahm dazwischen zerstreut einen schlanken Blaustift in den Mund und begann schließlich zwischen Brust und Bauch eine blaue Zeichnung.

„Mein Gott, was machen Sie da?"

„Nichts Besonderes, Herr Landrichter. Ich will nur — hm — hm —." Klopf — klopf. Der Stift lag wieder quer im Munde.

„Ihr Zwerchfell sitzt hier oben. Haben Sie niemals Schmerzen, Beschwerden an der Leber gehabt?"

„Nein."

Der Professor schüttelte langsam den Kopf, klopfte und setzte den Hörschlauch an. Hier und dort.

„Wollen Sie sich bitte hier hinlegen? Ganz bequem und gerade. So. — Viele kleine Mahlzeiten, wie? Und manchmal etwas rasch, gewissermaßen schlingend ...?"

Der Herr, der wieder nach den Rotseidnen angelte, zog empfindlich die Brauen zusammen. „Meine Zeit ist knapp."

„Dacht' ich mir. Wir wollen noch ein wenig den Blutdruck messen. Den Goldfinger bitte — er ist der interessanteste. Hm. — Bitte, die andere Hand ... Keine Spur. Sogar Unterdruck ... Die Gefäßwände sind kinderweich."

Der halbnackte Herr strahlte. Er war glücklich. Er wurde zusehends lebendig, sprach stärker, gleich zu gleich. Kinderweich!

„Wollen Sie bitte einen Augenblick — mein Kollege Geis, den Sie ja gut kennen, wird gleich kommen. Er möchte auch mal horchen."

„In der Tat, Herr Professor. Sie wissen, das Herz ..."

„Natürlich."

Professor Geis pochte im selben Augenblick an. Es kam Leben, Bewegung ins Zimmer. Der goldne Kneifer zitterte, der Blick blitzte scharf von der Seite. „Guten Tag, guten Tag, mein verehrter Herr Landrichter." Dann schob er mit abgespreiztem Finger die eine Hand in die Westentasche.

„Ich war beschäftigt, lieber Kollege. — Ich habe mich wieder in die Angelegenheit vertieft — sie hat mich in der Tat unablässig beschäftigt — ich muß sagen — ich muß allerdings sagen — —"

Er sah den Kollegen scharf und bedeutend an und war gegen den Herrn mit dem nackten Bäuchlein völlig zerstreut. Dann räusperte er sich, trat ernst, beinah drohend auf den gänzlich kleinlauten und nebensächlichen Herrn in der Hose zu und betrachtete Eckerleins blaue Zeichnung. Dann zwickte er ein paarmal rasch. Fragte kurz mit scharfem, singendem Ton. — Eckerlein stand ernst daneben.

„Sie sind zu fett, verehrter Härr Landrichter."

„Ja!" sagte der fröhlich.

„Bitte ziehen Sie sich an. Der Kollege wird Ihnen die Kur vorgeschrieben haben..."

Die beiden Ärzte sprachen leichthin und augurenhaft miteinander, während der Patient sich mit seinen Rotseidnen beschäftigte und sichtlich an Haltung und Würde gewann. Man scherzte. Draußen, hinter dem offenen Fenster, an dem die Gardinen wehten, pfiffen die Spatzen und in der Ferne rauschte die Stadt.

„Herr Kollege, kann ich Sie dann sprechen?"

„Gewiß. Ich stehe sogleich zur Verfügung." Geis gab ihm stark, eigentümlich bewegt, die Hand.

„Empfehle mich, Herr Landrichter." Er machte abermals eine zierliche, knappe Verbeugung, die Hand an der dünnen Uhrkette und ging mit dumpfem Hackenschlag über den Teppich hinaus.

Nun war es wieder stiller, gemütlicher. Man hätte sich am liebsten eine Zigarre angesteckt. Dieser Professor Eckerlein ... Ein gediegener Mann, vornehm, schlicht, undurchdringlich — wenn schon! Geis machte mehr Lärm und gab sich wichtiger. Beide vorzüglich. Und Meinecke war sein Onkel! Eins-A. Haha — also bloß 'n bisken Fett. Er hatte sich schon als Leiche erster Güte gesehen ... Stramme Kur. Ein wenig Mosel. Fatal, Fatal!

Der Arzt erhob sich verbindlich. „Auf Wiedersehen." Er gab dem Herrn einen Schritt zur Tür hin das Geleit. Er war entlassen.

Professor Eckerlein nahm eine Zigarette aus der goldenen Dose und ging rauchend in dem großen eleganten Zimmer, in dem ein trübseliges Bild von Matisse (angeblich!) und ein unkenntliches von Gaugin (vom Meister selbst mit dem Spachtel durchgestrichen!) hing. Auf dem Schreibtisch standen Photographien. Gitta mit dem Jungen. Meinecke allein. Auch Lenore. Ein wundervolles, dunkelgetöntes Bild. Hans Martin ging ruhig, genießerisch; er tat tiefe Züge aus der Zigarette. Die Luft roch süß. Dann setzte er sich an das Journal und machte seine Eintragung.

Dann sah er nach der Uhr und blieb mitten im Zimmer, seltsam starr und erwartungsvoll, stehen ...

Sieh, sieh, mein lieber Geis! Es war vorauszusehen. Er würde bald wieder hier hereintanzen. Das war Hans Martin in einem Unterbewußtsein lieber, als wenn er selbst zu ihm hätte hinübergehen müssen.

Die beiden Herren waren vor ein paar Tagen ein Stück am Ufer entlang geschritten. Sie waren beide zur selben Zeit fertig gewesen und hatten noch einiges zu besprechen gehabt. Zuletzt aber hatte Kollege Eckerlein bloß noch zerstreut zugehört, so daß es Herrn Geis nicht hatte entgehen können. Er ließ die dicke goldne Uhrkapsel springen, denn er war nicht unempfindlich gegen Unaufmerksamkeit.

Da war Eckerlein mit einem Lächeln stehen geblieben, hatte zu Boden geblickt und mit dem Goldkrückenstock ein paar mystische Striche in den Erdboden gezeichnet. „Verzeihen Sie, lieber Kollege. Es geht mir da etwas durch den Kopf, das mich schon seit einiger Zeit ernstlich beschäftigt. Seit — seit, hm —"

Geis stand vor ihm und sah gespannt zu ihm auf.

Eckerlein zeichnete noch mehr geheimnisvolle Striche, grüblerisch und lässig. Dann blickte er dem Kollegen in die Augen. „Ich wünschte eigentlich gleich am Anfang Sie ins Vertrauen zu ziehen ... um es so zu nennen ... zu Ihnen davon zu sprechen. Aber es stellte sich zugleich eine begreifliche Scheu und Hemmung ein: war es überhaupt schon spruchreif? ... Durfte man es aus der Hand geben, ohne es vielleicht selbst bis in jeden möglichen Fehlerwinkel überdacht zu haben?"

„Nun, nun," sagte Geis ermunternd.

„Auch kollegiales und freundschaftliches Vertrauen hilft darüber nicht hin," meinte er lächelnd. „Kurz und gut —" und nun trug er ihm auf demselben Fleck nach einer Weile mit knappen Worten, als hätten es Tag und Zufall günstig gefügt, seine Gedanken über ein neues chemisches Verfahren vor. Mit drei, vier Sätzen unter Hinweis auf eine andere neuere Therapie, die aber versagt habe.

Geis hatte im ersten Augenlick recht ungläubig die Lippen gekräuselt. Aha — aha — schien er nicht unbelustigt zu denken. Immerhin ...! Bald danach aber war er ernster geworden. Und in seinem gesammelten Gesicht hatte es allmählich zu arbeiten begonnen. Straße, Fußgänger, Wagen hatten sich langsam selbst ausgelöscht. Er hörte schweigsam zu. Der große Kneifer zitterte über der spitzen Nase, die Augen gingen hin und her, so fleißig schienen sich die Fäden in dem kleinen Herrn zu verknüpfen.

Tja, tja, tja! ...! „Gestatten Sie eine Einwendung, bester Kollege ...!"

Und dann waren die Worte bedächtig, dann rascher und temperamentvoller von einem zum anderen gesprungen. Und endlich

kam die — ja — die erwartete, vorausempfundene Frage: wie er denn eigentlich gerade darauf gekommen wäre? Ein Einfall? Wie? Nun ja — intrikate Frage! Verzeihung, obschon es unzweifelhaft nahe läge, an ein systematisches Suchen und Forschen zu denken ... Nein, das gerade nicht ... nicht eigentlich, obschon man sich auch mit diesen Fragen, wie Geis ja wohl wisse, häufiger beschäftigte und die Literatur verfolgte. Es wären gerade in neuester Zeit wichtige Publikationen gemacht worden.

Eckerleins Stirn war gerötet. Er hatte schon vorhin, als er den Fall ganz unpersönlich vorgetragen, einen gewissen Namen dicht auf der Zunge gehabt; er hatte auch schon vorher erwogen, in welcher Form man ihn vielleicht mit der Angelegenheit verbinden könnte, die Entscheidung aber dann vorläufig mit einer nachdenklichen Geste aufgeschoben. Vielleicht durch den Hinweis auf eine Anregung. Übrigens, der Meister hätte sicherlich über diese Skrupel gespottet, er war niemals kleinlich gewesen. Man hatte vorläufig bloß zwanglos und sachlich darüber geplaudert, nichts weiter. Für die Sache selbst war es völlig belanglos. Hatte man nicht früher schon einmal dies und jenes fruchtbar gemacht und dabei in geschickt-taktvoller Form auf den Meister hingewiesen? Man würde sehen. Man würde bei nächster Gelegenheit darauf zurückkommen können. Die beiden Herren hatten inzwischen noch nicht wieder darüber gesprochen. Sich auch heute bloß flüchtig im Haus von weitem begrüßt.

Willi Geis stürmte im nächsten Augenblick herein. Die goldene Kneiferkette überm Ohr hüpfte. Er trug ein Aktenstück in weißem starken Deckel in der Hand. Eine Art Konvolut, das die einschlägige Literatur enthielt, die ihm der Kollege noch dieser Tage ins Haus geschickt hatte.

Er sah ihn wie vorhin an und legte das Aktenstück mit einem gewissen Nachdruck auf den Schreibtisch, warf es hin, daß es klatschte, klappte es auf, hob, davorstehend, die gespreizten Hände bei angedrückten Ellbogen hoch und schob sie dann fix unter das Röckchen. „Sagen Sie, Herr Kollege — sagen Sie, lieber Kollege Eckerlein — ich bin nun völlig im Bild. Ich danke Ihnen aufrichtig. Ich glaubte de facto am Anfang neulich, es wäre belangloser ... verzeihen Sie. Man wird skeptisch in diesen Zeitläuften. Und Ihre liebenswürdige Art kleidete es auch so ein. — Ich beschäftigte mich noch gestern abend wieder bis in die sinkende Nacht damit —" er tippte auf das Konvolut, „ich värsank förmlich ...! Ich gestehe gern, lieber Kollege, mein anfängliches Stutzen war zugleich ein Lächeln. Ein Einfall, dacht' ich mir. Ein Versuch. Der Kollege wird sich ein wenig den Kopf zerbrochen haben, wie wir alle. Quadratur des Kreises, Perpetuum — verzeihen Sie. Es waren mehr unterbewußte Gedanken, rasche, vage, auch lästerliche. Man ist vielleicht sogar unwillkürlich sachlich-mißgünstig, und aus diesem delikaten Grunde heraus vorurteilsvoll und zweiflerisch ... Ja!" Er sprach rasch, elegant, aber er verlor über dieser psychologischen Finesse den Faden. Sein Gesicht war verlegen. Er sah den Kollegen, der etwas blaß und zurückhaltend wie immer dasaß, nicht an.

Geis nahm nun selbst Platz, stützte die Arme auf, las wieder, blätterte, grübelte und sprach dabei leise: „Es scheint, in der Tat, mehr zu sein."

Dann schob er alles von sich, behielt bloß ein paar handschriftliche Blätter zwischen den Fingern und lehnte sich zierlich und weich in Miene und Haltung in den Ledersessel zurück. „Sagen Sie, lieber Kollege," sprach er gedämpft und sehr ruhig und sah den anderen fest an: „Wir sprachen schon neulich davon, Sie haben sich allerdings vor einiger Zeit ein kleines Laboratorium zugelegt, aber doch meines Wissens zu anderen Zwecken. Befaßten Sie sich in aller Stille gerade mit — diesen Dingen?"

Auf Eckerleins Stirn schimmerte wieder die schwache Röte.

Hier gab sich nun wieder ein glücklicher Moment, den man zu einer gewissen Verständigung hätte benutzen können. Aber es wäre auch jetzt keineswegs ganz leicht gewesen, würde sich gerade jetzt nicht so zwanglos, wie es doch hätte sein müssen, ergeben haben, schon weil die erste ungeschickte oder läßliche Versäumnis wie etwas Lebendiges widerspenstig den Weg versperrte.

Er fühlte einen weichen, flatternden Herzschlag im Halse, und sein ganzer Körper war warm, wie eingehüllt von dieser sanften Wärme. „Man kann so sagen," sprach er kurz, fast mißlaunig, und es war ihm, als sänke er dabei in eine nüchterne, feste Wirklichkeit herab. Er hatte in der Tat einige Versuche angestellt ... „Rauchen wir," sagte Eckerlein gemütlich.

„In der Tat. Aber ganz leicht, hellblond. Danke, lieber Eckerlein." Es belebte ihn in einer neuen Art, so daß er die Beine behaglich kreuzte. „Ja ... Wir alle dachten vielleicht an so etwas ..." Geis blies eine spitze Wolke von sich. „Von irgendeinem Punkt aus ... hatten, wie Sie selbst neulich sagten, die ‚Möglichkeit einer Idee' im Auge. Es liegt zuzeiten so etwas in der Luft; immer wieder als Einfachheit, Simplizität schlechthin! Am ge-

scheitesten sind wir als Unbeteiligte. Ei des Kolumbus ...! Ja: uns alle erschreckte, ärgerte und quälte die organische Giftbildung bei jener bereits versuchten Behandlung im Körper. Sie wollen den Giftstoff künstlich gewinnen — was in Ihrem Sinne gelingen dürfte; Sie wollen ihn durch Bindung mit einem neuen Stoff entgiften, in die Blutbahn bringen und mit der anderen, modifizierten Therapie kombinieren ... Höchst einfach, in der Tat, es hing in der Luft, lag auf der Straße, freilich bloß für übergescheite Leute. Simplizissime. Allerdings, um dies gleich zu bemerken, wir haben erst die Formel, die klare Problemstellung und einige Vorarbeiten. Aber das ist doch schon sehr viel," sagte Herr Geis. Und nach einer Weile meinte er mit einer anmutig emporschnellenden Handbewegung: „Früher hätte man ohne Frage mit halbem Achselzucken darüber gelächelt, noch vor kurzem, tut es vielleicht noch heute, es gibt merkwürdig konservative Härren! Auch ich hatte einmal vielerlei an dieser Therapie auszusetzen..." In Eckerleins Gesicht zuckte keine Linie; es wurde nur klarer, fester. „Indessen," fuhr Herr Geis mit Strenge fort, „wir dürfen uns auch jetzt noch keinen allzu großen Erwartungen hingeben — derlei daran knüpfen. Es ist vorerst nur ein Weg, Etappe, noch weitab von jedem greifbaren, nutzbaren Ziel ... muß es vielleicht immer bleiben. Aber es ist doch auch, das möchte ich schon heute aussprechen dürfen und mit Ihnen glauben, wenn nicht alles trügt, ein erstaunlicher Schritt weiter. Man darf sagen, ein bedeutsamer Schritt. Wer kann es wissen und ermessen? Auch hier heißt es warten, zuwarten — und arbeiten. Eine Forschungsangelegenheit. Nichts anderes."

„Ja, arbeiten, lieber Geis. Es steckt noch in den Anfängen. Arbeiten!" sagte Eckerlein stark.

„Trotzdem. Ich beglückwünsche Sie vertraulich, lieber Kollege — freundschaftlich. Die ersten Hammerschläge sind immerhin getan. Das Problem, alles in allem genommen, steht. Ich beglückwünsche Sie. Sie haben lange gezögert, und ich habe es — offengestanden — mitunter für Sie gewünscht, daß Sie einmal etwas publizierten, aus der Reserve der Praxis heraustätten, auch mit Rücksicht auf gewisse Umstände — Sie verstehen mich. Bravissimo! — — Es waren glückliche Tage für mich, daß ich es sage. Gerade so aus der Stunde wird oft Wichtiges, wenn nicht gar Entscheidendes geboren."

Der Kollege Eckerlein saß immer noch unbewegt und gesammelt da, als wäre er mit alledem nun schon gut vertraut, so daß es seinen Tag nicht mehr sonderlich bewegte. Die Luft war blau vom Rauch. Hans Martin erhob sich langsam und öffnete auch das zweite Fenster. Der März draußen war sonnig und heiß. Freund Geis hatte leicht etwas Väterliches in seiner Art.

„Ich freue mich herzlich, lieber Geis. Ich rechne auf Ihr Vertrauen. Aber Sie müssen mir auch helfen. Es fehlt noch viel — alles. Ich habe in diesem Winter ein wenig in meiner Alchimistenküche gekocht. — Aber hier handelt es sich um eine sehr schwierige handwerksmäßige Technik."

„Ja — ja — ja."

„Die Ausführung erst ist die Probe aufs Exempel. Kurzum, ich habe mich bereits ein wenig um jenen Stoff gemüht. Die Natur seiner Entstehung im Organismus zeigte einwandfrei den Weg; auch für seine Entgiftung sehe ich eine Möglichkeit, ich gab einen Hinweis — eine vage Formel, wie Sie wissen. Indessen, meine Technik reicht nicht aus; ich brauche Hilfe. Sie selbst haben biochemisch viel gearbeitet. Vielleicht könnten wir zusammen oder mit einem jüngeren Spezialassistenten —"

„Nicht nötig."

„— die Sache anfassen. Doch hiervon später. Im übrigen haben Sie recht: das Hauptstück des Weges ist noch sehr fern ... wenn es überhaupt erreichbar ist."

„Je nun! — Selbst dies ist unsicher! Es kann auch gleich hinter der nächsten Tür beginnen," sagte Willi Geis mit einem listigen Lachen. — „Jedenfalls danke ich Ihnen, lieber Kollege Eckerlein, für Ihr Vertrauen. Ich gedenke Ihre Notizen und diese Veröffentlichungen da noch eine Weile zu bebrüten. Ich bin bereits stark okkupiert. Es blitzte mich schon aus dem ersten Nebel geistreich an. Aber ich möchte alles noch einmal in längerer Frist erwägen und auch für alle Folgen bedenken ... Jedenfalls, Dank für Ihr Vertrauen, Mann!"

Hans Martin schüttelte den Kopf, lächelte und sah weithin durchs Fenster. „Darin ist geringes Verdienst, lieber Geis. Klipp und klar: ich komme allein nicht weiter. Ich werde nervös, mühe mich vergebens. Ich werde auch — — ungeduldig. Ich bin kein Zellenmönch und Heiliger. Die Idee ist so klar und einfach, daß sie beinahe jeder greifen kann, so fürcht' ich. Vielleicht ist schon ein anderer — vielleicht sind schon zwei — vier — zehn am Werk. Es würde mich bitter kränken, wenn alles umsonst gewesen wäre, Freude, Arbeit — auch Entdeckerglück umsonst, nicht für die anderen, aber doch für mich."

Er hatte leise, einfach, wie unverstellt gesprochen, ohne dabei den Blick von der Ferne

jenseits des Fensters zu wenden. Ehrlich, menschlichst, wie man zu einem vertrauten Freund oder zu sich selbst spricht.

Geis stand auf, ging mit der Mappe unterm Arm zu ihm und legte ihm herzlich, nun wirklich väterlich die Hand auf die Schulter. Er mußte dabei beträchtlich hinauflangen.

„Selbstverständlich, Freund. — Auch mir liegt daran. Und jeder Tag ist sachlicher Gewinn. Ich darf die Literatur vorläufig behalten?" — „Gewiß."

„Ich gebe Ihnen bald Bescheid."

Eckerlein nickte ernst.

Ja, dachte er dabei, nun war man doch wieder nicht auf den guten Meister Reez zu sprechen gekommen. Geis hatte eine gewisse Art, über einen fortzureden.

⁂ ⁂ ⁂

Der Großbürger Meinecke war erst Ende Mai mit seiner Frau von der langen Reise zurückgekommen. Eckerleins hatten das hohe Paar zu beiderseitiger Rührung am Bahnhof begrüßt. Noch am selben Abend waren sie draußen in der Reichmeierallee zu Gast gewesen.

Der späte Abend war warm und hoch, und tausend ewige Sterne blinkten fern und spöttisch auf die nichtige Irdischkeit herab. Lenore sah verträumt in die blaue Nacht, nippte am Glase und schaute dann mit dunkeln Augen auf Hans Martin. Vor ihr schimmerte sein stolzes, in diesem Abendlicht blasses Männergesicht; seine schlanke, sehnige Hand führte langsam die glühende Zigarre zum Mund. Ein nachdenklicher, wenig redseliger Herr, der von bedeutender Arbeit und ebensolchen Plänen ermattet und gefestigt schien.

Es war genau so, als wiche Hans Martin der Frau aus. Er war ihr schon im ersten Augenblick des Wiedersehens förmlich gemessen, verändert, in einer Wolke des Entschlusses und der wertvollen Überlegenheit entgegengetreten und hatte ihren weichen, greifenden Händedruck nur kurz erwidert, als wollte er damit möglichst wortlos andeuten: das sind jetzt überwundene Dinge und Unbeträchtlichkeiten.

Sie hatte sich dann zerstreut von den anderen entfernt, um etwas in einem Nebenraum zu holen. Ihr Blick war, während sie aufstand, über sein Gesicht gestrichen. Aber er hatte das nicht verstanden.

Da hatte sie ihn gerufen. „Komm mal, Hans Martin. Ich will dir etwas zeigen. Ich habe dir etwas mitgebracht."

Er hatte folgen müssen. Seine Stirn war rot und sein Mund fest geschlossen. „Nun?"

Sie lächelte ein wenig wehmütig und nervös. „Weiter nichts?"

„Was noch, Lenore? — Wir wollten unbedingt vernünftig sein."

„Du bist es sehr, mein lieber Hans Martin. Du bist es vollkommen. Was in Wahrheit in dir vorgeht, das weiß man freilich nicht. Das wußte man früher — auch ganz früher nicht bei dir." Ihre Stimme sang.

„Und bei dir?"

„Bei mir? Eine Stunde spricht für tausend. Die Frau ist die Schwächere."

Er sah zu Boden. Die Frau war die Schwächere. „Wir müssen wohl zurück, Lenore," sagte er mahnend, sich um eine Schattierung im Ton vergreifend.

„Warum sollen wir uns nichts erzählen? Du warst immer ein wenig feige ..."

Er lächelte spöttisch.

„Dann hätten wir widerstehen müssen!" sagte sie.

Er nickte. „Ja, Lenore, das hätten wir."

„Du! Denn du besaßest alles, was du brauchst, und bist ein Mann."

‚Zynisch,' dachte er. „Ja, ich," sagte er.

„Höhnst du? Ich habe mich zuletzt gebangt. Ich habe telegraphiert: seid am Bahnhof. Ist das der Dank?"

Erinnerung wehte ihn wie lauer Wind an.

Was war mit ihr? Auch sie war verändert, und das war ihm, mehr noch als manches Frühere, unheimlich. Er wußte, daß sie da unten im grellen Süden zuletzt wochenlang launisch und apathisch gewesen war und an ihren Nerven gelitten hatte.

„Du bist müde, Hans Martin."

„Ja, ich habe viel gearbeitet. Ich stehe in einer großen Tat — mitten drin."

Sie wollte sagen: ‚Und das genügt dir? Das lenkt dich ab und erfüllt dich?' Aber sie sagte: „Gottlob! O, du —! Weißt du, daß ich die halben Nächte im Nachtkleid über schlafenden Gärten auf dem Balkon gesessen und an dich gedacht — dich manchmal mit allen Sinnen herbeigewünscht habe? Oft waren alle Menschen bloß Schatten um mich."

„Du solltest das nicht sagen, Lenore."

„Und wenn ich es will? Wir müssen uns noch einmal sprechen. Nicht bloß so im feigen Flug ..." sagte sie leise und wie lachend.

„Das ist sinnlos," sagte er gequält.

„Ja, ich bin es. Morgen — —"

„Unmöglich. Ich arbeite mit Geis in unserem Laboratorium. Wir sind einem Großen ganz nahe. Wir sitzen die halbe Nacht."

„Die halbe Nacht? Um fünf Uhr ... Nur sprechen —" Ihre Stimme sang und klang dunkler, als drohe es darin.

Er schüttelte hitzig den Kopf. „Still ... Gitta kommt."

Gitta sah frischer und reizender aus, Lenore bemerkte es. Sie trug frei und gleich-

mütig ihr Glück in den Händen. Dem Großbürger ging es wieder vortrefflich, aber er war für die, die ihn lange nicht gesehen hatten, noch um einige Striche älter geworden, und mitunter, besonders am Morgen, matt. Und als plötzlich das Wetter umschlug und Regen und Kälte kamen, das Thermometer tief hinab sank, da meldeten sich auch wieder Beklemmungen.

Hans Martin war stark in Anspruch genommen. Er und Geis hatten noch einen jüngeren Chemiker herangezogen, sie waren einer gewissen Lösung, die ja durch die ‚Eckerleinsche Formel' bereits vorgedacht war, auch praktisch nahe; es gab jederzeit Entdeckungen, die wie nach langer Dürre des Bodens emporschossen, als hätten sie seit Jahren darauf gewartet.

Er hatte auch Gitta davon erzählt. Aber er sprach nicht gern ausführlich darüber, war diesmal noch schweigsamer als sonst, lächelte bloß ernst und schien für nichts andres Sinn zu haben. Die Ironie seiner pessimistischen Zeit war verflogen. Er war überhaupt menschlicher als sonst, milder, gütiger, weiser.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Wochen gingen verweilend und eilend weiter, liefen bis in den späten Sommer hinein und brachten mancherlei neues Erlebnis zutage.

Es regnete. Der Wind fegte den Regen gleich Sturzseen durch die Straßen. Das Thermometer war auf 8 Grad gefallen. Alle Welt fror, schlotterte und schimpfte. Am Mittag war in aller Kälte aus dicken, grauschwarzen Wolken ein Gewitter niedergegangen. Mit Hagelregen, der Fensterscheiben und mürbe Schirmdächer durchschlagen hatte. Nun pfiff der Wind, riß Türen und Fenster zu, und der Regen peitschte die Gesichter.

Gegen fünf hielt eine Autodroschke an der Ecke der Jannowitzbrücke. Eine Dame in weitem, flauschigem Übergangsmantel stieg aus, kämpfte mit dem Schirm und zahlte. Es war die Großbürgerin. Sie bog rasch in die Alexanderstraße ein und ging nach dem kleinen Café hinüber, aus dem durch beschlagene und verregnete Scheiben Licht schimmerte. Die Luft war unverändert dick und fett, als wäre seither kein Fenster und keine Tür geöffnet worden. Im Hinterzimmer biß der Zigarrenrauch. Der betagte rostfleckige Kellner begrüßte sie mit einer verschwiegenen Verbeugung, als wäre sie erst gestern hier gewesen. Er nahm ihr den Schirm ab. ‚Mantel?' fragten seine kühlen Froschaugen.

Lenore knöpfte ihn auf und bestellte Kaffee.

Da drüben saß das Zeitungsekel mit Stummel und Zahnstocher, noch schäbiger, schmieriger als das erste Mal; selbst seine Augen schienen stärker zu schielen und sein Stahlkneifer an Verbogenheit zugenommen zu haben. Der Kaffee war gut und belebte für den Augenblick. Sie war seit jenem ersten Mal nicht wieder hier gewesen; es hatte sie vorhin ein feindseliges Verzagen und eine häßliche Öde angeweht, als sie beim Eintreten die Tische — leer fand. Das kleine Lokal schien noch trostloser.

Der Rostfleckige brachte eine Zeitschrift. Man sah unwillkürlich vor Beengung flüchtig zur schwarzgeräucherten Decke empor.

Sie hatte heute, gleich nachdem das Gewitter niedergegangen war, in der Klinik angerufen. Ihnen hier draußen ginge es gut; auch Gewitter und Hagel hätten nichts getan. Das Erichmännchen wäre sehr tapfer gewesen . . . Gitta und Erich waren seit kurzem Logiergäste im Grunewald. Und dann hatte sie gefragt, was die ‚große Sache' mache? . . .

Alles gut, vortrefflich. — Und dann hatte sie rasch gesprochen: „Ich habe heute in der Nähe des Spittelmarktes zu tun. Ich bin um fünf Uhr in der Alexanderstraße, um mich durch einen Schluck Kaffee zu stärken. Wiedersehen." Und ohne eine Antwort abwarten, hatte sie den Hörer niedergelegt.

Nun saß sie hier und wartete. Gereizt und widerwillig gespannt.

Gitta weilte seit gestern mit ihrem Jungen draußen. Erich war stark in Schuß gekommen und sollte sich tummeln. Der Großohm ging zuweilen mit ihm gemächlich am See spazieren. Sie schätzten einander, es ließ sich ein gediegenes Wort mit Erich sprechen. Die Großtante — nein, das wurde auch im Scherz nicht gesagt — Tante Lenore hatte Gitta selbst diesen Vorschlag gemacht. Hans Martin hatte unter Hinweis auf Klinik und Arbeit danken müssen; er würde dieses Alleinsein sogar gut nützen können. Lenore hatte ihm auch nicht zugeredet, so daß seine Befriedigung über diese Annäherung bald wieder ins Wanken geraten war und einem Mißtrauen, einer dunkeln Ahnung Platz gemacht hatte. Es gab auch für ihn noch Krisen. Er kannte, fürchtete und verachtete sie.

Die Minuten gingen schwer und klebten in der fetten, rauchdicken Luft. Die Klapptür pendelte und machte Wind — es war der betagte Kellner mit der rostfleckigen Pikeejacke, ein Pärchen, das sich den Regen abschüttelte. Vorn im Laden rief die Verkäuferin laut und affig ihre Bestellungen nach der Küche: ‚Ein Schoklad' — zwei Schoklad' — ein Pils' — schwapp, machte die Pendeltür und schnitt die Stimme ab.

Lenore sah nach der winzigen Uhr an ihrem Arm, sie verschmähte es, auf den

Regulator drüben über dem Sofa zu blicken, als wäre die Zeit dort noch gemeiner.

Die Klapptür schlug. Ihr Herz ward still und für eine Sekunde weich. Aber es war ein pudelnasser Gast.

Der Kaffee war kalt. Auf ihren schönen schmalen Wangen lag eine matte Röte, von ihrem warmen Mantel, ihrer lächerlichen, bösen Scham. Scham?

„Haben Sie ein Telephon?" Der betagte Kellner, der auf dünnen, plattsohligen Schuhen stolz wie Posa vorüberschritt, neigte verbindlich das Haupt. „Bitte, Gnädigste, durch die Türe links." Das Telephon hing offen auf einem schmalen Korridor.

Lenore ließ sich mit der Klinik verbinden. Nein. Herr Professor wäre vor einer Weile weggefahren. — Wohin? — Das hätte er nicht hinterlassen. — Danke.

Lenore war eine Sekunde lang mutlos. Dann nahm sie den Hörer wieder ab. Sie sprach mit dem Matthäikirchplatz. Nein. Herr Professor wären nicht da. Aber er habe sich Tee bestellt.

„Zu wann?" — „Halb sechs."

„Machen Sie auch für mich eine Tasse mit, Klara, und etwas Röstbrot. Ich komme vorbei."

„Ja, gnädige Frau." Das andere Mädchen wäre auf Urlaub, und sie selbst ginge heute aus, aber Franz — schön.

Lenores Hand, als sie den Hörer anhängte, war ungeschickt. Ihr Auge blickte ruhig, und ihr süßer, an den Winkeln sanft-höhnisch gesenkter Mund lächelte. Sie schritt zu ihrem Platz zurück, zahlte im Stehen, der Betagte öffnete ihr die Klapptür, dann stand sie wieder in Wind und Regen. Omnibusmammuts stöhnten, Straßenbahnen dröhnten und schrillten, Menschen stürmten mit wütenden Schirmen, und kleine Jungens pfiffen vergnügt unter dem Pladderregen hin. Lenore sah nach einem Wagen aus. Sie drängte fort. Sie ekelte die Straße, die ganze Gegend.

Alles war besetzt, beschlagen, eilig, voll dickfelliger Verachtung für jeden Wink.

Sie wurde erregt, dann lachte sie und schleppte Stolz und Kleid durch Schmutz und Regen. Sie ging blindlings nach der Stralauer Straße vor. Am Molkenmarkt kam endlich eine Droschke mit weißem Fähnchen über der Taxuhr.

Sie öffnete ein Fenster. Sie brauchte Kälte, Wind. Ein Schutzmann erwachte aus seiner gottähnlichen Starrheit und drohte mit nassem, funkelndem Gummikragen. Sie lag in ihrer Ecke, sah gemächlich hinaus. Die Straßen wurden besser, ihr vertrauter. Ah, da kam der Tiergarten. Dampfend, triefend vor Nässe, völlig menschenleer. Die Puppenallee geisterte hinter grauem Schleier, die weißen Theatermarkgrafen hatten heute keinen guten Tag. Der Roland wachte grimmig und blankgewaschen und vergoß noch mehr Wasser aus seinem Brunnenrohr. Ihr Herz schlug sanft. Sie freute sich auf das Zimmer. Bloß auf das Zimmer mit angenehmen Teppichen, Sesseln, mit Blumen, Tee, Trockenheit, Wärme und Stille. Sie war nur einige Male allein da oben gewesen, lange her, meist an Sonntagen. Gitta hatte damals an der See geweilt. Er selbst hatte ihr geöffnet, und sie war mit einer längst verjährten gleitenden Geste hineingeschlüpft ... Nun, heute würde der Diener sie gravitätisch einlassen. Hans Martin war ein schrecklich feines Männchen geworden.

Sie dachte an nichts mehr. Sie hatte das heute morgen schon gesehen und gewollt. Warum — nicht gleich? — Sie dachte an nichts. Da hielt der Wagen. Sie fuhr in dem warmen, breiten Fahrstuhl aus schimmerndem Polisanderholz hinauf.

⌘ ⌘ ⌘

Lenore legte ab und nahm am Teetisch im Wohnzimmer Platz. Blumen standen darauf, und der Brotröster war bereit. Alles, wie sie es gewünscht und im Geist gesehen hatte. Sie wartete. Ganz ruhig, ganz gleichmütig, ganz rücksichtslos, als würde alles durch Selbstverständlichkeit gebilligt. Sie war niemals kleinlich.

Sie hob die weißen Hände und drückte sie auf das dunkle Haar herab. Nach einer Weile stand sie wieder auf, roch an den Blumen und ging in Hans Martins Arbeitszimmer. Dort setzte sie sich an den Schreibtisch. Bilder standen da. Gitta, Erich — auch ihr Bild hatte einmal einen Platz hier gehabt. Es war verschwunden.

Sie senkte den Kopf. Es saß sich gut in dem weichen, hochlehnigen Lederstuhl.

Irgendwo waren Stimmen und Schritte.

Und dann stand Hans Martin hinter ihr in der Tür. Sie sah es in dem Glas eines Bildes, das seine Erscheinung spiegelte.

„Du kommst spät."

Er zögerte. Dann näherte er sich dem Schreibtisch und dem Stuhl, auf dem sie bequem saß. Sie sah sich nicht um. Aber sie sah ihn in dem Glase. Dann hob sie den Blick. Er war weit und ernst.

„Warum kamst du nicht?"

„Es war vollkommen unmöglich."

„Warum riefst du mich nicht noch einmal an?"

„Du warst schon fort."

„Woher wußtest du das?"

„Es lag nahe ..."

Sie reichte ihm zögernd die Hand.

Er atmete ihre Nähe, ihren Frauenduft, die Erinnerung in dieser Einsamkeit und Stille. Er sah den weißen Hals, den dunkelseidigen Flaum darauf.

„Warum fuhrst du nicht jetzt noch hin?"

„Ich konnte nicht annehmen, daß du noch da wärest. Ich erwartete hier eine Nachricht."

„Hier?" Sie sah ihn fest an.

Der statiöse Herr stand ein wenig wie ein Schuljunge da. Er hatte in der Tat insgeheim geschwankt. Auch er war hungrig gewesen — nach langem Verzichten gewissermaßen. Dann war es bezwungen worden.

Es war — ja, es war auch gemein, aber vor allem: man spielte um seines Lebens Gewinn. Einmal sagte er sich jäh, denn es war schon über die Zeit: ‚Ich fahre hin!' Sein Herzschlag stockte und ging sofort lind weiter. Er begleitete Willi Geis freiwillig ins pathologische Institut, er fuhr ihn in seinem Wagen hin. Er litt ein bißchen in einem Untergrund unter dem Gedanken, daß sie vergeblich wartete; mochte sie. Mochte sie ihn höhnen. Und dann war es zu spät. Er hatte daheim angerufen: er käme zum Tee. Ob etwas gekommen wäre? Nein. Gottlob! Nun saß sie selbst hier. Das hatte er nicht erwartet. Als Franz es ihm draußen sagte, überlief es ihn matt. Er war mit etwas schwachen Knien hereingekommen.

„Du bist halb, Hans Martin, du bist ein Halber —" sagte sie, spielerisch drohend, und umgriff im Bann dieses lässigen Augenblicks seine Hand. „Du wolltest ein wenig — und dann war es zu spät. Glaubtest du, daß ich hier wäre?"

„Nein."

„Ich hätte Wilhelmstraße und Cavestri sagen sollen. Ich wagte es — deinetwegen nicht. Dann wärest du wohl doch gekommen! Oder gleich — hier!"

‚Zynisch, hysterisch,' dachte er wieder. Sie hielt seinen Blick groß fest; sie sprach leise, ganz vertraulich, das Weib zum Manne; ihr Blick ging in ihn hinab. Sie las in ihm. Sie durchschauerte ihn bis zum Willenspunkt hin und triumphierte.

Er selbst verbarg es klug. Die Erinnerung, hier zwischen den Wänden eingebannt, war wie ein Gift. Und nun die Gegenwart.

„Ich habe mich nach dir gesehnt —" sang sie wieder. „Sag' ein Wort!" sagte sie; sie schauspielerte ein wenig für sein Empfinden.

„Denk' an — die anderen. Man kann immer noch —"

„Glaubst du? Alles nichts? Und wir leben frischfröhlich weiter: ‚Guten Tag, liebe Lenore. Guten Tag, lieber Hans Martin?' Kennst du uns Frauen so schlecht? Wir sind Hörige. Du hättest es wissen müssen," sagte sie echt und schlau, und es klang gequält.

„Dir fehlt etwas."

„Ja! Ich schäme mich nicht!" Sie preßte seine Hand. Biß sie. Er drückte ihren Kopf unversehens, und weil sie es erwarten konnte, weil doch etwas geschehen mußte, ihr Haar an sich.

„Still ...!" sagte er sogleich.

Franz meldete, daß der Tee angerichtet sei.

Lenore erhob sich. Sie ging müde mit weichen Knien hinüber. Ihre fließenden Schultern hingen sanft. Ihr Kleid rauschte wie ein Windhauch im Laub. Es war der einzige Laut.

Franz rückte die Stühle zurück und prüfte noch einmal die elektrische Leitung zur Teemaschine und zum Röster. Das Wasser kochte. Lenore machte mit matten, langen Händen die Wirtin. Theater. Blumen quollen aus Vasen auf die Spitzendecke, in dem Wintergartenfenster wirrten sich starke, helle Farben. Sie saßen in dem gemütlichen Erker des großen Zimmers. Hans Martin auf der Bank.

„Ich hatte viele Besorgungen. Du fährst dann gleich mit hinaus zu uns, wie? Ich habe's deinem Jungen versprochen, dich mitzubringen, Hans Martin."

„Es wird leider nicht gehen! Kollege Geis, weißt du ..."

Franz war verschwunden. Lenore sah Hans Martin an. „Stark oder schwach?"

„Mittel."

Sie ließ Hände und Arme sinken. Nur ihr Blick sprach zu ihm, und um ihren Mund stand ein Leid.

„Hans Martin." Sie zitterte. Es schien völlig echt. Sie stützte das Gesicht auf die Hand und den Arm auf den Tisch, sich zu ihm hinneigend. Ihr nackter Ellbogen berührte seine Hand.

„Komm. Vernünftig sein, Lenore. Trink Tee," sagte er brüderlich, väterlich. „Auch meine Nerven brauchen es. Es war auch sonst ein harter Tag. Nimmst du Zitrone?"

„Danke."

Sie trank. Sie nahm eine von den Röstschnitten, zerbrach sie, aber sie aß nichts davon. „Soll ich dir etwas zurechtmachen?"

Er sah ihren Händen zu. Er fürchtete diese Hände und alles, was sie berührten und ihm boten.

Da drüben war die Tür zu Gittas Zimmer. Sie war geschlossen. Lenore sah hin. Hans Martin folgte dem Blick. Und da wurde die Luft noch schwüler ringsum. Auch in ihm. Beider Blicke wurden wissender und das Schuldgefühl zum sinnlichen Stachel. Man



Pauker. Gemälde von Prof. Friedrich Fehr. (Kunstausstellung Berlin 1919)

war in seiner Welt, war auf einer Insel, auf seiner Insel und war dadurch wie rechtens zusammengebunden. Es war schon einmal so gewesen — an fernen Sonntagen; kein Mensch im Haus. Auch diese Erinnerung verlieh ein Recht oder Zwang oder Zusammenhang.

„Rauchst du, Lenore?“

„Komm in dein Zimmer. Nicht hier. Ich will bei dir sein!“

Er zögerte, aber sie schritt schon voran. Wieder das Rauschen wie Wind im Laub. Er schob drüben die Doppeltüren vor seinem Arbeitszimmer zu. Drin nahm er Zigaretten aus dem Schrank und bot sie Lenore. Sie nahm. Dann hielt sie, vor ihm stehend, seine Hand und sah ihn fest an. Sie neigte das Haupt, daß ihr Haar seine Wange streifte, rieb leicht die Wange an seiner Haut. Und sie umschlang herrisch seinen Hals und küßte ihn.

„Gib mir Feuer,“ sagte sie ruhig.

Sie nahm, den einen Arm auflegend, auf dem Diwan Platz. Hans Martin saß nicht weitab in seinem Schreibstuhl. Sie rauchte und sah umher. Sie kuschelte sich förmlich in ihren Sitz, in diese ganze Umgebung und Atmosphäre. „Wenn man alle Tage — so ohne weiteres hier sitzen dürfte . . .!“

Er lächelte weise. „Dann dürfte es kaum diesen Reiz haben.“

Sie kniff die Augen vor dem Rauch zusammen und sah ihn an. „Wie?“

„Bei euch draußen ist es ebenso schön. Schöner.“

Sie änderte den Blick nicht, aber sie schwieg. —

„Wie weit bist du mit deinem ‚Mittel‘?“

„Sehr weit.“

„Macht ihr schon Versuche an euern Tierchen?“

„Ja. — Es ging alles vortrefflich. Es war alles wie ein Fund und Reifwerden.“

Er sprach fast behaglich.

Aber das paßte ihr jetzt nicht. Lenore betrachtete ihn durch den dünnen Rauchschleier. Sie selbst liebte übrigens dieses Mittel. Sie glaubte daran mit einer schillernden Erwartung, als berge es eine Zauberkraft auch für — Gesunde.

„Und ihr versprecht euch — viel? — O ja!“

„Einiges!“

„Auch für die Dauer?“

„Das müssen die Erfahrungen erweisen. Es ist ein Weg.“

„Ich freue mich, Hans Martin! Ich freue mich für — dich! Weiß Gitta —“

„Soviel wie du.“

„Soviel wie ich?“

„Sie begreift, daß so etwas auch Stille braucht.“

„Ich bin unbescheidener. — Wird es dir Ruhm bringen? Ganz großen Ruhm, Hans Martin —?“ Ihre Augen leuchteten.

Er hob die Achsel und sah vor sich nieder. Er lächelte abermals. „Auch das weiß niemand. Es gibt allenthalben Fallstricke, auch Neider und Verkleinerer.“

„Aber du hoffst?“

„Ist das so wichtig?“

„Ja! Warum tust du es denn? Jeder liebt bloß sich! Und ich kenne jemand, der einmal rasend ehrgeizig war.“

„Möglich, Lenore. Wer kann das wissen? Es ist übrigens oft so: wenn man nahe vor einem Ziel steht, ist man gleichgültig oder stumpf oder müde.“

„Nicht immer, Hans Martin! Man glüht nur nach innen!“

„Ich bin eher mürbe.“

„Mürbe?“

„Nenn’ es blasiert. Ich weiß es selbst nicht. Man spürt allmählich einen Hauch der Vanitas. Nichtigkeit, Lenore. In — allem —“

Sie hob die Braue. „Du bist verwöhnt. Hast alles und zuviel.“ ‚Hattest alles — —‘ sagte ihr Blick.

„Oder — man leistet zu wenig, im Bewußtsein seines geneigten Lebens.“

„Jetzt, da du vor einer Tat stehst?“

„Gerade jetzt. Sie war ein Fund.“

‚Spielst du Komödie?‘ schien ihre Miene zu fragen. „Du hast dich manchmal hinter Worten und Gesten verborgen.“

„Glaubst du das . . .? Jeder sucht bloß den Ausdruck seiner Haltung vor den Menschen. Man kann nicht nackt gehen. Wer ist ganz sicher ohne Haltung? Nein, Lenore! Ich fühle eine Hohlheit in mir. Und Schuld — — (‚O Gott‘, dachte nun sie empfindlich.) Aber vielleicht hast du recht; vielleicht ist es auch die Rückwirkung auf die Spannung und Erwartung.“

Sie betrachtete ihn wieder. Er hatte sich vorgeneigt und die Hände zwischen den Knien gefaltet.

Drüben im Zimmer schlug stark und abgrundtief, als sollte Hamlets Geist erscheinen, die hohe Kastenuhr. Halb sieben. Auf dem Platz draußen schlug es hell und kurz nach wie auf einer Richtstätte.

„Ernste Arbeit macht selbstkritisch, Lenore,“ sagte er schlicht und groß. „Was weiß und kann man im Grunde? — Vielleicht ist es auch jenes andere, nun du weißt es, Lenore, und — Sorge. —“

Es war in der Tat ein wenig seine Stimmung in dieser letzten Zeit. Er wußte auch, daß derlei echt klang und wirkte.

Lenore legte den Zigarettenrest weg.

Sie stand auf. Sie ging zum Schreib-

tisch, nahm eine geschliffene Flasche mit Kölnischem Wasser und benetzte Finger und Mund mit ihrem Taschentuch gegen den Tabaksgeruch.

Dann ging sie artig wieder zu ihrem Sitz. Sie hatte eben bei ihrer Hantierung dicht neben dem vorgeneigt sitzenden Mann gestanden und ihm Schulter, Arm und Hand mit ihrem warmen Körper in dem seidendünnen Gewand berührt.

Halb sieben. Sie hatte noch Zeit. Man war geborgen hier. Draußen strömte der Regen und heulte der Wind. Blätter wirbelten um die Kirche. Es war schon wie Herbst.

„Was quält dich?"

„Alles. Schwer. Schwer."

„Gittas wegen!"

„Auch Gittas wegen! Und deines Mannes wegen." Seine Stirne ward rot. Man sollte nicht so scharf daran denken oder gar davon reden. Man hatte's auch früher vermieden. Das Leben war lebendiger, gespaltener, abgründiger, als daß man es mit Worten fassen konnte.

„Ich verschenkte Jahre meiner Jugend; die schönsten, reichsten. Ich war dankbar," sagte Lenore leise und zeigte sich nackt und bloß. „Hier stimmt etwas bei den anderen und ihren Grundsätzen nicht." Sie hatten auch darüber schon gesprochen. „Jeder hat bloß ein Leben. Und manchmal denkt man, was jetzt zentnerschwer wiegt, gilt in zwanzig, dreißig Jahren — vielleicht ein Lächeln. Wir waren Menschen, sagt man dann. Wir sind es schon jetzt! Das Stärkste in uns ist das Stärkste."

„Weise — weise."

„Du hast Gitta — lieb? Ja, ja, sie verdient es. Sie ist lieb und gut. Aber ist das — sei ehrlich, Hans Martin — ist das genug für dich? Deine, nun laß mich sagen: deine empfindliche Art braucht mehr — braucht vielleicht viele? — Eine, in der alle sind. Willst du es leugnen? Du darfst antworten ... Ich bin nicht deine Frau! Aber ich traue mir zu, dich zu halten. — Ich! — Aber du scheust die schwindligen Wege und Konflikte. Nun ja. Du bist ein Mann, sonst liebte ich dich nicht. Aber kein Held."

„Nein, Lenore. Darin nicht." Er spürte bei aller Skepsis ein gelindes Grauen vor ihr und ihrem Pathos. Wo hinaus sollte das führen? Verdrängungshysterie ... diagnostizierte er feindlich.

„Wer kennt den anderen? Ich kenne dich und kenne dich nicht — wahrscheinlich, weil ich dich zu nahe sehe." Sie stützte den Arm höher auf die Lehne und legte das Kinn auf die gefalteten und gestreckten Finger. So sah sie dunkel und groß aus blassem Gesicht zu ihm hin. „Das Leben hat dich verwöhnt, Hans Martin. Das hält dich am festesten."

„Du irrst, Lenore."

„Ich irre mich nicht — geht es mir nicht ähnlich so? Man spottet des Reichtums. Aber wem er wurde, der kann ihn nicht mehr lassen."

„Darüber ließe sich einiges sagen."

„Wenig. Aber es lohnt beides nicht. Ich will es nicht erschöpfen. Habe ich mich dafür seit — langem auf diese Stunde gefreut?" Und dann plötzlich: „Weißt du übrigens, Hans Martin, daß ich eine sehr vermögende Frau geworden bin ... an und für mich sozusagen? Du weißt es nicht — nicht alles. Georg stiftete mir, weil es mich freute, zwischen Verlobung und Hochzeit, großmütig ein Kapital; für alle Fälle, wie er lächelnd sagte, als brauchte es einer Begründung und als sähe er sehr weit und vorurteilslos ins Leben hinaus. Ob er mehr damit meinte, als ich damals glaubte, weiß ich nicht. Vielleicht ist er großmütiger und weiser, als wir denken. Auch solche Leute können ihre dunklen oder hellsichtigen Regungen haben."

Hans Martin dachte: ‚Du wirst es geschickt gefingert haben — Dalila, und der verliebte Großbürger als Simson. Er war immer ein nobler Mann.'

„Ich gab einen Teil davon unserem guten Geheimrat Mohr zur Anlage; allmählich mehr. Es wuchs. Und ist letzthin wieder erheblich gewachsen. Ich bin nun recht vermögend — und werde vielleicht bald noch reicher sein — wirklich reich."

„Was soll das, Lenore?"

Sie schwieg. Dann sagte sie: „Ich wollte dir das bloß erzählen." Alles wie Sammet an ihr. Und doch wehte ein heimlicher Wirbel durch die eigene schwache Ironie zu ihm her, durch die er die Frau noch blasser schimmern sah.

Es wurde dunkel. Jetzt fiel wieder Hagel und peitschte die Scheiben.

„— — Hans Martin, komm zu mir."

Er regte sich nicht. Sie bog sich lautlos vor, daß er unwillkürlich wie unter einem magnetischen Zwang die Hand ausstreckte. Sie nahm sie und legte ihr Kinn darauf.

„Ich habe mich nach dir gebangt! Ich habe mich nach dir gesehnt! Ich habe hundert Menschen gesehen und gesprochen, Freunde und Bekannte. Sie galten mir nichts! Ist das nun der Dank? Nun bin ich seit vielen — vielen Wochen — Monaten hier. Bloß mal ein Raub dazwischen. Ich bin noch jung! Willst du mich verschmachten lassen? Soll ich mich wegwerfen? Es gibt genug, die vor mir knien!"

‚Wegwerfen, du? Unsinn!' dachte er. ‚So leicht wagt es keiner.'

„Warum du — immer bloß du — küsse mich.“ Sie zog ihn herüber.

„Es muß das letztemal sein, Lenore, daß wir uns sehen. Hörst du?“

„Dann hätten wir uns niemals küssen dürfen. Mich friert und schauert neben dem Alter.“ Sprach sie wahr?

„Was willst du von mir?“

„Nicht fragen! Vielleicht hilft ein Wunder weiter. Ach, Wunder. O, daß ich dich jetzt küssen kann! Warum du — immer du, als löschte es niemals aus. Wir waren betäubt — damals — damals — war ich lange fassungslos, als es vorbei war, so wenig es mir einer anmerkte.“ Sie meinte die allererste, ganz ferne Zeit. Sie übertrieb wohl auch das ein wenig oder täuschte sich selbst in dieser Stunde.

„Auch treu?“

Sie knirschte mit den Zähnen; es war ein Laut des Ekels oder Zorns.

Sollte es nun wieder sein, wie es vorher gewesen, bis vielleicht ein Zufall die Entdeckung brachte? Steuerten sie beide — steuerte sie wissend dieser Entdeckung zu? Sie besaß alles, was ihn toll machte, in ihrem Gefühl, an ihrem Leib. ‚Nein, niemals mehr!‘ dachte er herrisch und blaß.

„Kommt Franz zurück, Liebster?“

„Nein.“

„Küsse mich!“ Und sie riß ihn ganz zu sich hinüber.

⌘ ⌘ ⌘

Im Spätherbst, als die letzten Strohhüte unbekümmerter Zeitgenossen vergilbt und welk durch die Straßen segelten und die letzten hochgetürmten Koffer der allerfeinsten Westbewohner von den Bahnhöfen nach den weitgelüfteten und festlich gewichsten Kulturwohnungen wankten, erlebte Berlin ein neues Ereignis.

O, der Name Eckerlein hielt die Welt in Atem! Es bestand wie die meisten Berliner Ereignisse aus Papier und Druckerschwärze. Der Winter wartete vor der Tür, und man war neuer Dinge gewärtig. Die Zeitungen mühten sich schon seit Wochen mit fetten Überschriften ab; aber es war nichts Rechtes damit gewesen. Mord, Kriminalprozeß, Erstaufführung, neue rhythmisch-ethisch-ästhetische Kulturepoche — alle sechs Monate begann eine nagelneue Epoche, und man biß immer wieder auf den alten Köder! Dazu Fürstenbankrott, Heiratsschwindel in den feinsten Kreisen, Hotelraub und Massenstreik — es war nicht viel damit gewesen. Schon am selben Abend war es überholt, vergessen, erledigt.

Es begann mit ein paar kurzen bedeutsamen Notizen unter den wissenschaftlichen Nachrichten: „Wie wir aus sicherer Quelle erfahren ...“ „Eine Nachricht, die in weitesten Kreisen der Ärzte- und Laienschaft berechtigtes Aufsehen erregen dürfte —“ „Es wird angesichts der erschütternden Nachricht angebracht sein, vor zu weitgehenden Hoffnungen und Erwartungen zu warnen, ehe nicht —“ „Professor Eckerlein, der geschätzte Kliniker — übrigens ein Neffe des Kohlenmagnaten Geheimrats Meinecke — soll, wie wir hören, dem Abschluß einer bedeutsamen wissenschaftlichen Endeckung nahe sein. Die Nachricht von dieser unabschätzbaren wissenschaftlichen Tat ist ohne Zutun des Gelehrten, sogar, wie verlautet, gegen dessen Willen an die Öffentlichkeit gelangt. Immerhin lassen zahlreiche tierexperimentelle und, was wichtiger ist, eine Reihe gut verlaufener klinischer Versuche eine nahe Lösung des heiß umworbenen Problems möglich erscheinen, wenn auch —“ Dies und anderes war an sichtbarer Stelle, meist gesperrt, in einigen unruhigen Blättern sogar fett gedruckt, zu lesen.

Man war freilich schon einigemal enttäuscht worden. Es war im Lauf der letzten Jahrzehnte mehrfach vorgekommen, daß man aufhorchend und aufatmend dem Glauben sich hingegeben hatte, eines grausamen Menschenfeindes Herr geworden zu sein, die Kranken, immer von der Hoffnung Durchflackerten hatten erstarrt gelauscht: Wo war der Wundermann? Hin zu ihm! Noch heute! Jeder, der dem Urtrieb schmeichelte, war ein Gesegneter, den die Gläubigen umdrängten, mochte es auch manchmal ein windiger Wunderdoktor mit bunter Flitterbude, gellenden Trompeten und Trommeln sein. Und manch einer schritt gravitätisch, stolz und vornehm, hoch und eitel im Besitz seiner Panazee einher, ach, oftmals selbst ein Getäuschter, und jeder, der ihn sah, zog tief den Hut vor ihm.

Niemand durfte sagen, daß Hans Martin Eckerlein nicht des besten Glaubens wäre. Der bestechende Gedanke, der als wilder Schößling auf einem gewissen reichen Acker gewachsen war — aber das war inzwischen hinter der Leidenschaft der Arbeit völlig zurückgetreten — hatte sich als fruchtbar erwiesen, hatte gediegene Helfer gefunden und war durch ernsthafte Versuche gestützt und bestätigt worden.

Man war auf dem Marsche; das hohe Ziel freilich stand noch fern, vielleicht unerreichbar fern. Professor Geis, der Ehrliche, Gewissenhafte, emsig mit kleinsten, vorsichtigen Schritten Schreitende sah nur diesen Weg, das Problem; es genügte ihm völlig; es erfüllte neben anderen Ernsthaftigkeiten

seinen Tag und seine Arbeit. Eckerlein konnte den zappligen Kollegen, der während der Arbeit von unerschütterlicher Ruhe und Bedächtigkeit war, mitunter nur schwer ertragen. Er zürnte ihm und schmähte ihn nicht selten bei sich, nannte ihn schwunglos, einen wissenschaftlichen Kleinkrämer. Das war sehr ungerecht. Aber alles an jenem erbitterte ihn dann. Er schritt in einer weichen, warmen, roten Wolke der Spannung. Er für seine Person hatte durchaus nicht bloß den Weg gesehen, sondern auch mit gutem Fug und Recht das ferne hohe Ziel hellsichtig im Auge. Er nannte das bei sich und gelegentlich vor Gitta, Lenore und ihrem Mann, die ja einiges wußten, Phantasie haben, Schwung besitzen, kühn und entschlossen sein. Er deutete das kurz an mit einem spöttischen Seitenblick auf das emsige, ängstliche Männchen Geis.

Wer war denn hier Finder — Herr und Meister? Nun ja, ja: Geis mit seiner Akribie und seinem Bienenwissen hatte sein gerüttelt volles Maß dazugegeben, Eckerlein erkannte das laut und leise restlos an; kein Wort dagegen! Aber die Idee — die Idee — hm! Eckerlein brach ab. Und hatte er — Eckerlein — nicht auch bei dieser wissenschaftlichen „Kärrnerarbeit‘ einen Teil der Führung innegehabt ... an sich genommen ... gespornt und gewähren lassen und jedenfalls sein Placet nach bestem Bedenken gegeben, als geistig-moralische Kraft gewirkt wie der Feldherr seinem Stab gegenüber? Die methodisch exakte Zweckarbeit, so ungeheuer wichtig und unumgänglich sie ist, hat immerhin gemessenere Bedeutung, auch als Produkt des Zusammenwirkens vieler Momente. Das Primäre und Wesentliche ist die lebenspendende Idee und ihre treibende Kraft ...

Es war bereits nennenswertes Material aufgesammelt. Die Wirkung war rasch und ohne schädliche Folgen. Man hatte deshalb — auch Geis hatte dem ohne Sorge zustimmen können — eine Reihe von klinischen Versuchen wagen dürfen, höchst vorsichtig und systematisch. Und auch hier hatte man gute und überraschende Erfolge vorerst temporärer Natur erzielt, wenn auch natürlich Fehlschläge festzustellen waren, was aber seine Ursache in anderen Umständen haben konnte ...

So standen die Sachen. Nun also. Das Eckerleinsche Mittel — ja, man konnte, wenn man wollte, so sagen. Es hatte im raschen Lauf des Jahres schon so etwas wie eine zarte Daseinsfähigkeit gewonnen.

Hans Martin trug den Klang dieser Formel bereits im Ohr. Es geschah, daß er das Wort mitunter selbstvergessen vor sich hin sprach, wie ein Verliebter den Namen seiner Schönsten, gedankenlos, mechanisch. Er hatte es selbst geformt. Es war ihm durch den Kopf gegangen wie ein guter Titel, ein Plakatwort, ein handlicher Terminus, schon gleich am Anfang, als er sich mit der Sache zu befassen begann. Er hatte sein Problem sofort damit umschrieben.

Er überwachte mit Spannung die Arbeiten in der Klinik, saß daheim viel in seinem Zimmer, las und schrieb, oft bis in die Nacht, machte dazwischen lange Spaziergänge über die Teppiche, rauchte bedächtig und trank dazu eine Flasche schätzenswerten Saarweins

Gitta und der Junge hatten in all dieser Zeit herzlich wenig von ihm. Er war gütig, zerstreut zärtlich, und dahinter stand ein verschlossener, zuzeiten herber Ernst.

Gitta gefiel ihr Mann ganz gut so; nur wenn er sie immer wieder mit einem flüchtigen Kuß und mit dem immergleichen Wort im Wohnzimmer verabschiedete: „Ich muß schuften ...“ oder „Schlaf gut, Kerlchen. Ich habe noch zu tun ...“, dann konnte sie wohl ärgerlich werden und einmal aufbegehren.

Zu Meineckes kam er gar nicht mehr. Er ließ stets durch Gitta grüßen. Auch Lenore sah er in dieser letzten Zeit kaum.

„Unmöglich. Ganz unmöglich, Lenore. Du weißt, meine Sache ...“

Auch sie war dann kalt. Aber ein- oder zweimal kam die Empörung über sie. Und dann riß sie ihn wieder zu sich.

⌘ ⌘ ⌘

Man konnte nicht sagen, daß Hans Martin Eckerlein die Tür seines Arbeitszimmers einfach aufgemacht habe: „Hereinspaziert, meine Herren! Nehmen Sie bitte Platz und sperren Sie Augen und Ohren auf!“ Nein, so etwas lag ihm nicht. Er trat nicht gern laut und derb auf. Er war auch ein vornehmer Mann, der aus Überlegenheit, wie er meinte — Schwäche als Eigenschaft lehnte er ab — gern jedem Zwist und Konflikt abhold war. Er besaß die sichere Gabe und Neigung, die Dinge mit glatter entschlossener Hand um die Ecke zu schieben. Er bereitete derlei bedächtig in der Stille vor und stellte sich stolz und kühl daneben, als hätte sich das von selbst ergeben.

Eines Abends, Mitte Februar, hatte Hans Martin die Kollegenschaft des Luisenheims zu einem Glase Bier zu sich gebeten.

Kollege Geis litt an den Nachwehen einer leichten Grippe und hatte danken müssen Er war etwas pimplig und wollte es diesmal wohl sein, wenn er auch Eckerleins Hinweis auf die Empfindlichkeit und das Interesse der Kollegenschaft im Luisenhaus, die beide zu berücksichtigen wären, als nicht ganz unbillig hatte anerkennen müssen.

Geis war ärgerlich; die Sache ging ihn

allzu persönlich an, da wurde sein Blick plötzlich schärfer. Nein, er dankte bestens! Er hatte nicht die Absicht, zu erscheinen! Er verschanzte sich gereizt schwadronierend hinter seinen triftigen Grund, verschwand bis zur Nase unter der Bettdecke, schluckte Aspirin und schwitzte.

Die Kollegen, fünf an der Zahl, waren erschienen. Eckerlein und der junge Doktor Fliegenschmidt erklärten an der Hand ihrer Aufzeichnungen, Tabellen und Krankenberichte. Es waren zumeist erfahrene Ärzte, große, volle Gestalten mit Schmissen und Bärten. Nicht sehr lebhaft, wie das der Beruf mit sich brachte. Eher grundsätzlich bedenklich, besonders dem Neuen gegenüber. Auch Menschlichkeiten waren, wie überall, im Spiel. Die einen standen zu Eckerlein wie Geis, die andern skeptischer, doch auch diese ruhten zu fest in sich und ihrem Ruf und waren weltläufig genug, um nicht zu viel Lärm von ihrer persönlichen Meinung zu machen. Im übrigen hielt ja jeder Kollege den andern für mehr oder minder mangelhaft und sagte es dem Dritten im Vertrauen oder schwieg, wenn er ganz klug war.

In der Debatte belebte man sich. Über den klinischen Wert oder Unwert sagte man vorläufig nicht viel. Das stand noch dahin. Die verschiedenen Therapien und ihre Wirkungen wurden herangezogen, die schwierigsten Fragen glitten glatt geschliffen und nicht ohne Selbstgefälligkeit mit langgekoppelten Termini von den Lippen. Keiner aber, auch nicht die Aufmerkenden und Gefesselten, mochten auf Bewährtes ganz verzichten. Eckerlein gab Kombinationsmöglichkeiten zu; sie fänden sich bereits in weitem Maß berücksichtigt in seinem klinischen Bild.

Der blaugraue Rauch zog aus den großen Zigarren, jede Bewegung in den schwarzen Röcken war ruhig und bedächtig, beim Rauchen, beim Trinken, wenn man sich erhob und ein wenig ans Fenster trat, in einer Ecke vertraulich debattierte oder auf und ab ging.

Auch Eckerlein nahm Gelegenheit, mit den einzelnen Kollegen zu sprechen, und erklärte dabei mit gewinnendem Verständnis den Standpunkt des vorsichtigen Geis.

Man fand ihn nicht falsch. Natürlich abwarten. Über derlei sollte man in der Tat so wenig wie möglich sprechen. Allerdings, nun die Sache soweit gediehen war, konnte der treffliche Geis, den sie alle schätzten, von seiner Übergewissenhaftigkeit in diesem Kreise schon etwas abrücken ... Für die große Öffentlichkeit wäre die Sache selbstverständlich noch nicht spruchreif. Nicht einmal für die weitere Ärzteschaft. So äußerte sich dieser und jener, während andere, vielleicht aus Mangel an entschiedener Teilnahme, ihre Auffassung dahingestellt sein ließen.

Zu diesen Ansichten schwieg nun wieder Eckerlein. Sie schienen ihm aus mehr als einem Grund nicht sehr beachtenswert und über das grundsätzliche Maß gebotener Zurückhaltung unbillig und ängstlich hinauszugehen. Zunft, Zunft, sie lief immer noch in Talar und Perücke! Immerhin ... diese Angelegenheit ging die Öffentlichkeit etwas an. Aber darüber hatte man sich ja hier nicht entscheidend zu unterhalten und überhaupt nicht schlüssig zu werden.

Am nächsten Tag sollten die Herren im Luisenhaus das Weitere in Augenschein nehmen. Man verabredete eine Stunde.

Man trennte sich. Im Fahrstuhl, auf der Straße sprachen die Herren gar bald von anderem. Dieser und jener fing wieder davon an. Aber man hörte plötzlich nicht mehr recht zu. Es war ein herrlicher, feuchtfrischer Vorfrühlingsabend, den man aufatmend genoß. Der Tiergarten roch stark nach altem Laub und lockrer Erde, es war ein Duft wie von frischen Nüssen. An der nächsten Ecke schwenkten ein paar ab. Man gab sich gleichmütig die Hand und hob den Hut. Also morgen. Ah richtig, richtig. Und einer meinte: „Ein unruhiges Herrchen, unser ‚Primarius'." Sie lächelten wieder priesterhaft und trennten sich schweigend. Dann, als man in Grüppchen zu zweit um die verschiedenen Ecken verschwand, nahm wohl der eine des andern Arm und äußerte sich vertraulich, bedächtig oder absprechend.

Am nächsten Mittag war auch Geis zur Stelle, noch etwas matt und immer noch gereizt. Er sprach viel und behende. Er erklärte auch seine grundsätzliche Stellungnahme zu der ganzen Angelegenheit und hatte sich dabei vom ersten Augenblick an nur flüchtig um den Kollegen Eckerlein gekümmert, ihm bloß kurz guten Tag gewünscht, ein bißchen beleidigte Unschuld, wie es Hans Martin schien. Desto länger hatte Eckerlein die Hand des Kleinen festgehalten und sich besorgt nach seinem Befinden erkundigt. Er war nicht der Mann, sich nebenher behandeln oder gar übersehen zu lassen. Geis hatte mit roter Stirn rechts und links an ihm vorbeigeblickt, im Grunde schon wieder halb gefangen von dieser warmen, schönen Stimme und von diesem herzlichen Händedruck.

Und dann war man wieder in medias res geschritten, wobei diesmal der Kollege Geis die Führung übernommen hatte. Fliegenschmidt assistierte. Eckerlein hielt sich ganz zurück und gab nur leise im Hintergrund sachdienliche und erwünschte Erläuterungen.

Hans Martin aber hatte den Gesamtver-

lauf dieser Besprechungen vorausgesehen und nicht mehr von ihnen erwartet. Aufhorchen, dahinter Abwarten und daneben Zweifel oder auch Ablehnung. — Indes, der Stein war nun sacht ins Rollen gebracht. Das Geheimnis war, wenn auch erst in kleinem Kreise, preisgegeben und hatte den Keim des Lebens empfangen. Sicher würden die Kollegen vertraulich weiter davon sprechen, wenn nicht heute so in der nächsten Woche. Auf Eid und Handschlag war keiner verpflichtet worden. Niemand konnte von Stund' an mehr feststellen, woher diese oder jene Nachricht, die nun vielleicht bald die Öffentlichkeit durchfliegen würde, stammte. Man hatte davon läuten hören! Es war durchgesickert! Und würde allmählich noch weitere Kreise ziehen. Das würde die nächste Folge sein. Man hatte die Angelegenheit durch diese Mitteilung in engster Gemeinschaft ein wenig aus der Hand gegeben. Leider, wenn man so wollte, und aus gebotener Kollegialität...

⌘ ⌘ ⌘

So erschienen denn wirklich nicht lange nach diesen Eröffnungen jene fetten Notizen in den Zeitungen.

Für solche Sachen gab es in Berlin einen außerordentlich zuverlässigen Mann, Mitarbeiter einer wissenschaftlichen Zeitungskorrespondenz, der, wie man sagte, das Gras wachsen hörte und mit List und Gewandtheit alles Gewünschte vortrefflich auf den Weg zu bringen verstand. Er war stumm wie ein Trappist, kein Staatsanwalt hätte ihn mit Daumschrauben zum Sprechen bringen können. Aber er hörte in der Tat desto besser. Eckerlein hatte schon bei früheren Gelegenheiten mit ihm zu tun gehabt, erfreute sich seines besonderen Interesses und wußte seine gewissenhaften Dienste zu schätzen.

Kollege Geis kam sofort am nächsten Morgen zu Eckerlein ins Sprechzimmer, das heißt, er war schon vorher am Platz, schob die Hände unter das Röckchen und schoß zwischen Tür und Fenster wie eine wilde Hummel hin und her.

Als Hans Martin langsam eintrat, blieb er stehen: „Da haben wir den Salat!"

„Welchen Salat?"

„Die ersten Zeitungsnotizen!"

Hans Martin wollte bloß lächeln, aber dann lachte er herzlich, kurz und freundschaftlich über das vulgäre Bild, denn er wußte, daß Geis auf die Schärfe seiner Wendungen ein wenig eitel war. „Verzeihen Sie. Ich kann wirklich nichts dafür, Kollege."

„Es hat sich also herumgesprochen. Ich wußte es. Keiner tut es absichtlich. Keiner denkt sich was dabei. Man behandelt die Sache ‚vertraulich'. Die alte Geschichte. Was machen wir nun?"

„Wir behalten ruhig Blut, lieber Geis, und warten ab," sagte Hans Martin und hängte Hut und Mantel auf. „Unsere alte Methode."

Eine schöne schlanke Pflegerin — diesmal tizianblond — trat zur rechten Zeit ein.

„Nun geht der übliche Zauber los. Wir brauchen gar nicht lange zu warten. Ich garantiere es Ihnen. Ich verwette meinen Kopf. Gerede, Überspannung, Übertreibung, Abwehr, Angriff. Wir müssen jetzt durch ein Meer von Unsinn und Kritik waten."

„Ich komme sofort," sagte Professor Eckerlein zu der schlanken Schwester und rieb sich leicht die Hände.

„Ja —" sagte er dann zerstreut, als wäre die von der Schwester vorgetragene Angelegenheit eigentlich wichtiger. Doch er sammelte sich sogleich wieder. Nun ja. Ihm wäre ebenfalls heute oder gestern einiges davon zu Gesicht gekommen. Man hätte es ihm ins Haus geschickt. Zugegeben, es wäre nicht notwendig gewesen. Alles selbstverständlich ... obschon man, wie der Kollege wisse, die Dinge auch kühleren Bluts betrachten könne. „Sie sehen vielleicht doch wieder etwas zu schwarz, lieber, verehrter Herr Genosse. Und unsere Arbeit ist soweit ganz gut und kann sich betrachten lassen. Auch Kritik ist gut und förderſam. Und der übertriebenen Erwartung können wir selbst einen Riegel vorschieben. Ich bin unschuldig wie ein Kindlein."

„Es hätte immerhin Zeit . . . Zeit . . . gehabt . . ."

Es war der alte Streitpunkt.

Hans Martin blieb ruhig, in jedem Wort einfach, männlich unbefangen und herzlich. „Ich möchte fast glauben, lieber Kollege Geis, Sie sehen zu sehr auf den Erfolg," meinte er liebenswürdig spaßend. „Sie fürchten ihn vor der Zeit in Frage gestellt, beschwatzt und gezauft."

Der Kleine sah ihn verblüfft an und wippte mit dem Schoß seines Röckchens. „Wie?"

Hans Martin legte ihm freundschaftlich die weißen Hände auf die magern Schultern. „Was geht uns das im Grunde an, Kollege Geis? Wir wollen die bedachtsam suchende Leistung, die Arbeit. Nichts anderes. Nichts kann uns hindern, alles nur fördern. Haben wir uns im letzten geirrt, nun, so legen wir resigniert und mit gutem Gewissen das Werkzeug beiseite und erstatten Bericht. Wir haben dennoch etwas geleistet, Fingerzeige gegeben: so geht es nicht; wertvolle Methoden geschaffen, neue Wirkungen festgestellt, das pathogenetische Bild um einige Abschattungen

erweitert. Mir genügt es. Ich pfeife auf den Rummel, den wir jederzeit eindämmen können. Wer für die andern und vor den andern wirkt, wird gesehen und beschrien. Was schadet's? Hier ist's still; nur die Spatzen schreien vor den Fenstern, und die stören uns nicht."

Geis bewegte nervös die Schultern unter dem warmen, sympathischen Griff. Ja — ja — ja! Und doch — — man konnte das alles noch anders ansehen; sehr viel anders —!

Eine Weile später schien man sich draußen wirklich wieder beruhigt zu haben. Der Tag verlangte sein Recht und bestrich die Ruten mit frischem Leim.

Aber dann ging es erst richtig los und wurde immer toller. Es handelte sich um Aufsätze, die namentlich in der Tagespresse erschienen, um ausführliche Erörterungen, nicht bloß um Hinweise und Namensnennungen. Es folgten bald noch mehr, als hätte man inzwischen bloß die Federn gewetzt. Ihre Verfasser schienen zum Teil außerordentlich gut unterrichtet zu sein, allen voraus die journalistischen Laien. Es wurde daneben auch getadelt und scharf befehdet, Fachleute ereiferten sich. Doch auch das gehörte dazu. Es waren Dissonanzen, die in dem gut geführten symphonischen Gewebe schrillten.

Die Folge davon war, daß in der nächsten Zeit noch andere gewichtige Leute mit gezückten begeisterten oder feindseligen Federn herbeieilten und daß nunmehr eine äußerst lebhafte Diskussion, die stellenweise sehr stürmisch verlief, einsetzte und allmählich sich über ganz Deutschland und die umliegende Welt verbreitete.

Ein Erfolg — schlechthin! Um es so zu nennen. Und es schien in der Tat eine meisterliche Regie am Werke zu sein. Zuletzt aber war ‚man' genötigt, selbst einzugreifen, sich mündlich und schriftlich zu äußern.

Willi Geis knurrte grimmig.

Zeitweilig war er giftig und verstört, voll beißender Ausfälle, mitunter gleichmütig, sogar voll Interesse, wenn etwas Gescheites unter dem Geschriebenen vor seine Augen kam. Aber meist war er durchaus ablehnend, schroff und verbissen. Es störte ihn; der Lärm, der Rummel, die Erwartung, vor der einem selbst grauste, vor der man zurückbebte und bis ins Herz hinein zu zweifeln verpflichtet war!

‚Das Eckerleinsche Mittel.' Das Wort tönte nun längst in der Presse und überall in der Öffentlichkeit, war plötzlich aufgetaucht und immer wiedergekehrt. Es bot sich von selbst dar. Es prägte sich gut ein. Gewiß, auch Willi Geis wurde genannt und seine Mitarbeit gepriesen. Aber neben dem ‚Eckerleinschen Mittel' verblaßte er sacht und mit ihm alles andere. Das runde klingende Stichwort rückte unversehens wie mit feinster Hand den Namen Eckerlein als Sonne in das Zentrum des Ereignisses, und sie gab allem mühelos und zwingend ein einendes Licht; sie war das Licht. Und vielleicht mit Recht. Denn dort lebte die Idee. Fruchtbarkeit und Wärme ...

Eines Tages erhielt Hans Martin von Lenore einen schönen vergilbten Holzschnitt. Es war ein altes Blatt von Richard Altdorfer: ‚Die wundertätige Heilquelle.' Auf ihm sprudelte vor einer Kirche ein Wässerlein in ein Becken; gläubig strömt das Bauern-, das Menschenvolk herbei, eine Frau entblößt ihr Bein uud läßt es begießen, ein gebeugter Mann trinkt gierig aus einem Schöpflöffel, ein Lahmer humpelt heran, Männer, Kinder mit Krügen, um zu schöpfen, zu schöpfen ... Es war eine naive, derbe, liebevoll und gläubig gemeinte Zeichnung.

Ja, auch das Leben schuf solche Bilder, schuf sie noch heute, immer wieder neu. Die gequälte Menschheit hob brünstig die Hände, rannte herbei, immer wieder hoffend: diesmal — diesmal ist der Wundermann nahe!

Hans Martin zeigte Gitta das Blatt und legte es dann behutsam und lächelnd beiseite. Er spürte die Huldigung.

Gitta hatte es eine Weile still und mit einer grüblerischen Falte zwischen den Brauen betrachtet. Sie selbst fragte und forschte nicht eigentlich viel nach dem ‚Mittel', so daß es Hans schon aufgefallen war. Sie zeigte ihr ernstes Interesse — o ja! Von Anfang an bis zu dieser Stunde. Und sie besaß nun einen ganz berühmten, in der engeren und weiteren Welt gefeierten Mann. Aber sie schwieg doch lieber davon, oder schien allerlei Fragen auf dem Herzen zu haben, die sie bedrückten oder würgten. Dann grübelte sie wie jetzt. Es hatte Stunden gegeben — — ja, einmal hatte sie sich alles ganz genau von Hans Martin und auch vom Kollegen Geis in der Klinik erklären lassen, und dann hatte sie drüben im Herrenzimmer noch lange mit ihrem Mann darüber gesprochen, auch über das Werden der Idee, der ganzen Aufgabe, über seine früheren Arbeiten dazu und noch frühere Studien, über Breslau, Recz ... Und dann war sie, nach allerlei krausen Fragen — es war schon spät in der Nacht geworden, weit nach Mitternacht — plötzlich wieder stumm und verschlossen gewesen, grüblerisch, so daß ihre Schläfen sich erhitzten. Und so war es geblieben bis diesen Tag. Und mitunter senkte sich dabei auch jetzt noch ihr Blick und glühte ihre Stirn, ihr ganzes klares, tapferes Gesicht.

Trara bum! Indes blähte sich die Jahrmarktsbude im Wind. Die Lichter flackerten, die Flitter gleißten, und nun trat auch der Wundermann manierlich-würdevoll (denn das wirkt am meisten) wieder hinaus und bot den Spähenden sein Arkanum dar. Ringsum kreischte das bunte, wirre, irre Leben. Die Stillen aber gingen lächelnd oder melancholisch beiseite, um nicht angesteckt und mitgerissen zu werden von den verblendeten und besessenen Vielen.

⌘ ⌘ ⌘

Gitta Eckerlein war gewiß ein gescheites Menschenkind. Sie hatte mancherlei erfahren, wußte in Wissenschaft und Büchern Bescheid und hatte beinahe den philosophischen Doktor gemacht. Sie hatte mit Hilfe ihrer Bücher in die verwickeltsten Menschenschicksale geblickt, und wenn sie so bei der Lampe las, dann glaubte sie in alle Winkel der Menschennatur zu spähen. Und doch glitt sie stets, wenn sie das Buch zuklappte, in eine wärmere, wirklichere Luft zurück. Man schüttelte das andere ab, es wich gespenstisch davon, man hätte froh und dankbar in die Hände klatschen mögen: ‚Du liebes, warmes Leben!' Und man stand, trotz aller Erinnerung an jene Weisheit, in jeder Stunde neu, unwissend, rätselnd mitten darin, auf seinen Weg vertrauend und ihn blind abtastend, einem ersehnten Ziele zu.

Gitta sah natürlich, daß ihr Mann für Frauenreize recht empfänglich war. Er war ja auch in sie selbst verliebt gewesen. Stürmisch, leidenschaftlich. Jetzt war das alles ruhiger und innerlicher geworden und, wie er selbst sagte, auf Verstehen und Freundschaft gegründet; das Höchste und Eigentliche sei die Kameradin. Mitunter hatte sie ihn scharf beobachtet, denn sie war eine resolute kleine Person, der auch der Spott leicht im Auge und auf der Zunge saß. Ihr schöner, eleganter Hans Martin, der immer so viel Maß und Würde zeigte, der gern auf alles herabblickte, konnte vor so einem hübschen Weibchen recht eifrig und behende sein, in allen Farben und Lichtern schillern. Sie neckte ihn dann einmal, aber das nahm er meist ungnädig auf; für Spott war er außerordentlich empfindlich, als rüttle er an seinem Postament —: ja, er sähe hübsche Frauen gern, genösse ihren körperlichen und geistigen Scharm, wie ihm eben alles Ästhetische zusage, seinem künstlerischen Sinn entspräche. Ob sie lieber einen Philister und Duckmäuser neben sich sähe? „Gewiß nicht!" — „Stört es dich?" — „Nein — es amüsiert mich nur einmal." — „Was heißt das?" und sein Blick ging scharf und schief zu ihr hin, er verbat sich im Innersten diese Wirkung. „Nun, du kannst dabei manchmal rot werden wie ein lieber dummer Junge." — „Ich möchte dich bitten, Gitta! Bist du eifersüchtig?" — „Keine Spur!" Er gehörte zu ihr und ihrem Jungen, das war selbstverständlich, alles andere unnatürlich und unmöglich.

Daß er Lenore gern hatte, sah sie ebenfalls. Sie hatten mitunter viel zusammengesteckt. Seit einiger Zeit, eigentlich schon vor ihrer langen Reise hatte das merklich nachgelassen. Lenore gab sich so frei und offen, es war nichts Kleinliches an ihr, und Hans Martin selbst war oft nervös geworden, wenn sie ihn, was auch jetzt noch zuweilen geschah, in Anspruch nahm mit einer Einladung, einer Frage, einem Auftrag. „Sie langweilt sich wohl neben ihrem Mann," meinte er mit leichter oder derberer Vermessenheit, unduldsam und absprechend.

Ein paarmal, es lag schon geraume Zeit zurück, hatte sie Lenore unvermutet in der Klinik angetroffen. Sie saß dann in Hans Martins Privatzimmer, allein an seinem Schreibtisch wartend oder mit dem Professor plaudernd. Lenore war vorbeigekommen, rasch herangefahren, um ihn in einer Angelegenheit um Rat zu fragen, ein Bild zu zeigen oder weil sie in der Nähe zu tun gehabt hatte.

Da war es wohl einmal, wie in alter, längst abgetaner Erinnerung, über ihren Augenspiegel hingehuscht. Nichts. Es war unwichtig. Ebenso wie die Tatsache, daß er in der Klinik von jeher die eine oder andere sehr hübsche, sogar bildhübsche und statiöse Pflegerin beschäftigte. Das gehörte zu dem ganzen Betrieb. Frau Konsul Meyer, Herr Kommerzienrat Plüddecke oder Herr Landrat von Pfiff wollten hübsche junge Gesichter in ihrer Trübsal um sich haben.

Nur bei einer der letzten dieser zufälligen Begegnungen, etwa im vergangenen Winter, hatte Lenore Gitta fast gezeigt, daß sie ihr Kommen als Störung empfände, und war nicht übermäßig gesprächig gewesen; und bald darauf war sie gegangen: sie müsse heim.

„Was hatte Lenore?" fragte Gitta, als sie allein waren. Hans Martin stand abgewandt an dem Wandschrank, um seinen Hut und Mantel herauszunehmen.

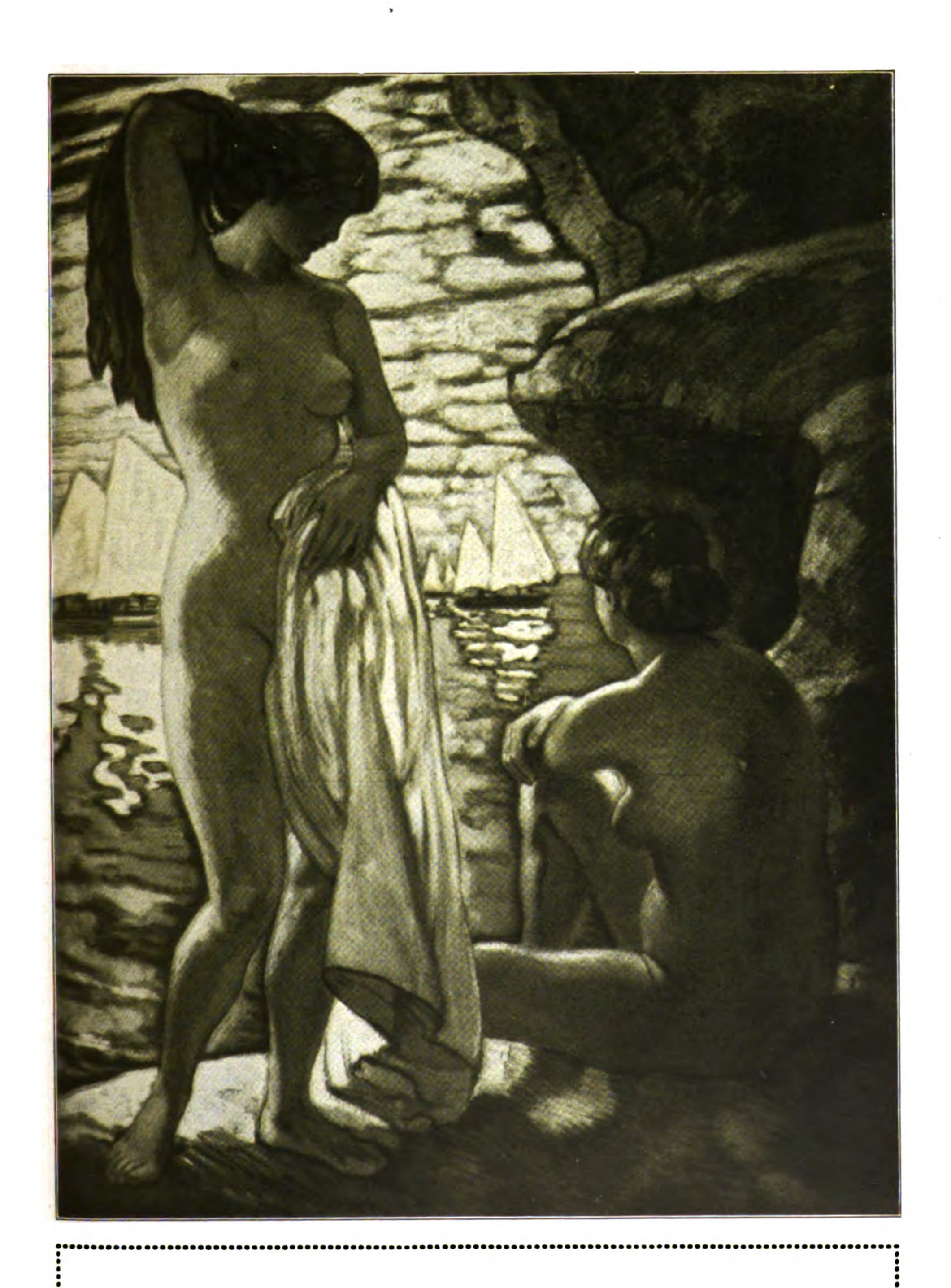
„Ich weiß es nicht. Sie schien ihren schwarzen Tag zu haben. Launen. Migräne. — Weiber."

„Krank?" — „I wo."

„Ihr Kerlchen!" sagte Gitta und sah ihren Mann durch die Dämmerung an, als umwehe sie wieder eine Fremdheit.

„Ja. Nicht zu sagen."

Doch das Wort fiel seltsam in sie hinein, daß ihr die Dämmerung gleich darauf leid wurde. Sie stand langsam auf und machte Licht.



Gelbe Segel
Gemälde von Ludwig von Hofmann

Hans Martin legte die Hand auf die Augen. Die jähe Helligkeit biß. Es war etwas Gramvolles auch in ihm — ein Locken, das ihn erregte, in seinem Blut flackerte und klopfte. Aber auch ein Wille zur Abwehr, ja, zum Kampf, als ob es um Glück und Leben gehen könnte — um alles, wie er beunruhigt und bekniffen meinte, ‚was ihm lieb und heilig' wäre.

ꕥ ꕥ ꕥ

Es trommelte eine Weile Sturm, danach pochten schwer aufschlagende Einzeltropfen wie abklingendes Schluchzen nach stürzendem Weinen. März.

Es war dämmrig. Erich spielte im Kinderzimmer. Gitta hörte sein Jauchzen in der Ferne und manchmal ein Poltern und Stampfen.

Sie hatte am Schreibtisch gearbeitet. Sie tat das jetzt emsiger. Ihr Mann hatte noch immer wenig Zeit und Laune für sie. Eher daß man rasch einmal entschlossen ins Theater oder unter Menschen ging, um sich los zu werden. Auch bei Meineckes draußen war allerlei Stillstand. Dem Großbürger ging es leidlich, aber er war geschäftlich durch eine neue große Verschmelzung in Anspruch genommen und viel auf Reisen. Lenore ließ sich selten blicken; sie rief mitunter an oder verstummte ganz. Das war oft so bei ihr, schon als Mädchen hatte sie sich plötzlich für eine Weile abgeschlossen.

Gitta machte Licht und setzte sich wieder an den Schreibtisch. Aber sie war plötzlich unlustig, als säße sie gefangen hier. Sie war auch oft müde. Aber sie zeigte es nicht.

Sie starrte in das grüne Licht.

Vielleicht sollte die ganze Stube voller Kinder sein. Ja! Ihr wär's recht. Dem Leben mit Schmerzen zahlen und dafür Freude, starkes Leben eintauschen: sie verzog spöttisch die Lippen. Starkes Leben!

Sie seufzte leise. Sie liebte ihren Mann — aber kam er herein und wirbelte sie durch die Stube? Brachte er Freude, Lärm, neues Leben mit — flog man in jedem Augenblick, da man sich nahe war, zueinander, ruhte man fest, fest ineinander, in jedem Augenblick, auch im Zorn und Ärger, im Zweifel und Überdruß? War man eine starke, frohe Welt in der Welt? Wie Tettenborns? Wenn Max ins Zimmer trat — hallo. Da fing sofort etwas Neues an, die Luft und die andern waren erfüllt von ihm, sie spürten, sahen ihn: Vater war da! Oder Roland — ach der, er war noch heute ein großer Junge, oho! Sie strich sich über die Stirn und über die kühn zurückgekämmte blonde Haarwelle. Grillen.

Das war es auch gar nicht. Wenigstens nicht allein. Sie bedrückte noch etwas anderes seit langem — seit das Eckerleinsche Mittel auf die Welt gekommen war.

Die zarte Frau wurde rot.

Es kam immer wieder, wenn sie es auch abzuschütteln suchte. Sie mochte ihn nicht fragen. Sollte sie den Mann — ihren Mann verhören? ‚Das Menschliche . . .' würde Roland heiter lächeln. Nein, Roland, nein! — Was für ein Unsinn. Vielleicht hatte sie sich bloß geirrt, wahrscheinlich waren auch das Grillen und ganz törichte, unverantwortliche Gedanken!

Sie sollte ihn einfach einmal fragen: Sage, wie hängen die Dinge zusammen . . . Nein, anders: Ich habe da eine kuriose Erinnerung an eine gewisse kleine graue Mappe — und an den Anfang jenes süßbangen Mörikeliedes, von rascher Hand quer über die Ecke des einen Blattes gekritzelt, als sollte es resigniert und spöttisch auf den kühnen Inhalt dieser bestimmten Blätter und auf die eigene Not des siechen Mannes hindeuten; ja, darum hat es sich mir unvergeßlich eingeprägt . . . Hans Martin — sage, das ist sicherlich falsch und allzu laienhaft. Und dann würde er sie beruhigen. — Ihr Blick wurde wieder starr, sie sann energisch nach, wobei sich eine scharfe Spalte zwischen ihre hellen Brauen grub. Sie besaß ein so gutes Gedächtnis. Man müßte die Augen fest zudrücken können und sich an den eigentlichen Menschen halten, sein Streicheln, seinen Kuß, seine Stimme, wie es ja bereits mit einiger Vollkommenheit geschah. Das ganze Leben war ein Sichschicken. Auch die Ehe. Vielleicht gerade sie.

Sie verzog die Lippen. Die billige Weisheit schmeckte schal. Sie war nicht nach ihrem Sinn. Alles gerade, klar, fest, stark.

Sie seufzte und packte die Bücher, Hefte und Zettel laut klatschend wie ein mißwilliges Schulmädchen zusammen. Papier, Papier, Papier. Sie wollte zu ihrem Jungen gehen. Es sollten, weiß Gott, mehr sein, drei Jungen, drei Mädel! Sie lachte — ein bißchen happig. Ja, auch Mädchen! Sie erhob sich trotzig. Doch da kam er selbst angestiefelt und erzählte bereits in der Tür eine lange, aufgeregte Geschichte.

Zur selben Stunde strich in nassem Lodenmantel und verbogenem Lodenhütchen mit Gemsbart hinten Professor Geis über den Kirchplatz. Er trug ein wohlverschnürtes Paket unterm Arm. Die breiten Stiefel und die engen faltigen Hosen waren bespritzt. Er suchte mit schrägem Blick durch den beregneten Kneifer die Hausnummer. Er konnte sich das Haus nicht merken. Aha! Er handhabte den Schirm wie eine Spritze, um die

Nässe abzuschütteln und sprang ins Haus auf den weichen, roten Teppich, durchschritt eilig die feierliche Halle und sauste im Fahrstuhl hinauf. „Herr Professor zu sprechen?“ fragte er herrisch den Diener und rückte an dem Gemsbarthütchen.

„Herr Professor sind noch nicht zurück. Darf ich der gnädigen Frau melden —?“

Geis wiegte unzufrieden den Kopf; man hatte sich für diese Stunde verabredet. „Gut. Ich werde warten. Melden Sie mich. Professor Geis.“

„Ich weiß, Herr Professor,“ sagte der angenehme junge Herr.

Der Gast warf den Lodenmantel ab, daß es spritzte und, putzte den Kneifer. Dann faßte er zerstreut und nervös in die innere Brusttasche, knisterte und klopfte an.

„Lieber Herr Geis . . .“ Gitta freute sich und kam ihm entgegen. „Mein Mann muß jeden Augenblick kommen. Ich glaubte, er wäre noch in der Klinik.“

„Nein. Er war nur eine Sekunde da. Ich habe ihn gar nicht gesprochen. Ja . . .“ Er gedachte sein sauber verschnürtes Paket wieder unter den Arm zu klemmen. „Danke sehr. Bemühen Sie sich nicht, gnädige Frau. Eine kleine gemeinsame Arbeit — Sie werden davon wissen. Ich wollte sie der Sicherheit halber selbst bringen und noch dies und das mit dem Kollegen darüber sprechen. Ich werde's auf den Tisch legen. — Danke vielmals — danke, keine Umstände, wenn ich dringend bitten darf, gnädige Frau.“

Aber Gitta ließ Tee, Rum und Gebäck kommen und machte es dem Gast, den sie gern hatte, nett und gemütlich. Gott sei Dank, ein Mensch! Man wurde melancholisch bei dem trommelnden Regenwetter.

„Schreckliches Wetter,“ begann Herr Geis die Unterhaltung und trank. „Ich störe hoffentlich nicht. Die Sache dort,“ er wies auf das Paket, „hat einigermaßen Eile, jedenfalls soll sie in Druck gehen. Es war nötig, daß wir noch einmal klar und übersichtlich Stellung nahmen und über den Fortgang berichteten . . .“ Vorzüglicher Tee. Ich war in der Tat etwas durstig.“

Erichmann sah mit großen Augen auf die soliden, nassen Stiefel. Gitta machte eine neue Tasse zurecht und tat nach Wunsch Zucker hinein, um den strapazierten Kliniker vollends zu erquicken.

Aber Professor Geis war zerstreut, so daß es nicht ganz leicht war, mit ihm auf eine glatte Bahn zu gelangen. Er hörte nicht recht zu. Plötzlich zog er Erichmann in die Debatte, drückte den zitternden Kneifer fest und sprach lauter, langsamer, zärtlich scherzend: „Nun, junger Mann. Wie alt sind wir jetzt?“

Erich hob die helle Braue und dachte nach. Dann sagte er's klar und deutlich in einem netten Satz. Nein, er war durchaus nicht blöde; man merkte das gute Haus und die sichere, bestimmte Hand der Mama. Das gefiel Herrn Geis.

„Gut. Können wir auch schon ein wenig schreiben und rechnen?“

„O ja. Sehr schön.“

„Sehr schön? Dies gilt für das Schreiben; aber können wir auch gut rechnen? Wie? — Das ist viel. Das ist ein großes Wort.“

Da klirrte draußen die Tür. Eckerlein erschien. „Lieber Kollege . . .“

„Ich hörte schon, Kollege Geis. Verzeihen Sie, daß ich warten ließ. Tag, mein Kind. Tag, mein Junge.“ Er küßte Gittas Hand, was er gern vor andern tat, und gab dem Jungen einen Klaps hintendrauf, indem er ihn hochzog.

Hans Martin nahm ebenfalls Platz und erfrischte sich. Gitta war sorglich auf sein Wohl bedacht, stellte ihm alles zurecht, schnitt und mischte und wachte über seiner Tasse. ‚Die liebe Frau,‘ dachte Geis, ‚wie anmutig und hübsch sie das hantierte.‘ Aber er blieb zerstreut, dankte für weiteren Tee, nichts, gar nichts. Man schwatzte. Das nett verschnürte Paket lag auf dem Tisch. Eckerlein beachtete es gar nicht. Er trank und aß langsam und sprach gemächlich.

Da sah Herr Geis plötzlich nach seiner Taschenuhr. Hans Martin räusperte sich und schob seiner Frau das kleine Mundtuch hin, damit sie es zusammenlege. Er hielt den Jungen, der neben ihm stand, im Arm. „Nun Kollege . . . wollen wir es wagen?“

„Darf ich — Verzeihung, gnädige Frau, es ist eine immerhin dringliche Angelegenheit.“ Professor Geis wies sofort einladend nach der Tür, hinter der es in Eckerleins Arbeitszimmer ging.

Hans Martin sah Herrn Geis und seine Frau abwechselnd an. Was hatte denn das Männchen? Auch Hans Martin schien er nicht geheuer.

Man stand nicht gespannt zueinander, aber Geis hatte noch nicht vergessen und verwunden; er war in dem Punkt eigensinnig und empfindlich wie ein Jungferchen. Der Tintenstrom floß noch reichlich. Man wurde auch tüchtig gezaust und gebeutelt. Mochten sie. Die Sache lief trotzdem auf festen, lebendigen Füßen. Freilich heute morgen — hmja — eilig und dumm —! Vor dieser Sensationspresse war keiner sicher, der sich in die Welt hinausstellte. War es das, mein lieber Geis? „Also bitte,“ sagte Eckerlein.

Geis schritt rasch und gravitätisch voran. Aber plötzlich griff er wie aus einem bislang

verdrängten Impuls heraus wieder ärgerlich in die geheimnisvolle Brusttasche:

„Übrigens — ja — haben Sie auch diesen Wisch, diese Zeitung bekommen, Kollege...? Man insinuiert uns ja beinahe mit aller Hochachtung und Finesse nicht mehr und nicht weniger als ein Plagiat...! Der verstorbene Reez soll — Kurios, das gerade hatte noch gefehlt!..."

Mehr hörte Gitta nicht. Hans Martin schloß die Schiebetür. Sein Gesicht hatte sich in keiner Linie verändert.

Geis lehnte die Zigarre ab. Er stand am Tisch und schnürte und packte vorsichtig an seinem Bündel. Hans Martin ließ sich nicht stören. Er klapperte mit den Schüsseln, wählte in seinen Zigarrenbeständen und tat sichtlich behaglich die ersten Züge. Erst die ernsthafte Angelegenheit, nicht wahr? Die dürfte in jedem Betracht wichtiger zu nehmen sein!

Ja. Die Herren gingen die Handschrift noch einmal rasch durch. Ederlein war auch jetzt wieder für eine Milderung des Ausdrucks hier und dort. Aber er erreichte es nur an einer Stelle. Nun, Ederlein war nicht eigensinnig. Der gläubige Bekennermut des Geislein war ihm wichtiger, und das Ganze hatte seine Billigung. Los, los. Das alles war ja neben den Dingen! Und half doch an seiner Statt.

Fertig. So konnte es also mit beiderseitigem Segen in die Welt gehen.

Geis nahm nun doch ein leichtes Zigärrchen und nippte daran; selbst sein Rauch stieg reinlich in die Luft, und sein Aschenhut zirkelte sich sauber ab. Er spazierte umher. Dann nahm er wieder Platz und sah den Kollegen an. Hm.

Man schwieg eine Weile und dachte an etwas. Die andere Sache. Wie? Man rauchte. Eh—äm. Was war das? Kurios—un—sinn—ig! Allerdings.

Ederlein sog bedächtig einen Ring aus seiner großen Zigarre und sah ihm nach.

Er wußte, um was es sich handelte. Er hatte sogar zwei Exemplare dieser Berliner Mittwochszeitung, die schon Dienstagnachts erschien, mit roten und blauen Randstrichen verziert, heute morgen in der Klinik durch die Post von unbekannter Hand empfangen und war bald darauf davongegangen. — Vielleicht, um sich ein wenig auszulüften, obwohl das Wetter nicht gerade dazu einlud. Er sah die Sache sehr ruhig an und war bereits im klaren darüber, wie man sich dazu stellen sollte. Nämlich gar nicht.

Er begann selbst: „Also darf ich bitten, lieber Kollege Geis," sagte er, streckte sich in einen Sessel und blies einen neuen Ring in die Luft, wobei er Herrn Geis spöttisch betrachtete. „Richtig, Sie haben es ja bei sich. Auch ich habe das Blättchen bekommen. Ich hätte selbstverständlich morgen Gelegenheit genommen, mit Ihnen darüber zu sprechen. Vermutlich sind auch noch andere Kollegen mit diesem Wisch — diesem Weltblatt behelligt worden, wenn sie es nicht selbst auf der Straße gekauft haben; vielleicht hat dieser und jener gewitzte Händler einladend auf den Artikel hingewiesen. Man muß sehen, was dahinter steckt — Bosheit, Neid, Niedertracht? In diesem Fall sicherlich — ich weiß es — Verschrobenheit und Minderwertigkeit; ich bin geneigt, beides dem Verfasser zu unterstellen."

Geis schwenkte verächtlich das Blatt und warf es auf den Tisch. Minderwertigkeit. Gewiß, man war erhaben über derlei Schmutz. Dennoch war vielleicht zu erwägen... Er saß mit schrägem Kopf und sah den gleichgültigen Herrn in dem anderen Büffellederstuhl unwillig durch den Kneifer an.

Die Sache war die: ein unbeträchtlicher Doktor Alois Krause, der ebenfalls in der Reezschen Klinik in Breslau assistiert und ausgezeichnete ärztliche und wissenschaftliche Gaben gezeigt, dann aber Schiffbruch gelitten hatte, war am Schluß eines in seiner Art merkwürdigen Aufsatzes etwas abenteuerlich gegen die Originalität des Ederleinschen Mittels aufgetreten.

Er hatte zuerst erzählt, daß er selbst eine andere Kombination ins Auge gefaßt habe — natürlich! — und einem ähnlichen und doch wieder neuen Resultat in mühseliger Spürarbeit, die freilich nicht durch annähernd so reiche Mittel und Hilfen gefördert werde, wie sie ‚gewissen Herren' im Übermaß zu Gebote stünden, nachgegangen sei. Er wäre erst am Anfang, denn Krankheit, beschränkte Mittel, Brotarbeit schüfen dauernd Hemmung. Trotzdem wäre er geneigt, rückhaltlos und neidlos den Erfolg der anderen Seite anzuerkennen und die eigene Forschung zurückzustellen, wenn das Mittel in dieser Form und Anwendung sich in absehbarer Zeit als ein Erfolg und Segen für die Menschheit erweisen sollte usw. Nichts Neues. Schwatz! Auch das mit den eigenen Gedanken und Methoden kannte man zur Genüge. In mühseliger Spürarbeit — was hieß das? Lächerlich. Und dann schwirrte der dünne, feine Pfeil ab, um deswillen die ganze Bemühung unternommen zu sein schien, ein Einfall, der dem Verfasser diese kümmerliche Stilübung unverkennbar gewürzt hatte.

Nun kam es also: er — Alois, habe den verehrten Meister Reez, als dessen Schüler sich Professor Ederlein gern nenne und be-

kenne, noch ganz zuletzt einmal gesprochen; Reez habe ihn dabei gütig angehört und dann von sich aus eine Art Fingerzeig gegeben, ein paar Worte in seiner spöttischen, knappen Art fallen lassen, die bei nachträglicher Deutung auf einen vielleicht nicht ganz abliegenden, ja, man dürfe mit aller Vorsicht sagen, vielleicht sogar verwandten Weg raten ließen, also dem Problemkreis der neuen vielgerühmten Entdeckung nicht ganz fern zu stehen schienen, und so fort, gewunden, dunkel und tückisch. O Alois! Man müsse auch zugeben, daß der scharfe, in seiner Simplizität geniale Gedanke nebst seinen Formeln ganz die Struktur Reezscher Einfälle habe. Jedenfalls habe er — Alois Krause — sich mit Wesen und Methodik der Reezschen Problemstellung lange genug vertraut gemacht; und ebenso gewiß müsse man den wahlverwandten Geist von Meister und Schüler, um bei dieser Bezeichnung zu bleiben, immerhin anerkennen und aus billigen Gründen es selbstverständlich ablehnen, einen bündigen Kausalnexus im angedeuteten Sinne zu konstruieren oder aufzuweisen. Doktor Alois Krause. Punktum. Dies war der Rede faßbarer Sinn. Dumm und läppisch, die Handschrift eines Gemütskranken.

Geis hatte ein wenig auf der Kante gesessen. „Krause? Wer ist Krause?"

Eckerlein rauchte. Nun legte er die Zigarre weg, stützte gesammelt die Hände auf die Armlehnen, sah den Kollegen mit mildem Ernst an und sprach sich in jenem Sinne aus: „Die Sache ist scheinbar etwas wild."

Geis nickte sympathisch.

Eckerlein legte langsam die Fingerspitzen zusammen. Er suchte, zögerte mit einer Art unpersönlich eindringlichen Grübelns. „Ich kann in meinem Gedächtnis wirklich nichts ... ich ... habe in der Tat ... niemals mit Reez darüber gesprochen ... Sie werden — ja, Sie werden auch wissen, lieber Geis, daß unsere Sache dem Reezschen Gedankenkreis nicht eigentlich so nahe liegt; der war gerade auf diesem Gebiet recht eigensinnig und beinah altmodisch. Obwohl ich ohne weiteres zugebe, daß er bei seiner Art unzweifelhaft auch völlig entgegengesetzten Einfällen nachgehen konnte; ähnlich so, wie ein kritischer Kopf sich im Selbstgespräch dauernd widerspricht und gerade die Gegenrede scharf und glänzend handhabt. Reez war unberechenbar ... Dieser Herr Krause nun —"

„Sie kannten ihn? Nie gehört."

„Er ist ein armer Teufel. Mitte Vierzig. Er war einmal ein wundervoller Mensch. Schlank, blond, männlich, Korpsstudent, immens fähig, gewissenhaft, tüchtig, voll Lebenslust. Da kam er infolge einer betrunkenen Geschichte zu einer schweren Mensur. Abfuhr, schwerer Säbelhieb, und seitdem war es vorbei mit ihm. Er wurde wunderlich, schwammig, schwatzhaft, fahrig, mißtrauisch, reizbar, schloß sich von aller Welt ab; bei heißem Wetter litt er unter schrecklichen Erregungen bis zu Krämpfen. Niemand konnte helfen. Er besaß ein kleines Kapital, so daß er mit seiner Schwester zur Not leben konnte; dazu schrieb er populäre Aufsätze und Broschüren, leistete billigste wissenschaftliche Handlangerarbeit, Korrekturen usw., schrieb auch an gewichtigen Büchern, die natürlich nie fertig wurden. An eine ärztliche Praxis war nicht mehr zu denken. Er tat uns allen leid. Reez interessierte er auch als pathologischer Fall, er las gelegentlich in Breslau seine getüftelten und bis zur Unkenntlichkeit korrigierten ‚Studien'. Das ist Krause. Jeder, der ihn kennt, wird seine ‚Glossierung' in einem gewissen Lichte sehen. Man darf sagen, ein kranker Mann. Dabei vielleicht voll unterbewußten Neides, weil es anderen ein wenig leichter und besser wurde. Er war oft furchtbar verbittert, bis zum Weinen und zur Wut, und daneben hochfahrend und absprechend bis zur Gehässigkeit. Ich habe ihn seit Jahren nicht mehr gesehen."

„Man müßte aber vielleicht doch ..."

„Wie? Es gibt gewiß Mittel und Wege. Und er hat ja wohl alles gesagt, was er auf dem Herzen hatte. Er ist nach meiner Diagnose nicht eigentlich gemein oder perfide. Mehr schwatzhaft." Eckerlein erhob sich ernst und ruhig; ein wenig müde.

Geis folgte ihm mit gespreizten, abwehrenden Händen. Hans Martin sah die reichen, herrlichen Dinge um sich her, fühlte das Behagen, den Duft der Verwöhnung, den sie ausströmten. Das leise Knacken des Parketts unter den Teppichen tat ihm wohl und weh. Er sah, hörte, empfand alles scharf, tief, innig. War das immer so bei einer Störung, einer verdunkelten Gefahr, einem trübenden, störenden Schmerz? Man hielt sich an die unveränderlichen Dinge, um die der Hauch ungetrübter Vergangenheit wehte.

Weiter nichts? Leicht nehmen, zum Henker! Wie? War das nicht gleichgültig, wie eine heilsame Tat entstand! Das Wesentlichere war, daß sie entstand! Sollte man selbst der Sache einen Eselstritt geben und ihr unheilbar schaden? Gleichmut, Dickfelligkeit, Rücksichtslosigkeit ...! Er wurde etwas frischer durch den gewaltsamen, mit Widerhaken stechenden Gedanken und bewegte die Arme.

‚Ob Gitta — ?' dachte er plötzlich in einer Erinnerung scharf. Sie war seine Frau, dachte er schroff weiter.

„Nun, Kollege Geis ...?"

„Ein krankes Gehirn wirft absonderliche Blasen."

Eckerlein nickte langsam. Auch in ihm war eine Spannung gelockert, obwohl er einen sehr schlechten, fauligen Geschmack im Munde hatte. Ihm schwindelte noch eine Sekunde wie durch ein jähes Erwachen und wie vor einem Abgrund.

„Ja," sagte er einsilbig. Dann raffte er sich auf. „Ich habe einen Mittelsmann an der Hand. Ich habe auch Mitleid mit dem alten Genossen und Kollegen. Man wird Klärung schaffen. Es wird nicht allzu schwer halten. Ich denke auch, daß man von selbst an mich herantreten wird und um Aufschluß und Weisung bitten. Soll man sich in eine ernsthafte Polemik einlassen? Das wäre in jedem Fall zu überlegen. Schließlich — wiegen wir ebensoviel wie Herr Alois Krause." Er lächelte.

„Mnjah ...!" sagte Geis und blieb stehen. „Die Presse, die Presse! Sie ist vom Übel, nun rächt sie sich auch an Ihnen. Sie haben ihr gegenüber eine Schwäche gezeigt. In dem Punkt waren Sie nicht ganz taktfest, mein guter Eckerlein." Der kleine Mann stand steil und streng wie das leibhaftige Gewissen vor ihm.

„Geis, wir wollen nicht das alte Lied pfeifen. Sie wissen, ich beneide Sie um Ihre unbeirrbare Arbeitsseele. Sie sollen recht haben, Kollege. Aber anderseits, ich hatte's doch wohl bequemer vorher; mich trieb nicht gerade Unzufriedenheit und billiger Übermut. Was fehlte mir — gerade mir? Seien wir ehrlich: heute, alles Drum und Dran und Künftige erwogen, würde ich es wahrscheinlich ebenfalls sehr viel kühler anfassen! Aber Geis — es war auch Glaube und Begeisterung. Man ist auch darin verschiedenen Temperaments. Glaube und Begeisterung ... Treiben die Sie nicht?"

„Wir sind noch lange nicht am Ziel, Eckerlein! Ich bin eben so sehr — noch ungleich mehr in Sorge!" sagte er ernst und lüpfte mit spitzen Fingern die goldene Panzerkette mit dem Petschaft.

⌘ ⌘ ⌘

Nun war Geis gegangen. Hans Martin räumte auf. Die Diele knackte. Er hatte ein Fenster geöffnet, um den Rauch hinauszulassen und Frische zu atmen. Es geschah laut und gleichmütig. Dann war wieder Ordnung, und sein Schreibtisch stand sauber, aber auch plötzlich wie leer und tot da, daß es ihn quälte und reizte. Sein Gesicht brannte. Er griff zur Zeitung und zur Post, las Worte, die ihm gleichgültig waren. Nur die Briefe, die sich mit Verehrung und Hochachtung an ihn wandten, taten ihm auch in diesem Augenblick wohl, sogar ihr schönes, starkes Papier. Er mochte nicht gleich hinüber, denn es war nicht zu umgehen, daß er Gitta Aug' in Auge ein wenig Rede stehen mußte; sie würde mit ihrem ruhigen Blick fragen: ‚Was gab es denn?'

Ja, was gab es denn? Einen Mückenstich. Nichts. Man würde damit fertig werden ... Mußte wohl. Sich abschließen, dann kam nichts heran! In sich selbst war man sein eigner Herr und verständiger Richter. Wie viele solcher Vorfälle spielten sich wohl in aller Welt ab, oben und unten in Tausenden, Tausenden bis zu den allerfeinsten Zeitgenossen hinauf? Keiner, der nicht die Hauptrolle spielte, wußte darum! Alles blieb in bester Form, nur die Augen zwinkerten ein wenig, der Mund kniff sich ein, vielleicht mit einem Lächeln, und alle Welt zog mit Verehrung tief den Hut, und der Hauptakteur dankte mit anmutig-lässigem Gruß.

In ihm biß etwas. Er verbat sich solche Streiche, solche Grotesken des Geschicks — einfach! Pflanzte sich dieser Kümmerling mit seinem Geschwätz vor ihm auf, schrie ihn an; dieser Kretin, blaß, fettgedunsen, das schwammige, bocksbärtige Gesicht voller Mensurnarben, der da oben irgendwo in der Krummen Straße in einer schäbigen Höhle hauste, zwei Zimmer mit Küche, Eckerlein kannte das Loch, er war vor Jahren, noch vor seiner Ehe, aus Teilnahme — man hatte sich auf der Straße getroffen — einmal dort gewesen; man hatte sich früher kollegialisch nahe gestanden. Schauderhaft! Stuben und Küche, alles, selbst die Küche mit Büchern, Zeitschriften, bedrucktem Papier, Gläsern, Flaschen, Kolben vollgepropft; die schlauchartige Straße brüllte und rasselte herauf, der armselige Alois aber war schreckhaft vor jedem zudringlichen Geräusch, saß mit Wachspfropfen im Ohr, die er selbst fabrizierte, in sich versunken und hörte doch alles wirr durcheinander, und mitunter sprang er verzweifelt auf, ballte die Hände, riß das Fenster auf und schrie sinnlos hinab, brüllte die Schwester an, die den Schürhaken hatte fallen lassen, oder riß die Flurtür auf und murmelte blaß und zornig einen halben Satz, denn vor den Nachbarn, sogar vor den Kindern war er feige, oder er schrie plötzlich überwältigt: „Ruhe!!" Und donnerte die Tür zu, einmal, zweimal, dreimal, aus Rache, weil sie draußen mit den Türen gekracht hatten, und ging mit erschöpften Knien zu seiner sich fruchtlos über die Seiten quälenden Arbeit zwischen Haufen von Papier, beißenden Tabakswolken, Küchengestank und Menschendunst zurück. Und dieser — dieser Entgleiste, Abgeglittene, Ver-

worfene, diese verzerrte, abenteuerliche, gehirnwunde Elendsgestalt — es war eine grinsende Ironie! Reez habe niemand mehr vor sich gelassen — nur diesen Alois also ... Beide gewissermaßen am selben Quell Gelabte ‚Widersacher': der strahlende Höhenmensch und der im Staube kriechende und liegende Halbblöde und Prolet. O Alois, es war Hohn! Ein peripherisches Ereignis. Man würde einige milde und würdige Worte über diesen mangelhaften Kämpen Alois finden. Er würde noch heute mit seinem ‚Reklamechef', wie er ihn lächelnd bei sich selbst nannte, Rücksprache nehmen.

Er erhob sich rasch. Er hörte Gittas Schritt. Er knipste die Lampe auf dem Seitentisch aus. „Ja —? Ah, du bist's, Gittakind. Ich komme sofort."

„Ich wollte dich nicht stören. Du hast zum Tee kaum etwas genommen. Wollen wir essen?"

„Danke, Kind. So arg ist es nicht."

Sie sah ihn an. „Was war denn?" fragte sie leise und scheu.

„O nichts von Belang. Ein kindlicher, ganz dämlicher Angriff. Anzapfung. Man wird das nachgerade gewöhnt."

„Nahm es Geis ernster?"

Richtig, Geis hatte ja schon an der Tür damit losgesprudelt. „Gewiß nicht, Kind," er nahm ihren Arm und spazierte mit ihr im Zimmer umher. „Siehst du, ein merkwürdiger Knabe, Alois Krause, von dem ich dir vielleicht schon früher einmal erzählte, aber du wirst es vergessen haben — behauptet —" und so weiter. „Wie spaßig."

„Er kann es nicht beweisen?"

„Wie sollt' er das. Ein Hirngespinst."

Gitta schwieg und grübelte.

„Nun?"

„— Und du bist sicher, daß du niemals ein Wort ... eine Notiz von Professor Reez —" sagte sie leise und zaghaft. Sie brach ab. Warum nahm sie nicht einfach seine Hand und fragte ihn Aug' in Auge: ‚Hans Martin, was ist an der Sache? Ich weiß ein wenig darum.'

Er zog die Brauen kaum merklich zusammen. „Wie meinst du? ... Geis kennt das ja alles."

Auch jenes Mäppchen, in dem sie einmal flüchtig neben ihm und dann später zufällig noch einmal aufmerksamer geblättert hatte? Er hatte ja bereits einiges, wenn auch in vielleicht zulässiger literarischer Form davon benützt — ein wenig spielerisch, ein wenig eitel, nun ja ... Aber da gab es noch ein paar andre Blätter, auf deren einem das herrliche ‚Weißt du's, o Seele —' von dem Todkranken in die Ecke gekritzelt war ...

„Hans Martin," sagte sie plötzlich ängstlich und hing sich fester und zärtlich in seinen Arm. „Da war doch auch eine Mappe ..."

„Mappe? Ah richtig, du kennst sie. Du solltest sie dir wieder einmal ansehen, Gitta," sagte er mit gutmütigem Lächeln. „Die kennt übrigens," sagte er frei und ehrlich, „der kleine Geis noch gar nicht, dieses Mäppchen — vielleicht hole ich es einmal nach."

„Warum nicht?"

„Es finden sich ein paar ärztliche Einfälle darin. Nein nicht gerade dieser ... sieh nach," scherzte er, und es entsprach dem Sachverhalt. „Aber wenn das Vorhandensein dieser wenigen andern, geistreichen, aber ziemlich belanglosen und fragwürdigen bekannt wird, dann — du kennst die Welt nicht, kleine Gitta."

„Fürchtest du den Schein?"

„Nicht gerade ihn. Aber ich habe nicht Lust, mich mit boshaften Kindereien herumzubalgen. Was mein ist, ist mein," sagte er hart, und er hatte in gewissem Sinn unzweifelhaft recht.

Gitta war erhitzt und schien ihm nicht ganz beizustimmen; er lächelte und umspannte mit der Hand ihren nackten Hals, daß ein feiner Schauder sie überrieselte.

„Du machst ein Gesicht, wie das Geislein, Kleine. Kinder, man muß auch einmal über sich selbst springen können, grade um der Sache willen. Soll ich dieser Handvoll Richtigkeit halber — nein! Später vielleicht." Er warf ein Buch, das er zur Hand genommen hatte, hart wieder auf den Tisch.

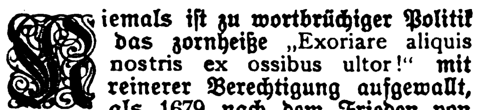
Gitta schämte sich ein bißchen. Ihr großer, überlegener, geliebter Mann. Wie stand er plötzlich fast sichtbar kleiner, so schien es ihr in der Sekunde, neben ihr. Sie hatte sich allezeit von jenem Ungreifbaren abgekehrt, furchtsam, liebevoll, taktvoll und entschlossen. Sie wußte auch, daß niemand ganz wahrhaftig sein konnte; Lässigkeit, Egoismus, Höflichkeit, Eitelkeit bringen die Wahrheit hundertmal fein am Tage um, aber wie stand es mit diesen größeren Dingen? Eheleute waren Spießgesellen. Es stieg ein scharf schmerzendes Gefühl der Kameradschaftlichkeit, fast der Mütterlichkeit in ihr auf, das irgend etwas energisch abwehren oder schützen möchte. Allein größer in ihr war die dunkle Bangnis und unbeutbare Niedergeschlagenheit. Sollte sie ihm sagen, was sie einmal aus weiter Ferne erspäht und befürchtet zu haben meinte, was sie — nein, nicht wußte, nein ... niemals wußte ...

Ihr tapferes Gesicht mit den schönen klaren Augen brannte. Was hatte sie selbst vorhin getan? Sie hatte leise die Tür nach dem Musikzimmer geöffnet und furchtsam und bekümmert gelauscht. Wohl zum erstenmal in ihrem Leben.

(Schluß folgt)

Aus dunklen Tagen der deutschen Geschichte

Von Prof. Dr. Ed. Heyck



Niemals ist zu wortbrüchiger Politik das zornheiße „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!" mit reinerer Berechtigung aufgewallt, als 1679 nach dem Frieden von St. Germain in dem brandenburgischen Kurfürsten. Friedrich Wilhelm hat das vergilische Zitat nicht unmittelbar ausgerufen. Soweit haben Büchmann und Hertslets „Treppenwitz der Weltgeschichte" recht, indem sie den Ausspruch als ungeschichtlich abweisen. Beiden Büchern ist jedoch, auch für neuere Auflagen, entgangen, daß eine damals geschlagene brandenburgische Denkmünze die Inschrift trägt, was auch bei Erdmannsdörffer, ‚Deutsche Geschichte 1648 bis 1740' angegeben zu finden gewesen wäre. Persönlich ausgesprochen hat Friedrich Wilhelm: daß es sein Herz drücke, als Deutscher geboren zu sein, daß aber denen, die jene Schuld trügen — dem Kaiser, den Generalstaaten und gewissen Reichsständen — die Zeit der Bereuung kommen werde.

Es ist nichts mystisch Bestimmungsvolles, keine Vorausnahme eines ‚nationalen Berufs' seiner Dynastie in der großdenkenden Deutschheit dieses Hohenzollern. Die Zeit, worin er lebt, gibt sie ihm, muß sie ihm geben, persönlicher als später dem Großen König. Seit zur Cheruskerzeit die militärischen Befehlshaber des Augustus im germanischen Binnenlande ihre Truppen stationieren ließen, die kriegslose Gewinnung einer neuen Provinz als sich still vollendende Tatsache betrachtet werden konnte, römische Juristen und Steuerkommissäre schon die germanischen Freihälse als Untertanen ohne Bürgerrecht traktierten, hat es der Schimpflichkeit und nahezu fertigen Knechtschaft bedurft, die Deutschen zur Selbstbesinnung wachzurütteln. Wenn es zuvor erst ganz schlimm geworden, dann wird es wieder besser, *dann* wird auch der Mann ertragen, der die nationale Führung nimmt. Wenn es so für eine Weile aufwärts gegangen ist, folgt die neue Selbstzerstörung. Wie der Pendelschlag der Uhr, wie die Gewißheit von Ebbe und Flut geht durch die deutsche Geschichte diese Regelmäßigkeit. Ihre gute Feder ist das Unglück, nicht das Wohlergehn. In der so glücklich mit Konrad II. begonnenen salischen Kaiserzeit der Heinriche kommen die generationenlangen Bürgerkriege, ergibt sich dies 11. Jahrhundert einer lähmenden Bildungsverwirrung durch lebens- und kraftverneinende asketische Theorien, — so recht etwas für die deutsche gelehrige Hineinvergrübelung, die niemals das geistige Einschleichen zielgeleiteter Fremdherrschaften merken will. Wiederum folgt ein entnebelndes Erwachen, folgt die lebensschwellende, farbenfrische Zeit der staufischen Bischöfe, Fürsten, Ritter, Bürger. Sie wird die erste in unserer Geschichte, die sich ein freudiges, berechtigtes Bekenntnis nationaler Frohheit vergönnt, heute am bekanntesten in Walters von der Vogelweide Worten von deutscher Wohlfahrt, deutscher Männer Ehrensinn und deutschen Frauen. Dies wird dann die Zeit der dauerndsten, besten nationalen Taten, indem eine geschlossene, Hand in Hand gehende Vollbringung sämtlicher beruflicher Stände gemeinsam die Riegel der deutschen Übervölkerung aufsprengt und damit die Wurzel so vieler Unfreiheiten und anderen Übels beseitigt. Geschaffen wird dieses östliche große Neudeutschland durch die volkliche, nationale *Selbsttreue der Auswandernden*, nur zu Teilen durch gewaltsam erfolgte Eroberung.

Ich will es nun nicht in allen seinen Wechselgängen aufrollen, wie jeweils von neuem jene Lokigestalt der germanischen Verhängnisse, die schon dei skaldische Mythos herausempfunden, den kleinsichtigen Hödur zu finden und zu bereden weiß: von den dunklen Tagen der Doppelwahl 1198 an, womit sich die Profitlichkeit des Erreichens, Erzwackens von oben herunter eindrängt und seitdem immer enger und schäbiger das gesamte Geflecht der politischen und sozialen Beziehungen durchspaltet und durchfrißt, bis zu dem fürchterlichsten all der kadmeischen, meisterlosen Bürgerkriege, den endlich 1648 zu Münster und Osnabrück das Ausland zum Abschluß bringt, im Hin- und Hermarkten über den deutschen Kadaver.

Es ist auch das, wie man's nimmt und dafür begabt ist. Dem Einen, wenn er zum Zweck einer höheren geistigen Weltkriegsvergleichung sich über diese alten Aktenstücke hermacht, geht dann im Kopf und Gemüt ein ganzer Psalter auf, was für ein klarer, schöner Friedenssinn mit dieser europäischen Regulierung von 1648 das edle Ziel verfolgte, fortan nun „ewig" den menschlichen Streit zu enden. So müssen wir wieder fühlen und denken, auch wenn unser Gebiet und Volkstum da als Opfer unterzuordnen sind! Der Andere liest so: aus solcher Zerstücklung und Ent-Hauptung Deutschlands — 1648 wird mit der wortreichsten internationalen Genugtuung jeglichen Reichsständen das volle droit de souveraineté zuerkannt — kann sich nur eine Fragestellung ergeben: ob dieser amputierte „kranke Mann"

in der Mitte Europas nun bald vollends als Reich, Nation aufhören soll? In erster Linie unter den Händen des am meisten ermunterten Frankreich, welches nur ostwärts, von der Nordsee bis zu der Alpenmauer, seinen Leib geographisch dehnen kann. Am Wohllaut der Worte, der naturrechtlichen Vereinfachung hat Frankreich es nie fehlen lassen. ‚Réunionen' nennt Ludwig XIV. ein Gewaltrecht, wovon man nichts in den schönen Worten des Münsterer Friedens liest: seine Nachforderung der Gebiete, welche mit denen, die er 1648 erhalten, in einstmaliger Verbindung gestanden.

Die Antwort auf jene Schicksalsfrage Deutschlands liegt aber nicht nur bei den souverän gemachten Fürsten. Noch in den Zeiten des äußersten Absolutismus bleibt der Geist eines Volkes, der lebendigen Vielen, das Höherbestimmende. Schon durch die Schulen, Universitäten, durch die Beamten und die Erzieher, deren Erzeugnis doch schließlich der Fürstenwille ist. — In klärender Deutlichkeit legen sich im 17. Jahrhundert die beiden Richtungen des deutschen Wesens bloß, trennen sich wie die Gabelung eines bisher noch einheitlich umrindeten, doch von tief an im Mark geteilten Stammes. Es ist schon immer ein Fortschritt, wenn die Dinge, wie sie sind, vor jedermanns Auge treten, es kann nicht mehr so in Beschönigungen geredet werden und man sich selbst oder andern soviel vorlügen. Nach der einen Richtung kommt nun die Alamoderei zur freien Entbindung. Die Fremdnachäfferei, die aber in ihrer Äußerlichkeit niemals verbesserte Kultur schaffen kann. Nur wurzelechte Bildung nimmt gute fremde Werte auf, es hat sein natürliches Gesetz, daß die beflissensten reichsständischen Schleppenträger Ludwigs XIV. am wenigsten für die Erziehung und Förderung ihrer Landesuntertanen geleistet. Nach der anderen Richtung erwächst aus 1648 eine desto entschiedenere neue Männlichkeit, Abtuung der Kleinsucht und Mattherzigkeit, welche „nichts dan Schand und Schmach gezeuget", „die dich und die Freyheit durch dich selbs überwunden", wie der Stuttgarter Schwabe Weckherlin dem deutschen Landsmann zurief. Wer vollgültig in der sich neu ansamenden Dichtung nach der Kriegsverwüstung steht und mannhaft in den politischen Stellen und Ämtern, der ist mit einer lange nicht mehr gekannten Bestimmtheit deutsch, und zwar, wie Luther, unbeschadet des Obrigkeitlichen und Staatlichen gesamtdeutsch, volksdeutsch, vollwürdigend die für die gemeinsame Selbsterhaltung unerläßliche Bewußtheit in Abkunft und Sprache und Gütern geschichtsalter Überlieferung.

In solchem Denken steht der fürstliche Brandenburger voran durch seine verhältnismäßige Machtstellung, wie durch seinen persönlichen schwungvollen Gemeinsinn. Es ist da kein verblümter Zwiespalt, sondern lautere Wahrhaftigkeit. Was er für den eigenen Staat nach unverjährten Rechten heimzufordern hat, oder was er bis über das Meer unternimmt, das denkt er und will er zugleich im Gemeinsinn der Nation; die frühesten seiner See- und Kolonialpläne hat er vergeblich dem Reich und dem Kaiser unterbreitend hingeboten. Daß es mit Deutschland seit 1648, in noch so langsamen, schwierigen Mühen, wieder aufwärts ging, verdankte es dem Vorteil, daß solche Fürsten landesherrlich in der Lage waren, unmittelbar durchgreifend auch zu handeln; Karl Ludwig von der Pfalz ist neben Friedrich Wilhelm mit dem nächstähnlichen Verdienst zu nennen. Das Elend des engen Parteiblicks, der Eifersüchte, Kleinlichkeiten, juristische Herrlichkeit mit ihrer Trägheit und Tiftelei und fruchtlosen Hinschleppung hatten dafür den Großsitz in den Reichskörperschaften.

So finden wir den Hohenzollern als die reichsfürstliche Seele der deutsch-vaterländischen Aufflammung gegen Ludwig XIV., die bei dessen zweitem Raubkrieg durch die Nation ging und nicht zuwenigst im 1648 abgetretenen Elsaß die Hoffnungen wiederbelebte. Während der Kriegführung im Elsaß gegen Turenne ist der Kurfürst der Kämpfer, der mit allem Drängen und Beschwören das „gelinde Pferd", das kaiserliche, militärisch mitzuziehen sucht. Aber immer trüber sieht diese Bemühtheit für die „gute Partei" die Erwiderung seitens letzterer entschwinden. Auch darin geht, wenn man die Wahrheit sagt, doch schließlich Macht vor Recht, daß sogar die Selbstlosigkeit nicht durch ihre Rechtlichkeit sich Anerkennung schafft.

Nicht den französischen König traf die Anklage des Kurfürsten, als ihm zuletzt nur die Anrufung der sittlichen Mächte der Bereuung und Vergeltung blieb. Ludwig XIV. handelte als Politiker nach klarer Natürlichkeit. Eine machtvolle Entente stand gegen ihn, nach allen Verkündungen unlöslich zusammengeschmiedet durch den begründetsten Unwillen und die sorgenvoll zwingende Abwehr gegen den schonungslos Länder und Landstücke enteignenden, deutsche und andere Fürsten sich zu Vasallen machenden Ausbreiter imperialistischer Obergewalt. Den Überlegenheiten dieser Koalition war Ludwig nicht gewachsen, wenn ihr Wille so voll eingesetzt blieb, wie er zuerst entschlossen war. Aber ein hoffnungsloses, schlaffes „Unmöglich" der diplomatischen Kunst kannte er so wenig, als nachmals Talleyrand, welchem in zwölfter Stunde gelang, Frankreich mit auf den Wiener Kongreß der Sieger von 1814 zu bringen, von dem es ursprünglich ausgeschlossen sein und die Beschlüsse der Alliierten lediglich hinnehmen sollte. In weit weniger günstiger Kriegslage, als sie jahrelang während unseres Weltkriegs war, hat Ludwig verstanden, durch die geeigneten politischen Billardstöße die gegnerische Koalition auseinanderzutreiben. Wer am zufriedensten den vertrauensvoll ausharrenden Kurfürsten verraten werden sah und dies mitbewirkte, war

Leopold, der Kaiser, obwohl er abermals das Elsaß dadurch und obendrein das österreichische Freiburg im Breisgau verlor.

Habsburg hat den jahrhundertelang wegbröckelnden Verlust seiner Stammgebiete im Westen, in Alamannien, niemals tragisch genommen. Die deutschen nationalen Wünsche, die ihm die elsässischen Teile und Hoheiten wieder verschafft hätten — so noch nach den Befreiungskriegen —, hat es jeweils vernachlässigt und beiseite geschoben. Es fehlt in seiner von Anfang an mit gefälligen und leutseligen Anekdoten zugedeckten Geschichte das markige ethische Festhalten der hohenzollernschen an altersberechtigten Ansprüchen, fehlt auch die dem Träger der Kaiserkrone am nächsten aufruhende volksnationale Verpflichtung. Zur Zeit Rudolfs von Habsburg war der starke Ottokar von Böhmen, Österreich, Steiermark, Kärnten der große deutsche Länderherr im Osten, der sein Böhmen ebenso germanisierte, wie die deutschzugewandten Slawendynastien in Mecklenburg, Pommern, Schlesien in ihren Ländern taten. König Ottokar, dem zielvollen Mitkämpfer zu Ehren benannte der deutsche Orden die Stadt „Königsberg". Von dem Zeitpunkt ab, als 1273 dem sich zur Krone reckenden alamannischen Grafen gelang, diesen Zukunftsträger der deutschen Geschichte abzudrängen, ihn zu verstricken, bald ihn 1278 auf dem Marchfeld zu vernichten, stockt die östliche und südöstliche Germanisation auf ihren unfertigen Erreichungen und Vorposten. Im Habsburgerbereiche selbst tritt an die Stelle einer national sich festigenden Staatsdurchformung die Ländersummierung. Um sie nicht zu stören, ist man in Nationalitätsdingen neutral. Auch der leutselige Maximilian, der die Niederlande erwarb und, wenn es billig oder Österreich nützlich war, so mannlich deutsch reden konnte, ist kein anderer darin gewesen. Von einem freieren volksdeutschen Standpunkt, der nicht gerade überall die jeweilige Reichsfahne wehen sehen muß und andere Gegenwerte zu erkennen weiß, ist es noch das Begrüßenswerteste, daß sich verschiedene habsburgische Gebiete zu selbsttüchtiger Staatlichkeit abgelöst haben und somit nicht weiter zum Gegenstand von wer weiß welchen Teilungen, Abtretungen, Täuschen, Verzichten, Gleichgültigkeiten, gleich dem Elsaß und den belgischen Niederlanden, die während des 18. Jahrhunderts noch wieder österreichisch waren, gemacht werden konnten.

Schon geraume Monate vor dem Nimweger Abkommen mit Frankreich hat Kaiser Leopold 1678 seine Gesinnung hinsichtlich Friedrich Wilhelms ausgesprochen: es solle kein großer Wandalenkönig an der Ostsee entstehen. Die Verlegung der Wandalenheimat an die Ostsee ist eine geschichtswidrige, früher sehr gangbare Verwechslung. Was Leopold ausdrücken wollte durch diese Reminiszenz, worin auch wohl unwillkürlich das Verhältnis von Ostrom, Byzanz, zu Geiserichs kräftigem jungen Reiche mitspielt, das hat er sich denn auch etwas kosten lassen. Zwar hat die Phantasie einer moralischen Politik, wie das wunschhafte ewige Friedensglück und noch manche edlere Hoffnung schon im Altertum und Mittelalter die Köpfe erfüllt, wo freundlich und leicht beieinander die Gedanken wohnen. Im Raume der Wirklichkeiten hat sich die Politik bisher noch niemals befreien lassen von der unfreundlichen Psychologie, daß das neuaufsteigend Tüchtige beunruhigt und sich Einverständnisse zu seiner Niederhaltung bilden. Die redlichsten Erbötigkeiten sind kein Mittel hiergegen. So ungern es gesagt wird: je darbringender die Gesinnung, desto mehr läuft sie in den Gruppierungen der Politik Gefahr, zu gläubig oder zu treu die falsche Partei zu halten. Friedrich Wilhelm pflegte von der „guten Partei" zu sprechen, wenn er Österreich und die Niederlande meinte. Aber die richtige für seine Lage ist es die beiden Male gewesen, als er mit Ludwig XIV. ging, und hier hat ihn nichts betrogen, weil er in diese Verbindung mit vorsichtiger und vorbehaltvoller Kühle, innerer Unzufriedenheit, hineinging. In der großen Politik gibt es keine akademisch richtigen Parteien. Nur ist gewiß, daß das falscheste ist, Verbündete danach einzuschätzen, was man wirtschaftlich aus ihnen herausholen will, denn da hört die Politik schon auf.

Was sich dem Großen Kurfürsten gegenüber erst gelinder angekündigt, tritt gegenüber dem Urenkel in die unverhüllte Erscheinung. Die Mächte vereinigen sich zu seiner „Reduktion auf den Markgrafen von Brandenburg". Löst man es aber aus dem dynastischen Denken, so ist es die rechtzeitig vorbeugende Reduktion Deutschlands auf den untertänigen, brauchbaren Völkerknecht, den vielstaatlichen Reisläufer und Parteimitgänger der Politik der Andern. Zu viel Micheltum der deutschen Vergangenheit läßt Europa mit Unwillkürlichkeit nicht zugeben, daß Michel ein Herr, wie andere, werde, daß er einen Führer bekomme, der ihn dazu anleitet und zwingend mitzieht. Der Siebenjährige Krieg, durchgehalten gegen das Donaureich, Frankreich, Rußland, Schweden, gegen Michel selbst, das „römisch-deutsche Reich", gegen Englands Frontdrehung, nachdem Pitt vom Ruder verdrängt worden ... wenn verloren, es ist unabsehbar, wohin es damals schon die Schicksale der Nation gewendet haben würde.

Als klarsehender Psychologe der Politik, was erst den ganzen Staatsmann macht, hat Friedrich den völlig erschöpften Feldherrn und König gerettet. Sich nur den verlässigsten Intimen verratend führte er bis ans letzte die Schachzüge des Nichtbesiegbaren, bis der geeignete Augenblick war, aus der militärischen Hoffnungslosigkeit in den diplomatischen Abschluß hinüberzuspringen. Mit dem Bündigen, Unerschütterten verhandelte die müde, ihre Günste und ihre

Hoffnung aufgebende Kaiserin, und Europa mit seinem Versailler Kongreß, der noch alles vernichtet haben würde, hatte das Nachsehn. Von da an war freundliche, werbende, huldigende Miene für diesen König, und alle Verlästerung war tief vergessen. Wahrlich, nach dem Wort des staunenden Schotten, des englischen ehrlichen Gesandten Mitchell, er hatte sich als der größte Diplomat, der jemals bisher war, bewiesen. Dazu als der größte Umlenker und Gewinner öffentlicher Meinung.

Zwanzig Jahre nach dem Sterbetag von Sanssouci, bei dessen Kunde das schwäbische Bäuerlein alles eher denn naiv fragte: „Wer soll denn jetzt die Welt regieren?" — nur zwei Jahrzehnte: Jena! Und so, daß die ganze Verschuldung bei denen liegt, die Friedrichs Erbe hätten verwalten sollen. Auch das ist ein Fluch der deutschen Geschichte, daß sich aus der Ruhmwürdigkeit einer Zeit so leicht die charakterlose Selbstgefälligkeit der nächsten Generation entwickelt und daß nun entsittlichende Selbstsüchte nur alles unbeschwert abgrasen wollen. Das Wort von der nefanda arrogantia Theutonicorum, der unsagbaren Anmaßlichkeit der Deutschen, tritt bald auf, nachdem Friedrich I. und Heinrich VI., überhaupt die hochsinnige mittelhochdeutsche Zeit den Deutschen den höchsten Respekt verschafft, den sie je als Nation besessen haben. Hier bezieht sich die Arrogantia auf ihre Art der Anstrebung geschäftlicher Herrschaft in den fremden Hoheitsbereichen.

Im nachfriderizianischen Preußen sind es Bestandteile der Beamtenschaft und des Heeres, die den Nimbus des großen Friedrich mit einer Einbildung übernehmen, die vielfach das deutsche Wort großmäulig fordert. „Meine Herren, Generale wie der Herr von Bonaparte einer ist, hat die Armee Seiner Majestät unterschiedliche aufzuweisen," diese geflügelten Worte kurz vor der Katastrophe 1806 sind wohl allbekannt genug. „In Preußen würde der Napoleon nicht einmal gut genug zum Korporal sein." Nur würde man sehr irren, in derlei Reden die noch so törichten Anmaßlichkeiten des Nationalgefühls zu erblicken. Oder dieses in den höheren Zivilkreisen vorweg zu suchen. Insbesondere in Berlin. Was sich zur zeitgemäßen Bildung rechnet, ist hier weder deutsch, noch auch innerlich gut preußisch. Die Dünnigkeit, Untiefe hauptstädtischer „Intelligenz" versagt in den Anforderungen einer von Ideen und Umwandlungen erregten Zeit. Man redet wie nirgendwo von Aufklärung, Weltbürgertum, Humanität, das Wort Geist erreicht seine ganze Mißbräuchlichkeit, die den Deutschen stets gefährlicher wird, als anderen nicht so unbegrenzt schülerhaften oder faustisch-wagnerhaften Nationen; was man aber mit Weltbürgerei eigentlich meint, das ist — Paris. Kopierte „Salons", wo ein Hauptwert der Freigeistigkeit der ist, daß sie den einen und andern der preußischen Prinzen hereinzuziehen wissen und daß man Beziehungen sammelt. Wie nach allen jüngeren Revolutionen erscheint aus den französischen Ideenstürmen, als sie gelinder abgewittert sind und verplätschern, der neue Regenbogen des Judentums. Er leuchtet über den geistig-gesellschaftlich-literarischen Zirkeln jenes Berlin. Fr. Schlegel und Dorothea Veit, Mendelssohns Tochter, die seinetwegen 1798 ihre Ehe löst und von ihm später geheiratet wird; 1799 die Schlegelsche „Lucinde" mit ihrer reflektierend aufgeplusterten erotischen Vorhanglosigkeit. Die zweite, andere, Rahel Levin, mit dem schrankenlosen Kombinationswitz, der in seiner beständigen Häufung bildlicher Ausdrücke zum anerkannten Tiefsinn wird. Die dritte in dieser farbenverschiedenen, recht gegensätzlichen, aber doch immer die Fühlungen haltenden Trias ist Henriette Herz, die Tochter der portugiesischen, über Hamburg gekommenen Judenfamilie. Großwüchsig wie die Tallien, schön, in anderer Art, wie die Récamier, ähnelt sie auch dieser in der vestalisch gehüteten Tugend ihrer Ehe mit dem weit bejahrteren Gatten. Freundin Schleiermachers, W. v. Humboldts, mit Männern wie E. M. Arndt wohlverträglich, vollzieht sie die — allgemein erst nach 1806 eintretende — Schwenkung ins Deutsche, vaterländisch Bewußte auf natürliche Weise mit. Die Frau Herz würde noch natürlicher erscheinen, wenn sie — im eigentlichsten Wesen treu, dankbar anhänglich, wie die jüdischen Naturen im Persönlichen gern sind — nicht so das Geheimnis ihrer unverdrehten Einfachheit zu hüten hätte. Die Rahel sagt einmal darauf bezüglich: „Madame Herz lebt geputzt, ohne zu wissen, daß man sich ausziehn kann und wie einem dann ist." Und Rahels Bruder, Ludwig ‚Robert-Tornow' (Levin), setzt das überspitzte Akrostichon in Umlauf:

Junonische Riesin,
Egyptische Marquisin,
Treu doch nicht liebend,
Tugend verübend,
Entzückt mit Gewalt,
Heiter und schmerzlos,
Eitel und herzlos,
Reuig und kalt,
Zu jung für so alt.

Goethe hat man nun entdeckt und schmückt mit ihm die Musen und Grazien in der Mark, die er vermißte. Der Dichter des Liedes an die Freude, der Glocke, der Jungfrau, des Tell bleibt den berlinischen Weltbürgern behaftet mit jener Unverwindbarkeit, die er für unechte oder plebejische Leute hat. Wenn in dem tiefergründigen, seit dem Mittelalter durchpflügten Bildungsboden Süddeutschlands, des Rheins, wo Arnim und Eichendorff studieren, und auch des Umkreises der alten Wartburg die Romantik aus ihren geschichtsdeutschen und phantasiedeutschen Wurzeln so volljung erblüht, so versteht man sich von Berlin aus vorerst nur mit einer in ihr verspürten Entstrengung und so, wie man die Entfesselungen auch auf sonstiges überträgt. Diese hauptstädtische

Oberfläche ist aber nicht belanglos dafür, daß es zu der Rückgratlosigkeit kommen konnte, welche das preußische Verhalten vor und noch zunächst nach Jena zeigt. Stets pflegen solche Milieus in schwächliche amtliche Richtungen und Personalien abzufärben. Hätte uns Neueres und Neuestes nicht die Verwunderungen abgewöhnt, es wäre unverständlich, wie Fr. v. Raumer, damals königl. Assessor und Kammerrat in Berlin, bald danach der Historiker, der sich der Wiedererweckung der Hohenstaufenzeit zuwendet, kurz nach der Schlacht von Jena, während die Festungen kapitulieren und Preußens Krieg noch dauert, einen Freund auffordert, mit ihm nach Paris zu gehen: „der wahrhaften capitale du monde und Lebensluft für unbefangene Menschen; eins aber müßtest Du in der Mark zurücklassen, den Patriotismus, diese konfuse, chaotische Empfindung, die verstummen muß und keine Kritik verträgt; ich könnte mit Dir hadern über Deinen Brief." Der Freund, der den Brief voll leidenden Patriotismus geschrieben, ist aber auch nur ein Sohn des gefühlsursprünglichen Volkes, Berliner Schlosserssohn, der Philologe Immanuel Bekker.

Die Lenker der auswärtigen Politik, Haugwitz, Lombard, genauer zu zeichnen müßte in den Verdacht bringen, unter entlehnter Aufschrift Charakteristiken von gestriger, noch auf uns lastender Gegenwärtigkeit zu schreiben. — Die innerste Unsicherheit optimistisch für feinere Weisheit haltend, nach jeder verkehrten Handlung sich durch eine neue Illusion beschwichtigend, bei allem Tun die Pferde hinten an den Wagen spannend, so hat sich diese, durchaus auf den Frieden bedachte, matte und fügsame, auch das Schimpfliche einsteckende Politik nur gründlich nach sämtlichen Seiten verächtlich und dazu verdächtig gemacht und sich in die vollverdiente Isolierung manövriert. Napoleon hatte lange genug Preußen verlässig an seine Seite gewünscht, — da alles auf dem Festland Beiwerk war, nur Gruppierung für oder gegen England. Jetzt machte er ohne Aufschub Schluß mit diesem in seifiger Unberechenbarkeit hin und her schwankenden Militärstaat, nachdem ihm dieser zur Niederwerfung der Koalition von 1805 den freundschaftlich-neutralen Beistand geleistet, welchen Napoleon Haugwitz abängstete, der eigentlich mit einem Ultimatum Friedrich Wilhelms III. zu ihm reiste. Friedrich Wilhelm, dessen Ehre, wegen Verletzung von Ansbach-Bayreuth, jenen Schritt erfordert hatte, war aber im Mut und Willen ebenso hälblich. Seiner beengenden Korrektheit obendrein entsprach es, den amtierenden Minister, den er einmal hatte und dessen Weisheit ihm auch immer wieder lag, mit ungnädiger Zurückweisung zu decken gegen die „unziemlichen" Vorstellungen von Stein und Blücher, denen sich Generäle und Prinzen angeschlossen.

Es war nicht alles so jämmerlich in Preußen, wie es sich ins Miniaturbild der Ereignisse verdichtet. Sonst wäre auch das Wiederaufkommen unmöglich gewesen. Im Berliner Publikum allerdings —: stumpfe Unfähigkeit, politische Folgen zu durchdenken. Irgendwelche Erregung über die Nachricht von der Schlacht von Jena, über den Zusatz „Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht" ist Fabel, nachträgliche Konstruktion des Liberalismus, daß der Maueranschlag die öffentliche Meinung habe verbieten wollen. In den Kreisen der Vorurteilsfreien fehlte es nicht an Schadenfreude, daß es dem „Staate" schlecht ergangen sei. Buchhändler legten das neugedruckte Bildnis Napoleons aus, „Kaiser von Frankreich, König von Italien, Besieger der Deutschen" ward er in der Unterschrift betitelt. In den Tagen, da die Truppen ausrückten, war das Hauptereignis die Anwesenheit der de Bachschen Kunstreitergesellschaft gewesen, und jetzt noch lebten viele in einer geistigen und seelischen Verfassung, welcher bei „Besieger der Deutschen" nichts weiter auffiel. Es war bitter beziehungsvoll, wenn Niebuhr, der das Königspaar auf der Flucht nach Ostpreußen begleitete, unterwegs aus dem Lande brieflich schrieb: „Ich habe in diesen Tagen nirgends mehr erwartet, so viel Kraft, Ernst, Treue, Gutmütigkeit vereinigt zu finden. Mit einem großen Sinn geleitet, wäre dieses Volk der ganzen Welt unbezwinglich." Auf eigene Faust entnahmen sich nicht wenige die kategorischen Imperative preußischer Überlieferung, so vor allem Stein, dann der alte Courbière, Blücher, Yorck und Scharnhorst, Freiherr Vincke, v. d. Marwitz, Graf Götzen, in Kolberg der Bürgervorsteher Nettelbeck, der den schwachherzigen Festungskommandanten beseitigte, so daß Gneisenau für diesen kam.

„Nun sei doch der Krieg gleich zu Ende," hatten Berliner Klugheiten sich zu der Nachricht von Jena vernehmen lassen. Was aber noch kam, lernten sie dann kennen, zusammengefaßt in die kalte Erwiderung, die Daru in Berlin im Mai 1807 dem Freiherrn vom Stein sagte, der ihn um Aufschübe beschwor: „O Sie glauben nicht, was ein Volk alles aushalten kann!" Daß auch die übrigen deutschen Bevölkerungen ähnliche Folgen des anfänglich begrüßten französischen Protektorats und Rheinbundes nur etwas mittelbarer auskosteten, hat aber aus diesen Sklavenketten das feste Band der die Deutschen einigenden Schicksalsgemeinschaft schmieden helfen. Aus Süddeutschland und aus der rheinischen Romantik kamen die ersten geharnischten Stimmen der Befreiung, des Zorngefühls der deutschen Erniedrigung, der Anrufung des Preußens, welches bei Roßbach siegte, des Geistes, dessen vergrauter großer königlicher Träger zu Potsdam in der Gruft der Garnisonkirche schlief.

Es kann nicht genug gesagt werden, alle Einsicht, Lehre, Willensaufflammung wird in sich erst fest und kann erst schöpferisch werden durch die seelische Mitaufnahme der Geschichtlichkeit und eine Neugeburt aus

dieser. Bis zu den Germanen reichte die gewaltige, verstehenstiefe Ausdeutung von Freiheit und Deutschheit zurück, womit vor den gewandelten, erkenntnisvollen Berlinern Fichte stand, er selbst philosophisch ein Vielbekehrter. Was nur konstruierender Begriff wäre, ob Philosophie, ob Staatsjuristerei, könnte ein Volk nur zerstören, das er aus sich allein freier oder jünger machen wollte. In Preußens trübster, hoffnungsärmster Zeit, unmittelbar nach einer hauptstädtischen Periode, die sich in ihrer geschichtslosen Eintägigkeit mit kosmopolitischer Aufgeklärtheit gebrüstet, richtet der Pulsschlag der in deutschen Landen vorhandenen Geistigkeit die Forderung an Preußen. Die im preußischen Staat, in seinen verlorenen und trümmerhaft ihm belassenen Provinzen nicht zerstörten Kräfte seiner Geschichte sind die wirkliche und wahre starke Sittlichkeit, die Deutschland retten und befreien kann.

... Aar, der einst entflogen
Staufens Nachb..r und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entlegnen Ostmeers trug:

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlaßnen, Heimatlosen,
Mit der goldnen Schwinge zu — —

Keine Strophen der Jahre 1807 bis 1812. Abermals aus ratloser, vaterlandsarmer Zeit, des Deutschen Bundes, ruft es ein Süddeutscher, ein jüngerer Landsmann Uhlands, G. Pfizer, den Deutschen und ruft es Preußen zu. Aus dem geistes- und bildungsälteren nichtpreußischen Deutschland, sowohl des Südens und Westens, wie der länderverbindenden Seefahrtgebiete, haben seit Tagen des Großen Kurfürsten selbständige Persönlichkeiten sich um Deutschlands willen dem Staate der ärmeren Vorbedingungen, aber auch der härteren, kraftvolleren Schule zugewendet. Ist es oft erwähnt worden, wie die schöpferischen Männer der Wiedererhebung durch Preußen fast allesamt Nichtpreußen gewesen sind, Stein, Hardenberg, Niebuhr, Eichhorn, Fichte, Arndt, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, auch Major v. Schill und Theodor Körner sind solche, so mag als minder bemerkt auch einmal darauf hingewiesen werden, daß selbst diejenigen, die Preußen seine eigene Geschichte am vollgültigsten verstehen gelehrt haben, zu den nicht als Preußen Geborenen zählen, von Pufendorf an bis zu Ranke, Droysen, Treitschke, Erdmannsdörffer und Schmoller. Die lebendige, aufbauende Geschichte läßt in den deutschen Ergänzungen und Wechselseitigkeiten sehr viel feinere Gesetze walten, als sie in den gewöhnlichen Tages- und Parlamentserörterungen oder in Stimmungs- und Neigungsschwankungen gekannt werden. Sie sind bei ihrer Feinheit dennoch auch die stärkeren und haben schon mehr als eine Probe hierauf bestanden.

Der Bauer

Auswerfen den Samen auf die Schollen
Wie einen Teil von mir mit breitem Schwung!
Krummfingrig in die Erde stoß' ich Knollen
Und schürf' dem Setzling warme Stollen
Und alles stoß' ich mit hinein, Wünschen und Wollen:
Erhebe mich, bin frühlingsstark und jung.

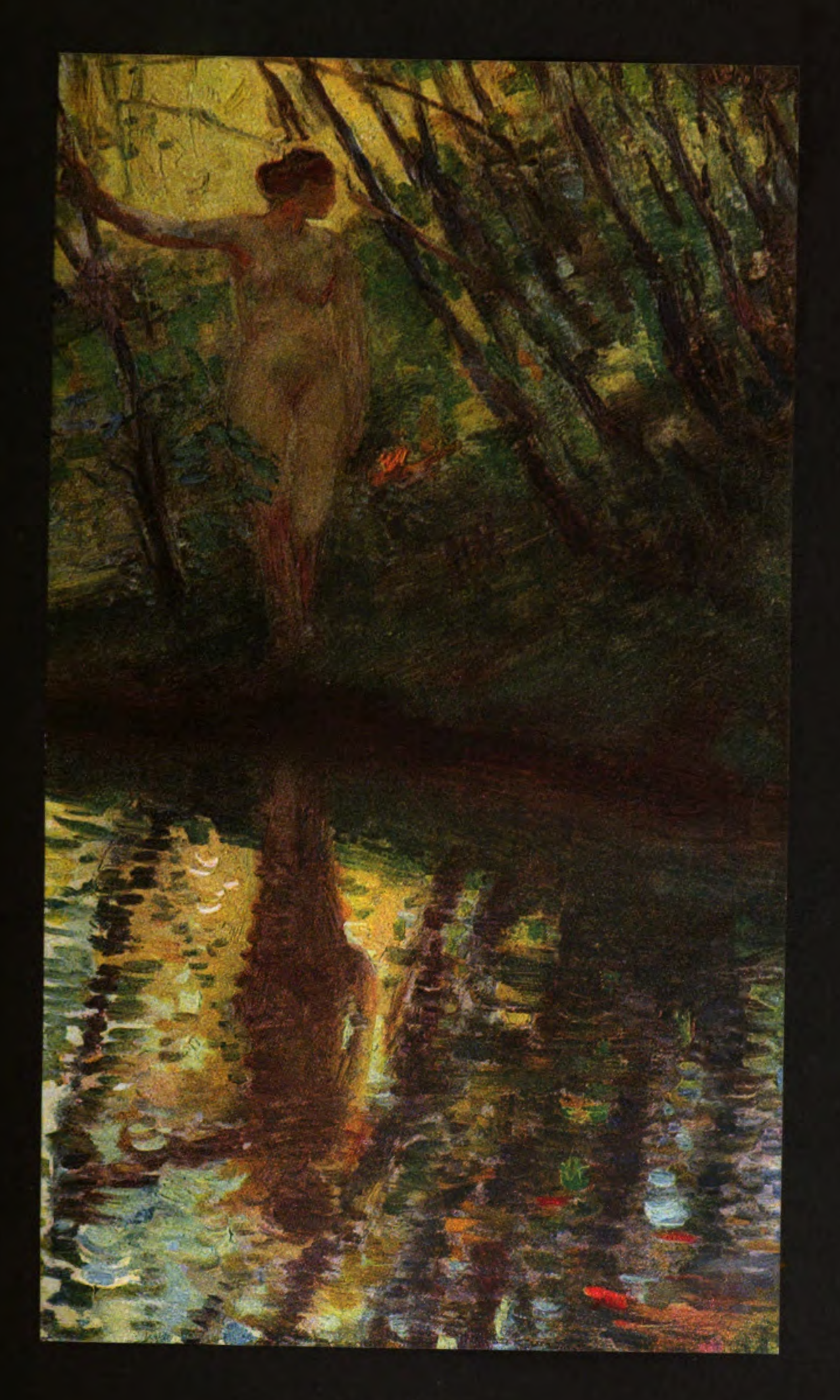
Aus braunem Acker mit der grünen Saat
Wachse ich auf ins Frühlingslicht,
Baumblust über mein Mattengrün flicht
Mich in den Kranz der Gärten dicht,
Stillehalten kann ich nicht.
Ich ranke mich auf und balle mich zur Tat.

Doch sommers unter schweren Ähren
Sitz' ich gereift in reifer Felder Kreis,
In der Hohlhand Schale leeren
Reglose Sträucher sattrote Beeren,
Und in die Sonne vollblütig heiß
Schau' ich auf, ohne mich zu wehren,
Steh' stolzgerad und grün wie Mais.

O Herbst! Ich hab' mit schwerem Haupte
Selbst überreif zur Ernte mich gebückt:
Ich falle mit dem Öhmd wie ausgepflückt,
Mit der Kartoffel, die ich klaubte,
Mit jedem Korn, das ich zerdrückt,
Ist mir, wie wenn ich mich beraubte.

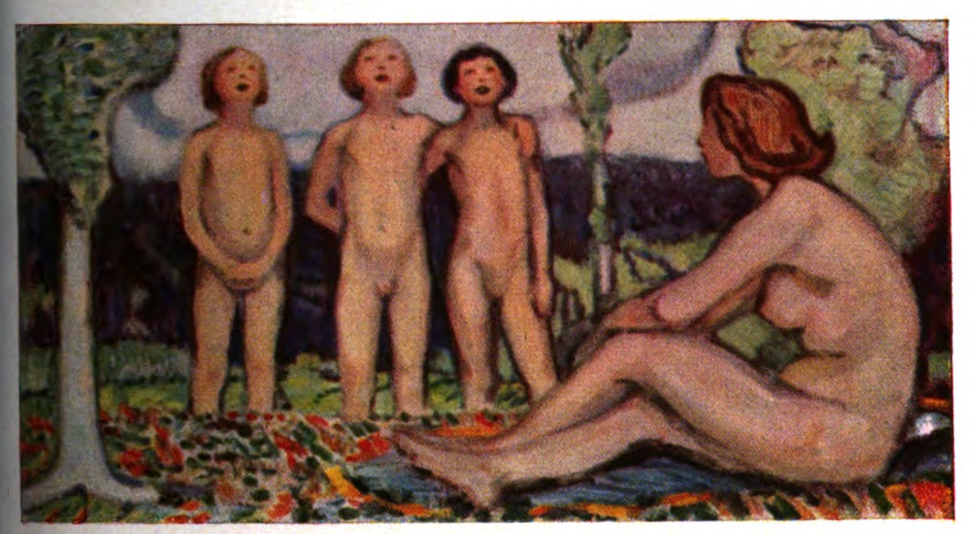
Ich bin wie alt, wie hingemäht,
So lieg' ich zwischen toten Garben
Und zwischen Früchten, welche starben,
Doch wenn in Ackers Bettelfarben
Ich eines Winterabends spät
In breitem Wurf mich ausgesät,
Weiß ich, daß bald mein neues Leben aufersteht.

Jakob Wyrsch



Am Wasser
Ölstudie von Ludwig von Hofmann





Entwurf für ein Wandgemälde 

Ludwig von Hofmann
Von K. Zoege von Manteuffel

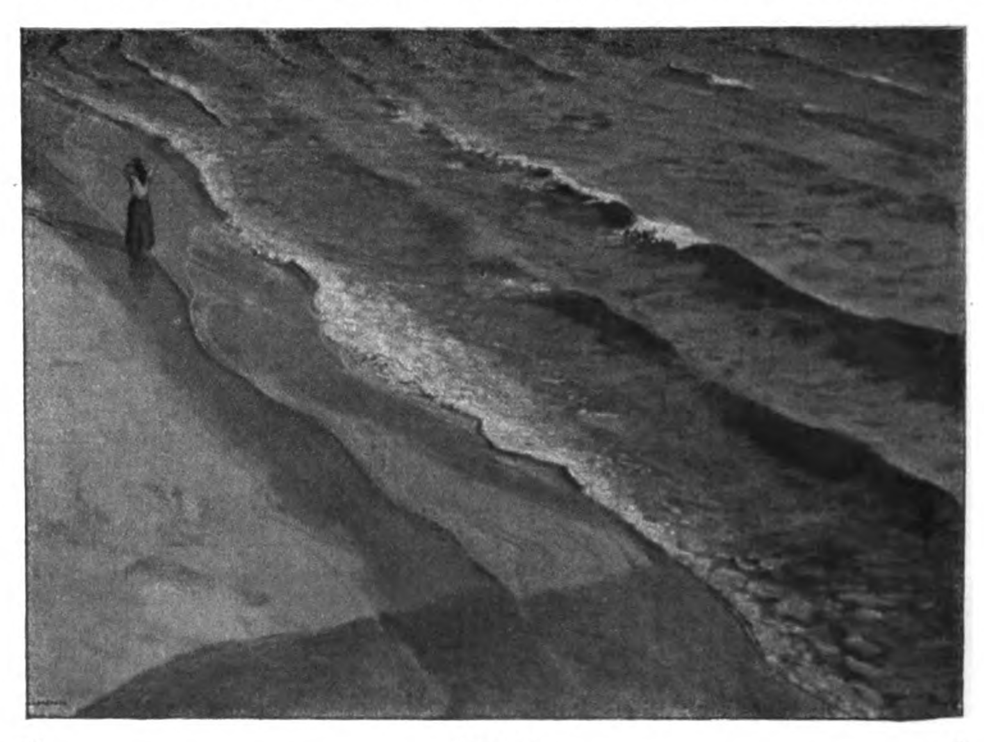
Als im Jahre 1891 sich in Berlin die ‚Vereinigung der Elf' zusammentat, um der Kunst des Impressionismus den Sieg zu erkämpfen, war der damals dreißigjährige Ludwig von Hofmann einer der Elf. Aus Paris kommend, fand er in Berlin als gleichstrebende Genossen Künstler wie Liebermann, Skarbina, Leistikow. Was ihn an ihre Seite trieb, war eine verwandte malerische Auffassung. Die Abkehr von der alten Ateliermalerei mit ihrer Bevorzugung dunkler Töne und ungebrochener Lokalfarben, das Bekenntnis zum hellen Licht und zur Luft verband diese junge Gemeinde. In keinem ihrer Bilder sollten mehr jene schwarzen Schatten vorkommen, die das Licht verschluckten, und jene abstrakten Farben, die den Einfluß der Atmosphäre ausschalteten; eine neue Art der Bildanordnung in schlichtem, naturnahem Nebeneinander der Dinge sollte an die Stelle des schulmäßigen Komponierens treten; nicht mehr sollte das ‚akademische' Zeichnen die Eindrücke vor der Natur verdrängen dürfen. In der freien Akademie Julian, der oft genannten Pflanzstätte der jungen Malerei, hatte sich während seines Aufenthalts in Paris solches Streben bei Hofmann entwickelt. Und mit aller Entschiedenheit stellte er sich auf den Boden der neuen Zeit. Der junge Hofmann war zuerst und vor allem Impressionist.

Prof. Ludwig von Hofmann
Aufnahme aus dem Atelier Grete Buck in Dresden

Er brachte aber noch etwas anderes mit, das ihn in Gegensatz zu seinen Genossen stellte. Bei diesen hatte sich zugleich mit der neuen malerischen Auffassung eine Bevorzugung gewisser Bildvorwürfe eingestellt. Vollständig verpönt waren für sie alle Darstellungen, die nicht unmittelbar der sie umgebenden Welt entnommen waren und mehr ausdrücken wollten als die Anteilnahme an Menschen und Dingen in ihrem gegenwartgebundenen

Dasein. Alles, was nach Geschichte, Allegorie, Mythologie aussah, galt damals schon aus diesem Grunde für ‚akademisch‘. Die Überfütterung mit solchen Forderungen auf den Akademien hatte als natürliche Folge ihre vollständige und übertriebene Ablehnung hervorgerufen. Ja, die Jugend ging noch weiter. Schon jede Verwendung von Kostümen vergangener Zeiten oder von Phantasietrachten war des ‚Akademismus‘ verdächtig. Jede nackte menschliche Figur erinnerte an das Grauen erzwungener Arbeitsstunden in den Gipsklassen. Allenfalls wollte man den Akt gelten lassen, wenn es sich um entkleidete Figuren im Atelier oder um Freilichtstudien handelte. Nur aus dieser gesunden Einseitigkeit konnte die neue Bewegung ihre stilbildende Kraft schöpfen. Ludwig von Hofmann aber brachte als Erbe einer tief in frühesten Eindrücken begründeten persönlichen Kultur und als Anspruch einer starken und eigenartigen geistigen Richtung das Bedürfnis mit, Dinge zu sagen, die in jenen Darstellungen aus der Umwelt nicht auszudrücken waren. Ihm schwebte ein Ideal von aller Zeitlichkeit entkleideter Menschen in ebenso zeitloser Umgebung vor. Es ist, als hätte sich alles, was je an reinem Menschentum in bildender Kunst und Dichtung gelebt, in diese Seele gesenkt. Auch dieses Streben hatte in Paris seine Nahrung finden können. Vor den Arbeiten eines Puvis de Chavannes und eines Albert Besnard war dem jungen Deutschen klar geworden, wohin seine eigene Neigung ihn trieb. Es lebt also von Anfang an etwas dem Impressionismus Fremdes in Hofmann, das sein Recht finden will.

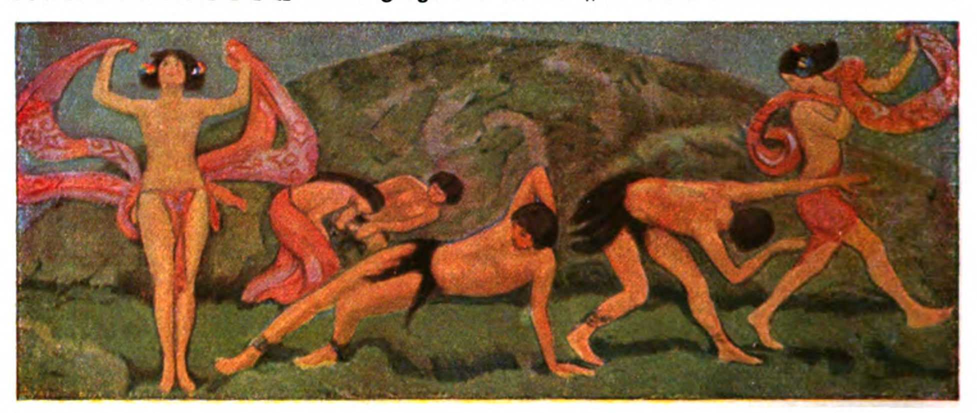
Dem Betrachter vergangener Kunst drängt sich immer wieder die Beobachtung auf, daß jede Zeit aus einer gewissen Einseitigkeit ihre Kraft schöpfen muß. Nicht nur der Impressionismus stellte einzelne Darstellungsgegenstände und Betrachtungsweisen in den Vordergrund. Geht man weiter im Laufe der Zeiten zurück, findet man ähnliche Erscheinungen. So beherrschten die Historienmalerei und die religiöse Malerei der ‚Nazarener‘ im neunzehnten Jahrhundert je ihre Zeit. So drängten etwa im Holland des siebzehnten Jahrhunderts Genrebild, Landschaft und Stilleben die anderen Kunstgattungen zurück. Und mit dieser Vorliebe für gewisse Gegenstände pflegen dann die Mittel der künstlerischen Gestaltung irgendwie zu verwachsen, mit ihr verbindet sich der Stil der Zeit. Es erschöpft sich aber der Ausdruck einer Kultur nie in dieser Einseitigkeit; neben der herrschenden Richtung verlangen andere ihr Recht; eine gewisse Vielseitigkeit des Weltbildes ist Bedürfnis, und immer gibt es Künstler, die dieses Bedürfnis verkörpern und zum Ausdruck bringen. In früheren Jahrhunderten, die nicht so stark geschichtlich gerichtet waren wie das neunzehnte, ergab sich dabei ohne weiteres



Brandung



Athen. Pastell von Ludwig von Hofmann



Tanz am grünen Hügel

ein Verschmelzen der geforderten Inhalte mit der herrschenden Stilrichtung. Man denke etwa daran, wie die holländischen Maler der Rembrandt-Zeit religiöse oder mythologische Bilder gestalteten, einerseits in Anlehnung an das Genrebild, dann aber auch mit allen Mitteln des neuen malerisch-tonigen Barockstils der Zeit. Als Hofmann seine Lehrjahre durchmachte — in den Jahren 1883 bis 1888 —, war diese Naivität längst verloren gegangen. Der junge Künstler konnte auf der Akademie jeden ‚Stil' an den Vorbildern vergangener Zeiten lernen. Für jede Aufgabe waren Normen zur Hand, die leicht faßlich dargeboten wurden. Nichts leichter als auch zur Zeit Manets eine Madonna zu malen, wenn man sich den Madonnenmaler aller Zeiten, Raffael, zum Vorbild nahm! So entstanden nur zu oft Arbeiten, die nichts waren als abgewandelte Nachahmungen der für den gewählten Gegenstand als maßgebend geltenden Vorbilder. Hier sind viele Künstler des neunzehnten Jahrhunderts gescheitert, die nicht die Kraft hatten, ihr Streben aus ihrer Zeit heraus zu gestalten; sie verfielen dem geschichtlichen Eklektizismus. So floh, gerade was stark und lebensfähig war, damals sehr häufig die Akademie und suchte allein neue Wege und Vorbilder. Hofmann hat willig drei Jahre die Dresdner Akademie, zwei die zu Karlsruhe besucht. Was ihn nach Dresden geführt hat, als er zweiundzwanzigjährig den Entschluß faßte, Künstler zu werden, waren wohl in erster Linie äußere Umstände; ein Bruder seines Vaters, der durch seine religiösen Bilder bekannte Heinrich Hofmann, war dort tätig. Nach Karlsruhe aber hatte ihn bewußtes Wollen getrieben. Dort hoffte er in Ferdinand von Keller einen Lehrer zu finden. Die schwungvolle Fülle bewegter Motive in dessen Bildern, seine reiche Farbe, die sich von Makart und den Münchner Koloristen herleitete, schien Hofmann mehr zu versprechen als die trockene zeichnende Art, die in Dresden als die beste Schulung für angehende Künstler angesehen wurde. So hat er in seiner Studienzeit die zeichnende Kunst der Nazarener und die farbig komponierende der Historienmaler



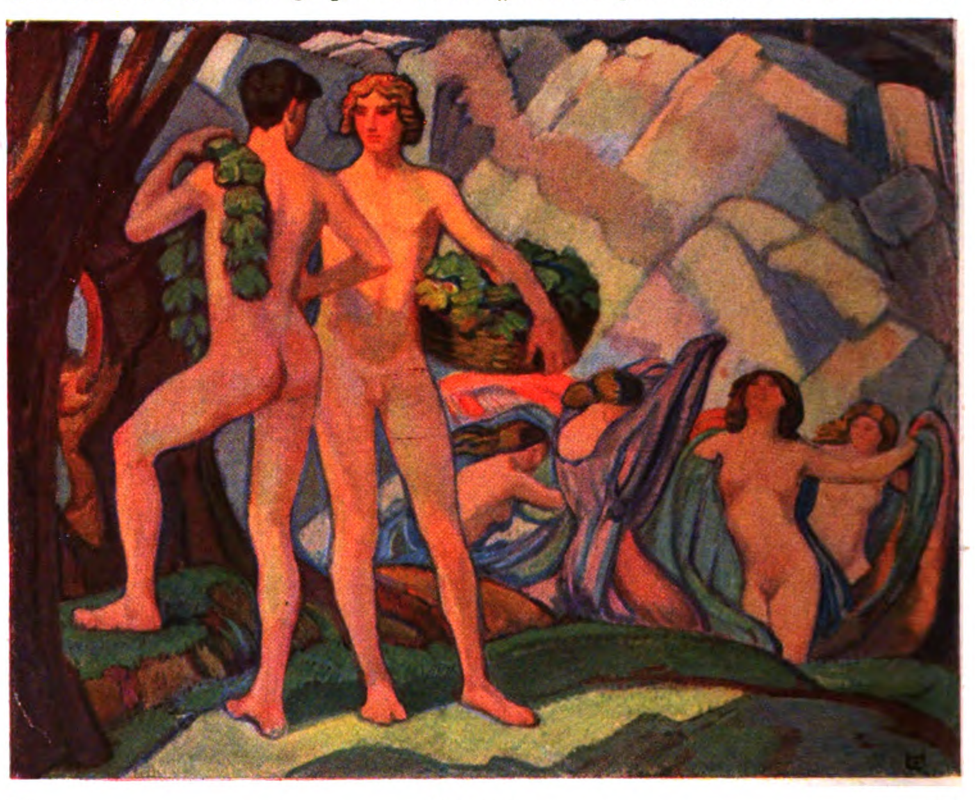
Badende Mädchen



Farbenskizze zu einem Wandteppich

durchschritten. Er blieb aber nicht im Gelernten stecken, sondern fand bald den Anschluß an seine Zeit. Kaum der Akademie entronnen, sah er sich schon auf dem Weg, der ihn zu seinem eigenen Stil führen sollte.

Bereits vor dem Pariser Aufenthalt sind Bilder entstanden, aus denen man das Streben des jungen Künstlers erkennen kann: Landschaften mit nackten menschlichen Gestalten, die sich ohne Zwang ihrer Umgebung einfügen. Und zur Zeit, da die neue Kunst sich durchzusetzen begann, folgt dann eine Reihe solcher Darstellungen, die immer klarer zeigt, was Hofmann will. Ihnen allen liegt ein starkes Gefühl für das, was man die Stimmung einer Landschaft zu nennen pflegt, zugrunde. Sonnige Wiesen und stille Weiher, grünende Hügel und blendendes Meeresufer, rieselnde Bäche zwischen Blumen und Bäumen. Immer ist es festliche Natur: heiterer Frühling, blütenschwerer Sommer, früchtereicher Herbst. Ruhe und Wunschlosigkeit scheinen über die Erde gebreitet. In die Landschaften treten als ihre unentbehrliche Ergänzung Menschen, die der Spiegel ihrer Stimmung sind. Nicht so, als wenn sie nachträglich hineingemalt wären, um sie zu

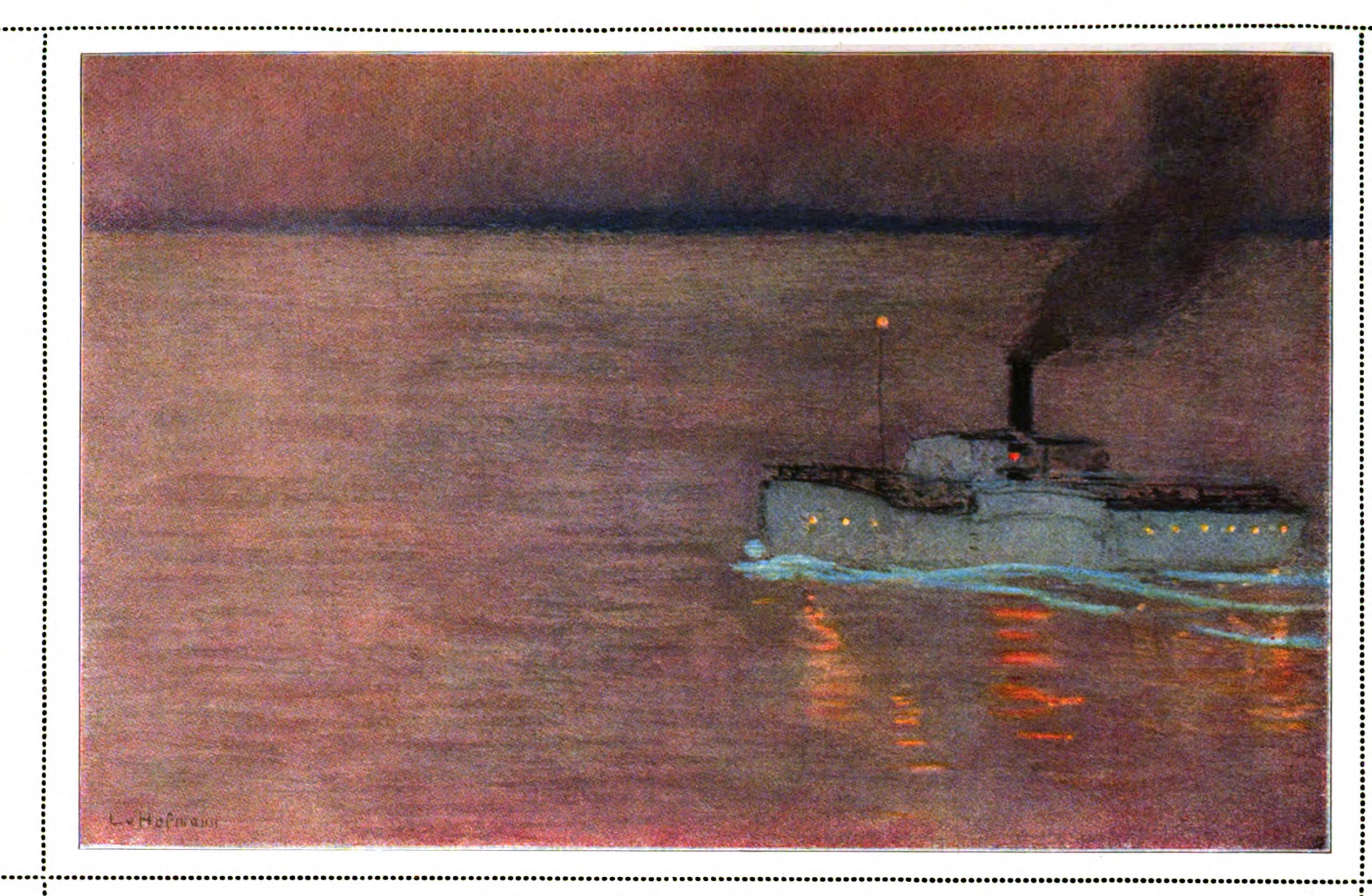


Bacchanten

„beleben‘. Es sind nicht bloß ‚Staffagefiguren‘. Vielmehr sind sie, rein formal wie als Ausdruckswerte, gleichberechtigt mit der Landschaft gedacht. Sie sind die Träger desselben Gefühls, das zur Gestaltung der Landschaft drängte. So gehen sie in ihrer Umgebung auf, bilden mit ihr eine Einheit. Fast immer sind Hofmanns Gestalten jugendlich kräftige Männer und Frauen und lebensvolle Kinder. Bald sind sie ganz unbekleidet, bald tragen sie einfache farbige Gewänder. Aber wie die Nacktheit ihnen natürlich ist, ist ihnen das Kleid nur Schmuck; keine Not zwingt zu ihm. In einer ewigen Jugend lebend, unberührt von jedem Daseinskampfe brauchen diese Menschen keine schützende Hülle. Sorgenlos gleitet das Leben dahin im Wechsel von lässiger Ruhe und bewegtem Tanz, in gemessenem Schreiten, in kräfteentfaltendem Lauf; das Wasser lockt zur Kühlung in seiner Flut, die weite Ebene zum Ritt auf schlanken Pferden.

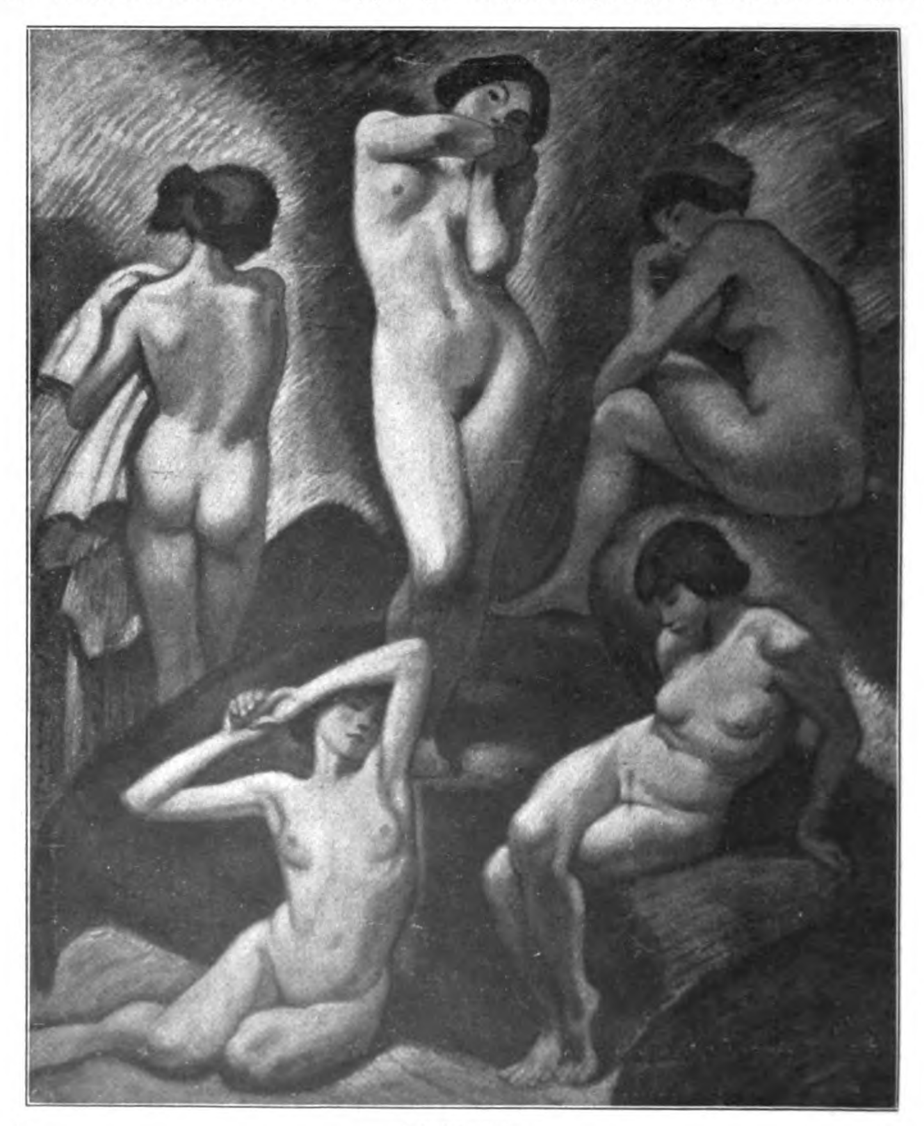
So wirklichkeitsfern die Vorwürfe solcher Bilder erscheinen mögen, so wenig ist es ihre Gestaltung. Alle Mittel der Darstellung sind aus der Anschauung der Natur, wie sie die Zeit des Impressionismus verstand, erwachsen. Die Bilder sind in helles Licht getaucht, das alles durchflutet und jeden Winkel durchdringt. Alle Konturen lösen sich in der Luft auf. Vom tiefsten Schatten bis zum hellsten Licht flimmert die Farbe in lebendigsten Wandlungen. Ohne Schablone sind die Figuren immer neu auf Grund von Naturstudien gestaltet. Hofmanns Naturstudien vermitteln den stärksten Reiz lebendiger Anschauung. Sie erfassen mit temperamentvoller Sicherheit jeden Übergang der Bewegung, jede Feinheit einer Umrißlinie. Sie zeugen auch davon, mit welcher Versenktheit der Künstler arbeitete, den Eindruck zu endgültiger Reinheit zu gestalten. Von vollendeter Schönheit sind einige seiner in Ölfarbe oder Pastell ausgeführten Landschaftsstudien, die die zartesten Farbenwandlungen wie die leuchtendsten Lichtmassen zu erfassen wissen. Hier bietet die vor der Natur entstandene Studie oft unmittelbarere Wirkungen als das später erarbeitete Bild. Am eindrucksvollsten unter Hofmanns Bildern der Frühzeit waren solche mittlerer Größe mit wenig Figuren in ruhiger Haltung, Stücke von ganz idyllischer Stimmung.

Daß Besnard und Puvis de Chavannes in Paris einen starken Eindruck auf Hofmann gemacht haben, wurde erwähnt, als wir von den Gegenständen seiner Bilder sprachen. Sie haben auch auf seine Stilgestaltung gewirkt. Denn vor ihren Bildern wurde dem jungen Künstler wohl zum erstenmal der Eindruck, daß aus dem Impressionis-



Abend an der Elbe. Pastell von Ludwig von Hofmann

mus heraus Kompositionen von stark dekorativem Wert erwachsen könnten. Bedeutsamer und unmittelbarer ist die Förderung, die er bald nach seiner Rückkehr nach Deutschland — in München 1892 — durch einen der bedeutendsten Maler der Heimat erfuhr. Das Streben, das ihn beseelte, hatte ähnlich schon in Hans von Marées gelebt. Bei aller Verschiedenheit der Temperamente ist ihnen gemeinsam, daß sie eine Welt erschaffen wollen, die es nie gegeben hat und nie geben wird. Marées ist grüblerischer, ernster, herber, Hofmann ist leichtlebiger, heiterer, liebenswürdiger. Aber beide wollten eine Loslösung von der Zeitlichkeit jeder Art, eine innige Naturnähe des Menschen gestalten. Die Verbindung zwischen Marées und Hofmann beschränkt sich aber nicht auf die Gesinnung in ihren Arbeiten. Ihnen ist nicht nur jene Geisteswelt der dichterisch erhöhten Menschheit gemeinsam. Es sind auch formale Dinge, die sie verbinden. Marées hat seine Bilder aus menschlichen Gestalten in einer strengen Rhythmik gebaut, die aus dem Nebeneinander der Figuren in einfachen Stellungen erwächst. Bei ihm tritt dabei die Landschaft stark zurück, wird bisweilen sogar zu einem gleichgültigen Grund für die menschlichen Gestalten. Von einer solchen Zurückdrängung der Landschaft ist anfangs bei Hofmann nichts zu spüren. Im Gegenteil; sie dehnt sich weit ins Bild hinein



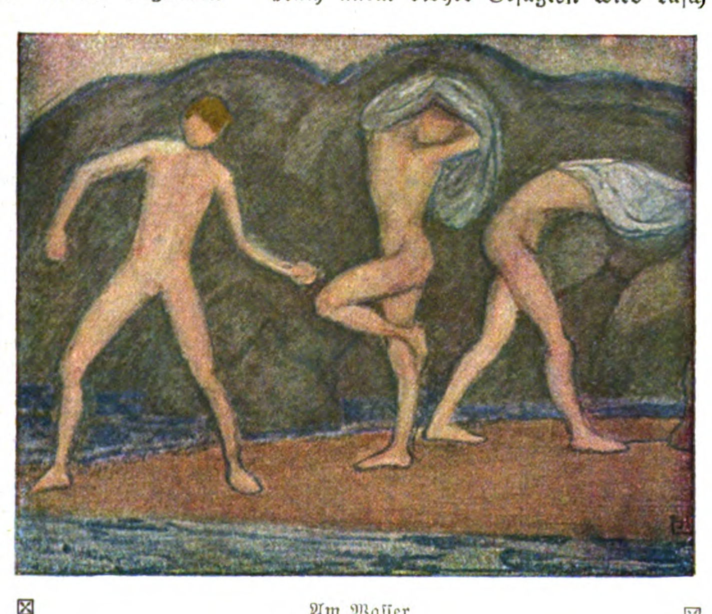
Fünf Frauen



Wettlauf

und wird in reicher Fülle ausgebreitet. Aber abgesehen von dieser grundsätzlichen Verschiedenheit in der Gesamtanlage der Bilder wird man in den Stellungen der Figuren und im Zusammenklingen der Gruppen Verwandtes spüren. Wie neben Sitzenden Stehende sich erheben, wie Kauernde zu Liegenden gesellt sind, wie Schreitende zueinander treten, das wirkt auch bei Hofmann durch die Kombination der Stellungen mit besonderer Stärke. Marées ist trotz seiner weltfremden Art, die sich nicht an die Öffentlichkeit wagte, und trotz des Gegensatzes, den seine Kunst zum Stil seiner Zeit bildete, nicht ohne Nachfolger geblieben. Die meisten Maler aber, die seinen Einfluß erfuhren, blieben Nachahmer, die kaum etwas Eigenes zum Übernommenen hinzuzufügen hatten. Sie sind heute schon so gut wie vergessen. Was Hofmann von Marées lernte, wurde ihm sofort zu Eigenem. Es gewann neue Gestalt, ging in den Forderungen einer starken Persönlichkeit und einer fortschreitenden Zeit auf. So blieb es in lebendigem Fluß.

Nach allem bisher Gesagten wird rasch



Am Wasser

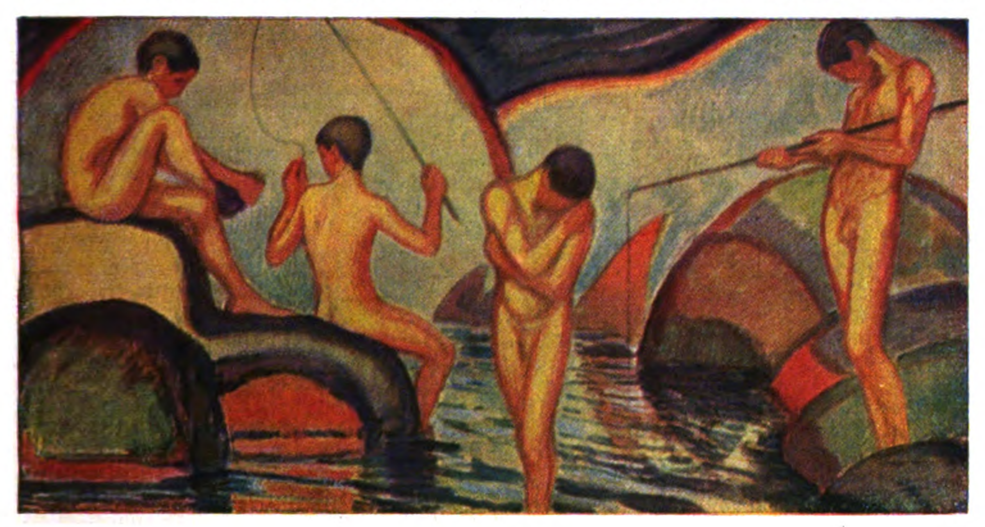
deutlich, daß Paris, München und Berlin Hofmann nicht genügen konnten. Erst in Italien war für ihn Klarheit zu gewinnen. Dorthin ist er schon wenige Jahre nach seiner Rückkehr aus Paris gegangen und dann zwei Jahrzehnte hindurch immer wieder zurückgekehrt. In Italien fand er ein Leben, das sorgenloser in enger Nähe einer freundlicheren Natur verlief; hier fand er eine Landschaft, die in größeren Linien gebaut zugleich Heiterkeit und Fülle mitteilen konnte. Und hier umgab ihn eine andere lebhaftere Farbigkeit, als sie im Norden zu finden war.

In dieser Zeit beginnt das dem Impressionismus Fremde in Hofmann stärker zu werden. Er beginnt, eine gesetzmäßigere Gestaltung, irgendwie eine festere Bindung, eine geschlossenere Formung zu suchen. Er drängt, dazu von einer impressionistischen Ausdeutung des Natureindrucks zu seiner dekorativen Fassung zu gelangen. Dabei muß sich der Schwerpunkt des künstlerischen Schaffens so verschieben, daß gegenüber dem Ausdruck einer selbstgeschaffenen Formenwelt der Eindruck der Außenwelt zurücktritt. Das führte anfangs zu einem Widerspruch innerhalb des Gestaltungsprozesses, da Hofmann in seiner ganzen Anschauungsweise mitten in seiner Zeit stand. So sind seine impressionistisch gerichteten Bilder immer ihrer unmittelbaren Wirkung sicher, stehen nach wenigen Studien und Skizzen vollendet im ausgeführten Werk da. Seine frühen dekorativen Bilder aber gelangen nicht immer zur erstrebten Vollendung. Es bleibt oft ein Zwiespalt zwischen Natur und Kunst bestehen; es kommt etwas Schematisches hinein; ein Rest, der nicht recht aufgehen will, bleibt übrig. Besonders jene Stücke wollen uns heute nicht mehr recht behagen, die die etwas oberflächliche Stilisierung, die damals als der ‚Jugendstil' ausgerufen wurde, stark vordrängen. Erst langsam überwindet der Künstler diese Stufe seiner Entwicklung, schreitet zu größeren Formen, einfacheren Linienzügen, zu einer aus den Dingen entwickelten Stilisierung, zu geschlosseneren Kompositionen fort.

Betrachtet man die Reihe der Bilder, die die Überwindung des Impressionismus begleiten, werden bedeutende Gesetze im Schaffen des Künstlers deutlich. Irgendwie liegt stets eine beobachtete Bewegung oder Stellung seinen Figuren, eine erlebte Formation oder Stimmung seinen Landschaften zugrunde. Die Phantasie hat sich aber dieses Eindrucks



Lange Schatten



Angelnde Knaben

bemächtigt und an ihm zu arbeiten begonnen. Es bleibt nicht bei einer einfachen Umsetzung des Natureindrucks in die Forderungen eines Bildes, nicht bei einer Wiedergabe, bei der lediglich die persönliche Auffassungsweise des Künstlers und die ausgelöste ‚Stimmung' mitsprechen. Vielmehr, was zum Bilde gestaltet wird, ist nicht ein gesehenes Stück Natur, sondern ein in starker innerer Arbeit gewonnenes neues Gebilde. Es verschmelzen während dieses Vorgangs Natureindruck und Formidee zu einem dritten Neuen. Und dieses ist dann gleichsam das Vorbild, das im Bilde Gestalt gewinnen soll. Es sei betont, daß es sich dabei nicht um Programmkunst handelt. Die Form ist auch bei diesem Schaffen der Ausgangspunkt. Hofmanns Bilder sind keine Illustrationen zu irgendeinem Thema, das ebenso, wie es einmal in Worten seinen Ausdruck gefunden hat, nun auch in sehbaren Gestalten vorgeführt werden soll. Wenn sich während der Arbeit ein Titel für das Bild ergibt, so ist er nur ein Ausdruck für etwas, das aus der malerischen Gestaltung des Bildes selbst erwuchs, nicht sie bestimmte. Oft ist der Titel erst später hinzugefügt; in den meisten Fällen fehlt er ganz oder ist — was dasselbe sagen will — nur eben Benennung. Ob man weiß, was ‚Bucefanten' sind, ist für das Verständnis des so genannten Bildes bedeutungslos.

Mit den Jahren schreitet Hofmann immer weiter auf dem eingeschlagenen Wege fort. Es ist die Zeit, da er in Weimar in der lebendigen Atmosphäre einer kurzen Blütezeit, die das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts dem dortigen Kunstleben bescherte, zu ungehindertem Schaffen aus der Fülle erworbener Fähigkeiten gelangte. Es ist die Zeit, da ihm Aufträge für große dekorative Arbeiten zufielen und das Schwergewicht seiner Tätigkeit von der Tafelmalerei zur Wandmalerei lenkten. Die menschliche Figur beginnt jetzt das Bildganze entschiedener zu beherrschen. Die landschaftlichen Elemente werden in größeren Linien zu einem Gerüst ausgestaltet, das den Figuren Halt geben soll. Die Bildfläche wird in wenige klare Bezirke eingeteilt, in die Alles strenger gebunden wird. Immer entschiedener prägt sich der Wille zum Stil dem Natureindruck auf. Nicht eine Steigerung des Gesehenen zum Idealbilde findet mehr statt, sondern die gewollte Form wird jetzt mit Mitteln, die einer reichen Erfahrung vor der Natur zur Verfügung stehen, gestaltet. Damit ist der Impressionismus grundsätzlich überwunden. In der Ausführung klingt er noch nach, da eben die Mittel noch auf ihm ruhen. Aber von Jahr zu Jahr geht der Künstler herrischer mit den Naturvorbildern um, immer mehr werden sie von seinen Formideen aufgesogen. Man vergleiche etwa das ‚Gelbe Segel' genannte Bild mit dem Wandgemälde-Entwurf der sitzenden Frau mit den drei Knaben. Dort ein Verschwimmen von Figuren und Landschaft im Wechsel der Beleuchtung, ein Durcheinander und Gegeneinander der Linien, ein Vor und Zurück der Formen; hier in der Fläche ausgebreitete Formen, einfache, ruhige Linien, die sich stützen und rahmen, eine gleichmäßige Beleuchtung, ruhende Farbflecken. Gelegentlich bleibt auch in dieser Zeit das Bild noch im Ornament stecken wie bei dem ‚Tanz um den grünen Hügel', bei dem die Gewänder ganz äußerlich stilisiert sind. Die ‚Farbenskizze zu einem Wandteppich' ist aber schon frei von allem solchen Stilisieren. Ein Beispiel dafür, wie die menschliche Figur schon im ersten Entwurf an Vereinfachung und monumentaler Gestaltung gewinnt, sind die

drei Jünglinge am Wasser. Hier wird auch deutlich, wie sich Hofmanns Stil von dem eines Marées grundsätzlich unterscheidet. Nicht die architektonische Gliederung, die die Bildfläche wie die Front eines griechischen Tempels in Senkrechte und Wagerechte teilt, ist bestimmend. Hofmanns Kompositionslinien schwingen und biegen sich; sie haben einen bewegten Zug, eine weichere Führung. Eine reiche Fülle von Stellungen und Bewegungen füllt die Fläche; die Landschaft ist bei aller strengen Gliederung reich an Motiven und Formen. Dieses alles entspricht dem Streben einer anderen Zeit, als es die Marées' war, und bedeutet zugleich die eigene Ausdrucksweise Hofmanns.

Die Meisterung einer solchen Fülle in monumentaler Gestaltung greift in den letzten Arbeiten des Künstlers immer tiefer. Das Vielerlei der Farben macht einem Arbeiten mit stets zusammengehalteneren Farbenflächen Platz. Die Landschaft, einst eine bunte Wiese mit duftenden Blumen, wird größer und ernster. In mächtigen, klaren Linien begleitet sie die Figuren. Diese sind jetzt in ganz eindeutigen Stellungen und Bewegungen zu eindringlichster Wirkung gebracht. Die Stilisierung ist immer aus einem Guß. Jenes Nebeneinander von Elementen von ungleicher Stärke der Abstraktion, der Widerspruch zwischen Dingen, die noch naturnah blieben, und solchen, die ornamental gestaltet waren, sind ganz überwunden.

Man blicke von den ‚Angelnden Knaben' zurück zu der ‚Frau am Wasser', um zu sehen, welchen Weg der Künstler ging. Dort ein Geflimmer von beweglichen Farbenflecken, ein Gewirr von Ästen und Blättern; darin wie zufällig hineingesetzt die Frauengestalt, verschwimmend im Halblicht der Blätterschatten. Hier eine Landschaft, aus wenigen Linien von paralleler Führung gebaut, Gestalten, die in wohlberechneter Wechselwirkung der Linien in die Landschaft hineingreifen; über dem Ganzen ein ruhiges, klares Licht und einige große Farbenmassen.

Noch einmal muß der Name Hans von Marées fallen, aber in anderem Sinne als bisher. Wie dieser Einsame in der Zeit des frühen Impressionsmus hat Hofmann in der Zeit des späteren die Überlieferung einer monumentalen Malerei fortgesetzt und ohne akademische Historizismen lebendig erhalten. Hierin scheint seine geschichtliche Sendung und seine Bedeutung für die Gegenwart zu liegen.

Werke wie die ‚Angelnden Knaben' sind nicht mehr in Weimar entstanden. Hofmann hat vor einigen Jahren die Stadt, in der das künstlerische Leben nach einigen verheißungsvollen Ansätzen zu versanden begann, verlassen und ist nach Dresden übergesiedelt. Und hier schon malte er seine letzten Bilder, in denen sich eine neue Steigerung seines Schaffens ankündigt.



Abendwolke



Niobiden. Gemälde von Ludwig von Hofmann

Der Santo Ein Tessiner Geschichtchen
von Hans von Kahlenberg

In seinem Erdenleben war er ein Condottiere gewesen, einer von den rüstigsten, ruppigsten, hablichsten seiner Art, gegen den selbst der große Cesare eigentlich ein Schulbube, ein Asket und ein Philanthrop blieb. Erstens hatte dieser Cesare ja im Grunde keine Nerven, er unterlag schnell und starb in seiner Sünden Maienblüte; zweitens gebrauchte er die spießbürgerliche Rückständigkeit, seinen Taten und Absichten ein ideales Mäntelchen, den Mantel einer Idee überhaupt, umzuhängen —, drittens sind seine Bosheit und sein schlechter Geschmack so ungenügend verbürgt, daß er wie seine Schwester Lukrezia, die also höchst wahrscheinlich eine lammfromme verwitwete Ehrenbürgerin von Ferrara gewesen ist, immer wieder Anwälte und Retter gefunden hat. Auch beschützte er die schönen Künste, was eine aufbauende Weltanschauung verrät. Unser Filippino Lupo dagegen hatte dreist und ohne Vorwand sein ganzes Leben lang geraubt, zusammengescharrt, gestohlen, betrogen, massakriert und verraten. Seinen Hauptfeind und Oheim Domenico Neronti von Como führte er einige Jahre lang im eisernen Käfig spazieren. Der Onkel entkam, und es gelang ihm nach einigen Zwischenfällen, sich des wackren Neffen seinerseits zu bemächtigen. Nun bezog Filippino das seit dem Umzug noch nicht wieder gesäuberte, luftige Gelaß hoch über dem Domplatz von Como. Durch irgendeinen Familienvertrag nach dreizehnjähriger Haft befreit, nahm er sein Banditenleben sofort wieder auf, handelte flott mit Menschen — Landsknechten —, die er kaufte und verkaufte; dieser Handel war zu seiner Zeit der Fehden von Dorf zu Dorf und von Burg zu Burg eben der einträglichste. Einige nähere Verwandte, deren Ansprüche lästig werden konnten, starben plötzlich und vorzeitig; die Kirche tat ihn in den Bann, von dem er sich loskaufte durch eine Wallfahrt auf den Knien zum Schrein der heiligen Agatha; ängstlich umstanden die Mönche den Altar, wo sie zuvor jeden Wertgegenstand sorglich entfernt hatten. Daß er sich nie ein Weib versagt hatte, die ihm gefiel, und einen geweihten Priester oder Mönch ohne Kopf für einen ebenso wertlosen Stumpen hielt wie andere tote Leute, ist selbstverständlich. Er starb hochbetagt und achtzigjährig, ein ganzer Mann und ein Held, listig, kaltblütig, tapfer, habgierig, reulos und schamlos. Jede seiner Tugenden hätte auch einem Tiger zur Zierde gereicht; er wäre der letzte gewesen, der den Vergleich abgelehnt hätte. Nur ein Verächtliches gab es für ihn: nachgeben, weich werden, einmal nicht essen, wenn man Hunger hatte, oder sich einen Trunk, während man durstete, versagen.

Dieser Mann nach dem Herzen Nietzsches, ohne daß er irgendeine Weltanschauung besaß, — er gab seine Zugehörigkeit zur christlich-katholischen Kirche nie auf! — starb, weil auch er doch einmal sterben mußte. Wir glauben ohne besondere Umständlichkeit und Lamentationen. Nach einem wohlausgefüllten Leben, dem geleerten Vollmaß ist das Sterben gar so schwer nicht, dachte unser Filippino, und wer will behaupten, daß der Mann unrecht hatte? Es fiel ihm ja nicht im mindesten ein, seine grobe Sündhaftigkeit abzuleugnen und seiner endgültigen Zulassung, nach schicklichem Fegfeueraufenthalt, ins Paradies konnte darum, nach den theologischen Anschauungen seiner Zeit, nichts Wesentliches entgegenstehen.

Filippino Lupo starb. Da er das Glück gehabt hatte, in einer Zeit zu leben, die neben aller gärenden Tollheit auch die feinste Süße der Lebenssäfte zur Blüte trieb, wurde ihm von dankbaren Nachfahren ein Grabdenkmal gesetzt. Der Künstler blieb namenlos — die Kunst war damals noch das Namentliche —, aber Filippino, in Marmor ausgehauen, hoch zu Roß, mit der Lanze das Gewimmel der zu Boden gestreckten Feinde durchbohrend, war ein prächtiges und rechtes Kunstwerk geworden. Irgend etwas, dem auch der Laie schon ansah — es gab damals, Gott sei Dank, mehr Laien als Kenner! —: der war lebendig gewesen und hatte den Lebensinhalt seiner Zeit zum Ausdruck gebracht! Natürlich mußten die marmornen Feinde schlecht und kläglich gewesen sein, denn der Reiter hielt sie unter der Lanzenspitze. Für ewig. Für alle Jahrhunderte.

Kurze Zeit darauf brach in jener Gegend ein Bauernaufstand aus. Die Gequälten setzten sich gegen ihre Henker und Ausbeuter endlich zur Wehr. Das alte Raubschloß der Lupi wurde zerstört und gründlich — mit echt landwirtlicher Gründlichkeit zerstört. Zwischen dem Schutt fand sich — merkwürdigerweise fast ganz unversehrt — die Marmorplatte des Reliefs mit dem reitenden und siegenden Filippino.

‚Wer konnte dieser marmorne Wundermann sein?' dachten die Bauern. Er war sicher ein großer Herr gewesen, denn er trug Panzer und Helmbusch. Er hatte in der Kirche gehangen, er war aus Stein. Zweifellos mußte er ein Heiliger sein.

San Giorgio. Oder San Vittore.

Lieber San Vittore! Zu Giorgio gehörte nun mal der Drache.

Die Bauern also fielen nieder und beteten dankbar zu diesem Heiligen, der ihnen den Sieg verliehen hatte. Der Heilige auf der Marmortafel rührte sich nicht während des Vorganges. Zu Pferde, mit der Lanze,

unter seinem Ritterhelm, kitzelte er die Feinde. Wahrscheinlich hätte er sie lebendig — wie er ein Lebenlang getan hatte — wacker gekitzelt. Sie fühlten noch eine unbestimmte, allgewaltige Macht über sich. Seine Kraft gehörte jetzt ihnen. Er ging mit ihnen. Ihr Heiliger war er — San Vittore.

Ungeklärt bleibt, ob nicht schon damals ein Eingeweihter, der Pfarrer oder ein Kunstverständiger, an der Heiligkeit des Marmorritters seine Zweifel hegte. Die Zeit war den Heiligen günstiger als den Condottieri; mit diesen irregulären und sporadischen Gewalten hatten die Untertanen in jenem Gebiet damals so ziemlich aufgeräumt — versteht sich, um sich andere Herren dafür zu geben! — dauerndere und pedantischere. Der Pfarrer war den Wechsel wohl zufrieden und schwieg; ihm war die Hauptsache, daß Treu und Glauben dem sogenannten ‚frommen' Landvolk bewahrt blieb. Behaupteten nicht gelehrte und unersättlich neugierige Leute, daß seine gute und besonders ehrwürdige Stiftskirche auf den Resten eines heidnischen Bacchustempels aufgebaut sei? In der Krypta, wo jetzt das Kindlein Jesus zum Weihnachtsfest und der Heilige Leib in den Passionstagen ausgestellt war, hätten einst höllische und brünstige Teufel ihr Zauberwesen getrieben. Desto kräftiger räucherte man mit Weihrauch aus, schwang den Strafknüttel der ewigen Flamme über die Dicknacken und hielt den vollbusigen Weibern die blassen Gebeine zum Kusse hin.

‚San Vittore,' flüsterten sie demütig, sich bekreuzend. Im übrigen, im Lauf der Jahrhunderte wurde San Vittore, der eine rostfarbene Edelbräune annahm, immer mehr ein geruhiger und patriarchalischer Heiliger. Er sorgte für schickliche Vermehrung der Kinderzahl in dem Fischerdorf, der See bescherte bei Sturm reichliches Treibholz für den Winter, und es war der Santo, den man anrief, wenn das schlechte Wetter und Hochwasser durch Gottes allzu große Gnade einmal ausblieb. Er ließ die Maiskolben sich langsam bräunen im Oktober und besonders lag ihm natürlich der gute Ertrag der Weinberge ob. Das ist die Pflicht jedes wackeren Santo in Weingegenden, den man segnete oder verwünschte je nach Süße und Fülle der Trauben. — ‚San Vittore!' schrien die schmutzigen, schwarzäugigen Bengelchen, die auf dem Kirchplatz spielten, die Schwalben flitzten ihm unter der herrischen Nase und den gehobenen Rosseshufen weg, und von unten, an der Mauer, kletterten die lichtroten Windrosen herauf. Er war ein Wahrzeichen geworden, grau, rissig und ein wenig langweilig. Die guten, alten Zeiten waren es, als die Pfarrer schnupften, selten ein Buch lasen und als es in der Gemeinde weder Protestanten noch Aufklärer gab.

Diese gute, alte Zeit der seßhaften und ehrengeachteten Leute änderte sich abermals. Das Ländchen bekam durch die Stürme der französischen Revolution seine liberale Partei, die den Klerikalkonservativen wacker Schlachten lieferte. In der allerjüngsten Zeit hatte man es sogar bis zu einer richtiggehenden eigenen Revolution gebracht, wobei der Hochedle und Hochwohlweise Rat mehrere Stunden auf dem Municipio von den gottlosen Aufrührern eingesponnt saß und ein ältlicher Ratsherr sich bei zu schneller Flucht auf ein entlegenes Stiegenhäuschen ein Bein brach. In der Folge dieser Ereignisse wurde das Regiment im Kanton fortschrittlicher, die Schule trennte sich von der Kirche, den Protestanten wurde gestattet, Bethäuser zu bauen, und die Presse nahm den liederlichen und unanständigen Ton der Gassenjungen an. Gar nicht ungetrübte Zeiten für die ehrwürdige rechtgläubige und alleinseligmachende Mutterkirche! Die Opfer gingen spärlich ein, verwegene Jungburschen brauchten achtungslose Worte gegen Pfaffen und Mönche — zwar behielten diese die Mehrheit und den maßgebenden Einfluß, besonders durch die besseren Klassen, deren unbeschäftigte Damen die altgewohnte Zerstreuung von Beichtgang und Meßbesuch so leicht nicht aufgaben.

Die Herrschaft war keine unbeanstandete und allgemein anerkannte mehr. Man mußte Rücksichten nehmen und paktieren. Am betrüblichsten blieb die Knappheit der Mittel, Fischer und Landleute blieben zwar gläubig, vorzüglich in ihren Weibern, — Fischerfrauen und Bäuerinnen kennen aber auch den Wert jedes Rappen und Centesimo. Es waren die ewig geldknappen, die ängstlichen und unruhigen neuen Zeiten.

Gleichzeitig, unter dem Patronat der Fortschrittlichen natürlich, hatte sich das Städtchen als Fremdenort aufgetan. Auch dadurch kam allerlei zweifelhaftes Volk; Ketzer, Händler und Neugierige kamen hinein. Ihre Neugierigen im höheren Sinn — Don Abbondio, der Pfarrer von San Vittore, sah keinen Unterschied mit gewöhnlicher Geißenneugier — stöberten nach Altertümern und Kunstschätzen. Und richtig hatte einer bald den Santo entdeckt! Ein Amerikaner sogar! Ein ganz gerissener. Er bot der Kirche vierzigtausend Franken für das Relief. Keinen Santo zwar, wie der Gauner sofort sah, aber eine künstlerisch hochbedeutende Arbeit aus einer Zeit, die ungewöhnlich wenig dergleichen aufzuweisen hatte. Vor und nach diesem vierzehnten Jahrhundert gab es allerlei und viel Bedeutsameres, wie jedermann weiß; — dieser Zeitabschnitt fehlte, war in den Sammlungen selten vertreten. Desto wertvoller für einen Aufkäufer wurde natürlich das Relief.

Vierzigtausend Franken! Der Gemeinderat erschrak, und der Pfarrer bekreuzigte sich. Vierzigtausend Franken waren eine riesige Sache für ein armes Fischerdorf, für eine schäbig ehrwürdige Klosterkirche aus den Heidenzeiten. Sie konnten den Glockenturm, San Vittores Turm, endlich ausbauen, er würde der höchste und weithin sichtbarste

Turm im Kirchspiel werden! Höher als San Antonio, als San Giorgio und dieser prahlerisch steile Quirico! Eine Orgel würde man anschaffen, die das ganze höhere kunstliebende Publikum, vor allem die bessere Damenwelt anzog. Vierzigtausend Franken, mit der Bürgergemeinde geteilt, bedeutete Steuerermäßigung, eine Reinigung der Abflußröhren, die Hafenmauer für die Fischerbarken, die schon so lange fehlte, mit einem hohen, elektrischen Scheinwerfer als Abschluß.

Außerdem erbot sich der ahnungsvolle Gönner, den Santo in leibhaftiger Gestalt, funkelnagelneu, in bestem Material, an genau derselben Stelle eingefügt, zu ersetzen. Niemand, außerhalb des Eingeweihtenkreises, würde bemerken, daß er nicht der alte und echte sei, sondern jeder sich einer pietätvollen Auffrischung, die ohne Zweifel seine Wirksamkeit erhöhen mußte, freuen. Sonst verfügte der Findige selbstverständlich auch über Rost und Schmutz, wenn es sein mußte. Sogar Schwalbenschmißchen konnte man heutzutage täuschend nachahmen.

Das Herz der hohen Behörde und das ohnehin sorgenschwere, zwiespältige und eingeschüchterte der Geistlichkeit wurden weich. Sie kannten ihre Schäflein und Schutzbefohlenen; Fischer und Bauern, wie ein Mann, würden nach den vierzigtausend Franken greifen.

‚Vierzigtausend!‘ bimmelten und zirpten die Glocken. ‚Vierzigtausend!‘ dröhnte und summte es in Don Abbondios engem und dunstigem Schädel. ‚Vierzigtausend!‘ zählte der Bürgermeister, der Verwaltungsehrgeiz besaß.

‚Vierzigtausend!‘ hätten sie etwas davon geahnt, würden die Gassenbuben, die ihre schmutzigen Mützen zu San Vittore emporwarfen, gejauchzt haben.

Auf fünfzigtausend wollte man den Bieter steigern. Dafür ging er — der Santo! Wer wußte denn, ob er überhaupt im Grunde ein richtiger Santo war? Die uralten schlimmen Gerüchte über seinen Ursprung und Lebenswandel wagten sich plötzlich wieder hervor. Der neue — der in Mailand oder in München hergestellte — der war sicher unschuldig, tadellos, ein rechter Santo. Getauft auf San Vittore.

Aber so vorgeschritten waren diese Zeiten nun bereits, daß es in der Kantonshauptstadt schon ein Museum und dort einen Museumsdirektor gab. Der Mann, ein tüchtiger Gelehrter, Patriot und Kunstfreund, mit dem Instinkt seines Berufs, hatte das Unheil gewittert. Den geheimnisvollen Kunstreisen des betriebsamen Mäzens und Geldmanns hierhin und dorthin, auf abgelegene Dörfer und in Bergklöster, standen als berechenbare Größen die ständige, trübe Notlage der Klerisei in den bösen Tagen des Unglaubens gegenüber, pflichtgemäße Profitlichkeit eines löblichen Gemeinderats, endlich, als nie versagender Rückhalt, die urwüchsige Habsucht einer ländlich ungebildeten Bevölkerung. Selbst wenn die Männer zögerten, hätten ihre Weiber sie dahin gestoßen. ‚Vierzigtausend Franken! — Geld auf der Straße! — Für eine Steinpuppe! Nehmt's! Seid keine Maulesel!‘ Und ihre Männer waren forsch, wie die Männer überall sind, schlugen auf den Tisch beim Weine und tranken aus; aber ihren Weibern zuwider zu gehen, hätten sie nicht gewagt — nicht einer!

Der Doktor Ernesto Rynegger überlegte in seinem Innern. Er selbst war unbeliebt — ein Landfremder — überdies Rivale, durch den Glanz seiner Hauptstadt. Nein, er durfte sich nicht rühren, ohne den bösen Handel bedeutend zu beschleunigen und zum sofortigen Abschluß zu bringen! Tatsächlich hatte er in seinem Sammelwerk über Provinzaltertümer diesem selben ‚Vittore‘ eine Abhandlung gewidmet. Er pries den Pferdeleib, die klassisch gekräuselte Mähne, die zugleich lässige und straffe Haltung des Condottiere. Ja, er nannte den Santo einen Condottiere! Dein Buch war deutsch geschrieben und wurde von den Ortsgranden nicht gelesen. Der Pfarrer verstand kein Deutsch, der Gemeinderat, der konservativ und nationalistisch war, wollte nichts verstehen. Irgendein toter Condottiere, über den ein blonder Doktor mit der Brille in der Kantonshauptstadt schrieb, ging sie nichts an. Ihr Santo gehörte ihnen, sie konnten ihn verhökern oder vertauschen, auffrischen oder abbrechen!

Daß er für vierzigtausend Franken — auf fünfzigtausend getrieben! — weggehen würde, war so gut wie beschlossene Sache. Doktor Rynegger wußte es.

Im Gemeinderat gab es nur zwei Bundesgenossen in seinem guten Kampf, sichere Leute, den Arzt und den Schulinspektor. Er suchte den letzteren, Don Giuseppe Franchi auf und fand ihn an einem Schnupfenfieber krank im Bett. Von der entscheidenden Sitzung hatte man ihn rücksichtsvollerweise gar nicht benachrichtigt — auch den telephonisch sofort angerufenen Arzt nicht; die Sache wurde brenzlich.

Alle Bauern und Fischer dagegen waren vollzählig aufgeboten. Don Abbondio und sein weiblicher Generalstab hatten gut vorgearbeitet.

Der Santo war geliefert.

„Was?“ fuhr Professor Franchi auf. „Das prächtige Kunstwerk! Das einzige echte Stück, was wir haben, aus der ärmsten und kunstgeschichtlich deshalb reizvollsten Zeit!“

„Gerade der!“

„Aber das darf nicht sein! Natürlich ist er ein Condottiere! Ein Bandit! Ein Galgenstrick!“

„Don Abbondio wird dich selbst an den Galgen bringen, Professor!“

„Don Abbondio soll mich —“ Wie eine Petarde war der hagere, lederhäutige Eiferer aus dem Bett geschossen.

„Sofort und ob ich dabei krepiere, gehe

ich in die Versammlung! Und der Doktor geht mit. Wir retten den Santo!"

„Den Teufelsbraten!"

„Ein Teufelsbraten ist er zweifellos. Niemals würde ich zugeben, daß ein solcher Marmorfries außer und neben seinem Kunstwert Verehrung verdient! Ein Heiliger — der! Aber es ist doch ganz klar! Die ganze Haltung! Die Lanzenfahne! Das Wappen oben links! Die Inschrift!"

„Die Inschrift haben fromme Hände schon Anno 1500 überarbeitet."

„Ich habe die ursprüngliche Inschrift wiederhergestellt, — du, Ernesto und ich! Wir haben sie zusammen ausgeklaubt, mit der Leiter sind wir hinaufgestiegen, mit Schwamm und Vergrößerungsglas! — Er heißt Filippino Lupo und starb 1364. Er war der Filippino, — der Berüchtigte, der Halunke!"

„Beweise ihnen, daß er's ist und er geht desto leichteren Herzens!"

„Die Schurken! Die Ruppsäcke! Die Heimtücker! Quietschpeter — elende! — Um vierzigtausend! — Nicht um sechzigtausend! Um achtzigtausend!"

Der begeisterte Giuseppe hatte Hosen und Kragen ergriffen. Es fehlte ihm noch der Rock.

„Vergiß die Jacke nicht!"

Nur den Hut hatte er richtig vergessen, so zornmütig eilig war er davongerannt.

Vor seiner Villa schloß sich der vielbeschäftigte Arzt an. Die beiden verstanden sich ohne viele Worte: die Wissenschaft und die Schule mußten zusammengehen, wo es die Dunkelmänner galt, den Aberglauben und die Geldsäcke. Das Bündnis der beiden Helden war ein treues und in manchem Strauß bewährt.

In der Versammlung, als sie ungeladen eindrangen, empfing die Kämpfer verstocktes Schweigen. Der einzige Punkt der Tagesordnung war schon erledigt: Für fünfzigtausend Franken ging der Santo mit dem Amerikaner.

Der Amerikaner — er schien eher Palästina oder Galizien entstammt —, verpflichtete sich, einen neuen, durchaus ähnlichen, ebenso langen und breiten Vittore zu liefern.

Die Frauen und Kinder würden ihn vom echten nicht unterscheiden können, — nur sauberer war er, und die Buchstaben der Mönchsinschrift wurden neu vergoldet.

„So? Und wer bekommt das Geld. Die fünfzigtausend Franken?" fragte Herr Giuseppe.

Die Kirche. Die Kirche kaufte eine Orgel dafür und erhöhte den Turm; auch die Prozessionsfahnen waren zerschlissen. Die Kirche teilte mit der Gemeinde. Die Gemeinde — aha! — braucht ein Waschhaus. An den Anlegehafen gehörte eine Bedürfnisanstalt. Die Gemeinde hatte viele Bedürfnisse. Auch der Kleinkinderbewahranstalt war ein Anteil zugedacht.

Fünfzigtausend Franken war viel Geld! Es lag auf dem Tisch. Es war gefunden.

„Und wenn das Bild in Wirklichkeit achtzigtausend wert ist? Wenn nächstes Jahr einer hunderttausend bietet?"

Achtzigtausend war zweifellos mehr als fünfzigtausend. Über fünfzigtausend ging der Amerikaner, Mister Rosenzweig, nicht hinaus. Es hatte noch nie einer bisher auch nur fünftausend geboten.

„Keine tausend!" riefen die Bauern verächtlich dazwischen.

„Alt ist's und schmutzig." Den Fischern, obgleich selbst dem Seifenverbrauch durchaus abgeneigt, schien der Umstand Minderwertigkeit zu bekunden. Er gab ein neues dafür!

Wußte er, Sor Beppin, jemand, der hunderttausend bot? Wollte er selbst hunderttausend bezahlen?

Fünfzigtausend lagen aufgezählt. Sie gehörten ihnen! Die Gemeinde bekam ihre fünfzigtausend. Keine Gemeinde am See besaß ein ähnliches Patrimonium!

Der Professor sah ein, daß er mildere, schmiegsamere Saiten aufziehen mußte. „Seht einmal," sagte er. „Ein so großes und seltnes Kunstwerk! Nach Italien reisen die Fremden, um die dortigen Kunstschätze zu bewundern. Das Land wird reich davon, Hotels tun sich auf, Prunkpaläste. Der Landmann verkauft ihnen Milch, Butter, Eier, — Fische, zu den höchsten Preisen. Die Frauen als Wäscherinnen und Aushilfe finden Verdienst. — Ihr besitzt nur dies eine Kleinod! Ein wirkliches Kunstwerk! Es steht in Büchern beschrieben, es wird abgebildet. Der Fremdenverkehr wird sich hierher wenden, um es zu bestaunen. Ihr werdet reich — in den Zeitungen berühmt werden."

Aus den Fremden machten sie sich nichts — die von Grunasco. Die speisten in ihren Alberghi, die die Vorräte von weit herkommen ließen, von den Deutschen, jenseits des Gottardo. Bücher und Zeitungen — die Fischer kratzten sich die Lauseköpfe, und die Bauernlümmel grinsten — lasen sie nicht. Ketzereien und Unanständigkeiten standen darin.

Das letztere, — eine feine Spitze von Don Abbondio, dem Pfarrer, betraf den Aufsatz des regsamen und scharfsinnigen Doktors Ernesto über das verlorengegangene und unauffindbar gebliebene Reiterdenkmal eines gewissen Banditenführers Filippino Lupo, womit er die Kirche beleidigen und bloßstellen wollte.

Es war bekannt, daß auch Herr Giuseppe für die gleiche ketzerische aber schön illustrierte Zeitschrift Beiträge lieferte. Dachte er, sie wüßten nicht, wen die Buchstaben F. G. bezeichneten? Und daß er es war, der den Verfall von Quirico und die noch sehr viel üblere Erneuerung der Immaculata-Kapelle vor aller Ohren beschwatzte?

Sie hielten stand und bildeten eine geschlossene Mauer. Er sollte nur mit seinen luftigen und vorwitzigen Einwänden kommen!

„Ihr habt keinerlei Kunstverstand!" grollte der Ritter der Aufklärung, der sich in diesem Augenblick selbst und gar nicht so unrichtig

mit einem anderen Kämpen und Vorläufer von der traurigen Gestalt verglich. Auch äußerlich, mit den fliegenden, grauen Haarsträhnen, der wettergebräunten Magerkeit, der jugendlich raschen und eindringlichen Beweglichkeit konnte der Vergleich bestehen.

Die Kunst war ihnen in der Tat gleichgültig. Sie sahen ihren Vorteil. Sie hatten Glauben. Das war deutlich.

Aber sie kannten ihren Sor Beppin nicht! Mächtig reckte er sich in den dürren Flanken — er glich einem Propheten des Alten Bundes, den rechten Arm emporgestreckt und zwei Finger gegen sie gespreizt.

„Judas verriet seinen Meister und Herrn um dreißig Silberlinge —" hub der Mund unter dem schrecklich weisenden Finger an. „Dadurch ist er bekannt, ein fluchwürdiges Beispiel für alle Zeiten geworden in der Weltgeschichte!"

Judas, allerdings, kannten sie. „Nun, ebenso schlimm, geizig, niederträchtig, verräterisch, heimtückisch seid ihr! Euren Santo — was? wollt ihr verraten! Den Schutzpatron — den heiligen — ihn, der zu euch gehört, für euch eingesetzt ist, über euch wacht? — Verkaufen wollt ihr ihn! Verschachern! Verschandeln! — Wer, als voriges Jahr in allen drei Nachbargemeinden der Hagel niederging, bewahrte nur eure Felder und Obstgärten von Grunasco? Hat es euch je noch einen Winter an Treibholz gemangelt? Immer war der See gnädig, wenn sie in Baveno froren oder in Vira sich am grünen Reisig die Lungen auspusten konnten. Gibt es hier Kröpfe wie droben im Dimena und Antra? Sterben euern Weibern die Kinder am Fallfieber oder am Stickhusten? — Nie! Ihr habt zu essen; ihr fangt Fische! Euer Mais wird reif, während er in den Bergtälern dünn und grün bleibt. Ihr trinkt Wein — oh, nur zuviel davon! — und alle Wochentage. Wer sorgt für euch in dieser Weise väterlich? Ihr meint vielleicht euer Gemeinderat? Hat der Gemeinderat Einfluß auf Wind und Wetter und die bösen Bodendünste? Oder meint ihr, daß er, von hier unten, vom Municipio aus, — wenn die Forstverwaltung sich müht, junge Schonungen anzulegen, euch die Flamme hineintreibt, damit euren Geißen die Weide bleibt? Euer Santo tut's, den ihr verkaufen wollt! Für dreißig Silberlinge, ja, — oder für vierzigtausend. Den Santo! Oder weil ihr betet, glaubt ihr, und dem Meßopfer folgt, seid ihr geborgen? Wer wird eure Gebete und die Gelübde euerer schwangeren Weiber künftig vor Gott tragen? Der Santo geht nach Amerika, er wird seine Schutzkraft dort Indianern und Spaniern angedeihen lassen. ‚Wo ist ihr Santo, den ich ihnen bestellt habe?' wird der liebe Herrgott fragen, wenn ihr schreit und winselt, wenn eure Weiber die Madonna anrufen und sich die Haare raufen. Die Madonna kehrt sich ab. Sie ruft San Vittore. Der Santo ist verkauft, verschachert, abgewandert! Wißt ihr denn, ob er nicht nun euer Feind werden, euch fluchen wird? Denkt an das Ende des Judas — den Strick. Und die Silberlinge warf er auf die Erde, den schnöden Satanslohn, der ihm seine Seele gekostet hatte. — Vierzigtausend! Für fünfzigtausend Franken haben die von Grunasco ihre Seele — ihren Santo verkauft, wird es von euch heißen. Hundert Jahre lang — tausend Jahre! Solange man von Judas spricht, nennt man euch! Für fünfzigtausend Franken den Heiligen, den Santissimo, den Schutzpatron!"

Der Tag war gewonnen. Zitternd, durch alle Knochen gerüttelt, gegen Pfarrer und Sindaco, der ein Advokat war und darum den Teufel nicht fürchtete, stimmten Mann, für Mann, Fischer und Contadini, für den Santo.

Sor Beppin hatte seine Schlacht glorreich gewonnen.

Auf seinem Streitroß mit zierlich gelockter Mähne, die Lanze in der Faust, gepanzert und behelmt, reitet der Sieger. Heiliger und verehrter denn je. Unveräußerlich fortab.

Wenn Herr Giuseppe mit seinem Freund, dem Doktor Ernesto, vorübergeht, lächeln sie zu ihm auf. Er bleibt ernsthaft und ehrbar.

Volkslied

Abend eines hohen Festtags.
Auf dem kleinen alten Marktplatz
Schwirrt und schwatzt die bunte Menge,
Spricht von Pferden und vom Roggen,
Spricht von Kürbissen und Schweinen,
Spricht von Mais und süßen Trauben.
Einer aber spricht von Liebe,
Spricht von Küssen und von Kosen.
Und die leisen Liebesworte
Werden zarte Melodien.
Und die ganze laute Menge
Singt die liebestrunkne Weise.

Frida Schanz

Die Zirkuspantomime

Erinnerungen von Paula Busch

Zirkuspantomime . . . Du lieber Himmel, darüber will man noch viel Worte machen?! Ja, natürlich will ich das, denn ich gräme mich schon lange über die lieblose Art, mit der über diese Gattung von Kunst geurteilt wird. Kunst? Ich höre irgendwo ein Lachen, spitz, spöttisch sticht mir's ins Ohr, aber gerade das ist der Stachel, gegen den zu löcken es mich lockt.

Uralten, edlen Geschlechts ist die Pantomime. Die Kaiser und die Edelsten Roms waren ihre Schirmherren. Die beiden alten römischen Herren: Pylades und Bathyllos erhoben sie schon zur Zeit des Kaisers Augustus zu einer selbständigen Kunstgattung. Es gab humoristische und tragische Pantomimen. Die Musik spielte wie in unseren Tagen die Hauptrolle bei der Mimik. In der späteren Kaiserzeit war das dramatische Ballett, das pyrrhische, sehr beliebt. Unter Flötenspiel tanzten Jungfrauen und Jünglinge ihre sinnvollen, mimischen Reigen.

Aus der römischen Pantomime entwickelte sich später das improvisierte pantomimische Possenspiel der Italiener, das auch in anderen Ländern nachgeahmt wurde.

So lebte wohl die humoristische Pantomime bis in unsere Tage hinein im derben Possenspiel der Clownkomik fort, die sinnvolle, dramatische Pantomime im Ballett. Da mußte es denn wohl so kommen, daß die neue Pantomime da geboren wurde, wo der Hanswurst und die Ballettdame zu Hause waren: im Zirkus.

Altmeister Renz vertauschte als erster in Deutschland das Wanderzelt mit dem festen Zirkusgebäude. Er war auch der erste, der nicht nur kurze Possenspiele, sondern richtige, kleine, abgerundete Pantomimen in den Zirkus brachte.

Da war die Mazepparäubergeschichte, ein kunstlos gefügtes Märlein von Raub und Mord! Die große Schlußapotheose bildete: ‚Das Pferd des Mazeppa auf einer Bahre von zwölf Männern bei bengalischer Beleuchtung herumgetragen!'

Aber diese Jugendsünden überwand Altmeister Renz selbst schon. In seinen ‚Lustigen Heidelbergern' gab es bereits eine folgerichtige Handlung, geschmackvolle Kostüme und Dekorationen und ein gutgeschultes Ballett. Ende der achtziger Jahre brachte der Pariser ‚Nouveau cirque' die drei Meter tiefe Wassermanege. Die goldene Zeit der Wasserpantomime brach an!

Der Zirkus Busch hatte das erste tiefe Wasserbassin in Deutschland. Seine erste, große Wasserpantomime war das im Jahre 1896 aufgeführte ‚Nach Sibirien'. Zum Gelingen des Ganzen trugen auch die großen Massenwirkungen bei. In diesem Schaustück spielten etwa 200 Menschen mit. Ein kühner Herr raste mit einer Troika die steile Kaskade zur Bühne hinan, verfolgt von einer Meute von Wölfen (Wolfshunden).

Zirkustricks wie: ‚Kaskadenritte', ‚Sprünge aus der Zirkuskuppel in das Wasserbassin', ‚Brückenbruch und Sprung mit dem Pferd über den klaffenden Spalt' bildeten oft das Gerüst der Pantomime, um das herum erst die Handlung gelegt wurde, die manchmal wie an den Haaren herbeigezogen wirkte.

Aber dann begann man den Inhalt der Pantomime, den ‚literarischen Wert' des Zirkusstückes zu heben, indem man geschichtliche Stoffe wählte, die Kostüme nach alten Vorbildern oder nach von namhaften Künstlern gezeichneten Entwürfen fertigen ließ, indem man Szenen schuf, denen ein gewisser kulturgeschichtlicher Reiz nicht abzusprechen war. Man wollte nicht mehr nur gefällige, bunte Lichteffekte und Kraftleistungen zeigen, nein, auch ernstere Aufgaben lösen, neben Sinnenwirkungen auch höhere Werte schaffen. Die guten, altbewährten Zirkuseffekte sollten aber beileibe nicht fehlen. Sie mußten nur aus der Haupthandlung wie etwas ganz Selbstverständliches herauswachsen und für das Ganze, das eine geschlossene Einheit bilden sollte, nicht nur einen Schnörkel, einen Aufputz bedeuten.

Aber nie soll die Zirkuspantomime ihren Charakter als Zirkusstück mit allgemeinen bunten Farben und Tänzen, seinen kühnen Künsten verlieren. Sie muß ganz und gar eine Zirkuspantomime bleiben, nur für den Zirkus erfunden und geschrieben. Sie muß dem Mann dort oben auf der Galerie gefallen und ihm etwas mit auf den Weg geben, das er nicht mehr vergessen kann, sei es ein regenbogenfarbenes Kostüm, das ihm der Inbegriff ungeahnten Prunkes und Reichtums ist, sei es ein kühner Sprung mit dem Pferde ins Wasser, das ihn Mut und Entschlossenheit lehrt. Aber auch die Dame in der Loge muß ihre Freude an den kunstvollen Tänzen, dem harmonischen Bunt und der vielleicht hie und da versteckten Poesie der Zirkuspantomime haben. An die viertausend Menschen sollen sich allabendlich an ihr freuen, und wenn es auch nur zweitausend sind, die zufrieden nach Hause gehen, so ist das genug. Die andere Hälfte wird aber dann wenigstens die Fülle von Kraft und Arbeit bewerten, die die Inszenierung eines so gewaltigen Massenschauspieles notwendigerweise erfordern muß.

⌘ ⌘ ⌘

Wie eine solche Pantomime nun entsteht, welche Entwicklungsstufen sie zu durchlaufen hat, bevor sie einstudiert werden kann, und welcher Art Proben dann notwendig sind, bevor sie aufgeführt werden kann, davon soll in folgendem die Rede sein.

Das Manuskript, das allen Voraussetzungen, die man an ein Zirkuspantomimenmanuskript stellt, gerecht wird, ist vollendet! Jetzt beginnen die Besprechungen mit Technikern und Ingenieuren, die Apparate oder Einrichtungen für neue schwierige Tricks schaffen sollen.

Die versunkene Stadt gab uns im Zirkus Busch ein besonderes Nüßchen zu knacken! Die Stadt sollte mit Mann und Maus unter Wasser tauchen und erst nach einer Viertelstunde wieder zum Vorschein kommen. Das war wohl leicht niederzuschreiben! Endlich wurde es uns möglich, diese Aufgabe durch Taucherglocken zu lösen, um die herum kleine Holzhäuser gebaut wurden. In solcher Glocke haben acht Menschen bequem Platz. Dazu konnten noch kleinere Tiere, wie Hunde, Katzen, Karnickel und Hühner untergebracht werden.

Für eine gute halbe Stunde ist in jeder Glocke Luft für Menschen und Tiere. Durch eine Klingelleitung sind sie mit der Oberwelt verbunden, und sollte es einem wirklich dort unten einmal nicht wohl ergehen, dann braucht nur Sturm geläutet zu werden, und in Eile steigt die Platte an die Oberfläche. Zwanzig Mann winden die Manegenplatte empor, eine sauere Arbeit, aber zuverlässiger, als wenn dies auf elektrischem oder hydraulischem Wege geschähe.

Im übrigen haben sich die Schwimmer (denn nur gute Taucher und Schwimmer durften in den Häusern Vinetas untergehen) recht wohl in den Taucherglocken gefühlt. Dort haben sie auf einer Bank gehockt und bei elektrischer Beleuchtung miteinander Karten oder Ziehharmonika und andere Instrumente gespielt und dazu gesungen.

Am wenigsten aber soll es den Katzen gefallen haben. Es ist vorgekommen, daß die eine oder andere Mieze einmal einen kleinen Wasserspritzer abbekommen hat. Da haben sämtliche Zirkuskatzen, die ursprünglich nur verpflichtet waren, die Mäuse aus den Stallungen zu vertreiben, gestreikt. Als man sie kurz vor der großen Pause zur Pantomime einfangen wollte, waren sie wie auf ein gegebenes Zeichen verschwunden. Nirgends waren sie zu finden. Erst am nächsten Morgen ließen sie sich wieder im Stall sehen. Sie erklärten kurzerhand, daß es ihnen gar nicht einfiele, für das bißchen Futter und die elende Schlafstelle noch Überstunden zu machen, dazu noch Arbeiten zu verrichten, zu denen sie gar nicht vertraglich verpflichtet seien.

Hat der Techniker seine Aufgaben gelöst, dann kommt der Künstler an die Reihe.

Für Dekorationen, Kulissen und Requisiten werden zumeist kleine Modelle angefertigt, die aussehen wie Kinderspielzeuge.

Mit der Kostümzeichnung werden verschiedene Schneiderwerkstätten beauftragt und die geschmackvollsten oder geeignetsten Figurinen als Vorlagen für die Kostümanfertigung gewählt.

Baruch, Theaterkunst oder Verch & Flotow streiten sehr oft um die Palme. Aber auch im Zirkus selbst befindet sich eine Schneiderei, aus der manches recht geschmackvolle Gewand hervorgeht.

Besondere Licht- oder Wassereffekte werden auch zuvor im Modell versucht und vorgeführt.

So werden alle Aufträge, die sich auf die Pantomime beziehen, ein gutes Jahr vor der Aufführung selbst erteilt.

Die Kosten für die Ausstattung eines solchen Schaustückes beliefen sich schon zur Friedenszeit bis auf zweihunderttausend Mark. Mitleidslos aber wütet dann der Blaustift des ‚alten Herrn‘. Er durchkreuzt oft einen meiner Lieblingsgedanken. „Kannst du nicht statt sechzig Mädels auch achtundvierzig tanzen lassen? Dabei sparen wir allein an Kostümen fünfzehntausend Mark, und die Leute sind auch zufrieden!"

Die eigentlichen Sorgen und Mühen aber beginnen erst mit der Einstudierung der Pantomime selbst. Die Balletteinlagen werden zuerst als Sondernummer geübt.

Meister Riegel hat zuvor jeden Schritt ‚choreographiert‘. Seine Damen sind geschulte Tänzerinnen, die zum großen Teil bei ihm einige Jahre studiert haben und ihm daher das Leben nicht gar zu sauer machen.

Die kleinen Ballerinen spannen seine Geduld aber oft auf die Folter.

Eine Ausnahme ist die allerliebste kleine Jenny Borchard, deren Talent und Grazie Professor Reinhard als erster entdeckte. Sie spielte Kinderrollen am Deutschen Theater, wurde aber dann bei uns zum Tanz und zur Mimik ausgebildet und ist heute unsere beste kleine Spitzentänzerin.

Nachdem die Balletts vier bis sechs Wochen geübt worden sind, beginnen die Mimikproben.

Die Zirkusmimiker stellen sich zumeist aus gewesenen Artisten oder aus den Besten und Geeignetsten des Balletts zusammen. Denn Ballett und Mimik sind aufs engste verknüpft, und es gibt wohl kaum Mimiker, die nicht zuvor auch ein wenig Ballettstudien getrieben haben. Auch jede gute Artistin hat den Tanz studiert. Filmdarsteller und Schauspieler haben wir in besonders für sie geeigneten Rollen auch beschäftigt, obwohl Film- und Bühnenmimik notwendigerweise eine andere als die unsere sein muß.

Jede Bewegung muß genau mit der für sie in der Musik bestimmten Note zusammenfallen. Im Regiebuch trägt jede Szene eine Nummer, die mit den für sie bestimmten Musiktakten übereinstimmen muß. Es ist durchaus nicht leicht, eine charakteristische Pantomimenmusik zu schreiben. Dichter und Musiker müssen hier nicht weniger Hand in

Hand arbeiten als der Textdichter und der Opernkomponist.

Oft ergibt sich bei den Proben noch eine Umstellung von Szenen, eine Kürzung oder ein Ausbauen. Man hat es im Manuskript nicht so ganz genau berechnen können, wie viele Sekunden die Großen des Reiches gebrauchen, um ihrem Herrscher angemessen zu huldigen. Im Handumdrehen muß hier der Komponist einige Takte aus dem Ärmel schütteln! Denn wir im Zirkus können uns nicht so sehr nach dem Komponisten richten. Er muß uns entgegenkommen, so schwer ihm das oft werden mag!

Neben der Mimik, die im großen Tanzsaal geprobt wird, werden in der Arena die verwegenen Tricks geübt. Heute freilich nicht mehr ein Elefanten- oder Eisbärenrutsch von der zweiten, 15 Meter hohen Bühne in das Wasserbassin, aber immerhin ein Sprung mit dem Pferd ins Wasser.

Und hätte man bei der Übung solcher Bravourstückchen nicht noch einige Überbleibsel von der guten, alten Garde, die von der Pieke auf bei Busch gedient und gelernt haben, würde man im Zirkus bald nichts Verwegenes mehr sehen.

Eine von den Schrittmachern ist die Schwimminna. Vor zwanzig Jahren wurde sie als kleines Schwimmädel für die Wasserpantomimen verpflichtet. Heute ist sie ein Stützpfeiler des Zirkus geworden! Steil fällt die Rutschbahn von der zweiten Bühne herab in das Bassin. Ein kleiner Kahn steht hoch oben zur Abfahrt bereit, nur der Insasse fehlt noch: „Wer wagt es?“ Keine Antwort. Die männlichen Schwimmer sind plötzlich alle hinter den Kulissen verschwunden. Ein kleines, schlankes Weib tritt vor und ruft: „Hier ... ick fahre!“ Es ist die Schwimmminna. „Hier ist meine Tasche und hier meine Uhr, und wenn ick bleiben sollte, denn jib das meiner Mutter und sag', ick lass' sie noch schön grüßen, Artilleriestraße. So ...“ Sie wirft einer Kollegin die Sachen in den Schoß und landet einige Minuten später gesund und heil unter dem Jubel aller mit ihrem Kahn im Wasser. Und jetzt will und kann jeder mit einem Male rutschen.

So ist Minna bei ‚Mexiko‘ mit einer Postkutsche ins Wasser gefahren, bei der ‚Jagd‘ mit einem Pferd 3 Meter hoch ins Wasser gesprungen, von der Zirkuskuppel heruntergestürzt, hat bei ‚Katharina‘ hoch zu Roß die Kesselpauken geschlagen und bei ‚Barbarossa‘ die Posaune geblasen.

Heute spielt sie in den Pantomimen zumeist mit dem Zwergclown Franzl groteske Rollen. Es sind zwei Typen, die der Berliner in jeder Buschpantomime in irgendeiner komischen Maske wiedererkennen wird.

Bevor die großen Gesamtproben beginnen können, müssen die Kulissen und alles, was an der Zirkuskuppel aufgebaumelt werden soll, hängen. Das verursacht oft großes Kopfzerbrechen. Was soll hineingefahren und was gehängt werden? Oft baumelt ein ganzer Urwald, die Stadt Vineta samt Taucherglocken oder der Thronsaal Ludwigs des Vierzehnten an der Zirkuskuppel. Das Zirkusdach trägt etwa 150 Zentner. Ingenieure müssen die jeweilige Belastung genau taxieren.

Hängt alles richtig, beginnen die technischen Proben. Die Kulissenschieber werden in Bühnen- und Manegenarbeiter eingeteilt und erhalten ihre Häuser, Bäume oder Felsen zugewiesen, die sie hereinschaffen oder hinaustragen müssen. Es ist hier alles genauestens geregelt, um zwischen den einzelnen Akten möglichst keine oder doch nur sehr kurze Pausen entstehen zu lassen. Darum wechseln die Akte meistens zwischen Bühnen- und Manegenbildern.

Ein Kapitel für sich ist auch die Statistendressur. Da die Statisten durchschnittlich einen bürgerlichen Tagesberuf haben, können sie nur des Nachts Kunst kneipen. Wenngleich Zirkusproben besonders anstrengend sind, so bereiten einem die Statisten doch neben der Arbeit auch manchen Spaß. Es gibt Statisten, die sich schon viele Jahre hindurch regelmäßig zur Berliner Winterspielzeit melden. Dieser alte Statistenstamm ist ein guter Lehrmeister für die Neulinge.

In Breslau hatten sich einmal auf eine Zeitungsnotiz hin so viele Statisten gemeldet, daß kaum der vierte Teil von ihnen beschäftigt werden konnte. Aber, o weh, die anderen wollten das Feld nicht räumen, und nun kam es zwischen den Angenommenen und ihren Neidern zu einer regelrechten Schlacht, zu einem Ringkampf ohnegleichen. Fensterscheiben klirrten, Stuhlbeine wurden geschwenkt und Bänke zu Waffen geschmiedet. Hätte die Polizei nicht rechtzeitig eingegriffen, wer weiß, ob's dem armen Ballettmeister oder mir nicht höllisch an den Kragen gegangen wäre!

Es ist nicht immer leicht und angenehm, mit diesem oft schwierigen, unbiegsamen Material zu arbeiten.

„Also meine Damen, Sie sind Hofdamen Ludwigs des Vierzehnten. Sie haben sich so zu verbeugen!“ Die Verbeugungen, die nun folgen, wären etwas für einen humoristischen Film. Die Verbeugungen werden 14 Tage lang geübt. Ob sie es dann zur Premiere können? Manchmal ja!

Zum Schluß kommen die großen Ensembleproben, die wegen der Statisten und des übrigen Hilfspersonals nur nachts stattfinden können, an die Reihe. Die Mimiker, das Ballett, Sänger und Sängerinnen, Statisten und Schwimmer müssen sich zu dem Zusammenspiel einen, zu dem großen Ganzen, von dem man jetzt erst einen Begriff bekommt. Jetzt wird noch manches umkomponiert, das als Einzelspiel von guter Wirkung war, sich aber nun im großen Rahmen verliert oder stört. Täglich werden knifflige, technische Tricks, wie ein Wassersturz aus der Zirkuskuppel, eine Riesenfontäne in der Manege oder schwierige Projektions- und Licht-



Fahrende Leute. Gemälde von Theodor Esser

effekte fleißig nebenher geübt. Dann kann noch immer ein unvorhergesehenes Mißgeschick den Tag der Uraufführung hinausschieben.

Die eigentliche Lichtprobe findet kurz vor dem betreffenden Abend, meistens in der vorletzten und letzten Nachtprobe statt. Welche Scheinwerfer und welche Farben nehme ich für die Bühne und welche für die Manege? Auf das sorgsamste wird auch hier ausprobiert, weil gerade der Scheinwerfer viel gutmachen, aber auch noch mehr verderben kann.

Die Generalprobe, die ja auch eine kleine Vorpremiere sein soll, läßt sehr oft zu wünschen übrig. Das Orchester klappt nach oder spielt zu schnell, die Glasplatten der Scheinwerfer werden in der Eile zerschlagen und landen scherbenweis in der Manege. Die Statisterie blamiert sich, die Manegeplatte geht zu langsam unter!

Und dann hört man an allen Ecken und Enden den Chor derer, die sich über ihre Kostüme empören. Das ist zu lang und das zu kurz, dies zu weit, das andere zu eng, trotzdem sie alle, alle zuvor probiert wurden! O ihr Frauen! Aber wie notwendig es ist, jedes einzelne Kostüm bei der Generalprobe anziehen zu lassen, zeigte uns ein guter Schwimmer, der als Perser kostümiert ins Wasser springen mußte und nun von den allzuweiten Aermeln, die sich mit Wasser füllten, auf den ‚Meeresgrund‘ gezogen wurde und regelrecht gerettet werden mußte.

Ja, und nun zum Schluß häufen sich die vielen Kleinfragen, die alle beantwortet werden müssen. Der Schuster: „Soll der Marquis von Reveillac kobaltblaue oder smaragdgrüne Schleifen auf den Lackschuhen haben?“

Die Friseuse: „Soll ich die Perücke für die Zulukafferhäuptlingsfrau papillotieren oder ondulieren? 'n tiefen Knoten mit roten Federn? Oder vielleicht Hängelocken?“

Der Schneider: „Dem kleinen Franzl sein Kopp paßt in keinen Hut. Was soll er aufsetzen?“

Die Schneiderin: „Die Damen wollen nicht ohne Trikots tanzen!“

Der Tischler: „Welche Requisiten steck' ich dem Ballett für den dritten Akt in die Hände?“

Der Sattler: „Haben die Pferde vor dem Hochzeitswagen rote oder blaue Puscheln auf dem Kopf?“ usw.

„Aber nun Schluß, meine Lieben, steckt in die Hände, setzt auf den Kopf, was ihr wollt, laßt das Ballett mit oder ohne Trikots tanzen! Wie ... was? Die Textbücher und Plakate sind noch nicht da?“ — Depeschen mit Rückantwort hin und her! ... Endlich als Passagiergut das ersehnte Papier! Und nun, da es zwei verschiedene Plakatbilder sind, wird bestimmt, zur Hälfte Plakat I, zur anderen Hälfte Plakat II anzukleben.

Am nächsten Morgen grinsen mir von der Hälfte aller Säulen das bis zum Kinn abgeschnittene gutmütige, runde Gesicht des Wassergeistes entgegen, auf der anderen Hälfte aber prankt der Unterleib des grünen Meergottes! Was ist das? „Ja, Sie haben doch selbst bestimmt, daß die Plakate nur zur Hälfte angeklebt werden sollen!“ Geschehen in Breslau Winterspielzeit 17/18.

Nach all diesem soll man noch zur Premiere guter Dinge sein! Wenn dann nur nicht noch der Teufel selbst am Abend der Uraufführung einen Schabernack spielt. Der hat uns den Wasserriesensturzbach über Nacht einfach zufrieren lassen, und man selbst hat dabei wie auf Kohlen gesessen und zur Zirkuskuppel vergebens die flehenden Augen erhoben. Er hat ferner einem einzigen von den vielen eisernen Zähnchen, die die Manegenplatte hochhalten, verboten, loszulassen, und die Stadt Vineta hat nicht untergehen können! Und das am Abend der Permiere nach so vielen Proben und Mühen!

Spruchhaftes. Von Ernst Lissauer

Sie reden von Gunst und Geschick,
Der hat Pech, der hat Glück.
Solch Schwatz ist von Schwachen erfunden,
Glück lischt nicht, scheint, ist wieder geschwunden.
Glück trägt einer in Adern und Poren,
Glück auf der Stirn, im Gehör, im Blick,
Glück ist Gnade und eingeboren,
Glück wird nie und nirgend verloren,
Selbst nicht in Gram und Mißgeschick.

Sprichwörter sind eine kuriose Gemeinde:
Lauter Brüder und lauter Feinde.

Sei dir kostbar! Bewahre dich!
Spare dich!
Gib dich aus mit vollen Händen!
Spare dich, um dich zu verschwenden!



Dichter und Publikum

Du kannst es mit viel Spektakel machen,
Kannst schillernde Räder schlagen als Pfau,
Du kannst durch die unerhörtesten Sachen
Verblüffen den Mann, erschrecken die Frau —
Man wird dich immer lesen und loben;
Je frecher du's treibst, je mehr treibst du oben.

Wir aber sehen ihn lieber gehen
Als stillen Menschen im schlichten Gewand,
Von Höhen zu Tiefen alles verstehen,
Jedwedes wägen mit billiger Hand
Und hegen in kalter Selbstsucht Getriebe
Zum Menschlichen, Kindlichen, Göttlichen Liebe.

Doch rührt der Begeisterung magische Stunde
Ihn plötzlich mit goldenem Finger an,
Dann schlägt eine Flamme ihm aus dem Munde,
— Der schlafende Berg erwacht als Vulkan,
Die Rede entkocht aus Chaosnächten
Wie Lava in rollenden Feuerprächten.

Nun ward erst der Dichter! Nun soll man ihn hören!
Der Rätselrater weiß manchen Bescheid;
Er deutet den Windhauch in Fichten und Föhren,
Er knackt die ehernen Nüsse der Zeit.
Er segnet im Kampfe der Erdengeschäfte,
Ein Priester, die übermüdeten Kräfte.

Jetzt, da sich die stumme Zunge entbunden,
Entriegle sich auch das taube Ohr.
Der Dichter, solange im Dunkel verschwunden,
Tritt Achtung heischend kräftig hervor.
Dich, Publikum, will er zum Hören bezwungen,
Denn was sind ohne Ohren die Zungen!

Doch wird er nicht stürmisch dich überdringen,
Er schaut nach dir aus, wie der Gastfreund schaut.
Er will geliebt dich liebend bezwingen,
Er wirbt, wie der Bräutigam wirbt um die Braut.
Zweiseitig ist alles fruchtbare Leben,
Ein holder Wechsel von Nehmen und Geben.

Josef Ponten

Die Bildnisse W. A. Mozarts

Von Dr. Arthur Schurig-Dresden

Wenn man in Kunsthandlungen nach Mozartbildnissen fragt, so kann man sicher sein, daß man unter zehn vorgelegten Blättern neun zu sehen bekommt, die mit dem angeblich Dargestellten sehr wenig oder gar nichts zu tun haben. Es sind Idealbilder, meist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verfertigt, oder untergeschobene und gefälschte Porträts, die in Wahrheit wer weiß wen vorstellen. Diese merkwürdige Tatsache ist um so bedauerlicher, als wir eine Reihe von Bildnissen besitzen, die nachgewiesenerweise auf Mozart selbst zurückgehen, nach Zeugenaussagen die vollste Ähnlichkeit haben und dem Betrachter auch das wunderbare innere Wesen des großen Meisters nahebringen.

Der erste Lorbeer Mozarts, der des Wunderkindes, der von 1762 bis 1773 — zum dauernden Nachteile seiner ursprünglich festen Gesundheit —, durch halb Europa geführt wurde, war bereits 1777 völlig verdorrt. Aber auch der durch den Erfolg des ‚Figaro' in Wien und Prag errungene Ruhm blieb dem Tondichter nicht im gleichen Maße treu. Als er 1791 starb, in den kümmerlichsten Verhältnissen, ohne wahre Freunde und Förderer, war er selbst in Wien durchaus nicht volkstümlich. Wäre er es gewesen, so hätte er ein ehrenvolleres Begräbnis und ein würdigeres Grab finden müssen und nicht das betrübliche Armenbegängnis und das schmachvolle Massengrab, das man 1805 schon nicht mehr aufzuspüren imstande war.

Mit dem glänzenden Nachruhm, den das Schicksal dem so früh Dahingegangenen vergönnt hat, begann von neuem die Nachfrage nach Bildnissen von ihm. Findige Musikverleger warfen wahllos Kupferstiche und Steindrucke auf den Markt, die in der Mehrheit keine beglaubigten Vorbilder hatten. Die echten Bildnisse aber waren kaum zugänglich. Vielfach entsprachen jene Darstellungen nicht dem immer eigenwilligen Verlangen der Masse, der Vorliebe nach dem Bedeutenden oder Hübschen, und so kamen alsbald verschönende Phantasiegebilde in den Umlauf, die mit der Zeit immer süßlicher wurden. Es sei an den Stich von Reyer oder an das Bild von Jäger erinnert. Gleichzeitig versuchten die Fälscher ihr Glück. So tauchte 1849 unter anderen das sogenannte Tischbeinsche Mozartporträt auf, das durch den Musikverlag André in Frankfurt massenhaft verbreitet wurde, obgleich Mozarts Sohn Karl es von vornherein abgelehnt hatte. Es ist lange Zeit das bekannteste Mozartbild gewesen, bis es erst die neuere Forschung in die Rumpelkammer verwiesen hat. Noch in unserer Zeit vermochte sich ein ebenso niedliches wie unwahres gefälschtes Knabenbild Mozarts, das man Greuze untergeschoben hat, Verbreitung zu erringen. Nachbildungen davon verschenkte sogar das Mozarteum als Ehrengabe.

Das erste bekannte und beglaubigte Jugendbild stammt aus den letzten Monaten des Jahres 1762. Man nennt es allgemein: ‚Mozart im Galarock' (S. 315). Es hängt



Der kleine Mozart im Galarocke. Wien 1762

heute im Mozartmuseum zu Salzburg. Gemalt ist es von uns unbekannter Hand, offenbar von einem gewerbsmäßigen Wiener Porträtisten. Es ist ein braves Wirklichkeitsbild. Das pausbäckige gesunde kleine Männchen, das da kindlich vergnügt in seinem goldbetreßten lila Rocke vor uns steht, das ist so recht der kleine Wolfgang. Der noch nicht Siebenjährige hat trotz seiner fürstlichen Maskerade nichts Stutzerhaftes an sich wie kleine Virtuosen so oft und gar nichts Anmaßendes oder Überlegenes. Er ist just ein Kind, dem man nichts weiter ansieht, als daß es klug und lebhaft ist. Das Prunkkleid, das er trägt, war ein Geschenk der Kaiserin Maria Theresia.

Der Reise nach Wien schloß sich alsbald die große Reise nach Frankreich, England und Holland (vom 6. Juni 1763 bis Ende November 1766) an. Aus der Pariser Zeit haben wir zwei bildliche Erinnerungen: das Aquarell (ein Gruppenbild: Mozart sitzt am Klavier, Nannerl singt, und der Vater begleitet auf der Violine) von L. C. de Carmontelle, einem Maler und Schriftsteller aus dem Kreise der Enzyklopädisten, gemalt im November 1763 in Paris, jetzt im Museum von Chantilly, und die Gesellschaftsszene ‚Tee beim Prinzen Conti im Temple‘, ein Ölbild des sonst ziemlich unbekannten Kleinmeisters Michel Barthélemy Ollivier, entstanden im Sommer 1766, heute im Louvre. Das erstgemeinte Bild ist durch die Stiche von J. B. Delafosse (1764) und T. Cook (1781) bekannt geworden. Ein anderer Kupferstich von Christian von Mechel, den Leopold zu Reklamezwecken veranlaßt hat (vgl. seinen Brief vom 1. April 1764), ist verschollen, wenn er überhaupt je existiert hat. Das reizende Bild von Barthélemy ist durch einen guten Pigmentdruck von Braun in den Handel gekommen. Da erblicken wir inmitten eines vornehmen Kreises von Damen und Kavalieren den kleinen Musiker, im apfelgrünen Festrocke, am Flügel, mit etlichen Amateuren ein Quartett beginnend.

Alle anderen Kinderbildnisse Mozarts sind Fälschungen, so das angeblich von Domenicus van Smissen gemalte, heute im Besitz einer Dame in Stuttgart. Eine Ähnlichkeit des Dargestellten mit dem Wiener Bilde ist nicht bemerklich; Mozart hatte blaue, nicht braune Augen. Unecht ist auch der 1909 aufgetauchte (schon erwähnte) ‚Knabe Mozart‘ von Jean Baptiste Greuze. (Den ausführlichen Nachweis habe ich im Anhange meines Mozartbuches im Inselverlage, 1913, gebracht.) Eine weitere Fälschung ist eine angeblich von Karl Christian Klaß herrührende Kreidezeichnung, heute in österreichischem Privatbesitz. Eine andere Zeichnung, ‚Der siebenjährige Mozart am Klavier‘, ehedem im Besitz des Konsuls Bamberg, seit 1894 verschollen, dürfte ebenfalls abzulehnen sein, zumal ihre Herkunft nicht beglaubigt ist. Dieser Stütze entbehrt das von vielen geschätzte Ölbild ‚Der junge Mozart am Klavier‘, von Thadäus Helbling (Kniestück, leihweise im Mozartmuseum) zwar nicht, indessen kann man sich als ehrlicher Betrachter doch nicht entschließen, in dem darauf dargestellten vornehmen und zierlichen jungen Aristokraten den dreizehnjährigen urwüchsigen Wolfgang zu sehen, ganz abgesehen davon, daß einem aus dem Bilde ausgesprochen braune Augen entgegenschauen. Vielleicht klärt sich der Verhalt auf, sobald wir über den Maler Helbling (oder Hölbling?) einmal irgendwoher Genaues erfahren. Ebenso schwer fällt einem die Ablehnung eines andern in England befindlichen reizvollen Bildes, benannt ‚Der kleine Mozart mit dem Nachtigallenneste‘,



Das Veroneser Bildnis Mozarts von Cignaroli 1770



Das Bologner Bildnis Mozart 1777

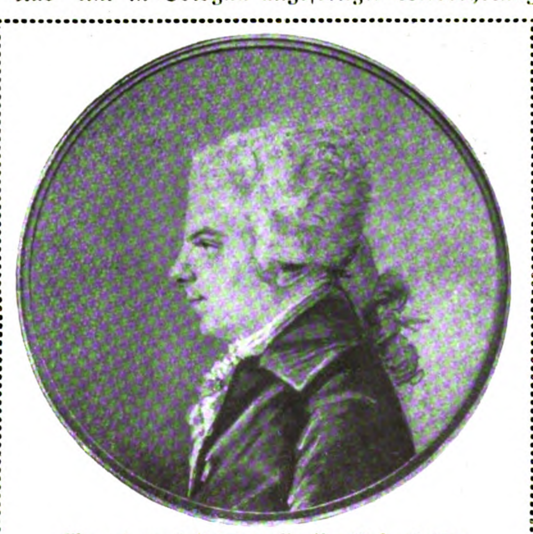
angeblich von Zoffany (Johann Zaufelly) gemalt während Mozarts Aufenthalt in London. Zoffany (ein Regensburger) wird in Leopolds ‚Reisenotizen' erwähnt, indessen ohne jede Bemerkung, die auf das Bild hinweist. Es trägt das Zeichen des Malers nicht, dagegen die verdächtige Aufschrift ‚W. A. Mozart 1764.' (Mozart zeichnete sich noch 1767 ‚J. G. W. Mozart'.) Auffällig ist auch die Haartracht des Dargestellten, die vom Wiener Bild gänzlich abweicht. Aus der Zeit um 1767 hat sich schließlich eine Miniatur (Maler unbekannt) erhalten, heute im Besitz von Frau Elise Tomaselli in Salzburg: ‚Wolfgang und Marianne Mozart'.

Aus den Jahren 1770—1780 tritt uns eine Reihe kennenswerter Bildnisse entgegen. Da ist zunächst das ‚Veroneser Bild' von Cignaroli (S. 316), gemalt am 6. und 7. Januar 1770 in Verona, zu Beginn der ersten italienischen Reise Mozarts, die er in Begleitung seines Vaters unternommen hat. Es ist jetzt Eigentum von Herrn Dr. Kupelwieser in Wien. Wiederaufgefunden hat es der Mozartforscher Leopold Sonnleithner († 1873) im Jahre 1856 im Teatro filarmonico zu Verona. Es ist nach dem Kindheitsbild von 1762 das zweite zuverlässige und wertvolle Porträt Mozarts. Es war bis 1912 lediglich durch den entstellenden Stich von L. Stichling (in der Biographie von Otto Jahn) bekannt. Seitdem gibt es gute Lichtbilder davon.

Der Überlieferung zufolge stammt aus dem Jahre 1773 ein Miniaturaquarell auf Elfenbein, ehemals im Besitze der Schwester Mozarts, heute im Mozartmuseum. Der Maler ist uns unbekannt. Dieses Bild, nicht das Veroneser, meint Marianne Mozart offenbar in ihrem Briefe vom 2. Juli 1819 an Sonnleithner, dem sie berichtet, das Bild sei gemalt, wie Wolfgang „von der italienischen Reise zurückkam. Da war er sechzehn Jahre alt. Aber da er von einer sehr schweren Krankheit aufstand, so sieht das Bild kränklich und sehr gelb aus." Zuverlässig sind die Angaben von Marianne Mozart zumeist nicht. Mozarts Krankheit ist wahrscheinlich unmittelbar vor die erste Italienfahrt zu legen, also in den Herbst 1769.

Zeitlich folgt — wenn es echt ist — das Bild ‚Mozart mit dem Diamantenring' in Privatbesitz in Salzburg. Man setzt dies gar nicht an Mozart gemahnende Gemälde herkömmlich in das Jahr 1771; indessen mag es, wenn es Mozart wirklich darstellt, eher 1775 entstanden sein. Einen Wert für die Mozartforschung hat es keinenfalls.

Unbedingt echt ist das Bologner Bild: ‚Mozart als Cavaliere vom goldnen Sporn' (S. 317), gemalt im Sommer 1777 in Salzburg von einem uns nicht bekannten Maler (wahrscheinlich nicht von J. N. della Croce, wie man ohne Anhalt willkürlich angenommen hat). Das Original ist verschollen, aber eine zugleich entstandene, für den berühmten Musikgelehrten Padre Giovanbattista Martini in Bologna angefertigte Wiederholung



Mozart zur Zeit seines Pariser Aufenthaltes
Zeichnung von Augustin de Saint-Aubin 1778

hängt noch heute in der Bibliothek des Liceo musicale daselbst. Mozart macht auf diesem Bildnisse den Eindruck, als sei er von einer schweren Krankheit genesen. Es ist kurz vor seiner Reise nach München—Mannheim—Paris, wohl von keinem bedeutenden Künstler, gemalt; trotzdem ward es von der Familie Mozart und ihren Freunden für gut und ‚ganz und gar ähnlich' befunden. Letzteres mag wohl der Fall sein. Der Einundzwanzigjährige in dunkelbraunem Rock, den päpstlichen Orden an einem rotseidenen Bande an der Brust, gibt sich sichtlich Mühe, den ‚Cavaliere vom goldenen Sporn' darzutun.

Der 24jährige Mozart. Von J. N. de la Croce. Salzburg 1780

Aus dem November 1777 stammt das anspruchslose ‚Medaillon Bäsles', eine Miniatur auf Elfenbein (Halbprofil), gemalt in Mannheim. Mozart schenkte das Bildchen seiner Kusine Marie Anna Thekla Mozart in Augsburg, die es bis zu ihrem Tode (1841) treu bewahrt hat. Er ist im hellroten goldbetreßten Frack (der damaligen Musikeruniform) darstellt.

In Paris, wo Mozart eine bedeutende Rolle nicht erlangte, ist nur ein einziges Bild von ihm entstanden, eine Zeichnung in bunter Kreide, angeblich von dem bekannten Augustin de Saint-Aubin (S. 317). Die handschriftliche Bemerkung auf der Rückseite des Blattes: „Portrait de Mozart exécuté pendant son séjour à Paris à l'époque de la mort de sa mère [also 1788] par Augustin de Saint-Aubin" ist neuerer Herkunft. Das Bild ist auch sonst nicht beglaubigt, indessen darf man es wohl doch für ein Mozartbild halten.

Den Reigen schließt das große ‚Familienbild' von Johann Nepomuk della Croce, gemalt im Herbst 1780 in Salzburg, heute im Mozartmuseum. Ehe Wolfgang Anfang November 1780 nach München ging, um den ‚Idomeneo' einzustudieren, war sein Porträt in diesem Bilde gerade fertig. Der Maler vollendete dann das Ganze im Laufe des Winters. Es stellt den Vater mit seinen beiden Kindern dar. Der verstorbenen Mutter Bild (nach einem Original aus der Zeit um 1770) sieht man in einem ovalen Rahmen an der Wand hängen. Wolfgang ist gut getroffen. Er sieht jugendlich, aber recht ernst aus, was der Stimmung des damals Vierundzwanzigjährigen, wie sie uns seine Werke aus jener Zeit kundtun, voll entspricht. Es sei an die im Sommer 1780 entstandene (34.) Sinfonie in C-Dur erinnert, mit ihrer elegischen Schlußwendung in Moll. Auf S. 319 ist ein Ausschnitt aus dem Familienbilde wiedergegeben.

Abermals müssen hier einige Fälschungen kurz erwähnt werden, zunächst die beiden angeblichen Battonis, die in Rom 1770 gemalt sein sollen. Das eine, ‚Mozart mit der Notenrolle' ist durch den Stahlstich von H. Adlard, der die Nase verhäßlicht, sehr bekannt. Die ‚Notenrolle' scheint allerdings eher eine zusammengerollte Landkarte zu sein: so riesige Notenblätter gibt es nicht. Auch hier hat der sogenannte Mozart braune Augen. Noch unwahrscheinlicher ist das Attribut auf dem zweiten Bilde: ‚Mozart an der Harfe,' denn Mozart hat niemals Harfe gespielt und nie hätte er sich herbeigelassen, einem Maler als Harfenist zu stehen. Beide Bilder befinden sich in englischem Besitz. Ein weiteres Bild, ehedem in der Sammlung Donebauers in Prag, jetzt in München (angeblich um 1776 entstanden), hat nichts mit Mozart zu tun. Auf einem vierten, das 1880 unter verdächtigen Umständen in Mainz aufgetaucht ist und die als gefälscht erwiesene Aufschrift (auf der Rückseite): „W. A. M.—M. 1777" zeigt (was „W. A. Mozart, Mannheim 1777" heißen soll), hält Mozart

gar ein unverständliches Glas Wasser in der Linken. Auch hier kann man von Ähnlichkeit keine Spur finden.

Aus den Meisterjahren (1781 bis 1791) — sind uns drei beglaubigte und — jedes in seiner Art — wertvolle Bildnisse überliefert.

Das erste, unvollendete, ist ein Ölgemälde (Hüftstück) von Mozarts Schwager, dem Schauspieler Joseph Lange (geboren 1751 in Würzburg, gestorben am 18. September 1831 in Wien), gemalt im Winter 1782–83 in Wien. Es ist 1858 als Vermächtnis Karl Mozarts in das Salzburger Mozartmuseum gekommen, wo es sich noch heute befindet. Es ist diesem Aufsatz im Kopfausschnitt beigegeben (S. 319). In den volkstümlichen Mozartbüchern — so z. B. im „W. A. Mozart" von Leopold Schmidt — wird es durchweg fälschlicherweise in das Jahr 1791 verlegt. Lange, ein vielseitiger und sehr befähigter Mensch, war als Maler nur Dilettant, und sein Mozartfragment ist kein Meisterwerk; indessen hat er sich sichtlich bemüht, naturtreu zu sein. Er stellt seinen Schwager am Klavier sitzend dar, in einem lichtbraunen Rocke mit weißer Halsbinde, versunken in sein Spiel. Mozarts Sohn Karl hat dieses Bild als sehr ähnlich bezeichnet. Nach diesem ist (1783) eine Miniatur und danach wiederum eine Lithographie entstanden. Letztere ist durch die Nissensche Mozartbiographie (1828) allbekannt.

Zeitlich folgt das berühmte und wohl beste und herrlichste Bild des Meisters, das Wachsrelief von Leonard Posch (S. 320), entstanden in Wien 1788. (Diese bisher unbekannte Datierung ist durch das kürzlich bei der Wiederherstellung auf der Rückseite zum Vorschein gekommene eigenhändige Signum des Künstlers gesichert!) Posch (1749—1831), dem wir auch ein treffliches Relief sowie eine Büste von Goethe, beide aus dem Jahre 1827, verdanken, hat in seiner Jugend (1766—74) in Salzburg gelebt, wo er Schüler des Bildhauers Johann Hagenauer war; von 1774 bis 1804 war er in Wien, sodann in Berlin tätig. Sein Mozartrelief, ein Meisterstück der Kleinplastik, ist ein leicht idealisierendes Bildnis. Es stellt den Zweiunddreißigjährigen im Profil nach rechts dar, den Hals und die obere Brustpartie unbekleidet lassend; das Haar ist in Locken aufgelöst. Nissen sagt (Anhang S. 181), das Bild sei sehr gut getroffen; offenbar stützt sich sein Urteil auf die Meinung der Konstanze Mozart. Posch hat das Original seines Werkes 1820 dem jüngsten Sohne Mozarts, Franz Xaver Mozart, dem Musiker, geschenkt. Auf der Rückseite des Rahmens finden wir die Widmung: „Der unterzeichnete Jugendfreund des Vaters widmet dieses dem Sohne zum Andenken. Berlin, den 9. Februar 1820. L. Posch." Jetzt ist das Medaillon im Mozartmuseum. Bemerkt sei, daß die hin und wieder in der Mozartliteratur genannte ‚Gürtelschnalle Konstanzens', heute im Besitze von Frau Alexandra von Keudell in Hohenlübbichow



Mozart 1782. Ausschnitt aus einem Gemälde von Josef Lange in Wien

(in der Mark), eine Wiederholung des Reliefs ist, etwa 1789 entweder von Posch selbst geschaffen oder aus seiner Werkstatt. Es ist aus einer Mischung von Wachs und Gips hergestellt und in Stahl gefaßt. Karl Mozart hat das Schmuckstück der Mutter der heutigen Besitzerin, der Sängerin Eschborn-Frassini, geschenkt. Eine weitere genaue Wiederholung in Gips ist vor einigen Jahren im künstlerischen Nachlasse von Leonard Posch durch die Bildhauerin Hildegard Lehnert in Berlin entdeckt worden.

Das dritte ebenso unanfechtbare Porträt aus Mozarts letzten Jahren besitzen wir in der jedem Mozartfreunde teuren köstlichen

Silberstiftzeichnung (auf Elfenbeinkarton) von Dorothea Stock, gezeichnet in Dresden im Körnerschen Hause am 16. oder 17. April 1789. Das Brustbildchen (S. 321) ist bis 1843 im Besitze der Körnerschen Familie geblieben; seit 1894 gehört es der Musikbibliothek C. F. Peters in Leipzig. Mozart weilte vom 12. bis zum 18. April 1789 in Dresden. An einem der letzten Tage war er Gast des durch seine Beziehungen zu Schiller bekannten Oberappellationsgerichtsrats Körner, des Vaters des Freiheitssängers. In ungedruckten, zeitgenössischen Aufzeichnungen wird erzählt, Mozart habe sich kurz vor der Essenszeit eingestellt. Nach einer Fülle von galanten Redensarten, wobei er in seiner lebhaften Art besonders der damals neunundzwanzigjährigen Dora Stock (der unverheirateten Schwester der Hausfrau) die naivsten Schmeicheleien sagte, setzte er sich ans Klavier und begann zu phantasieren. Im benachbarten Eßzimmer dampfte die Suppe, aber man mußte sie kalt werden lassen, da niemand es wagte, den Meister zu stören, der, in seine musikalische Welt verloren, Menschen und Menschensitte vergessen hatte. Schließlich legte Dora ihre Hände leise auf Mozarts Schulter und sagte zu ihm: „Mozart, wir gehn zu Tisch. Wollen Sie mit uns essen?" — „Küß' die Hand, Gnädigste!" gab er artig zur Antwort. „Ich werde gleich kommen!" Er vergaß es aber und spielte weiter und saß auch nach zu Ende gegangener Mahlzeit noch am Klavier. Dora Stock pflegte diese kleine Episode später gern zu erzählen. Sie war eine gewandte Zeichnerin und Radiererin. Ihr Mozartbildchen ist das letzte Porträt, zu dem Mozart gesessen hat.

Die Totenmaske, die einige Stunden nach Mozarts Hinscheiden am 5. Dezember 1791 von einem Wachskabinettbesitzer abgenommen worden ist, ist verschollen.

Mozart 1788. Wachsrelief von Leonhard Posch in Wien

Das Relief von Posch ist zum Ausgangspunkt zahlreicher Mozartbildnisse aus zweiter Hand geworden. Zu nennen sind hier vor allem die älteren Stiche: von J. G. Mansfeld (1789), von A. Kohl, J. Chapmann usw. Auch der fesselnde Stich, der in dem bereits genannten Mozartbuche von Leopold Schmidt (1912) dem Titelbilde als Vorlage gedient hat, geht wohl auf Posch zurück, wenngleich es nicht ausgeschlossen ist, daß der Stecher den Komponisten persönlich vor sich gehabt hat. Bestimmt auf Posch weist eine (unbezeichnete) Lithographie, von der das Museum Carolino-Augusteum in Salzburg ein Exemplar bewahrt; wahrscheinlich auch das weniger bekannte Pastellbild (Größe 43,5 : 33,5), das heute im Besitz von Frau Rosa von Chavanne, gebornen Kantor, in Wien ist. Professor Vikt. Tilgner, der Schöpfer des Wiener Mozartdenkmals (1896 aufgestellt), hat es um 1895 in Salzburg gekauft, als er nach Mozartbildern fahndete. Es zeigt anziehende Einzelheiten. Leider muß man das Signum darauf ‚W. 𝄞 M. 1786' als Fälschung ansehen, wodurch auch das Bild verdächtig wird.

Fragwürdig erscheint mir auch das sogenannte Buchsbaumrelief (S. 321), jetzt im Mozartmuseum zu Salzburg, das man allgemein — aber wohl zu Unrecht — unmittelbar Posch zuschreibt. Da dieser Künstler sonst in Holz nicht gearbeitet hat, so könnte es höchstens in seiner Werkstatt oder von einem Holzbildner auf seinen Auftrag hin angefertigt sein; indessen ist dies nicht wahrscheinlich. Nissen und somit die Familie Mozart hat dieses Relief *nicht* gekannt. Vermutlich ist es nach dem Relief von Posch oder nach einem der älteren Stiche davon entstanden, wohl nach 1791, vielleicht sogar nach 1828 oder noch später. Mozart ist (im


Das Buchsbaumrelief nach Leonhard Posch. 1786—1789

Bosiosche Zeichnung besitzen wir in einem heute seltenen Kupferstiche von G. A. Sassio, entstanden um 1786. Das Bild (eine gute Nachbildung hat man in meiner Mozartbiographie, Insel-Verlag 1913) zeigt den Meister in ganzer Figur am Spinett, ein wenig ins Rokokohafte gehoben; auf dem Tische sieht man die Figaro-Partitur. Beachtenswert ist der Thelottsche Stich, von dem sich ein Exemplar in der Berliner Bibliothek befindet. Mozarts Zeitgenossen sprechen mitunter von dem ‚enorm Benasten'. Keins aller Mozartbildnisse bringt dies kräftiger zum Ausdruck als dieser Stich.

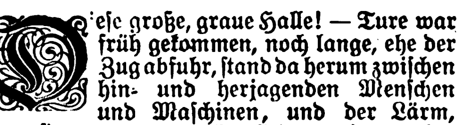
Das Ergebnis unserer Betrachtung sei dahin zusammengefaßt: es sind fünf Bildnisse, nach denen wir uns eine einheitliche Vorstellung von der äußeren Erscheinung W. A. Mozarts machen müssen. Wenn wir alles andere zurücktreten lassen, so steht der Allverehrte vor uns: als das Wunderkind im Wiener Bilde von 1762 —, als der sorgenlose Italienwanderer in der Veroneser Darstellung von 1770 —, als der ernste Jüngling (im Gemälde des della Croce, 1780), der das Salzburger Joch zu zerbrechen im Begriffe ist, die Not und das Leid der Zukunft dunkel ahnend —, als der göttliche Meister des ‚Don Juan', im Relief von Posch, 1788 —, und schließlich als der schon sichtlich dem frühen Tode Geweihte, in dem rührenden Dresdner Bildchen von 1789.

Gegensatz zu dem Wachsrelief) im Rocke dargestellt. An der Behandlung des Haares, in der Mund- und Kinnpartie erkennt man das Poschsche Vorbild. Von wem die Bekleidung modelliert ist (zweifellos nach dem Leben), ist nicht festgestellt, da die ähnlichen Stiche leider nicht alle datierbar sind. In das Mozartmuseum ist es erst 1894 gelangt, und zwar aus dem Nachlasse des in jenem Jahre verstorbenen Dr. med. Joseph Hyrtl. Ehedem war es Eigentum seines Bruders, des Kupferstechers Jakob Hyrtl (1799—1868). Diese Herkunft erweckt arge Bedenken, wenn man sich erinnert, welch unerhörtem Betrug Jakob Hyrtl zum Opfer gefallen ist, als er sich 1842 oder 1843 den angeblichen (leider heute noch im Mozartmuseum zur Schau gestellten) Schädel Mozarts aufschwindeln ließ! Bei alledem ist das Buchsbaumrelief ein gutes Mozartbild, das sich dem Betrachter leicht und nachhaltend einprägt. Kein Wunder, daß es allmählich das Mozartbild schlechthin geworden ist!

Zu erwähnen sind drei weitere Bildnisse, die mit Posch nichts gemein haben: das verschollene Porträt von Joseph Grassi (gemalt in Wien angeblich 1785), die gleichfalls verschollene Zeichnung von G. B. Bosio (um 1786) und der Stich von E. Thelott (um 1786). Das erstere ist in einem unbezeichneten bei Ambroise Tardieu in Paris erschienenen Kupferstich erhalten: ein Brustbild in Vorderansicht mit nach halblinks gewandtem Kopfe. Man findet eine Nachbildung in Stendhals Rossinibiographie (Paris 1824). Die


Mozarts letztes Bildnis
Silberstiftzeichnung von Dorothea Stock in Dresden 1789
(Im Besitz der Musikbibliothek Peters in Leipzig)

Ture Novelle von E. v. Bonin



Diese große, graue Halle! — Ture war früh gekommen, noch lange, ehe der Zug abfuhr, stand da herum zwischen hin- und herjagenden Menschen und Maschinen, und der Lärm, den sie machten, ballte sich zu einem einzigen, großen Klumpen und stopfte ihm die Ohren zu.

Wie häßlich so ein Bahnhof! Schon die alte veratmete Luft, die einem in die Lungen kroch mit ihrem ekelhaften Geruch. Es machte ein nüchternes Gefühl im Magen. Ture zog sehr oft seine Uhr vor. Er wurde unruhig, weil Detlev nicht kam. Er stand still und sah aufmerksam die Leute an, die aus dem dunklen Knäuel sich lösten und aufgeregt auf ihn zuliefen. Es dauerte noch etwa fünf Minuten, dann sah er seinen Bruder mit dem komischen Gemsbarthütchen herauskommen und daneben Frau Alberg.

Ture erschrak — also was für eine Torheit war das nun wieder. Wenn irgend jemand sie erkannte ... Frau Alberg sah ohnehin ziemlich auffallend aus. Mußte sie so einen riesigen Hut aufsetzen? Und wie sie den Rosenbusch geflissentlich vor sich her trug. Ture fühlte, wie das Blut ihm in die Stirne fuhr. Und wahrscheinlich sah er nun recht dumm und verlegen aus, als er vorsichtig — Himmel, der große Tellerhut! — sich niederbeugte, um Frau Alberg die Hand zu küssen.

„Hast du eine Ahnung, was der Vater von uns will, geht es ihm etwa schlechter?" fragte Detlev.

„Ich weiß wirklich gar nicht," sagte Ture; und sagte es, so harmlos er konnte. O ja, er ahnte schon. Als ob es nicht in jedem Brief von seinem Vater darinstünde: ... ‚Hat denn Detlev diese unüberlegte Liebelei immer noch nicht aufgegeben?' ... oder so ähnlich.

Plötzlich sagte Frau Alberg: „Warum sehen Sie mich so erstaunt an — Ture?" Ja, wirklich, wie ungeschickt er doch war.

„Er bewundert deinen neuen Hut," sagte Detlev. Ein Herr ging vorbei und grüßte. Er sah jüdisch aus. Frau Alberg lachte. „Er ist ein Kollege meines Mannes." Detlev sah sich um — der Herr hatte das Gleiche getan. Detlev ärgerte sich. „Wohl Rechtsanwalt Cohn VII," sagte er gereizt.

Ob dieser Zug nicht endlich fuhr? Ture war froh, als sein Bruder einstieg und die Tür zuflog.

„Ich weiß, worum es sich handelt," sagte Ture. Detlev fuhr herum und sah seinen Bruder unruhig an.

Er sagte: „Du meinst wegen Daisy ...?"

„Ja, Detlev. Natürlich wegen Frau Alberg. Am Ende bist du auch ziemlich unvorsichtig."

Sein Bruder zuckte die Achseln; er zog dabei den linken Mundwinkel herunter. — „Wen geht's was an?" sagte er.

„Es ist doch ein Ehemann vorhanden," erwiderte Ture. Sein Bruder drehte den Kopf zum Fenster. Ture sah deutlich, daß er rot wurde. „Diese Verhältnisse können Fernstehende nicht beurteilen," sagte er. Ture schwieg. Nein, er würde nicht wieder davon anfangen. Er würde harmlos an Detlev vorbeisehen auf die Felder. Aber es war langweilig; man kannte die Gegend. Man wußte jede Baumgruppe im voraus. Schließlich gingen die Gedanken doch vor der Lokomotive her, nach Kranitz, zu seinem Vater. Und warum fiel ihm wieder so unvermittelt das glühend rote Haar ein, das seines Vaters Frau hatte?

Es war so, wie Ture gedacht hatte. Genau so. Sein Vater nahm ihn bald nach der Ankunft in sein Zimmer beiseite. Er machte keine Vorreden. „Die Geschichte mit dieser verheirateten Frau muß aufhören," sagte er laut und zornig. Ja, er schrie es ganz drohend Ture in die Ohren.

Ture sagte: „Es wird am Ende von selbst aufhören."

Nun redete sein Vater lang und breit. Er sagte, daß die Ehe hochzuhalten sei. Daß genug Frauen für dergleichen dawären, und so fort. Ture hörte zu. Er dachte die ganze Zeit, daß sein Vater recht hätte, ja vollkommen; und daß die Dinge im Leben schrecklich verwickelt wären. Aber sein Vater störte ihn. Er fragte auf einmal eindringlich: „Ist diese Frau Alberg hübsch?" Ture war sehr erschrocken, er wußte wahrhaftig nicht —

„Was hat sie denn für Haar?" fragte sein Vater weiter.

„Ich glaube dunkel; braun, glaube ich," sagte Ture. „Nicht rotbraun, nicht so wie —" Herrgott, was redete er denn da ...

Als Ture in das blaue Zimmer kam, stand seine Schwester am Teetisch, und neben ihr stand dieser kleine, weiße Junge, dieses blasse, zerbrechliche Figürchen, das sein Halbbruder war. Erika begrüßte ihn und schob den kleinen Buben ihm entgegen. „Hast du denn dem Hartwig gar nichts mitgebracht?" fragte sie. Ture wurde verlegen — aber der kleine Junge sah ihn an, schüttelte den Kopf und sagte: „Ich will gar nichts, Ture. Ich bekomme von der Mama."

Die Tür ging auf, und der kleine Junge rannte hinein auf seine Mutter zu. „Ich freue mich, daß ihr kommen konntet," sagte Eliza. „Es ist sehr still hier. Und dein Vater ist nicht recht wohl."

„Ja, man redet eben bei Papa alles in den Wind, er schont sich nie" — hörte Ture seine Schwester sagen. Sie sprach mit einer gezogenen, weinerlichen Stimme. Sie sagte noch: „Der Arzt hält es für äußerst bedenklich, wenn Vater so fortfährt."

Ture erschrak. Er fühlte, daß seine Schwester ihn eindringlich ansah. Er stellte die Tasse hin, seine Hand fühlte er unsicher werden.

Detlev kam. „Vater wünscht den Tee drüben; er will etwas ruhen," sagte er. Dann: „Lauf mal in den Garten, kleiner Hartwig." Der Junge ging. „Ich bin erschrocken, Mama, daß Vaters Befinden sich so wesentlich verschlechtert hat," sagte Detlev. Ture machte eine zustimmende Bewegung. Seine Schwester sagte: „Wer den Kranken in aufreibender Pflege täglich beobachtet, sieht das am Ende auch."

Detlev wandte das Gesicht langsam ihr zu. „Meine Worte sollten nichts Belehrendes enthalten," sagte er. Ture fühlte, daß irgendeine Bosheit im Anzuge war. Er dachte, Detlev beizuspringen.

„Das käme gerade dir auch schwerlich zu," antwortete seine Schwester. Dann ging sie.

„Du mußt es Erika nicht übelnehmen, lieber Detlev," sagte Eliza. „Sie ist überreizt."

Detlev stieß seine Tasse weg und sprang auf. „Ich weiß ganz gut, Eliza," sagte er, „daß ich euch im Wege bin. Aber es wäre wohl richtiger, man verheimlichte Papa jetzt alles, was ihn erregt."

Eliza stand ebenfalls auf und ging langsam zum Fenster. „Du wirst nicht erwarten, daß ich deine unsittliche Lebensführung unterstütze," antwortete sie.

Ture sah sie von der Seite an. Er sah sie an. Er dachte: ‚Wie sie schön ist, ihr Gesicht ist so weiß . . .' „Detlev muß wohl zu Papa. — Willst du mir Gesellschaft leisten, Ture?" sagte sie. Ture antwortete nicht.

Das Zimmer, in dem sie saßen, hatte rote Wände. Es standen fremde Möbel darin, die Ture nicht kannte. Er dachte: ‚Dort am Fenster kann man sitzen und lesen.'

Eliza sprach. Er hörte nicht genau zu, doch hörte er, daß sie von seines Vaters Befinden redete. — Während sie sprach, kam eine glückliche Ruhe über sein Herz: ‚Da sitze ich nun, und es fühlt sich an, als legte einer die Hände auf mein Gesicht' — so dachte Ture.

„. . . nicht wahr, Ture? Ich meine, es muß dir auffallen, wie sehr viel schwächer dein Vater ist, wie Gespräche ihn ermüden."

Ture sagte: „Ich weiß nicht, aber er fragte allerhand."

„Mag sein. Aber siehst du, der Arzt verbietet so dringend diese fortwährenden Aufregungen. Doch diese Geschichte mit Detlevs Maitresse erregt ihn ungeheuer. Es ist nicht recht von deinem Bruder —"

„Frau Alberg ist durchaus niemand, auf den jene Bezeichnung paßt," sagte Ture. Er gab sich Mühe, es deutlich vorzubringen. „Und Detlev liebt sie."

Eliza antwortete: „Sie ist verheiratet. Was sagt der Mann dazu?"

Ture dachte nach, was er antworten könnte. Der kleine, ein wenig in die Breite gegangene Rechtsanwalt spazierte durch sein Gehirn.

„Er tut, als wisse er nichts. Er kann die Frau nicht bändigen," sagte Ture.

Eliza lachte. „Bändigen" — wiederholte sie. „Einen drolligen Ausdruck gebrauchst du. — Die meisten Ehemänner können das nicht, kleiner Ture. — Wenn Detlev sie also liebt, warum betreibt er die Scheidung nicht dringlicher?"

Ture erschrak. Woher wußte man hier zu Haus, daß Detlev daran dachte? Eliza merkte Tures Verwirrung. Sie sagte: „Nun ja, Detlev hat diesen Plan deinem Vater mitgeteilt."

Das hatte Ture gar nicht gewußt; — daß Detlev das gar nicht erwähnt hatte, wunderte ihn. Er sagte: „Es ist doch nicht so einfach." Warum in aller Welt hatte Detlev das seinem Vater geschrieben und es ihm verheimlicht? Und wollte Detlev etwa heiraten?

In seine Gedanken fuhr eine Unruhe, die ihn störte. Er sah auf und bemerkte, daß Eliza ihn ansah. „Ich wollte dich um etwas bitten," sagte sie.

Tures Herz stand einen Augenblick atemlos still. Er versuchte zu lächeln.

„Hilf mir," sagte Eliza langsam, „daß Detlev so oder so ein Ende macht und den Wunsch seines Vaters erfüllt." Sie war aufgestanden, ging einen Schritt auf Ture zu und legte die Hand auf seine Schulter. „Es ist so schwer für mich, deinen Vater leiden zu sehen," sagte sie leise und andächtig. Ture fühlte sich weich werden, und während Eliza weitersprach, daß Detlev Frau Alberg heiraten müsse, wenn er nicht von ihr lassen könne, daß ihm sein Vater die Zulage entziehen wolle, wenn er dies unerlaubte Verhältnis nicht beende — ach, während sie mit all diesen Dingen auf Ture eindrang, hörte er von allem nur ihren Willen heraus, ihren Willen.

Gegen Abend ging Ture mit seinem Bruder in den Wald. Wenn es unauffällig anging, wandte er den Kopf, um Detlevs Gesicht zu sehen. Der ging mit verbissenen Lippen und zusammengezogener Stirn nebenher. „Papa hat veranlaßt, daß ich versetzt werde, und wenn ich Abschied nähme, so gäbe er mir keinen Heller," sagte er laut und böse.

„Tu ihm den Willen, soweit es geht," antwortete Ture.

Detlev schüttelte den Kopf. „Sie hetzt Papa auf," sagte er.

Ture fragte: „Zu welchem Zweck sollte das geschehen?" Sein Bruder antwortete: „Stiefmutter, junge Brut, was fragst du!"

Ture fing an zu lachen. „Das ist doch Blödsinn; was du dir immer einbildest, Deti. — Was willst du denn nun machen?" fragte Ture leiser.

„Versuchen, ob es ohne Daisy geht," sagte Detlev.

Ture hätte nun davon schweigen sollen. Gewiß. Sein Bruder hatte ganz recht. Ture hätte von andern Dingen sprechen können,

von Kranitz, von der Jagd. Aber es trieb Ture eben, von jenem zu reden. Eine sonderbare Lust hatte er, seinen Bruder auszufragen, damit er Bescheid wüßte. Er mußte hineinkriechen in die Herzen der andern, die hieran teil hatten. Er sagte: „Wird Frau Alberg dich lassen?“

Detlev antwortete nicht.

„Am besten wäre es, ihr hörtet nichts mehr voneinander,“ hörte Ture sich sagen. Er brachte das in einem sorgsamen Tone vor, ein bißchen väterlich. Ein heißes Stechen kam in sein Herz, als er dachte: ‚Detlev wird weggehn, ohne daß sie ihn wiedersah.‘ —

Am besten wäre es, du gingest ohne Abschied,“ sagte Ture.

Detlev schien sich nicht zu wundern. „Versuchen werde ich es,“ sagte er.

⁂

Nun war Ture in Berlin allein. Wenn er des Abends die halbdunkle Allee entlangstapfte nach Haus und aufschloß und hineinkam, sah er Detlevs leeres Zimmer. Des Morgens ritt er allein. Und den ganzen Tag saß er allein ohne seinen guten Genossen.

Detlev schrieb böse und unruhig. Er fragte zu Beginn seiner Briefe nach Frau Alberg und verbot am Ende unter wilden Drohungen, daß Ture sich um sie bekümmere. „Die Frauen in Riesenburg sind plump und widerwärtig,“ schrieb Detlev. „Ich laufe, Zähne zusammen, hier herum, und versuche, mich zu überwältigen oder zu überlisten. Es mißglückt eins wie das andere. Es gibt nur Daisy Alberg. Wenn sie wüßte, wie leicht sie es hätte —“

Ture erschrak. Ture legte diese Briefe unruhig weg und lächelte ihnen nach und dachte, es müßte gut sein, eine Frau so lieb zu haben.

So ähnlich waren alle Briefe, die von Detlev kamen.

⁂

Eliza kam nach Berlin. Ture lief nun diensteifrig mit ihr herum, Unter den Linden, in die Kaffeehäuser. Die kleinen, schnellen Verkäuferinnen waren mit bewundernden Reden um sie herum, und Ture galt als Gatte, und Eliza freute sich und lachte und kaufte, und als sie schließlich ganz abgehetzt irgendwo aßen, gab es noch ein großes Menü, und Ture mußte trinken. Eliza redete auf ihn ein, fragte nach Detlev. — „Wie hält er denn die Trennung aus — hat er denn diese Frau Alberg wirklich aufgegeben?“

Ture setzte sein Glas erschrocken hin und sagte: „Ich weiß nicht.“ Aber Eliza sah ihn fest an. Sie lächelte, doch es sah böse aus und nicht freundlich. „Ich dachte es mir, daß dieser Versuch mißglücken würde,“ sagte sie. „Man kennt das. Ein Wiedersehn — und alles ist beim alten.“

„Ja,“ sagte Ture. „Das mag sein.“

„Und Frau Alberg wird ihn wiedersehn, sicher,“ sagte Eliza.

„Aber sie weiß nicht, wo er ist,“ antwortete Ture. Eliza lachte, sie wollte irgend etwas sagen, so schien es. „Glaubst denn du, daß Detlev es durchhält, du, Ture?“ Ja, so fragte Eliza. — Aber sollte er antworten? —

„Hast du Frau Alberg seitdem gesehen, Ture?“

„Wie sollte ich,“ sagte Ture unruhig.

Eliza sagte: „Mein Gott, du kennst sie doch auch.“

Ture hätte gern von andern Dingen gesprochen. Ach, allzugern wäre er mit einem kleinen, fröhlichen Satz hineingesprungen in die lustigen Unterhaltungen über Kleider, Hüte, Theater und gute Speisen, die sie am Vormittag gehabt hatten in den Läden. Aber Eliza blieb bei diesem Thema. Ture war müde und unruhig. Er hörte nur halb hin und antwortete, wie es gerade kam. Und Eliza fragte weiter, und er antwortete; Eliza drang auf ihn ein — was schrieb denn Detlev — wie ertrug er das Ganze . . . „Wenn Daisy wüßte, wie leicht sie es hätte,“ sagte Ture. Er sah Eliza verwirrt an. Er sah in ihrem Gesicht die Röte aufsteigen, ihre Augen glänzten. —

⁂

Ture hört nicht viel von seinem Vater. Seine Schwester schreibt nicht gern. Sie pflegt Papa und hat keine Zeit. Und Eliza schreibt nur einen Gruß ab und an. Ja, manchmal ruft sie ihn ans Telephon und bestellt irgend etwas von seinem Vater. Und jedesmal fragt sie: ‚was schreibt Detlev?‘ Immer diese Frage.

Doch nun weiß Ture auf einmal, daß es besser ist, Ausflüchte zu machen. Detlev schreibt ja auch gar nichts in der letzten Zeit.

Aber eines Abends steht Detlev in der Tür. Er ist blaß und mager, und Ture läuft bewegt auf ihn los. Sein Bruder hält eine ganze Weile still seine Hand fest. Er sagt dann: „Ture, es ist ein großer Skandal gewesen in Riesenburg. Daisy ist mir nachgereist, in meine Wohnung gekommen, hat mich angeschossen aus Eifersucht. In so einem Nest läuft gleich alles zusammen, wie du dir denken kannst. Ja, ein greulicher Skandal!“ —

Ture steht stumm wie ein Fisch vor seinem Bruder. Er muß erst den Widerwillen herunterschlucken. Er denkt: ‚Diese böse, tolle Person‘ — und er sieht besorgt an Detlev herunter — wo es ihn gefaßt haben mag.

„Was tu' ich nun?“ sagt Detlev. „Mein Kopf ist ganz wirr. Das verfluchte Rattern im Zug den ganzen Tag von diesem Loch hierher. Was tu' ich?“

Ture weiß nichts zu sagen. Nur gerade soviel fällt ihm ein, Detlev zu streicheln.

„Der kleine, dicke Kerl will sich scheiden lassen. Stell' dir vor. Er hat mir einen Brief geschrieben: ‚Geehrter Herr!‘“

„Aber liebst du sie denn nicht?“ fragt Ture.

Detlev lacht. „Ja — ja, kleiner Ture. Gewiß. Aber ich hasse Megären. Diese ekelhafte Schießerei. — Ach — Ture — sucht man denn nicht Weichheit, Güte, Lachen,

wenn man zu Frauen geht?" Ture lächelt. Ture denkt ohne Sinn und Grund an Eliza. Aber Detlev sieht ihn an. — „Was wird Papa dazu sagen?" fragt Ture schließlich. Doch davon will Detlev nicht reden.

※ ※ ※

Am andern Tag fährt Ture nach Kranitz als Abgesandter. Er weiß kaum, wie er hinkommt. Er soll vorführen, schildern, die Herzen r hren. Er soll versuchen, Eliza zu gewinnen für Detlevs Pläne. Wenn er doch alles einmal mit seinem Vater ruhig durchsprechen könnte, denn es geht ihm ja doch viel besser. Ja — so schrieben sie: viel besser.

Der Wagen wirft ihn leicht hin und her auf der ausgefahrenen Landstraße. Auf einmal steht er still, und Ture sieht den Arzt herankommen und hört — leise und eindringlich gesagt — wie es gar nicht zum Besten steht, wie die Erregungen der letzten Tage von nachteiligster Wirkung gewesen sind ...

Ture ist ganz verwirrt. „Schlecht — also schlecht," sagt er ein paarmal vor sich hin im Weiterfahren.

Eliza empfängt ihn. Sie weiß von allem, was geschehen ist, hat versucht, für Detlev einzutreten. „Aber dein Vater will nichts hören," so sagt sie.

Ture redet dagegen, beteuert Detlevs Unschuld an der ganzen Geschichte. Doch Eliza ist ganz mutlos, sagt sie.

Denn als die Nachricht kam, war Tures Vater außer sich, wollte nichts hören und wollte Detlev niemals wiedersehn. „Es ist schwer für mich, gerade für mich, es dir sagen zu müssen," sagt Eliza. „Man darf Detlevs Namen nicht einmal erwähnen vor seinen Ohren."

※ ※ ※

Ture hatte es dennoch getan. Ture hatte sich davor gefürchtet, weil er auf einmal die große und schreckliche Verantwortung für das Ergehen, ja vielleicht für das Leben von zwei Menschen in den Händen hielt. Da dachte er: ‚Es muß gesagt werden.'

Er fand seinen Vater kalt und abweisend. Er fühlte eine fremde, unbegreifliche Gleichgültigkeit. Und schließlich merkte er, sein Vater war alt, ernüchtert; ihm war alles entglitten, er wollte nicht mehr mittun.

Ture fing immer von neuem zu reden an. Bis endlich die Stimme seines Vaters das Wort sagte, das man noch niemals gehört hatte aus diesem Mund: „Laß mich in Ruh. Macht, was ihr wollt."

Ture ging ganz ruhig hinaus, natürlich. Aber er war taumlig im Kopf. Was wollte er hier noch? Eigentlich war ja alles in schönster Ordnung. Detlev konnte tun, was er wollte, gewiß. Er — Ture — konnte ganz zufrieden sein. Sein Vater schrie nicht mehr auf ihn ein, schalt nicht. Sein Vater lenkte ein, gab nach.

Wie dumm man doch war! Warum — in aller Welt — war man nun wieder nicht zufrieden, war man vielmehr betrübt, und es fühlte sich an, als wanke der breite Baum, in dessen Schatten die Kindheit gelegen war.

※ ※ ※

Detlev war wenig zufrieden mit Tures Erfolgen. Er lachte böse und höhnisch, sagte, daß es sehr bequem wäre, und so dumm sei er noch lange nicht. Aber dann, als er nutzlose Briefe geschrieben hatte, als er gar keine oder nur von seiner Schwester Antworten bekam: ‚Papa wünscht von dieser skandalösen Sache nichts mehr zu hören ...' da begriff Detlev, was Ture schon lange wußte.

Nur etwas an der Geschichte wunderte einen, daß nämlich Detlev keineswegs den Abschied bekam. Daß er vielmehr ein Kommando bekam in der Nähe von Berlin, und daß sein Kommandeur geheimnisvolle Andeutungen machte, man hoffe und so weiter.

Sollte der Vater doch noch an Detlev denken ...

Ture war in Kranitz zuweilen. Seinen Vater sah er wenig. Wenn sie sprachen, erwähnte keiner von ihnen das, was geschehen war. Sein Vater saß fast immer wortlos unter ihnen, und ab und zu bemerkte Ture erschrocken, daß sein Vater unter gesenkter Stirn ihn ansah, ihn — böse? nein nicht eben, aber doch so, wie man Söhne nicht ansieht — mißtrauisch und fremd. Die andern schienen das nicht zu bemerken. Seine Schwester saß meistens abseits mit ihren Näharbeiten, aber Eliza sprach doch gut und freundlich mit ihm. Und wäre ihre sanfte Stimme nicht gewesen, vielleicht hätte Ture sich vor Kranitz gefürchtet.

Eigentlich fürchtete er sich auch. Doch in Berlin war er so gräßlich allein, denn Detlev war noch auf Urlaub, und wenn er nach Haus fuhr — ‚nach Haus?' —, so gab das doch immerhin, wenn auch nur sehr unbestimmt, ein Gefühl von Hingehören und Heimat.

Sein Vater konnte ihn nicht sehn, so erfuhr er. Er war sehr krank und mußte sich ganz ruhig halten: Eliza holte Ture von der Bahn und sagte ihm das, und dann erzählte sie bunt durcheinander, lachte, neckte Ture, ob er denn am Ende auch schon so einer Circe ins Garn gegangen sei wie der gute Detlev. Ja, was man für Sorgen hätte mit so großen Söhnen. Als der Wagen in den Hof einfuhr, sprang Ture ab, um beim Aussteigen zu helfen. Und Eliza rutschte ein wenig, und Ture fühlte einen Augenblick ihren Arm ganz dicht an seinem Hals. Sie begleitete ihn in sein Zimmer. — „Du wohnst diesmal anderswo; in deinem Zimmer ist das Fenster zerschlagen," sagte sie. Als sie oben angekommen waren, fand sich, daß allerhand fehlte in dem Zimmer, und Eliza schalt auf die Leute und wollte selbst sorgen, daß es in Ordnung käme. Und Ture sollte ihr helfen ablegen, es war so gräßlich heiß. Ture hatte ungeschickt herum und legte den Pelz vorsichtig auf sein Bett. Als er sich umdrehte, sah er, daß Eliza lachte. „Nein, du hast noch keine Circe," sagte sie, „du errötest ja, wenn du eine Frau anrührst."

Ture erschrak zu Tode. „Nein,“ sagte er. „Nein, du irrst.“ Dann ging Eliza.

Ture nahm den Pelz und trug ihn hinaus. Ja, gewiß, es war ein süßer Geruch in diesen Dingen. Aber er wollte nichts davon wissen.

❖ ❖ ❖

„Die fortwährende Unruhe schadet deinem Vater sehr,“ sagte Eliza zu Ture. „Er fragt so oft aufgeregt nach Briefen. Ich wollte, ich könnte ihm eine Beruhigung geben.“

„Aber er hat gesagt, man solle ihn in Ruhe lassen, wir sollen machen, was wir wollen,“ antwortete Ture.

Eliza sah ihn an. „Nun, und?“ fragte sie.

„Ja, wenn Detlev ohne Geld ist, so kann er doch nicht heiraten.“ sagte Ture.

Eliza nickte. Sie schwieg. „Ich hoffe bestimmt, dein Vater wird Detlev eine Zulage geben,“ sagte sie dann.

‚Es geht ja doch alles durch sie,‘ dachte Ture. ‚Vielleicht hilft sie Detlev. Frauen helfen in solchen Dingen.‘

Er fing an, eifrig zu reden, versuchte auseinanderzusetzen, wie alles läge, wieviel Detlev brauchen würde. Daß über dem sogenannten Skandal Gras wüchse. Eliza hörte zu. Sie hatte ein ernstes, bekümmertes Gesicht und sagte ab und zu etwas dazwischen wie: „Gewiß“ — „du hast recht.“ Es ging also alles gut, wie es schien.

„Ich muß etwas mit dir besprechen, Ture,“ sagte Eliza. „Etwas anderes. — Es ist mir sehr wenig angenehm, auch weiß ich nicht recht, wie ich es anfangen soll —“

Ture fühlte, daß er rot wurde.

„Ja so; aber es ist besser, wir besprechen es dennoch,“ sagte Eliza. „Dein Vater, Ture — wünscht, wie du weißt, sehr innig den Zusammenschluß und Zusammenhang in seiner Familie. Du wirst es nicht verwunderlich finden, daß er mich, seine Frau, dazu zählt.“

Ture wollte dagegen sprechen —

„Laß nur, Ture. Also dein Vater sieht und hat gesehen, wie Detlev mir zu begegnen für richtig hält. Es kränkt ihn. Er sieht ja auch, wie ihr zu euerm kleinen Bruder steht. Das kränkt ihn sehr; er setzte — ich rede mit seinen Worten — seine Hoffnung nun in dich, Ture. Die Hoffnung, daß, wenn er einmal nicht mehr sein wird —“ Ture fühlte diese leise und nicht mehr ganz sichre Stimme in sein Herz eingehen — „daß dann du für mich und das Kind eintreten würdest.“

Das Blut stürzte Ture so ungestüm ins Gesicht, daß es einen Augenblick war, als hätte er Schwindel. Wie — so dachte sein Vater von ihm? Solche elende Sorgen bereiteten ihm seine Söhne? Gott, war es möglich —

„Du wunderst dich, Ture,“ fuhr Eliza fort. „Aber denke nach: hat dein Vater jemals gesehn, daß ihr mit Hartwig zärtlich gewesen wäret, nach ihm gefragt hättet? Von mir rede ich ja nicht. Immerhin, wäre es ein Wunder, wenn es deinen Vater kränkte, daß ihr so feindlich, so fremd, so kalt —“

Eliza stand auf, sie ging ans Fenster; vielleicht weinte sie.

Ture hörte nebenan die Tür gehn. Wenn der Diener käme? Er stellte sich in der Nähe der Tür auf. „Es kommt jemand,“ sagt er leise.

„Niemand, niemand,“ sagte Eliza schnell. „Aber vielleicht willst du all dies nicht hören, vielleicht langweile ich dich, Ture ...“

„Wie kannst du denken, Eliza? Du weißt, daß ich —“ ja was wollte er denn eigentlich sagen ...

Eliza lächelte abweisend. Sie sprach leise: „Ach, gewiß, ich weiß: Detlev und du werden mir stets zur Verfügung stehn. Genau das. Niemand würde mich ungestraft anrempeln. Ich weiß. Ihr seid voller Hochachtung. Aber in deinem Herzen hast du nichts für mich. Kein bißchen von einem freundlichen Gefühl. Alles Eis und Konvention — aber ich will Wärme von dir — mich friert —“

Ture kam neben sie. Er sah, daß sie weinte. Er sah ihre kindliche Hand, mit der sie die Augen zudeckte. Er hörte sie schluchzen.

„Sieh mich nicht an,“ sagte sie. „Du lachst über mich, ich weiß. Ich kann nicht dafür, daß ich euch lieb habe —“

Ture stand wie ein Mörder. Eliza wich vor ihm zurück. „Sieh mich nicht an!“ schrie sie laut und verzweifelt.

Ture griff nach ihren Händen, er wollte ihr zureden. Er fühlte ein fremdes, heißes Zittern in seinem Herzen. „Ihr haßt mich, ja — ihr haßt mich,“ sagte Eliza leise in ihr Schluchzen hinein. Ture fiel auf seine Knie neben ihr ... „Nein, nein, ich bete dich an,“ sagte er.

Ture hörte Schreien, sein Vater stand in der geöffneten Tür.

Was war das, was hatte sein Vater gesagt? Ein Wort — ? Ture saß in seinem Zimmer. Er wartete darauf, von seinem Vater gerufen zu werden. Er wollte und mußte sagen, wie es gekommen war. Es war ganz einfach eigentlich. Und wahrscheinlich hatte Eliza ihm schon alles klargemacht. Und ihr mußte er doch glauben.

Niemand kam. Die Treppe blieb still.

Nein, da ging jemand — klopfte. Vor Ture lag ein versiegelter Brief. Sein Vater wollte ihn nicht mehr sehen. Fort sollte er.

Durfte das geschehen — Eliza — ? Ture fuhr fort.

Er wußte nichts, um sich zu rechtfertigen. Er schrieb an seinen Vater. Der Brief kam — in einen Umschlag versiegelt — zurück. Er schrieb an Eliza. Eliza antwortete nur, daß sein Vater ihr einen Briefwechsel mit Ture untersagt habe. Ture wußte, daß nichts zu tun war. Aber nun fuhr Detlev über ihn her. Wie — wollte sich Ture von dieser infamen Intrigantin verleumden lassen? „Was meinst du?“ fragte Ture zitternd. „Was ich meine? Bist du blind? Siehst du nicht, daß sie uns zu Hause schlecht macht?“

Ture erschrak, sein Herz wurde heiß. „Nein,“ sagte er, „du irrst dich, Detlev.“

Detlev sah ihn unruhig an. „Du bist in sie verliebt," sagte er.

Ture war allein., Er war immer allein — aber an diesem Tage fiel es ihm auf. Er sah die Leere im Zimmer. Da, wo früher Detlevs Schreibtisch stand und der Tisch mit den Rennpreisen. Der Diwan war zu kurz, er füllte den Raum nicht aus. Das Bild seines Vaters hatte er weggetan. Es war sinnlos, Bilder von Leuten aufzuhängen, die nicht wollten, daß man sie ansah.

Überhaupt ging es so nicht weiter. Man verkam ganz und gar in dieser Einöde von Dienst und leeren Büchern in einer leeren Wohnung. Es würde besser sein, sich draußen umzutun. Doch was sah man schließlich? — Sie waren alle ungeheuer gewöhnlich, wenn nicht gemein. Sie versuchten sich in dem Gehabe einer großen Dame — wie sie sich das dachten. Ach Gott. — Detlev würde sagen: Saure Trauben!

Wie verschieden war eine Frau von der andern.

Jetzt klingelte jemand. Ture sah erschrocken auf Joppe und die weichen Schuhe — ach was — es war spät abends. In der halbdunklen Türnische stand Daisy Alberg. „Daisy — Frau Alberg," sagte Ture ganz verwirrt. Daisy Alberg lachte. Sie kam herein und schob Tures Hand von der Tür. Sie warf die Tür zu, schloß herum und sagte: „Jawohl, Daisy — und jetzt kommen Sie nicht wieder heraus."

Ture lachte. „In dem Aufzug könnte ich schwerlich — entschuldigen Sie mich, es geht fix." Daisy Alberg wollte das nicht. „Unsinn — Sie sind gemütlich so, machen Sie keine Umstände. Ich werde etwas Tee machen für uns. Ich habe mit Ihnen zu reden." Ture trug die Tassen herein. Aber Daisy Alberg erlaubte ihm nicht zu helfen. Er sollte am Fenster sitzen, bis sie alles fertig hätte.

Er saß dort und sah in das weiße Laternenlicht vor der schwarzen Wand der Tiergartenbäume.

Er hörte die sanften Schritte, das kleine, singende Geräusch, mit dem die Tür sich öffnete, wenn sie hineinkam. Er wünschte zu schlafen oder doch ohne Nachdenken und mit halbem Bewußtsein dies aufzunehmen: das Hin- und Hergehen und den süßen Geruch der Kleider. Wie ruhig war sein Herz —

„Wachen Sie auf, Ture," sagte Daisy Alberg. Ture besann sich, schade, nun war das vorüber. „Sie wissen ja, Ture" — redete sie weiter — „daß Detlev mich heiraten will. Gut. Aber man muß abwarten. Ich will nicht, daß Detlev um seine Erbschaft kommt. Und wovon sollten wir leben?"

Ture hörte nicht zu. Ture hatte gar keine Lust, darüber nachzudenken. „Ich kann mich natürlich erst scheiden lassen, wenn die ganze Erbschaftssache geregelt ist," sagte Daisy Alberg. Ture fand, er müßte irgendetwas vorbringen. Er sagte: „Aber Ihr Mann?" Daisy Alberg zuckte die Achseln. „Gott — der," sagte sie verächtlich; und noch einmal: „Der —" Sie lachte. „Sie machen ein zweifelndes Gesicht. Vielleicht denken Sie, Detlev ist unsicher. Nein, bewahre. Was hat er doch neulich geschrieben ... ja richtig: ‚Ich verabscheue Deine Unbezähmtheit, aber ich liebe Dich.'" „Das ist schön," sagte Ture. Daisy Alberg sah ihn an; sie schnippte mit dem Finger — diese gräßlichen, blankpolierten Nägel — schnippte ein Haar vom Ärmel. „Detlev ist oft sehr pathetisch," sagte sie, „aber er meint es riesig ernst."

Redete sie denn immer noch? — Ture hörte nicht mehr zu. Seine Augen kamen immer wieder auf ihre Hände, die auf dem Tisch lagen; manchmal stieß sie beim Sprechen mit den Handgelenken unruhig auf; es gab ein kurzes, knackendes Geräusch — mit einem hellen Klirren von der Armbanduhr. Ture fuhr auf und merkte, daß er eine Weile schon den winzigen Zeiger anstarrte, der unglaublich langsam weiterkroch. „Es ist nach zehn," sagte er.

Daisy Alberg sah auf die Uhr. „Jetzt hat er den Brief schon gelesen," sagte sie. „Ist Detlev denn hier?" fragte Ture. Daisy Alberg trommelte auf den Tisch. „Ja, ja," antwortete sie. „Im Adlon ist er. Er fährt morgen nach Kranitz." Sie sah Ture eindringlich an —. „Das ist es ja eben. Sie müssen ihn vorher noch sprechen und ihm zureden. Ihr Vater muß noch erfahren, daß es aus ist zwischen uns. Ich hab' das nämlich Detlev auseinandergesetzt, daß mein Mann mich nicht freigibt, daß ich einen Anderen liebe, ihm Briefe und Geschenke zurückgebe und meine verlange, na und so weiter." Ture kann nicht dafür, er muß lachen.

„Was ziehen Sie für ein Gesicht? So wird's doch stets gemacht," sagt Daisy Alberg ärgerlich.

Ture versucht sich vorzureden, daß das ganze Vorhaben ihn nichts anginge. Er will nichts damit zu tun haben. Aber wäre sie hergekommen zu ihm, wenn es nicht vorbestimmt wäre, daß gerade er mittat — eine Rolle bekam sozusagen in dieser etwas üblen Komödie —?

Daisy Alberg redete noch. Er hörte nicht zu, aber er fühlte ganz gut, daß sie auf ihn einwirkte; nicht gerade verwirrend, doch immerhin so, daß es täppisch und beinahe unmöglich schien, abzulehnen.

„Woran denken Sie nun wieder, Ture?" fragte Daisy Alberg. „Werden Sie mir helfen oder nicht?"

„Mein Vater hat mich weggeschickt," sagte Ture. „Aber trotzdem möchte ich nicht mithelfen, ihm eine solche Komödie vorzumachen. Wie könnte ich ..."

„Gott, seien Sie doch nicht so sentimental!" Daisy Alberg stampfte auf mit ihren kleinen, harten Absätzen, als sie das sagte.

Ture hob den Kopf, um sie anzusehen. Ihr Gesicht schien etwas blasser geworden — es war zusammengefaßt und hart im Ausdruck. Vielleicht sollte man die Gesichter von Leuten, die etwas vorhaben, öfter genau ansehen.

„Warum sehen Sie mich so an?" sagte Daisy Alberg. „Wir armen anderen haben ja doch keine Wirkung auf Sie, Ture. Ihr Herz ist doch vergeben?" Sie sagte das langsam mit einer augenfälligen Koketterie. Sie lachte. Plötzlich stand sie auf, kam neben ihn und streichelte sein Haar.

Ture war des Widerspruches müde. Du lieber Gott, warum auch — was war dabei, Detlev ein bißchen auszuhelfen. Sein Vater war ungerecht und hart. Daisy Alberg streichelte sein Haar. Ihre Hand blieb liegen — „Also, Ture," sagte sie, „Sie gehen morgen früh zu Detlev, nicht wahr, und sorgen, daß er fährt und alles ins reine bringt. Ture, helfen Sie mir doch." Ture saß ganz still — die Hand glitt langsam herunter und blieb im Nacken liegen. Er hörte nicht mehr zu. Daisy Alberg sprach weiter — er verstand Worte: „Liebhaber, Scheidung, eifersüchtiger Kerl —" Die Stimme, leicht und überlegen, zuweilen unterbrochen durch ein kurzes, leichtsinniges Lachen, ging weiter. Ture lehnte vorsichtig den Kopf nach hinten — aber die Hand blieb liegen. Er fühlte sich unruhig werden — dummes Zeug, das war nur eingebildet. Er versuchte aufzufassen, was Daisy sagte: „Später, wenn Detlev sein Gut und seine Erbschaft weghat, dann gestehe ich ihm die Sache. Und dann wird er mir noch dankbar sein."

Sagte sie das? Er fühlte sein Herz kühl und hart werden und widerwillig. Warum hörte er das an? Er dachte: ‚Sie will nicht uns, sie will unser Geld. — Geld will sie'; er wandte sich um, die Hand fiel erschrocken von ihm ab. Er sah Daisy Albergs böse verzogenen Mund.

„Sie haben Detlev nicht lieb," sagte er. „Wie könnten Sie ihn sonst so verschachern..."

Daisy fuhr auf. „Lassen Sie das," sagte sie. „Wollen Sie so gemein sein, auszuplaudern, was ich Ihnen anvertraute, oder nicht? Darum handelt es sich." Ture antwortete: „Ich weiß nicht." Daisy Alberg kam auf ihn zu. Sie stand ihm sehr nah, so nah, daß es sich anfühlte, als berühre sie ihn. „Ich soll also bei diesem abscheulichen kleinen Kerl bleiben, weil es Ihnen so gefällt, Ture? Denn ohne Geld kann mich doch Detlev nicht heiraten, nicht wahr?" Ture dachte: ‚Was geht mich das alles an?' — er schwieg. Daisy Alberg lachte — sie faßte Ture an der Schulter und rüttelte ihn. „Oder wollen Sie vielleicht auf diese Art die Erstgeburt eintauschen, kleiner Ture?" Ture rührte sich nicht — er dachte: ‚Das geht mich nichts an. Ich will nicht. Sie soll mir nichts tun.' Mit einem kleinen, hellen Schrei warf Daisy Alberg die Arme um seinen Hals. „Warum haßt du mich, Ture?" sagte sie leise.

Also so kam das – und nun sollte er der dumme Junge sein, der nicht widerstehen konnte. Er könnte sie küssen jetzt, und vielleicht mehr — —

Daisy Alberg ging. Sie hielt eine kleine Abschiedsrede zuvor, während sie ungeduldig an ihren Handschuhen zerrte. Ture begleitete sie bis zum Tor. Die Luft war sanft und warm. Ture stand vor dem Haus und hörte das harte Aufschlagen der Absätze. Es wurde leiser — und ging über in den weichen, unbestimmten Lärm der Stadt.

Ture schloß das Tor und erstieg langsam die Treppe. Sein Zimmer war hell und leer — der süße Geruch von Parfüm stand noch in der Luft. Ture blieb in der Tür stehen — „Eliza —" sagte er, „Eliza."

⌘ ⌘ ⌘

Ture hatte geglaubt, seinem Bruder darüber weghelfen zu müssen — zureden — trösten. Was hatte er nicht alles zu sagen vorgehabt? Aber es schien gar nicht so, als wollte Detlev getröstet werden. Klang seine Stimme nicht merkwürdig ruhig, als er das sagte: „Es sind wenigstens klare Verhältnisse; und das war die höchste Zeit." — Sogar zufrieden klang das. Ture wurde den Gedanken nicht los: ‚Detlev glaubt es selber nicht; sie machen einander Komödie vor.' Nein, Ture brauchte gar nicht zuzureden. Detlev hatte ihn erstaunt angesehen, als er ihm riet, bald nach Hause zu fahren. Detlev hatte gesagt: „Selbstverständlich, es eilt. In Kranitz stehen die Dinge für uns böse —" Ehe Ture ging, hatte Detlev ihn eindringlich angesehen, und ob er denn nichts für ihn zu tun versuchen sollte. Da Ture so einfach vor Eliza zurückwiche —

Ob es gelang — dies kleine, verlogene Manöver von Daisy Alberg? War Ture vielleicht neidisch? Gönnte er Detlev nicht die väterliche Gnadensonne? Ach nein — es mochte kommen, wie es wollte.

Es war ein wenig bitter freilich, so als verlorener Sohn fremd und verstoßen durch die Welt zu laufen. Es war bitter. — Er hatte sich vorgenommen, nicht mehr daran zu denken; nicht an seinen Vater, nicht an zu Hause, nicht an Eliza. Hatte er das gehalten — dachte er nicht zuweilen an sie —

⌘ ⌘ ⌘

Ture kam vom Reiten. Er war müde und ärgerlich. Einer hatte sein Pferd kaufen wollen — es wurde nichts daraus.

Ture schloß auf, warf die Sachen weg und stieß die Tür mit dem Fuße auf, während er die Handschuhe herunterzog —

Er fing an, den Rock aufzuknöpfen, um sich umzuziehen, suchte nach der Joppe, sah auf — da stand Eliza —

Er träumte nicht. Unsinn. Sie stand da. Großer Gott, wie war das schön!

Eliza lächelte ihm zu. Sie sprach auch — ja mehrere Sätze, er hörte nicht. Seine Hände hielten sich am Stuhle fest, er vergaß zu atmen — sein Herz stand still.

„Ich bin hier beim Arzt gewesen," sagte Eliza. „Und ich wollte, ich konnte nicht gehen, ohne zu dir zu kommen —" Eliza lächelte still und mit gesenkten Augen. „Du darfst nicht bitter über deinen Vater denken, Ture," sagte sie. „Du mußt nicht. Auch nicht über mich. Ich wagte nicht zu sprechen



Flissaken auf der Weichsel. Künstlerische Aufnahme von Franz Goerke

damals, er war so aufgeregt, und ich fürchtete mich."

Ture schwieg. Wenn sie doch weiterspräche. Es war so unglaublich süß, ihr zuzuhören, ganz ruhig und geduldig zuzuhören, wie Kinder tun. Man brauchte gar nicht auf die einzelnen Worte zu achten — es war viel schöner, ihre Stimme allein als Melodie zu nehmen, als Ton, als Lied —

Eliza fragte und fragte ihn, ob er gekränkt wäre. Was sollte er sagen? — Er lachte. Es schien alles leicht und vergänglich, was ihm andere getan hatten. Sein Herz war unverletzlich —

„Detlev ist bei deinem Vater," sagte Eliza. „Es ängstigt mich. Der Arzt verbot jede Aufregung."

Ture schwieg. Es war besser, nicht von Detlev zu sprechen. „Du warst noch niemals hier," sagte er. „Ja," sagte Eliza. „Das ist auch gar nicht nett von mir. Ich sehe, ich muß einmal herkommen und hier einrichten. Was ist das für ein abscheuliches rotes Kissen?" Ture lachte. „O Gott. Es wird noch heute dem Burschen geschenkt," sagte er. „Du darfst dich nicht so viel umsehen. Ich fürchte deine Augen." — „Das gehört sich so, Ture. Sag' mal, was ist denn das für ein Handschuh da auf dem Schreibtisch."

Ture erschrickt. „Wo denn?" fragt er mit einem verlegenen Lachen. „Hat die schöne Frau Alberg ihn hier liegen lassen?" sagt Eliza. Ture geht zum Schreibtisch und steckt den Handschuh weg. „Nein," sagt er schnell. „Sie hat ihn nicht liegen lassen, und sie ist auch gar nicht schön."

„Also war sie doch hier?" frug Eliza.

„Sie war schon hier," antwortete Ture. Daß er vergessen mußte, das Ding wegzulegen.

„Es ist doch schließlich nicht zu verwundern, wenn dein Vater sich nicht gerade Frau Alberg als Frau für Detlev wünscht," sagte Eliza. „Das ist doch auch wenig passend, daß sie dich hier aufgesucht hat." Ture erschrak. Es war besser, etwas zu sagen, was von Daisy Albergs Eigenschaften wegführte. „Detlev war doch mit," sagte er. „Eigentlich bin ich ein bißchen vereinsamt, seit Detlev weg ist."

„War das denn erst kürzlich?" fragte Eliza. Ture sagte verwirrt: „Was denn?" — „Nun, daß Frau Alberg dich hier aufsuchte?" sagte Eliza. Sie ließ es ruhig hingehen, daß Ture nicht antwortete.

Sie ging hin und her. Zuweilen blieb sie stehen und sah die Möbel an. Zuletzt blieb sie neben Ture stehen. „Du bist sonderbar verändert, Ture," sagte sie. „Ich fürchte, du bist mir böse —?" Ture sah in ihre Augen. „Wie könnte ich dir böse sein?" sagte er. Keiner sprach. Ture fühlte eine leere Ruhe, die nicht anhalten würde. „Es ist nicht so sehr meine Schuld," sagte Eliza. „Ich habe deinem Vater später alles vorgestellt, aber" — sie wandte langsam das Gesicht von Ture ab — „er glaubt mir nicht."

Ein fremder, zerbrochener Ton war in der Stimme. Ture sah zu Boden auf die groß verschlungene Arabeske im Teppich. Er sah — immer aus versteckten, gesenkten Augen —, daß Eliza die Hände vor das Gesicht hielt. Ein kleiner, spitzer Schrei kam, dann fiel Schluchzen über Nacken und Schultern her und stürzte ohne Widerstand die ganze Gestalt in ein haltloses Zittern.

Ture hörte sich selbst aufschreien und hielt sie in seinen Armen. Seine Hände strichen leicht über ihre Schultern und fühlten das Zittern vor sich herlaufen die Arme entlang. Wußte Ture, was er da tat? O Gott, ja, er wußte es wohl. Sein Herz würde dieses eine Mal gegen die Welt aufstehen.

Eliza weinte nicht mehr; es war nur noch ein Schluchzen, ein willenloses Zittern in den Schultern — — Sie sprach schnell und unruhig: Tures Vater glaubte ihr nicht, er war voller Mißtrauen. Alle waren mißtrauisch. Hatte Ture nicht bemerkt, wie sie feindlich waren gegen sie und ihren Sohn ... „Du denkst das nur, Eliza: Sie haben dich doch lieb," sagte Ture. Eliza schüttelte den Kopf. Sie sagte: „Detlev haßt mich."

Ture schweigt. Um ihn herum versinkt alles; er sieht nur das eine Gesicht. Aber Eliza zieht langsam die Hände aus den seinen. „Du hast recht zu schweigen, Ture," sagt sie. „Du bist offen wenigstens. Es wird keiner für mich eintreten, wenn es dazu kommt." Ture fährt auf: „Wie meinst du das, wozu soll es kommen?"

Eliza sieht ihm in die Augen. „Es wird eines Tages heißen: ‚Ich oder Frau Alberg,' sagt sie. „Es ist schamlos, jawohl — aber diese Person tritt mir in den Weg, und es scheint, ich werde mit ihr nicht fertig." — Ture versteht nicht. „Daisy Alberg dir in den Weg — wieso?" fragt er. Eliza senkt die Augen. „Sie war ja neulich bei dir, du wirst besser Bescheid wissen als ich," sagt sie.

Ture erschrickt und antwortet nicht. Eliza tritt dicht neben ihn; ihre Augen halten ihn wieder fest. „Ja," sagt sie. „Detlev und sie sind doch hier bei dir gewesen. Merkwürdig: gestern gab Detlev deinem Vater sein Wort, daß er Frau Alberg seit Wochen nicht gesehen hätte. Er log also."

Ture redet aufgeregt dazwischen. Gewiß, ja zuweilen war Detlev mitgewesen, früher — aber das letzte mal war Daisy Alberg allein. — Eliza berührte seine Hände — „Ach so, sie hält es mit euch beiden," sagte sie.

„Nein," schreit Ture, „was für Unsinn redest du" — was sollte er nur sagen? Und immer diese Augen auf sich, denen er nicht ausweichen konnte — Die Augen gingen zu Boden und ließen ihn los. „Laß," sagte Eliza. „Ich weiß genug."

Was sollte Ture anfangen? Er hatte nichts verraten. Er hatte nicht einmal etwas versprochen. Und wäre es nicht abscheulich gewesen zu verraten? Er mußte erreichen, daß sein Vater von allem nichts erfuhr. —

Er geht zu Eliza; er wird sie bitten. Er sagt: „Du wirst nichts davon sagen — Eliza, versprich es mir." Eliza sieht an ihm vorüber. „Ich sehe, daß dein Vater betrogen wird," sagt sie. „Ich hätte das nicht gedacht, gerade von dir, Ture —" Sie wendet Ture das Gesicht zu; ihre Augen stehen sanft und schmerzlich vor den seinen. Einmal schwach sein und arm — ach, alles zugeben — nichts entschuldigen — damit das Herz ruhig wird. Einmal schluchzend auf den Knien liegen, das Gesicht vom Weinen naß in sanfte Hände legen — wie als Kind bei der Mutter, die man lange vergaß. Kann denn ein Herz immer auf der Hut sein — —

⌘ ⌘ ⌘

Wie bitter war diese Heimkehr.

Nie mehr die große, ruhige Gestalt des Vaters sehen können, die Anfang und Ende war in der langen Kindheit. An seiner Stelle beinahe den ganzen Tag wehleidige Gesichter fremder Leute ansehen, ihnen die Hand drücken, ihnen die Speisen reichen, damit sie nicht hungrig wegfahren.

Und wenn man glaubt, daß alles zu Ende ist, dann mit den Geschwistern — zum letzten Male vielleicht — in seines Vaters Stube zusammenstehen, um einer fremden, eckigen Stimme zuzuhören, die in umständlicher Betonung das Testament vorliest. Es war notwendig, aufmerksam zuzuhören, was nicht schwer fiel, denn die Stimme schien an Vorlesen gewöhnt. War sie in ein leichtes Leiern verfallen, so riß sie sich — wenn wichtige Einzelheiten kamen, — wieder hoch und wurde laut und überzeugend. Sie nannte Geldsummen für Detlev, Erika und Ture. Sie verteilte Legate an Beamte und Dienerschaft. — Dann war von Hartwigs Erziehung die Rede, von Gottesfurcht, Kindesliebe und Gehorsam. Ture sah vorsichtig seine Geschwister an, die regungslos, als ob sie das alles nichts anginge, ins Zimmer starrten. Eliza saß steif aufgerichtet neben dem Lesenden.

Die Stimme wurde aufgehoben — ‚vielleicht ist es nun zu Ende,' dachte Ture — um gleich darauf in einem sanften, gütigen Ton vorzulesen: „Zu meiner Erbin bestimme ich meine geliebte Frau Eliza."

Ture fuhr hoch. Sein Herz schlug dröhnend dreimal und verfiel dann in ein atemloses Zittern. — Die Stimme schwieg. Es war also zu Ende. In die Stille hinein hörte Ture erschrocken sein eigenes Herz deutlich schlagen.

Eine zornige Stimme brach ein in das ruhige Zimmer. Detlev sprach. Er schrie Eliza an: „Ist deine infame Intrige glücklich gelungen? Ich gratuliere dir. Es muß sehr befriedigend sein, uns beinahe als Bettler abziehen zu sehen —"

So durfte niemand zu Eliza sprechen — Ture schrie gegen seinen Bruder. Aber Eliza brachte ihn zum Schweigen. Eliza lächelte. „Ich bedaure es, Detlev, daß dein Vater deine Heiratspläne nicht billigte und danach handelte," sagte sie.

Detlevs Zorn wuchs vor ihrem ruhigen Gesicht. Er kam dunkelrot im Gesicht auf sie zu — „So und Ture hatte wohl auch Heiratspläne — wie?" schrie er.

Tures Herz wurde eiskalt, er richtete erschrocken die Augen auf Eliza. — Ach, niemals würde er dieses Gesicht vergessen — „Ture," sagte Eliza — „Ture kränkte deinen Vater an seiner Ehre. Ich bedaure es schmerzlich —"

— Wie? — stand Ture noch auf seinen Füßen — wo war die Wand hin mit dem großen Schlachtenbild — warum sahen ihn alle an? Warum redete seine Zunge nicht, um das Ungeheuerliche abzuwenden —

Es ging nicht. Er brachte die erstickende Nähe der Tränen nicht aus der Kehle.

⌘ ⌘ ⌘

Ture kam in den blauen Saal, wo Detlev und Erika bei Tisch saßen. Sie standen langsam auf und gingen hinaus. Sie standen auf von dem Tisch, an dem Ture niedersitzen wollte.

Wie bitter war die Heimkehr. Half es denn gar nicht, daran zu denken, daß man sorglos hingehörig hier gelebt hatte als Kind, daß jeder sein Bett gehabt, seinen Ponny, seine Spiele; er, Ture, gerade so wie die andern. Warum standen sie zusammen, um ihn zu hassen? Warum war die Gemeinsamkeit bei ihnen und er der Verlorene —

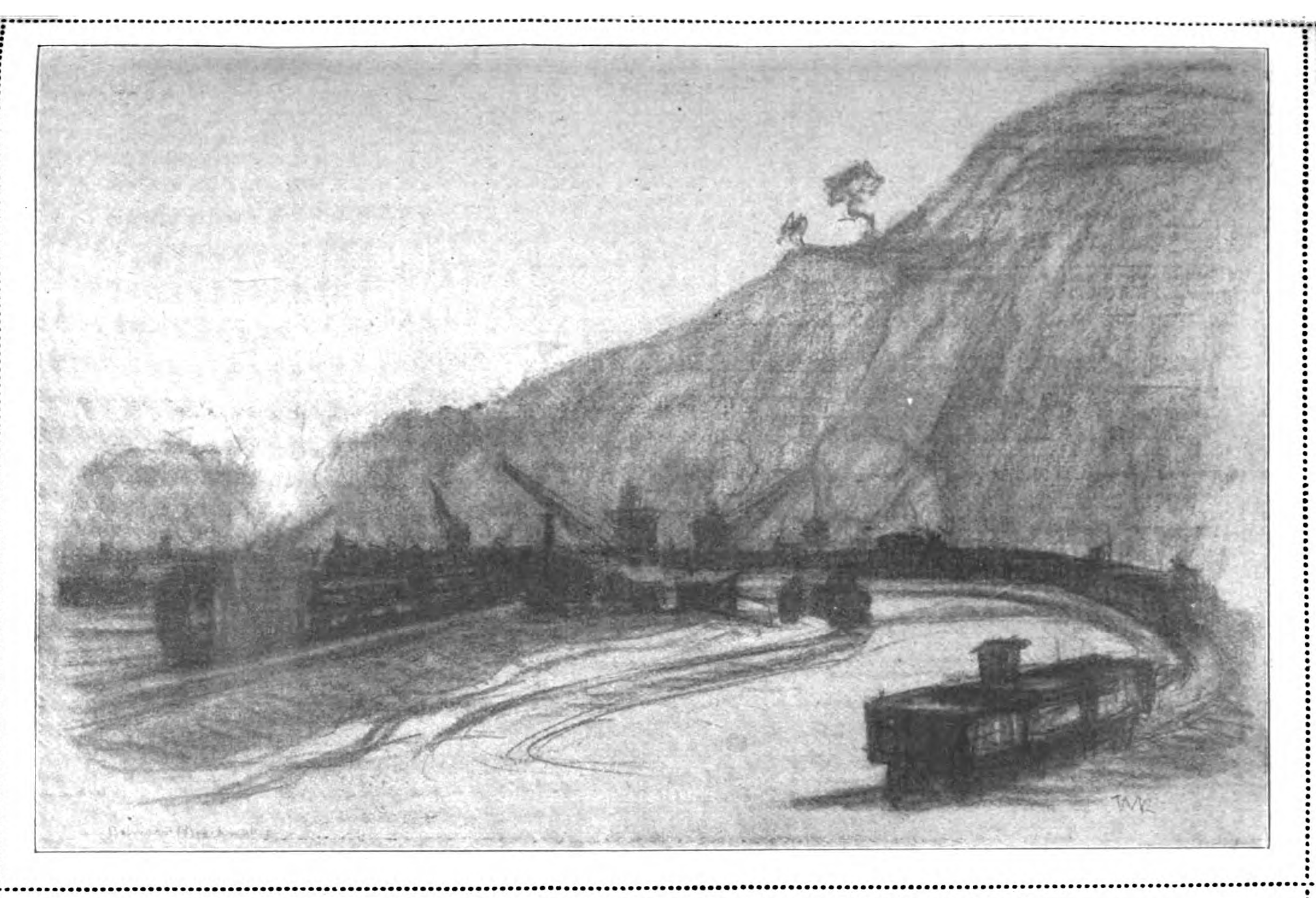
Sollte er sich verteidigen vor ihnen? Sollte er die Stimme aufheben, um sein verachtetes Herz zu verteidigen — ach wozu — Es gab Berge und Wälder und Ströme auch für ihn. Draußen vor den Fenstern stand die große, schöne Erde, die keinen von sich stieß. Ein paar Stunden nur noch, dann würde Ture hinausgehen — gehen, wohin?

Nachttöne. Von Julius Havemann

Die Nacht war still und sternenklar.
Das dunkle Wasser blinkte sacht.
In den entschlaf'nen Bäumen war
Ein Träumen wundersam erwacht.

Ein Flüstern schwamm den Fluß entlang
Wie aus verlebter Väterzeit,
Wie künft'ger Herzen später Dank
Für unsrer Tage Lust und Leid.

Es war von jenem Strom ein Ton,
Der immer war und nie vergeht,
In dem — wie wir ihm einst entflohn —
Einmal die Seele aufersteht.



Meister der Graphik: Bahnbau. Radierung von Walter Kramme

Kohle

Von Dipl.-Ing. E. Lasswitz



Kohlenmangel, Kohlennot! Vielleicht haben wir vor dem Kriege einmal gehört, daß andere Länder daran litten, und wir selbst lächelten überlegen im Gefühl des Reichen. Uns konnte das nicht geschehen. Ausgelacht hätten wir jeden, der uns zugemutet hätte, mit einer ganz bestimmten Menge irgendeines Stoffes auszukommen. Wir waren ja so gewohnt, aus dem vollen zu wirtschaften.

Der Krieg wurde ein unerbittlicher Lehrmeister. Und schnell mußten wir umlernen. Mit dem Brot fing es an, dann folgten die übrigen Lebensmittel, und schließlich wurden uns auch die Kohlen zugemessen. Das war die aus Kohlenmangel entstandene Rationierung. Aber dann wurde es noch schlimmer. Es folgten Kohlennot und Zeiten, in denen wir auch nicht die zugeteilte Menge bekamen, Kraft und Licht auf bestimmte Stunden eingeschränkt wurde, in denen unser tägliches Leben einschneidende Veränderungen und Entbehrungen durch diese Kohlennot erleiden mußte. Und diese Zeiten sind noch nicht vorbei. Vor uns steht ein Winter, für den noch keine Kohlen im Hause oder auf dem Stapelplatz liegen. Mit ernster Sorge müssen wir den kommenden Tagen entgegensehen, wenn Streiks oder Arbeitseinstellungen die Kohlen-Förderung und -Beförderung wieder unterbinden sollten.

Nicht nur die Unbequemlichkeit, das Unbehagen, denen der einzelne durch ein kaltes oder dunkles Zimmer ausgesetzt wird, kommt in Frage, sondern die Kohle hat auf unsere gesamte Volkswirtschaft einen so bestimmenden Einfluß, daß ohne sie alles zum Stillstand kommt. Sie beherrscht heute noch die Welt. Sie ist die Schöpferin unseres Verkehrs, unseres Handels, unserer Technik und Industrie. Solange wir nicht andere Energiequellen finden oder die vorhandenen voll ausnutzen, ist sie die große Macht, die über unser Wirtschaftsleben befiehlt.

Es ist aber auffällig, wie wenig der einzelne von dieser mächtigen Herrin weiß. So wichtig die Kohle für jeden ist, so oft er mit ihr unmittelbar in Berührung kommt, so selten legt er sich die Frage über ihr Herkommen, ihr Entstehen, ihre technische Verwertung vor. Es ist das eine Vernachlässigung unserer Bildung, die wir überall da beobachten können, wo es sich um technische Fragen handelt; denn ohne die Technik ist auch die Kohle ein wertloser Besitz, ein ungehobener Schatz. Immer begegnen wir der bedauerlichen Tatsache, daß wir wohl die Errungenschaften der Technik als selbstverständlich hinnehmen, aber nicht darüber nachdenken, wie sie zu uns kamen. Wir bewundern wohl das fertige Ergebnis, aber vergessen des Technikers, dessen Geistesarbeit erst das Werk schuf.

Vertiefen wir uns aber in dies uns fremde Gebiet, in die technische Wissenschaft, so wird uns nicht nur ein erfrischendes Selbstbewußtsein all die technischen Verrichtungen ausführen lassen, die wir täglich vornehmen müssen, sondern wir werden der Allgemeinheit dadurch nützen, daß wir technisch richtig handeln und an Material und Energie sparen lernen. Denn sparen müssen wir an unserer Kohle, auch wenn sie einmal wieder im Überfluß uns zur Verfügung stände. Sie ist unser Kapital, mit dem wir zahlen können und müssen, um als Käufer auf dem Weltmarkt wieder auftreten zu können und den Platz einzunehmen, der uns zukommt. Genau so wie ich von mir verlange, daß ich über mein Einkommen, mein Vermögen, mein Hab und Gut Bescheid weiß, so muß ich über die Werte und Vermögen Bescheid wissen, die mir als Staatsbürger mitgehören und über deren Verwertung und Verwaltung ich zu bestimmen habe.

Aus unserer Kindheit und den Erzählungen der Eltern erinnern wir uns noch der tief im Wald versteckten geheimnisvollen Meiler und des gefürchteten Köhlers, der das Holz der Bäume zu Holzkohle verwandelte. Heute sind diese Meiler recht selten bei uns geworden, sie haben einer wirtschaftlicheren, technischen Verarbeitung des Holzes auf Holzkohle weichen müssen. Doch sind die Meiler für uns ein Abbild dessen geblieben, was die Natur in Tausenden von Jahren geschaffen hat: pflanzliche Stoffe unter teilweisem oder völligem Abschluß von Luft in Kohle zu verwandeln. Lange haben sich die Gelehrten über den Ursprung der Kohlenlager gestritten, bis man in der Erkenntnis sich einigte, daß sie an Ort und Stelle durch Umwandlung pflanzlicher Stoffe entstanden sind, und daß in der Bildung der Torfmoore und Braunkohlenlager ein gleicher Vorgang zu sehen ist, der aber infolge der Kürze der Zeit noch nicht zu der Steigerung der Steinkohlenlager geführt hat, auch vielleicht nie führen kann, weil Umlagerungen unserer Erdoberfläche wohl kaum noch zu erwarten sind. Denn wenn sich auch die Torfmoore durch Umsetzung der pflanzlichen Reste unter dem vor Luftzutritt schützenden Wasser gebildet haben, so ist die Entstehung der in gewaltigen Schichten übereinander liegenden Kohlenflöze doch erst durch Umlagerungen der Erdoberfläche, Einbrüche von Wasser

und ähnliche geologische Vorgänge zu begreifen.

Jedenfalls können wir im Torf eine ganz junge Kohle sehen, die noch nicht die Abgeklärtheit der alten Steinkohle hat. Aber auch beim Torf wurden im Verlaufe der Jahre von den ursprünglichen Bestandteilen der Pflanzen Wasserstoff und Sauerstoff mehr und mehr abgegeben und Kohlenstoff angehäuft. So enthalten die ältesten Kohlen am wenigsten Wasser und am meisten Kohlenstoff. Diese fortlaufende Reihe in der Zusammensetzung können wir an allen uns zur Verfügung stehenden natürlichen Brennmaterialien beobachten. Sie läuft vom Torf über Lignit und Braunkohle und findet im Anthrazit ihren Höhepunkt.

Entsprechend der Zunahme des Kohlenstoffs wächst der Heizwert der verschiedenen Kohlen. Die Linien der ersten Abbildung geben von diesen Verhältnissen ein klares Bild. Als Maß (Abb. 2) für die Bestimmung der Wärme hat die Wissenschaft die Wärmeeinheit (W. E.), die Kalorie, festgelegt. Unter einer Wärmeeinheit versteht man die Wärmemenge, die nötig ist, um ein Liter Wasser um ein Grad in seiner Temperatur zu erhöhen. Wenn wir also den Heizwert einer Kohle in Wärmeeinheiten angeben, so bedeutet das, daß ein Kilogramm des betreffenden Heizstoffes die angegebene Menge Wärmeeinheiten bei seiner Verbrennung theoretisch erzeugt. Diese Zahl nennen wir den Heizwert einer Kohle. Wir sehen aus unserm Schaubild, daß er von 4500 W. E. beim Holz auf 8800 bei der Magerkohle steigt. Es ist natürlich, daß der Heizwert bestimmend auf den Preis einer Kohle und die Wirtschaftlichkeit eines Kohlenbergwerkes sein muß.

Solange die Kohle uns schon bekannt ist — den Einfluß auf unser Wirtschafts-

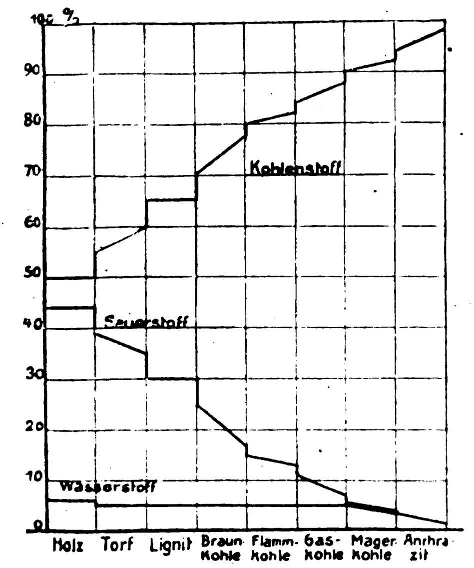


Abb. 1. Zusammensetzung der Kohlen

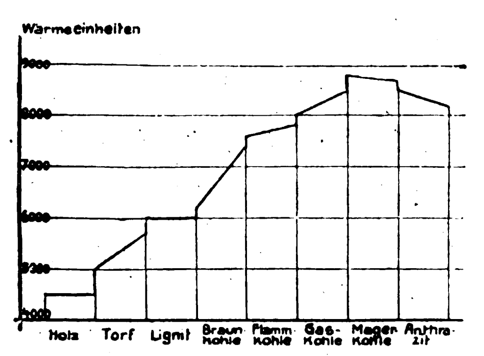


Abb. 2. Wärmewerte der Kohlen

leben hat sie doch erst ziemlich spät gewonnen. Vor mehr als 2000 Jahren wurde sie, wie Theophrast (etwa 315 v. Chr.) erzählt, schon zum Schmieden und zur Erzgewinnung verwendet; auch Marco Polo (Ende des 13. Jahrh.) spricht davon, daß die Chinesen die Kohlen schon lange kannten. In Deutschland mag das älteste Bergwerk wohl im 10. Jahrhundert im Zwickauer Bezirk entstanden sein, und anfangs des 12. Jahrhunderts bauten die Augustiner Mönche bei Aachen Kohlen ab; Ende des 16. Jahrhunderts wurden dann die schlesischen Kohlenlager erschlossen. Ein größerer Kohlenbergbau setzte jedoch erst Mitte des 18. Jahrhunderts ein, der sich gegenüber den heutigen Förderungen immer noch in sehr bescheidenen Grenzen hielt. Damals wurden im Dortmunder Bezirk gegen 180000 Tonnen (1 t = 1000 kg) im Werte von etwa 700000 M. abgebaut. In den Jahren 1850—1870 stieg die Förderung von $1^1/_2$ Millionen Tonnen im Werte von 10 Millionen M. auf fast 12 Millionen Tonnen im Werte von 68 Millionen M. 1880 hatten diese Zahlen sich bereits verdoppelt, 1905 lauteten sie: 65 Millionen Tonnen und über eine halbe Milliarde Mark, und 1912 erreichte die Produktion 100 Millionen Tonnen. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter war von 1300 auf 370000 angewachsen. Die Gesamterzeugung an Kohle in Deutschland betrug im Jahre 1913 noch 187 Millionen Tonnen, 1914 war sie auf mehr als 250 Millionen Tonnen gestiegen und hatte die englische Produktion mit ihren 276 Millionen Tonnen nahezu erreicht. Nur Amerika war mit einer Erzeugung von 438 Millionen Tonnen noch weit voraus, während Frankreich erst in weitem Abstande mit 40 Millionen Tonnen folgte.

Es wird manchem nun verständlich werden, warum Frankreich solchen Wert auf das Saargebiet legt und es allmählich an sich zu ziehen sucht. Aber wenn auch das Saarbecken deutsch bleibt, der Produktion gehen wir vorläufig verlustig und geben auch sonst noch große Bestände an Kohlen ab. Schlimmer jedoch als der Gebietsraub an unserm Vaterlande haben der Kohlenerzeugung die verringerte Arbeitsleistung

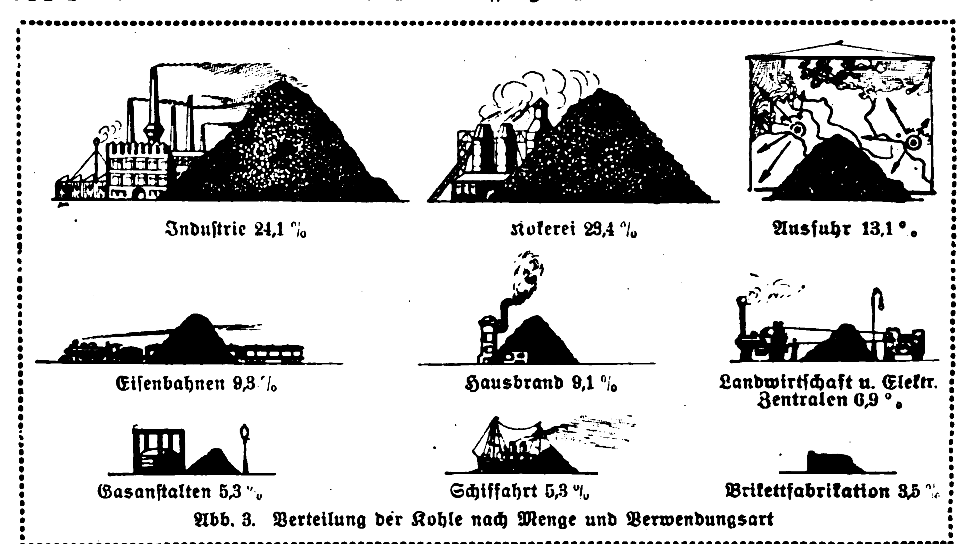


Abb. 3. Verteilung der Kohle nach Menge und Verwendungsart

und die unverantwortlichen Arbeitseinstellungen in den Kohlenbezirken geschadet. Nicht das Fehlen von Material, sondern die Einstellung der Förderung haben unsere Kohlennot in erster Linie veranlaßt, wenn zeitweise auch der Mangel an Lokomotiven und Wagen von Bedeutung war.

Welchen gewaltigen Einfluß die Verringerung der Kohlenproduktion auf unser gesamtes Wirtschaftsleben haben muß, sehen wir erst dann, wenn wir den Wegen nachgehen, die die Kohle wandert. Auch die folgenden Zahlen sowie die Abbildung 3 über die Verteilung der Kohle sind auf Grund der Statistik vor dem Kriege aufgestellt, da neuere Angaben noch fehlen und überdies ein völlig verzerrtes Bild geben würden. Von der Gesamtförderung kamen in den Hausbrand, also zur Verbrennung im häuslichen Ofen und Herd, nur etwas über neun vom Hundert, d. h. 17 Millionen Tonnen. Der größte Teil, 45 Millionen Tonnen, wurde von der Industrie verschlungen, und fast ebensoviel, 44 Millionen, verbrauchten die Kokereien, wie wir später sehen werden, also hauptsächlich die Hüttenwerke, zur Gewinnung der Metalle. Nur wenig mehr als der Hausbrand beanspruchten die Eisenbahnen, und aus 10 Millionen Tonnen wurde Gas von den Gasanstalten erzeugt. Fast ebensoviel, 9,3 Millionen Tonnen, waren nötig, um unserer Handels- und Kriegsmarine die Maschinenkraft zu geben. Die gesamte Landwirtschaft einschließlich ihrer Nebenfabrikationen begnügte sich mit 7,5 Millionen Tonnen; in der Brikettfabrikation verschwanden 6,5 Millionen, und die Elektrizitätswerke beschränkten ihren Verbrauch auf 5,5 Millionen Tonnen. Der Rest, 13,1 v. H. der Gesamtproduktion oder 24,5 Millionen Tonnen, stellte unsere Ausfuhr dar.

Zahlen lesen sich einfach, aber schwer ist es, sich dabei eine Vorstellung über die tatsächlichen Massen zu machen. Was sind 250 Millionen Tonnen Kohlen? Wir wollen diese 250 Millionen Tonnen auf Eisenbahnzüge laden, und jeder Zug soll fünfzig Güterwagen zu je zehn Tonnen Ladung führen. Diese Züge sollen dann so schnell an uns vorbeifahren, daß jede zweite Minute ein neuer Zug erscheint, also in der Stunde dreißig Züge vorbeirollen. Es wird trotzdem eine recht langwierige und langweilige Geschichte werden. Denn wir werden fast zwei Jahre — genauer 1 Jahr und 11 Monate — Tag und Nacht stehen müssen, bis die Züge alle vorbeigefahren sind.

Aus dieser kleinen Rechnung gewinnen wir aber auch eine Einsicht in die Leistung, die unsere Eisenbahnen und Schiffahrtsgesellschaften mit der Beförderung der Kohlenmengen zu vollbringen haben. Denn die Steinkohlenvorkommen sind auf verhältnismäßig kleine Bezirke verteilt. Abgesehen von dem kleinen Aachener Becken von nur 21 qkm Ausdehnung sind es fünf Becken, die den schwarzen Schatz hegen: das Ruhrbecken (2800 qkm), das uns entzogene Saarbecken (385 qkm), das Oberschlesische Becken (3000 qkm), das Waldenburger Becken (200 qkm) und das Zwickauer Becken (220 qkm). Hierzu treten noch die Braunkohlenlager am Niederrhein, in der Provinz Sachsen, Thüringen und in der Niederlausitz.

Während die Braunkohle meist im Tagbau gewonnen wird, erfolgt der Abbau der Steinkohle überall auf bergmännische Weise. Es werden dazu senkrechte Schächte, Förderschächte, in die Tiefe getrieben und von ihnen aus horizontale Stollen angelegt. Dieser Abbau erfordert gewaltige Maschinen-Anlagen und -Kräfte, die den Bergwerken das Aussehen großer Fabriken oder Industrieanlagen auch über Tage geben. Vor allem sind es Pumpen, Gebläse und Hebezeuge, die der Bergbau benötigt, Pumpen zur sog.

Wasserhaltung, Gebläse oder Ventilatoren zur Bewetterung und Hebezeuge zur Förderung. Denn das Gestein führt oft den Bau gefährdende große Wassermengen, die abgesaugt werden müssen; um das Arbeiten in den großen Tiefen zu ermöglichen, muß eine sehr starke Belüftung der Schächte vorgenommen werden, die durch riesige Ventilatoren besorgt wird, und zum Einbringen von Baumaterial und Maschinen, zum Ausbringen der geförderten Kohle und zur Beförderung der Belegschaft arbeiten umfangreiche und leistungsfähige Hebemaschinen.

Die Kohle ist nach dem Abbau noch stark mit Gestein vermischt. Eine erste Aufbereitung — Trennung von Kohle und Gestein — findet deshalb schon unter Tage statt, eine sorgfältigere Aufbereitung, die die Kohlen auch sortiert, schließt sich dann im Tagbau an. Entweder geschieht sie auf trockenem Wege mit Hilfe von Sieben, Rosten und Gebläsen, oder durch die Kohlenwäsche, die nach dem Prinzip des im Wasser sinkenden Steins arbeitet, denn während der Fall eines festen Körpers in der Luft unabhängig von Gewicht und Umfang ist, hängt die Fallgeschwindigkeit im Wasser von dem spezifischen Gewicht und dem Volumen des Körpers ab. Gleich schwere, aber verschieden große Gegenstände sinken also im Wasser nicht gleich schnell, wie sie durch die Luft fallen.

Es ist eine Riesenarbeit, die geleistet werden muß, bis die 250 Millionen Tonnen Kohlen gebrochen, gefördert, aufbereitet und verfrachtet sind. Dann sind sie auf Bahnen und Schiffahrtswegen über das Reich zu verteilen, Wagen und Schiffe sind zu beladen und zu entladen, Stapelplätze zu füllen und der gewaltige Kohlenstrom ist in Tausende kleiner Bäche zu zerteilen.

Eine gewaltige Summe geistiger Arbeit des Technikers steckt schon in all den Eisenbahnanlagen, Lokomotiven, Kranen und Verladebrücken, Selbstgreifern und Becherwerken, Schiffahrtswegen, Zugmaschinen, Schüttvorrichtungen und selbsttätigen Be- und Entladern. Und doch beginnt erst jetzt die technologische Verarbeitung der Kohle, jetzt, nachdem sie an ihrem Bestimmungsort angelangt ist.

Auch den Hausbrand müssen wir als solche technologische Verarbeitung ansehen, wenn auch sein Wirkungsgrad der denkbar schlechteste ist. Die Ausnutzung des Heizwertes der Kohle im Zimmerofen und Küchenherd ist leider sehr gering. Nur Bruchteile der der Kohle innewohnenden Wärme dienen tatsächlich zum Erwärmen unserer Stuben und Kochen unserer Speisen. Der größte Teil entweicht unbenutzt durch den Schornstein ins Freie und geht so dem Nationalvermögen verloren. Und nicht nur das. Die abziehenden Gase verpesten auch noch die Luft, die wir einatmen müssen, der Ruß beschmutzt unsere Kleidung und verstopft die Öfen, so daß wir für deren Reinigung noch Kosten aufwenden müssen. Eine technisch wichtige Verfeuerung der Kohle kann auch im Hausbrand auf den Verbrauch von großem Einfluß sein und beitragen, zum Besten der einzelnen wie der Allgemeinheit zu sparen. Je nach dem verwendeten Brennstoff ist die Luftzufuhr und die Brennstoffmenge zu regeln. Steinkohle ist nur in geringen Schichthöhen nachzulegen, Schwelen und Rauchbildung ist zu vermeiden, die Flamme muß hell brennen, die Asche ist auf unverbrannte Kohlenreste zu untersuchen. Briketts und Braunkohlen entwickeln viel Gas. Auch sie sind nur in geringen Mengen nachzulegen und brauchen wenig Luft. Ein Stochern in der Asche zieht nur Verschwendung nach sich und ist unnötig. Koks entzündet sich schwer, aber dann in hoher Schicht besser. Auch muß gut abgeschlackt werden. Bei allen Öfen soll der Aschenfall vom Rost aus hell beleuchtet sein, dann brennt der Ofen gut. Es ist ein Unfug, wenn die Ofenrohre glühen. Eines sparsamen Ofens Rohr muß mit der Hand noch kurze Zeit angefaßt werden können.

Auch bei der unmittelbaren Verfeuerung der Kohle unter den Kesseln der industriellen Anlagen zur Erzeugung von Dampf ist die Ausnutzung des Wärmewertes schlecht. Am ungünstigsten liegen die Verhältnisse bei der Lokomotive, besser schon bei der festen Dampfmaschine, besonders wenn sie mit Kondensation arbeitet. Aber selbst bei der in wärmetechnischer Beziehung am besten durchgebildeten Kraftmaschine, der Dampfturbine, steigt der Wirkungsgrad hinsichtlich der Wärmeökonomie nur auf 40 v. H. Vier Zehntel der nutzbaren Wärme werden wirklich in Bewegungsenergie umgesetzt. Der Rest geht verloren.

Früh schon erkannte man, daß die Ausnutzung günstiger ist, wenn man der Kohle die brennbaren Gase vorerst entzieht. Jedoch war die Erreichung einer besseren Wärmeausnutzung der Kohle nicht die Ursache, die zur Erfindung des Leuchtgases führte. Mehr als zweihundert Jahre ist es her, daß der deutsche Chemiker Becher beim Erhitzen von Kohle die Entstehung eines brennbaren Gases feststellte. Aber erst hundert Jahre später nahm der englische Graf Archibald Dundonald ein Patent auf die Verkokung der Kohle, und im Jahre 1814 brannten zum ersten Male Gaslaternen in London. Von England führten sich dann in Deutschland die Gasanstalten vor knapp hundert Jahren ein. Englische Gesellschaften nutzten die ursprüngliche Erfindung eines Deutschen aus. Von 60 Millionen Kubikmeter im Jahre 1860 war bis zum Jahre 1913 die Gaserzeugung der Gasanstalten in Deutschland auf $2^1/_2$ Milliarden Kubikmeter gestiegen. Das in den Gasanstalten angelegte Kapital wird auf $1^1/_3$ Milliarde Mark beziffert. Diese Zahlen beweisen schon, welche außerordentliche Bedeutung die Gasfabrikation hat, und es ist klar, daß eine Einschränkung dieser

Betriebe starke Rückwirkungen auf die gesamte Wirtschaftslage haben muß.

Der eigentliche Vorgang bei der Gasfabrikation ist eine „Trockendestillation". Unter Abschluß von Luft wird die Kohle in „Retorten" auf etwa 1200° erhitzt, wodurch die Gase ausscheiden. Bei deren Abkühlung schlagen sich in der Hauptsache Teer und Ammoniakwasser nieder, die getrennt aufgefangen werden, während das Gas in den bekannten, fälschlich „Gasometer" genannten Behältern gesammelt und unter Druck gesetzt wird, um durch Röhren zu den Verbrauchsstellen fortgeleitet werden zu können. Der in der Retorte verbliebene Koks wird nach dem Herausziehen abgelöscht, zum Teil zum Heizen der Retorten wieder verwandt, zum Teil als Brennmaterial in den freien Handel gebracht.

Der gleiche Vorgang spielt sich in den Kokereien ab, nur war der Grund zu ihrer Einrichtung ein anderer. Zur Verhüttung der Erze hatte man früher allgemein Holzkohle benutzt, die aber bald zu mangeln anfing, zumal da die Eisenerzeugung sehr rasch stieg. Als Ersatz zog man natürlich die Kohle heran, deren Schwefelgehalt jedoch die Güte des Eisens beeinträchtigte. Diesen Schwefel suchte man durch die Verkokung der Kohle zu beseitigen. So entstanden die für die Hütten arbeitenden Kokereien, deren Koksöfen in gewaltigen Batterien jede Art Steinkohle in Koks verwandelte. Das Nebenerzeugnis ist hier außer Teer und Ammoniak ein Gas von hohem Heizwert, das deshalb auch zum Heizen der Öfen benützt wird. Die großen Mengen des erzeugten Gases forderten aber noch eine weitergehende Verwendung. So schritt man zur Konstruktion von Gasmaschinen, in denen die Wärme-Energie des Gases unmittelbar in Bewegungsenergie umgesetzt wurde. Diese Gasmaschinen treiben dann die Maschinen an, die im Hüttenbetrieb zur Erzeugung von elektrischem Strom oder zu anderen Zwecken benötigt werden. Aber auch für Leuchtzwecke fand das Kokereigas bald weite Verbreitung, als Auer von Welsbach den Glühstrumpf erfand, der ein Verbrennen von nicht leuchtendem Gas gestattete und das Gaslicht dem elektrischen Lichte wieder konkurrenzfähig machte.

Hat schon die Entgasung der Kohle eine bessere wärmetechnische Ausnutzung der Kohle zur Folge, so gehen die Bestrebungen heute dahin, den wärmetechnischen Wirkungsgrad der Kohle noch mehr zu erhöhen. Allein diese Bestrebungen können sich nicht nur nach der Wärmeökonomie richten, sondern müssen auf die Wirtschaftlichkeit der Gesamtauswertung Rücksicht nehmen. Die Wirtschaftlichkeit ist aber abhängig von der Absatzmöglichkeit und den Preisen der Erzeugnisse, unter denen die Nebenprodukte die erste Rolle einnehmen. Die Feststellung, daß bei einer völligen Vergasung der Kohle, also einer Überführung der Kohle in nur gasförmigen Zustand, die Ausbeute an Nebenprodukten größer ist als bei der Entgasung, hat, begünstigt durch den Krieg, die Totalvergasung in den Vordergrund des Interesses gerückt. An und für sich ist der Vorgang nicht neu, denn der Hochofen vollzieht eine solche Totalvergasung. Nur hat man erst sehr spät erkannt, daß die den Hochöfen entströmenden Gichtgase außerordentlich wertvoll sind. Genau so wie man bei der Gasfabrikation ursprünglich die Nebenprodukte als lästig empfand, war dies hier der Fall, und man hat lange darüber nachgesonnen, wie man die die Zechengebiete verpestenden Gichtgase unschädlich machen könne, bis man lernte, sie aufzufangen, zu reinigen und zum Heizen von Dampfkesseln oder unmittelbar in Großgasmaschinen als Kraftgas zu verwerten. Die Menge der Gichtgase ist aber so groß, daß sie noch ausreicht, ganze Bezirke mit Leucht- und Kraftgas zu versorgen. So verteilen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet Rohrleitungen in Ausdehnung von 400 km das Gas über Stadt und Land und geben an einen Bezirk von 2½ Millionen Einwohnern Licht und Kraft unmittelbar aus den Hochöfen ab. Eine ähnliche umfangreiche Gasversorgung besteht im Waldenburger Bezirk.

Auch beim Hochofen ist die Vergasung Nebenerfolg. Mit dem Zweck, die Kohle in Gas völlig überzuführen, arbeiten die sogenannten Generatoren. Besondere Bedeutung gewinnen die Generatoren noch dadurch, daß in ihnen nicht bloß Stein- und Braunkohlen, sondern auch Torf restlos bis auf Asche vergast werden können.

Als neuester Konkurrent tritt nun zur Ver- und Entgasung die teilweise Entgasung, die bei bedeutend niedrigeren Temperaturen vor sich geht. Der Zweck dieses Verfahrens ist die Gewinnung des Ur- oder Tieftemperatur-Teers, der dem Rohpetroleum ähnelt und außerordentlich wertvolle Stoffe, besonders Benzin und Schmieröle, enthält. Mit der Gewinnung des Urteers wird als Kraftmaschine der Dieselmotor in den Vordergrund gerückt, der sich in den letzten Jahren, besonders durch die Verwendung als U-Bootsmaschine, ungewöhnlich schnell entwickelt hat und den besten wärmetechnischen Wirkungsgrad aufweisen kann. In dem Augenblick, in dem wir aber vom Ausland durch eigene Erzeugung von Benzin und benzinähnlichen Produkten unabhängig werden, wird der Dieselmotor zur wichtigsten Kraftmaschine.

Der Streit der Techniker und Gelehrten über die Grenzen der Wirtschaftlichkeit der Totalvergasung, der Entgasung, der teilweisen Vergasung und der unmittelbaren Verbrennung der Kohle ist noch nicht abgeschlossen. Es werden wohl auch noch eingehende Versuche nötig sein, bis der Staat dazu Stellung nehmen kann, und es wäre verfrüht, wenn er sich schon heute, wie dies die Verfechter der einzelnen Verfahren wünschen, in einer bestimmten Richtung festlegen wollte.



Bildnis von Frau Theo Schwab und Sohn

Gemälde von Prof. Hanns Pellar

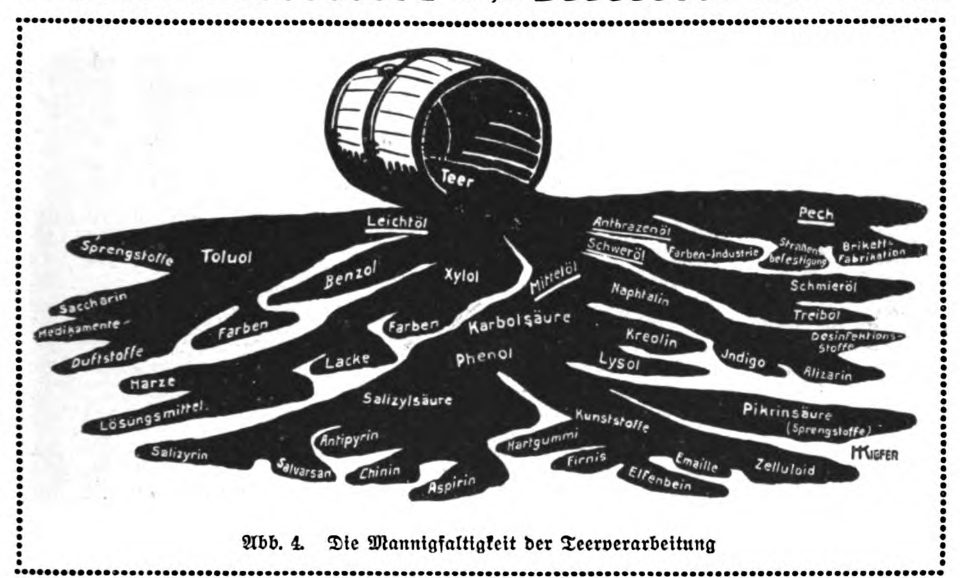


Abb. 4. Die Mannigfaltigkeit der Teerverarbeitung

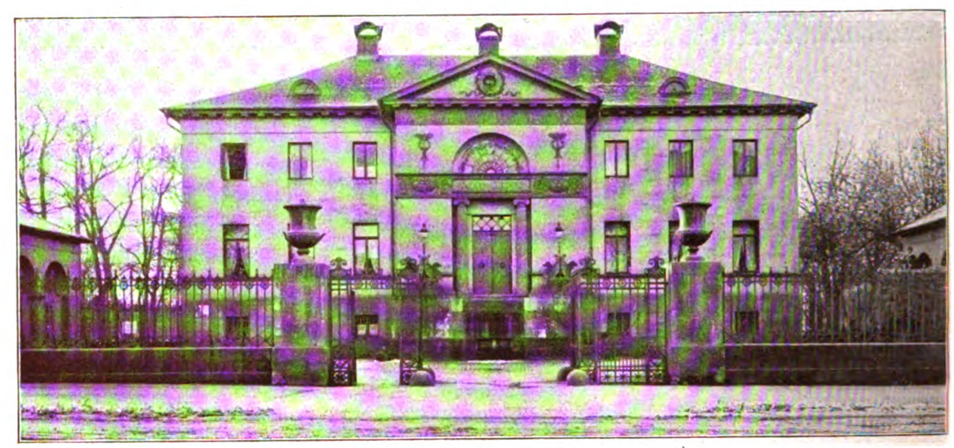
Zudem ist es wohl auch nicht möglich, auf einmal alle Zimmeröfen und Küchenherde durch Gasöfen und -Herde zu ersetzen, und es wird jeder einsehen, welche Umwälzungen aus einem so gründlichen Vorgehen entstehen müßten, wenn sämtliche Kohle vom Staat vorher vergast würde und der Bürger Brennstoff nur in Form von Gas erhielte. Immerhin ist damit ein Weg gewiesen, auf den wir wohl für große Bezirke unseres Vaterlandes gelangen werden und müssen. Denn der zwingende Befehl für den Staat wie für den einzelnen heißt: Sparen! Und hier handelt es sich nicht nur um ein Sparen, sondern zu gleicher Zeit um die Erzeugung von wertvollen Stoffen. Die Nebenprodukte bei der Ent- und Vergasung der Kohle sind der kostbare Gewinn, der für unsere wirtschaftliche Erstarkung von so außerordentlicher Bedeutung ist.

Wir sprachen schon früher von Ammoniak und Teer. Sie sind die hauptsächlichsten Nebenprodukte. Ammoniak, der unserem Acker den durch das Wachstum der Pflanzen entzogenen Stickstoff in Form von Kunstdünger wiedergibt, und Teer, dieser Wunderstoff. Denn es erscheint wirklich wie ein Wunder, wenn wir sehen, was aus dem Teer alles gewonnen wird, und wie täglich neue Produkte aus ihm geschaffen werden. Wir können hier nur andeuten und die bekanntesten Erzeugnisse anführen. Die Abbildung 4 mag einigermaßen Aufschluß über die Mannigfaltigkeit der Teerverarbeitung geben. Es kann in keiner Weise erschöpfend sein, sondern soll nur einen Überblick darüber gewähren, wie ohne den Teer unsere wertvolle chemische Großindustrie unmöglich wäre, denn Farbstoffe, Arzneimittel, Riechstoffe, Desinfektionsmittel, Sprengstoffe, Brennstoffe, Treibstoffe und tausend andere Erzeugnisse schenkt uns der Teer.

Es ist stets ein neues Wunder, das sich dem Weiterschauenden auftut, wenn er überblickt, was die Technik hier geschaffen hat. Von dem künstlichen Fruchtsaft, der Saccharintablette, der brennenden Paraffinkerze, dem Aspirinpulver und dem Feldgrau der Kriegsjahre läuft der Gedanke zurück durch Retorten, Tiegel und Schmelzöfen, durch Hitze und Kälte, durch Analysen und Synthesen, durch Eisenbahnen und Kanäle, Krane und Verladebrücken, durch Wasser und Feuer bis hinunter in den dunklen Schacht, wo die schwarzen Diamanten noch unaufgeschlossen liegen, die gleichen, die wir einige Zeit später in Form eines Arzneimittels schlucken, eines Parfüms einatmen, einer Farbe sehen, als Sprengmittel hören und als Wärme fühlen. Technischer Geist und technische Wissenschaft haben uns dies herrliche Reich erschlossen. Und darin liegt ein froher Trost und eine erfrischende Zuversicht.

Denn: Land und Menschen kann der Feind dem wehrlosen Volke rauben, Patente und Verfahren ihm stehlen, aber den Geist kann er weder rauben noch stehlen. Dieser Geist, der aus der Kohle und ihrer Verarbeitung sprüht, wird uns wieder aufrichten und aus Schutt und Trümmern einen neuen festen Bau entstehen lassen.





Villa Holland am Siegerplatz in Braunschweig

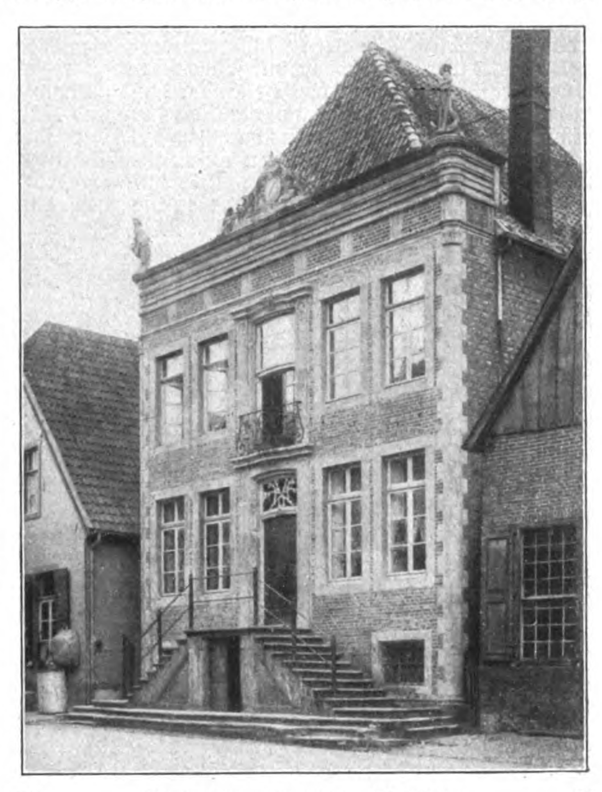
Städtische Wohnbauten vor hundert Jahren Von Dr. Paul Weiglin

In fetten Jahren wird die Sparsamkeit leicht über die Achsel angesehen. Man kann etwas draufgehen lassen. Das Geld ist rund, damit es rollt, und wer es sorgsam im Beutel hegt, kommt leicht in den Verdacht, ein Knicker und Knauser zu sein. Wohlmeinende Sittenprediger mahnen uns freilich an bescheidene Vorfahren, die in harten Zeiten sich an wenigem genügen ließen. Aber sie haben mit solchem Hinweis in der Regel wenig Glück. Gewiß, wenn man müßte, würde man sich auch einschränken. Doch einstweilen ist das nicht nötig. Wer wird Wasser trinken, wenn er Wein haben kann? Mittlerweile sind die magern Jahre über uns gekommen; hart und unerbittlich setzt uns die Notzeit zu wie ein gewappneter Mann, und Vorbilder der Einfachheit und der Genügsamkeit betrachten wir eingehend und mit dem lebhaften Triebe, von ihnen zu lernen. Wohl macht sich auch jetzt noch in unserm Volk die Üppigkeit breit. Doch sie trägt rohe und gemeine Züge. Sie ist gewöhnlich, ja unmodern geworden, und dies letzte spricht ihr das Urteil in den Augen geschmackvoller Leute. Die Zeit ist nicht mehr fern und vielleicht schon da, wo die Einfachheit als unwiderleglicher Beweis vornehmer Gesinnung gilt, nicht mehr wie früher unter den wenigen unabhängigen Geistern, sondern allgemein in den Kreisen, die sich mit drolligernsthafter Überschätzung ihrer Wichtigkeit zur ‚Welt' rechnen.



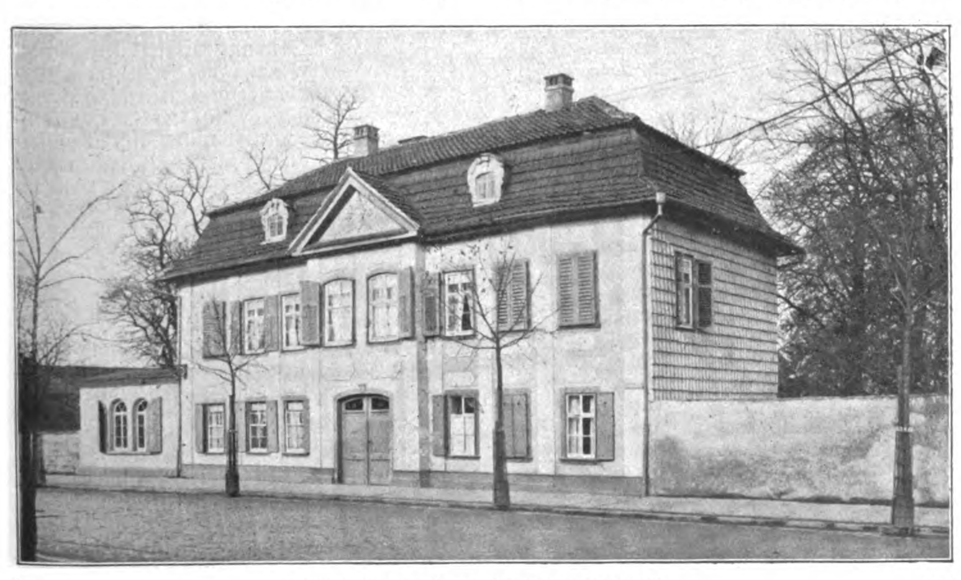
Haus auf Helgoland

Stimmungen gehen Tatsachen voran. Als das Rokoko noch in bunter Seide schillerte, begann man Schäferspiele und huldigte tändelnd einer Natur, die sich bald darauf für ihre Vergewaltigung aufs grausamste rächen sollte. Auf der Höhe eines beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwungs verliebten wir uns in die Biedermeierzeit. Wir bewunderten unsere Vorfahren um ihren treffsichern Geschmack, beneideten sie um ihr geruhiges Leben und ahnten nicht, daß uns, die wir in allen fünf Erdteilen zu Hause waren, die beschränkte Enge dieses Daseins einmal weit, sein bescheidener Wohlstand üppig erscheinen würde. Unsere Baumeister und Kunstgewerbler holten sich ihre Anregungen in der Zeit vor hundert Jahren. Wir sahen darin die letzte mögliche Abwandlung in der Nachahmung geschichtlicher Stile. Man war uns romanisch und gotisch gekommen. Wir hatten uns für Renaissance, Barock und Rokoko begeistert. Nun war nach vergeblichen Versuchen, sich von der Überlieferung zu lösen, der Klassizismus Mode. Erst jetzt erkennen wir, daß diese wahrhaft bürgerliche Kunst kein launisch gewähltes, sondern notwendiges Vorbild für uns bedeutet.



Haus Lammersmann in Stadtlohn

Den Franzosen ist der Stil der drei Ludwige noch immer der treffende Ausdruck für Kultur und Behaglichkeit des Daseins. Wir haben über diese Beharrlichkeit manchmal die Nase gerümpft. Wie schwerfällig war dieses Volk, daß es sich so eigensinnig vor



Haus an der Bahnhofstraße in Eisenach

neuen Wandlungen des Geschmacks verschloß und unermüdlich die alten Muster wiederholte! Wir übersehen, wenn wir solche Vorwürfe erheben, nur das Entscheidende: daß nämlich diese Stilformen aus der Zeit der Allongeperücke und des Zopfes das Gepräge französischen Geistes am klarsten aufweisen und daher mit Recht in diesem Volk unsterblich sind. In dieser Umwelt haben die großen, die klassischen Dichter und Denker Frankreichs geatmet, von Molière bis Voltaire, und wie deren Sprache, unberührt vom Rost der Jahrhunderte, Muster geblieben ist, so blieben es auch Haus und Hausrat derselben Zeit. Denn es besteht ein tiefer Zusammenhang zwischen dem melodisch belebten Alexandriner Boileaus und dem heiter gelagerten Schloß von Versailles. Die deutsche klassische Literatur fällt später. Als sie blühte, begann das Rokoko zu welken. Sie wurde an Höfen gepflegt, wo französische Formen galten, aber ihre Gesinnung war bürgerlich, und einen ihrer Haupttriebe empfing sie von der

Haus am Promenadeplatz 13 in München

Begeisterung für den unverstellten Naturlaut menschlicher Empfindung. In dem Menschenalter zwischen der Aufführung von Lessings ‚Minna' und Schillers ‚Wallenstein' (1767 und 1799) vollendete sich die Ausdrucksfähigkeit ihrer Sprache. Das vorangehende Schrifttum ist nicht jedem Volksgenossen ohne weiteres verständlich oder gar genießbar. Wohl gewann unsere Sprache im neunzehnten Jahrhundert an Mannigfaltigkeit der Färbung, aber die Grundlagen dankt sie unseren Klassikern. Bei ihnen finden wir die Wurzeln unsrer Bildung und Kultur, und wie heute noch gilt, was sie schufen, so gelten auch die Daseinsformen, unter denen sie lebten. Der klassizistische Stil ihrer Zeit ist der letzte allgemeine, dessen sich Deutschland erfreuen durfte. Er ist verknüpft mit den höchsten Leistungen unsrer bürgerlichen Gesittung. Wir mußten zu ihm zurück, als wir begannen, uns auf uns selber zu besinnen. Denn er ist der Stil, der eine jedem verständliche Sprache redet. Vor Nachahmungen der Gotik oder des Rokokos hatten wir immer das Gefühl einer Maskerade. Als das Biedermeier aufkam, dachten wir wohl auch ein Weilchen an eine Mode. Aber wir bemerkten bald, daß diese Häuser und Stuben mit leichten Abwandlungen noch immer zu uns paßten, so wie uns Lessings Sprache gelegentlich altfränkisch anmutet, aber im großen ganzen eben doch die unsere ist.

Vor hundert Jahren ist dieser Stil am reinsten ausgebildet gewesen. In den drei Jahrzehnten zwischen der ‚Minna' und dem ‚Wallenstein' ist er aufgekommen und einheitlich geworden. Von 1810 ab wurde seine Strenge durch die Romantik, die bald auf Anleihen im Mittelalter ausging, gelockert, hielt sich aber noch bis in die vierziger Jahre, wo ihn die Fabrikarbeit und in ihrem Gefolge ein gewaltiger und überstürzter wirtschaftlicher Aufschwung mit wachsender Schnelligkeit verdarben. Er löste das Rokoko ab, und sehr hübsch schildert Goethe in ‚Hermann und Dorothea' durch den Mund des bedächtigen Apothekers den Wandel des Geschmacks:

„Lange lachte mir schon mein Haus im modischen Kleidchen,
Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenster:
Aber wer tut dem Kaufmann es nach, der bei seinem Vermögen
Auch die Wege noch kennt, auf welchen das Beste zu haben?

„Seht nur das Haus an da drüben, das neue! Wie prächtig in grünen
Feldern die Stukkatur der weißen Schnörkel sich ausnimmt!
Groß sind die Tafeln der Fenster; wie glänzen und spiegeln die Scheiben,
Daß verdunkelt stehn die übrigen Häuser des Marktes!“

Er beklagt, daß man sich nicht mehr des nun freilich verstaubten und halbverfallenen Grottenwerks in seinem Garten freuen will, daß man nicht mehr nach den Bettlern von Stein und den farbigen Zwergen durch die roten Staketen blickt, daß man nicht mehr die Malerei im Saal bewundert,

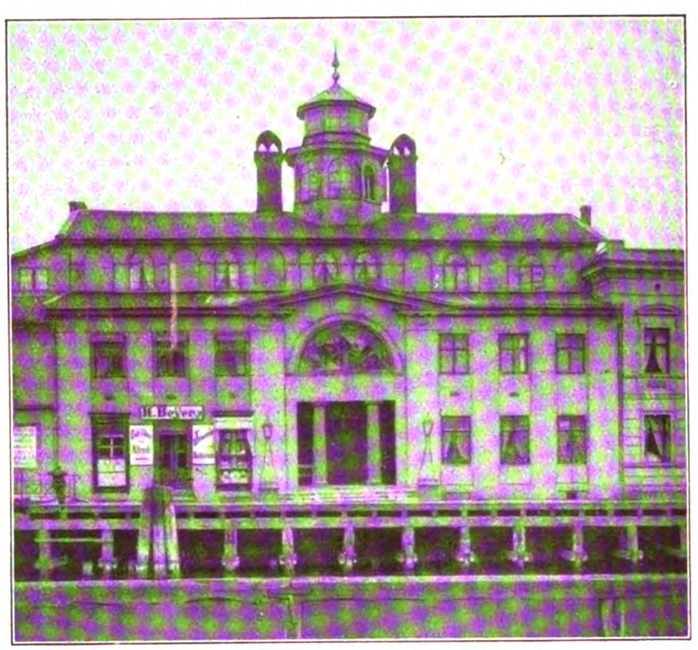
„Wo die geputzten Herren und Damen im Garten spazieren
Und mit spitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.
Ja, wer sähe das jetzt nur noch an! Ich gehe verdrießlich
Kaum mehr hinaus; denn alles soll anders sein und geschmackvoll,
Wie sie's heißen, und weiß die Latten und hölzernen Bänke;
Alles einfach und glatt; nicht Schnitzwerk oder Vergoldung
Will man mehr, und es kostet das fremde Holz nun am meisten.“

Die Löwenapotheke in Thorn

Zweifellos ist der hier geschilderte einfache und glatte Klassizismus im Gegensatz zu dem schnörkligen Rokokoprunk entstanden, der nicht weiter zu überbieten war und deshalb zu ermüden begann. Man war seiner satt und suchte nach einer Abwechslung. Wenn die Üppigkeit der Formen nicht mehr reizte, so vielleicht die Schlichtheit. Wenn malerische Wirkungen versagten, so tat am Ende strenge Architektonik ihre Schuldigkeit. Es war eine Reaktion, wie wir sie hundert Jahre später auch erlebt haben, als uns der historische Mummenschanz zum Ekel wurde. Aber in beiden Fällen war es nicht bloß ein Wandel des Geschmacks, sondern ein Wandel der Gesinnung.



Haus Gewandhausstraße 7 in Dresden



Liebenthalsches Haus an der Dange in Memel

mit Schiefer verschalt und im Norden, wo das Holz billig und reichlich zu haben war, mit Brettern verkleidet. Aber das bürgerliche Gepräge der Zeit ist das gleiche in allen Gegenden. Die Wiege dieses sparsamen Stils hat in Berlin gestanden. Hier und in der Mark Brandenburg hat er sich am reinsten entwickelt, und wenn wir ihn rückschauend betrachten, so erscheint er uns als das natürliche Gehäuse altpreußisch-hohenzollernschen Geistes. Hermann Schmitz hat in seinem gelehrten Buch über die ‚Berliner Baumeister vom Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts' (Berlin, Verlag für Kunstwissenschaft) mit knappen Worten und zahlreichen Abbildungen die Entwicklung des Klassizismus auf märkischem Boden dargestellt. Er geht von Knobelsdorff aus, dem Rokokobaumeister Friedrichs des Großen, dessen Vorzüge in den späten und gewandelten Nachfolgern fortwirken: der Sinn für malerische Gruppierung, die plastische Gliede-

Man wollte nicht mehr an Formen kleben, die Lüge geworden waren. Der Bürger war nicht länger der Affe eines adligen Klüngels, sondern trat gleichberechtigt in die Gesellschaft ein. Er war weder galant, noch üppig, noch zierlich, sondern geradezu, bieder und einfach oder beanspruchte wenigstens, es zu sein. Das neue Ideal bürgerlicher Tüchtigkeit trat an die Stelle des alten, der höfischen Vornehmheit, und der Stil, den es sich als sichtbaren Ausdruck schuf, war der Klassizismus.

Der Wille zu diesem Stil hat Deutschland einheitlich beherrscht. Es finden sich landschaftliche Unterschiede in den Baustoffen. Man hat nach alter Weise und hergebrachter Notwendigkeit an der Wasserkante und in der Mark Brandenburg mit Backsteinen gebaut, in Süddeutschland den Verputz bevorzugt, am Main

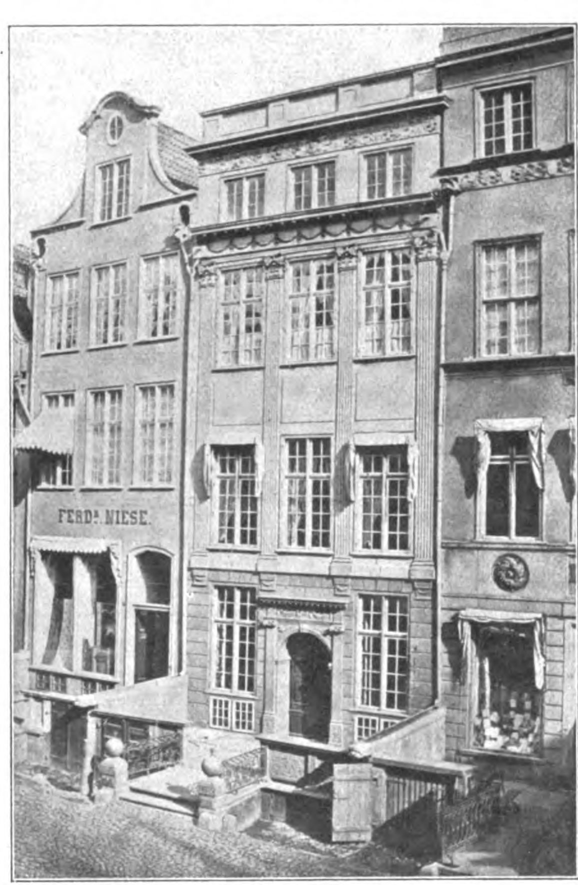


Prinz Georg-Palais in Dessau

rung der Mauer, das konstruktive Raumgefühl. Gontard, der Meister der Gendarmentürme, löst sich schon vom Rokoko. Erdmannsdorf, der in Dessau und Wörlitz bereits zum entschlossenen Neuerer gereift war, ist Klassizist reinen Schlages. Er eröffnet die stattliche und bedeutende Reihe gleichstrebender Baukünstler, in der wir Langhans grüßen, den Schöpfer des Brandenburger Tores, David Gilly, den Meister der märkischen Herrensitze, dessen Sohn Friedrich Gilly, den kühnsten von allen, und andere wie Ludwig Catel, H. Chr. Genelli, P. J. Krahl, vor allem aber Heinrich Gentz, dem es, wenn auch in bescheidenem Maße, vergönnt war, großzügige Pläne zu erfüllen. Von ihm stammt außer der abgebrochenen Berliner Münze und dem Lauchstädter Theater die Inneneinrichtung des Weimarer Schlosses, ein klassizistisches Kunstwerk von seltener Reinheit, das den leicht wider den Stil erhobenen Vorwurf der Kälte Lügen straft.

Weiter als Schmitz hat der Architekt Paul Mebes Umschau gehalten, als er in dem Sammelbande ‚Um 1800‘ Architektur und Handwerk in Bild und Wort darzustellen versuchte. Auch hier spielt Berlin eine große Rolle, aber wir wandern durch sämtliche deutsche Gaue. Ja, wir lassen sogar die Reichsgrenze hinter uns, um in Dänemark, in Holland oder in der Schweiz verwandten Erscheinungen nachzugehen. Die Bilder unseres Aufsatzes sind diesem jüngst bei F. Bruckmann in München in zweiter Auflage von Walter Curt Behrendt herausgegebenen Werk entnommen. Wir sind dem Verlage für die Erlaubnis zur Wiedergabe der Abbildungen zu Dank verpflichtet.

Man muß vielleicht musikalisch sein, um auf den ersten Blick die Reize zu spüren, die von diesen klassizistischen Bauten ausströmen. Unter unsern Bildern finden sich einige, die schloßähnlich wirken — das Prinz Georg-Palais in Dessau, das Haus an der Jakobskirche in Bamberg —, aber auch sie haben nichts von dem schweren Prunk des Barocks, der leichten Sinnlichkeit des Rokokos. Sie sind einfach bürgerlich, und man merkt ihnen an, daß ihre Bewohner nicht mehr in Samt und Seide, sondern im ehrbaren Tuchrock gingen. Der neue Stil will auf keine Weise zu staunender Bewunderung zwingen. Er ist sachlich bis zur Kargheit, und seine Meister handeln nach Catels Grundsatz: „Es erfordert die erste Regel des Schönen in der Baukunst, daß ein jedes Bauwerk so beschaffen sei, daß es durch die dem Zweck entsprechende einfachste Form konstruiert worden. Ein Gebäude, das äußerlich eine andere Form bezeichnet, als der innere Raum seiner Bestimmung nach hat, verführt den Beschauer, das ganze Werk für etwas anderes zu halten, als es ist, das heißt: das Äußere erhält einen falschen Charakter.“ Es ist dieselbe grundehrliche Gesinnung, die hundert Jahre später unsern verwilderten Geschmack zu reinigen unternahm und Männer wie Messel und Behrens erfüllte. Es kommt dieser Kunst nicht auf äußeren Schmuck, sondern auf inneres Wachstum an. Man nennt diesen Stil den Klassizismus und redet von einer antikisierenden Richtung in der Architektur. Aber die Meister jener Zeit dachten nicht daran, die Antike nachzuahmen, sondern einzig an die sachliche und lebendige Gestaltung ihrer Bauten. Sie benutzten die von den Alten überlieferten Säulen und Pfeiler, Giebeldreiecke und Dachbrüstungen als nützliche, allgemein an-

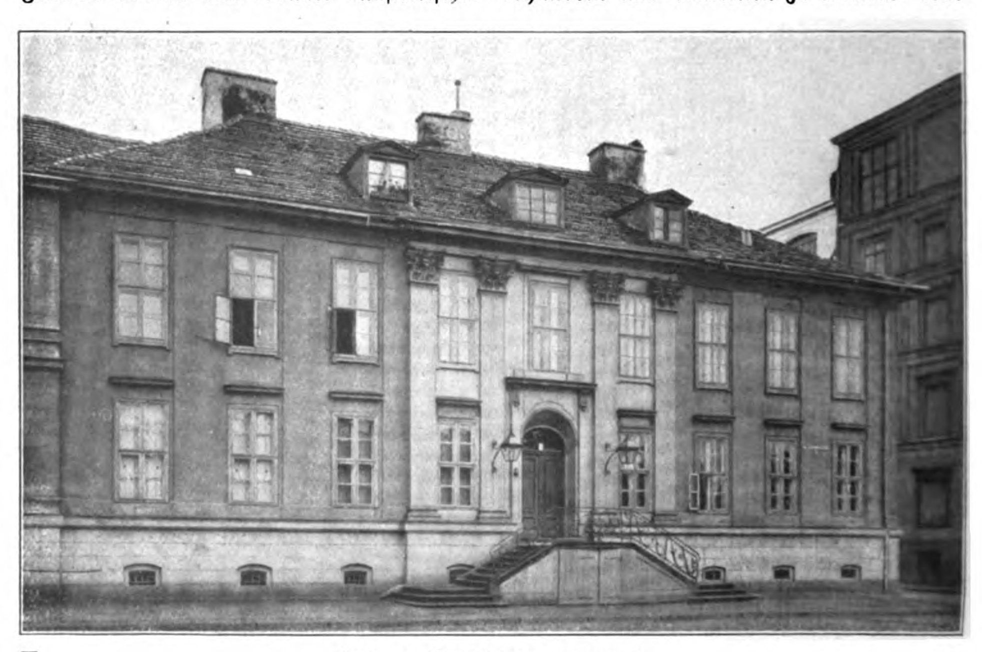


Haus an der Langgasse in Danzig

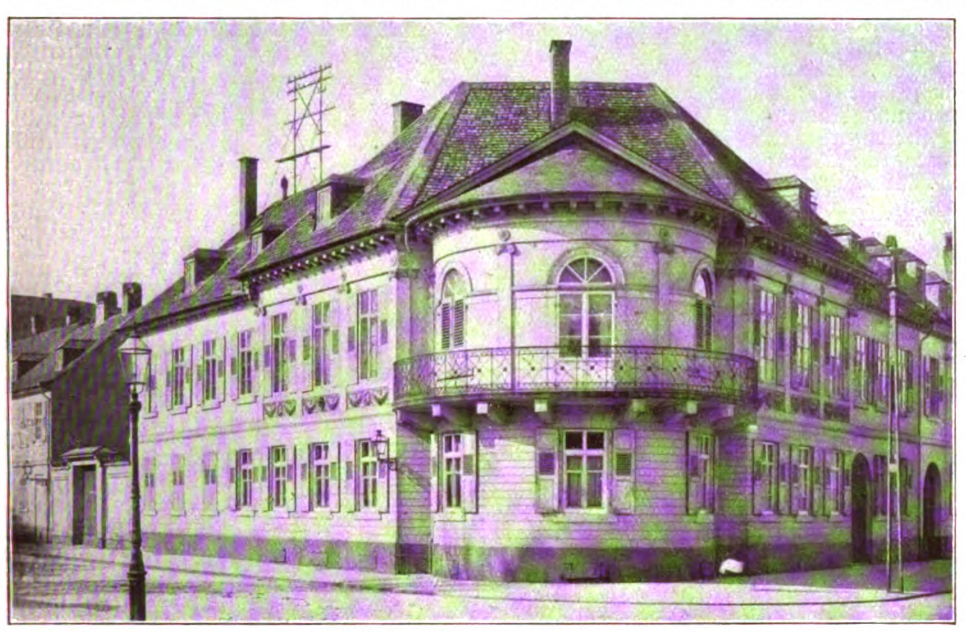


Haus in Schönbrunn bei Wien

erkannte und verständliche Hilfsmittel der Gliederung ihrer Gebäude. Das Entscheidende aber ist diese Gliederung selbst. Man nahm die fertig vorliegenden Formen, um sich desto ungestörter dem Wesen der Aufgabe widmen zu können, und sah nicht wie später in der geläufigen Beherrschung dieser Formen bereits den Beweis künstlerischer Fähigkeit. „Man kann," schreibt Schinkel in seinem Lehrbuch der ‚Architektur', „danach streben, durch die aneinandergereihten Beispiele und durch die daran geknüpfte Erörterung den Sinn und das Gefühl so zu schärfen, daß dasselbe nach der wahren Richtung tätig werde, um einen neuen Gegenstand auch richtig behandeln und beurteilen zu können. Aus

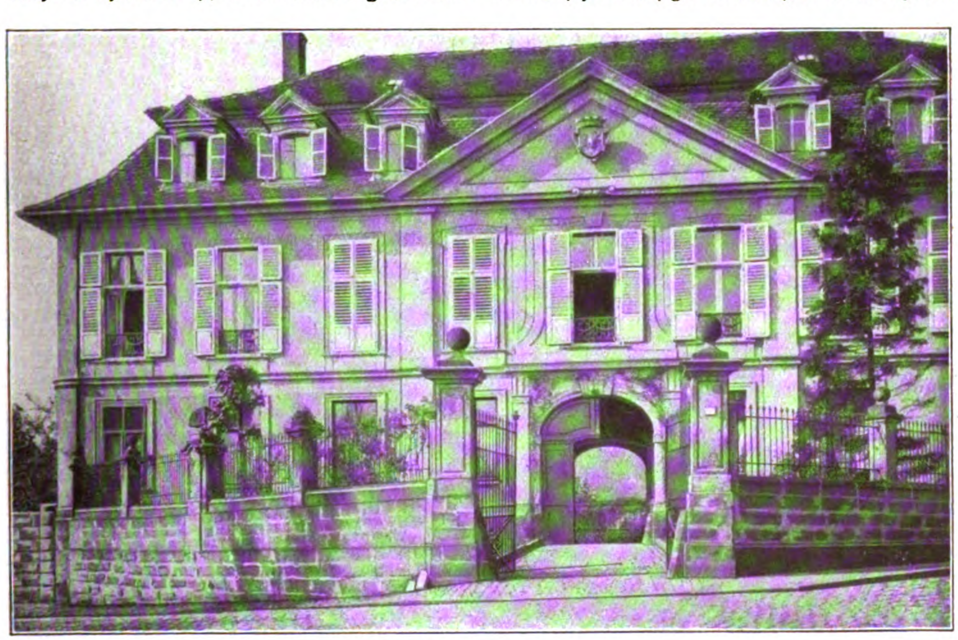


Haus am Kupfergraben in Berlin



von Berkholtzsches Haus in Karlsruhe

dieser Richtung des Gefühls sowohl als des Scharfsinns geht dann am Ende ein Takt der Seele hervor, der augenblicklich das Richtige in einer Aufgabe erfaßt und hinzustellen vermag und der ein Kennzeichen des Talents ist, welches wie überall in der Kunst nicht fehlen darf. Wo dies Talent aber nicht vorhanden ist, wird der in guten Anschauungen Geübte und praktisch Ausgebildete nichts erzeugen können, was wirklich tadelnswert wird; seinen Schöpfungen wird nur das eminent Neue fehlen, dem allein die Einbildungskraft das Leben geben kann." Man betrachtete also den Unterricht in der klassischen Formensprache als eine Abwehr von Geschmacklosigkeiten. Daß der von Schinkel



Haus an der Jakobskirche in Bamberg

gerühmte Takt der Seele nicht nur den Großen, sondern auch vielen Kleinen und Namenlosen eigen war, bezeugen grade die Wohnbauten, für deren schmucklose Behaglichkeit vielen unter uns erst Messels nachempfindende Schöpfungen die Augen geöffnet haben.

Bis in die neueste Zeit hat man sich wenig um diese Häuser gekümmert. Sie lagen in irgendeiner Straße Nummer so und soviel, und wenn sie nicht zufällig durch einen berühmten Bewohner geheiligt waren, regte man sich selten auf, wenn sie abgerissen wurden, um einem neuen und meist recht zweifelhaften Bauwerk Platz zu machen. Sie fielen eben gar nicht auf.



Aus einem Hause am Kanal in Potsdam

Ja, so ein Haus mit Barockputten und Rokokoschnörkeln, das begriff man. Aber was war an diesen langweiligen, glatten Fassaden dran? Hand aufs Herz: wie viele begeisterte Besucher des Kaiser Friedrich-Museums haben gemerkt, daß sie am Kupfergraben in einem einfachen Bürgerhause das alte, gute Berlin grüßte, das der Trubel der Weltstadt angeblich vollkommen verschlungen hat? Und wie viele unter den Wallfahrern nach Sanssouci geben sich die Mühe, einmal in Potsdam am Kanal entlang zu gehen, wo sie in langen Reihen stehen, die Bürgerhäuser aus der Zeit von Langhans und Gilly? Man muß eben auch



Diele und Treppenanlage im Hause Uphagen zu Danzig



Zimmer
im Hause
Uphagen
zu Danzig



Untere Diele im Behnschen Haus zu Lübeck, Königstraße 13

etwas von dem Schinkelschen Takt der Seele haben. Man muß mit Goethe die Architektur als eine verstummte Tonkunst lieben. Man muß fühlen, was diese Bauten sein wollen: nicht Nachbildungen oder Nachempfindungen klassischer Werke, sondern eine fein abgewogene Verhältniskunst.

Der Baumeister vor hundert Jahren liebt Klarheit und Regelmäßigkeit in Grundriß und Aufbau. Es bildet sich ein durchschnittliches und gern angewandtes Muster heraus, das auch auf unseren Abbildungen mehrfach wiederkehrt (die Häuser in Braunschweig, Eisenach, Bamberg, Berlin, Schönbrunn): ein leicht vorspringender, meist drei Fenster breiter und gern durch Pfeiler gegliederter Mittelbau mit der Haustür; rechts und links davon die Seiten ebenfalls gewöhnlich drei Fenster breit. Der Mittelbau wird fast durchweg durch ein Giebeldreieck gekrönt. Wie mannigfach sich diese Anlage abwandeln läßt, zeigen die Bilder. Gemeinsam ist allen der wohltuende Eindruck fein abgewogener Verhältnisse. Die Art, wie sich die Fenster in die Wand gliedern, wie die Tür zum Dreieck steht, wie die Pfeiler die Fenster einschließen und in einer vorgelagerten Treppe eine willkommene Stütze finden, all das beweist die unübertreffliche Feinfühligkeit des Architekten. Wie stark der Fortschritt zur Einfachheit und zum wohltönenden Einklang der Bauglieder ist, zeigen zwei unserer Abbildungen: die Häuser in Stadtlohn und auf Helgoland. Dort wirkt noch das gedrungene Barock, hier gar gotische Engbrüstigkeit nach, während zu den Wahrzeichen des neuen Stils eine gewisse Weiträumigkeit der Anlage gehört. Man hatte in den sich dehnenden Städten Platz und brauchte sich nicht zu quetschen. Daher kommt es, daß selbst kleine Häuser einen Zug ins Großartige aufweisen.

Unsere heutigen Baumeister haben viel von ihren Vorfahren gelernt. In der Löwenapotheke zu Thorn steckt eigentlich der Grundgedanke des Messelschen Wertheimbaus: die hohen, vom Dach abwärts gezogenen, durchgehenden Pfeiler. Das Berkholtzsche Haus in Karlsruhe kann heute als Muster für einen Eckbau dienen. Vor dem Hause Nummer 13 am Promenadeplatz in München mag mancher zweifeln, ob nicht ein kühner Architekt moderner Schulung den schweren Sockel so fein zu den Fenstern und diese in ihren drei Geschossen so geschickt untereinander abgewogen hat. Wie man ein Haus für viele Bewohner und doch nicht eine Mietskaserne baut, zeigt das Bild aus der Dresdner Gewandhausstraße, während die Proben aus Memel und Danzig abseitige und reichere Lösungen der immer gleichen Aufgabe des bürgerlichen Wohnhauses bieten. Der fast übertriebenen Schlichtheit des Behnschen Hauses in Lübeck sieht man nicht an, daß in der unteren Diele das Riesenmodell eines vom Bildhauer Behn geschaffenen Reiterdenkmals so bequem Platz finden konnte, als wäre es dafür geschaffen; sie entspricht aber völlig unserm auch den Verdacht des Protzenwollens ablehnenden Geschmack.

Die Kunst vor hundert Jahren hat Gefühl für Verhältnisse auch in der Gestaltung der Innenräume. Der Raumkünstler denkt nicht wie im Barock und im Rokoko malerisch,

sondern architektonisch. Das zeigt sich sowohl in der Art, wie die Wand aufgeteilt wird, als auch in der Zusammensetzung und Gestaltung der Möbel. Die Räume selbst sind klein, ohne eng zu wirken, denn sie sind hell und gemütlich. Sie sind nicht übermäßig hoch. Die Wände sind vorwiegend mit weißem oder leichtfarbig getöntem Stuck bekleidet. Stoffbespannung ist selten, dagegen liebt man gemalte und handgedruckte Tapeten. Auch in den Möbeln offenbart sich der geschulte Sinn für Verhältnisse. Sie sind kastenartig steif und sparsam gegliedert. Ihren Reiz empfangen sie durch die sorgsame Arbeit des Tischlers und das edle Holz. Man wählt das sanfte Braun des Mahagonis und Nußbaums, das schön geaderte Furnier der Birken, der Erlen, des Kirschbaums. Einen oder vielmehr den Zierat bilder ziselierte Bronzebeschläge.

Das Mebessche Buch ‚Um 1800‘ trägt im Titel den Zusatz: ‚Architektur und Handwerk im letzten Jahrhundert ihrer traditionellen Entwicklung‘. Damit ist ausgedrückt, daß mit dem Versinken des Klassizismus die baugeschichtliche Überlieferung abgeschnitten war. Das ist in der Tat der Fall gewesen, indem man sich fast zwei Menschenalter lang begnügte, viereckige Zellen zu Wohnungen und Häusern zusammenzupappen und die Schauseite mit wahllos herausgerissenen kunstgeschichtlichen Erinnerungen zu verzieren. Erst unsre Zeit hat begonnen, den Faden der Überlieferung neu zu knüpfen, und der künstlerischen gesellt sich die wirtschaftliche Notwendigkeit. Wir werden viel bauen und sparsam bauen müssen. Und wo könnten wir Bescheidenheit besser lernen als bei unsern Vorfahren, die in bösen Zeiten und mit wenig Mitteln jene edle Einfachheit und Einfalt erzielten, die uns zur Bewunderung zwingt?

Wenn wir durch unsere neuen Städte gehen, spüren wir wenig von der Musik, die in den Rhythmen guter Bauwerke schwingt. Und doch sollte eine Stadt nach Goethes schöner Betrachtung also entstanden sein: „Man denke sich den Orpheus, der, als ihm ein großer wüster Bauplatz angewiesen war, sich weislich an dem schicklichsten Orte niedersetzte und durch die belebenden Töne seiner Leier den geräumigen Marktplatz um sich her bildete. Die von kräftig gebietenden, freundlich lockenden Tönen schnell ergriffenen, aus ihrer massenhaften Ganzheit gerissenen Felssteine mußten, indem sie sich enthusiastisch herbeibewegten, sich kunst- und handwerksgemäß gestalten, um sich sodann in rhythmischen Schichten und Wänden gebührend hinzuordnen. Und so mag sich Straße zu Straße anfügen. An wohlschützenden Mauern wird's auch nicht fehlen.

„Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer solchen Stadt wandeln und weben zwischen ewigen Melodien ... der Geist kann nicht sinken, die Tätigkeit nicht einschlafen, das Auge übernimmt Funktion, Gebühr und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinsten Tage fühlen sich in einem ideellen Zustand ... Dagegen in einer schlechtgebauten Stadt, wo der Zufall mit leidigem Besen die Häuser zusammenkehrt, lebt der Bürger unbewußt in der Wüste eines düstern Zustandes; dem fremden Eintretenden jedoch ist es zumute, als wenn er Dudelsack, Pfeifen und Schellentrommeln hörte und sich bereiten müßte, Bärentänzen und Affensprüngen beizuwohnen.“

Lange haben unsre Baumeister Bärentänze und Affensprünge aufgeführt. Wenn sich jetzt unter dem Einfluß führender Talente langsam ein gesunder Mittelschlag tüchtiger Begabungen bildet, die, ohne Eigenes zu geben, gegen Geschmacklosigkeit gefeit sind, so danken wir das der Schule der Einfachheit vor hundert Jahren. In ihr haben wir gelernt, daß Armut nicht auf Anmut zu verzichten braucht, sondern mit stiller Würde den Prunk des Reichtums beschämt.



Das Behnsche Haus in Lübeck, Königstraße 13

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Waldemar Bonsels: Don Juan (Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler) — Heinrich Wolfgang Seidel: Das vergitterte Fenster (Berlin, G. Grote) — Fritz v. Ostini: Tat und Schuld (Leipzig, L. Staackmann) — Rudolf Haas: Michel Blank und seine Liesel (Ebenda) — Peter Hamecher: Der St. Georgstaler (Konstanz i. B., Reuß & Itta) — Julius Rodenberg, Aus seinen Tagebüchern (Berlin, Egon Fleischel & Co.)



Auch auf dem Büchermarkt ist seit beträchtlicher Zeit jene Verfilmung des Geschmacks zu spüren, die als ein besonderes Kennzeichen unserer gegenwärtigen Kulturhöhe erscheint. Dichtung wird — abgesehen von der Vertracktheit einer gewissen lyrischen Programmkunst — kaum noch geschätzt; wo aber schon das Umschlagbild durch unnatürlich verzerrte oder verschwommene Gestalten, durch schreiende Farbentöne einen verblüffenden, flimmernden, aufpeitschenden Inhalt plakatartig ankündigt — da ist des Volkes wahrer Himmel, da drängt es sich schauend und staunend, da leuchtet die wahre Lichtquelle der Zeitliteratur.

Um so höher ist es bei solchen Zuständen zu werten, wenn ein Schriftsteller abseits von der großen Heerstraße seine stillen Wege geht in der Gewißheit, daß sie unter keinen Umständen zum großen Erfolg, zur zwanzigsten Auflage führen werden; zumal wenn dieser Schriftsteller schon bewiesen hat, daß er auch als Erzähler seine Netze so zu stellen vermag, daß die Plötzen und Ukleie ihm massenhaft hineinschwimmen. Waldemar Bonsels ist's, von dem ich spreche. Er hat den Mut gehabt, ein Epos zu schreiben, ein richtiges Epos, in zwölf Gesängen, in fünffüßigen gereimten Jamben und anderen erprobten Versmaßen, noch dazu mit dem reichlich veralteten Titel Don Juan. Und er hat sich redlich Mühe damit gegeben: eine Notiz am Anfang besagt, daß er acht Jahre daran gearbeitet hat. Wir nehmen das Buch also mit nicht geringen Erwartungen in die Hand.

Und diese Erwartungen werden zu Anfang, im ‚Prolog‘, nicht enttäuscht. Es geht ein großer Zug durch diese Ouvertüre. Man fühlt sich an Dante, an Klopstocks ‚Messias‘, an Byrons ‚Manfred‘ erinnert, wenn in den ersten Versen geschildert wird, wie Satans Geist sich aus der Mitternacht des ewigen Alls erhebt:

... den kecken Adel des Geschlechts,
Den Glanz der Stirn, die Stahlkraft der Gebärde,
Hob er im Lächeln seines Vollgewichts
Von Kraft und Schönheit über diese Erde.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die kecke Hand, unendlich fein gestaltet,
Durchschnitt den Himmel und blieb breit gespreizt,
Von seinem Blick begleitet und verwaltet,
Von heißem Rausch des Hochmuts aufgereizt,
Wie ein Erlaß von königlichem Willen
Über die breite Erde gereckt.

Der Größe, mit der Satan hier eingeführt wird, der majestätischen Gebärde, mit der sein Handeln beginnt, entspricht würdig seine nun folgende kecke Forderung an Gott: ihm einen Menschen zu überlassen, daß er ihn mit allen Möglichkeiten zu irdischem Genuß ausstatte. Gott würde es — meint Satan — unmöglich sein, diesen Menschen dann zu sich, in seine Macht zurückzureißen. Gottes Antwort lautet schlicht und groß: „Ich will mein Herz an diesen Menschen wagen.“

Es handelt sich also um eine der Wetten zwischen Gott und Teufel, wie sie nach der bekannten Stelle im Buch Hiob 1, 6—12 vielfach dichterisch behandelt worden sind, am bekanntesten in der Faustsage. Don Juan ist meines Wissens zum erstenmal von Bonsels als Gegenstand einer solchen Wette gewürdigt worden, wenn auch die Ähnlichkeit des Gegensatzes zwischen Juan und Faust schon von anderen Dichtern, Lenau und Grabbe, erkannt wurde. Bonsels führt uns nun in zwölf Gesängen durch die Liebes- und sonstigen Abenteuer seines Helden. Wir sehen ihn frühlinghaft ins Leben hinaustreten, erfüllt von der Schönheit der jungen Natur. Er trifft auf seinem Ritt ins Leben zuerst ein kindhaftes Mädchen beim Morgenbad im Bach, lernt hier erste Liebe und erste Tragik kennen, denn das Mädchen wird sein ‚Frühlingsopfer‘. Auf dieser Bahn geht es weiter: — Sinnenlust und blutiger Tod schreiten wie Geschwister durch diese Gesänge, ohne daß der Reiz der Abwechslung stark genug wäre, uns dauernd zu fesseln. Auch einen Freund findet Don Juan auf seinem blutbesprenkelten Blumenwege, auch er ist dem Untergang geweiht, doch führt der Weg über seine Leiche zur Maria, die Don Juan im Tode erlöst. Denn so steht es auf Don Juans Lebensbahn vom Satan vorgeschrieben: Nie soll er umsonst ein Weib begehren, aber niemals soll er verweilen, noch wiederkehren, sein Herz darf nicht beteiligt sein an diesem Lebensabenteuer. Aber Gott hat nicht umsonst sein „Herz gewagt“ an Don Juan. Damit, daß ihn die Liebe zur Maria ergreift, hat Satan seine Wette verloren und er kann ihn nur noch leiblich töten. Aber der Tod selbst stirbt im Feuer der Liebe, und durch Don Juans Tod wird alle Sehnsucht für Maria frei.

Der Bedeutung dieses Vorwurfs ist der

Dichter Bonsels leider nur an wenigen Stellen seines Epos gerecht geworden, so namentlich im Anfang, der erheblich mehr verspricht als die übrigen Gesänge trotz mancher Schönheit im einzelnen halten. Den Satan in gottähnlicher Größe zu zeichnen, ist die bisher noch unerfüllte Sehnsucht der Dichtkunst. Seit dem Abbadonnah in Klopstocks ‚Messias' ist die Vorliebe für den gefallenen Engel, der einsam, schön, stolz und traurig beiseite steht, gewachsen. Es ist menschlich, mit ihm zu fühlen, und nicht einmal unedel — leitet doch Schelling das Böse als den dunklen Grund Gottes ab. Der Goethesche Mephistopheles hat mit diesem Göttergebilde des Bösen nichts zu schaffen, er ist ein Unterteufel mit viel Witz, aber mit beschränktem Können und Wollen. Näher ist Goethe dem großen Abtrünnigen schon in seinem antiken Gegenstück, dem gewaltigen ‚Prometheus', gekommen. Jedenfalls: Schon um dieses Entwurfs zu einem wahrhaft großen, im Kosmos mächtig wirkenden Satan willen, muß man Bonsels' ‚Don Juan' mit dem Hut in der Hand betrachten. Aber leider ist der Satan am Schluß jämmerlich zusammengeschrumpft zu einem Banditen und Bravo, dessen Gesicht nur von Lüge und Haß entstellt wird. Im Prolog spricht er kühn von „allen großen Menschheitsfragen", die im ‚Don Juan' „erstehen" sollen, aber im ganzen Epos findet sich kaum eine einzige berührt. Wo dichterische Zartheit aufblüht, geschieht es auf Kosten der epischen Kraft, von einer fortschreitenden Handlung verspürt man nichts: die Vorgänge sind so eintönig und einander ähnlich wie die Schilderung. Von Don Juans Innenleben erfahren wir nicht das geringste; er wird uns immer nur geschildert, wie er bleich — das ist seine Haupteigenschaft —, schlank, mit klirrendem Degen, der niemals vergessen wird, zu einem Liebesabenteuer reitet oder schreitet; die winzige Handlung wird, obwohl sie meist aus Wiederholungen besteht, so undeutlich erzählt, daß man oft nicht weiß, was sich begeben hat. So entspricht alles in allem dem großen Aufwand das Ergebnis nur zum kleinen Teil.

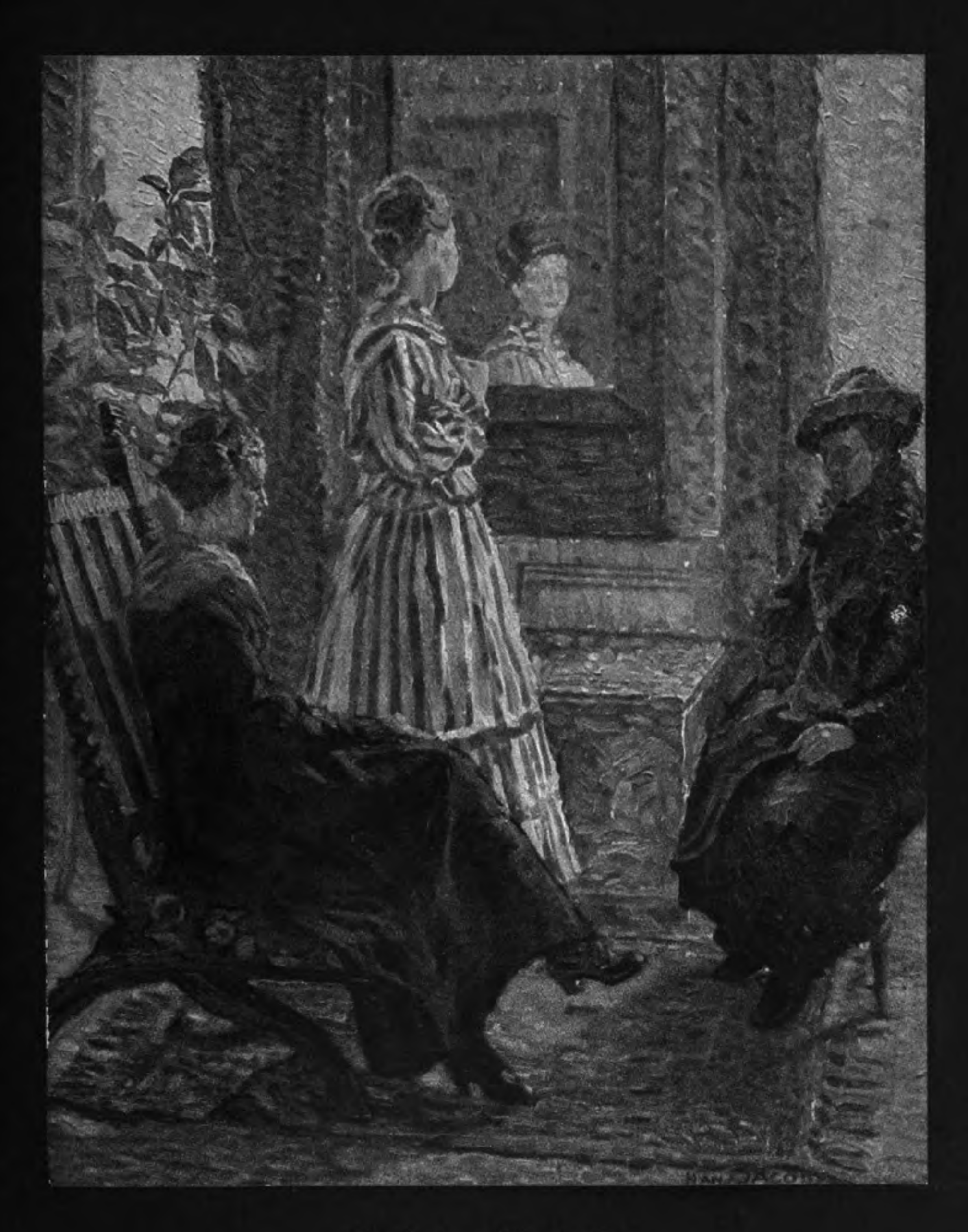
Es wird mir nicht leicht, über ein Werk von Bonsels, den ich sehr hoch schätze, abfällig urteilen zu müssen. Die Schwierigkeit des Stoffes ist freilich eine Entschuldigung für ihn, wenn man nicht die Fabel an sich geradezu als verfehlt bezeichnen will. In den zahllosen Verästelungen der die romanische Welt überblühenden Don Juan-Sage findet sich zwar auch ein Zweig, der den Juan in einem Bündnis mit dem Teufel hinstellt, aber als Gegenstand einer Wette zwischen Gott und Teufel ist Don Juan von vornherein nicht so geeignet wie ein Hiob oder Faust, weil ihm das ethische Schwergewicht, der Wille zur Läuterung, die mächtige Höhensehnsucht fehlt. Die Verwendung eines so alten Stoffs erheischt Vorsicht. Nicht nur in der bildenden Kunst schreibt jeder Stoff — Holz, Marmor, Bronze usw. — seine eigenen Arbeitsbedingungen und -gesetze vor. Auch ein ideeller Stoff, an dem Jahrhunderte tätig waren, läßt sich nicht mit absoluter Eigenmacht umwandeln und verpflanzen. Immerhin: auch mit diesem nicht ganz gelungenen Werk steht Bonsels noch auf einer hohen Stufe der Künstlerschaft; neben dem Prolog zeugt der Schluß des ‚Frühlingsopfers' (von „da schritt durch ihre Reihen"), die Sturmschilderung in ‚Willkür', fast der ganze achte und neunte Gesang, endlich der größere Teil des Schlußgesangs von ungewöhnlicher dichterischer Kraft.

Nicht ganz befriedigt legt man — wir sind inzwischen zur Prosaerzählung herabgestiegen — auch Heinrich Wolfgang Seidels Roman Das vergitterte Fenster aus der Hand. Freilich aus einem entgegengesetzten Grunde. Hat sich Bonsels in der Höhe seiner Aufgabe vergriffen, so macht Seidel, wenigstens in der Handlungsfolge seines Werks, jenem Zeitgeist, der weder Zeit noch Geist hat und auf Verblüffung ausgeht, Zugeständnisse. Man höre. Magdalena, ein schönes und übrigens mit liebevoller Kunst gezeichnetes Landedelfräulein, ist Waise. Ihre Mutter, deren einziges Kind aus erster Ehe sie ist, nebenbei Besitzerin eines beträchtlichen Vermögens, hat als Witwe einen Grafen Ringeis geheiratet, der nicht gerade in bestem Rufe steht, ohne daß man ihm Bestimmtes nachsagen könnte. Graf Ringeis hat Magdalenas Mutter durch Bestechung eines Irrenarztes dann für wahnsinnig erklären und in ein Irrenhaus bringen lassen, während er als Tote deren Zwillingsschwester, die ihr täuschend ähnlich sieht, vorgeschoben hat, alles natürlich um des Vermögens willen, das er teilweise schon veruntreut hat. Mit Hilfe eines jungen Holländers, den Magdalena liebt, wird der Verbrecher entlarvt, die Mutter aus dem Irrenhause befreit; jener richtet sich selbst, und das junge Paar „kriegt sich". Ist das nicht doch ein wenig zu romanhaft? Jedenfalls in der Ausführung: sie strotzt von Unwahrscheinlichkeiten, die durch weitschweifige Ausmalung von Belanglosem (ich verweise auf die Seiten 39f., 42ff.) nicht ausgeglichen werden ... Trotzdem bewährt sich Seidel auch hier in der Hauptsache als ein ausgezeichneter Erzähler. Alles, was er schildert, hat Farbe und Eigenart und dabei oft die seltene Gabe echten Humors; seine Gestalten sind lebensvoll charakterisiert, die Natur ist mit dem Auge eines liebevollen Freundes gesehen, zart und fein wie ein Goldgespinst glänzt das Verhältnis zwischen Magdalena und dem Holländer auf, namentlich in ihren zweisamen Spaziergängen. Man denkt sich unwillkürlich, daß so Heinrich Wolfgang Seidel mit der großen Dichterin Ina Seidel in ihren Verlöbniszeiten gewandert sein mag ... Die Freude Seidels an behaglicher Stille teilt sich auch dem Leser wohltuend mit. Das Ergebnis: er hat sich

im Stoff vergriffen. Zu derartigen teils verzwickten, teils gruslигen Geschichten fehlen Seidel zwei Eigenschaften, von denen eine sicherlich nicht zu entbehren ist: entweder die handwerkstüchtige Technik eines Dumas, oder die Dämonie eines E. T. A. Hoffmann; bei Seidel wird ein Zwitterding zwischen erzähltem Kino und dem ‚Geheimnis der alten Mamsell‘ daraus.

Beherzter und sachgerechter faßt Fritz v. Ostini einen derartigen Stoff an. Sein Roman Tat und Schuld behandelt auch einen Kriminalfall. Im Revier eines deutschen Fürsten werden eines Tages auf einem Rehbockwechsel ein Mann und eine Frau erschossen aufgefunden, die nach Aussage aller, die sie kennen, unmöglich in Beziehung zueinander gebracht werden können, obwohl beide jung sind und die Frau mehr als ein Liebesabenteuer gehabt hat. In spannender Erzählung, die glatt und festgesponnen wie ein blanker Faden von der Spindel läuft, wird der geheimnisvolle Fall aufgeklärt: ein Verwandter des Fürsten, ein entarteter Prinz, eitel, hochmütig, leichtsinnig und nebenbei ein schlechter Jäger, hat von der Kanzel versehentlich die Frau, welche im Walde Beeren suchte, ihres braunroten Tuches halber für ein Reh gehalten und erschossen. Aus Scham und Furcht vor der Entdeckung, zugleich aus instinktivem Widerwillen gegen den sehr korrekten, ehrenwerten Jäger, der Zeuge dieses Unglücks war, erschießt er auch ihn; der Prinz hat dann die beiden Leichen zusammengelegt, um den Verdacht auf falsche Fährte zu leiten. Er wird entlarvt durch die Frau des erschossenen Försters, die sich von ihrem Gefühl auf die Spur des Verbrechers leiten läßt und nicht ruht, bis sie ihr Ziel erreicht hat. Der an sich krasse und etwas grobe Fall wird mit Geschmack und nicht ohne psychologische Beleuchtung, die zum Nachdenken führt, erzählt. Der Verfasser ist mit dem Kriminalpsychologen, der den Fall behandelt, einer Meinung darin, daß ewig eine Unstimmigkeit zwischen Tat und Sühne bestehen wird, zwischen dem Verbrechen, wie es der Welt vor Augen steht, und der wirklichen Schuld. Das Furchtbare an dieser Frage ist, daß es Fälle gibt, in denen das Gericht nach den Paragraphen des Gesetzbuchs verfahren muß und menschliches Recht gar nicht üben darf. Der Begriff des freien Willens ist bei Verbrechen problematischer, als man im allgemeinen glaubt. Gerade die lange Überlegung bringt so manchen zu Zwangsvorstellungen, zur Unfreiheit, und er vollführt die Tat schließlich als ein Unverantwortlicher. Und umgekehrt ist die Handlung im Affekt oft gerade das Charakterzeichen. — Man sieht aus diesen Gedanken schon, daß der Roman von einem gescheiten Mann geschrieben ist, dem aber neben artistischer Sauberkeit auch dichterisches Empfinden nicht fehlt. Namentlich wo Ostini auf seinen bayrischen Hochwald zu sprechen kommt, da wird ihm das Auge hell und scharfsichtig gleich dem eines alten Weidmannes, dessen Herz wie im Paradiese schlägt, wenn er die Baumwipfel im Sommerwind rauschen hört.

Mehr verträumt und weniger naturfreudig-frisch ist Peter Hamecher. Ein stiller, versonnener Poet von unendlicher Weichheit und leiser Schwermut. Er schildert sich einmal, wie er über einem Novellenstoff brütet, und ruft dabei in wohltuender Bescheidenheit aus: „Ich habe zu wenig Phantasie, um die Schrift, die das Leben wie Runen in die Gesichtszüge geschnitten, zu deuten. Ja, wenn ich ein Dichter wäre! Ein Mensch, in dem das ganze Leben der Menschheit lebt und der durch seine Verwandtschaft mit allen Dingen aus dem kleinsten Zeichen das Wesen erkennt.“ In dem schmalen Bändchen, das Hamecher als Der St. Georgstaler und andere Geschichten bietet, ist nun gerade die Titelerzählung ein Zeichen dafür, daß die Phantasie und Gestaltungskraft des Verfassers allerdings nicht gerade zu seinen Stärken gehört, wohl aber auch ein Zeichen dafür: daß eine unendlich feine, innerlich vornehme, gütige, zarte Künstlerseele ihn bestimmt, und ich meine, das ist auch etwas wert. Die Geschichte, die er erzählt, ist eigentlich nur der Anfang einer Geschichte, ein erstes Kapitel. Ein Knabe von der Art jener Unverstandenen, die vom Durchschnitt der Eltern, Lehrer, Mitschüler verkannt, umhergestoßen werden und an das Märchen vom häßlichen jungen Entlein erinnern, ein ganz in sich gekehrter kleiner Enthusiast, der nicht in diese Welt paßt, wird hier in seiner Vereinsamung geschildert, wie er von dem vergötterten Freunde, dem er seinen einzigen Besitz, einen echten Georgstaler schenken will, noch ehe er dazu kommt, grob zurückgestoßen ist. Als sein Vater, der ihn allein versteht, seinen Schmerz sieht, setzt er sich still zu ihm, schweren Herzens und nassen Auges, denn er ahnt, was dieses Kind im rauhen Leben von harten Menschen wird erdulden müssen. Und er kann nichts tun, als still die Hände falten und für seinen Jungen beten. Damit schließt die Geschichte. Ich meine, damit sollte sie anfangen. Kann denn der Vater wirklich nichts weiter tun? Gerade er, der Vater nicht?... Gibt man sein Urteil über die Erzählung vor der Welt ab, so muß man diese Frage stellen. Menschlich kann man keinem Poeten es verwehren, da aufzuhören, wo es ihn gut dünkt. Hamecher interessierte dieser Anfang, und er ließ es dabei bewenden. So ist er in der Skizze stecken geblieben. Wie leider in den meisten anderen seiner Geschichten auch. Ihm fehlt auch die rechte Erzählergabe, er berichtet mehr, als daß er jenes freundliche Behagen an der ausmalenden Schilderung verriete, das den geborenen Erzähler auszeichnet. Auch übt er noch allzu direkte Charakteristik. Er beschreibt die Seelenvorgänge mehr, als daß er sie aus den Erlebnissen, Handlungen und



Nach der Anprobe
Gemälde von Hans Jacoby



Worten seiner Menschen lebendig hervorquellen ließe. Aber seine Stoffe adeln ihn. Namentlich in den Erzählungen ‚Der Spielmann' und ‚Sternenfreundschaft' ist Hamecher ganz ein Dichter besonderer Art, mit einem versteckten Heilandempfinden. Man traut auch ihm das Tun seines ‚Sternenfreundes' zu, den ein wüster Bursch in übler Gesellschaft ins Gesicht schlägt: „Mit einem Blick, in dem kein Zorn, nur grenzenloses Mitleid war, sah der Getroffene den Feind an, und als dieser zu einem zweiten Schlage ausholte, berührte er leicht den erhobenen Arm, und mit einem Klang wie aus Ewigkeiten mahnte seine Stimme:

‚Freund!'

Der andere aber hält betroffen inne und sieht dem Fremden nach. Etwas war in ihm wach geworden; eine ferne Erinnerung, ein dunkel bewahrter Klang." Und er eilt ihm nach und wird sein bester Freund. An dieser Stelle des Büchleins schließt der Leser im Inneren Sternenfreundschaft mit dem Erzähler und fühlt sich versucht — ihm einen echten Georgstaler zu schenken.

... Da ist auch Rudolf Haas wieder, der Triebl-Haas! Und wir grüßen ihn mit seinem neuen Roman ‚Michel Blank und sein Lisel' nun auch an dieser Stelle. Weil er unsern Lesern ein so guter Bekannter ist, können wir uns diesmal kurz fassen über den Triebl-Haas und nur bestätigen, daß auch in seinem neuen Buch die alte helle Sonne der Weltfreude und Lebensbejahung, der kerngesunde, im Volkstum wurzelnde Sinn lebt, daß die Traulichkeit der Kleinstadt mit ebensoviel lachendem Humor geschildert wird wie das Verhältnis und die gute Kameradschaft zwischen Michel Blank und seiner blonden Lisel. Ein wahrhaft tröstliches Buch!

Das kann man auch von einem Werk sagen, das ganz anderer Art ist und wie ein Klang aus alter Zeit anmutet, wenn es auch in unser Erleben hineinreicht —: von einem Mann geschrieben, der Jahrzehnte hindurch im Berliner Geistesleben eine beachtete Stellung einnahm: Julius Rodenberg. Aus seinen Tagebüchern bietet Frau Justine Rodenberg, seine Gattin, eine gehaltvolle Auswahl, die von Ernst Heilborn mit einer feinen, takt- und maßvollen Betrachtung eingeleitet wird. Rodenberg hat seine Tagebücher mit achtzehn Jahren begonnen und das erste Blatt, das er damals, 1849, schrieb, gehört zum Schönsten des ganzen Buchs. Es gewährt uns einen Blick in sein noch ganz jünglinghaftes Empfinden, in seine Hoffnungen, seine frühe Entsagungsstimmung und sein inniges Verhältnis zu Gott. Er sehnt sich nach Freunden, denkt entsagend an eine ferne Liebe, träumt von — seinem Alter, von dem Frieden, der sich dann ‚ein stiller sonniger Oktobertag', auf die Seele legen wird, und betet zu Gott: ‚O laß mich nicht zuschanden werden.' So legt er alle kleinen und großen Heiligtümer seiner jungen Seele in dies Büchlein wie in einen Schrein, und nicht ohne Wehmut, nicht ohne Anteilnahme kann man sie betrachten. Warum Wehmut? Weil alle junge Reinheit wehmütig stimmt. Sonst ist gerade bei Rodenberg kein Anlaß zu dieser Empfindung, denn sein Leben war gesegnet und glücklich wie wenige: davon legen auch diese Selbstbekenntnisse Zeugnis ab. Wir begleiten ihn, wie er vom Gymnasium und damit von seinem verehrten Literaturlehrer unter Tränen Abschied nimmt, ehrfürchtig herzlich und dankbar — Eigenschaften, die man bei der heutigen Baccalaureus-Jugend, wenigstens soweit sie sich im Schrifttum breit macht, kaum noch findet — wir erleben, wie er in Göttingen den Entschluß faßt, dem trockenen juristischen Studium zugunsten seiner literarischen und künstlerischen Neigungen zu entsagen. Früh schon werden seine ersten Gedichte gedruckt, und er kommt nach Berlin, wo er bald Anschluß an bedeutende Persönlichkeiten findet — es ist ja noch die Zeit der Berliner ‚Salons' — und nach mehrfacher redaktioneller Tätigkeit gründet er dort 1874 die ‚Deutsche Rundschau', die er dann vierzig Jahre, das ist bis an sein Lebensende, leitet. Aber nicht diese äußeren Lebensschicksale sind es, sondern die inneren, daneben die zeitgeschichtlichen und Rodenbergs Beziehungen zu ihnen, die das Buch wertvoll und anziehend machen. Die Fähigkeit, sich zu begeistern, bleibt eine seiner schönsten Eigenschaften und nirgends zeigt sie sich feuriger, als wenn sie von Vaterlandsliebe angefacht wird. So schreibt er in London an einem Sonntagsmorgen 1856: „Eben habe ich wieder einmal rechte Seligkeit in den deutschen Liedern gefunden. Oh, es geht doch nichts über das deutsche Lied — und das Lied hat auch kein anderes als das deutsche. Der englische song, der französische chanson — wie gemacht der eine und wie kühl der andere gegen das Herzblut, das in unseren Liedern quillt. Bist ein prächtig Volk, du deutsches, und mit Tränen in den Augen, mit Lächeln, mit Jubeln fühl' ich mich als dein Kind, das ohne dich nicht leben mag noch kann. Und als treuen Gefährten gibst du uns deine Lieder in die Ferne mit, daß sie uns erinnern an die schöne Zeit, wo wir sie mit Freunden zusammen gesungen; daß sie uns gemahnen, in Lust und Leid deutsch und dem Vaterlande treu zu bleiben. Und daß sie uns, wie ein süßer Trost, in die Seele singen: Haltet aus! Wandert! Wartet! — Wenn ihr heimkehrt, dann habt ihr alles wieder, was ihr vermißt habt: die deutsche Liebe! die deutsche Treue! den deutschen Gott!"

Das schrieb Rodenberg in London, wo er mit Kinkel und Freiligrath, den geächteten Demokraten, herzliche Freundschaft geschlossen hat. So war damals der deutsche Geist beschaffen, der zugleich für Freiheit und Vaterland glühte und aus dem heraus schließlich doch ein großes geeintes Deutschland geboren wurde ...

Illustrierte Rundschau

Die Sammlung Vincent Mayer — Medaillen und Plaketten von Prof. Rudolf Mayr — Bildteppiche aus der Reformationszeit — Der Hausfleißverein im Riesen- und Isergebirge — Denkmäler von Prof. Wilhelm Wandschneider und von Paul Leibküchler — Zu unsern Bildern

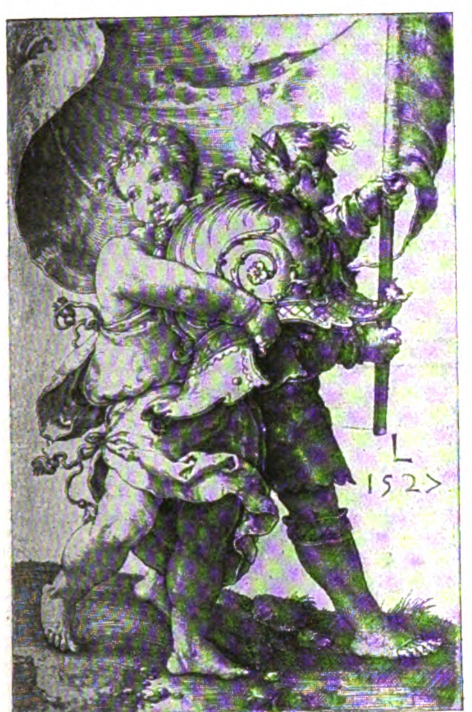
Die Sammlung des Freiburger Kunstfreundes Vincent Mayer ist in diesem Herbst bei Paul Cassirer in Berlin versteigert worden. Ein zweibändiger, von Max J. Friedländer eingeleiteter und von Dr. Grete Ring bearbeiteter Katalog gönnt uns einen Überblick über den Reichtum dieser Sammlung, die das Werk Dürers beinah lückenlos umfaßt und mit Weitherzigkeit und dennoch scharfem Urteil auch aus Italien, Frankreich, Spanien an Kupferstichen und Holzschnitten zusammengetragen hat, was sich von Meistern des 15. bis 18. Jahrhunderts auftreiben ließ. Sehr hübsch kennzeichnet Friedländer Mayers Art. Er gehörte zu den Kupferstichsammlern alten Stils, die gleichmäßig, still und bescheiden ein Blatt zum andern legen, deren Muße die Vielheit der Gegenstände, die fesselnde Kleinarbeit des Nachschlagens, Bestimmens, Vergleichens, Ordnens ganz anders ausfüllt als den Sammler von Bildern, dem die Wände seiner Behausung Grenzen ziehen. Es gibt,



Der Scherenschleifer. Stich von Adriaan van Ostade



Das Turnier (mit Simson und dem Löwen auf dem Balkonteppich)
Stich von Lukas Cranach dem Älteren



Kriegerische Knaben. Stich von Lukas van Leyden

sagt Friedländer, unter den Sammlern Jäger und Angler. „Mayer gehörte zu den Anglern. Er ging nicht stürmisch vor, ließ sich nicht hinreißen. Er wartete, bis daß seine Gelegenheit kam. Und da ihm beschieden war, lange warten zu können, kamen ihm fast alle Gelegenheiten. Mit Vorsicht, unauffällig und gelassen verfolgte er Nummer für Nummer am Auktionstisch. Was er im Laufe vieler Jahre dank seiner überlegenen Kenntnis und seiner klugen Geduld zusammengetragen hat, ist erstaunlich."

Unter unsern Abbildungen machen wir auf das Cranachsche ‚Turnier' aufmerksam, die Darstellung einer gemütlichen und eigentlich gar nicht rittermäßig anmutenden Holzerei, und auf den zarten Dürerschen ‚Spaziergang', dessen Frühlingsseligkeit von Freund Hein mit dem Stundenglas belauert wird. Gilles Demarteau, der den Boucherschen Frauenkopf gestochen hat, wird von niemand gerade in der Wiedergabe der Werke dieses Meisters übertroffen. Das Blatt ist in der Crayonmanier gehalten, die Demarteau, wenn nicht erfunden, so doch in dem Maße vervollkommt hat, daß es oft schwer fällt, seinen Stich vom Urbild zu unterscheiden. Demarteau lebte von 1722 bis 1776.



Der Spaziergang. Stich von Albrecht Dürer

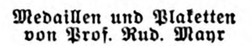


Frauenkopf. Stich nach Boucher von G. Demarteau

Auf der nächsten Seite zeigen wir Denkmünzen des Karlsruher Professors Rudolf Mayr. Diese anmutigen Werke verdienen Stück für Stück eingehend betrachtet zu werden. Sie sind schlicht erfunden und tief empfunden. Sie muten sich keine verzwickten Aufgaben zu, sondern suchen ihren Vorzug in Klarheit und Einfachheit. Sie sind weich in der Form und schmeicheln dem Auge. Man braucht nicht Sammler zu sein, um sich ihrer zu freuen.






Medaillen und Plaketten von Prof. Rud. Mayr



Die Leipziger Luther-Ausstellung im alten Rathaus war eine der wenigen Veranstaltungen, die im Jahre 1917 mitten im Kriege die Vierhundertjahrfeier der Reformation festlich begingen. Einen merkwürdigen Schmuck empfing sie durch zwei Bildteppiche aus der Reformationszeit, über deren Schöpfer Seger Bombeck man bis vor kurzem wenig wußte. Seinen Namen hat Wustmann der Vergessenheit entrissen, doch kannte der findige Leipziger Gelehrte die hier abgebildeten Teppiche nicht. Sie entdeckt zu haben, ist das Verdienst A. Kurzwellys, der dem tüchtigen Meister auch in Thieme-Beckers großem Künstlerlexikon eine umfangreiche Abhandlung gewidmet hat. Danach ist das von flandrischen Vorbildern beeinflußte Schaffen Bombecks von 1545 bis 1557 zu verfolgen, und zwar in Leipzig, daneben wahrscheinlich auch in Weimar. An den Leipziger Rat hat er im ganzen vier große Teppiche und zwei kleine Wappenstücke zum Preise von über 425 Gulden verkauft. Wir kennen acht Werke von ihm. Wer die in der Art von Cranachs Schule entworfenen Vorlagen geliefert hat, wissen wir nicht. Bombecks Geschicklichkeit und Geschmack zeigen sich vor allem in der lebenswahren Gestaltung von Blumen, Früchten und Vögeln. Sehr stark verwendet er Seiden-, Gold- und Silberfäden.



Der kleinere unserer beiden Teppiche zeigt das wahre Bildnis Christi und trägt folgende Inschrift: ‚Jhesus Nasarenus rex Judeorum. Dises Bild Christi ist gesthalt, wie es Lentulus hat abgemalt und geschikt von Rom dem Senat von Jerusalem aus der Stat. Seine Lenge ist dise Linien zehen Mal. 1551 S. B.' Der Teppich war aus dem Besitz des Leipziger Rats in den des Herzogs von Altenburg übergegangen und hing auf Schloß Eisenberg in dessen Betstübchen.

Ebenfalls auf Schloß Eisenberg befand sich die Allegorie auf die Auferstehung Christi und die Reformationskämpfe. Den fast sechs Meter langen Teppich hatte man zerschnitten. Er wurde 1904 mitsamt dem anderen von Kurzwelly aufgefunden und sehr geschickt von Carlotte Brinckmann zusammengefügt. Die Inschriften auf den Tafeln sind wegen Buchstabenverdrehungen und Abkürzungen schwer zu entziffern. Sie enthalten Bibelsprüche wie: ‚Luc. ult. videte manus meas et pedes meos (Sehet meine Hände und meine Füße). I Cor. 15 oportet Christum regnare donec posuerit omnes inimicos sub pedes suos (Christus muß herrschen, bis daß







Medaillen und Plaketten von Prof. Rud. Mayr

er alle seine Feinde unter seine Füße lege). I Cor. 15 deo gratia qui dedit nobis victoriam per dominum nostrum Jesum Christum (Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum). S. B.'

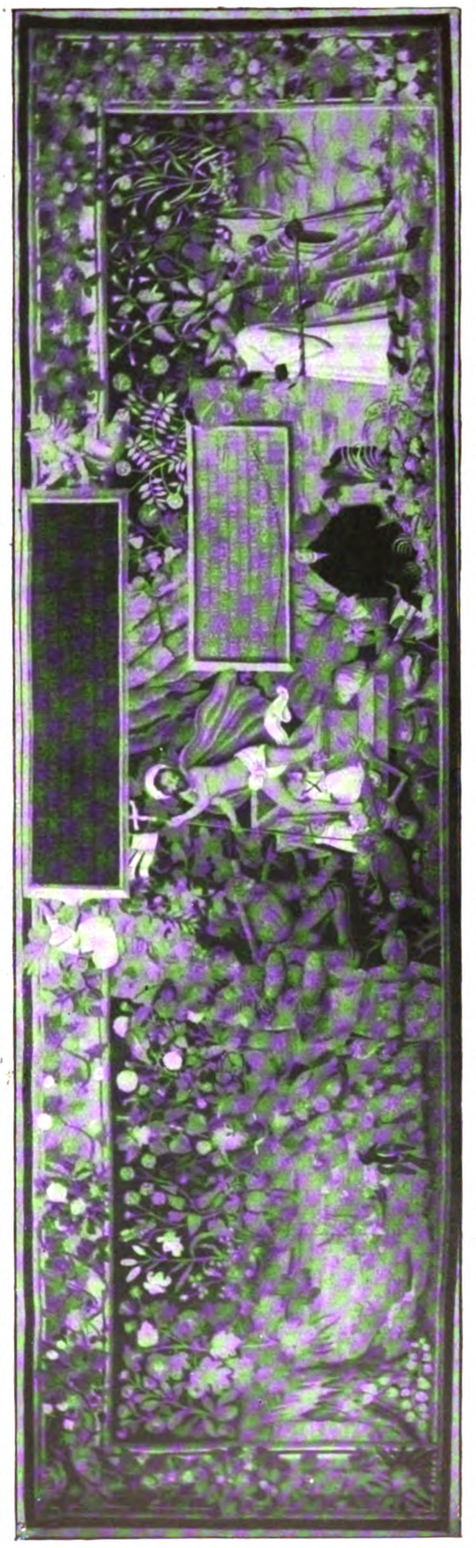
Die Darstellung geht, wie Kurzwelly nachgewiesen hat, auf die ‚Wittenbergische Nachtigall' des Hans Sachs zurück. Es handelt sich um drei selbständige Bilder: in der Mitte die Auferstehung, und zwar mit reformatorischer Spitze (Christus triumphiert über Tod, Papst und Mönch). Die Szene rechts stellt die von Sachs verwendete Warnung vor den falschen Propheten, den Wölfen in Schafskleidern dar. Unter der Tafel kniet Luther, von drei feindlichen Theologen bedroht, die unter ihren Kutten Tierleiber verbergen. Der erste von den dreien ist Leo X., Sachsens ‚grimmer Leu', der zweite, der Kardinal Cajetan, der dritte Eck, Emser oder Murner. Auf der linken Seite des Teppichs erblicken wir eine reizende Landschaft mit der Nachtigall, deren heller Sang den Uhu, einen Anhänger des Leuen, ergrimmt.

Von dem beziehungsreichen Inhalt dieser Teppiche kann unsere Beschreibung nur soviel andeuten, wie auf unseren Abbildungen zu erkennen ist. Um ihn zu erschöpfen, braucht es einer oft wiederholten Betrachtung und einer sich liebevoll in jede Einzelheit versenkenden Phantasie. Denn Bombeck lebte zu einer Zeit, wo die Kunst in deutschen Landen viel zu erzählen hatte und gerne Rätsel aufgab.

⌘ ⌘ ⌘

Bei der von uns allen ersehnten Neubelebung unserer Industrie besteht die große Gefahr, daß der gute Geschmack, der sich bei uns vor dem Kriege auch bei billigen Waren durchzusetzen begann, als eine unnötige Belastung des Geschäfts beiseite geschoben wird. Um so nachdrücklicher muß man auf Bestrebungen hinweisen, die handwerkliche Tüchtigkeit und ererbten Schönheitssinn in unsere Zeit herüberretten wollen. Mögen sie auch einstweilen nicht zu allgemeiner Geltung kommen: es sind doch Stellen, wo Überlieferungen gewahrt werden, an die bessere Zeiten von neuem anknüpfen können. Zu diesen zählt auch der Hausfleißverein im Riesen- und Isergebirge. Er hat den Zweck, die verschiedenen Hausindustrien wie Holzschnitzereien, Glas- und Webarbeiten in Warmbrunn den Badegästen vorzuführen und zu verkaufen und mit den Einkünften die Hausindustrie in den Gebirgsdörfern zu heben. Er will durch kostenlose Hergabe guter Vorlagen den Geschmack der Arbeiter bilden und der scheinbar unausrottbaren Andenkenindustrie ein Ende machen. Unsere Abbildungen zeigen, zu welchen vortrefflichen Leistungen die Hausindustrie fähig ist, wenn man sie nur richtig anleitet.

⌘ ⌘ ⌘



Allegorie auf die Auferstehung Christi und die Reformationskämpfe. Bildteppich von Seger Bombeck

Das wahre Bildnis Christi. Bildteppich von Seger Bombeck

Die beiden Denkmäler auf der letzten Seite gelten unseren Gefallenen. Das eine ist dem als Leutnant im Brandenburgischen Dragonerregiment Nr. 2 bei Craonne am Winterberg gebliebenen Albert v. Le Coq geweiht. Der Bildhauer Paul Leibküchler hat sich mittelalterliche Grabsteine als Anregung dienen lassen. Die Gestalt des Dargestellten ist fast ganz vom Grunde gelöst, so daß sie beinahe wirkt, als stünde sie frei in einer Nische. — Prof. Wilhelm Wandschneider, der allen unsern Lesern wohlbekannte Berliner Bildhauer, hat ein Kriegerdenkmal für Potsdam geschaffen. Ähnlich wie bei seinem den siebziger Helden gewidmeten Denkmal in Güstrow hat er die Aufgabe in antikem Sinne gelöst. Sein sterbender Krieger verrät nur durch den Stahlhelm, daß er aus unserer Zeit stammt. Der Tod naht sich diesem Helden milder als dem trotzigen Gallier der spätgriechischen Kunst. Das Kunstwerk ist den Toten des 1. Garde-Ulanen-Regiments geweiht und wird im Park von Sanssouci, in den Anlagen der Orangerie, seinen Platz erhalten.

Ein farbig sehr eindrucksvolles Bildnis hat der Düsseldorfer Fritz Reusing geschaffen. Mit dem freudigen Rot dieses Gemäldes eröffnen wir das Heft. Aber es lohnt sich, dieses Kunstwerk auch noch auf andere Werte als diesen jedem offenbaren farbigen anzusehen. Man beachte den feinen Umriß des Kopfes, die Vornehmheit der Hand, die stolze Haltung. Es geht von dieser Frau eine große Ruhe und feste Sicherheit aus. An diesem Gesamteindruck ändert auch der Hintergrund nichts, der sich auf unserer Wiedergabe ein bißchen vorlaut benimmt. — Die Gebirgslandschaft Otto Pippels (zw. S. 256 u. 257) stellt unsern Lesern einen jungen Münchner Maler vor, der mit außerordentlichem Zartgefühl für Licht und Luft begabt ist und dennoch der Form ihr Recht gönnt. Viele Gebirgsfreunde kennen das Raintal mit seiner Einsamkeit, wo zwischen schweigenden und riesigen Felsschroffen die Wasser der ‚Blauen Gumpen' schimmern, während den Schluß des Tales die Zugspitze bildet. — Ein freilich maßvoller ‚Pointillist' ist Hans Jacoby (zw. S. 352 u. 353). Er sieht keine Form mehr, sondern löst sie in lauter Farbflecken auf, die er ungemischt und unvermittelt, mit dem Pinsel tupfend, nebeneinanderstellt. Diese Technik, die aus Frankreich stammt und die in Deutschland Kurt Herrmann mit Meisterschaft vertritt, eignet sich am besten für Landschaften und für Stilleben. Daß sie auch Menschen zu gestalten taugt, beweist das Jacobysche Bild, ja, es entwickelt sich in dieser ‚Anprobe' sogar etwas, was den ‚Neuimpressionisten',



Bunzlauer Geschirr auf der Verkaufsausstellung des Hausfleißvereins im Riesen- und Isergebirge

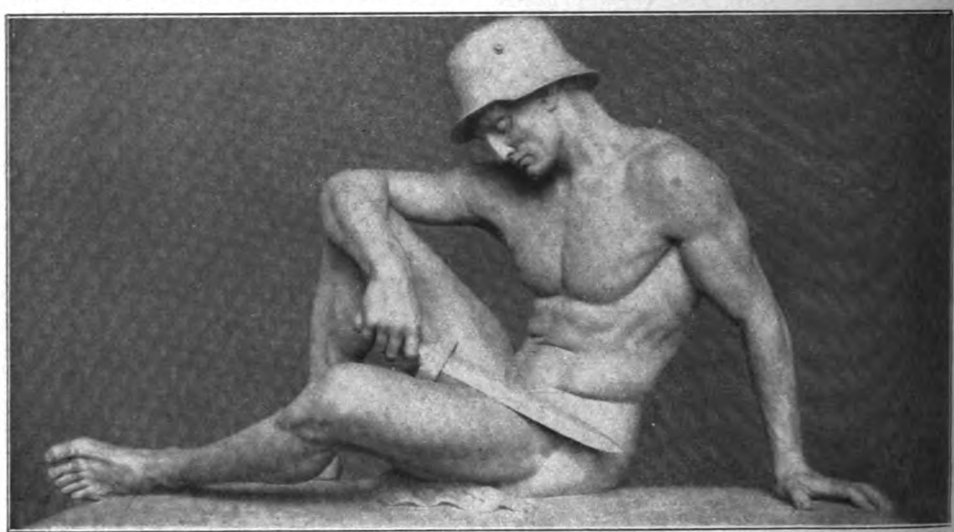


Erzeugnisse schlesischer Glaskunst auf der Verkaufsausstellung des Hausfleißvereins im Riesen- und Isergebirge

wie sie sich nannten, gleichgültig war: ein gegenständlicher Reiz, eine Stimmung, die auch zu dem spricht, der sich an der farbigen Erscheinung allein nicht zu erfreuen vermag. — Das ‚Kinderfest' von E. Nadler (zw. S. 264 u. 265) erwirbt sich ohne Mühe die Zuneigung des Betrachters. Dafür sorgt schon der Gegenstand. Aber auch unabhängig von ihm ist es reich an Reizen. Selbst die einfarbige Wiedergabe läßt ahnen, wie glücklich die sonnendurchflimmerte Luft eines schönen Sommernachmittags wiedergegeben ist. Und mehr als das: wir spüren, daß diese Lichter und Farben das fröhliche Gewimmel, den lauten Jubel von vielen, vielen Kindern darstellen, obgleich wir nur etwa ein halbes Dutzend zählen können. — Zu den einprägsamsten Gemälden der diesjährigen Berliner Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof gehörte der ‚Pauker' von Prof. Friedrich Fehr (zw. S. 221 u. 222). Der Karlsruher Meister hat gern Soldaten gemalt. Er liebt ihre bunten Uniformen und hat sich oft daran genügen lassen, ein paar blaue Röcke in eine grüne Laube voll Sonnenschein zu stellen und dann zu malen, was daraus wird. Er wird es bedauern, daß nun all die Herrlichkeit der alten Zeit verschwunden ist. Mit



Aus der Verkaufsausstellung des Hausfleißvereins im Riesen- und Isergebirge zu Bad Warmbrunn



Kriegerdenkmal für das I. Garde-Ulanen-Regiment von Prof. Wilhelm Wandschneider

ähnlichen Gefühlen haben viele das Bild angesehen. Dieser Kürassier auf dem prachtvoll bewegten Rappen wirkt wie ein Stück ritterlicher Romantik. — Die ‚Fahrenden Leute‘ von Theodor Esser (zw. S. 312 u. 313) sind ein Figurenbild, und trotzdem möchte man es zur Landschaft rechnen. So völlig gehen die vier Menschen, die über das weite, im Abenddämmern versinkende Feld wandern, in ihrer Umgebung auf. Die Einheit der farbigen Stimmung — darauf kam es dem Künstler an und er hat sie erreicht. — Hanns Pellars Doppelbildnis (zw. S. 336 u. 337) zeigt den Darmstädter Maler in seiner unsern Lesern vertrauten gesellschaftlich vornehmen Art. Seine Menschen haben keine Erschütterungen erlebt oder sie verstehen es, sie unter den Formen einer guten Erziehung zu verbergen. — Das Gemälde von Otto Sohn-Rethel (zw. S. 248 u. 249) übersetzt das Zuständliche eines reinen Bildnisses in Tätigkeit, und es läßt sich denken, daß eine solche Vereinigung teurer Menschen und geweihter Stunden recht wohl geeignet ist, schöne Erinnerungen aufs würdigste zu erhalten und zu überliefern. — Endlich bringen wir auch in diesem Heft wieder eine künstlerische Aufnahme: ‚Flissaken (Flößer) auf der Weichsel‘ von Franz Goerke (zw. S. 328 u. S. 329), ein Blatt, in dem sich etwas von der Würde und Schwermut slawischer Landschaft offenbart.

P. W.



Grabdenkmal von Paul Leibküchler

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b



Nach dem Picknick
Gemälde von Prof. Hermann Gradl



Hermann Gradl

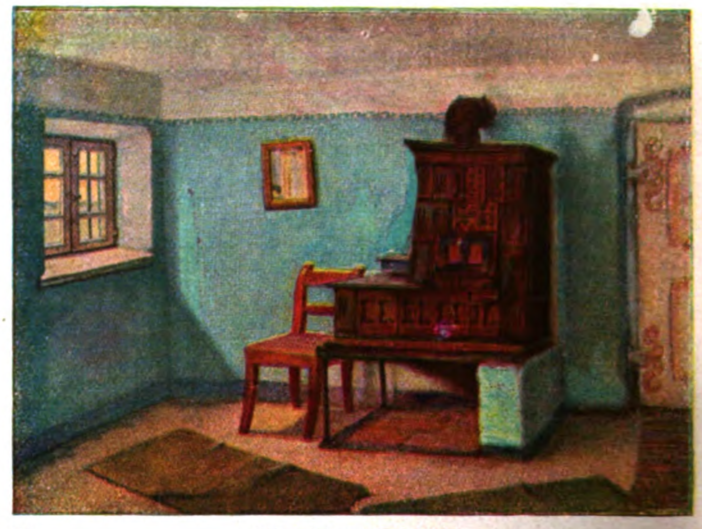
Von Dr. Heinrich Bingold

Jeder unruhigen Zeit folgt eine solche, die von dem erhöhten Bedürfnis nach Ruhe und Beschaulichkeit getragen ist. Schon in der Vorkriegszeit, die den Stempel des wirtschaftlichen Hastens und Drängens trug, fand der gesunde Teil unseres Volkes gerade in der Kunst den Weg zu stiller Lebensfreude zurück und war des Treibens müde geworden. Trotzdem auch in der Kunst krankhafte Erscheinungen und Auswüchse den Krieg überdauert haben, das gesunde Empfinden hat weitere Kreise gezogen und wird wohl berufen sein, nach Vollendung des allerorts sich vollziehenden Gärungsvorganges zur geistigen Reinigung unseres Volkes in erhöhtem Maße beizutragen. Kein Wunder, daß gerade jetzt erst die Werke Ludwig Richters, Moritz von Schwinds und Karl Spitzwegs in allen Volksschichten mit ganz besonderer Liebe Aufnahme finden, daß nach des Tages Last



Der Gärtner. Gemälde

und Mühen sie deutsch empfindenden Herzen eine Stunde der Erbauung und der Sehnsucht nach stiller Behaglichkeit bereiten. Das gleiche Blut, die gleiche Erde und der gleiche Geist sprechen zu den Volks- und Stammesgenossen.



Alter Ofen. Gemälde

Diese wohltuende Behaglichkeit des schlichten deutschen Wesens liegt auch in den Arbeiten Hermann Gradls. Nicht als ob er mit dem Schaffen der drei genannten Romantiker eine innigere Verbindung hätte. Es ist immer ein Wagnis, bei wirklichen Künstlern viele Wesenseinheiten finden zu wollen. Solche Gegenüberstellungen führen leicht in die Versuchung, zu weitgehende Schlüsse zu ziehen, und trüben die unvoreingenommene Betrachtung. Auch bei Hermann Gradl wäre ein weitgehender Vergleich mit anderen Malern unangebracht, denn wir dürfen ihn als wirklichen Künstler ansprechen, für den die Selbständigkeit eine Grundbedingung ist. Leichte Anklänge finden sich ja überall, auch in der Kunst; sie leiten sich aber in erster Linie aus der jahrtausendelangen Entwicklung des Kunstempfindens überhaupt ab und führen nur bei Nachahmern zum Abschreiben.



Fränkische Dorfstraße. Gemälde

Schon aus dem Entwicklungsgang des Künstlers geht hervor, daß er keine inneren Leidenschaften über Kunstanschauungen auszufechten hatte und auch nicht umzulernen brauchte. Er gehört zu den wenigen Glücklichen, die schon früh den Weg fanden, wo die Stärke ruhte.

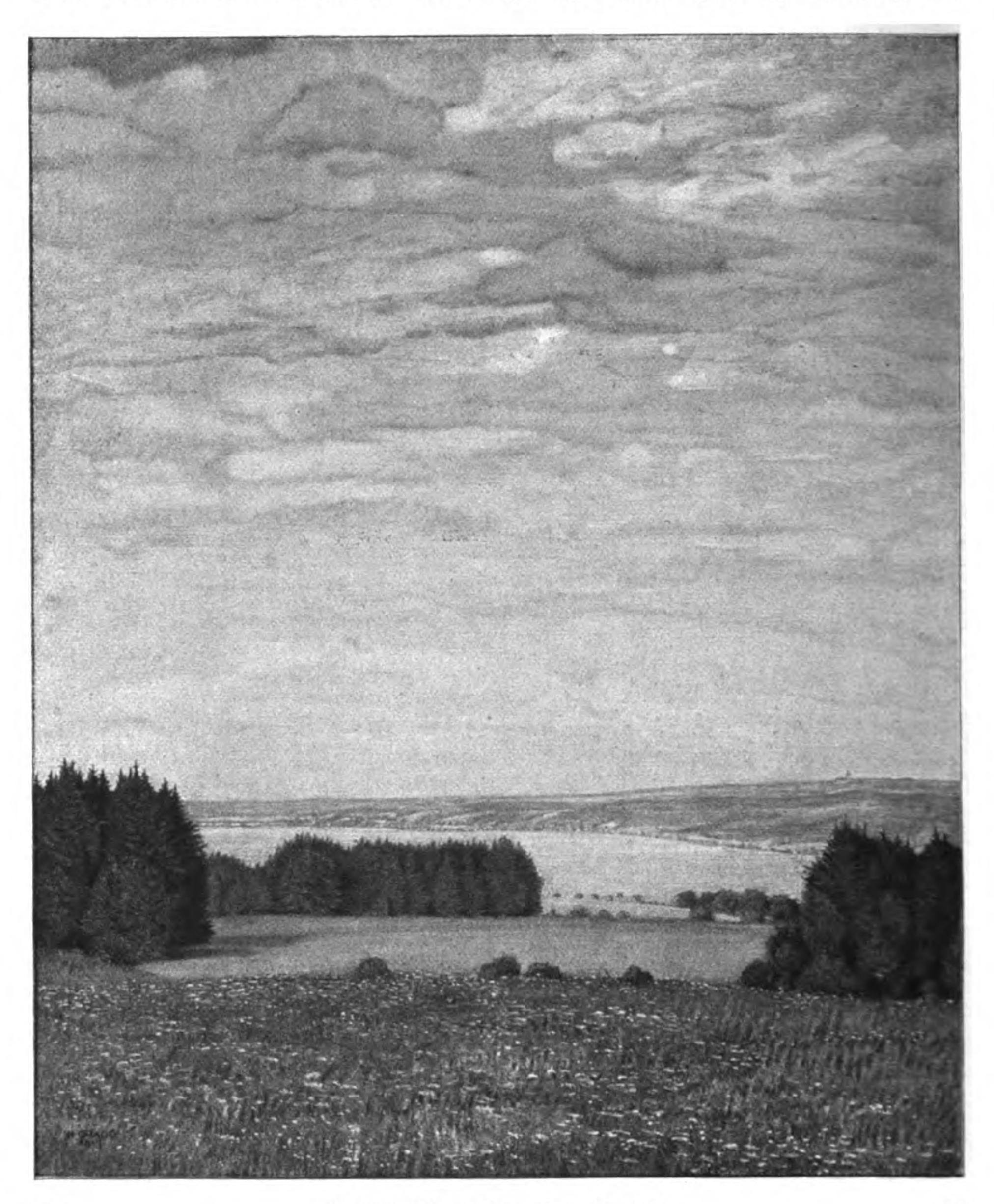
Hermann Gradl ist 1883 in Marktheidenfeld am lieblichen Main geboren. Als einen Markstein in seinem Leben betrachtet er den Augenblick, in welchem er nach der Gymnasialzeit im Jahre 1899 zum erstenmal die alte Pinakothek in München betrat. Die Werke der alten Meister machten schon damals einen ungeheuren Eindruck auf ihn. Aber er selbst sieht es als ein großes Glück an, daß er nicht sofort mit dem Bildermalen beginnen durfte. Durch einen Zufall empfing er seine erste Ausbildung auf der städtischen Gewerbeschule in München. Heute noch ist er dankbar dafür, daß er dort ordentlich „Gipszeichnen" lernen mußte. Gediegen, richtig, ohne besondere Schnörkel und eigenen Schwung, so mußte er dort zwei Jahre lang fleißig arbeiten. Im Herbst des Jahres 1902 fand er dann in der Münchener Kunstgewerbeschule bei Professor Spieß Aufnahme. Recht gefreut hat ihn in den ersten Jahren diese Sache nicht, denn stets hielt ihn eine große Sehnsucht gefangen, Bilder zu malen. Jede freie Stunde benutzte Gradl zum Besuche der alten Pinakothek und studieren dort mit besonderer Vorliebe die Werke der deutschen und niederländischen Meister. Mit der Malweise dieser Künstler hat er sich viel beschäftigt und durch Vergleiche einen Weg zurechtgelegt, den er einst gehen würde, wenn er erst mit dem Malen anfangen könne.



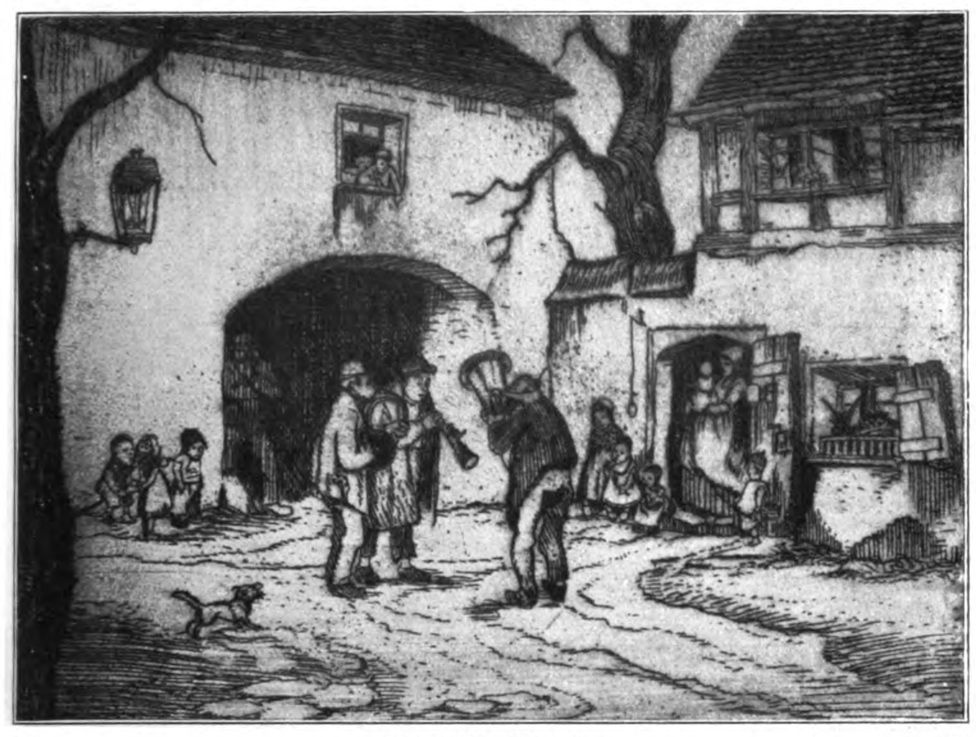
Pferdeschwemme. Gemälde

Man kann sich denken, welche Selbstüberwindung es diesen glühenden Verehrer der Tonschönheit altmeisterlicher Kunst kostete, dem inneren Drange Einhalt zu tun. Der Ernst, den Gradl aber schon damals in seinem Berufe hatte, und das feste Bestreben, ihn auf tragfähigem Grunde aufzurichten, bestärkten stets aufs neue seinen Willen, das begonnene Studium des Kunstgewerbes weiterzuführen. So redete er sich immer wieder ein, daß er an das Bildermalen nicht denken könne und daß eine zeichnerische Geschicklichkeit gar nicht hoch genug anzuschlagen sei.

Was der junge Künstler zwei Jahre lang vergebens erstrebt hatte, das richtige Verständnis für das Kunstgewerbe zu gewinnen, ist ihm gewissermaßen über Nacht einmal plötzlich zum Bewußtsein gekommen. Durch einen Freund in das Wesen der Komposition eingeführt, machte Hermann Gradl so schnelle Fortschritte, daß er sich in kürzester Zeit zum Mitarbeiter bei Professor Spieß emporgerungen hatte. Zahlreiche Entwürfe von



Blumenwiese am Ammersee. Gemälde



Bettelmusik. Radierung

Füllungen und Verzierungen, die mit bewundernswerter Sorgfalt gearbeitet sind, hält der Künstler als Erinnerungsstücke an diese Zeit noch verwahrt. Die schönen Erfolge im Kunstgewerbe ließen nun das Bildermalen fast völlig in Vergessenheit geraten. Erst vierundzwanzig Jahre alt folgte er einem Ruf als Lehrer für Weberei und Keramik an die Kunstgewerbeschule Nürnberg. Der Beruf nahm ihn so sehr in Anspruch, daß er an das Malen fast nicht mehr denken konnte. Der junge Professor, der er bald geworden war, hat es aber doch nie ganz vergessen. Im Sommer 1912 während der Ferienzeit bot sich ihm Gelegenheit, endlich am Ammersee die schon so lange still weiterwuchernde Sehnsucht zu erfüllen und ein Bildchen zu malen. Damit war auch gleichzeitig ein neuer Erfolg geschaffen. Auf der ersten Ausstellung wurde es von der städtischen Kunstsammlung in Nürnberg erworben. Nun gab es kein Halten mehr für seine vorwärtsdrängende Künstlerfreude. Der Krieg kam, das Kunstgewerbe lag darnieder, es konnte in den Fabriken nichts mehr hergestellt werden, aber Hermann Gradl konnte nicht zur Untätigkeit verdammt sein. Im Gegenteil: jetzt erst konnte er daran denken, alles das, was er zu sagen hatte, was er jahrelang mit sich herumtrug, in die Tat umzusetzen. Seit dieser Zeit malt er und ist froh, wie er selbst sagt, daß er das Malen nicht auf einer Akademie gelernt hat.

Der Frohsinn ist ein besonderer Zug seines Wesens. Hermann Gradl könnte ein Buch über Lebenskunst schreiben, aber es wird schon soviel darüber geschrieben, und dann ist die Feder gar nicht seine Sache. Was er zu sagen hat, sagt er lieber auf seine Art, in der Kunst. Da spiegelt sich sein ganzes Gemüt wieder, seine ganze Lebensbejahung und Beobachtungsgabe, sein Humor und seine Freude am Schönen. Für jeden Tag, der ihm Arbeit bringt, ist er dankbar, und diejenigen, die ihm näher stehen, werden sich schwerlich erinnern können, gesehen zu haben, daß Hermann Gradl mit finsterem Blick einherging. Wenn trübe Stunden nach ihm greifen wollen, dann hat er ein Allheilmittel dafür, das den Schemen den Einlaß in sein Inneres verwehrt: das ist seine Kunst. Ein Blick in die Natur, auf das Leben des Alltags, aus dem er soviel Köstliches zu heben versteht, oder ein lustiger Einfall, — und er hat das Gleichgewicht wiedergewonnen. So wird ihm jeder Tag ein Sonntag, das heißt ein Tag der Lust an der Tätigkeit, denn auch Sonntage, die auf dem Kalender mit roten Ziffern gedruckt sind, läßt er nicht ungenutzt vergehen. Wenn er da mit seiner Familie über die weite Ebene wandert, die sich nördlich von Nürnberg ausdehnt und die er besonders gerne aufsucht, das sogenannte Knoblauchsland, dann fehlt ihm auch hier nicht der treue Begleiter, der Skizzenblock, und es sind

meist mehrere mit sicheren Strichen festgehaltene Ausschnitte, die er dann am Abend mit nach Hause bringt.

Auf das Zeichnen legt er überhaupt einen ganz besonderen Wert. Wer die zahlreichen Kästen in seiner Werkstatt durchgesehen hat, in denen wohl unterschieden und auf geschmackvolle Pappen aufgezogen zu Hunderten die Skizzen aufbewahrt sind, der wird den Bienenfleiß des Künstlers ermessen können, mit dem er seine Vorwürfe zusammentrug. Erstaunlich ist da die Wirkung, die er oft durch einfache Linien hervorgebracht hat. Eine große Zahl von Landschaftsstudien ist mit nur wenigen Farbstiften oder Wasserfarben leicht angelegt. Da genügen ihm meist ein sattes Braun, ein weiches Blaugrau, ein gebrochenes Ockergelb und ein zartes Grün, um die Stimmung wesentlich zu verstärken. Nicht nur Landschaftszeichnungen, auch Figuren und Tierstudien finden sich in reicher Zahl. Sie sind meist in Wasserfarben gemalt oder in Rötel gezeichnet. Ein Beispiel für die letztere Behandlungsart sind die hier wiedergegebenen „Pferde". Aus jedem Strich aber spricht seine Persönlichkeit, die aus der Fülle der Eindrücke mit besonderer Fähigkeit das Wesentliche herauszugreifen und durch Betonung einer dem ungeübten Auge nicht erwähnenswert scheinenden Kleinigkeit dem Ganzen seine eigene Note zu geben vermag. So zeigt sich auch in diesen einfachen Augenblicksaufnahmen der feine Beobachter, der mit offenen Augen und fühlendem Herzen seine Umwelt aufnimmt und als der uns Hermann Gradl vollends als Maler entgegentritt.

Schon der erste Eindruck seiner Bilder vermittelt das Bewußtsein einer ernsten Arbeit. Rein äußerlich genommen ist die Kunst Hermann Gradls kein leeres Blendwerk, das heute leider so oft — freilich eine recht schlechte Ersatzware für gediegenes Können — als Täuschungsmittel benutzt wird. Die Formate sind nicht darauf zugeschnitten, daß seine Bilder als Wandverkleidung für prunkende Säle dienen. Vielmehr wendet sich der Maler an die behaglichen Kunstgenießer, die gleich ihm der Kunst um ihrer selbst willen huldigen, die über die Zerstreuungen der Welt hinweg sich sammeln wollen.

Gemäß der Kleinheit seiner Bilder muß natürlich auch die Pinselführung eine gemessene sein. Selbst bei endlos scheinenden Fernen ist jede Einzelheit mit großer Sorgfalt durchgearbeitet. Die glatte Malweise, die durch mehrere Lasuren bedingt ist, artet aber nie ins Süßliche aus. Die hervorragende Beherrschung der technischen Mittel und die künstlerische Gestaltungsgabe zwingen vielmehr zu wiederholtem Betrachten und lassen immer neue Feinheiten entdecken. Hierin liegt ein sicherer Gradmesser für die Bewertung eines Künstlers, daß er auf die Dauer nicht ermüdet, sondern die Anteilnahme steigert. Das Echte, das unverloren bleibt, liegt in Gradls Kunst.

Von jeher hat ihn der Grundsatz geleitet, man müsse selbst sehen lernen und die alten Meister studieren, um gute Bilder zu malen. Wenn ihn das Studium besonders der alten Haarlemer des 17. Jahrhunderts von jeher wegen der klangvollen Tonschönheit in erhöhtem Maße beschäftigte, vermied er es doch stets, irgendein Bild dieser Meister zu kopieren, um nicht der Versuchung zu verfallen, sich die Malweise eines bestimmten Künstlers anzueignen. Er hat immer die Natur mit diesen alten Anschauungen verglichen und genau erwogen, wieviele und welche Dunkelheiten die Zeit in diese Werke erst hineingezaubert hat. Bezeichnend ist, daß die hellgesehene ‚Blumenwiese am Ammsee' zu seinen ersten Bildern gehört. Gradl ist also den umgekehrten Weg gegangen, den beispielsweise viele ehemalige Akademieschüler in den achtziger und neunziger Jahren gegangen sind. Nicht durch die Brille der Alten hat er die Natur studiert, sondern die Natur hat ihn zu ihnen geführt und sein Feingefühl für die Abwägung der verschiedenen Tonwerte geläutert und ausgereift. So kommt es, daß die Arbeiten des Künstlers neben denen alter Meister keinen Mißton hervorrufen und sich in weiterer Entfernung wie alte Bilder ausnehmen. Bei näherem Zusehen aber erkennt man, daß Stoff und Malweise neuzeitig sind, daß Gradl stets Herr seiner eigenen Naturbeobachtung geblieben ist.

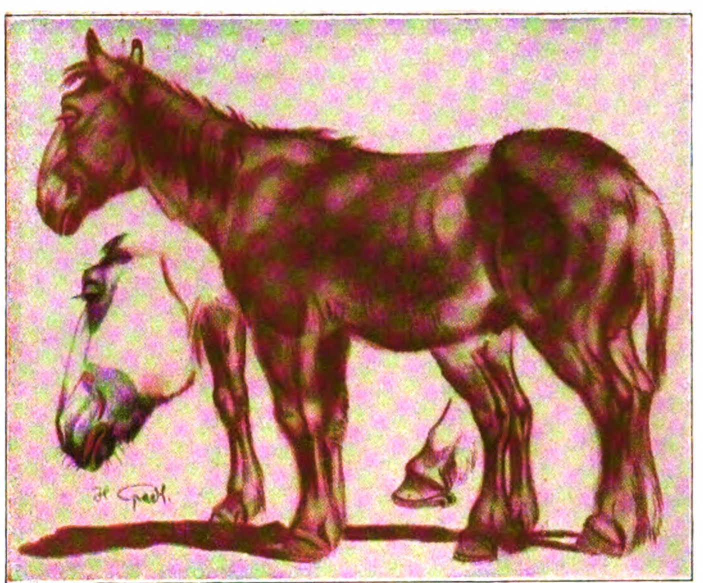
Die handwerkliche Gestaltung, deren er sich bedient, ist aus ihm herausgewachsen. Aber keine starre Malweise beherrscht ihn bei der Ausführung seiner Bilder. Mit der Stimmung des Vorwurfes ist jeweils auch die ganze Behandlung in Einklang gebracht, deren Wirkung er durch geschmackvolle Gegenüberstellung der Farbenklänge noch zu steigern vermag.

Gleich den alten Holländern geht er von der Wirklichkeitsauffassung der Natur selbst aus und verfeinert sie künstlerisch in fleißiger Arbeit. Er geht jedem Zweig und Strauch nach, freut sich an den Spiegelungen des Lichts in Luft und Wasser, an dem Rieseln des Baches und an den bunten Blumen, die in die Rasenflächen hineingestreut sind.

Beim Empfang der Eindrücke durch die Natur verfällt er keineswegs in lichtbildähnliche Peinlichkeit. Sie wird vielmehr durch sein eigenes Ich bildmäßig umgeformt. Die Kunst, die — wie Albrecht Dürer gesagt hat — in der Natur steckt, wird herausgerissen. Nicht Erzwungenes und keine äußere Mache will sich bei dem Beschauer einschmeicheln, sondern ehrliche Arbeit und die unbefangene Unmittelbarkeit der Überzeugung spricht aus diesen Übersetzungen der natürlichen Beobachtung. Und diese Reinheit des künstlerischen Empfindens ist es, die ihre Schwingungen auf das Gefühl des Beschauers überträgt und ihn in den Bann der Persönlichkeit des Malers selbst zieht.



Nürnberg mit der Burg. Gemälde



Pferdestudie. Rötelzeichnung

Im Bayernland hat Gradl seine Vorwürfe eingefangen. Da haben ihn vor allem das bayerische Alpenvorland, sein heimatliches Maintal, Nürnberg mit seiner näheren Umgebung und der Bayerische Wald besonders angezogen. Alles Gute ist ihm malenswert und er findet das Gute allerorts und täglich. Warum sollte er da auch weite Reisen unternehmen, nur um malen zu können?

Der Sommer führt ihn meist an die lieblichen Ufer des Ammersees. Dort hat er, wie bereits erwähnt, seine ersten Bilder gemalt. Die bunte ‚Blumenwiese' liegt auf luftiger Höhe. Weit spannt sich der Blick bis zum anderen Ufer des Sees. Die Tiefe der Landschaft wird noch besonders durch die treffliche naturgetreue Darstellung der weichen Wolken verstärkt, die in luftigem Spiel hoch über die sonnebeglänzte Erde und das schimmernde Wasser hinwegziehen. Eine sonntägliche Weihe legt ihren Hauch auf das Land. Fast sehnsuchtsvoll stehen die schlichten Baumgruppen im Gegensatz zu dem befreienden Hell des Himmels. Einfach ist auch die wagrecht verlaufende Linienführung der Landschaft. Da ist nichts Gekünsteltes zu finden, einfach, wie dieses Stück Erde ist, wurde es festgehalten. Und so sind auch die Ausdrucksmittel, frei von jeder Absicht, auf irgendwelche äußere Wirkung abzielen zu wollen, dem anspruchslosen Vorwurf durchaus angepaßt. Aber aus der Arbeit spricht der Poet, der empfundene Lyrik ausspricht.

Ein gutes Beispiel möge der ‚alte Ofen' dafür sein, wie der Maler aus einer ärmlichen Stubenecke ein Kunstwerk hervorlockt. Ein feiner Dreiklang zwischen warmem Braun, gebrochenem Graublau und kaltem Grün ist dieses Bildchen. Geschmackvoll sind besonders die braunen Farbwerte abgestuft und verteilt. Da ist der plastisch wiedergegebene und breitspurig dastehende Ofen als die Hauptsache besonders schön in den Bildraum gesetzt. Der derbgezimmerte Holzstuhl bildet gleichsam eine Stufe für den Aufbau der dunklen Masse, die sich von der hellen Wand abhebt und deren größte Fläche durch den braungerahmten Spiegel eine Unterbrechung erfährt. Die ganze Reinlichkeit, die in dem Zimmer herrscht, mit der der Fußboden gefegt ist, wird durch die appetitliche Malweise noch unterstrichen.

Und der Künstler blickt die Gegenstände mit unbefangenen Augen an und malt, ohne irgendwie Pedant zu werden, mit Vorliebe die kleinen Sonderheiten. Da hat jede Kachel ihr eigenes Gesicht. Ob sie nun etwas krumm hineingesetzt ist in das ehrwürdige Bauwerk, oder ob sie von einem schon längst nicht mehr



Glückwunschkarte. Holzschnitt



Ruhe auf der Flucht nach Ägypten. Gemälde

wärmespendenden Kollegen entlehnt zu seiner Stütze und Vollständigkeit eine Lücke ausfüllen mußte, Gradl hat an solch wohlgemeinten Zufälligkeiten seine Freude und darum malt er sie. Der Beschauer des Bildes aber vergnügt sich an der Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit des Malers und schmunzelt über die Abwechslung, die damit den scheinbar wenig sagenden Vorwurf belebt.

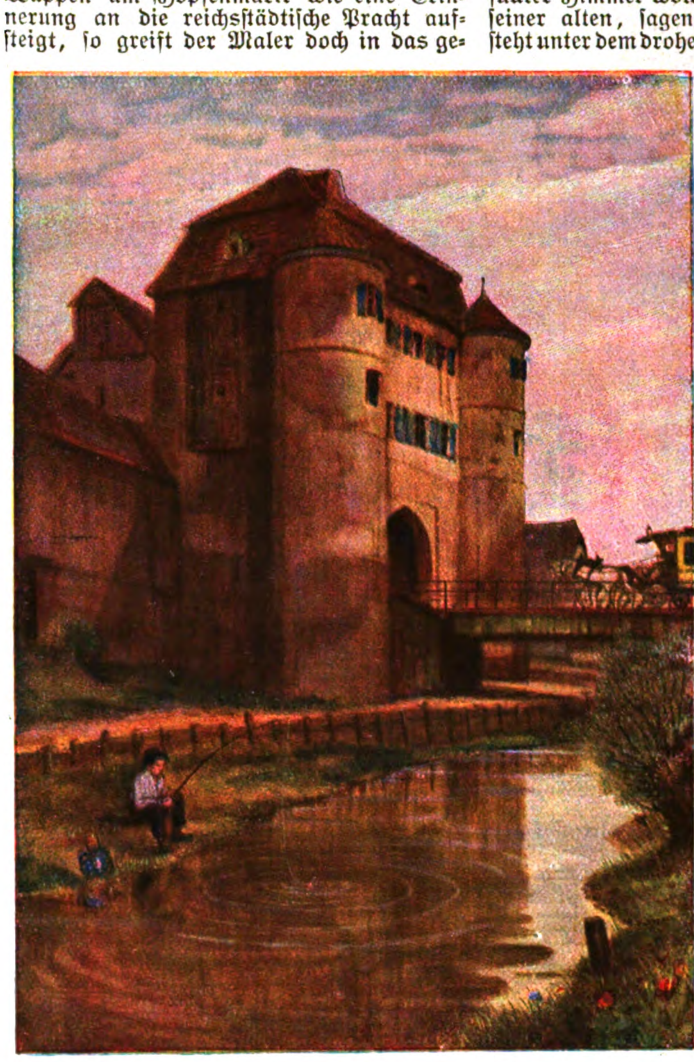
Die Landschaft bei dem ‚Gärtner', der in so humorvoller Geschäftigkeit nach seinem schön gelegenen Gärtchen eilt, ist ebenfalls der Gegend des Ammersees entnommen. Auch das trauliche Dörfchen mit dem oberbayerischen Zwiebelturm auf dem Bild ‚Pferdeschwemme' ist eine Erinnerung an eine Ferienreise. Die ernste Stimmung, die sich über den romantisch gelegenen Weiher breitet, wird eigentlich nur durch die rote Weste des Bauern unterbrochen. Geheimnisvoll sind die grasüberwucherten dunklen Felsen und das schwarze Pferd. Eine bleierne Müdigkeit lastet auf Mensch und Tieren.

In sagenhaftem Ernst reckt sich das trotzige ‚Riedertor zu Donauwörth' gegen den hellen Himmel. Den Gedanken, daß die Zeiten

seines eigentlichen Zweckes, den Feind abzuwehren, bereits einige Jahrhunderte hinter ihm liegen, verscheucht weniger der angelnde Junge im Vordergrunde als der gelbe Postwagen, dessen Pferde gemächlich über die Brücke traben.

Nürnberg und seine Umgebung ist Hermann Gradl zur zweiten Heimat geworden. Die ehemalige Meistersingerstadt mit ihren vielen Türmen und Giebeln, mit ihrer unvergleichlichen Burg tritt auf dem Bild ‚Nürnberg mit der Burg' in ihrer ganzen Würde in Erscheinung. Der ruhige Bürger blickt nicht auf das Hasten und Treiben der Großstadt, dieses scheint fern wie die Vergangenheit, da ihr Glanz entstand. Aber Hermann Gradl ist keiner, der seine Zeit flieht. Wenn auch der alte Giebel mit dem Wappen am ‚Hopfenmarkt' wie eine Erinnerung an die reichsstädtische Pracht aufsteigt, so greift der Maler doch in das geschäftige Gewühl und holt in seiner sprudelnden Freude köstliche Typen heraus, um die Gegenwart wie ein lachender Philosoph festzuhalten.

Die fruchtbare Ebene im Norden Nürnbergs gegen Erlangen zu scheint gerade auch den Nürnbergern eintönig zu sein und wird deshalb von ihnen nur ganz selten bei Ausflügen berührt. Auch die Nürnberger Kunst hat fast nichts aus ihr geschöpft. Erst Hermann Gradl hat die Schönheiten dieses sonnigen Landes, das in seiner Herbheit so viele malerische Reize birgt, richtig zu schätzen gewußt. Die weite Fernsicht hat sein freiheitliebendes Herz von jeher angezogen. Da schildert er nun die in der Sonnenglut sich dehnende und flimmernde Erde, über die sich ein mit gewaltigen Wolkenmassen erfüllter Himmel wölbt. ‚Großgründlach' mit seiner alten, sagenumwobenen Schloßkirche steht unter dem drohenden Sommerwetter, das mit seinem erquickenden Regen das Land segnet. Man fühlt gewissermaßen, wie die feuchtwarme Luft durch den Wind schon in das Dorf hineingefegt wird, dessen Häuschen sich wie ängstliche Kinder an den schützenden Turm anschmiegen. Auch die Vögel haben sich im Vordergrund auf einem Baum niedergelassen und vor dem Sturm in die Nähe menschlicher Behausung geflüchtet. Echt deutsch und schlicht ist dieses Land, echt deutsch ist auch das Herz, das mit soviel Liebe an ihm hängt und es zu empfinden versteht!



Das Riedertor zu Donauwörth. Gemälde

Nicht weit von Großgründlach liegt der Ort Reutles, dessen ‚Dorfstraße' mit den barocken, charakteristisch fränkischen Bauernhäusern im Bilde festgehalten wurde.

An der alten Markgrafenstraße, die für den Nürnberger Handelsverkehr besondere Bedeutung hatte, liegt das schöne alte ‚Gasthaus zum roten Ochsen'. Früher winkte das langarmige Wirtshausschild die Handelszüge zur Einkehr, und heute noch gönnen dort Boten und Bauern



Hopfenmarkt in Nürnberg. Gemälde

ihren Pferden eine kurze Rast und sich selbst einen erquickenden Labetrunk. Aus dem ganzen Gehaben der Menschen spricht die ländliche Urwüchsigkeit, und der Maler hat sie mit feinem Humor beobachtet und wiedergegeben.

Dies gilt auch für die meisten seiner neuesten Bilder, wenn auch das Landschaftliche zeitweise über die figürliche Darstellung das Übergewicht bekommt. Bei dem Bilde ‚Nach dem Picknick' dürfen die beiden Gestalten mehr als Beiwerk angesehen werden. Der Nachdruck liegt in der Landschaft, in der prächtigen Wiedergabe des Waldes, der einen freien Durchblick nach dem schimmernden See umrahmt.

Man darf es als einen guten Beweis für die künstlerische Vielseitigkeit des Malers anführen, daß er trotz seiner humorvollen Veranlagung auch Stoffe ernsten Inhalts mit gleicher Herzenswärme wiederzugeben versteht. Die ‚Ruhe auf der Flucht' ist geradezu ein Meisterstück. Im deutschen Hochwald hat sich die heilige Familie niederge-

lassen und hält auf einer kleinen Rasenfläche an einer Felswand, aus deren Kluft eine Quelle rieselt, kurze Rast. Der Blick wird durch das leuchtend rote Gewand der Maria, die eine schlichte Frau aus dem Volke ist, auf die Gruppe gezogen. Das Kind ist Fleisch und Blut, nicht puppenhaft. Mit großer Sorgfalt ist auch Josef um des Kindes Pflege bedacht. Die ganze Handlung spielt in unserer Zeit trotz der alten Gewänder. Wie fein ist das Körbchen mit dem gewölbten Dach und dem rot und weiß gestreiften Barchentkissen sowie die blaue Tasse, die auf dem Felsblock steht, gesehen und künstlerisch angebracht. Rehe und ein Hase nahen sich lauschend und zutraulich dem künftigen Erlöser. Alles ist mit kindlicher Innigkeit wiedergegeben, die Stimmung ist weihevoll und doch menschlich naturwahr, das Gras und die Zweige der Bäume sind aufs feinste durchgeführt.

Die Betrachtung über das Schaffen Hermann Gradls wäre unvollständig, würde nicht auch seiner graphischen Kunst gedacht. Als Radierer hat er schon eine recht ansehnliche Zahl von Blättern herausgebracht und sich einen großen Sammlerkreis geschaffen. Das umfangreiche Studienmaterial und seine fast unerschöpfliche Erfindungsgabe läßt die Quelle dieses Betätigungskreises nicht versiegen. Aus der Fülle soll hier nur ein Beispiel herausgegriffen werden. Die ‚Bettelmusik' in dem ärmlichen, alten Vorstadthof. hat eine Zahl kleiner und großer Zuhörer angelockt, dem seltenen Kunstgenuß zu lauschen. Die Kinder haben ihr Spiel unterbrochen, Fenster und Türen nehmen die Klänge auf, die trotz des lauten Einspruches des unrassigen Köders Hof und Torbogen erfüllen. Die Mutter mit dem Säugling und die Gruppe vor der Türe strahlen trotz aller Dürftigkeit ein behagliches Glücksgefühl aus.

Es ist nicht eine Kunst, die durch Darstellung der Armut Mitleid hervorrufen will, sondern das Erleben innerer Zufriedenheit, das losgelöst von materiellen Sorgen und äußeren Umständen zum Reichtum wird. Wie der Gegenstand und die Wesensart des Künstlers ist die Strichführung schlicht und organisch.



Großgründlach (Mittelfranken). Gemälde

Neben der Radierung hat sich Gradl besonders auf dem Gebiete des Holzschnitts und neuerdings auch der Lithographie mit Erfolg versucht. Die in der ersteren Art gearbeitete ‚Neujahrskarte' ist in selbständiger Stilisierung gehalten. Abgerundet wie jede einzelne Arbeit ist sein ganzes Schaffen.

Im wahrsten Sinne ist das Werk Hermann Gradls eine Volkskunst, dessen besonderer Wert frei von den Strömungen und Anschauungen der Zeit darin liegt, daß er ein bleibender ist.



Gasthaus in Franken. Gemälde von Prof. Hermann Gradl

Eckerlein

Roman von Viktor von Kohlenegg

Schluß

Das rüstige Leben ging unbekümmert weiter und machte mancherlei linder oder reifer oder brüchiger.

Tettenborns sehnten sich immer leidenschaftlicher nach einem Häuslein im Grünen als Dauerstätte, aber es langte noch nicht dazu, und der Scholarch saß wie die Auster an der Bank am Monbijouplatz fest. Gitta hatte mit dem verständigen Erich die Witwe Bolzendahl, in diesem Jahr besonders frühzeitig, in Schwung gebracht. Der Großbürger war zu etwa der gleichen Zeit nach dem kummervollen Nauheim gepilgert. Lenore aber, unlustig aller Reisen, hatte inzwischen ihre Gewächshäuser im Grunewald beschaffen müssen, ihre neueste Begierde, ja, sie war während des heißen Sommers, ebenso wie Hans Martin Eckerlein, in Berlin geblieben ... Nun waren die Bummler wieder zurück, und von den Bäumen fielen die ersten Blätter.

Gestern am späten Nachmittag war der große Mann, dessen Ruhm immer schallender durch die Welt flog, gleich von der Klinik aus nach Hannover gereist, um der Einladung einer wissenschaftlichen Gesellschaft Folge zu leisten.

Gitta hatte ihn nicht zur Bahn bringen können. Er liebte diese Abschiedsgeleite auch nicht; sie störten und verwirrten bloß. Allein ging es glatter. Man fuhr vor, kaufte Zeitungen, stieg langsam angesichts des fast strammstehenden Zugführers ein, nahm Platz, zündete sich behaglich eine gute Zigarre an und achtete gar nicht darauf, wenn die starken Federn zu schaukeln begannen. Kein Promenieren, kein stockendes Zumfensterhinaussprechen, kein zwangvolles Zurücksehen oder gar Winken. Es lohnte sich wirklich nicht.

Heute war Gitta um dieselbe Stunde mit Erichmann zu Tettenborns spaziert, wo man einen hohen Familientag feierte, den höchsten: Mutterns Geburtstag. Die Tettenbornfrau wurde schon fünfunddreißig und hatte eine rötliche Umwölkung auf der Stirn, wenn man davon sprach. Aber sie liebte das Leben nur noch inbrünstiger, obwohl auch sie wußte, daß es keinen ganz reinen Ton in ihm gab; sie nahm es ernst und duldsam hin, schon aus Selbstironie, und blieb allen lärmenden großen Worten dafür und dagegen abhold. Besonders heute.

Schlag fünf war seidenrauschend, mit Gold und Edelsteinen verziert wie eine indische Göttin, die Dame Micke aus dem ersten Stock mit einer riesigen Azalee sichtbar geworden. Das ließ sie sich niemals nehmen. Max, der Dezernent für betrübliche Menschenangelegenheiten, hatte ein Gesicht wie eine Spitzmaus gemacht, die eine Katze heranschleichen sieht, wenigstens behauptete das Roland.

Roland aber, der frühere Verzug der Dame, war bald mit ihr in wichtige Familienintimitäten versunken. Er fragte nach Herrn Micke, nach Erika und ihrem Ehemann Bölzke, mit dem Mutter Micke niemals recht einverstanden gewesen war, obwohl er ein halbes Dutzend Schmisse im Gesicht hatte und nicht mal mehr eine Nasenspitze. Wieviel Kinder es inzwischen seien —: „'s dritte! Und im Frühjahr —" Roland wiegte den Kopf. „Ja," sagte Mutter Micke grollend. „Aber mit Bölzke is nicht zu reden. Und Erika hat von Anfang an die Zügel nicht stramm genug angezogen. Was er will, das geschieht." — „Ganz mein Fall," sagte Roland. — „Und mit der Apotheke is es auch man so. Er will nicht. Er bleibt an seinem Hackeschen Markt kleben und verkauft seine Farben, Pinsel und Lakritzenstangen, Droscherie." — Roland lachte. „Na, na, Frau Micke, er hat noch andre Sachen, und er selbst bemüht sich bloß bei ganz feinen Artikeln mit geschliffenen Stöpseln und Seidenbändchen, und wenn jemand besonders Hübsches und Elegantes wie meine Base Gitta Eckerlein oder meine Schwägerin Grete auf der Bildfläche erscheinen. Sechs Läden Front, ein wahrer Staat, und nun daneben die große Weinhandlung und der Tee-, Kaffee- und Zuckerimport — allerhand Achtung, Frau Micke! Er hat in den paar Jahren was aus seiner Ladenzelle gemacht; ich war neulich mal da, Privatkontor mit kolossalem Geldschrank und feinen Tuchsesseln — Leder hat jetzt jeder Schieber — dazu 'n Kognak — Max, 'n Kognak, die reine Schmadebacherei! — Und dazwischen flitzte er mal auf den Hof, donnerte mit Kutschern, Pferden und Rollwagen — ich muß sagen, da hätte ich am liebsten mitgespielt: dieses Merkantile —"

„Ja," sagte Frau Micke, unversehens geschmeichelt und erregt, „das sagte er auch immer. Das Merkantile liege ihm besser als das Pillendrehen. Er möchte am liebsten den ganzen Hackeschen Markt haben und von oben bis unten Magazine draus machen!"

„Und wenn noch mehr Jungens kommen, drei sind schon da, dann kann er später an jede Ecke einen setzen, so daß die Konkurrenz in der Familie bleibt. Ein hervor-

ragend tüchtiger Mann — in allem. Alles im Großen."

„Gott, Rolandchen, gegen Sie kann keiner an," meinte die Dame in einem Zärtlichkeitsrückfall.

„Doch, Mutter Micke, es gibt Fälle, Schicksalsfälle." Und er machte ein ernstes Gesicht.

Er hatte dann auch mit Gitta eine Weile am Fenster gesessen und auf den kahlen Monbijouplatz und die steifen weißen Chamissolocken hinabgesehen. Es ging die Sage, daß er neuerdings zwei lebfrischen Witwen in Rechtsgeschäften nahe stünde und dabei ein wenig die Rolle von Bileams Esel zwischen den Heubündeln spielte, die eine wäre bankrott und mit drei unmündigen Kindern behaftet, die andere mehr aus der Reichmeiergegend, aber eigentlich bloß geschieden und mit dieser Entfesselung unbändig zufrieden. Roland war für seine Person nicht recht aus sich herausgegangen. Gewisse persönliche Verzwicktheiten und überpersönliche Hemmnisse umdüsterten offenbar seinen klaren Geist.

Am nächsten Morgen hatte es Gitta verschlafen. Sie hatte noch ein paar Stunden nach der Heimkehr von dem Tettenbornvergnügen aufgesessen. Erichmann war schon beim Ausziehen eingeschlafen. Er hatte sich mit Essen, Spielen und Toben übernommen. Gitta hatte noch eine Weile bei ihm gesessen und ihm besorgt über das kurze blonde Haar gestrichen, Hände und Wangen, die ein wenig heiß waren, befühlt und dabei sein Gesicht betrachtet. Es veränderte sich schon etwas. Es war schmal und eigensinnig, es war mehr von Meineckescher Art, und das war ihr im Augenblick, ohne daß sie es sich klar eingestand, lieb gewesen. Der Mund war gesund rot, aber nicht weichlich und sinnlich, bloß ein wenig empfindlich. Es war ihr lieber kleiner Junge, auch innerlich, stürmisch, unverstellt in seinem Wünschen und Vertrauen, eifrig und stetig bei Spiel und Arbeit, gründlich bis zum letzten Bauklotz und gelegentlich ein Dickkopf, der nicht muckste und keine Miene verzog, wenn ihm allerlei Gutes verdarb oder Strafe ihn traf. Sie streichelte wieder das blonde Schöpfchen und die mageren Hände, den ganzen langgestreckten Körper unter der leichten Wolldecke; er war jetzt tüchtig im Wachsen, so daß man beim Baden die Rippen zählen konnte; in der Gestalt würde er wohl seinem Vater nachgeraten, brav! Wer immer in die Höhe sehen mußte, dem wurde es schwerer, sich durchzusetzen, und wer von Haus aus nicht genug Kraft hatte, der geriet sogar leicht in Schwäche und Abhängigkeit. Gitta errötete. Nein, nein. Das war nur ganz bedingt richtig. Und sie bog sich vor und atmete den Duft des Kindes. Ja, er roch gut, das Haar, die Haut, der Atem, gut, warm, herb, nach frischer, gesunder Jugend. Und sie küßte ganz behutsam die Stirn und die Hand.

Sie war eigentümlich erfrischt und getröstet in ihr Zimmer vorgegangen und hatte sich noch etwas Tee gemacht und zu einem Buch gegriffen. Es war still. Sie mochte nicht dunkel machen und sich legen. Mitunter horchte sie. War sie furchtsam? Sie schob das Knie vom Stuhl, setzte sich gerade und zog die Brauen zusammen wie Erichmann im Schlaf. Sie dachte an Hans Martin. Wo war er? Sie sehnte sich. Sie schloß die Hände und preßte die Lippen, die Zähne aufeinander. Sie machte die Augen zu. Sie sah ihn, fühlte seine Hand, seinen Kuß. Dann grübelte sie wieder, doch die Sehnsucht blieb und wuchs zuletzt zur Angst und zum Schmerz in ihr, daß ihr Augenspiegel fast feucht wurde.

So war es später geworden als sonst. Vom Kirchturm schlug es, im Eßzimmer dröhnte es feierlich, bei Hans Martin hell und klar, bei ihr hier noch heller und rascher, als wispere ein Geisterstimmchen. Sie empfand plötzlich eine Furcht auch vor dem großen Schlafzimmer drüben und ihrem kühlen Bett und vor gewissen überdrüssigen Erinnerungen. Dann aber hatte sie die Unlust, Schlaffheit und liederliche Weichherzigkeit ärgerlich abgeschüttelt und war mit raschem Schritt noch einmal durch die Zimmer gegangen, um das träge Blut in Bewegung zu bringen und allem noch einmal nahe zu sein; bei Hans Martin hatte sie zärtlich den Schreibtisch und den Stuhl davor gestreichelt, hatte ihr Bild darauf betrachtet, aber auch Lenore stand da, ein neues, kostbar gerahmtes Geschenk von ihr ... Danach war sie noch rascher zurückgekehrt. An ihrem Schreibtisch aber hatte sie sich noch eine Weile vor ihres Mannes Bild gesetzt. Sie hatte nur ihn und Erichmann dort stehen.

Ihre Augen wurden starr. „Gute Nacht," sagte sie leise und ernst.

Sie hatte schwer geschlafen und geträumt und war erst gegen halb neun erwacht. Sie schalt das Mädchen, daß es nicht kräftiger geklopft habe, und fragte nach Briefen. Aber von Hans Martin war nichts gekommen; nicht mal eine Karte. Nur gestern früh eine ganz kurze Nachricht, daß er angelangt wäre, weiter nichts, ein Telegramm, ein flüchtiger Gruß für sie und den Jungen. Warum schrieb er nicht? Er wußte doch, daß jede Zeile aus der Ferne von ihm sie beruhigte und beglückte. Er war in dem Punkt auch

schon früher saumselig gewesen. Soviel Zeit, um am Abend bei stillem Lampenlicht ein gutes Brieflein an seine Berliner Witwe zu verfassen, würden ihm die anderen doch wohl zugestehen.

Sie war trotz dem langen Schlaf nicht frisch; auch Erichmann pinselte herum, klagte über Müdigkeit, hatte sein Frühstück, selbst die geschätzte Banane nur halb verzehrt und fühlte sich heiß an. Er hatte sich gestern den Magen verdorben, Temperatur war nicht da. Er sollte zu Tisch ein Süppchen bekommen, und wenn es nicht besser wurde, wollte sie in der Klinik anrufen.

Dann klingelte sie auf gut Glück einmal im Grunewald an. Man hatte lange nichts voneinander gehört. Die gnädige Frau wäre seit gestern nachmittag verreist, lautete der Bescheid. Wohin? Das wußte man nicht. Herr Geheimrat wäre heute früh von den schlesischen Gruben zurückgekommen — ja, allein — und eine Stunde später in die Stadt gefahren.

Merkwürdig. Was reisten sie in der Welt herum! Bei Onkel Georg war man es freilich gewöhnt.

Um die Mittagsstunde aber rief der Großbürger selbst an. Ob sie zwischen zwölf und ein Uhr daheim wäre. Er möchte mal mit herankommen und ihr guten Tag sagen.

Das kam eigentlich selten vor, so außer der Zeit, und sie wunderte sich ein bißchen.

Ja. Sie würde sich sehr freuen. Sie hätte sich schon bei ihnen im Grunewald gemeldet. Hans Martin sei in Hannover.

Soso. — Hannover? — — Er ließ es sich wiederholen. Darüber würden sie noch sprechen. Wiedersehen.

Gegen halb eins erschien der reiche Mann, stämmig, etwas stärker um den Leib seit einigen Jahren, peinlich gepflegt, nach guten Zigarren und irgendeiner kostbaren Essenz duftend.

Er war sehr ernst, blaß und gealtert. Unter den Augen hingen gedunsene Säcke. Es war Gitta lange nicht so aufgefallen wie heute. Er schien sich in der letzten Zeit doch gut erholt zu haben; freilich Nauheim griff ihn immer an.

„Nimm Platz, lieber Onkel Georg. Erich soll dir gleich seinen Diener machen. Er hat sich gestern bei Tettenborns etwas übernommen. Ja, wo steckt Lenore ...?"

Meinecke hielt Gittas kleine Hand eine Weile in seiner Rechten. Seine Hand war weich, warm, trocken, fleischig, fest. Eine große, rücksichtslose Hand, die sich meist bloß flüchtig und teilnahmlos gab, selten herzlich drückte.

„Laß nur den Jungen noch, Gitta. Es ist hoffentlich nichts Schlimmes — wird sich ein bißchen den Magen verdorben haben. Ich möchte etwas mit dir besprechen, Gitta. — — Wo steckt übrigens dein Mann?"

„In Hannover. Ich sagte's dir schon. Es tagt da eine ärztliche Versammlung."

„Soso. Schon lange fort, wie?"

„Seit Montag nachmittag."

„Montag. Da wird er bald wieder zurückkommen."

„Ich denke morgen. Aber ich weiß es nicht. Ich bin selbst noch ohne rechte Nachricht..."

Er betrachtete dieses kindliche und doch kühn entschlossene Gesicht prüfend. „Übrigens weißt du seine Adresse, wie? Natürlich ..."

Er hatte ihre Hand freigegeben und ging, die Hände auf dem Rücken, durchs Zimmer.

„Ja — nimm Platz, Gitta. Wir wollen uns setzen. Nein, danke. Ich nehme nichts. Ich habe reichlich im Zug gefrühstückt. Ich fuhr dann gleich wieder vom Haus ins Bureau. Eine Besprechung und — anderes. Hm."

Er schwieg und blickte mit seinen grauen, kugeligen, herrischen Augen zum Fenster. Sie hatten heute einen stärkeren Glanz. Sonst blickten sie für häusliche Zwecke gleichmütiger, fast gutmütig oder wohlwollend. Gitta wartete. Ihre linke helle Braue war gehoben. Plötzlich huschte ein schreckhafter Schimmer über ihr Auge. „Ist etwas mit Hans Martin —"

„Nein, bewahre! Nichts mit deinem Mann. Ich möchte über etwas anderes —" Es klang kurz und zerstreut.

Er brach wieder ab. Er saß jetzt hier vor diesem kleinen Wesen und suchte förmlich, wie er die Worte setzen sollte. Erbärmlich, wenn nicht grotesk. Er, dessen Wort in der ganzen Welt schwerer als Eisen wog und mehr als Gold galt. Der niemals ein unnützes Wort sprach und auf gewisse Menschlichkeiten gelassen, gleichmütig, verächtlich herabsah. Ein Verdacht, ein drückender, schmählicher, erbärmlicher Verdacht ... All das war kleinster, ruppigster Stil! ... Aussprachen, Behutsamkeiten, Wirrnis usw.

Aber die Kleine da. Man mußte behutsam mit ihr umspringen. Sie war jung, ein Kind, eine Frau im Glück. Noch wußte man nichts — gar — nichts! Hm. Vielleicht aber würde sie es ganz anders aufnehmen. Sich gegen ihn empören und damit alles verscheuchen ... Wenn er sie so sah mit ihrem glänzenden blonden Haarschopf, den kühnen Augen und den kleinen energischen Händen — er konnte sich schon denken, daß sie zornbebend festhalten würden, was sie einmal hielten, daß sie ihren eigenen Schmerz zerbeißen würde. Es wäre auch zu toll, zu — schamlos. Man sollte schlechtweg schweigen.

„Oder ist etwas mit Lenore. —?"

„Nichts von Belang." Seine Hände schienen ebenfalls älter und zeigten Adern obendrauf. „Ich war acht Tage fort, sie hat mich noch nicht zurückerwartet. Mein letztes Telegramm hat sie gar nicht bekommen. Du hast sie nicht gesprochen in diesen Tagen, wie?"

„Nein, Onkel Georg. Ich habe erst heute wieder draußen angerufen, um mal etwas zu hören."

„Nun ja, Gitta. Lenore ist für ein paar Tage verreist. Es war ihr natürlich zu einsam und langweilig da draußen. Sie wollte für einen halben oder ganzen Tag weg und hat sich dabei vermutlich versäumt. Sie macht sowas gern. Sie hielt es nicht mal für nötig, ihre Adresse dazulassen, oder die Leute haben sie überhört oder verschwitzt." Er sagte verschwitzt, geringschätzig und leichtfertig, obwohl er sich sonst in seinem Ausdruck nicht gehen ließ. „Ein Besuch, vielleicht eine Ausstellung — die sie gern sehen wollte, oder so, eine Laune. Es ist immerhin unvorsichtig. Du weißt also nichts davon, Gitta?"

„Nein, Onkel Georg. Seit wann ist sie fort?"

„Montag nachmittag, wie ich hörte. Mein letztes Telegramm kam später an."

Eine ganz leichte, vogelleise Frage brach aus Gittas Mund. Sie saß gespannt und stocksteif.

Der Großbürger sah es von der Seite. Er hatte sie immer gern gemocht. Er hatte den Wunsch, ihre Hand in seine große feste Hand zu nehmen. Aber er tat es nicht, als würde ein falsches oder komisches Bild daraus werden. Doch ihm war, als müßte Blut auf ihre blassen Lippen treten.

„Es macht mir natürlich ein bißchen Sorge. Ich dachte, ihr hättet darüber gesprochen — hm; aber so ganz intim seid ihr ja nicht mehr. Du machtest damals kurzen Prozeß, ich verstand es nicht ganz; aber von dir aus hattest du wohl recht. Hede Mohr, wie mir ihr Vater vorhin erzählte, traf sie übrigens vorgestern auf dem Bahnhof vor dem Zug — gleichviel. Sie habe munter von einem kurzen Ausflug geredet ..."

Man ging wie auf Glatteis und mußte jedes Ausgleiten vermeiden. Er war gewöhnt, mit energischen, kurzen, stämmigen Schritten einherzugehen, mit ruhiger, starker Stimme, die jedes Wort gelassen wog, zu reden, oder noch lieber zu schweigen. Unwürdig!

Die Kleine da hatte übrigens Luchsaugen und Hasenohren. Möglich auch, daß sie schon dies und jenes wahrgenommen hatte... vielleicht auch schon früher...? Aber sie biß sich vermutlich eher die Zungenspitze ab, als daß sie sich ein Wort entschlüpfen ließe. Sie war immer eigensinnig gewesen, starrköpfig, so etwas wie ein Charakter. Auch sie würde sich nichts merken lassen. Gar nichts, ebensowenig wie er.

Dann nahm er ihre Hand, derb und unbekümmert. „Was ist mit dem Kleinen, wie? Er liegt doch nicht?"

Gitta berichtete kurz, mit aufmerksamem, gespanntem Blick. Er hätte ein wenig Temperatur, aber noch immer kein Fieber. Sie hätte gerade vorhin, als Onkel Georg kam, in der Klinik anrufen und mit Professor Geis selbst sprechen wollen.

Geis? Richtig, von Erichmann war die Rede. Ihre Hand war eiskalt ... Fatale Sache. Aber es gab Schlimmeres, das einen, wie die Dinge lagen, durchaus nicht losließ. Trotz Erichmann ...

Er war heute früh von der Bahn nach dem Grunewald gefahren, um ein Bad zu nehmen. Da hatte er gehört, daß die gnädige Frau nicht daheim wäre. Seit vorgestern. Wieso? Gegen fünf wäre sie im Auto mit einem Koffer und anderem Gepäck zur Bahn gefahren.

Ihre Zimmer waren still und leer. Das ganze Haus, der Garten bis zum See hatten den gleichen öden Eindruck gemacht. Eine etwas unheimliche Stille und Leere.

Der Großbürger war durch die Zimmer gegangen. Sein Blick hatte etwas Gespanntes gehabt und sein Gesicht einen bläßlichen Schimmer. Überall ein Hauch von ihr, der Duft ihrer kostbaren Gepflegtheit, ihr Duft. Nichts. Was war das? Kein Brief, keine Zeile — wußte sie nicht, daß er heute am frühen Morgen zurückkäme? Er hatte's ihr geschrieben und noch einmal telegraphiert. Ja, das Telegramm lag ungeöffnet auf einer Schale ihres Schreibtisches. Seine Hand hatte danach gegriffen, spielte damit. Die Stille war beschämend.

Ein Zufall. Aber drei Tage — und nichts weiter?

Er hatte sich im Augenblick selbst hier stehen sehen, fest, schwer, nun plötzlich mit einer Röte auf der Stirn und mit ungeschickten Händen, die niemals gewöhnt waren, ins Leere zu greifen. Er warf das gefaltete Papier wieder hin, und sah sich, die Stirn runzelnd, um. Ein Zufall selbstverständlich; irgendeine noch verborgene Ursache lag dem allen zugrunde. Seine schwere Natur stand im Wirklichen und verbat sich alle Phantastereien. Unsinn. Er wollte sein Bad nehmen und sich bei Mohr ansagen.

Er schritt in sein Zimmer hinüber. Auch

hier die unfreundliche, ungemütliche Stille und Leere. Der Hund bellte irgendwo hinterm Haus. Ja —. Der Großbürger hatte zu einer Zigarre gegriffen, hatte sie angezündet und rauchte nun gemächlich und mit starken Zügen, indes er langsam auf und ab schritt. Sein grauer, um die energische blanke Glatze geschorener Kopf war gehoben. Merkwürdig.

Nach einer Weile war er stehengeblieben und dann langsam und nüchtern zu dem Stahlfach in der Wand neben seinem Schreibtisch gegangen.

Er hatte es aufgeschlossen. Dort lagen in einer kleinen Bastwanne ein paar kunstvolle Schlüssel. Er sah hinein, zauderte und nahm dann einen der Schlüssel. Er rauchte, trat ans Fenster. Und dann ging er in derselben Haltung zurück in Lenores Gemach. Hier befand sich ein ähnliches Fach in der Wand. Er schloß auch dieses auf. Schmuckkästen aus Leder, Sammet, Seide und Edelmetall. Und stärker ihr Duft, der ihn fast schwermütig und furchtsam machte. Sein Blick war fest und scharf. Es fehlte nichts.

Seine Hand hatte an den Behältern geschoben, sie hin und her gestoßen. Wie sollte er wissen, was da fehlte? Er hatte sie überschüttet mit diesen Glitzersachen. Ja — wo waren eigentlich die Perlen — sein Brautgeschenk, nein — ein gelegentliches dankbares Geschenk aus der allerersten Zeit? Ein bescheidenes Vermögen. Er duckte den Kopf, den starken Nacken, — und Nacken und Gesicht färbten sich durch die Bewegung und Anstrengung tiefer. Er kramte mit plumpen, fahrigen Händen, wie es ihm selbst schien. Hm. Seine Hände stießen die Schachteln gegeneinander.

Das niedrige Fach darunter aber war vollkommen leer. Er hatte das sofort bemerkt — danach zu allererst geblickt, ruhig, nüchtern und scharf. Dort pflegte sie ihre Papiere — Persönliches — vor allem ihre Bankkorrespondenz, Bankbuch, gewisse Stücke von Wertpapieren, von denen er obenhin wußte, daß sie sie selbst in Obhut hatte, zu verwahren ... Sie hatte diesen Dingen schon früher, eigentlich unablässig, ein merkwürdiges und zuletzt ein leidenschaftliches, förmlich ungehöriges Interesse entgegengebracht, ja, sie hatte in diesem letzten Sommer sogar viel, beinahe alles gewagt; es hatte ihn alteriert, schwer geärgert, mehr als er gezeigt, ja, es hatte ihn beunruhigt. Was wollte sie denn damit? Warum — wozu das? Nichts davon da. Gar nichts. Ein paar leere Briefumschläge. Und ihr Duft auch hier.

Nichts. Er schlug die gepanzerte Tür zu, daß es dumpf krachte.

Seine Augen standen kugelig in dem fahlen Gesicht. Er reckte sich kurz und stämmig auf. Er lachte verächtlich, drückte den Knöchel des Zeigefingers an Lippe und Bart, eine etwas ungeschickte, ungewollte Geste.

Draußen ging der Gärtner. Er sah ihn nicht. Bunte Zweige schwankten und ließen Blätter fallen. Sie wehten über den Weg, wirbelten in der Luft. Er sah es nicht. Er hatte sich in den großen Stuhl neben dem Schreibtisch gesetzt und beide Hände auf die Seitenlehnen gelegt.

Was bedeutete das?

Er hätte nicht geglaubt, daß ihn je einmal so etwas beschäftigen könnte. Er hatte sich solche Vorstellungen niemals gestattet, so nachdenklich er nach diesen — diesen ungehörigen Geldgeschichten geworden war. Was hatten nun die wieder zu bedeuten? Mitunter war es dabei doch wie ein unstatthaftes oder ungreifbares Mißtrauen gegen ihr Wesen, das er im übrigen sehr verständig beurteilte, in ihm aufgestanden ... Verdacht?

Ach was Verdacht! Zufall! Im Laufe des Tages würde eine Nachricht kommen. Ein Brief, ein Telegramm. Aber was würde darin stehen? Er hatte niemals danach gefragt, was eine Nachricht, eine Depesche ihm bringen würde. Kein gutes Zeichen! Er wurde alt — war alt — ja! Sie hatte recht. Ein Tapergreis.

Er erhob sich, indem er sich aufstützte. Er beobachtete auch diese Kraftanstrengung unwillkürlich mißtrauisch.

Und dann hatte er noch eine Weile müßig und gespannt vor ihrem Schreibtisch gesessen. Darauf lag ihre Schreibmappe aus prächtig glänzendem Saffianleder. Er hatte sich nie um ihre Sachen gekümmert, sie waren ihm auch jetzt gleichgültig. Aber er schlug die Mappe doch auf und blätterte zerstreut darin; vielleicht, daß sich hier etwas fand, daß sie hier hinein etwas gelegt hatte, was den Sachverhalt gemächlich aufklärte — aber es dünkte ihn selbst unwahrscheinlich. Leere Briefbogen und Umschläge, Tintenhieroglyphen auf den grünen Löschblättern, Angefangenes an unbeträchtliche Leute, an eine unbekannte Dame, Quittungen von Buchhändlern und anderen Geschäftsleuten, aber ungefähr mitten darin, in das Vielerlei eingeschoben und von ihm fast verborgen, ein duftender kleiner Bogen —: „Liebster H. M.! Wir können uns heute sehen. Sei um fünf an der bewußten Stelle ..." und noch einige dunkle Sätze. Er las auch das zerstreut. Kein Datum. Nun ja, warum sollte sie nicht? Wie dumm und alltäglich. Sei um fünf ... Er hätte nicht gedacht, daß je so etwas ... Um fünf ... Unsinn!

Er hatte sich zurückgelehnt und sich noch einige Zeit damit beschäftigt. Und dann hatte er sich erhoben.

Warum sollten sie nicht? ‚Liebster H. M.' Sie standen doch gut und verwandtschaftlich, kameradschaftlich zueinander. Und die anderen zwei, drei Sätze ... hm. Er war blaß geworden.

Er hatte seinen Spaziergang wieder aufgenommen und dann noch einmal in die Mappe gesehen. Darauf hatte er sie zugeklappt. Den Bogen hielt er in der Hand. Ja — was war das also?

War nun das hier Zufall, Vergeßlichkeit, Unachtsamkeit, Liederlichkeit, vorausgesetzt, daß das Ganze überhaupt einen nicht ganz harmlosen Sinn hatte? Oder war es — Absicht, daß es hier lag? War es — immer unter jener Voraussetzung gesehen — aus Gründen eines höheren Stils oder Geschmacks geschehen, hierher gelegt —? Er wäre selbst zu dieser Einstellung geneigt, wenn — —. Die Frau war in allen Dingen so fabelhaft ordentlich, sauber, delikat, klug und verschwiegen, daß man kaum an einen Zufall glauben dürfte, ohne, ja, ohne sich selbst dabei ein bißchen lächerlich zu machen. Ein Spiel mit Geschick, Zufall, eigener Absicht? Zu fein! Fast zu fein! Wie eine Vision stand sie sanft, schön und undurchdringlich vor ihm, mit einem Lächeln auf den geschweiften, in den Winkeln oft gesenkten Lippen, mit den herrlichen lang-geschmeidigen Händen, deren Nägel einen kühlen Perlmutterschimmer hatten — es war unheimlich, als durchschaue er sie plötzlich.

Er las die albernen Worte wieder ... draußen die Köchin schrieb nicht anders. Er ballte den Bogen zusammen. „Na!" sagte er. Reckte sich auf und steckte ihn in die Tasche.

Dann war er wie sonst nach dem Leipziger Platz gefahren. Hier hörte er übrigens von Mohr, daß Lenore und Eckerlein den gleichen Zug benutzt hätten. Hertha hätte sie getroffen, wäre ein Stück mit ihnen gefahren, das heißt in einem anderen Abteil, Hertha wäre in größerer Gesellschaft gewesen, und bloß bis Brandenburg. Denn Meinecke hatte seinem Sozius Mohr soeben nach der Erledigung wichtigerer Dinge erzählt, daß Lenore verreist sei. — Ja. Er wisse auch davon, hatte der Großbürger auf diese Mitteilung erwidert. Eckerlein sei zu gleicher Zeit in Geschäften nach Hannover gereist. Und Mohr hatte ihn ruhig und freundschaftlich angesehen und geschwiegen.

Eckerlein! — Nach rückwärts fiel ein merkwürdig fahles Licht. Geisterten vage Zusammenhänge. Dummes Zeug! Doch das Blut rann schwer in dem Mann. Das Weiße seiner Augen war mit Blut getränkt. Ein furchtbarer Groll schob sich sacht an seinen Willen heran, hinter seinem Wissen. Er hatte noch allerlei Geschäftliches mit Mohr und anderen Leuten zu verhandeln. — Abwarten.

Erst nach zwölf hatte er das Haus zu Fuß verlassen. Nach einem längeren Marsch im Tiergarten hatte er eine Droschke genommen, und dann war er hier heraufgekommen.

Nun saß er hier und schwatzte von Erichmann. Armes Kerlchen. Rhabarber und Haferschleim würden ihn wieder auf die Beine bringen. Ob sie übrigens von ihrem Mann gar keine Nachricht habe? —

„O ja," sagte sie und erwiderte ruhig seinen Blick. „Einen kurzen Bescheid."

Also in Hannover? Exzelsior? — Soso. Und nun schien die Angelegenheit für den Großbürger erledigt zu sein. Er fragte bloß noch, ob ihr der Brief denn nicht genüge — nicht über alles Auskunft gäbe?

Es sei kein Brief gewesen. Bloß ein Telegramm, sagte Gitta und rührte sich nicht. Ein Telegramm? Ja. Daß er angelangt sei und ein Gruß.

Der Großbürger sah wieder zum Fenster. Wann es gekommen wäre? Vorgestern früh sagte Gitta. Schweigen, in dem etwas Drückendes war, wie eine unsichtbar wachsende Last. Merkwürdig,' dachte der reiche Mann, ‚daß er trotzdem geschrieben, wenigstens sich gemeldet.'

Jedenfalls hatte er hier auf den Busch klopfen müssen. Es war das Nächstliegende, Gebotene gewesen. Alles andere war uferlos. Hannover?

„Ich verstehe das alles nicht, Onkel Georg," sagte Gitta leise.

„Was meinst du? Es sollte mir leid tun, wenn es dich ein wenig beunruhigt hätte, es wird sich bald aufklären." Er sprach von Lenore.

„Onkel Georg, das ist ja — ungeheuerlich, was du da vielleicht nicht aussprichst. Bist du — —" Sie stand auf und stand schlank, aufgereckt und blaß vor ihm.

„Wie? Ich verberge durchaus nichts. Was soll denn dahinter stecken? Ich verstehe kein Wort. Ich bin natürlich etwas ärgerlich. Ich glaubte, es würde heute im Laufe des Vormittags etwas kommen. Ich muß mich selbst darum kümmern."

Er sah auf das kleine, verstörte Geschöpf hinab, den einzigen Menschen, der ihm nahe stand und den er gern hatte, sah das plötzlich aufbrennende, hart entschlossene Gesicht. Es war viel Ähnlichkeit der Art in ihnen

beiden, obwohl sie sich äußerlich wenig glichen, nur im Blick und wie sie den Kopf trugen.

„Ja, Gitta, ich muß nun wieder fort Es wird sich natürlich alles noch heute aufklären. Ich freue mich, daß ich dich sah. Du solltest dich wieder öfter bei uns blicken lassen. Ihr spinnt euch zu sehr ein. Ganz im Gegenteil zu früher. Grüße dein Kerlchen," sagte er gutmütig. „Morgen wird er wieder herumtanzen." Sie stand in dem großen einsamen Zimmer. Am liebsten würde er sie mitnehmen. Aber das ging natürlich nicht. „Vermutlich ist alles Unsinn, jedes Wort zuviel. Aber ich werde Lenore doch den Text lesen, falls die Leute nichts verbummelt haben. Und dann will ich zu Kreuze kriechen und mich begraben lassen." Er lachte. „Höre, Gitta, packe den Jungen auf und fahre mit hinaus, wie? Wir lassen den Wagen kommen. Wir können ihn auch da draußen zurechtkurieren. Ich sehe, du ängstigst dich hier allein." Er liebte solche herrischen Gesten.

„Nein, Onkel Georg. Und es geht auch sonst nicht. Hans Martin könnte doch schon heute zurückkommen."

„Wie? Ja, Kind." Und er streichelte ihre Wange und hielt eine Weile ihre kindliche Hand fest, als wäre auch er davon überzeugt. Könnte schon heute, sagte sie tapfer.

Sie stand noch eine Weile allein und starr im Zimmer, in dem sie nichts erfaßte als die feine, undeutbare Angst, die in ihr hin und her wehte. Und plötzlich ballte sie die Hände in einem dumpfwühlenden Zorn gegen den rücksichtslos nur mit sich selbst beschäftigten Großbürger. Sie biß die Zähne zusammen und schüttelte den Kopf und lief zu ihrem Jungen hinüber.

⌘ ⌘ ⌘

Professor Geis stand im Herrenzimmer. Er war rasch gegangen und roch nach frischer Luft und ganz wenig nach Klinik. „Ich bitte um Entschuldigung, verehrte gnädige Frau. Ich habe mich geeilt. Ein bißchen Fieber, ein bißchen Übelkeit. Wir werden uns das Kerlchen gleich betrachten. Das sind so Kinder!" sagte er gutmütig.

Gitta biß die Zähne aufeinander. Seine warme, kräftige Hand hatte ihr plötzlich wieder Zuversicht gegeben, auch für sie selbst. Wie manchmal hatte auch sie über ihn gelächelt, ach, der war bis ins Mark ehrlich und zuverlässig, ein ganz treuer Mensch. Ganz ernst und innerlich.

„Kollege Zinn von der Kinderabteilung ist selbst influenziert," sagte er rasch und scharf betonend. „Ich hoffe, Sie werden mich annehmen."

„Mit Freuden, lieber Herr Geis!"

Er lüpfte kokett die goldene Panzerkette. „Wo ist unser Kerlchen?"

Geis war langsam, behutsam und still. Dann sah er nach dem Thermometer an der Wand. Das Mädchen schickte er hinaus.

„Wir müssen das Kerlchen isolieren. Das Floritionsstadium wird morgen, spätestens übermorgen beginnen. Ganz normal, keine Sorge, liebe gnädige Frau. Ganz unbesorgt. Ein wenig Scharlach, wie üblich und ordentlich. Wir müssen für vorsichtige Lüftung und für etwa zwölf Grad Reaumur sorgen. Ja. Ich schicke sofort eine Pflegerin herüber, das ist das einfachste. Dann können wir beide ganz beruhigt sein. — Gut, Sie werden der Tagespflegerin zur Hand gehen. Aber nachts wird geschlafen. Und der Schwester wird hübsch gefolgt. Das muß ich mir in Vertretung des Kollegen Ederlein ausbitten."

Er setzte sich an den Schreibtisch, zog einen riesigen Füllfederhalter mit roter Kappe heraus und schrieb mit schrägem Kopf eifrig etwas auf. „Ihre Mädchen halten Sie fern."

„Ja, Herr Professor."

Er fühlte auch ihren Puls. Er ging matt und unruhig. Er sah auch ihr in den Mund und examinierte. Nichts.

„Haben Sie Nachricht von Ihrem Herrn Gemahl?" fragte er.

„Nein," sagte Gitta kurz.

„Er bleibt länger, als er voraussah?"

„Ja."

Und plötzlich kam ihr der Gedanke, daß sie ihm Nachricht von Erichs Erkrankung geben müsse, und ein Gefühl ausschweifender Hoffnung und Freude flackerte in ihr auf.

„Wollen Sie Ihrem Gatten Nachricht geben?" fragte Geis im selben Augenblick, als könne er auch Gedanken lesen. „Es genügt eine Karte, ein Fernruf. Schreiben Sie, daß ich ohne jede Sorge sei. Ich sehe in jedem Fall heute abend noch einmal nach dem Kerlchen. Schwester Hermine ist in einer halben Stunde hier. Und Sie selbst, liebe Freundin," sagte er herzlich und mit väterlicher Strenge, „werden sich nach Tisch ein bißchen hinlegen! Werden Sie brav sein?"

„Ja, lieber Herr Geis. Sie kommen bestimmt noch einmal?" Es klang eine Bitte darin.

„Ich verspreche es. Zwischen acht und neun!"

⌘ ⌘ ⌘

In dieser Nacht pfiff der Wind um den Platz, stürzte sich in die Essen hinab und ließ die Kaminstangen klirren und erschauern. Dunkle Wolken jagten über den friedlichen vollen Mond wie böse Gespensterheere, deren Schattenbilder um die Kirche herumtanzten. In dieser Nacht troff Bitternis vom Himmel.

Schwester Hermine, ein zierliches Wesen mit guten farblosen Augen und einem Leberfleck neben der spitzen Nase, huschte lautlos wie ein gutes graues Geistlein im Zimmer. Die Luft war sauber und hatte genau zwölf Grad Reaumur Wärme, wie Professor Geis es befohlen hatte; es roch nur ganz wenig nach einer bitterlichen Medizin. In dem kleinen Nebenraum mit Erichmanns Badewanne wurde alles, was Unsauberkeit oder Lärm machte, vorbereitet.

Es war ein harter Weg bis zum Floritionsstadium, um mit Professor Geis zu sprechen. Das Fieber stieg, das schmale Jungensgesicht glühte unter dem kurzen, blonden Schopf, in dem Schweiß schimmerte, der Kopf bewegte sich traurig und wild in unentrinnbarer Hilflosigkeit, als bohrten tückische Teufel darin, und die mageren Glieder warfen sich unter der Decke hin und her. Die blasse Mutter, deren Augen groß und heiß waren, litt es mit; sie dachte in keinem Augenblick daran, wie beneidenswert gut es das Erichmännchen in all seiner Qual hatte, daß es mit seiner Not in einem Paradiese lag, in dem Sorge und Liebe streng wachten.

Gitta umschlich das Bett, glättete die Decke, rückte an dem Kissen, strich mit kühlem Tuch über die gefaltete Stirn und war entschlossen, jeder Gefahr mit ihrem Leib und sei es mit Fäusten, entgegenzutreten.

„Sie müssen sich jetzt hinlegen," sagte die Schwester.

„Nein, Schwester."

Sie ging zur Erholung einmal durch die anderen Stuben, aber immer nur bis zur Tür ihres Mannes. Hier blieb sie stehen, als richtete sich jäh eine Mauer auf, als schreckte dahinter Grabeskälte, und grübelte. Ja — ja — fern, ganz unbegreiflich. Unsinnig, daran zu denken. Und fern, verschwommen stand noch ein anderes Wesen — und da stürzte ein eisiger und siedendheißer Schauder hoch, schnitt mit scharfen, wilden Messern, daß sie sich wand vor Schmerz, daß ihre Zähne knirschten und ihr Herz steinhart wurde. Sie strich mit der Hand über die Stirn, als wollte sie's wegwischen. Nein ... da drüben lag ihr Junge, und seine wilde, ringende Fieberwelt zog sie mit fast tröstlicher, sorgenheißer Traulichkeit an und zurück ins Leben.

In der späten Nacht aber, wie nach einem Alpdruck oder in einem Schlafschreck fuhr sie auf und sah mit irren Augen in die Dunkelheit, in der es gespenstig gleißte und das Mondlicht mit seinen spukhaften Wolkenschatten auf dem Teppich an den Fenstern lag, sah ganz klar, überklar, daß sie wimmerte und die Hände vors Gesicht schlug. Dann erhob sie sich und ging immer wieder mit geschlossenen Augen rasch wie eine Schlafwandlerin hin und her, hin und her, ohne eine Erschöpfung zu spüren, bis ihr ganz leicht wurde und sie in einem zweiten jähen Erwachen wieder nach drüben lauschte, das Ächzen des Jungen hörte, das allen Lebenswillen in ihr wachrief und förmlich ins Zimmer riß. Und ihr war, als wäre sie vorher in einem tiefen, dunkeln, kalten Schacht immer rundum gelaufen.

Dann schlief sie endlich. Aber nicht drüben in ihrem Bett. Sie hatte sich im Wohnzimmer eine schmale Lagerstatt zurecht gemacht. Die kleine Schwester Hermine deckte auch dieses ungebärdige Kind mit gelassenen Händen zu, strich über die Decke und ging behutsam zurück, nun Alleinherrscherin in ihrem Reich, wach, ernst und liebreich. Neben ihr auf dem Tisch lag aufgeschlagen ein kleines unscheinbares Buch, das eine tüchtige, vergilbte Erzählung aus den Freiheitskriegen enthielt.

⌘ ⌘ ⌘

Als Professor Geis am nächsten Morgen wiederkam, war er zufrieden. Brav, Erichmann und ihr andern! Ein ordentliches, zuverlässiges Kerlchen! Und die Kollegin Eckerlein? Er besah sie sich durch den großen zitternden Kneifer und bewegte in zuversichtlicher Laune aber unzufrieden den Kopf. „Ne—in, ne—in!" — er sprach am frischen, ausgeruhten Morgen nach dem kräftigen Kaffeefrühstück noch hörbarer seinen Heimatstonfall — man war nicht brav und hatte es doch versprochen! „Ei, ei, wie soll ich das vor dem Herrn Gemahl verantworten?" Er drohte und schob dabei den spitzen Adamsapfel über den niedrigen Stehkragen.

Gitta schlug die Augen nieder.

Ob sie dem Kollegen Eckerlein geschrieben habe?

Nein. Noch nicht.

Noch nicht? Er wunderte sich etwas, sah schräg in eine Ecke und billigte es immerhin flüchtig. Sie wollte ihn — hm — nicht beunruhigen. Sie wollte erst abwarten. Tapfer. —

„Nun, Schwester Hermine, Sie werden dann abgelöst. Wir wollen noch einmal messen ... Sehr schön, sehr schön."

Er sprach dann rasch und nebenbei über den weiteren Verlauf, in einem beruhigenden, leichten Plauderton, berechnete die Zeit der einzelnen Stadien; vom Floritionsstadium, das sich mit vorzüglicher Promptheit eingestellt hatte, bis zum Abschuppungsstadium, acht bis vierzehn Tage während, normal und gutmütig, in der dritten, vierten Woche würde man mit dem völligen Abklingen — ja! — rechnen können. Dann natürlich noch ein



Bildnisstudie
Gemälde von W. Schneider-Didam

wenig Vorsicht gegen Erkältung und ab und an ein laues Bad.

Von Hans Martin aber war auch an diesem Morgen nichts gekommen.

Gegen Mittag stand Gitta steif vor ihrem Schreibtisch, der, wie es die Mode verlangte, ein alter, prächtig aufpolierter Mahagonisekretär mit knarrender Platte und Säulentempelchen war, übrigens aus Onkel Erichs behäbigen Beständen, und dachte energisch nach. Es war auch — sein Junge. Es gab für sie auch in dieser Lage Pflichten.

Auch einen Willen zum Kampf? Sie hob das stolze, blasse Gesicht und sah starr auf das noch leere weiße Blatt. Qual, Angst, Groll, Trotz stand in den Augen. Sie hatte in der Nacht, die alle Zweifel und Schrecken vertieft, während das Mondlicht geisterte und die Schatten huschten, furchtbare Bilder gesehen, die ihr Blut schreien und erstarren machten. Was wußte sie? Nichts! Nichts! Nichts! Alles bloß Vermutungen. Sie war dennoch härter geworden in dieser Nacht.

Die kleine Preußin schrieb mit fester Hand ein kurzes Telegramm, das über alles knapp und erschöpfend Auskunft gab. Dann grübelte sie wieder. Zuletzt schrieb sie rasch und fest weiter: „Warum keine Nachricht? Bin auch deshalb voll Sorge. Wann kommst Du? Erbitte sofort Brief oder Anruf.“ Es gefiel ihr nicht. Je öfter sie es las, desto weniger. Es fehlte etwas. Sie wollte den ersten Satz durchstreichen und dafür schreiben: „Warum schweigst Du?“ Aber sagte das mehr? Konnte sie in dieser Öffentlichkeit so ehrlich sein, wie sie wollte?

Dann ging sie entschlossen an den Apparat, verlangte das Fernamt und ließ sich dringend mit Hannover verbinden.

Es war eine lastende, ruhelose halbe Stunde, die noch verging, wie sie sie ähnlich nur an ganz schwierigen Tagen erlebt hatte, vor dem Examen, vorm Tod der Mutter, vor der Verlobung, vor der Hochzeit. Aber der Entschluß war schon halbe Befreiung. Dann schrillte der Apparat. Sie ging mit festgeschlossenen Lippen hinüber.

Es war das Hotel.

Nein, Herr Professor Eckerlein wäre ausgegangen.

Ob er wegen seiner Abreise Bestimmungen getroffen habe.

Wahrscheinlich heute mittag.

Heute —? Nach Berlin? — Soviel man im Büro wisse nach Köln. — Ob — Frau Geheimrat Meinecke zu sprechen sei.

Frau Geheimrat wäre gestern abend abgereist. Wohin wisse man nicht.

„Danke,“ sagte Gitta mit trockner Kehle und hing ab, wobei ihre Hand zitterte.

Sie hatte noch etwas sagen wollen. Aber was? Daß Professor Eckerlein hier anrufen solle. Aber sie konnte nicht. Etwas in ihr schnürte ihr die Kehle zu. Und nun sprangen Tränen aus ihren Augen und über ihre Wangen. Ihr Gesicht brannte. Ihr Herz war eiskalt. Sie ballte wieder die Hände wie schon gestern, als Onkel Georg gegangen war. Nein, nein, nein! Es war ja nicht wahr! Alles Zufall, Trug und Selbstbetrug! Wahnwitz. Aber ihre Tränen sprangen weiter herab, kindlich, zornig, stürmisch, in ihr weinte's, unbekümmert um ihr verständig entschlossenes Wesen. Sie ging hin und her und wußte's nicht wie in der Nacht. Eine Angst jagte sie, nun ungleich wirklicher, faßbar. Nein! Sie trocknete rasch ihre Augen, ballte das Taschentuch energisch zusammen und steckte's wieder weg. Sie wollte ganz ruhig sein. Sie klingelte dem Mädchen und gab ihm das Telegramm.

„Bringen Sie das gleich zur Post, Klara.“ Sie hätte es selbst telephonisch beim Postamt aufgeben können. Nein, rasch fort. Sie faßte auch den Entschluß, nachher noch einmal das Fernamt in Bewegung zu setzen. Sie wollte nicht so schlaff und dumpf herumlaufen und dasitzen. Fatalistisch tatenlos, rätselnd, zweifelnd, wartend oder wohl gar die Hände ringen. Sie dachte nicht dran. Nichts stand fest, auch jetzt nicht. Sie war aus einer Benommenheit erwacht, sie hatte schlecht geträumt, es war so unvermutet von allen Seiten über sie her gestürzt. Sie würde ihr Jungchen dabei nicht vergessen, es sollte gewiß nicht zu kurz kommen! Sie hatte niemals das Zeug zu einer Tränen- und Marterjuse gehabt.

Sie lief wieder zur Schwester hinüber bereitete ihr in der Küche ein paar gute Schnitten und nahm selbst einen Bissen, der sie aufrichtete. Und dann ließ sie sich erst noch einmal mit Onkel Georg am Leipziger Platz verbinden. Er mußte doch nun auch etwas Aufklärendes oder Entscheidendes erfahren haben. Er würde, wie sie ihn kannte, noch gestern mittag alle Hebel in Bewegung gesetzt haben ... Hing jene neue Abreise — Lenores Abreise damit zusammen? Ach, der Name war ihr schon einmal nur mühsam von den Lippen gegangen!

Sie sprach sehr gefaßt ein Dutzend Sätze mit dem Großbürger. Onkel Georg war gerade bei einer Konferenz. Er würde um die Mittagsstunde wieder für einen Augenblick mit herankommen. Ob es ihr passe? O, sie bäte ihn sehr darum: Wie es dem Kleinen ginge? Professor Geis wäre nicht unzufrieden.

Und sie legte mit zitternder Hand und,

wie es den Anschein hatte, weitab von aller Frische und Zuversichtlichkeit den Hörer nieder.

⌘ ⌘ ⌘

Professor Geis erzählte bei seiner nächsten Morgenvisite gegen neun Uhr, daß Kollege Eckerlein ihn soeben vor seinem Weggang angerufen habe. Er sei übrigens auf dem Wege oder bereits in Köln, wenn er ihn richtig verstanden habe. Gitta wechselte die Farbe. Er habe dem Kollegen erschöpfende und beruhigende Mitteilung gemacht. Sie habe ihm also geschrieben . . . ? ‚Nach Hannover,' wollte Gitta sagen. Sie machte eine zustimmende Kopfbewegung. ‚Du guter Mensch,' dachte Gitta und sah ihm in die Augen. Er war kaum einige Finger größer als sie.

„Er hat über seine Reise nicht weiter gesprochen. Er wird Ihnen geschrieben haben, gnädige Frau, wie?"

„Noch nichts Bestimmtes," sagte Gitta leise.

Geis wunderte sich wieder und sah schräg unter dem Kneifer weg. Nun, die zweite Post kam um elf. „Unser Kerlchen macht mir Freude, liebe Freundin!" sagte er in herzlicher Morgenfrische und rieb die magern, trocknen Hände. „Ein tapferer, ordentlicher Mann. Wir wollen die Temperatur noch einmal messen, Schwester Hermine. — — Schön. Sehr schön!"

⌘ ⌘ ⌘

Aber erst gegen Mittag — o, der gestrige Tag nach des Großbürgers Besuch und die Nacht darauf waren entsetzlich schwarz und finster für sie gewesen, so kurz die Unterhaltung im wesentlichen verlaufen war, denn sie waren beide nicht sehr wortreich, eher verschlossenen und verhärteten Gemüts — in der zweiten Hälfte des Vormittags war ein Telegramm gekommen: ‚Geis mir eben berichtet. Teile Deine Sorge. Reiste in dringender Angelegenheit als Gast zu Professor von Ziegenhorn nach Köln, wo Telegramm mich erreichte. Bin keiner Sammlung fähig. Aussprache unerläßlich. Bin spätestens Anfang neuer Woche Berlin, wenn möglich früher. H. M. E.'

Kein Gruß darunter. Nun ja, Depeschen waren keine Liebesbriefe; aber alles war wie ein neues Zeichen.

Nein, der Kollege kam nicht sofort, konnte seine gewiß dringende Reise nicht augenblicks unterbrechen, um selbst einmal nach dem ungebärdigen Erichmann zu sehen. Ein Mann und Arzt, vortrefflich durch den Kollegen Geis unterrichtet, stand anders zu diesen Sachen. Er rief auch nicht hier im Hause an, obwohl er sich die Schwester hätte kommen lassen können. Er schrieb auch nicht. Das Eintreffen eines Briefes aber hatte Gitta am wenigsten als außerhalb aller Möglichkeit liegend betrachtet. Bei jedem Posteingang — die Sendungen häuften sich von Tag zu Tag mehr — war ihr Gesicht steinern geworden und hatte ihr Herz aufgeklopft. ‚Bin keiner Sammlung fähig. Aussprache . . .' War darin Mitleid? Oder wußte er selbst noch nicht, was er zu tun hatte?

O, er war sich wohl im klaren darüber, daß man hier nicht mehr in Unwissenheit saß, daß dieser Zustand keineswegs nach Onkel Meineckes Sinn wäre! Er hatte wohl schon erfahren, daß der sich nicht in Gemütlichkeit die Kirschen aus der Schüssel nehmen ließ. Sie hätte bloß Leichtfertiges, wie man es nannte, vielleicht hingenommen, obschon sie auch das in ihrem stürmisch anhangenden Sinn nicht hätte begreifen können. Aber das — das — auch wenn es bloß ein leichtfertiges Spiel wäre — — nein, niemals. Das war nicht zu verstehen. Das war schändlich.

Das Leben wurde immer unwahrscheinlicher, lag unter einem dicken, schweren Nebel. Nur Erichmann war wirklich, Schwester Hermine und Professor Geis.

Der brachte von nun ab an jedem neuen Morgen die tröstliche Nachricht, daß er am Abend vorher mit dem Kollegen sich verständigt habe. Dann sah er schräg unter dem Kneifer weg, wartete. Aber es kam nichts. Sie war eine kleine, stille, verschlossene Frau. Tapfer, ordentlich. Ein vorzüglicher Mensch. Charakter. Das war das Höchste in den Augen von Willi Geis.

Die Woche war fast zu Ende. Grete Tettenborn traute sich ihrer Kinder wegen nicht herauf. Sie fragte täglich nach; auch Onkel Erich und Onkel Meinecke zeigten Teilnahme. Gitta war meist selbst am Apparat. Meinecke fragte gelegentlich: „Was gibt es sonst?" „Ich weiß nichts." „Merkwürdige Menschen." Dazwischen ließ er sich einmal blicken und sah, daß Gittas Sorge um ihren Jungen ihre beste Hut wäre. Zweimal hatte sich auch Doktor Giesebrecht mit seiner raschen trockenen Stimme gemeldet — und sich dem Herrn Gemahl empfehlen lassen.

In Gitta wuchs das Entsetzen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Sonntag nachmittag erschien Fränze Röhl mit schwingendem Knöchelrock. Sie hatte vierzehn Tage Urlaub zu irgendeiner schwierigen ungemütlichen Tabellenarbeit bekommen, so konnte sie ohne Sorge einmal nach dem Rechten sehen.

„Was macht ihr hier für Sachen, Kleine, ich höre erst jetzt davon?" sagte sie derb in Gittas Stube.

„Was?“ fragte Gitta mit wachsenden Augen.

„Was macht der Junge?“

„Es geht gut. Geis kommt jeden Tag.“

„Und dein Mann?“

„Nimm Platz. Leg' ab, Röhk. Du hast keine Kinder oder jedenfalls Urlaub.“

„Viele, viele!“

„Nun ja. Dich lass' ich nicht gleich wieder fort. Es war ein wenig viel und einsam in dieser schlimmen Woche. Ja, mein Mann mußte, noch eh' das mit Erich kam, zu wichtigen Konferenzen verreisen.“

„Soso.“

„Nimm Platz. Ich erzähle dir alles. Wir werden Tee trinken. Wo hast du gesteckt? Ich habe immer gehofft, du sprängst mal herauf zu mir.“ Sie nahm der anderen große Hand. „Nun bist du da. Das ist recht. Du bist ein Mensch.“ Gitta atmete auf.

„Du siehst kümmerlich um die Nase aus, Kleine. Zum Durchpusten. Viel war ja nie an dir. Aber doch alles fest und ordentlich. War es denn so toll?“

Gitta nickte. Sie atmete wieder tief in dieser vertrauten Nähe, wie nach langer Irrnis und Qual. Und plötzlich zuckte's in ihrem Gesicht, und eh' sie es hindern konnte, brach sie in wildes Weinen und Schluchzen aus.

„Gotte doch, Kindchen!“ Fränze Röhk schob ihren Stuhl heran, nahm das zuckende Wesen in den Arm und drückte sein Gesicht an ihren Busen. „Was ist denn, mein Tierchen!“ sagte sie zärtlich, unsagbar liebevoll. Gitta schmiegte sich an sie, preßte sich an die starke Frau.

„Es sind die Nerven!“ sagte sie und biß die Zähne vor dem stoßenden Atem aufeinander, daß sie knirschten.

Die alte Röhk war ein guter, heilsamer Bissen.

Gitta behielt sie über Abend da.

Schwester Hermine wachte. Es tat gut, nach diesen harten ersten Tagen hier zu sitzen und nur zuweilen hinüberzugehen, zwischen diesen zwei verläßlichen, tüchtigen Mädchen, die mutig und menschlich bloß den anderen lebten, hin und her. Die hätten Kinder und Männer haben sollen! Aber sie waren unbegehrte, unfruchtbare, verbrennende Wesen — da half auch keine Anklage! Gitta machte der Röhk einen Punsch, die Zeitung und neue Zeitschriften lagen da, die Röhk öffnete mit hörbarem Puff das gewaltige Futteral ihrer Hornbrille und setzte sie auf die Nase. Auch Gitta nahm ein Blatt. Doch sie lauschte dabei immerfort hinaus, als könnte in jedem Augenblick die Klingel schrillen und einen Brief, eine Nachricht, einen leibhaftigen Menschen ankündigen. Dieses Warten war zur unerträglichen Qual in ihr geworden, und am liebsten hätte sie Fränze Röhk gebeten, ihr Quartier hier aufzuschlagen, damit ihre laute Stimme, ihr harter Schritt, und sei es auch ihr Schnarchen, diese schwingende marternde Spannung fort und fort zerrisse. Aber nur der Wind stürmte gegen die Scheiben, und der Regen prasselte.

Einmal war sie nahe daran, davon zu sprechen. Doch sie bezwang es. Sie schämte sich. Was hätte die Röhk dazu sagen sollen? Schweigen!

Fränze Röhk war einem zweiten stärkenden Glase durchaus nicht abgeneigt. Sie hatte den ganzen Tag mit der Feder gekratzt und hielt nun die kräftigen Hände über dem Leib gefaltet wie ein behagliches Mönchlein nach schwerem Tagewerk. Schlag neun kam Herr Geis, um noch einmal nach dem ‚wakkern Kerlchen‘ zu sehen. Er tat der Kollegin wegen ein übriges. Auf Gittas Bitte nahm auch er bei einem kleinen Glase Sherry für einen Augenblick im Wohnzimmer Platz. Er berichtete dabei nebenher, daß heute der Kollege nicht angerufen habe. Er schlösse daraus, daß seine Rückkehr demnächst zu erwarten stünde ... Wie?

Die Doktorin Röhk aber, die er noch niemals gesehen hatte, schien Herrn Geis zuerst nicht ganz geheuer; er hatte an ihrer rechthaberischen Art mancherlei auszusetzen. Auch die Röhk war nicht entzückt und hielt ihn für ein arrogantes Hähnchen!

Gegen zehn zog der Professor die Uhr und stand im selben Augenblick mitten im Zimmer „Mein Gott ...!“ sagte er; auch die Röhk machte mit beiden Armen breite Schwimmbewegungen, suchte nach ihrem gewaltigen Pompadour, es war ein gehöriger Sack, der natürlich ganz wo anders hing. Und dann stiegen sie friedlich und streitbar, mit vorsichtig wachsender Schätzung füreinander, davon.

Da war Gitta wieder allein, sie stand frierend in dem großen Zimmer und hörte plötzlich die Luft stärker und stärker rauschen, als brandete und brauste das erbarmungslose Meer der Einsamkeit und Qual von neuem heran und über sie hin. Und dann schrie es in ihr, daß sie ihre Stimme ersticken mußte, und sie warf sich in ihren Stuhl und vergrub Gesicht und Zähne in den Kissen.

⌘ ⌘ ⌘

Als Franz am Sonntag früh die Post hereinbrachte, merkte Gitta gleich, daß etwas Besonderes damit sein müsse. Sie griff hastig danach. ‚Nein,‘ dachte sie müde und gleichmütig. Aber da war doch ein Brief, den

sie stürmisch erkannte. Wie ihr die vertrauten Schriftzüge auf dem Umschlag ins Auge sprangen, fast wie etwas Strahlendes, körperlich Liebes! Sie mußte ein Zittern, das über ihren Leib lief, überwinden. Dann ging sie zu ihrem Stuhl am Fenster, der stets ihre Zuflucht war, noch ehe sie einen Tropfen und Bissen genossen hatte. Was würde darin stehen? Hatte er sich doch gesammelt? Oder kam der Brief an Stelle des Schreibers? Das machte mutlos. Sie schnitt ihn mit einem ihr sonst fremden, abergläubischen Zögern, wobei sie erst die Schere, dann, als wäre das bedeutungsvoller, das Messer benutzte, zuletzt rasch auf und las.

Es war ein herb gedrängter, vortrefflich geschriebener Brief. Aber Gitta, die er doch erschütternd nahe anging, hatte beim Lesen das befremdliche Gefühl, als tanze sein Schreiber darin auf einem straffgespannten Seil, das hier und da bedenklich schwankte. Und als sie mit todblassem Gesicht und erstarrtem, frierendem Herzen, hinter dessen Erstarrung ein wilder, sprungbereiter Wille stand, zu Ende las, da wurde ihr die Gewißheit, daß dieses Schreiben den Sinn und Wert eines Auftakts haben sollte, einer mutig-vorsichtigen Vorbereitung.

Zum Schluß hieß es: „— Ich treffe morgen im Laufe des Vormittags in Berlin ein. Ich weiß, daß alles vernichtend gegen mich spricht. Ich hätte sofort nach Deinem Telegramm kommen müssen. Ich will niemand die Schuld geben, in keinem Punkt. Ich trage sie allein. Ich war selbst so zerstört und zerrüttet, fand vielleicht auch nicht den Mut. — Erlasse mir das Weitere. Wir müssen uns sprechen. H. M."

Die Mauern und Möbel standen noch und würden noch lange stehen, und sie selbst saß dazwischen und hielt das schöne, starke Papier in der fühllosen Hand. — —

Der Nachtzug kam nach neun Uhr morgens in Berlin an, ein wenig staubig und übernächtig. Man hatte notdürftig über kümmerlichen Waschbecken Wasser verspritzt, sich an Kaffee und Zigarette gelabt und war gereizter Laune. Ein hoher Herr in weitem, graugrünem Ulster, eine Krokodillledertasche in der Hand, hatte noch beim Aussteigen eine zornige Unterhaltung mit einem Gepäckträger. Ein ungeduldiger, cholerischer Herr — ein ‚Herr', der mit scharfer Stimme sprach und seinen Blick gebieterisch in der Gewalt hatte. Ihm schien die Nachtfahrt besonders schlecht bekommen zu sein. Er sprach sogar von unerhörter Bummelei und Gipfel der Frechheit.

In der geschlossenen Autodroschke draußen mußte er wieder warten, was ihn in noch üblere Laune zu versetzen schien. Er sah fast grämlich zur Seite, zornig gegen alles, was ihm ins Blickfeld geriet. Er hatte sogar beim Einsteigen vergessen, sein Ziel anzugeben und mußte sich noch einmal aus dem Fenster beugen: Hotel Adlon.

Da war man also wieder im lieben Berlin. Das also war wieder Berlin! Zu glauben? Nein. Die Straßen blank von Morgenfrische und Unternehmungslust. Da drüben der Leipziger Platz — Palazzo Meinecke — weg! Berlin? Man kam vom Südpol. Aus Honolulu. Monate lagen dazwischen. Jahre vielleicht. Eine Woche und darüber? Ausgeschlossen. Wahnsinn. Alles. Auch ihm lag dieses Wort unablässig im Sinn. Seine Lippen flüsterten es. Es fiel in jeden Satz, in jede Gedankenrinne hinein und zerriß, zerstörte sie. Die Hände spreizten sich, als griffen sie im Leeren nach einem Halt. Hatte er die Zügel ein bißchen verloren? Er nicht. Er keineswegs. Eine Ironie der Tatsachen scharf wie Schwefelsäure. Eher hatte sie den Kopf verloren — sie behauptete es, schwieg es — schwur es — in einem raffinierten, blindabenteuerlichen und doch zielfesten Sichtreibenlassen... Weg!

Berlin? Er ging auf den Händen. Tanzte auf dem Kopf zum Gaudium aller Zeitgenossen und Straßenjungen. Ein herrliches Schauspiel, ohne Entree, im Gegenteil, er kam für alle Kosten selbst auf, bezahlte den Spaß aus eigner Tasche. Nu — he —!

Der Herr war in unbeschreiblich schlechter, gramvoller Laune, und die Krokodilledertasche schwankte und hüpfte höhnisch vor ihm auf dem Rücksitz. Seit Jahren — Jahren hatte er eine so völlig zerspaltene, zerfahrene Gemütslage nicht an sich gekannt. Sie erinnerte ihn an seine allerverhängnisvollsten Zeiten... Adlon. Gottlob. Da ließ es sich wenigstens leben. Aber was sollte er hier — hier —? Warum nicht gleich ins Asyl nach Weißensee? Nu — he.

War etwas verloren? Vermutlich — einfach alles. Er klammerte sich wie ein fatalistischer Spieler daran und ließ es sogleich wieder fahren. Andere Bilder reihten sich eilig an, die eine süße Gier umkreisten und nach rückwärts und vorwärts wiesen. Und plötzlich stand auch der Gedanke an seinen Ruhm gleich einer tropischen Prachtblüte wieder in dieser Mitte. Eckerlein. Der Name hatte noch Klang wie eine Fanfare, übertönte jeden Mißton und löschte jede Schmähung, jeden Spott — jeden Flecken aus!

Sein Gesicht glättete sich. Seine Haltung ward fester, großartiger und herablassend. Die Halle war ein Huldigungsraum, er sah

wieder schärfer und klarer Menschen und Dinge, atmete ihren verbindlichen und devoten Gruß. Er schritt — schritt nach dem Fahrstuhl. Noch war man Herr, Erlesener, Führer, Genießer und würde's bleiben. Das Licht in der Ferne ward heller, lockender wie ein weißer Frauenleib und eine strahlend neue Lebenssonne. Sein Atem ward loser, sanfter. Nur die tragische, schwermütige Falte zwischen den Brauen blieb.

„Ein Bad!"

„Sofort, Herr Professor."

❀ ❀ ❀

An diesem Morgen kam er selbst. Er schloß auf. Klara, die bereits mißtrauisch war, kam mit etwas verlegener Nase heraus.

„Wie geht es dem Jungen?"

„Recht gut, Herr Professor."

„Ich möchte ihn sehen."

Schwester Hermine stand da und wurde rot vor Freude. Gitta war aus dem Zimmer gegangen. Hans Martin setzte sich ans Bett. Sein weiter, prächtiger Mantel war aufgeknöpft und umbauschte ihn. Den Hut hatte er draußen gelassen. Alles zerstreut, mit einer beherrschten Hast und doch nicht ganz unberechnet. Er betrachtete Erich, nahm behutsam die Hand und fühlte den Puls. Schwester Hermine berichtete leise. Er nickte.

„Ich möchte allein sein."

Er saß ernst und blaß, was sein Profil mit dem schöngeschwungenen Mund noch kühner machte, eine lange Zeit am Bett, hielt und streichelte die Hand, das Haar des Jungen. Er wußte selbst nicht, ob er dabei auf Gitta wartete. Aber sein Ohr lauschte nach draußen. Er war erschüttert, war, wovor er sich am meisten gefürchtet hatte, weich geworden und schwankend. Hier — hier war sein Reich, seine Welt, sein schönes, reiches Nest, die Stätte seines Aufstiegs und Erfolgs, seiner Zukunft, umhütet von kleinen, zärtlichen Händen, von einem geraden, hellen Sinn. Hier —! Jeder Gegenstand, jedes Blinken des Messings, des Holzes, die besondere Luft, schon im Fahrstuhl unten, auf der Treppe draußen, dann auf der Diele, hier im Zimmer hatte ihn vertraulich und fast zärtlich gegrüßt. Es zog ihn jäh wieder in diesen Kreis und in sein eigenes Zimmer hinüber, das seit vielen Tagen, jenseits eines Meeres von Tagen leer stand und wartete mit Schreibtisch, Stühlen, Sesseln, blinkenden Bücherreihen, Zigarrenkisten — ja, er dachte auch daran, an Bilder und Teppiche und hundert Kostbarkeiten. Das Musikzimmer — alles! Wahnsinn. Phantastisch. Trotz des Rausches — gerade deshalb! Ach was! Einmal wurde man satt, übersatt! War es schon gewesen. War jene so rasend geworden, agierte sie die große Leidenschaftliche, Fortgewirbelte, war sie so verschmachtet und verhungert — sie sagte's mit geschlossenen Augen schmeichelnd — er sah finster vor sich nieder. Er mußte's glauben und an seine Macht. Und er kannte sie gut und war Arzt, um es zu verstehen ...

Hier ... hier ... vernichtet — ja — Trümmer um seinen Fuß. Und selbst wenn Gitta — — aber er wußte nicht, wie groß, wie heftig ihr Zorn, ihre Erbitterung und ihr Ekel wäre. Sie konnte wohl auch in diesen Dingen maßlos und stürmisch sein, mit leidenschaftlichem, hartem Nein antworten. Sie war so entschieden in ihrem Urteil und niemals davon abzubringen. Ein eigensinniger, zäher, fester Mensch, die kleine Gitta! Es mochte sie wie ein Faustschlag getroffen haben ...

Nur das? O nein! Meinecke war der Block, der dunkel hinter allem stand, der Fels, an dem zuletzt alles zerschellen mußte, auch sein Mannesmut, selbst wenn er den besten Willen haben dürfte, selbst wenn er wollte, rücksichtslos — denn man könnte schließlich auch andere, sehr viel weniger feste und ... kostbare Ketten wieder zerreißen! Meinecke aber war unerreichbar, unversöhnlich. Hier brach alles zusammen. Er hatte Furcht, ihm zu begegnen, ja Angst. Von dem hing alles, die ganze Welt hier ab, auch Gitta. — Meinecke ... Er stand langsam auf. Nein, er möchte ihm hier nicht begegnen. Hier nicht und nicht anderswo. Man war kein Windhund. Man sah sehr klar und scharf.

Er dachte es leise und ward rot vom edelgebogenen Kinn bis zur hohen Stirn.

Ein feiner Schmerz und Überdruß stach an seinen Schläfen. Er hörte wieder das eigentümliche Rauschen von Lenores Gewändern, spürte ihren Duft, mit dem seine Haut noch getränkt war. Sie war so sicher, so ruhig, fast heiter. Sie freute sich zuzeiten wie ein verstörtes Kind über ihr neues Leben, sprach ohne Scham von ihrem neuen, listig errafften Reichtum und von Hans Martins Ruhm, ja, auch davon, als befriedigte und sättigte auch das ihre Seele, als hätte gerade auch das sie gelockt und bestimmt ... Und dazwischen wieder, nach solcher Vertraulichkeit, war sie ernst und schwerblütig und flüchtete erst recht zu ihm.

Komödie?

— Sie hatte plötzlich am Bahnhof vor ihm gestanden, ohne jede Verabredung; nur Anspielungen waren vorausgegangen wie schon früher, Zusammenhangloses in diesen letztverflossenen verruchten Sommertagen. Und plötzlich stand sie vor ihm, der ahnungslos

seinen Eckplatz suchte. ‚Lenore, bist du toll?‘ ‚Ich fahre mit. Mir ist alles gleich, ich ertrag' es nicht länger ... Ich will heraus — mit dir — ohne dich — ganz gleich — — nur reine Luft!‘ Eine zitternde, etwas zu große Geste. ‚Du bist wahnsinnig.‘ — ‚Ich bin's.‘ — ‚Es wird herauskommen, man wird uns sehen.‘ — ‚Man soll es.‘ Spielte sie mit dem Geschick und Glück, schielte geschlossenen Auges — o, sie sah wohl dabei zwischen den seidigen dunkeln Wimpern hindurch, was sie tat und was geschah! ... Sie liebte es wohl, Vabanque zu spielen ... Meinecke würde sie vermissen, würde stutzen, die Spur aufnehmen, seine Hand war nicht zaghaft und sein Wille nicht sanft. Und dann? Tränen standen in ihren Augen. Komm! Der alte lockende Ruf, der die Sinne wie ein Peitschenknips traf. Sein Blut war warm, eigentümlich gereizt, überreizt, aber sein Gesicht war blaß, finster und gar nicht überlegen. Es gab doch noch andere Frauen und mehr — dafür spielte man doch nicht um diesen unvergleichlichen Einsatz! Flucht? Er hob schon den Fuß. Da war Hede Mohr geschlendert gekommen, ein bißchen jungenhaft, mit einer unbekümmert witternden Nase. ‚Na, ihr Leute? Wohin des Wegs?‘ Und da spürte auch er plötzlich ein dumpfes, abenteuerliches Gelüst in seinem Blut, trotz dem gefährlichen Spiel — noch war gar nichts — — und dann? — — Dann war es zu spät. Und am Mittwochabend war des Großbürgers Telegramm da. Am Donnerstag reiste Lenore zu einer Freundin nach Wiesbaden. Sie hatte den Meineckeschen Drahterlaß noch am selben Tag beantwortet, noch in der Nacht einen langen, bewegten Brief geschrieben, der wohl längst vorbereitet war, unbeirrt durch Hans Martin. Man saß von Stund' an in der Falle und drückte die unkluge Nase zwischen die Stäbe ... Komödie? Befreiung? Niemand wußte's.

Er zögerte jetzt. Sollte er erst in sein Zimmer gehen? Nein. Er war für sein Gefühl schon fast ein Fremder hier, ein Eindringling. Seltsam. Er hätte überhaupt schreiben sollen. Wozu diesen Heroismus, der beide Teile nur quälte? Ihm graute. Die liebe Frau, der Junge, das liebe, feine Kerlchen. Er hatte sie lieb — noch von Herzen lieb, o ja! Wie konnte's anders sein! Beide! Es war schwer zu entwirren, grausam. Man stand mit scheuen, plumpen, schuldig hilflosen Händen davor. Aber er hatte in langem Kampf erwogen: bloß schreiben, das wirke zu kläglich, auch vor ihm selbst — wirke feige, konnte es in weitere Kreise dringen, und man mußte doch für jeden Fall erkunden, wie die Dinge für einen standen! Lieber ein wenig Gefahr — nun, er würde ihr zu begegnen oder auszuweichen wissen.

Ja, der Junge. Er betrachtete wieder den kleinen Erichmann. Er war etwas entstellt durch den Floritionsprozeß . . Geis hatte hier brav gewirkt. Geis würde entsetzt sein. Und wie würde man an dem ‚Mittel‘ weiterschaffen? Man würde eben getrennt marschieren und in dauernder Verbindung bleiben müssen.

Schwester Hermine glitt wieder herein. Sie hielt sich genau an die Minute. Recht so. Und nun kam das Schwerste.

„Meine Frau ist drüben?“

„Ja, Herr Professor. Sie ist in ihrem Zimmer.“

Er nickte und wandte sich. Man hätte sich das ersparen sollen! Es würde die Herzen zerreißen, dachte er mit ehrlichem Pathos und nicht ohne Furcht. Verletzen, verwunden. Häßliches aufsteigen lassen und vielleicht schwankend machen — — Er ging langsam, mit gesenkter Stirn im Mantel hinüber wie in ein Symbol gehüllt; er hatte es so gewollt. Fast ein Fremder ... Er öffnete langsam die Tür.

Gitta stand im Zimmer. Sie hatte schon lange so gestanden und gewartet. Zuletzt versteint, frierend bis ins Herz hinein. War der Weg zu ihr so weit, die Tür zu ihr so schwer zu öffnen?

„Gitta.“

Der furchtbare Ernst wehte auch ihn an und griff an sein Herz. Er war gewiß kein Mann aus Stahl und Eisen. Sie zitterte kaum merklich, bloß mit den Händen. Ihr Kopf war gehoben. Ihre Hände krampften sich zusammen. Ihre Augen waren weit und starr, als sähe sie ihn durch und durch. Sie sagte kein Wort. Die wühlende Eifersucht war erstarrt.

Er legte schweigend die Handschuhe auf den Tisch, neben dem er stand, und ließ sich dann, vorgeneigt und die Hände, auf denen die Adern hervortraten, faltend und pressend, in dem Sessel nieder. Ein von Schuld und Qual gebeugter Mann, wie er selbst empfand und aus einem Winkel seines Bewußtseins auch beobachtete.

„Gitta!“ — Und nun sprach er langsam — lange. Er allein. Und die Uhr tickte gleichmütig dazwischen. Und die große Stadt dröhnte fern.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Es ist furchtbar, Gitta,“ so schloß er. Gitta hatte regungslos im Zimmer gestanden, zwischen Tisch und Fenster, daß ihre Gestalt vom Lichte schwach umrahmt war. „Ich habe verbrecherisch gehandelt, unver-

zeihlich, schwach — unbegreiflich — aber es gibt Mächte im Leben — — niemand kennt und darf über sie urteilen, der sie nicht in sich selbst erlebt hat. Mächte — — Nein, ich darf so nicht sprechen."

Sie hatte noch immer geschwiegen. Ihr Blick hatte sich in ihn hineingewühlt. Ihr Ohr hatte jeden Ton, jedes Schwanken, jede Färbung seiner Stimme erhascht. Sie rührte sich nicht vom Fleck. Sie machte keine Bewegung. Und plötzlich kam ihre Stimme dünn und fremd zu ihm. Er duckte sich innerlich davor. Er hatte Furcht vor dieser Stimme, ihrem Fragen und Heischen.

„Ihr habt euch schon lange — schon durch Jahr und Tag heimlich gesehen und gesprochen?" fragte sie leise.

„Gitta ..."

„Sage mir die Wahrheit —" Es war plötzlich ein wehes Fordern und ein Schwanken in der Stimme.

Eckerlein hob den Kopf. „Gitta, wir machen es uns zu schwer."

„Wir müssen doch klar sehen. Ich will es wissen ..."

„Ja, Gitta," bekannte er fest. Auch er wollte Klarheit schaffen.

„Seit ... ihr damals rittet?"

„— Es kann sein."

Es entsetzte sie, obwohl sie es ahnte und andres nun auch durch Meinecke wußte. So lange, so früh schon? „O, Hans Martin!" — es sprang gegen ihren Willen ein trockenes, zorniges Schluchzen über ihre Lippen.

Eckerlein zog verzweifelt die Braue hoch „Wenn ich doch Worte fände —. Ich habe Schuld. Ich! — Und die andere."

„Ja, die andere!" klang es bitter und zornig, voll unbezwinglicher Feindschaft.

Eckerlein verteidigte nicht. Er senkte grüblerisch das Gesicht auf die Hände.

„Sie hat dich angesteckt und beschwatzt. O, ich kenne ihre Augen. Sie war uns immer unheimlich ...! Sie ist schlecht, schlecht bis in die Seele!"

„Nicht," sagte er ernst.

„Du bist ein Mann. Onkel Georg sagt: sie war die Stärkere und Schlauere, solche Männer wie du seien immer —"

„Nun?"

Meinecke hatte gesagt: ‚Frauenknechte.'

„Hans Martin, habt ihr niemals an uns — habt ihr niemals an den Mann gedacht, dem wir alles verdanken? Und an mich? An den Jungen?" fragte sie schwer. „Wir standen uns so nahe. Wir — sahen — und — sprachen uns täglich —" Ihr Gesicht ward plötzlich flammendrot bis zum hellen Haar hinauf. „Wir — standen — uns — so — nahe, Hans Martin — auch wir zwei — in dieser ganzen Zeit — —!" Jedes Wort war belastet von Erinnerung, Scham, Qual, von zornig aufspringenden Tränen. „Wie seid ihr schlecht! O schlecht! O pfui — —!"

Sie preßte die Hände gegen die Stirn, daß ihr schwindelte. Sie ging mit geschlossenen Augen zu dem Stuhl am Schreibtisch und legte das Gesicht auf die Lehne.

Und plötzlich schüttelte sie, hart gegen sich selbst, den Kopf. „Ich will alles wissen! Wir müssen alles rein machen, wenn wir es können ..."

Er hörte, allzu wach, ihre Stimme, als wäre er ein unbeteiligter Zuhörer. Fern, hell stand sie da drüben. — Und noch ferner, heller, kleiner, winziger schimmerte ein anderes Ziel, wie ein ganz fernes Blinklicht, das ihn mahnte.

Dabei krochen Gram und Schmerz zu ihm her und in ihm hoch. ‚Es ist ein dunkler, schwerer Traum,' dachte er.

„Du sollst auch wissen, daß ich manches erfahren habe ..."

Ihm schoß plötzlich der mißtrauisch-abenteuerliche Gedanke durch den Sinn: Sollte man sie beobachtet haben? Meinecke —? Unmöglich.

„Ihr seid gesehen worden. Nicht bloß auf dem Bahnhof."

„Ich verstehe nicht."

„Ihr seid auch an anderen Orten gesehen worden."

„Wo, Gitta?" Auch seine Stirn rötete sich.

„Ist das wahr? Du hast mir nie erzählt, daß auch du italienische Stunden ..."

Er sah sie dunkelrot an, als griffen plötzlich fremde, freche Hände an sein Geheimstes, als begeiferten schamlose Stimmen ihn — und sein — sein ganzes Leben. Frech und schamlos über alle Begriffe!

„Ist das falsch, Hans Martin?"

„Von wem weißt du's?"

Es klang schroff, nicht gut für Gittas Ohr. Sein Gesicht war rot und verzerrt.

Er stand auf und schritt mit weitem Mantel erregt umher.

Die Bewegung tat ihm unerwartet gut, sie klärte, rüttelte ihn auf, moralisch gewissermaßen, männlich. Das ferne Ziel blinkte, mahnte heller, fester, während er sich hier bewegte, er wurde verhört, nun gut, er wurde vernommen. Recht so. Sie hatte ein Recht dazu. Und er hatte die Pflicht und war gewillt, Auskunft zu geben.

Er lehnte sich müde gegen den Tisch.

Er sah ernst auf Gitta nieder, die drüben am Schreibtisch saß. Man sollte ihn nicht allzusehr reizen, auch in ihm brannte das Herz, auch in ihm war alles zum Reißen gespannt und voll furchtbaren Leids ... Er

brauchte sich in diesem Gemütspunkt nicht anzuklagen, nichts vorzuwerfen! Er genoß es förmlich für eine Sekunde. Nein — er litt. Er stand hier befragt, gedemütigt, im Mantel seiner schweren — vielleicht unsühnbaren Schuld, und dort saß steif, das Taschentuch in den Händen und an den Lippen, die kleine arme Gitta ... seine Gitta ...

Und nun zitterte ihr Rücken. Sie schluchzte wild wie ein Kind und doch weh und fürchterlich wie eine mißhandelte, verratene und gepeinigte Frau. „O, Onkel Georg weiß auch das —" Ja, der Großbürger hatte sofort diese Spur aufgenommen.

„Gitta — liebe Gitta — —" Er streckte vom Tisch aus die Hand vor, er streichelte hinter sich die Decke auf dem Tisch. Er wollte zu ihr. Aber er konnte jetzt nicht ... durfte nicht.

„Wenn ich könnte — mein Leben würde ich — —"

„O — — du — hättest es billiger haben können — —" Er sah zu Boden und verstummte, bohrte die Zähne in die Lippe.

Gitta rieb mit dem kleinen Batisttuch über die Augen, daß die Haut scharf brannte. Sie kämpfte auch mit ihrer Stimme ...

„Warum — kam — sie?"

Die Frage war nicht ganz klar. Eckerlein strich sich über die Stirn.

„Wußtest du nicht, daß sie — auf dem Bahnhof sein würde? Wir hatten deine Fahrkarte am Tage vorher gemeinsam gekauft," erinnerte sie ihn.

Sie biß in das Tuch und zerriß es zornig.

Er sah es. Er blieb stumm.

Er hatte vorhin vielleicht schon zu viel, fast alles gesagt, hatte er es gedurft? War es Verrat an der andern gewesen? Eine Scham kroch ihn flüchtig an. Es durfte ihn nicht kümmern. Hier lagen die Dinge ebenfalls ernst. Hier waren ebenfalls Rücksichten zu nehmen. Sollte er als gar zu fragwürdige Gestalt hier lehnen und seine Rolle zu Ende spielen?

Das würde einen furchtbar bittern Geschmack hinterlassen und eine Qual und Reue in ihm selbst.

Niemand hörte es, niemand erfuhr es — Lenore sicherlich nicht. Wahrheit! Bloß sie konnte helfen, lindern, versöhnen, soweit das möglich war ... Wahrheit, so meinte er.

„Und du?" fragte Gitta danach, und die kurze Frage wurde von ihrem Taschentuch erwürgt, das nur noch ein Bündel schmal zerrissener Streifen war.

Er senkte die Stirn. „Auch ich — gerade ich hatte gekämpft; nicht völlig vergeblich. Aber auch ich bin bloß Mensch — Mann — — Es schlug auch über mir zusammen. —"

Gittas Lippe blutete und der Tropfen fiel auf ihre Hand, dicht am Handgelenk. „Warum habt ihr es nie gesagt?" fragte sie kindlich.

„So verlaufen die Dinge nicht, Gitta."

„Was soll nun geschehen? — Wie denkst du dir die Zukunft?" fragte sie leicht mit wenig Atem.

„Willst du fort? ... Wir sind arm, Hans Martin. Onkel Georg ist nicht gut auf dich zu sprechen! Ich habe zwischen ihm und — dir zu wählen. Es gibt keinen andern Weg."

Das hatte er längst und sogleich vorausgesehen und nur allzu klar erkannt.

Und wollte — sie selbst kämpfen und festhalten? Es rührte und erschreckte ihn zugleich.

Es füllte sein Herz mit Erregung und Spannung — ja, mit einer Art Zärtlichkeit.

„Du wolltest — —?" fragte er tastend.

„Du hast nicht gut, du hast schlecht — schlecht, erbärmlich an mir und dem Mann, an uns allen gehandelt. Ich war ahnungslos. Ich hätte mich totschlagen lassen in meinem Vertrauen und meiner Liebe. — — Hans Martin, wie würdest du wählen —?" Sie sah ihn zum erstenmal wieder an. Groß, frei, kühn mit einem brennenden Verlangen nach innerster Ehrlichkeit.

Er senkte den Blick vor diesen reinen, unerbittlich fordernden und forschenden Augen. Alle Liebe, Treue, aller Groll, Schmerz und Zweifel waren darin.

Er war stumm. Der Parkettboden knisterte. Die Straße hinter den Fenstern schickte Geräusche herauf. Mehr, mehr! Lärm sollte Luft und Zeit füllen, zwischen sie treten, eine Kluft aufreißen, in der die Augenblicke versänken.

„Gitta ... Das ist ja alles so gleichgültig und nebensächlich, so unsagbar unbeträchtlich und nichtig. Es steht wohl ganz andres auf dem Spiel und zwischen uns als dein Onkel Georg! O, ganz anderes ... meine Lage ist furchtbar. Glaube mir, ich habe wie ein Riese gekämpft, als ich hierherkam. Ich mußte, wollte dich sehen ..."

„Was — heißt — das?"

Er neigte unwillkürlich den Kopf.

„— Liebst du sie —?"

Er schwieg mit starrem Gesicht.

„Du sollst nicht fragen, Gitta. — — Auch ich würde Verzicht, Enge, Arbeit mit Freuden auf mich nehmen, ich schwöre dir's! —"

Gitta stand wieder steil und bleich am Tisch. Ihre Hand umklammerte den Stuhl. „Du liebst sie so sehr —? Du darfst doch nicht, Hans Martin ...! Ich habe doch ein Recht ...! Und der Junge drüben. Wir alle — das — alles — alles — —!"



Stilleben

Gemälde von Prof. Leo Samberger

Er wollte zu ihr. Es griff ihm abermals übermächtig ins Herz. Ja, er hätte ihr ganz nahe sein, sie in die Arme pressen und beruhigen und streicheln mögen. Kleine liebe — kleine liebe — süße Gitta ...

Er hielt sich zurück. Diesmal wirklich in einem Kampf.

Das ferne Licht mahnte, schimmerte plötzlich greller, rief wie mit feiner, heller, durchdringender, goldfeiner Stimme. Das Licht schimmerte näher, als stünde die Tür bereits offen und ließe einen haarschmalen, freien Spalt gleißen.

„Forderst du's? Sprich, Gitta ..." sagte er mit schwerem, bitterm Ernst. „Du hältst unser Geschick in der Hand. Ich darf keinen Willen haben. Auch ich habe bloß eines Menschen Kraft. Meine innerste Ehre ist besudelt — — ja, ich weiß das. Mein bestes Selbstgefühl ist verwundet durch das Stärkere — —" auch er ballte jetzt die Hände und hob sie an die Schläfen. „Forderst du's? Sag' es mir, Gitta — —"

„Ist das wahr, Hans Martin?"

„Glaubst du, daß ich in dieser entsetzlichen Stunde ein Spiel treibe. Ich stehe splitternackt vor dir. Ich habe tagelang darum gekämpft, das hielt mich fern — nur das — Ich wollte dir ins Auge sehen, du solltest mich so sehen."

Sie kam lautlos, bebend einen kleinen Schritt näher und wußte es selbst nicht. Ihre Blicke liefen wie scheue Tiere zu ihm her. O, der Großbürger hatte ihr wohl einige Lichtlein aufgesteckt. „Ich bin dir nichts mehr nach allen diesen Jahren —?" fragte sie leise wie singend.

„Gitta, nicht so ..." Es erschütterte ihn.

„Ich weiß nicht, ob du ganz wahrhaftig bist, Hans Martin," sagte sie, es mehr weinend, als sprechend. „... Oder war schon damals vor vielen Jahren etwas zwischen euch und stand dann immer zwischen uns? Warum kamst du dann zu mir, Hans Martin? ... Ach, ich kann dir nicht mehr so recht glauben, ich weiß nun so manches ... Du warst wohl niemals ganz wahrhaftig zu mir! — Willst du jetzt nicht auch fort, weil — weil uns Onkel Georg im Stich läßt — —" ihre Stimme erlosch.

Er sah stolz und düster über sie hin. Sie griff wie mit frevler, böser Hand an seine wundeste Stelle. Wollte auch sie zerstören? Wie fürchterlich. Wie schrecklich. Seine Stirn flammte.

Dabei hörte er ihr stürmisches Kinderweinen und fühlte ihren wehen, flammenden Frauenzorn.

„Ich verstehe nicht, was du sprichst, Gitta. Ich kann nur aus tiefster Not und Seele wiederholen, was ich sagte. Ich will — aber ich kann nicht mehr als ein Opfer bringen ..." sprach er leise, und der Herzschlag flatterte ihm im Hals.

„Nichts andres hast du mir zu sagen?" die Frage klang schwach und klagend — — „Weiter nichts, Hans Martin? Nach all dem Schlimmen? Ich halte dich ja nicht — — Wir halten dich ja nicht — —"

„Gitta. Nicht so, nein, nicht so, ich weiß, ich habe kein Recht und darf um nichts bitten — —" Er streckte flehend die Hand aus, auch sein Augenspiegel war feucht und brannte, seine Lippe zuckte, und in ihm wühlten verstörte Gedanken gegeneinander.

Doch sie schüttelte den Kopf, lief über den Teppich und brach dann am Sofa zusammen.

Eckerlein stand, erregt und betroffen, steif da. Nun schimmerten wirklich Tränen in seinen Augen. Die Worte, die sie noch sprachen, fielen gequält und erschöpft zu Boden.

⁂ ⁂

„Wir müssen wohl ruhiger und klarer werden, Gitta, wenn wir es vermögen," hatte Hans Martin endlich gesagt und war dann langsam und mit lastender, verzweifelter Hilflosigkeit in sein Zimmer geschritten. „Wir verwunden und vergiften uns nur."

Er hatte in seinem Zimmer den Mantel abgelegt, ihm war warm geworden.

Briefschaften lagen zu Hauf. Er ließ sie durch die Finger gleiten. Später. —

Er mußte sich sammeln. Seine Nerven zitterten, und sein Puls ging rasch. Er lag lange bewegungslos in einem Stuhl.

Was nun? Die Frage reckte sich wie ein riesiger Schatten vor ihm, hinter ihm, in allen Winkeln auf.

Endlich ging er an den Zigarrenschrank und klapperte mit den Schlüsseln.

Dabei sah er sich unwillkürlich in dem Zimmer um und betrachtete das alles.

Hübsch. Wunderhübsch. Man sollte sich hier niederlassen, es sich nett und gemütlich machen; wohl dem, der alles das besäße, hier nach Belieben kommen, gehen und verweilen könnte. Der scharfe Tabaksduft des Schrankes wehte ihn vertraut an und bewirkte, daß er wieder zum Gefühl seiner selbst kam. Er spürte quer durch sein Gehirn einen feinen, langen Stich gehen.

Durfte man hier rauchen? ... Nur eine Zigarette. Er traf langsam Anstalten dazu. Dann strich er sich über die Stirn. Es wäre so vielerlei zu ordnen ... wäre ...?

Lenores Bild stand noch hier. Er sah etwas schief und feindselig hinüber. Das Bild schien sanft zu lächeln.

Hatte Gitta das Zimmer in der Zwischen-

zeit nie betreten? Es schien so. Sie war immer bloß bis an seine Schwelle gelangt.

Hübsch hier. Sehr hübsch. Man sollte Platz nehmen.

Was übrigens bedeutete das vorhin? ‚Ich weiß so manches von dir ...‘ Was denn noch? Sie war außer sich ... Es war unsinnig.

Ja, er litt. Er seufzte tief. Lief umher über weiche Teppiche, die jeden Winkel deckten. Stand am Fenster, sah den Bankdirektor drüben in sein eidottergelbes Auto springen und davonflitzen — glücklicher Mann! Wieso? Keiner wußte, was der andere erlebte.

A ja! Er reckte die Arme, daß die Sehnen knackten, und schloß die Augen. Einen Ausweg — ein Königreich für einen Ausweg!

War denn eine milde, gerechte Verständigung auf intellektualistisch gehobener Ebene abseits oder über der erregten, instinkthaften Wertung so ganz ausgeschlossen und unmöglich?

Dann sank er wieder in den breiten Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch und starrte finster und tiefsinnig vor sich hin.

Aber er dachte bloß: ‚Dumm! — zum Totschießen dumm. Alle Welt ist tobsüchtig.‘

Das schien im Augenblick seine ganze Weisheit.

Sollte er hier bis zum Abend brüten? Überhaupt, was nun? Sollte er hier sein Zelt aufschlagen oder gar drüben im Schlafzimmer? Zum Totschießen — Unsinn! Zur Sache. N — nein, er konnte hier nicht gut bleiben — ehe nicht alles so oder so ... ja was denn? Und wie lange könnte man überhaupt noch hier in diesem Luxuswigwam hausen?

Er beschäftigte sich einigermaßen planmäßig an seinen Schreibtischfächern. Er entnahm ihnen Papiere, Konzepte, Briefschaften; auch einige Kostbarkeiten, auch ein graues Mäppchen mit welken Kaliko-Ecken.

Dann klingelte er nach seiner Reisetasche, die auf der Diele stehengeblieben war, und packte alles sehr behutsam ein.

Er konnte in der Tat hier nicht gut den ganzen Tag sitzen bleiben, besonders jetzt nicht. Er hatte auch in der Klinik nach dieser langen, unvorhergesehenen Abwesenheit zu tun und sich bereits vom Hotel aus angemeldet. Vielleicht hatte auch der Großbürger seinen Besuch angesagt und schon die neuste Nachricht erhalten ...? Er dachte es nicht ganz klar. Es war sogar eine leichte Hast in ihm.

Nach einer guten Weile schloß er ab. Zog seinen Mantel wieder an, nahm Hut und Tasche und schritt hoch aufgerichtet in die Diele hinaus. Er gab Franz draußen einige Weisungen.

Brennend gern wäre er noch einmal bei dem kleinen Erichmann eingetreten — noch an der Tür fiel es ihm ein, schon im Zimmer hatte er daran gedacht. Aber er wußte auch, daß Gitta wieder bei ihm weilte, das ging also jetzt nicht. Armes Kerlchen! Es tat ihm furchtbar leid, während er den Fahrstuhl aufschloß und die Türen zuklappte. Er litt schwer darunter.

Er nahm keinen Wagen; daran, sein eignes Auto kommen zu lassen, hatte er kaum von weitem gedacht. Sein eignes ... Man hätte ganz hoch und leise lachen mögen. Scherzhaft.

Er ging. Die Straßen waren noch blank und frisch. Das Laufen tat ihm gut nach der langen, dumpfigen Nachtfahrt.

Dabei betrachtete er wieder mit einer gewissen zwangsläufigen Beschaulichkeit dieses und jenes.

Die Vergangenheit zum Beispiel, die Zukunft in verschiedenen, weit auseinander liegenden Formen.

‚Du hast zwischen mir und Onkel Georg zu wählen.‘ Arme Leute also. Ganz arm mit guter Aussteuer und gewissen Glanzresten. Luisenheim? Heidihops! Besaß er in diesem Augenblick überhaupt noch ein Recht, dort einzutreten? Seine Patienten gaben ihm eine moralische Verpflichtung dazu; auch andres war abzuwickeln. — Arme Leute also. 2000-Markwohnung, wenn es dazu langte. Und man war vierzig und darüber. Dritter Anfang, ohne Sprungbrett, ohne eigene Elastizität, mit Reue, auch persönlicher, besonders aber dinglicher Art; mit Schatten ringsum und zwischen den Menschen, überall geheime Spitzen und Schärfen ... Und man hatte noch den Geschmack üppiger Verwöhnung auf den Lippen. Selbst sein ‚Mittel‘ müßte darunter leiden oder würde von andern abhängig werden, der Staat gab bloß mal 1000 Taler oder gar nichts; Kassenpatienten, ein Lauern wie die Spinne im Netz, und Sonntags ein Ausflug nach Schlachtensee — man ächzte vor Übelkeit. Ode — — — Onkel Erich? „Von mir kriegt ihr bloß sechs Dreier,“ wie er gern sagte; über das andre war längst zugunsten seiner wissenschaftlichen Stiftung verfügt. Und wenn ihm Gitta wirklich etwas abbettelte — bestenfalls einen Zuschuß — und dies war mehr als unsicher, denn das krakelige Männchen würde, schon weil es ihm besser in den Kram paßte, in diesem Punkt grollend auf Meineckes Seite treten ...

Er mußte an einem Übergang warten.

Und die andre Fernsicht? ...

Ein vertrauter süßer Duft wehte ihn an. Ein sinnlicher Duft. Sinnenzauber, Holdheit, Verwöhnung. Er genoß etwas wie Sehnsucht, einen Hauch von Verlangen, von Leidenschaft, ja, mehr — wenn man es als letzten Grund brauchen sollte, wenn er selbst es von sich verlangte. Wo weilte sie, was trieb sie? Vielleicht machte auch sie besinnliche Inventur. War er ihrer so sicher? Aber Lenore dürfte ihn niemals in einer Fünfzimmerwohnung sehen, kleinlaut, ohne Glanz und schwingenden, tönenden Nimbus. Und plötzlich erschrak er. Wenn auch dieses Bild zerrann ...

Er gestattete sich zwei ungleiche Schritte. Einen Augenblick lang war ihm, als müßte er in eine Droschke steigen, zur Bahn fahren — fort. Mochte kommen, was da wolle. Festhalten für jeden Fall, auf der Hut und Wacht sein. Und dies würde vielleicht sogar am allerstärksten auf die andern wirken: Hingerissenheit im Hörigkeitsbann der Leidenschaft, des Unbezwinglichen... Ru—he!... Ein Abstieg — o ja! man konnte's wohl so nennen. Lenores drängende Seele schien da noch mit andern Erfüllungen zu rechnen, — vielleicht auch ihre Hoffnung auf ihn selbst zu setzen, auf seinen Nimbus und Erfolg. Leben! Leben! Der Kühne oder Kluge trieb ihm mit heischendem Lächeln und schmiegsamen Händen entgegen, so dachte sie wohl. Etwas mehr als eine Million ... so wußte er von ihr.

Dennoch fühlte er ein wachsendes Kitzeln und Brennen in allen Nerven oder Sinnen und freute sich fast darüber, als rechtfertige es ihn und alles. Er atmete tiefer, die Luft ward reiner. Ganz neu fast. Man brauchte bloß ja oder nein zu sagen. Nun, da Raum und Zeit zwischen ihnen lag, Tage und Nächte, war er wieder frisch, weitab von Ermüdung und Mißtrauen. So war es oft gewesen.

Wollte er's?

Ru—he.

Er blickte düster und herb ins Weite und schritt mit zusammengepreßten Lippen am Kanal hinab.

Der Pförtner grüßte ihn wie einen König.

Die Wärterinnen in den Gartengängen erröteten beglückt und knicksten fast. Kollegen schüttelten eilig die Hand, aber nicht ohne Zuvorkommenheit.

Noch war man König. Und würde's auch — in anderm Ausmaß bleiben!

Oben trat ihm die tizianhaarige Wärterin mit demselben beseligten Eifer entgegen, wie ihn die andern dienstbaren Damen des Hauses gezeigt hatten. „Herr Geheimrat Meinecke warten in Herrn Professors Zimmer."

Eckerlein erblaßte. Sein erster Gedanke war: Kehrtmachen, die Treppe hinab, zum Bahnhof — irgendwohin. Ganz fern wie ein bergendes, empfindsames Ziel sah er Lenore.

Aber das ging nun nicht. Die Blondbehaarte würde ein allzu erstauntes Gesicht machen, derlei vertrug er nur schwer, er sah die eigne Lächerlichkeit und Anfechtbarkeit mit dieses Mädchens hellen Augen und verbot sich schon aus diesem Grund jene fliegenden Gedanken.

„Gut. Ich wünsche nicht gestört zu werden, in keinem Fall, Schwester Adele."

Er holte mechanisch Atem, und nur die flüchtige und nicht ganz ungesuchte Erkenntnis, daß er jünger, größer und kräftiger wäre als der Gast hinter der Tür, hob etwas wie eine harte Entschlossenheit in ihm. Auf derlei hatte er gefaßt sein müssen, er war es auch gewesen, freilich nur nebenher. In Wahrheit hatte er nicht ganz fest daran geglaubt, sondern mit dem Alter, mit einem überlegenen großen Stil des andern gerechnet, der sich wuchtig und unverstörbar nur mit Tatsachen abgab und alle lärmenden Nachreden, schrillen Peinlichkeiten und kläglichen Empfindsamkeiten vermied; auch hatte dieser ältere Herr mit Bauch, Glatze und Herzdefekt das Odium der Lächerlichkeit zu fürchten und zu meiden. Hatte er nicht besessen, was er allzuspät begehrt? Er hatte dankbar zu sein und — geschmackvoll.

Er kannte den andern nicht.

Der Großbürger stand am Fenster und zeigte ihm den breiten Rücken. Er wandte sich langsam um. Er war rot bis über die Glatze hin und die Augen blickten rund wie blutunterlaufen. Doch das konnte er nicht recht erkennen.

Woher kam er? Er schien ausgezeichnet unterrichtet zu sein. Kein Auto draußen. War er zu Fuß gekommen? Nicht anzunehmen. Er stand schwer und stämmig da. Wie in den Boden gerammt. Mit einer gewissen Verschlagenheit. Die Ur-Instinkte seiner Natur, die ihm den Weg in die Höhe gebahnt, jedes Hindernis niedergeschlagen oder umgangen hatten, schienen für diese Stunde in ihm erwacht, der rücksichtslose, in allen Schlichen gewandte und alle Gegenzüge zwingende Mann der Praxis. Er war von Haus aus kein Pair mit müden oder großartigen Gesten. Sein Vater war vom kleinen Handwerker auf dem Wedding zum Fabrikanten gewachsen, sein Großvater war noch Bauer im Oderbruch gewesen.

Was wollte er? Ebenfalls kämpfen, nicht loslassen? Komm an — wollen sehen, wer der Stärkere ist und dem andern den Raub

aus den Fängen schlägt! — Der geschätzte Kliniker war blaß.

Eckerlein kannte ihn in diesem Punkt schlecht. Er war sehr viel einfacher in seinem persönlichen Empfinden, geradezu altmodisch. Tief verletzt, in seinem harten Besitzwillen verwundet und ergrimmt. In solchen Dingen für reinliches, klares, schroffes Ja oder Nein.

Die beiden Männer sahen sich stumm in die Augen. Eckerlein empfand seine Reisetasche als störend, sogar lächerlich, wie die Tasche eines auf der Flucht ertappten Bankkassierers. Man hätte sie draußen lassen oder beim Eintreten in eine Ecke schleudern sollen.

„Ich wünschte, Sie zu sprechen. Es schien mir am geratensten, Sie hier zu erwarten."

Schlicht und ehrlich.

Eckerlein hörte's stumm. Er stellte die Tasche auf einen Stuhl an der Tür und warf seinen weichen Hut darauf. Er war hier Hausherr.

Das Sie kränkte ihn, beleidigte ihn insgeheim. Das Gegenteil hatte ihn einmal stolz gemacht und beglückt wie ein Ritterschlag. Der Mann war sein Feind. Ein gefährlicher Feind!

„Ich habe zu hören, Herr Geheimrat." In dieser Anrede war ein Ton oder Strich zuviel, fast ein Stich ins Unterwürfige.

Der stämmige Herr kam ein paar Schritte näher, ziemlich dicht heran.

Ja, seine Augen waren blutunterlaufen wie die einer bösen Dogge. Kugelig, voll scharfen Glanzes. Die Stimme war stark und fremd.

Eckerlein dachte nervös daran, daß man draußen lauschen könnte, obschon er die gepolsterte Doppeltür vorsorglich geschlossen hatte.

Der Großbürger fragte und sagte einiges. Die lakonischen Sätze, gedrungen wie die ganze Gestalt des Mannes, schlugen dem andern ins Gesicht. Es war nichts Liebliches, was er sagte. Es ließ kein Mißverständnis aufkommen. Es war äußerst klar und überzeugend geformt, so klar und unzweideutig, lapidar und derb in Form und Ausdruckskraft, daß es Eckerlein für unerläßlich hielt, einmal mit der Faust auf den Schreibtisch zu schlagen und — „Herr — —!!" fast zu brüllen. Völlig unzweckmäßig. Es machte sehr geringen Eindruck. Auch das weitere: „Ihr Alter schützt Sie, Herr Geheimrat!"

Gar keinen Eindruck. Eckerlein sah das auch sofort ein. Seine beste Haltung in diesem Fall war und blieb die steinerne. Er nahm sie noch bestimmter an. Er seinerseits hatte nur wenig zu erklären gehabt. Dem andern lag gar nichts an solcher Aufklärung. Dies war der persönlichere Teil der Unterhaltung.

Der Großbürger hätte seinen Melonenhut, der auf dem Fenstersims lag, nehmen und als Sieger davondröhnen können.

Allein es war noch einiges zu erledigen. Eckerlein war hier Hausherr — aber doch bedingt — sehr bedingt, Meinecke war es noch mehr. Und das wußte der geschätzte Kliniker und gefeierte Zeitgenosse recht gut.

Trotzdem ergriff der Geheimrat, bloß um einen gewissen Abschluß zu markieren, seinen Hut. Die Handschuhe hatte er gar nicht ausgezogen.

„Ich hätte Ihnen das schreiben können. Ihre Adresse war unsicher. Und ich hatte dieses besondere Bedürfnis."

„Ich wiederhole: ich bedaure für diesen Fall und seine sonst üblichen Folgen den Altersunterschied zwischen uns."

„Lassen Sie doch diesen Unsinn! Sie bedauern gar nichts, wie ich Sie nun zu kennen glaube. Im übrigen bin ich zu verständig für solche Dummheiten!"

Eckerlein deutete eine großartige Schulterbewegung an, die gar nicht bemerkt wurde.

„Sie haben dieses Haus nur noch als Arzt zu betreten, solange das nötig ist. Solange Sie irgendwelche Abschlüsse zu tätigen oder Patienten persönlich zu behandeln haben. Da Sie unvermißt geraume Zeit abwesend waren, scheint das kaum nötig zu sein. Was Ihnen an ärztlichen Honoraren noch zusteht, wird Ihnen durch das Bureau ausgezahlt. Meine Anwalt wird noch heute mit Professor Geis und den andern Herren Rücksprache nehmen und Beratungen über die Zukunft dieses Hauses einleiten. — Dies wäre ebenfalls erledigt."

Eckerlein schwieg und bewegte keine Miene. Er lehnte leicht am Schreibtisch. Es war in diesem Augenblick nicht mehr sein Schreibtisch, wie er mit dem Rücken empfand. Er sah zum Fenster, steinern, äußerst korrekt.

Noch etwas?

„Wir zwei sind fertig. Wie Sie die Angelegenheit mit meiner Nichte regeln wollen, geht mich nichts an. Darf mich nichts angehen. Ich sprach vorhin ein knappes, klares Wort mit ihr. Es scheint, daß Sie ihr die letzte Entscheidung zuschieben wollen, dadurch, daß sie das große ‚Opfer', das Sie aus Pflicht und Mitleid bringen wollen, nicht annehmen kann — fein! Ich würde bedauern, und ich habe ihr das unzweideutig ausgesprochen, wenn ich mich von ihr lossagen müßte. Sie hat zu wählen. Das beste wäre, auch in jeder Hinsicht für meine Nichte, Sie verschwänden mit oder ohne gute Haltung

schleunigst von der Bildfläche — aus unser aller Gesichtskreis! Wenn noch ein Funken von anständiger Gesinnung, wenigstens dieser Frau gegenüber, in Ihnen ist, so geschieht das auch. Sie denken ja gar nicht daran, ein Opfer zu bringen, auch jene andre wäre Ihnen hinterher verdammt unbequem, wenn sie bloß mit einem Nachthemd in der Reisetasche davongegangen wäre! Ach was —!! Wir haben uns einmal von Ihnen einfangen lassen — auch ich schließlich — ja, auch ich —! Meine Nichte ist mir zu schade für dieses alberne Spiel, das nur mürbe macht und Stachel hinterläßt. Überhaupt zu gut für Sie — war es von Anfang an! Und nun erst recht! Auch der Junge! Sie dürfte das selbst in nicht allzuferner Zeit, wenn es ihr nicht schon jetzt fürchterlich dämmert, so ansehen! — — Aber es geht mich nichts an. Leider! Sonst würd' ich es einfach fordern — Ihnen alles weitere verbieten! Denn ich für meine Person wünsche — dulde — keinen Halunken in meinem Lebenskreis — —!"

„Herr — —!!"

„Wie? — Meine Nichte kennt meine Ansicht und wird sich entscheiden!"

Damit ging der stämmige Herr mit festem, erschütterndem Schritt hinaus und schlug die äußere Doppeltür hinter sich zu, daß es krachte. Die Üppigblonde sah ihm mit großen, erschrockenen Augen nach.

Eckerlein spie aus. Er griff mit hastigen Händen auf dem Schreibtisch umher, nahm einen Federhalter, zerbrach ihn und warf die Stücke auf den Teppich, nahm einen Briefbeschwerer und schleuderte ihn gegen den nächsten Stuhl. In seiner Kehle würgte ein Ächzen der Wut. Seine Augenspiegel waren feucht, er weinte wirklich. Es war echt. Er war geschlagen, mit Schimpf geohrfeigt, diffamiert. Er dachte an Lenore und fühlte sich besudelt. Eine jähe, hysterische Angst faßte ihn an, als könne es auch sie in die Ferne hin in ihrem Wollen und Wünschen treffen und herabstimmen ... Er ging mit großen Schritten rastlos umher und riß den ihn würgenden Mantel auf. Er hatte Angst, daß geklopft werden könnte, daß jetzt jemand hereinkäme — jetzt nicht — jetzt keinen Menschen — —! Er dachte auch an Gitta und den Jungen, klein, winzig, fern, wie farblos, seine Wohnung, sein Zimmer am Matthäikirchplatz, verwischt, eingerissen, zerstört durch eine brutale Hand.—

Er ballte die Hände. Da unten ging der — der Patrizier, dessen Kreise zu stören er gewagt hatte. Es war eine Art trocknen Schnaufens in seiner Kehle.

Auf der Erde lag Lenores Bild. Das Glas des Rahmens war zerbrochen. Der Großbürger hatte es wohl beim Eintreten hinabgeworfen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Abend im Hotel schrieb er in ausklingender, wühlender Stimmung, sozusagen für sich selbst, als Entwurf, als Konzept und Versuch, einen langen Brief, verwarf ihn, schrieb wieder, ging weit nach Mitternacht mit schwingenden Nerven ins Bett und begann im Laufe des nächsten Morgens mit jenem gallenbittern Geschmack im Munde von neuem, wobei er einige gute Stellen des bislang Geschriebenen benutzte.

Aber erst am aufsteigenden Abend, als er müde, man konnte sagen: erschöpft war, auch von Pausen, Gängen und nicht allseits erquicklichen Geschäften, entschloß er sich zu einer neuen und gedrungeneren Fassung.

Ein Brief Lenores hatte ihn getröstet und aufgestachelt, wieder an sich selbst erinnert — er sehnte sich förmlich. Er setzte sogleich ein Telegramm an sie auf.

Danach war er fertig mit seinen Nerven.

Er ließ sich Speisen und Sekt bringen. Das stärkte und besänftigte ihn für Augenblicke.

Was indes sollte er mit dem Abend anfangen? Wieder brüten, trinken, rauchen, rast- und ratlos im Zimmer laufen? Er war in der Zeit gefangen und hatte Stubenangst. Abreisen — abreisen — raunte es in der Luft und in seinen Nerven.

Er fragte durch das Haustelephon an, ob eine Karte für die Oper zu haben wäre. Nein. Bloß für den Wintergarten. Gut, Wintergarten. Vielleicht war gerade das das Richtige. Schriller Lärm und geiles Gaukelspiel, er freute sich in einem Winkel seines mürben Sinns darauf wie auf eine Erfrischung. Er steckte Lenores Brief, der wie ihre Hände duftete, zu sich, nahm das Telegramm — und der andre Brief? Der konnte — sollte bis morgen liegen bleiben!

Warum? — Gemütshemmung? Er nickte bitter, dann mit scharfem Selbstspott: Feigling!

Die Erinnerung biß, bohrte, quälte.

Die Szene mit dem Großbürger stand wieder vor ihm.

Der flammende, peitschende Zorn war wieder da. Er sah sich selbst in seinem Schwanken, was seine Erbitterung noch schürte. Feigling! Und der Junge —? Es ging ihm gut, Geis hatte ihm berichtet. Und es würde ihm auch in Zukunft gut gehen, besser, als in jeder andern Hut, der Großbürger wachte, und ein ordentlicher Platz in seinem Millionenhimmel war ihm sicher!

Ja, das schämige Geislein. Komödie. Man spielte sie vor sich selbst!

Schimpfworte hallten in ihm.

Und plötzlich nahm er einen größeren, festeren Umschlag und schrieb mit starken, säbelnden Buchstaben des Großbürgers Namen darauf; dann schloß er den Brief an Gitta, und nun schrieb er deren Namen darauf und schob ihn mit eckiger Hantierung in den größeren Umschlag hinein. Pochte mit der flachen Hand, mit der Faust darauf, wie nach einer stürmischen Anstrengung. Und saß dann still davor. Das Licht der Schreibtischlampe war trübe — der Schleier zu dicht.

Eine Huldigung für den Patrizier? Unterwerfung? Nicht ganz. Mehr ein rachsüchtiger Umweg. „Tua culpa! — Du hast es gewollt! — Du willst es!“

Somit würde er auch zurückzahlen — in bar, auch großmütig sozusagen!

Er klingelte nach einem Pagen.

Aber dann riß er jenen Umschlag mit dem verhaßten und gefürchteten Namen wieder ab.

Und er fuhr nach dem Wintergarten.

Es war voll, übervoll. Stimmen und Farben kreischten.

Hitze, Menschendampf und Lärm umschnürten ihn, daß es zur Angst wurde.

Er lief nach einer kleinen Stunde wieder davon und wandelte durch die Straßen, finster, grübelnd, vom Gram und schwärenden, fressenden Schimpf beschwert — bis zum Matthäikirchplatz.

Er sah nach dem dritten Stock hinauf. Zwei Fenster waren hell. Gittas Fenster. Er preßte die Lippen aufeinander und schloß die Hand. Er litt. Reue und Angst vor dem unbekannten Leben rangen in ihm. Wie rein, klar, einfach, unvergleichlich mühelos, ja — bequem und unbändig reich bis in alle Ewigkeit war alles bislang gewesen ...! Narr! Narr! Er litt schwer und mit Bewußtsein und mit wollüstiger Befriedigung. Er stand und ging düster. Ein müder, gedemütigter, schuldiger, mit dunkler Lebenslast beschwerter Mann, wie er es in dieser nächtlichen Stunde empfand und empfinden wollte. Sein Schritt hallte.

Ein Ausgestoßener, er dachte es selbst und sah sich ernst, hoch und düster, in eine schimmernde Gloriole des Grams gehüllt, durch die Stille schreiten, indes die beiden Fenster fern und ferner schimmerten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Aber erst nach Tagen, erst am Ende dieser Woche, als Erichmann schon wieder ein wenig menschlicher auszusehen begann und Herr Geis immer behutsamer und fast auf den Zehenspitzen die Wohnung am Matthäikirchplatz betrat und mit der Kollegin Eckerlein bei rotumwölkter Stirn bloß von ganz fernliegenden und äußerst gleichgültigen Dingen sprach, wonach er meist sehr bald und herzlich — Gittas Hand schmerzte stets von seinem festen Händedruck — wieder davonstrich, erst als der Absender selbst schon wieder in einer andern sichern und mehr gefestigten Luft atmete, die ein süßer Frauenduft stählte und ein dunkles madonnenhaftes Augenpaar bewachte, erst dann geriet jener unter Schmach und Qual empfangene und unter Kampf zögernd geformte Brief in die richtigen Hände.

⌘ ⌘ ⌘

Keiner hat jemals ein Wort von diesem Brief erfahren.

Niemand, auch Gittas nahe und nächste Freunde nicht, als die Angelegenheit allmählich ruchbar wurde, sahen klar in dem Punkt. Niemals verriet sie das fröstelnde Erschrecken darüber, den Mann und ihr verflossnes gemeinsames Leben in diesem blitzhaft erhellenden Licht gesehen zu haben.

Auch zu dem Großbürger hatte Gitta nur wenig davon gesprochen. Vor diesen letzten Dingen verstummte sie stets.

Sie grollte ja auch dem reichen Manne.

Es war so phantastisch, so abenteuerlich, ungeheuerlich — alles und doch so klein, so unausdeutbar leer trotz der flammenden, vor Erregung zitternden Worte. Ach, auch der Mann, an dem ihr ganzes Herz und ihre Sinne gehangen und den ihr eigenwilliges Gemüt noch heute immer wieder rätselnd suchte ... ihre Stirn wurde rot, wenn sie daran dachte, und ihre Seele verbarg sich in Scham und Qual und Pein.

‚Leid —! Leid —! Leid —!‘ raunten und stürmten die dunkeln Tage, die den Sommer begruben. Und: Schweigen — Schweigen — Schweigen — pochte das Herz und schloß sich zu und wartete stumm des kühlenden Winters.

⌘ ⌘ ⌘

Aus den fleißigen Fenstern fiel rötliches und blauweißes Licht auf den Monbijouplatz, und das altpreußische Zopfschlößchen hinter dem Gittertor war eingeschneit mit seinen erinnerungsstillen Sälen und Zimmern, in denen Glück und Glanz, Ruhm und Macht der Vergangenheit spukhaft flüsterten und melancholisch moderten.

Vor und in dem Mickeschen Laden war wieder starker Betrieb. Da standen die Karpfenbottiche, hingen die fetten Gänse- und Entenleiber; ganze Rehe vertropften ihr letztes Blut, und sogar eine Wildsau lag an der Hauswand auf Tannenreisig gebettet und lockte die furchtsamen Hunde an.

Tettenborns kauften ein. Onkel Erich in Person tätigte einige leckere Besorgungen, wobei er von Papa Micke wie eine alte, krakelige Majestät auf Schritt und Tritt betreut wurde. Auch Gitta Ederlein erschien mit Onkel Georgs Wagen. Darin und in manchem anderen war sie treu, und das gehörte zum Fest.

Sie war auch nach der Hamburger Straße in den großen Spielzeughimmel gepilgert und mit Erichmann durch all die kleinen, bis zur Decke mit bunten herrlichen Sachen gefüllten Zimmer gegangen. Es zerstreute und erfrischte auch sie, zog Wärme aus ihr heraus und gab Wärme zurück. Keiner indes wußte, wie schwer ihr das Herz dabei war.

‚Die liebe alte Welt!' dachte Gitta aufseufzend, mit der sie durch Tettenborns und Onkel Erich von Kindheit an verbunden war. All ihr Kinderglück wurzelte hier, alle guten Feste wurden recht eigentlich hier mit der nötigen Glut gefeiert ... hierher war sie stets zurückgekehrt, früher und später, im Glück und im Leid.

Auf ihren Gängen und Besuchen rings um den Monbijouplatz mußte sie mitunter an den alten vergrillten Herrn in der Gormannstraße denken, weil sie ein bißchen in Sorge war, daß sie ihm plötzlich einmal auf der Straße, in einem Geschäft gegenüberstehen könnte. Aber sie war ihm und seiner Dame Hipauf niemals in den Weg geraten. Es hätte ihr leid getan um den alten Mann, um seine Hast und Verlegenheit, denn es lag wohl nicht in ihm, über den Sohn hin Partei zu nehmen. Wie mochte er das letzte aufgenommen haben? Stumm, hart, mit einem erschrockenen bösen Wort? Nicht viel war ihm lind begegnet im Leben, und sein kärglicher Sinn hatte mit dem wenigen nichts Überschwängliches anzufangen gewußt, immer bloß Pflicht, dürrster preußischer Sandboden; und als im Alter einmal die harte, trockene, lederne Schicht um sein Gemüt ein wenig riß vor einer späten scheu begehrlichen Blutsfreude, da ließ man ihn seine lebensmagere und sonstige Unzulänglichkeit nicht immer liebevoll fühlen. Gitta hatte ihn immer einmal mit ihrem Jungen aufgesucht, auch später und ganz zuletzt noch und hatte ihrem Mann nur flüchtig davon erzählt, der über diese Liebe scherzte, er selbst habe so wenig Zeit... Und das steife Greislein hatte sich gefreut und gelabt, auch an dem Enkel. Ein armer alter Mann, doch auch ein Menschenleben, einzig und unwiederbringlich. Auch das war für sie versunken, es war nicht viel gewesen, aber Gitta spürte jetzt, wenn sie auf diesen alten Pfaden herumhuschte oder wenn gar Erich fragte, ob sie zu Großvater gingen, ein kindliches Bedauern und darunter die brennende Wunde.

Weihnachten blieb sie daheim. Onkel Georg kam für abgemessene anderthalb Stunden zum Essen und Baumanzünden zu Gitta.

Stille Nacht ... Der kleine Erich sang es falsch und laut allein. Gitta war für eine Weile rasch aus dem Zimmer gegangen, um irgend etwas zu holen, wonach sie mit merkwürdig geröteten Augen wieder zum Vorschein kam, und der Großbürger Meinecke brummte noch falscher und tiefer mit ...

Erst nach Neujahr kam sie wieder in die alte Gegend.

Onkel Erich mochte von Glückwünschen nicht mehr viel wissen. „Ja, Gitta, man ist ein alter ekliger Quengelfritze. Und merkt es oft selber nicht. Verzeih, daß ich dich damit unterhalte ..."

Er fragte nach ihren Plänen. Sie hatten schon öfter darüber gesprochen, aber man vergaß das immer ein bißchen. Auch er ging dabei sehr behutsam mit ihr um. Aber das war auf die Dauer für beide unbehaglich. Deshalb sprach er lieber von sich und seinen Sachen, namentlich von dem künftigen Forschungsinstitut, dessen Stifter und Begründer er nach seinem Testament sein wollte. Und der alte Herr schmunzelte und warf einen zärtlichen Blick über seinen großen alten, mild beleuchteten Schreibtisch, auf dem Ordnung und Arbeit herrschten, Papier und Drucksachen sich behaglich häuften und der gute Abglanz eines langen, schaffensreichen Lebens lag, eine Insel des geistigen Friedens in diesem großen Raum, in diesem hastigen, wilden, ehrfurchtslosen Berlin ... Natürlich sollte es bei gewissen Legaten bleiben, zum Beispiel für den Kakadu Julchen da draußen und für die Schlange Jenny — sie beredeten ihn sonst übers Grab hinaus, so daß er keine Ruhe fände und nachts in Lichterfelde spukte, besonders in kalten Winternächten, wenn sie selbst mollig unter ihren dicken Federbetten lägen. Freilich, reden würden sie doch! Und dann natürlich Erichmännchen — zu einer ausgiebigen Weltreise, so habe er sich das gedacht, ein junger Mann muß raus, muß sich ein paar Jahre lang Weltwind um die Nase wehen lassen, und dabei soll er mal an seinen alten Patenonkel denken. „Du selbst brauchst mich nicht, Gitta ... dir sind ein paar Andenken aus alledem hier gut genug, was, mein Kind?"

Gitta sah vor sich hin. Hätte durch seine Hilfe und auf diesem Boden ein anderes Geschick für sie wachsen können? Auch diese Frage hatte sie zuzeiten gequält und war mitunter zur schweren Grübelei geworden. —

Nein. — Besser so —. Und sie sah wieder auf und sagte ernst: „Das liegt ja noch so weit ab, Onkel Erich."

„Weitab? Ich bin bald achtzig, Gitta!" sagte er fast entrüstet. „Jeder Tag kann der letzte sein, jeder Schlummer!" Aber er glaubte das selbst nicht, viel weniger als vor zehn und mehr Jahren, wo ihn das kommende Alter bedeutend mißtrauischer und gelegentlich ängstlich gestimmt hatte. Er sprach jetzt bloß mehr davon, eben weil er nichts über den Tag hinaus fürchtete. Noch ein Jahr, noch fünf Jahre, das war alles dasselbe, ein schier unendliches Zeitmaß, erfüllt von zahllosen, mit Behagen, Arbeit, Sorgen, Ärger, Schlaf und Vergessen gesättigten Augenblicken. Es stand alles in so klarem, ruhigem, gesänftigtem Licht, auch das Fernste, daß man jede Einzelheit klar erkannte und deren immer mehr in der Vergangenheit sah, wenn man fester hinblickte, wie nie vorher.

Als Gitta dann die Treppe hinabstieg, machte sie im ersten Stock halt, um auch da für einen Augenblick einzutreten. Sie war lange nicht hier gewesen.

Herr Widdey, der gerade mit wehenden Briefen den Korridor kreuzte, vollführte ein wahres Schlurffurioso mit den Füßen, wobei er wippte, lächelte und die Arme rechtwinklig gekrümmt von sich streckte. „Gnädigste Frau... außerordentlich erfreut über die Ehre ... Darf ich mir gehorsamsten Glückwunsch ... ja ehäm ... zum Neuen Jahr ..." er dachte jäh, daß derlei nach Lage der Verhältnisse vielleicht nicht recht angebracht und besser vermieden worden wäre. „Herr Doktor ist in seinem Büro. Darf ich melden?" Er tanzte an der Tür wieder einige Schleifen, und Gitta trat ein. Auch die anderen waren erfreut, als Gitta mit ihrem raschen, kurzen Schritt durch die Zimmer ging, dienerten auf ihren Böcken, machten preußisch Front; Herr Meyer mit dem Überseeprofil erhob sich und machte eine gemessene ausländische Verbeugung.

„Danke, Herr Widdey, lassen Sie sich nicht stören." Und sie trat erst mal zu ihrer alten Lieps heran und brachte ihr eine Kleinigkeit mit, die sie aus dem großen Muff herauszog. Ja, die war noch magerer, blasser geworden, sie tauchte lächelnd aus ihrer eifrigen Verdrossenheit hervor, als träfe sie ein flüchtiger Sonnenstrahl. Herr Widdey aber ging leidenschaftlich flüsternd und disponierend durch die Räume.

„Herein. Ah, die gnädige Frau."

Doktor Giesebrecht erhob sich in dem kleinen grünbeleuchteten Zimmer. „Gottlob, mal ein Gesicht. Ein seltenes." Er gab ihr freundschaftlich die Hand. Sie hatten sich seit — seit dem Sommer nur ganz flüchtig zuweilen gesehen. Er schob einen Sessel heran und stellte die Schale mit der noch rauchenden Zigarre zur Seite.

„Zum Neujahr muß man auf Freundschaft halten. — Ich habe auch einen egoistischen Grund."

„Hat man immer und in allem."

„Ich wollte Sie, freilich erst am Ende des Besuches, bitten, mir mit dem Leipziger Eilpaket einige Bücher mitkommen zu lassen. Ich brauche sie zu meinen Studien."

„So, so," sagte der Doktor kurz. „Soll geschehen."

Auch er war älter geworden. Sein kurzgeschorenes Haar war an den Schläfen stark ergraut. Er hatte nun die Mitte der Vierzig überschritten, und das schien ihn angestrengt zu haben. Er sah nicht ganz frisch aus, sogar ein wenig ernster um Mund und Augen.

Nun saß die kleine Frau wieder einmal hier. Warum trat sie nicht wieder bei der Firma ein? War nett gewesen. Aber sie waren jetzt gesetzte, zum Teil alte Leute geworden, vom Schicksal geprüft, beschädigt, gezeichnet. Ein wenig außer Kurs gesetzt, jedes an seinem Ufer, und das Wasser dazwischen war fast noch breiter und tiefer geworden.

Fritz Giesebrecht hatte sich vor einiger Zeit zu seinem Hinkefuß noch einen Klappenfehler zugelegt. Es hatte's still hingenommen, als der Arzt das Hörrohr nachdenklich betrachtete und mit ernsten, abgewogenen Sätzen den Fall besprach. Er könne uralt dabei werden... Es gäbe Fälle... zahllose Fälle ... man wäre ja über das stürmische Alter hinaus, so daß dieser Modus gewissen natürlichen Tendenzen ohnehin entspräche. Selbst Giesebrecht war es danach eine kurze Zeit gewesen, als schritte er auf morschem Boden, als brächte jede kräftige Bewegung Gefahr, und die Welt um ihn stand in milderem Licht, durch das die Menschen weniger menschlich als sonst und fast ein wenig liebenswerter glitten. Doch diese Stimmung hatte nicht lange gedauert, alles Gewohnheit! Man war stets mehr spöttischer, kritischer Zuschauer als Mitspieler gewesen: Nun war man es erst recht geworden, und das war eigentlich ein Vorteil. Sela. Schluß. Man saß in der Proszeniumsloge und sah dem hübschen und gefährlichen Schwindel gelassen zu.

Gitta fragte nach Gaarz und ob er wieder dort gewesen sei.

Nein. In diesem Jahr noch nicht. Und jetzt begänne hier allerlei neue Arbeit.

„Was haben Sie vor?"

„Großes, auch Neues. Neuer Wein in



Herbstlicher Buchenwald. Gemälde von Prof. Peter Paul Müller

alten Schläuchen. Neue Geschichtsmänner und ein weiter Plan. Es freut mich. Und dazu haben wir Ihren stürmischen Vetter Max Tettenborn unters Volk gebracht, und nun drängt auch die andere wissenschaftliche Rotüre, wie Onkel Erich sagt, heran."

„Gar keine ‚Bilderbücher' mehr?"

„Keine."

„Aber warum? Sie waren doch sehr hübsch."

„Mir macht vielleicht — das Geldverdienen keinen Spaß mehr."

„Bloß Geld ...?"

„Kann sein. Ich langweilte mich eine Zeitlang."

‚Patrizier und Enttäuschter,' dachte Gitta.

„Ach liebe gnädige Frau — Exgenossin und Egeria dieser Stätte, und doch ist auch das hier alles bloß Papier — Papier, bedrucktes Papier, Wort, Gedanke, Abstraktion, Konstruktion, alles Papier. Wissen Sie, wen ich, wenn es sich lohnte, beneidete? Bölzke! Der plätschert und pruscht im Leben. Oder erst recht Max Tettenborn, der formt und zwingt das Leben, wenn er nebenbei auch Papier beschreibt. Frau Grete lebt! Ja, die! Die biedere Fränze Röhl, und der menschliche Roland, Ihr Onkel Meinecke auf seine Art — hm — alle, die mittendrin im spürbaren Kampf und Schaffen stehen, sich mit Menschen und Dingen herumschlagen. Aber vielleicht ist bloß unser Leben neben dem Beruf, unser eigenstes Menschentum zuzeiten etwas leer ..."

„Ich rette mich daraus zu den klaren und reinen Gedankenbringern."

„Frauen sind Gläubige. Sie sollen es sein, liebe gnädige Frau." Und er sah sie ernst und herzlich an. „Gläubige auch immer wieder vor dem Leben und den Menschen. Unsereiner hält, trotz der verschämten Tantalosgeste, weniger von beiden."

„Pessimist."

„Hm. — Alles, was ist, ist vernünftig, sagt Hegel. Auch das Fragwürdigste, Schlechteste, Falscheste, vielleicht, um sein Gegenteil zu entzünden. Alles dient. Auch wir. Blind geführt und getragen. Auch der Zerschmetterte." Er lächelte. „Es kann uns nichts geschehen? — O doch! Aber wir müssen still halten; hinter allem webt das Schaffende, Rücksichtslose, Unergründliche, Geist, wenn Sie wollen. Wir vertrauen in einem untersten Bewußtsein, lieben vielleicht gar. Idealer Pessimismus."

Gittas Augen wuchsen. Er lächelte. „Ich habe über Weihnachten ein wenig Inventur gemacht und verschiedene Weisheitsbehälter abgestaubt. Derlei macht geschwätzig. Aber warum soll man nicht mal schwatzen? Wenn man Sie nun öfter wieder zu Gesicht bekommt, legt sich das von selbst."

„Max Tettenborn hat einmal ähnlich gesprochen. Und ich erinnere mich, daß der verstorbene Professor Reez ..."

„Gescheite Leute. Das Leben ist nicht viel; mehr Enttäuschung als Erfüllung und alles ein Übergang. Und doch —! Menschlisch und metaphysisch gesprochen: das Leben ist alles, Träger des Diesseitigen und Kommenden. Auch für Kleinlaute, für herzkranke Buchhändler und Zuschauer."

Er blickte sie mit geducktem, geschorenem Kopf von unten her an und lächelte wie sonst. Er war früher, trotz seiner geschärfteren Skepsis und Ironie, lustiger gewesen. Der Bilderbücher-Mann hatte ihr fast besser gefallen — als dieser ‚Abseitige'.

Das Telephon klapperte. Der Doktor sprach ein paar Worte.

Gitta seufzte und zog ihren Bücherzettel hervor.

Dann stand sie auf. Und dann spazierte sie mit Doktor Giesebrecht durch die Büros zurück, an den eifrig kratzenden Buchhaltern und an dem tänzelnden, leidenschaftlich disponierenden Herrn Widdey vorüber. Herr Meyer erhob sich auch diesmal gemessen und machte seine fremdartige Verbeugung.

⌘ ⌘ ⌘

Als Gitta an diesem Abend heimkam, war sie bis ins Innerste erregt.

Drängte alles noch einmal an sie heran. Sie hatte eben auf ihrem Wege Schreckliches erlebt.

Als sie vorhin von Doktor Giesebrecht aus in der klaren, frischen Winterluft die Linden heruntergegangen war, da war sie auf der Kranzlerseite, gleich hinter dem Postamt, plötzlich ihrem Mann und Lenore begegnet.

Es war noch eine andere Dame, eine Tante Lenores aus Wiesbaden, dabei gewesen, aber die war in dem abendlichen Gedränge hinter ihnen gegangen. Die beiden waren an einem berühmten Modengeschäft stehen geblieben. Sie hatten sie nicht gesehen. Wie stolz und vornehm sie einherschritten! Zwei herrliche, schöne Menschen! Jeder Blick mußte sie suchen, und sie wußten es auch und nahmen es verächtlich hin. Sie waren die Herren! Man begriff es plötzlich wieder, trotz aller tieferspähenden Zweifel, daß es sie beide zueinander hingezwungen hatte. Auch Gitta sah es und wurde von eisigen Schauern überstürzt und fühlte wieder den reißenden Schwertstich im Herzen. Wie klein und unscheinbar sie daneben war, eine Motte! Aber es quoll darunter heiß und hart in ihr empor, Zorn und Empörung.

Sie hatten schlecht — schlecht und erbärmlich an ihnen gehandelt!

Ihre Glieder flogen, ihr Atem keuchte. Lenore war noch schöner geworden. Gitta verachtete sie in ihrem kostbaren Pelz. Sie sahen ernst, ein wenig müde, fast verdrossen aus. Auch das sah Gitta. Glücklich? Sie hatten einander vielleicht zuviel zugemutet, um den mancherlei Verzicht ihres Lebens wettzumachen! Erahnten sie einander in aller Verblendung? Was ging es sie an!

Ihr Herz schlug, daß ihr schwarz vor dem Blick wurde. Sie glitt besinnungslos weiter, ihre Lippen waren zusammengeschmiedet, sie bog in den dunkeln Durchlaß ein paar Häuser weiter ein, lief an den hellen Altwarenlädchen hin und blieb dann an einer kahlen, schmutzigen Mauer stehen.

Ein paar Menschen gingen. Ein Auto tutete und knirschte dicht neben ihr. Ihr war, als hätte man sie von neuem geschlagen, bis aufs Blut mißhandelt. Sie zitterte am ganzen Leib. War sie wahnsinnig? Quoll alles wieder herauf, wie Blut aus einer schlecht verharschten Wunde?

Und sie lief und hätte dabei schreien mögen vor Schmerz. Sie rannte in die stille Beerenstraße hinein und nahm an der Wilhelmstraße eine Droschke.

Gitta war in ihr Zimmer gegangen und hatte mit hastiger Hand Licht gemacht und dann hatte sie sich ihren Jungen geholt und sich zu ihm gesetzt. Ja, da war es am wärmsten und sichersten.

Sie war bewegt und erschüttert von dem Tage. Das Gespräch mit Doktor Giesebrecht, die plötzliche schreckliche Begegnung unter den Linden, die sie bis ins Innerste getroffen hatte. Sie bebte noch immer. Sie wies die Bilder ab. Sie waren ja, eingeschlossen, immer da!

„Warum machst du die Augen zu, Mutter? Bist du krank?"

„Nein, müde."

„Du sollst nicht müde sein, Mutter."

Weg! Weg! Sie preßte den Jungen. War sie nicht immer noch reich? ... Ach, Leid war Leid, und sein Maß überall das gleiche. Man hätte durch die Welt laufen, an allen Gittern rütteln, alle Geister und Herzen aufrufen mögen — seid gut zueinander! Seid menschlich zueinander! Wir haben alle nur ein Leben, alle das gleiche Leben. Wir sind alle Brüder und Schwestern!

Sie legte das Gesicht auf das Haar ihres Jungen und atmete den guten, warmen Duft. „Wir wollen versuchen, gut zu sein, so weit wir es vermögen!" sagte sie leise, und Erichmann wunderte sich.

Dann wurde sie ruhiger. Doch sie saß an diesem Abend länger als sonst an seinem Bett, als er gebadet und müde unter die dünne Wolldecke gekrochen war. Er schlief sofort ein, noch während die Mutter seine Hand hielt. Sein Atem ging ruhig und kräftig. Sie neigte sich über ihn und löste leise die Hand aus seiner Hand. Aber sie blieb auch jetzt noch sitzen. Und alles kam wieder, ferner, milder, weher.

Endlich ging sie hinüber. Und dort war es noch einsamer. Auf ihrem Schreibtisch lagen Bücher und Hefte — wie schon einmal vor vielen Jahren Sie beschäftigte sich jetzt eine Weile damit. Dann grübelte sie von neuem. Drängten sich die Bilder wieder heran?

Sie stützte die heiße Stirn in die Hände. Dazwischen lag das Buch, aber sie las auch jetzt nicht. Dann schob sie alles zurück und sah mit weiten Augen zum nahen Fenster. Es war Nacht, und oben im riesigen Himmel standen ein paar Sterne.

⌘ ⌘ ⌘

Gitta Eckerlein und der Großbürger Meinecke hatten jetzt mancherlei Geschäftliches zu ordnen und zu besprechen, wobei sich Gitta sehr verständig benahm. Am Anfang war sie schrecklich empfindlich und zurückhaltend gewesen und hatte dabei ihren alten Eigensinn gezeigt. Man hatte sich eines Tages eigentlich nur stumm und grollend die Hände gegeben und wenig dazu gesagt. Damit war die Angelegenheit zwischen ihnen abgetan.

Meinecke seinerseits freute sich, wenn sie zum Tee nach dem Leipziger Platz kam, bevor er in den Klub fuhr. Sie meldete sich kurz durch den Fernsprecher an. Aber wenn sie nicht wollte, dann war nichts mit ihr anzufangen.

Nun war es bald mit jener Angelegenheit so weit und alles aktenmäßig festgelegt. Gitta dachte zuweilen, das geht ja rasend schnell. Aber sie maß es wohl an der langen, überreichen Zeit vorher. Es gab keine Maßstäbe mehr für Zeit und Verhältnisse; man lebte wie an einem verschütteten Ort nach einem Erdbeben, einer Feuersbrunst, zwischen der Zeit und dem Leben, man wartete bloß und hatte ein wenig Furcht vor dem letzten Abschluß und dem neuen Anfang.

Gitta hatte abgelegt und den Tee gemacht. Sie brachte dazu stets etwas mit, Früchte oder ein salziges Buttergebäck, was Onkel Georg gern hatte.

„Was macht der Junge, Gitta?"

„Er wächst zu toll."

„Wird dir bald übern Kopf wachsen, Kleine!"

„Ich werde schon mit ihm fertig werden," sagte sie energisch und sah ihn schon als baumlangen Menschen neben sich; sie hatte ein stolzes Lächeln auf den Lippen.

„Folgt er nicht?"

„Er ist sehr wild. Und manchmal hilft bloß dein Name."

„Und der andre, Gitta?"

„Er fragt nicht mehr so viel. Freilich, man hatte nicht immer Zeit für uns gehabt. Sonst wäre es merkwürdig."

„Väter sind immer überflüssig, hab' ich mal gelesen. Und Jungen sind Jungen."

„Dich schätzt er, Onkel Georg."

„Schlaumeier. Ich hab' ihm einen Ziegenbock versprochen."

„Natürlich. Aber er hat auch Respekt."

Meinecke sah vor sich hin. Er war zugänglicher geworden. Früher war in seiner Jovialität immer ein Herablassen, eine freundliche, spöttische Abweisung gewesen. Dahinter stand sein Gleichmut, dem bloß sein Wille galt, der Menschen und Dinge nach Gutdünken schob und übersah. Er war jetzt auch zu andern in Grenzen gemütlicher, unterhielt sich sogar mit Frau Merz, was früher nur selten geschah. Spürte auch er nach jener Erschütterung den Verzicht des Ausklangs, den die Natur in jeden seelisch gesunden Menschen legt, wenn er reif dafür ist: ‚Ich will nicht mehr, ich raste; ich blicke vor mich hin und erfasse den Sinn und Wert der Stunde; ich bin über die Höhe, steige zum Ziel hinab?' Doch derlei Aufschlüsse, selbst wenn etwas daran wäre, gab er nicht. Er hatte die Geschäfte wieder fest in die Hand genommen, was ihm auch körperlich zu bekommen schien, nur die Säcke unter den Augen waren dicker und schlaffer. Nichts hatte sich geändert. Er sah nach wie vor Gäste bei sich. Er war gewöhnt, der Welt Haltung zu zeigen. Aber wer schärfer hinsah, sah auch in dieser starken, bequemen Haltung die Bruchstelle. Er war doch ein alter und ein bißchen erledigter Herr geworden.

„Bring' ihn mal wieder mit, den Jungen. Oder ich hole euch morgen mit dem Wagen ab und dann fahren wir mal nach Potsdam. — Übrigens, Gitta, Dingeldey hat wieder geschrieben." Das war der Rechtsanwalt. Gitta nickte und sah ihn ruhig und klar an. „Ja, Gitta, wie denkst du dir das mit der Wohnung? Willst du sie behalten? Wir haben das Haus draußen, es ist leer. Das Haus hier. Wir sind bloß zwei Menschen oder zweieinhalber."

„Willst du wieder hinausziehen, Onkel Georg? Gewiß, es ist herrlich; auch im Winter ..."

„Es war ihr Haus. In jedem Stück. — Es geht mir gerade so. Nein — es ist mir zu unbequem und langweilig. Soll ich die Rosen beschneiden und begießen oder jetzt im Winter Orchideen im Warmhaus züchten? Nicht mein Fall. Hier ist mir wohler. Man kann es wieder verkaufen. Wie lang' läuft dein Kontrakt noch?"

„Noch Jahre."

„Das wäre kein Hindernis. Morgen setzt sich ein andrer hinein. Du brauchst bloß deine Bücher und deinen Regenschirm mitzunehmen."

„Nein, Onkel Georg. Das möchte ich doch nicht — von den Möbeln möchte ich mich nicht trennen."

„Ihr seid merkwürdige Menschen. Willst du sie einstellen? Jedenfalls überleg' es dir. Oder zieht es dich mehr nach dem Monbijouplatz? Ich glaube nicht, daß sich Onkel Erich noch einmal umgruppieren möchte."

Gitta lächelte. „Gewiß nicht. Ich glaube sogar, er hatte eine Weile eine verschwiegene Angst, daß ich wieder mit Sack und Pack und Erichmann angerückt kommen könnte. Er mag keine Änderung mehr. Hier ist ja nun alles wieder wie früher," sagte sie fest. „Ja, Onkel Georg ... oben die Wohnung ist hübsch, und die alten Möbel von Mutter könnten wir wegnehmen. Aber es hat, denk' ich, Zeit, bis du in Marienbad bist. — Vielleicht im Frühjahr."

Er nickte. Er war doch wohl ein bißchen einsam geworden. Sie war sein Blut. Er hatte es damals, nach ihrer Mutter Tod, vermieden, sie zu adoptieren. Jetzt dachte er auch daran.

Dann war es eine Weile still.

„Ja Gitta —" begann Meinecke wieder, „die Dinge mit dem sogenannten Luisenhaus sind nun geregelt. Der kleine Professor Geis wird einen neuen Geldmann aus der Praxis hereinnehmen."

„O, das freut mich für ihn!"

„Ja, ein vortrefflicher Herr. Gefällt auch mir. Dabei diskret wie ein Jüngferlein. Keine Andeutung, kein Blick, immer behutsam über den Namen hinhuschend, als habe er fast ein schlechtes Gewissen, weil er selbst noch gewisse persönliche und wissenschaftliche Beziehungen unterhält. Er soll übrigens wieder hier sein."

Gitta erblaßte unter den Augen. Sie hatte ihn niemals wiedergesehen seit dem einen Mal.

„Schluß der Komödie. Liquidation und Neuaufbau ... Aber sie werden die übliche Frist abwarten müssen. Magst du nicht davon sprechen?"

„Ja, Onkel Georg."

„Das ist recht. Ein erstes Zeichen der Ge-

sundung. Ich fürchte, sie werden sich etwas enttäuschen, wie?"

„Ich weiß es nicht."

„Ich auch nicht. — Ach, Leidenschaft —! Leidenschaft soll etwas ganz Starkes, Großes, Edles sein, auch wenn sie irrt und Verbrechen begeht. Weder ihm noch ihr wäre das Herz gebrochen, wenn es anders gekommen wäre!" Er warf verächtlich den Teelöffel auf die Untertasse. „Ich weiß, daß Lenore Geld gemacht hat, erst durch Mohr und dann durch andere ..." er machte eine wegschiebende Bewegung mit der Hand und brach ab. Und dann: „Sie war die Stärkere, vielleicht auch Schlauere, um ihre letzte Blüte Heißbesorgte, und die bessere Zuflucht für ihn, wie die Dinge nun einmal lagen! Und er war der große, berühmte Mann ..."

Er nahm eine Zigarre. „Auch ich habe Schuld, Gitta. Ich nahm sie damals ins Haus, wie man sich eine Kostbarkeit nimmt, um sich daran zu freuen. Mit dem unängstlichen und vielleicht freventlichen Gedanken: wenn ich sie ein Jahr oder fünf oder zehn Jahre habe, so habe ich mich so lange ihrer gefreut. Alles andere wies ich ab; sie war klug, schien kühl, aus Kühl und Heiß gemischt. Das hat mich auch später beruhigt, als mich gelegentlich eine Sorge beschlich und ich an gewisse alte Könige in Thule oder sonstwo dachte. Sie war anders. Ich muß es hinnehmen. — Freilich dieser Ausgang war infam! Ich kann vieles verstehen — das nicht! —" Er erhob sich.

„Ich glaube, Gitta, es wimmeln noch eine ganze Menge solcher Eckerleine und Lenoren in der Welt herum. Wenn sie auch nicht alle auf gleich üppigem Boden gedeihen. Falsche Bürger sozusagen. Eine Luxus- und Scheinmenschheit bis ins Berufliche und Geistige hinein ... Nicht sehr delikat, wenn es bloß niemand sieht und weiß. Mit sich selbst wird man fertig; man umschimmert, umglitzert es für sich selbst und besonders für andere mit hundeschnäuzigem Intellektualismus und fragwürdigstem Kulturdünkel und denkt dabei bloß an seine Reiz- und Eitelkeitsjagd: Blender, Streber, Schaumschläger! Es gibt auch gröbere dieser Art, aber die sind fast weniger gefährlich, weil man sie leichter faßt, und nicht so — verbreitet. Sieh, Gitta, ein wirklich starker, derber, rücksichtsloser Egoismus ist lange nicht das Schlimmste, auch wenn er über Leichen geht. Er nimmt, aber er weist auch Leistungen auf, er schafft; er ist, was er ist, es steckt ein Kerl drin, der schlägt und geschlagen wird, und es ist Verlaß auf ihn, weil er selbst scharf mit Verlaß und Ehrlichkeit rechnet. Kein Ideal! Ich weiß. Bei Gott nicht! Man mag ihn bekämpfen, hassen und verabscheuen. Doch das meiste Starke und Brauchbare, das unsere mangelhafte Zeit besitzt, ist von ihm mitgeschaffen worden. Gott möge auch ihn ändern und bessern! Aber die anderen — Tänzer und Spieler. Glänzende Milben. Ich finde kein hübscheres Wort. Sie sind übrigens so alt wie die Welt und werden bleiben, solange die Welt steht: kennst du Friedländers Sittengeschichte Roms? Lies nach. Onkel Erich schickte mir vor kurzem die neue Ausgabe."

Gitta hatte reglos und stumm zugehört. Nur bei einer Wendung war sie in sich erschrocken. Wußte er noch mehr —? Vermutete er bloß? Auch er hatte von gewissen Dingen und Angriffen gehört. Nein, er wußte nicht mehr als die anderen. Aber es war mehr Bitterkeit in ihm, als er zugeben mochte. Gitta selbst hatte niemals davon gesprochen. Noch heute senkte sie den Blick davor. Sie allein wußte und schwieg. Und das war vielleicht ihre feinste Rache.

„Du hattest ihn eigentlich gern, Onkel Georg," sagte sie nach einer Weile mit einer verstohlenen Feindseligkeit.

„Ja, Gitta. Auch ich ließ mich fangen, obwohl ich ihn bis zu einem Grad durchschaute. Es gibt Meister in jeder Sphäre. Und ich habe die Menschen niemals sehr ernst genommen."

⁂ ⁂ ⁂

Der Spätwinter klirrte noch einmal prahlend wie ein alter Geck mit glitzerndem Frostpanzer durch die Straßen.

Tettenborns war es recht. Im Winter war man auch in Berlin der Natur und ihrer Frische näher, und da gab es die vielen geheimen Freuden des Hauses mit allerlei stillen musischen Ergötzungen und die lauteren außerhalb seiner Wände, die den Glanz von Festen hatten.

Der Scholarch stieg schon mit den Hühnern ins Bett oder machte oben in seiner Himmelsbude noch vorm Einschlafen eine beschwerliche Reise durch Tibet, Kamtschatka oder Antarktien. Dann saßen die Ehegesponsen in Maxens Arbeitszimmer; der Stadtmandarin arbeitete, die Frau las, und manchmal schmökerten sie beide; dann kam man einander ganz nahe und fühlte sich selbst bis auf den Grund, daß die Zeit stillestand und das Ich sich in der zeitlosen Dauer des Augenblicks als Einheit und Wahrheit erfaßte.

Was den vortrefflichen Juristen Roland anging, so umschimmerte ihn nunmehr der Glanz des Schwabenalters.

Die Tettenbornfrau wünschte ihm, daß er endlich in gewisser lebenfördernder oder

ehelicher Hinsicht Anstalten träfe. Aber er schien seine Ansprüche an die geschätzte Reichmeierwelt noch immer nicht mit denen seines begehrlich blühenden Herzens zu kunstvollem Einklang verbinden zu können. Ja, in diesem Alter der geheimen Gemessenheit und ersten Melancholie trug er anscheinend noch schwerer an der Last des Entschlusses.

Er war erschüttert, als er vor einiger Zeit sein erstes graues Haar gefunden hatte; dies Memento erfüllte ihn noch heute mit Nachdenklichkeit und Respekt vor sich selbst und verlieh seinem Blick einen Anflug ernster Strenge, der auch seine wohlerworbene Anschauung vom Menschlichen nicht immer erfolgreich standzuhalten vermochte. Er schien sogar geneigt, seine selbstironische Vorliebe für die liebliche Reichmeierwelt endlich mit Entschlossenheit einem überlegenen, selbstbewußten Lebensstil hintanstellen zu wollen. Indessen, er war noch heute in aufschlußreichen Stunden, bei einer vortrefflichen Zigarre oder einem erfreulichen Glase Wein oder auch nur, wenn Grete oder Max ihm auf den Zahn fühlten, der Ansicht, daß man sich in menschlichen Dingen niemals, auch nicht vor einem Wald von grauen Haaren, grundsätzlich festlegen sollte, und daß bis zum Zahnausfall und Grabesrand die urewige, tiefe und allbekannte Sentenz, daß immer alles anders käme, trotz Lebensbeklemmungen und Läuterungen zu Recht bestehe.

„Ja, Kinder,“ hatte er abschließend hinzugesetzt, „soll ich mir einen betrübten Hosenschnitt zulegen und Schaftstiefel der Reue anziehen? Soll ich um zehn zufrieden mit mir mit krummgeschriebenem Zeigefinger ins Bett steigen und mir einen Bauch wachsen lassen? Ach, über das Menschliche, meine Guten, kommt man auch durch Katastrophen und graue Haare nicht hinaus, auch ein Konsistorialrat nicht, auch — auch ein erschütterter Vierziger nicht.“ Max hatte verständnisvoll dazu geschwiegen, und die Gretefrau hatte neue Hoffnung gefaßt. —

Auf dem Leipziger Platz putzten sich die Büsche wieder und verloren die jämmerlichen nackten Puppen ihre Gänsehaut, und auf der Rückseite des Meineckepalazzo in Hof und Garten blühten die Bäume. Gitta wohnte seit einigen Wochen hier im zweiten Stock wie damals zu Mutterns Zeiten; ihr großes helles Arbeitszimmer sah nach hinten hinaus. Hier war ihr wohl. Sie hatte ihre Mappen und Hefte längst wieder herausgesucht und mit kühlen Fingern geordnet. Sie saß mit kühn zurückgestrichenem Haar und klarer Stirn, eine kleine Falte zwischen den Brauen, vor dicken Büchern. Sie hatte viel nachzuholen. Diesmal sollte es ihr gelingen, dachte sie mit unbewegtem Gesicht, wie schon einmal vor — vielen Jahren.

So ging alles wieder seinen Gang. Die Bäume blühten ab, die Sprengwagen fuhren, und nun war es wieder Sommer, der war nicht schön in Berlin. Auch der Monbijouplatz roch in mancher Stunde mehr nach dem Droschkenplatz als nach dem Rasen und den Büschen um die Marmorbüste des Herrn Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt, der im öden Sonnenbrand mit melancholisch gesenkten Mundwinkeln vor sich hinsah, als dächte er über die Zwecklosigkeit dieser Ruhmesveranstaltung nach.

Eines Morgens, Ende Juli, bemerkte die alte Tschierch, daß Onkel Erich vergessen hatte, sich sein mild angewärmtes Karlsbader Wasser von dem Tischchen vor seiner Schlafzimmertür hereinzuholen. Er ließ auch nicht sein emsiges Plätschern und Planschen gegen halb sieben Uhr vernehmen, wobeier an guten Tagen vergnügt wie eine Pferdefliege zu brummen pflegte. Die heißen Nächte setzten ihm arg zu, so daß er den Morgen wohl verdruselt hatte.

Es schlug acht drüben in Monbijou. Die große alte Kastenuhr im Eckzimmer hakte wieder nach. Da machte die Tschierch vorsichtig die Tür auf, guckte und horchte. Und als sie dann langsam und argwöhnisch heranschlich und sich leise über das Bett Onkel Erichs neigte, da sah sie, daß das alte Herrlein recht tief eingeschlafen und friedlich weggeschlummert war. Es hatte sich, ohne Lärm und Aufsehen zu erregen, davongemacht.

Onkel Erich hatte stets die allerfeinste Politesse gezeigt. Er hatte auch nichts von Krankheiten gehalten, und die Ärzte lieber von hinten gesehen, obwohl er mit seinem alten Doktor seit Jahrzehnten befreundet war; er schlug doch immer ein flinkes Kreuz, wenn er gegangen war: wenn sie einen nicht aufklappen und nachsehen konnten, wußten sie gar nichts!

Ja, er hatte sich, ohne die dünne weiße Decke zu verschieben, ohne das kühle, weißbezogene Roßhaarkissen zu verrücken, in aller Stille fein und sauber, ohne auch nur den Mund zu verziehen, von der Welt verabschiedet.

Gitta, die sofort von der Tschierch benachrichtigt worden war, fuhr sogleich mit Onkel Georg nach dem Monbijouplatz. Die großen hellen Zimmer waren still und leer. Die warme Sommerluft kam durch die offenen Fenster. Alles wartete auf den alten Herrn, die Zeitung lag sauber gefaltet auf ihrem Platz, der Frühstückstisch blinkte lecker, Blumen standen darauf. Gitta schossen die Tränen

in die Augen, als sie hier eintrat. Man konnte nur still und stumm mit verdunkeltem Blick durch die lieben alten Räume gehen. Und dann stand sie vor dem weißen Bett und sah auf den friedevoll Schlummernden; da wich der feine, wehe Egoismus, und nur das reine, große Gefühl, das hinter aller Menschlichkeit wartet, nur ihr Blut sprach, und ihre Tränen rannen.

Auch der Großbürger war ernst. Er schritt mit einer strengen Miene eine Weile ruhig auf dem Teppich, stand dazwischen, die Hände auf dem Rücken, in der Balkontür und sah auf die Häuser drüben. Er fühlte Fremdheit, fast Feindseligkeit in der Luft, in der Welt, etwas, dem er männlich widerstrebte. Solange er denken konnte, hatte Erich Thornow neben ihm gelebt. Man hatte jahrzehntelang wenig Zeit füreinander gehabt; besonders Meinecke nicht. Sie waren beide keine aufgeschlossenen, enthusiastischen Naturen gewesen, auch im Alter beträchtlich auseinander. Aber sie hatten freundlich-herzlich und respektvoll zueinander gestanden, seit langem die letzten ihrer Familie.

Nun war das Patriarchlein fort. Das ergriff. Er sprach mit der Tschierch. Er beschäftigte sich schon mit den nächsten Pflichten. Er setzte sich an den Schreibtisch und öffnete mit Scheu und Widerstreben ein Schubfach, um nachzusehen, ob der alte Herr Wünsche für seine Bestattung niedergeschrieben hätte. Sein Testament kannte er. Er würde mit Giesebrecht das Nötige besprechen, auch die Benachrichtigung der Presse, die Anzeigen. Vielleicht fand sich auch dazu ein Entwurf. Onkel Erich hatte solche Einfälle gehabt, weil er sich im voraus über jedes ungeschickt lärmende Zuviel ärgern konnte. So verscheuchte Meinecke, immer an Selbstbeherrschung gewöhnt, Bedrückung und Trauer, den feindseligen Vergänglichkeitshauch in der Luft, der sein Alter, seine Vereinsamung und seinen herrischen Lebenswillen bedrohte.

Als bald darauf Doktor Giesebrecht, etwas rascher als sonst, mit kurzem, hinkendem Schritt erschien, drückte Meinecke dem jüngeren Mann herzlicher, als es gewöhnlich seine Art war, die Hand. Mit dem konnte man wieder sachlich sprechen. Die lastende, auf den Zehen schleichende Stummheit war verweht. Seine eigene Stimme tat ihm wohl. Giesebrecht war kaum anders als sonst, er sprach klar, nüchtern, umsichtig; eine kleine Gedämpftheit lag auf seinem Wesen. Er machte auch keine Redensarten. Aber als er dann in jenes Zimmer trat, in dem Gitta die Blumen, die sie mitgebracht, auf das Bett gelegt hatte, und er ihr die Hand gab, da wurde sein Auge feucht und er sagte kein Wort. Der alte Herr da und er waren trotz aller Kritik und Reiberei wie Vater und Sohn gewesen. Meinecke sah weg.

Wünsche für die Beerdigung fanden sich nicht. Es geschah das Übliche. Ein junger Geistlicher, der Onkel Erich nie gesehen hatte, entwarf ein rührsames und heroisches Bild seines Lebens, das in jedem Zuge falsch war und den artigen alten Herrn zu ärgerlichem Protest veranlaßt hätte: halb Emporkömmling, halb Gelehrter, halb Familiensimpel, halb Volksmann, Patriarch und Führer, Kleinbürger und Patrizier; alles schief, besonders im Ton. Er fand kein Ende, denn die Versammlung war groß und erlesen.

Alte merkwürdige Seidenhüte hatten sich in der Bergmannstraße versammelt. Man sah ihnen die Gelehrsamkeit und Ehrwürdigkeit an. Das Ministerium, die Universität, der Buchhandel, die Habelfreunde, darunter Geheimrat Wulck und Professor Paeplow. Alle Tettenborns, auch der Scholarch. Und zuletzt, als alles schon versammelt war, die Stimmgabel klirrte und der Ton der verschiedenen Stimmen hinter den Palmen raunzte, kam rasch, behende, atemlos mit hüpfender goldener Zwickerkette unter mächtiger Zylinderkrempe noch Professor Geis.

Das alte Thornowsche Erbbegräbnis lag an der Mauer. Der Sarg schwankte voran, die andern schwatzten. Fakultätsangelegenheiten, Geschäfte, Persönliches. Gott, ‚Professor' ... Wie alt war er eigentlich? Fast achtzig? ‚Schönes Alter, da kann man abkommen,' dachten die Jüngeren. ‚Ohne Krankheit, einfach eingeschlafen,' dachten neidisch und mißtrauisch die Alten. Der Geistliche hatte zulange gesprochen ... um fünf war Sitzung, hatte man eine Verabredung Wie lange konnte's noch dauern —? Gebet, Gesang, drei Hände voll Erde; es waren zuviele, das konnte man sich schenken. Das also war Meinecke? Sah wie ein angemürbter, stämmiger Staatsminister aus. Man hatte sich ihn anders gedacht, größer, massiger, gewaltsamer ... man hatte so Vorstellungen! Eigentlich ein bißchen komische Figur nach seinem Malheur. Und die kleine Frau hinter dem Schleier ...? Ja, richtig ... Eckerlein ... des berühmten Eckerlein Geschiedene ... genialer Mann, auch bei mehr privaten oder menschlichen Anlässen; sein ‚Mittel' — merkwürdige Sache, etwas überstürzte Angelegenheit mit Tamtam und Geschrei, als Problem, als Versuch, als Ausgangspunkt — naja, im wesentlichen eine Zunft- und Zukunftsangelegenheit. Ein geschickter, betriebsamer Zeitgenosse mit Mei-

necke als Kassierer! — Aber das war einmal. Tolle Sache, ein bißchen — ordentlich ... unanständig ..

Tettenborns hatten Sorge, daß es Vater angreifen würde. Er hatte nicht viel zu der Sache gesagt, hatte sich nur hager aufgereckt, als er's erfuhr, und unter den stark gehörnten, weißen Brauen große Augen gemacht. Max hatte ein wenig auf den Busch geklopft, aber der Alte war nicht darauf eingegangen. „Wir müssen alle mal dran glauben, mein Sohn!" Nun stand er groß, hager, den hohen, rauhen Zylinder mit der breiten, geschweiften Krempe etwas rückwärts auf dem Haupt, in seinem alten, schwarzen Tuchrock mit dem abgeschabten Kragen dicht am Grabe. Sein Hals war dünn und faltig und der große weißstoppelige Adamsapfel ragte spitz über den niedrigen Stehkragen. Er sah und hörte nichts von den andern. Er hörte aufmerksam zu und machte keine Bewegung. Wie versteint von der Zeit, von ihr vergessen. Als hätte er sie selbst vergessen. Das war eine ernste Sache. Er selbst war erst fünfundsiebzig. Er war noch gut beiwege, bloß die Augen ... hm. Er war überhaupt aus anderm Holz. Sorgen genug — mit bloß sechshundert Talern angefangen — Kinder verloren — kranke Frau — er selber war nie krank gewesen. Hatte niemals Unterhosen getragen. Sie verweichlichten sich alle. Immer Halstuch und Pelz bis an die Nase und sogar im Sommer dicke Unterbuxen. Das hatte er nun davon. Er für seine Person konnte noch zehn und mehr Jahre leben — warum nicht? In seiner Familie, als sie noch im Havelland saßen, waren einige Frauen über hundert geworden, und die Neunziger unter den Männern waren gar keine Seltenheit gewesen, es war die Norm. Es muß drinliegen, und es kommt immer mal wieder, wenn man sich hält ... Die Sänger fingen wieder an. Max zupfte den Vater am Ärmel. Der nahm den großen Hut ab, sein Gesicht wurde ganz klein, faltig und rot in der freien Luft, als er auf den von Kränzen und Erde bedeckten Sarg hinuntersah. Seine großen, knochigen Hände griffen etwas derb in die Erde auf der Schaufel. „Djüs, alter Thornow!" brummte er laut.

Dann gingen sie. Die meisten Zylinder eilig und munter. Grete ging mit Vater. Er hielt die Hände auf dem Rücken, und sein dünner Rock flatterte im Wind. Er knipste mit den hageren Fingern. Draußen stand ihr Auto, Meinecke oder Gitta hatte es für sie geschickt. Hoffentlich passierte nichts, den Dingern war nicht zu trauen. Eine schöne Feier. Paeplow sah recht klapprig aus, mummelte sich auch immer wie ein Schnullerkind ein. Leberneuralgie, die reine Einbildung. Und Wulck machte ein grimmiges Gesicht, als ob er abstreiten wollte, daß Thornow auch wirklich da unten tot läge, der arme Kerl verstellte sich bloß; alter Kampfhahn ...! „Ja, mein' Tochter, es war schön. Er hat auch gut gesprochen. Etwas zu lang. Bloß daß sie immer einen Heiligen aus einem machen — naja, de mortuis ... Und im Leben reden sie meist bloß Schlechtes von einem. So kommt auch das in Ordnung. Wo sind Max und Roland? Ja, Gitta. Leb' wohl, mein Kind. Es war schön und würdig. Gott segne dich." Und er zog den Hut vor Meinecke. „Gehorsamster Diener, Herr Geheimrat. Wir werden immer weniger. Er hätte sich noch Zeit lassen sollen, der alte Sohn. War immer eigensinnig. — Ja — ja — — kommt, Kinder." Er wurde etwas ungeduldig. Er hatte auch ein ordentliches Verlangen nach einer Tasse kräftigen Kaffee und — ja — ja ... Roland hatte ihm vorhin wieder so einen Umschlag voll Briefmarken stillschweigend für seine Sammlung eingehändigt, die wollte er noch bei Lichte untersuchen und dann am Abend bei Max unten bei einem Schluck Surius und einer Vorstenland einkleben ... Man muß die Gelegenheit nützen ... ‚Augen, meine lieben Fensterlein — trinkt vom goldnen Überfluß der Welt ...!' Und er brummelte und summte, fast so wie Onkel Erich zu guten Zeiten, mit zurückgeschobenem Hut, alt, hager und steif, um sich wieder das rechte Gleichgewicht zu geben.

So ließ man den alten Herrn allein. Jeder strebte in seinen Kreis zurück. Und Onkel Erich hatte sicherlich nichts anderes erwartet.

Und dann kamen eines Tages merkwürdig kleine, mickrige Menschen in blauen Blusen, mit breiten Gurten um den Hals, die kolossale Kräfte hatten, verteilten sich in die verschiedenen Zimmer und gingen eine halbe Stunde später, als in den Stuben die stärkste Wirrnis herrschte und alle Treppenabsätze mit Schränken und Tischen verbaut waren, für eine lange Zeit frühstücken.

Gitta, die Tschierch, Tettenborns, auch Giesebrecht und natürlich die Damen Julchen und Jenny in der Lichterfelder Zwirnstraße hatten sich nach Bedarf und Wunsch einen oder mehrere Gegenstände, soviel sie wollten, abholen lassen. Julchen besonders war auf den Weinkeller erpicht gewesen. Aber alles in allem hatte Gitta, die für sich selbst bloß wenig genommen hatte, peinlich gerecht verteilt. Das übrige zerstob in alle Winde, wurde frisch aufgewichst und kam zu ordentlichen Leuten oder geriet in schäbige Hände und versank allmählich im trübsten Alltag.

Die Firma Thornow & Giesebrecht stieg nun auch in den zweiten Stock hinauf, ließ Regale aufschlagen und Pulte für alte Kontorärmel und hochmütige Profiljünglinge aufstellen, die völlig glattrasiert waren und Lehmann, Zaduck oder Schmätzke hießen, was ihnen übrigens gänzlich piepe war, und damit schien das altberühmte Haus eine neue Epoche zu beginnen.

Auch ein neuer Mann von größerer Bedeutung tauchte auf. Doktor Ferdinand Ribbeck, Sohn der Großdruckerei D. F. G. Ribbeck in Leipzig, an der Thornow und Giesebrecht, die dort drucken ließen, seit vielen Jahren als Gesellschafter beteiligt waren. Ein feiner schlanker jüngerer Mann, über Mitte der Dreißig. Er war dem Hause, besonders Doktor Giesebrecht längst persönlich bekannt und auch von dem verstorbenen Professor Thornow als künftiger Teilhaber, aus materiellen und ideellen Gründen, insgeheim gebilligt und genehmigt worden. Er erschien eines Tages, wurde von Doktor Giesebrecht und dem sich spreizenden Herrn Widdey herumgeführt, nahm in einem gediegen ausgestatteten Zimmer, das neben Giesebrechts Büro lag, dauernd Platz und machte auch nach einiger Zeit bei Tettenborns nebenan, wo er sich sogleich sehr wohl fühlte und sich durch den gemessenen Groß-Syndikus Doktor Roland Tettenborn nicht wenig imponieren ließ, und bei Frau Gitta Eckerlein am Leipziger Platz, der er schon früher mit aufrichtiger Sympathie begegnet war, Besuch.

Dann wurde es wieder kühl und unwirtlich auf den Straßen, und in den Häusern erwachte das warme Behagen und das gute Leben bei der stillen Lampe.

⌘ ⌘ ⌘

Gitta Eckerlein empfing regelmäßig am Sonntag ihre Bekannten.

Gewisse jüngere Herren ohne Anhang waren ihr besonders dankbar für diese Einrichtung, unter ihnen auch Herr Doktor Ribbeck.

Der ziemlich ungesellige Fritz Giesebrecht erschien ebenfalls gern einmal. Alle paar Wochen tauchte er plötzlich hinkend auf, saß eine Weile stumm und ironisch, vielleicht auch grillig da, wärmte sich dann gemächlich an und entwich zuweilen erst mit den letzten, von denen hin und wieder einige, darunter nicht selten Ferdinand Ribbeck, zu kaltem Abendbrot, wonach Gitta geigte und Ribbeck sang, geblieben waren.

Schnee gab es wenig in diesem Jahr. Bloß Regen, windige Tage und hin und wieder einen harten Frost, durch den es mitunter wie versehentlich weiß stäubte. — —

Eines Sonntags verließen Ribbeck und Giesebrecht gegen sieben Uhr abends gemeinsam das Haus am Leipziger Platz. Sie hatten beide noch, getrennt, eine Verabredung, aber den gleichen Weg nach Schöneberg. Es war sehr kalt. Bürgersteig und Asphalt glitzerten im Laternenlicht. Oben sah man ein paar Sterne. Gittas Fensterreihe war noch zur größeren Hälfte erleuchtet. Es sah behaglich aus. Ribbeck blickte zurück. Man hatte wieder ein paar gute Stunden dort verbracht, Kluges gehört und gesagt und feine Rast genossen. Ribbeck schlug den Kragen seines Pelzes hoch, denn ihm froren die Ohren, Doktor Giesebrecht hatte sich gleich vorgesehen. Er merkte das Zurückblicken des anderen, das an der Ecke der Torhäuschen noch einmal erfolgte, sagte aber nichts, sondern ging langsam seiner länglichen ironischen Nase nach.

„Ich bin für Bewegung. Ich habe noch etwas Zeit," sagte er.

„Ich schließe mich gern an, Herr Doktor, wenn es Ihnen recht ist."

„Selbstverständlich. Also bis hinter die Brücke. Ich gehe dann am Ufer lang, Ribbeck."

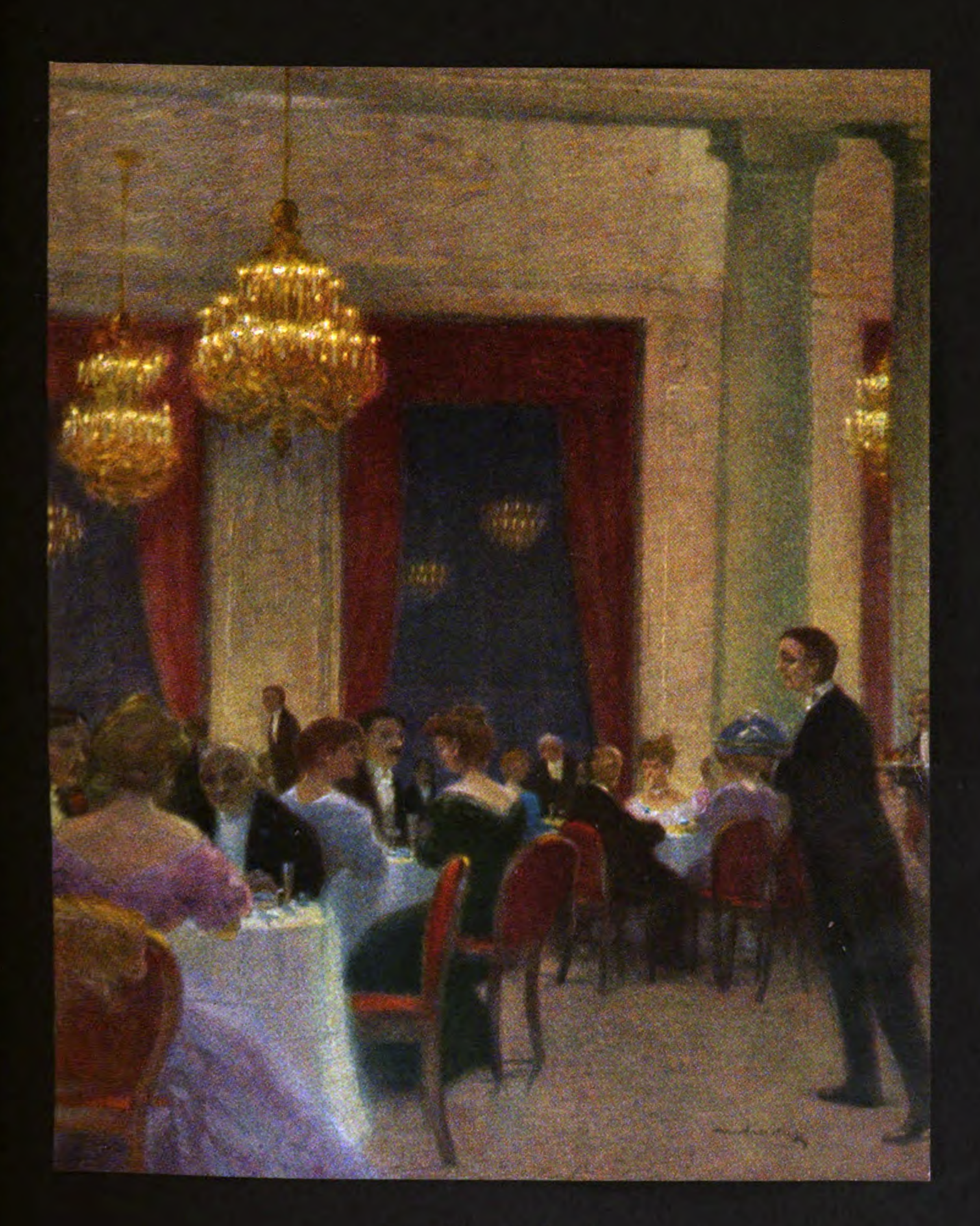
Ribbeck trat auf die linke Seite. Er war ein höfliches Männchen, trotz seiner bedeutenden Länge, betonte den Altersunterschied stets taktvoll. Giesebrecht war es oft zu viel. So ein Mummelgreis war man doch nicht. Immerhin, nun war er Senior des Hauses Thornow & Giesebrecht. Man spazierte bereits auf der kühleren Seite des Lebens. Wenn schon.

Sie schritten gemächlich. Der langbeinige Ribbeck und der kleine, flüchtig hinkende Giesebrecht.

Ja, es war wieder ein netter, geistig angeregter, gutgelaunter Kreis gewesen. Ohne Steifheit und Schwindel. Bloß die Dame Mohr, die Mama, die für eine halbe Stunde erschienen war und, kostbar gewandet, von Gemütsbildung und Segen der Einfachheit geschwatzt hatte, war etwas komisch empfunden worden. Giesebrecht freilich hörte ihr stets mit Behagen zu und verwickelte sie in die schwierigsten Fragen, vor denen sie niemals zurückschreckte, im Gegenteil, sie erhoben sie. Aber sie war immer noch schön, und ihre beherrschte Plastik glich alles, übrige aus.

„Ich bin immer wieder dankbar dafür daß sich mir dieser prächtige Kreis erschlossen hat, Herr Doktor," sagte dann Ribbeck aus seinen Gedanken heraus. „Das Niveau ist außerordentlich hoch. Es gibt kein Interesse, das hier nicht seine Stätte hätte."

„Ja, wir wissen in Berlin zu leben," sagte Giesebrecht kurz.



Im Speisesaal
Gemälde von Prof. Max Schlichting



„Famos, ganz famos, Herr Doktor."

Dieser Ribbeck war ein kleiner Enthusiast. Aber seine eigentlichen Ideale lagen wohl auf einer ganz persönlichen Seite.

„Ich finde auch die Damen sehr trätabel," meinte Doktor Giesebrecht plötzlich eigensinnig „Diese dunkle ernst heitere Frau Grete ist eine feinste Bürgerin, wie?"

„Vorzüglich, ganz vorzüglich."

„Die meisten sind mangelhafter," fuhr der Doktor unbeirrt fort, „und sehr viele unausstehlich und schrecklich. Bis ins Großkapital hinauf. Ich will keine Namen nennen! Und ohne Geld sind sie auch nicht besser, bloß noch gebresthafter oder kümmerlicher."

„Man kann so sagen." Ribbeck lächelte.

„Wenn Tettenborn morgen Oberbürgermeister oder Minister der öffentlichen Arbeiten würde," erklärte Giesebrecht in sein Thema verbissen, „so wäre sie, ich meine seine Frau, auch große Dame bei aller empfindlichen Frische, Wärme und Lebensbehaglichkeit. In dieser charaktervollen Expansionsfähigkeit der Frau liegt, find' ich, überhaupt die beste Klugheit der Frau. Auch dem Mann gegenüber."

Ribbeck wiegte den Kopf.

„Ich meine, daß wir solche Frauen jetzt brauchen können, gerade solche, Ribbeck — —" Es klang wieder angreifend.

Ribbeck schwieg. Irgendwo in seiner Mannesseele beirrt und verstimmt. „Gewiß. Ohne weiteres zugegeben. Obwohl ich meinerseits diese Verallgemeinerung nicht bedingungslos unterschreiben möchte. Überhaupt Verallgemeinerungen ..."

Aha! Nachtigall, ick hör' dir. „Kann sein, lieber Doktor. Und Gitta Eckerlein ist natürlich auch gut. Sehr gut und vorzüglich."

„Ein wundervoller Mensch. Stark, zielbewußt, unbeirrbar —"

„Meinen Sie?"

Ribbeck war immer ein bißchen geneigt, sich und die anderen zu ernst und feierlich zu nehmen und im Licht bedeutender Grundsätze zu sehen.

Viel mehr schien Doktor Giesebrecht nicht aussprechen zu wollen. Er duckte die länglich zugespitzte Nase in den hochgeklappten Pelzkragen. — „Ach, Ribbeck," sagte er wieder ziemlich willkürlich, „das Beste ist Wärme. Einseitig gesprochen — einseitig!"

Und dann gab er dem andern die Hand. Sie waren an der Brücke. Hier nahm Ferdinand Ribbeck die Bahn, und Giesebrecht wollte noch ein Stück allein am Ufer entlangspazieren.

Die Herren trennten sich. Ribbeck lüftete tief den Hut und verbeugte sich. Giesebrecht machte's kürzer und trollte sich dann flüchtig hinkend in das Dunkel des Schöneberger Ufers hinein.

Es war leer hier. Selten ein flitzendes Auto mit peinlichem Licht. Kaum ein Fußgänger. Die friedlichen Leutchen da oben in den alten Häusern saßen an ihren Ofen. Giesebrecht schritt langsam im schützenden Pelz, die Hände tief in die Seitentaschen vergraben. —

Ja, es war nett gewesen. Auch er dachte's.

Alles. Die Stuben. Der gute, anmutige Geist darin. Und manches andere — Reizende. Liebreich Schwingende. Dummes Zeug. Hieß er Ferdinand Ribbeck? War man drei Meter lang, sechsunddreißig Jahre alt und aus Leipzig, wenn auch ohne auffälligen Akzent mehr? Besaß er flott ausschreitende Beine, einen pathetisch-summarischen Sinn, der sich vorläufig noch hütete, angestrengt hinter die Dinge und Menschen und vor allem hinter sich selbst zu blicken? Gitta Meinecke. — Ja, sie ist ein reizendes und wertvolles Menschenkind, geglüht im Lebensfeuer, gedemütigt und noch mehr nach innen gelenkt. Eigentlich älter und reifer als dieser Ferdinand. Frauen sind immer reifer. Banal — und ablenkend.

Sollte man es noch einmal wagen?

Mit dem neuen vom Arzt verliehenen Knax, der keineswegs ganz unbedenklich war? Mit Hilfe ihres Lebensknaxes —? Keine ganz noble Angelegenheit für sein Gefühl.

Er hatte in dieser letzten Zeit manchmal darüber nachgedacht, auf gelegentlichen Spaziergängen des längeren alles erwogen und die Kraft seiner Neigung neu ermessen.

Alles halb. Ein Experiment, bei dem man nicht ganz fröhlich werden würde.

Sie hatte Ansprüche auf etwas ‚Ganzeres', nun erst recht. Und er —? Man war nicht gerade hochmütig. Aber man ließ sich auch keine Brocken schenken. Übrigens auf Grund welcher Aussicht und berechtigten Anwartschaft? O Mensch, Mensch! — Schluß. Der Rest hieß Ferdinand. Als er die beiden heute wieder so beieinander gesehen hatte, eins dem andern geistig und auch freundschaftlich zugeneigt — hm; die kleine Gitta nahm Ferdinand den Ribbeck scheinbar recht ernst, selbst in seinen etwas starren, in wohlumzirkter Welt gewachsenen Grundsätzen und Urteilen. Vielleicht dankbar für diesen Gegensatz zu einem andern, früheren Mannesideal. Was ging es ihn an?

Wenig.

Traurig? Er senkte die längliche Nase noch tiefer in den Pelz und lächelte.

Nicht allzusehr. Er war immer ein Einspänner gewesen. Schon als Junge. Er

hatte infolge vielerlei Krankheit und sonstiger körperlichen Behinderung stets einen scharfen, überscharfen Blick für die Realitäten dieses Wandelsterns gehabt, für den doppelten Boden aller Ansichten und Willensregungen, aber auch aller Genüsse und Beglückungen, eine satirische Anlage, sozusagen, die ihn bei Enthusiasten und andern Harmlosen oft unbeliebt gemacht und ihn selbst in seiner jungen Begehrlichkeit mitunter unbehaglich und bitter gestimmt hatte. Der Reichtum aber war niemals ein gutes Mittel dagegen.

Glück? Einmal war es auch in ihm himmelhoch geloht, und dabei war er sehr schmerzhaft auf die nachdenkliche Nase gefallen. Freund und Liebste hatten ihm ein Bein gestellt. Das hatte seiner satirischen Neigung für Kehrseiten nachdrücklichst recht gegeben. Es wurde nie ganz verwunden und nur einmal, in dieser näherliegenden Zeit hold vergessen, doch ohne letzte Erfüllung und Bestand.

Es zog einander wohl an, Geschick und ironische Empfindlichkeit, die Gabe und Neigung durch die Dinge hindurch oder um sie herumzusehen, der Blick für Falsches, Trügerisches, Störendes. Man würde sanft oder unsanft in mancherlei Hinsicht überall abgleiten ... Lohnte es sich also?

Ein seliges Pärchen streifte ihn, jung, frisch, strahlend, und Fritz Giesebrecht betrachtete es mit Wohlwollen. Die Robusteren, Harmlosen fragten nicht viel. Sie genossen, fanden sich ab, suchten Ersatz, immer in Hoffnung. Nur die Gesegneten wurden niemals oder lind und erträglich enttäuscht. Auch die gab es vielleicht. Gab es.

Sei gegrüßt, Ferdinand Ribbeck, und du, liebe Gitta Eckerlein!

Man selbst trat lieber willig und etwas eitel zur Seite aus Einsicht und Neigung: Der Einsame ist unverwundbar. Der Zuschauer. Gut. Und es gab noch vielerlei andres, Großes und Kleines und dazu Freunde unter den edelsten Geistern, die ebenfalls in partibus felicium lebten und gelebt hatten. Was war im Menschlichen klein? Nichts — fast alles. Ein Spaziergang in Gaarz bei Babekuhl, eine Reise, das Lummern an der See oder im Kahn im Gaarzer Luch, ein feines kluges Buch zur Zigarre, ein Glas Wein, ein gescheiter Mensch, ein holdes Frauenwesen, das sich einem willig zuneigte, wenn auch gewiß nicht unwandelbar. Großes, Kleines, eines im andern. Und Arbeit. Die erfreulichste Labe und beste Sättigung. Gutes und Starkes. Und Spaßiges. Sehr viel Spaßiges, für das man seinen spöttischen Seitenblick besaß.

Menschenfeind? Nein.

Das Leben selbst, unberührt von Geschick und Menschen, ist köstlich. Es lockt, zwingt immer wieder zu sich her — und auch zu den Menschen hin. Alles ein mystisch verbundener Kreis. Und wer aus diesem Kreise feindselig flieht, verdorrt und erfriert. Selbst wer furchtbar enttäuscht, verbittert und verschuldet ist, wird immer an seinen Randbezirken stehen und zu den Menschen und ihrem Leben hineinlugen, sich verschwiegen mit ihnen berühren. — Und wer sich selbst kennt, muß schon aus Selbstironie ein wenig lieben, weil er sich selbst, trotz aller Skepsis, ein wenig lieb hat. ‚Cette race maudite', sagte der große Fritz. Fritz Giesebrecht war bloß ein ganz kleiner.

‚Ein Rummelplatz diese planetarische Welt, in der nichts ganz fest steht außer der Selbstliebe, die vom dicken Selbstbetrug warm umpelzt ist, und der beschwichtigenden Angelegenheit des Todes! Und der Zuschauer ist die nobelste Person darauf,' dachte Fritz Giesebrecht ein wenig selbstgefällig, blieb stehen und steckte sich eine seiner kleinen, scharfen Zigarren an. ‚Die Gaukler und Gleißner spielen eine bedeutende Rolle in den lärmenden, flitterbehangenen Gassen und Winkeln. Sieh da, auch Herr Eckerlein als Akrobat am Trapez und die Dame Lenore als Schlangenweib — man ist einander lange nicht begegnet!' O, er möchte sie im schwarzen Trikot schon mal sehen und würde einen Taler extra dafür springen lassen! Sie war eine entzückende Dame und in ihren Künsten unübertrefflich. Und daneben brüllten die zahllosen Menagerien der groben Gauner und schrien heiser die frommen und heidnischen Weltbeglückungsanreißer; und dazwischen schimpfte der eine den andern wütend Schwindler, Betrüger und Schuft ...

Der Rauch der scharfen kleinen Zigarre biß heftig in seine Augen — nun ja, es gab auch Freundlicheres zu sehen! Sogar Rühren des und Edles. Man sollte nicht unbillig und ungerecht sein und sich etwas Mühe geben. Und es gab auch Zuschauer, Enttäuschte, Mißgeschickte, Niedergeworfene und Zerschlagene ohne feinen Pelz und noblen Hut. Die standen mit heißen, neidischen Augen, ballten die Hände in den leeren Taschen, wimmerten und fluchten oder hingen sich an einem abseits stehenden Baume auf. Die hatten es wohl noch sehr viel schwerer. Und wer von diesen lächelte, der wäre der Allerweiseste. Aber die lächelten nicht.

O Welt! Du bist noch für lange eine melancholische Angelegenheit. Und nur der Satte, geistig Feiste und der hohe Weltgeist können unberührt sprechen: ‚So ist das Leben, so muß es sein.' Der Zuschauer im Pelz und

Seidenhut aber fühlt sich bedrückt und bevorzugt — trotz allem! —, fast mitschuldig und betrachtet das Treiben mit einem lächelnden und einem melancholischen Auge, wenn er Zeit dazu und seinen ehrlichen Tag hat.

‚Leb' wohl, Gitta Meinecke. Ich sah heute wieder klar. Es lohnt uns nicht ... Du bist jung, frisch, trotz allem unzerspalten, vielleicht eine von den Gesegneten. Nun ja, ich wünsch' es dir, jedenfalls eine von den Liebenswerten, Festen und Tapferen, und die hat das Leben zuletzt meistens lieb. Sieh dir diesen Fernando gründlicher an, du hast Zeit dazu; auch er ist von der besseren und feinen, ernst gerichteten Sorte und noch bildsam. Was willst du dich mit der Wissenschaft quälen, die verstaubt und vermodert bloß, und wozu willst du ein gleichgültiges Buch schreiben? Überlaß das den Männern, die nichts Besseres können. Spinn' deinen tüchtigen und holden Lebensfaden weiter — das dürfte am Ende ein wertvolleres, reicheres und beglückenderes Unterfangen für dich und andere sein. Sela.'

Er warf den Rest der kleinen, scharfen Zigarre weg und hinkte, da sich keine Droschke sehen ließ, rasch auf eine grell leuchtende Elektrische zu, die eben an der Ecke der Lützowstraße mit Kreischen und Klingeln wieder anfahren wollte, stieg auf und setzte sich zwischen den geputzten Menschen nieder, die ihm feindselig ein wenig Platz machten.

Giesebrecht sah vor sich hin. Morgen früh fuhr er auf acht Tage nach Gaarz. Nach Gaarz bei Babekuhl im Breezer Wuk, zweieinhalb Stunden hinter Berlin, wo er seine nette Klitsche hatte. Gitta Meinecke und Grete Tettenborn waren einmal dort gewesen. Lange her! Dort war die Luft besser. Schnee und stumme Bäume. Gut riechendes Vieh. Viele Hasen — aber er selber schoß sie nicht, er ließ sie sich bloß schmecken. Und wenig Menschen.

Dort wollte er sich's wohl sein lassen.

Don Juans Berufung

Vielleicht war er durch einen Traum vergiftet.
Wir sind so wehrlos, wenn wir träumen wollen.
Und Träume so wie jener, sagt man, sollen
Erst in dem Blut des Träumers giftig werden.

Vielleicht, daß auch der Gott dies angestiftet.
Kurzum, er hatte in berückten Stunden
Den Reiz der Welt in einem Weib gefunden.
Der Tor. Und war entschlossen, sie auf Erden

Zu suchen. Doch da hatte eine bloß
Die scheue Stirn, die nur die Glut der Sünden.
An jeder war nur etwas wahrhaft groß.

Und da begann er endlich zu verstehen:
Was er im Traum an einem Weib gesehen,
Verteilt in allen sollte er es finden.

Gustav von Festenberg-Packisch

In der Kirche

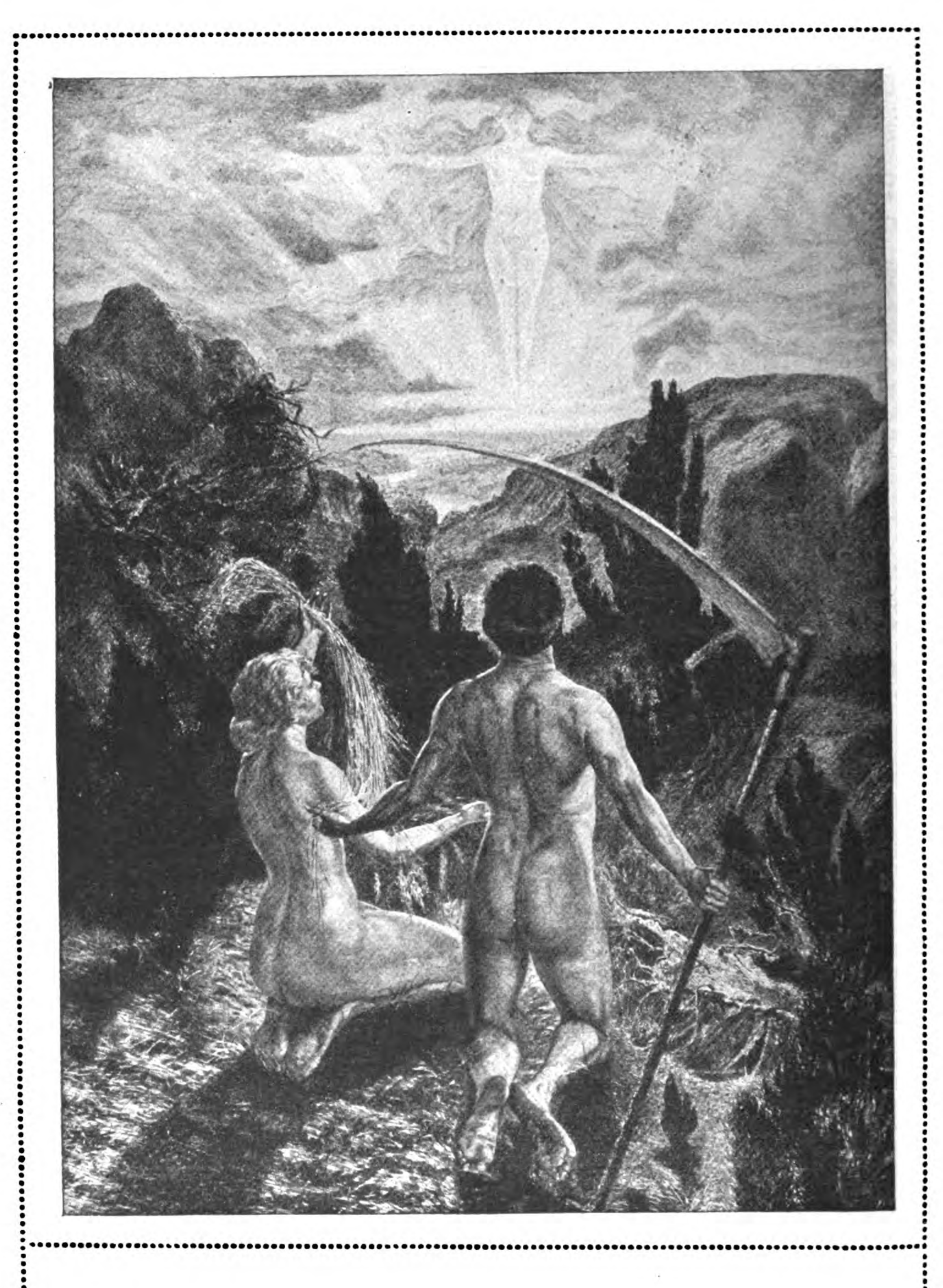
Nacheinander im Gestühle
Lauten aus die Kirchenglocken.
Hohe Wölbung atmet Kühle.
Letzte Schritte gehn und stocken.

Heilig stürzen Orgelklänge
In die aufgestörten Herzen, —
Daß es mir doch bald gelänge,
Eitles Lieben zu verschmerzen!

Doch gebeugt auf der Empore
Vor dem frommen Fensterbilde
Singt sie gläubig mit im Chore,
Buntes Licht umstrahlt sie milde.

Und der Pfarrer spricht von Gnade
Und von liebendem Verstehen —
Ach, ich glaube, da gerade
Hat sie lang mich angesehen.

Wilhelm Lungwitz



Sonnenopfer

Radierung von Ludwig Schaefer

Theodor Fontanes Gnadenweg

Von Ernst Heilborn



Das Wort dieses hundertsten Geburtstages heißt: „Alles ist Gnade.“ Man vergegenwärtigt sich, an welcher Stelle das Wort bei Fontane steht. Es ist im ‚Stechlin‘, und Gräfin Melusine, Komtesse Armgard und Rittmeister v. Stechlin sitzen in der Plauderecke der Barbyschen Wohnung am Kronprinzenufer in Berlin zusammen, das Gespräch ist, da der Rittmeister eben von seiner Sendung nach London zurückgekehrt ist, auf die Kapelle Heinrichs VII. und die Sarkophage der beiden feindlichen Königinnen gekommen. Komtesse Armgard soll sich zwischen beiden, die nun einmal Typen seien, entscheiden, sie aber will von beiden nichts wissen und erklärt sich für Elisabeth von Thüringen. Und sagt: „Andern leben und der Armut das Brot geben — darin allein ruht das Glück. Ich möchte, daß ich mir das erringen könnte. Aber man erringt sich nichts. Alles ist Gnade.“

So die Komtesse Armgard. Fontane selbst aber hatte bereits im Jahre 1889 in einem Brief an seinen Sohn Theo geschrieben: „Nur auf das Niederknien kommt es an und auf das Glücklichsein,“ und abermals zwei Jahre früher an seine liebe Tochter Martha: „Gut und gut gibt Glück. Aber sicher hat man's nie, und um die Gnade der großen Rätselmacht, sie heiße nun Gott oder Schicksal, muß immer gebeten werden. Sicherheit ist Gefahr; wir sollen in einem Bangen bleiben und jedem neuen glücklichen Tag neuen Dank entgegenbringen.“

Alles ist Gnade. In unserer Zeit wohl ein Wort, an das man sich mit Herzensfasern anklammern möchte und das stark genug schiene, einen Toten ans Leben zu ziehen. Aber —: haben nicht Lehrer des Christentums, solange die Lehre bestand, es verkündigt, haben nicht tausend und abertausend alter Weiblein dies selbe Wort bei klirrenden Nadeln und dünnem Nachmittagskaffee in zahnlosem Munde geführt?

Das eben ist es: in Theodor Fontane hat sich das Wort verjüngt! Weil es ihm aus sehr hartem Lebenskampfe erwachsen ist. Weil es bei ihm wie ein Stern über einem Abgrund von Zweifeln steht. Weil es zum letzten Ausdruck seiner Persönlichkeit wurde.

So lieb uns sein Werk ist und so gern wir dazu flüchten: bei Theodor Fontane entscheidet die Persönlichkeit. Als solcher steht er, ein Großer, unter denen dicht hinter Goethe, und es verlohnt, sehr kühl abwägend, sich darüber Rechenschaft abzulegen.

Man wähle großen Maßstab, und man denke an Hebbel. Sein Charakter zeichnet sich in harten Linien, sein Werk führt eine Welt von Ideen herauf. Aber fühlt man es zwingend, daß dies Werk gerade von diesem Charakter geschaffen werden mußte? In Einzelheiten wohl; in der Gesamtheit, zumal im Spätwerk, empfinde ich das nicht. Und man stelle Hebbel in den Staub dieser Tage; man durchschreite mit ihm Berliner Straßen, wie sie heute aussehen, man wohne mit ihm einer Sitzung der Nationalversammlung in Weimar bei —: er bleibt stumm. Gerade derart vergegenwärtigt aber beginnt Fontane zu reden. Er bleibt im Alltagslärm Gefährte. Er durchschreitet mit dir die Berliner Straßen, hier vor einem Blumenladen, dort vor einem Sargmagazin verweilend. Vieles von dem, was gerade er liebte, ging zugrunde; sein helles blaues Auge blieb leuchtend. Und es ist, als legte er dir tröstend die Hand auf die Schulter: „Alles ist Gnade.“

⌘ ⌘ ⌘

Theodor Fontane war — und das ist für mein Empfinden nie stark genug betont worden — eine Natur, im goethischen Sinne des Wortes.

In seiner Jugend kam das geradezu körperlich zum Ausdruck. Man entsinnt sich der wilden Spiele im Dünensand von Swinemünde; aber noch der Dreiunddreißigjährige schreibt aus London: „Am liebsten schlüg' ich den ganzen Tag Rad, spräng' über Tisch und Bänke und wälzte mich im grünen Rasen, den lachenden Himmel über mir.“ Innerlich bleibt das. Dreister Entschlüsse hat sich Fontane zeit seines Lebens fähig bekannt, und in ‚Kriegsgefangen‘ schildert er gelegentlich sein Wesen: „Es liegt in meiner Natur, angesichts aller Dinge, über die ich ausnahmsweise nicht gleich hinweg kann, sorglich zu balancieren und nur zögernd zu einem Entschluß zu kommen; ist dieser Entschluß aber einmal gefaßt, so spring' ich auch sofort wieder mit beiden Füßen in die alte Sorglosigkeit hinein und vertraue lachend und heiter meinem guten Stern.“ Eine Ausnahme also, wenn diese ‚Natur‘ nicht ohne weiteres über die Dinge hinweg kann. Und ganz, wie er sich hier selber schildert, hat er sich an entscheidenden Kurven seiner Lebensführung gezeigt, als er, der doch mit Mark und Groschen arg zu rechnen hatte, wie mit einem Ruck die Stellung an der Kreuzzeitung (1870) und nachher die als Sekretär der Königlichen Akademie (1876), sehr zum Unwillen der rechnenden Hausfrau, aufgab: ein Zieten aus dem Busch im Kampf ums tägliche Brot, nur eben auf der Rückzugslinie. Wie ein naturhafter Traumwandler aber war Fontane auch in die Kriegsgefangenschaft geraten.

Es hängt eng damit zusammen, wenn er dem Verstand und dem, was der vermag, böse Zweifel entgegensetzt. Ein Urteil, kaum ausgesprochen, wird beargwöhnt. Er ist durchaus und zu jeder Zeit seines langen Lebens Stimmungsnatur. „Wer rechnet, ist immer in Gefahr, sich zu verrechnen. Die einfache dumme Kuh trifft immer das richtige Gras."

Fontane selbst hat einmal seine ganze Produktion als „Psychographie und Kritik, Dunkelschöpfung im Lichte zurecht gerückt" bezeichnet. Auf dem „Dunkelschöpfung" liegt hier der Nachdruck. Was das besagen will, kann man aus zwei Zeilen eines seiner Gedichte dartun:

„Joachim Hans Zieten
Husarengeneral"

Man lese diese beiden Zeilen, scharf skandierend, und man gewahrt: zwischen ihnen liegt eine unausgesprochene, mit keinem Wort angedeutete Handlung. Joachim Hans Zieten: der Reiter sitzt fest auf seinem Pferde, das steht auf eingewurzelten Hufen. „Husarengeneral": er sprengt davon. (Infolge einer Schlimmbesserung oder eines Druckfehlers heißt es in späteren Auflagen: „Joachim Hans von Zieten".) Das eine Beispiel genüge. Mit dem Verstande läßt sich derartiges nicht machen. Das ist naturhafte Dichtung.

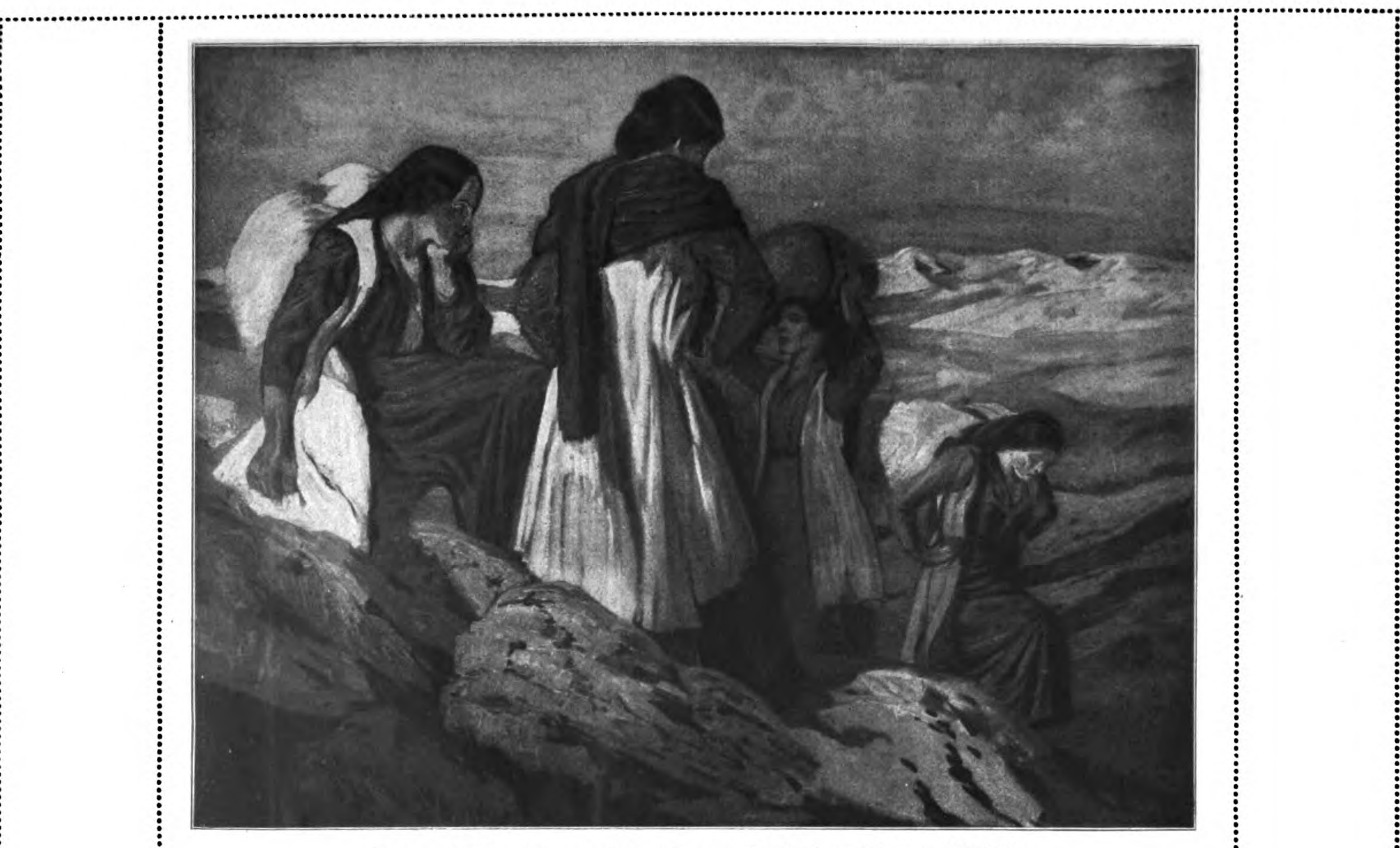
Aber eben weil das Triebhafte in Fontanes Wesen selten nur erkannt wurde, Zeit nun auch schon manche Lücke unter denen, die ihm persönlich begegnen durften, gerissen hat, möchte ich meinen eigenen Eindruck hier betonen. Es war wohl nur einmal, daß ich längere Zeit in seiner Wohnung allein mit ihm zusammen gewesen bin. Das Geschäftliche, das mich zu ihm geführt hatte, war rasch erledigt. Er sprach mit dem ihm eigenen Temperament über die Pfennigfuchserei deutscher Verleger, erzählte dann aus London und bewunderte: wie er eines Abends in einer niederen Londoner Schenke weilte und da ein Tisch stand, sorgsam mit allem Zubehör für die Wirtin gedeckt und mit Blumen drauf; wie die, gewöhnliches Weib, heimkehrte und an dem Tisch Platz nahm und ihre Gerichte verzehrte, fein säuberlich mit Messer und Gabel hantierend und mit dem Anstand bester Erziehung — und wie weit wir hinter all dem zurück wären; und sprach weiter davon, wie sehr sein Leben einsam geworden sei und nichts mehr zurückgeblieben als Arbeit und der abendliche Spaziergang mit einem gelegentlichen Blick in ein Blumengeschäft und in ein Sargmagazin. Das alles, wie er es in seiner Art vorbrachte, der ‚Causeur', war schon etwas. Und war doch nichts im Vergleich zu der Persönlichkeit, die da vor einem aufwuchs; lebend in den Augen; zwingend in Selbstverständlichkeit; bannend in Güte (hinter der aber ein Temperament loderte); naturhaft.

Der Vergleich hat nichts Übertriebenes: wie man, einen Bergpfad gehend, an einer Wendung plötzlich ganz neuen Ausblick gewinnt und sich einem nahen, vorher noch nicht erblickten Gipfel gegenübersieht und den nun als etwas Großes elementar empfindet, so wirkte Fontane als Persönlichkeit. Es war ein anderes Maß in ihm als in den Menschen, die man sonst wohl kannte. Wo andere mit der kleinen Münze des Angelernten, Anerzogenen, Gesellschaftlichen zahlten, beglich er aus dem Wesenhaften.

Begreift man das Naturhafte in seiner Tiefe, so wird man den (ohnehin immer ärmlichen und nach Retorte schmeckenden) Versuch, das Wesen des Mannes aus dem der Eltern oder Vorfahren zu erschließen, nicht hoch einschätzen. Immerhin fällt es auf, daß es bei ihm umgekehrt liegt, wie bei Goethe. Der Vater vertritt durchaus die Seite der Phantasiebegabung. Der Mutter aber, der zwar leidenschaftlichen, aber doch verständig-nüchternen, der Frau mit der Schenkpassion, aber auch mit der (den Kindern gegenüber) raschen Hand, dieser altmodischen Dame mit ihrem Sinn für Repräsentation und der ungeheueren Hochachtung vor Reichtum und Besitz und guten Manieren hat er's zu verdanken, daß — er nicht den Weg des Vaters ging.

Schwer auszumachen, ob Fontane eine große Fähigkeit hatte, sich an ihm Nahestehende zu verlieren; ich zweifle. Geliebt aber hat er seinen Vater, wie den Sohn, den der Tod ihm rauben sollte. Es ist dem Vater gegenüber sogar noch etwas anderes als Liebe: er hat ihn in sich aufgesogen. Läßt er ihn sprechen, so hört man seine, Theodor Fontanes, ureigene Worte. Dennoch, er wahrt auch hier Kritik, ja, es ist als gewänne seine Kritik mit zunehmender Liebe an Herbheit. So zeichnet sich das Bild des Vaters: Gaskogner und Phantast, der Mann der Selbstgespräche; etwas Unzärtliches ist in seiner Art, dafür ist er aber auch wieder der Abgott armer Leute; er steht stundenlang vor dem Spiegel, sich seine ‚Tour' recht aufzukleben und seine Krawatte zu binden und macht dann wieder wie ein Kind Raubzüge in die eigene Speisekammer, für seine Katzen Leckerbissen zu erbeuten; durchaus kein Haushalter; ein Spieler; ein Spieler aus Langeweile und Bankerotteur; aber zugleich einer, der über seine eigenen Schwächen wie ein Knabe weint; Autodidakt und Anekdotenjäger —: „er ist eigentlich ein schiefgewickelter oder ins Apothekerhafte übersetzter Weltweiser. Hinter allerhand tollem, einseitigem und übertriebenem Zeug verbirgt sich immer ein Stück wohlberechtigter Lebensanschauung."

Gleichsam ergänzend tritt neben diesen Vater das Bild des Onkels August, der auf den Knaben gefährlichen Einfluß gewann, aber auch zum abschreckenden Beispiel wurde und den Theodor Fontane in ‚Von Zwanzig bis Dreißig' geschildert, Gaskogner und Phantast, Lebensabenteurer und Lebensbankerotteur auch er —: „jener Fontanesche Cha-



Frauen in Montenegro. Gemälde von Prof. Hans Beatus Wieland

rakter, der sich in alles findet, in Klugheit und Dummheit, in Noblesse und Gewöhnlichkeit, in Freundschaft und Gleichgültigkeit, vorausgesetzt, daß er selber nicht malträtiert wird und genug zu essen hat. Ich habe auch viel davon."

Mit einer ansehnlichen Reisetasche voll Eitelkeit und einer gehörigen Kiepe Egoismus, aber auch mit den Siebenmeilenstiefeln des Leichtsinns ausgerüstet, hat Theodor Fontane seine Lebensreise angetreten. Wie er solche Charaktereigenheiten in Persönlichkeitskräfte in sich umschuf, ist Hauptteil des Werkes — wichtiger vielleicht als alle seine literarischen Arbeiten, wichtiger auch in Hinblick auf seine dichterische Haltung — das er an sich selbst vollendete. Mit Lebenserbärmlichkeiten ringend, im harten Kampfe gegen eigene Charaktergebrechen, schuf er sich selbst.

Nennt man Theodor Fontane eine Natur, so ist alsbald hinzuzusetzen: eine Natur ohne, oder doch mit geringer Sinnlichkeit. Das klingt nun freilich nach dem bekannten ‚schwarzen Schimmel'. Es zielt in der Tat ein wenig ins Graue.

Diesen Mangel an Sinnlichkeit hatte Theodor Fontane bereits an seinem Vater hervorgehoben. Ein unzärtlicher Ehemann sei er gewesen; wie schöne Männer oft, das absolute Gegenteil von einem Don Juan, auch stolz auf seine Tugend. Er selbst bekennt von sich, kein ‚rechtes Fiduz' zu großen Leidenschaften zu haben; ein Meister der Liebesgeschichte sei er nicht, weil keine Kunst ersetzen könne, was einem von Grund aus fehle. Etwas Unzärtliches haftet auch ihm an; und sehr bezeichnend schreibt er, zweiunddreißigjährig: „Ein Buchfink auf den Zweigen, eine kühlende Flußwelle, die sich beim Baden an unsern erhitzten Leib schmiegt, berühren uns fast ebenso wundersam traulich, wie ein brunetter Backfisch am Klavier oder der verstohlene Kuß einer liebebedürftigen, sehr herzensstarken, aber sehr — geistesschwachen Blondine. Wenn man dann, wie ich, erst dreißig auf dem Rücken hat, so ist einem der Buchfink sogar lieber — er ist anspruchsloser und geniert einen weniger." Das also mit 30 Jahren!

Leidenschaft ist denn auch nie, soweit man je erfahren hätte, verwirrend in Theodor Fontanes Leben getreten. Menschlich ein Vorzug, zum mindesten eine Bequemlichkeit, künstlerisch ein Mangel. Hier liegt denn auch wohl die Erklärung dafür, daß Fontane, das Recht, eine dichterische Natur zu sein, für sich durchaus in Anspruch nehmend, zugleich bekannte: „Es dribbelt nur so." Worauf es hier aber ankommt: sei der Mangel an Sinnlichkeit ein Gebrechen; Fontane hat auch diese Eigenheit, am Bilde seiner Persönlichkeit schaffend, so in sich verarbeitet, daß sie wie Licht im Strahlenbündel wirkt.

Das Wort „alles ist Gnade" sprach hier einer, der sich seine Persönlichkeit schuf. Und es ist das so wenig Widerspruch, daß es vielmehr den Schleier hebt.

ꕥ ꕥ ꕥ

Alles in Theodor Fontanes Jugend scheint gnädig dahinzuwirken, das Phantasieleben in dem Knaben, in dem Jüngling zu kräftigen.

Er wuchs in einem kleinen „unschönen Nest", dem Swinemünde der dreißiger Jahre auf, aber am Bollwerk, einer Uferstraße, „wie sie poetischer nicht gedacht werden konnte", legten Schiffe an, die befremdende Kunde brachten und fragende Gedanken mit sich nahmen. Unter den Gestalten, die in den kaum gepflasterten Straßen auftauchten, waren originelle Käuze und charakteristische Erscheinungen keine Seltenheit. Das Haus, in dem die Eltern mit den Kindern lebten, bot mit den hohen, übereinander eingebauten Dachböden, dann aber auch mit dem Apothekenlaboratorium, schließlich mit dem Loch in der Diele im Kinderzimmer, in dem der Dünensand zum Vorschein kam, ein eigenes Bereich für phantastische Spiele, ein Halbdunkel, aus dem sich Vorstellungen löften; an einer gruseligen Spukgeschichte fehlte es nicht. Sommer und Winter gewannen durch die Besonderheiten des geselligen Lebens ihre eigene Bedeutung. Schlacht- und Backfeste stellten den Zusammenhang mit der Jahreszeitenfolge des Landbewohners her. Nahezu unbegrenzte Freiheit war den Kindern gewährt — „gar nicht erzogen und ausgezeichnet erzogen": dahin hat Theodor Fontane, gealtert, rückblickend, seinen Eindruck zusammengefaßt.

Und es war, als sollte (nach der kurzen Neuruppiner Zwischenzeit) das Leben in Berlin fortsetzen, was Swinemünde angebahnt hatte. Im Hause des Onkels August, dieses Gaskogners, untergebracht sein, bedeutete an sich schon seelisches Abenteurertum. Schulversäumnisse, die sich einstellten, dann zur Regel wurden und tagelanges Umherstrolchen in der Umgebung Berlins mit eigenmächtigem Botanisieren zur Folge hatten, durften der Einbildungskraft neue Nahrung zuführen. Und das wurde nicht anders, als aus dem jungen Fontane ein Apothekerlehrling geworden war. Denn obschon die Apotheke, mit Prinzipal und Gehilfen und den vielen, die sich tagsüber einstellten, ihr Rezeptbüchlein vorzulegen, schon in sich ein wunderliches und buntes Bild darstellte, so führte dieser Apothekerlehrling noch ein geheimes Dasein für sich, von dem kaum einer was ahnte. Bald genug hatte er es dahin gebracht, in den Zeitschriften, deren eifriger Leser er in den Konditoreien geworden war, seine eigenen Gedichte finden zu können, in seinen Dichtervereinen, dem ‚Lenau'- und ‚Platen'-Klub, stieß er auf so eigenartige, phantastische Gefährten, wie es etwa Julius Faucher war, derselbe Julius Faucher, der keinen Wolkensteg und keine Regenbogenbrücke unbeschritten ließ und der später Fontane in London zum eigenartigen Führer werden sollte.

Es ist ein Einklang zwischen Fontanes Lebensführung und der Entwicklung, die Deutschland gleichzeitig nahm. Wie Deutschland bis zum Jahre 1870 gleichsam ein in sich gekehrtes Aussehen wahrte, deutscher Gedanke aber gerade damals ein weites Zukunftsreich der Möglichkeiten umspähte, so stellt sich Theodor Fontanes Jugend ganz unter das Flügelzepter der Einbildungskraft. Die Wirklichkeiten sollten hier wie dort nicht auf sich warten lassen.

Seltsamerweise war es wieder ein Dichterverein, diesmal aber ein wesentlich anders gearteter, in dem Theodor Fontane erste entscheidende Wirklichkeitseindrücke zuteil werden sollten: der ‚Tunnel‘. Der Kunst-Geheimrat, der Schulrat, die Kreuzzeitungsredakteure, der Offizier, der Regierungsassessor traten ihm hier als in sich geschlossene, wurzelfeste Gesellschaft entgegen, und wenn man auch zusammenkam, um sich Gedichte vorzulesen und Kritik daran zu üben, wenn auch ein Storm, ein Heyse, Kinder aus der Fremde, in dieser gezügelten Umgebung nicht fehlten, den Ausschlag gab das beamtete, das arbeitstüchtige, das wirklichkeitsgefügige Element: es ist denn auch bezeichnend genug, daß Fontane hier den Übergang von einer jugendlichen, Herwegh nacheifernden Freiheitslyrik zu seiner preußischen Dichtung gewann. Den Wirklichkeitssinn in ihm zu stärken, nachdem seiner Phantasie Genüge getan war, wurde er 1852, dann zu längerem Aufenthalt 1855, nach London gesandt —: beinahe empfand er's selber so. Zum mindesten schrieb er im April 1856 aus London: „Hier hab' ich nun das Leben; die Dinge selbst, nicht mehr bloß ihre Beschreibung.“ Und Fontane wurde in England ein Wirklichkeitsbeobachter, mit Hingebung und jenem Ernst, der Tatsächlichkeiten gebührt. Aber wie einst der Knabe sein Geschichtsinteresse im Anekdotischen befriedigt hatte, so führte jetzt die Beschäftigung mit englischer und schottischer Geschichte, die neben dem Studium der Wirklichkeiten modernen englischen Lebens einherging, in den Bereich der Phantasie zurück. Dieser sechsunddreißigjährige Londoner Korrespondent in Diensten des Ministeriums Manteuffel war ein scheinbar fertiger Dichter, der noch einmal die Klippschule, „Wirklichkeit zu lernen“, bezog.

Ein ähnliches Bild kehrte fünfzehn Jahre später wieder: ein Phantast, zum mindesten ein Träumer, geriet in französische Kriegsgefangenschaft und erwachte zu Wirklichkeitsernst. Das Ereignis bildete in Fontanes Leben vielleicht auch innerlich Zäsur. Man liest seine Briefe aus der Gefangenschaft, und es fällt auf, wie oft der sonst sehr Verschlossene, mit religiösen Konfidenzen jeder Art höchst Sparsame, den Namen seines Gottes nennt.

Fontanes Leben verfloß nun geruhig im gemächlichen Strombett — „denn im Grunde bin ich doch nur ein Philister“ — bis ihn im September 1887 der schwerste Wirklichkeitsschlag traf. Er verlor in seinem Sohne George vielleicht seinen Liebling; genug, er verlor einen erwachsenen, jung verheirateten Sohn. Wie tief dies Ereignis an seiner Seele fraß, läßt sich nur andeutungsweise erwägen: er hat es später nie gestattet, daß irgend jemand, auch kein Familienangehöriger, ihn auf diesen Kirchhof begleite. Zugleich aber setzte die tiefe Skepsis ein, die seinen letzten Lebensjahren das Gepräge gab, es entstand etwas wie Einsamkeit um ihn herum, sein Urteil wurde hart. „Und wiewohl ich gern gelebt habe, jetzt am Ende meiner Tage bin ich doch tief davon durchdrungen, daß dies alles eine Welt der Mängel ist, viel, viel mehr noch, als man in jungen und mittleren Jahren annahm, und daß es nicht schlimm ist, die Unruhe mit der Ruhe zu vertauschen. Sie glauben gar nicht, in wie hohem Maße die Überzeugung davon während dieser letzten Jahre in mir gewachsen ist. Und nicht erst seit Georges Tod.“ Wie beredt spricht und bejaht diese letzte Verneinung!

So steht sein Leben zwischen Phantasie und Wirklichkeiten, und in Fontanes Eheleben ist ein Reflex davon. Alles in dieser Jugend dient, die Phantasie zu hegen und zu stärken, es folgt die Schule der Wirklichkeiten, und deren letzte Lehre scheint alles vorher Verdichtete, vorher Gelebte Lügen zu strafen. Ich sage, es scheint so.

⌘ ⌘ ⌘

Fontanes Leben ist innerlich von etwas angefüllt, was man den Kampf um den Lebensstil nennen könnte.

In England setzte dieser Kampf recht eigentlich ein, und wenn man bedenkt, wie sehr die englische Lebensführung in jenen Jahrzehnten alles in Deutschland Übliche und Gekannte an Großzügigkeit und Annehmlichkeiten und ästhetischer Wohlgefälligkeit übertraf, wird man das nicht weiter verwunderlich finden. Hang zum Wohlleben war Fontane angeboren, nur zu gern hätte er in seiner Jugend eine ‚Rolle‘ gespielt. Dieser Kampf setzt denn auch mit dumpfen und immer wiederholten Klagen über deutsche Pfennigfuchserei und die kleinlichen Rechenkünste der preußischen Behörde ein, in deren Diensten er in London weilte; ein Kampf also, der innerlich mit völliger Niederlage beginnt. Dann aber will es ein ironisches Geschick, daß ihm noch in London etwas wie eine Erfüllung seiner Wünsche wird. „Die Fontanes haben einen Groom,“ darf ein Brief aus England melden. Bedeutete das nun wirklich einigen Glanz, so folgte die Ernüchterung auf dem Fuße. Der nach Deutschland Zurückgekehrte stand finanziell dem Nichts gegenüber, man fraß sich durch, aber es blieb eine Misere. Lernt Fontane sich bescheiden? In gewissem Sinne nein! Aber er lernt umsichschauen, er lernt vergleichen, er gewinnt den Maßstab. Und damit wird für ihn der Kampf um den Lebensstil siegreich. Den Klagen des jungen Fontane steht die Weis-

heit des gealterten gegenüber: „Wie so vieles ist auch das lediglich eine Geldfrage; Bleichröder gehört nach Tréport oder Biarritz, ich gehöre nach Seebad Rüdersdorf. Und wenn ich es an solchem Platze nur nicht zu tief unter den märkisch-landesüblichen Ansprüchen finde, so bin ich zufrieden. Ich übe diese Sorte von Anspruchslosigkeit nicht aus Bescheidenheit, sondern aus künstlerischem Sinn, ganz so, wie unsere kleine Schneiderwohnung für unser Mobiliar und unseren ganzen Lebenszuschnitt das einzig Richtige ist."

Dieser Kampf aber um den Lebensstil ist für Fontanes gesamtes Seelenleben kennzeichnend. Es gilt für ihn Kampf von früher Jugend bis ins letzte Alter, harten, schweren. Dieser Kampf endet mit dem Sieg der Persönlichkeit über den Charakter.

Was Fontane dazu verholfen? Er spricht es in den eben angeführten Worten selbst aus: der künstlerische Sinn.

In seiner Jugend ein durchaus nicht leichtzunehmender Charakter: zu dem angeborenen Fontaneschen Egoismus eine gute Dosis Gaskognertum und Leichtsinn, recht ausgeprägte Eitelkeit, gefährlich viel Temperament (freilich ohne Sinnlichkeit). Diesen Eigenschaften aber zwei andere beigesellt, die weiterhalfen: Kritik, die durch keinerlei Liebe blind zu machen war, die vielleicht mit der Liebe wuchs; Skepsis, die vor den eigenen Empfindungen durchaus nicht haltzumachen pflegte.

Wie stark dies Temperament war, bezeugt die ‚Kleine Haß-Orgie', die er sich zum Abschluß seiner Autobiographie ‚Von Zwanzig bis Dreißig' gönnt, die irgendeinem Gleichgültigen, Unbekannten gilt, der sich geweigert hatte, an dem Hochzeitsgeschenk des ‚Tunnels' für ihn und seine Frau teilzunehmen. Achtundvierzig Jahre waren darüber vergangen, und er konnte es sich nicht versagen, mit einer rein persönlichen Unartigkeit öffentlich abzurechnen! Man gewinnt auch aus den Familienbriefen den Eindruck, daß er es seiner Frau, gleich ihm ein ausgesprochenes Temperament, nicht immer leicht gemacht habe. Was aber an Temperament und Egoismus in ihm steckte, das zwang er in eine Zuschauerrolle hinein. Er zwang es; in hartem Kampfe; seinen Charakter zur Persönlichkeit ummeißelnd, wie der Künstler den Stein. Was an Leichtsinn in ihm gewesen, veredelte sich in jenen freiheitlichen Zug, der Fontane immer ausgezeichnet hat, auch damals schon, als er fur die Kreuzzeitung schrieb. Nur daß später letzte Hemmungen fielen, und dieser Konservative, oder wie er sich selbst bezeichnete, ‚Nationalliberale' ein Maß an innerer Freiheit gewann, weit über alles Politische hinaus; wie es in Deutschland nur ganz wenigen und nur den ganz Großen eigen gewesen. Dieser Theodor Fontane — vielleicht nicht ohne weiteres ein ‚großer Dichter' — trug in sich den Zug zur Größe. Darum ließ sich die ihm angeborene Eitelkeit auch nicht mit irgendeinem ‚Rühmchen' zufriedenstellen. Er verachtete das. Und erzog sich selbst an dem Satz, der ihm irgendwann einmal entgegengetönt war: „Dein berühmter Bruder, den keiner kennt." So geschah es schließlich, daß Eitelkeit in Hinblick auf ihn die andere Bedeutung gewann, auf die der Prediger weist. „Alles ist eitel." Von seinem Talent getragen, aber auch von seiner Eitelkeit vorwärtsgestoßen, hatte ein Jüngling alle Brücken zu seinem bürgerlichen Beruf hinter sich abgebrochen — der Mann hatte, auf diesen Jüngling und sein keckes Unterfangen blickend, sich zu einem Gefühl wie dem des ‚Reiters über den Bodensee' bekannt — der Greis war von der Eitelkeit alles irdischen Tuns zu tiefst durchdrungen. „Was soll der Unsinn?" „Um neun ist alles aus." Aber diese hellen Augen, vor denen im Grunde nichts, auch nicht das, was Menschen ‚groß' nennen, oder das am wenigsten, bestand, hatten ihren gütigen Glanz bewahrt. Mehr als das! Sein Blick war Güte.

Fontane ist zeit seines Lebens ein harter Arbeiter gewesen. Was diese Arbeit an seinem Selbst bedeutet, und daß in ihr alles beschlossen ist, was ihn uns teuer macht, ist hier ausgeführt worden. Er hat aber auch in seinem schriftstellerischen Beruf — dieser Dichter war ja vorwiegend Schriftsteller — seine Kräfte voll, zeitweise bis zur Erschöpfung und bis zum Nervenzusammenbruch eingesetzt, ist dann merkwürdigerweise an leichterer Arbeit — er schrieb die ‚Kinderjahre' auf den Rat seines klugen Arztes hin — wieder genesen. Nicht nur ist die Zahl seiner Schriften sehr umfangreich, er hat selbst zu wiederholten Malen bekannt, daß die eigentliche, die mehr zeitraubende Arbeit für ihn erst anfange, wenn die Niederschrift beendet sei. Aus der Arbeit als solcher hat Fontane trotzdem keinen Samen für seine Ernte gezogen. Der Begriff der Arbeit scheidet aus seiner Weltanschauung nahezu völlig aus.

Fontanes Ethik hat überhaupt etwas Begriffloses. Sie ist reines Menschentum. Sie entspringt einem gütigen Herzen. Aus dem siegreichen Ankämpfen gegen die eigenen Charakterschwächen hatte er sich nicht, wie so viele, den Herrenstandpunkt gewonnen, der über Unterliegende richtet. Vielmehr das Gefühl und die herzensstarke Empfindung für die Schwäche aller menschlichen Natur. Er verurteilt nicht das Mädchen, das sich liebend hingibt, er erhebt nicht den Stein gegen die Ehebrecherin. Aber er sieht in der menschlichen Gesellschaft die Schranke der Sitte hochaufgerichtet und festbegründet und lebt der Überzeugung, daß jeder, der dagegen anrennt, zu zahlen hat, sei's mit dem Tode. Sehr wahrscheinlich, daß die Eindrücke, die Theodor Fontane im Kreise seiner Tunnel- und Kreuzzeitungsfreunde jugendlich aufgenommen, für seine ethischen Grundbegriffe zeitlebens bestimmend blieben.

Fontanes Persönlichkeit ist nicht aus

irgendwelcher Lebensanschauung erstanden; vielmehr: sein eigenes Auge entschied über das Aussehen seiner Welt.

Nur das Wort von der Gnade führt vielleicht doch einen Schritt weiter.

Dieser Liebhaber der Plauderei war sehr verschlossen — die Briefe, in denen er seinem Sohne Theo von der letzten Krankheit und dem Hinscheiden seines George berichtet, sind dafür augenfälliges Zeugnis — und in den Fragen seines Selbst zu seinem Gott war er's gewiß. Soviel steht fest: den Glauben an ein Persönlichkeitsfortleben nach dem Tode wies er für sein Teil ab. Aber es fiel bereits auf, daß sich in die Briefe aus der Kriegsgefangenschaft die Vertröstung auf Gottes Hilfe gleichsam einschlich. Und in ‚Kriegsgefangen‘ selbst stehen die beiden — bei diesem Verschwiegenen redenden — Sätze: „Ich war fertig mit allem und bat Gott, mich bei Kraft zu erhalten und mich nicht klein und verächtlich sterben zu lassen.“ Und: „Woher mir in einer fremden Sprache, die ich stets über Gebühr vernachlässigt hatte, die Möglichkeit kam, ohne Dictionnaire oder sonstiges Hilfsmittel, ein solches Memoire zu schreiben, weiß ich nicht. Oder sag' ich lieber: ich weiß es.“ Hatte er etwas wie das Einströmen einer Kraft über das eigene Vermögen hinaus verspürt?

Das hatte Fontane: dies Sichabhängigfühlen. Vor falschen Sicherheiten hat er zeit seines Lebens gewarnt. Daß er Pietät habe, hat er geradezu bekennerisch betont. Und dann heißt es einmal in einem Brief an seinen Sohn Theo: „Alles, wie auch im Leben des einzelnen, hängt immer an einem Faden, und daß ein hoher Rätselwille alles Irdische leitet, jedenfalls aber, daß sich alles unserer menschlichen Weisheit entzieht, das muß auch dem Ungläubigsten klar werden.“ Wiederholt blickt Theodor Fontane auf sein eigenes Leben, und wie es sich gestaltet hat, zurück; oft leiht er der Enttäuschung, manchmal dem Unmut Worte; aber dies Gefühl, daß etwas wie eine Führung darüber gewaltet habe, klingt, unausgesprochen, immer hinein. Wie hart Fontane auch gekämpft haben mag, die Persönlichkeit, die er war, zu werden: das Verdienst daran maß er sich nicht bei.

❀ ❀ ❀

Das Naturhafte in ihm gab ihm die Empfindung ein, er sei, ein großes Kind, durchs Leben gegangen.

Sehr wahr, und beinahe so wahr wie das Gegenteil. Erst die Veröffentlichung der Briefe hat erwiesen, wie tief die Skepsis in dieses große Kind ihre Wurzeln gesenkt hatte. Sie machte vor nichts und vor niemand halt. Das eigene Leben erscheint nun nichtig, die Arbeit und das Sichweitermühen sinnlos, alle Empfindungen fragwürdig. Nichts Großes besteht, und das am allerwenigsten, woran sich sein Herz gehängt hatte. Wer hätte härtere Worte über Bismarck oder über die Mark, über deutsches Beamtentum und preußische Politik gefunden als Fontane? Wer hat so klar das Unheil, das uns seither betroffen hat, vorausgesagt? „Ganz geringe wird der Wert der ird'schen Dinge.“ Aber indem ein Großes versinkt, steigt die Wagschale mit allen den Nichtigkeiten, den holden, des Daseins. Man ist bequem geworden, die Fragen alle sind erledigt, man lebt so hin und weiß, daß am eigenen Glück nichts gelegen ist, — da wird einem denn manchmal eine Predigt aus der Kinder Angesicht zuteil.

Die „Mischung von Übermensch und Schlauberger, von Staatengründer und Pferdestall-Steuerverweigerer, von Heros und Heulhuber“ in Bismarck läßt eine reine Bewunderung nicht mehr aufkommen: sieht man ihn aber am Tiergartenrande zu Pferde, den ‚Halberstädter‘ mit dem gelben Streifen, so gefällt das nicht nur, es stellt sich auch ein warmes Gefühl in der Herzgegend ein, und schließlich möchte man doch noch erleben, was es mit ihm noch geben wird. Und so mit allem. Die „poplige Unteroffizierswirtschaft der preußischen Verwaltung ist einfach lächerlich“, aber erstes Tiergartengrün und Kirschenblüte in Werder geben dem Dasein immer wieder Reiz. Man würde nichts vermissen, wenn man den Tag mit seinem Einerlei verschlafen hätte, aber man steht doch immer wieder auf, und tut es gern, schon um dem Enkel Löschblätter ins Heft zu kleben.

Es ist meines Erachtens noch viel zu wenig betont worden, daß Fontane einer der großen Umwerter gewesen ist, die Deutschland gesehen hat. Eindringlicher als andere, weil eine Stimmungsnatur, bald mit der Faust, bald wieder schmeichlerisch, nach dem Zeiger der Wage griff, und weil eine ganz einzigartige Persönlichkeit hinter dem allen stand.

Es gibt eine Linie, und sie ist nicht zu übersehen, die von dem Skeptiker Fontane zu dem Spötter Anatole France hinüberführt.

Der Deutsche, selber ein großes Kind geblieben, hört die Predigt aus Kindesangesicht.

Und er warnt: nur nicht als Furioso mit dem Säbel um das Glück fechten. Der Weg dahin ist keine Beresina-Brücke. „Was ist, ist durch Vorherbestimmen. Man hat es, oder hat es nicht.“

Hat Fontane die Resignation eine Tugend genannt, so ist sie's bei ihm gewiß. Man könnte dieser Resignation gegenüber an das Grasgrün denken, das aus Ruinen sprießt und sie mit Frühlingsglanz umkleidet.

Aber nicht die niedergelegten Pfeiler und nicht das Hoffnungsgrün sind das Entscheidende. Sondern daß ein Mensch in sich die Welt zu schaffen vermochte, die seinem Wesen entsprach, nachdem er sein Wesen, in Hinblick auf seine Welt, entselbstet hatte. Immer in dem Bewußtsein: an sich selbst wirkend, Werkzeug zu sein. Und damit steht man dieser Persönlichkeit gegenüber innerlich da, wo Fontane selber stand. Bekennend:

„Alles ist Gnade.“

Hayn Justus Calaminus

Nach einer niederdeutschen Familienchronik aus dem Jahre 1772 · Von Victor Meyer-Eckhardt



Draußen vor der Tür standen die Leute und warteten. Er wußte das und wurde dadurch so verwirrt, daß er seiner jungen Frau nicht so ganz hingegeben Lebewohl sagen konnte, wie man es von ihm hätte erwarten dürfen. Denn alle wußten, daß Hayn Justus Calaminus vom Berg sein Weib sehr lieb gehabt hatte. Krönchen hatte auch einen sehr weiten Weg vor: sie trug ein Reisekleid aus weichen weißen Brüsseler Spitzen und lag mit gefaltenen Händen im offenen Sarg.

Um ihr blondes, welliges Haar schlang sich der breite Orangenblütenkranz, den sie vor kaum einem Jahre auf der Hochzeit getragen hatte. Die preziösen Ringellocken, die sonst die Wangen umrahmten und beinahe das Kinn erreichten, lagen ein wenig aufgelöst auf dem seidenen Blumenkissen, und ganz frei glänzte der weiße, nicht zu schlanke Hals mit dem kleinen Muttermal an der linken Schlagader.

Justus Calaminus gingen trotz seiner Verwirrung viele Gedanken durch den Kopf. Er erlebte noch einmal das ganze Jahr mit seinem Sommer und Winter. Nun war schon wieder Frühling: vor vier Tagen hatte Krönchen die ersten Schlüsselblumen gefunden. Sie hatte sie ihm mittags in der geschwungenen Vase, die von ihr selbst noch mit zierlichen Rosen bemalt war, neben seinen Teller gestellt und ihm mit leiser Stimme zugelacht: „Siehst du, Justus, nun weiß ich auch, welches Muster ich in den Betthimmel sticke für unser Kind: lauter kleine gelbe Primeln, die mit rosa Bändchen zusammengehalten sind."

Er schüttelte den Kopf und sah sie an. Nun war sie tot, und auch das Kind nahm sie mit sich. Wenn ihr noch wenige Tage gegönnt gewesen wären, so hätte sie doch das Kind zurückgelassen. Sie war aber aus der Ohnmacht, die sie vor drei Tagen ohne jede voraufgehende Krankheit überkam, nicht mehr erwacht, und auch der alte Medizinalrat Doederlein hatte nicht gewußt, was sagen zu diesem plötzlichen Zusammenbruch, den er zuerst für eine beginnende Geburt zu halten geneigt gewesen war.

Hayn Justus Calaminus schaute sich vorsichtig um, ob er auch ganz allein sei — aber alles blieb still, nur eine kleine Fliege, die in das Doppelfenster eingesperrt war, summte ein wenig. Da trat er nahe an sie heran und küßte sie, küßte ganz zart und schamhaft ihren Leib und fühlte, wie er dabei errötete. „Adieu, mein Kind," sagte er leise, und dann klopfte es an die Tür. Er reckte sich schnell auf, rief laut: „Entrez!" und nestelte mit den etwas starken Fingern an der hohen schwarzen Binde. Es war noch einmal der Medizinalrat, er warf noch einen raschen Blick aus seinen schmalen, scharfen Augen auf die junge Frau. „Sie haben eine schöne Frau gehabt, Justus, en effet!" murmelte er. „Noch niemals habe ich eine Leiche gesehen, bei der die Pigmente der Haut, besonders des Gesichts, so exzeptionell ausgebildet waren. Couleur de rose noch im Tode, Justus — en effet, Sie hatten eine schöne Frau."

Justus Calaminus hatte nur halb zugehört, er war noch nicht frei von der Verlegenheit, die ihm der Eintritt des Arztes bereitet hatte, und strich vor dem Spiegel stehend sein leicht gepudertes Haar so sorgfältig zurecht, als ob er mit Krönchen zur Komtesse Grignoncourt gehen wollte, die zwei Häuser um die Ecke wohnte. Dann öffnete er die Tür, zog an der chenillebesetzten Schellenquaste und wartete auf die Dienerin. Als er sie die breite Treppe hinaufeilen sah, schien ihm dies fast zu langsam, und er rief ihr entgegen: „Lisette, Sie mag jetzt den Leuten sagen, daß sie kommen sollen." Dann ging er selbst hinauf auf den obersten Speicher, wo die Fahnenlöcher neben den Lünetten waren, um nichts von der lauten Arbeit der Leute zu hören.

Eine halbe Stunde stand er da und dachte an allerlei nebensächliche Dinge, bis ihm allmählich zu Bewußtsein kam, daß tief unten auf der Straße das Wagenrollen immer häufiger wurde, sogar dumpfes Stimmengewirr drang herauf zu ihm. Da fiel ihm erst wieder ein, daß Krönchen begraben werden sollte. Er zuckte zusammen und beeilte sich, in sein Schlafzimmer zu kommen, um Handschuhe und Hut zu holen. Unten im Vorsaal mußte er viele Bekannte begrüßen, die alle sehr leise sprachen und seine Hand fester als gewöhnlich drückten. Immer wiederholten sich ungefähr die gleichen Worte. „Ich bedauere unendlich," „Mes condoléances" — und allein die alte Komtesse, die bei feierlichen Anlässen nur französisch sprach, sah ihn wirklich schmerzlich aus ihren grauen Locken an, ohne indes einen Blick von ihm erhaschen zu können. So legte sie denn die Linke auf seine Schulter und flüsterte ihm mit ein wenig bebender Stimme zu: „Vous savez, mon ami, je suis tout à fait brisée, j'aurais préféré mourir moi-même que de la voir expirer avant moi pauvre vieille, vous savez, elle était ma seule amie." Diese Worte weckten ihn einen Augenblick ganz zum völligen Erfassen der Situation, seine großen blauen Augen waren eine Sekunde lang erstaunt und gläsern, dann neigte er

sich über die weiße Hand mit den vielen kleinen Fältchen: „Ich danke Ihnen, Komtesse, aber es ist zu schrecklich, das Kind, das Kind — —" Sogleich jedoch legte sich wieder die Hülle über ihn, die barmherzige, wunderbare Hülle ungeheurer Augenblicke, die uns den Blick in die Weite raubt, unsere Sinne aber unsagbar verfeinert und auf gleichgültige Dinge mit aller Schärfe lauschen läßt.

Und sie hob sich nicht mehr, bis er wieder zu Hause war von dem weiten, sonnigen Weg. Wenn man ihn gefragt hätte, wessen er sich von dem traurigen Nachmittag erinnern könne, so würde er nur von zwei kleinen grünen Ranken erzählt haben, die an der Friedhofspforte an der Schnalle seines Schuhs hängen geblieben waren, desgleichen von der schlecht rasierten linken Backe des Herrn Kanzleirats Osius und von dem Rostflecken auf dem Bäffchen des Pastors Schlinghoff.

Außerdem hatte er sich noch genau überlegt, daß der Satz von der Konvergenz der Parallelen in der Unendlichkeit nicht recht stimme, und beschlossen, darüber mit dem Verwalter der Komtesse beim nächsten Whistnachmittag zu diskutieren. Schrecklich aber muß der Rest des Tages und die Nacht gewesen sein: denn Justus Calaminus ritt auch am folgenden Morgen noch nicht wieder zur Laiterie, das war selbst am Hochzeitstage nicht unterlassen worden.

Es ist am Nachmittag desselben Tages gewesen: da kam Evangeline, die Pächterstochter, und bat, vor den gnädigen Herrn geführt zu werden. Obwohl nun seine Einsamkeit zum erstenmal gestört wurde, ließ er sie vor und fragte nach ihrem Begehren. Sie errötete zuweilen und suchte mit den Fingern in den Kleiderfalten.

„Mein Vater läßt den gnädigen Herrn gehorsamst um Verzeihuung bitten, es ist ein Irrtum gewesen, der Bote hat es aber auch schon vor drei Tagen erzählt, daß die gnädige Frau nicht mehr lebte. Vater läßt um Verzeihung bitten, er wollte es der gnädigen Frau doch nicht gern selber sagen."

Justus Calaminus wandte sich nach dem Mädchen um und drehte den Schreibtischsessel. Was sollte das alles heißen? Wie konfus und verlegen doch solche Bauerndirnen waren, wenn sie mit gebildeten Leuten ein Wort sprechen sollten.

„Evangeline, bitte, sag' Sie mir das noch mal, ich habe Sie nicht recht verstanden. Anscheinend handelt es sich doch um den Kranz, den Ihr Vater zum Tode der gnädigen Frau geschickt hat. Der Kranz ist gut angekommen, sag' Sie Ihrem Vater nur, daß ich ihm danke für seine attention."

„Und haben also der gnädige Herr unseren Irrtum uns nicht übelgenommen?"

„Aber, Evangelina, es war doch sehr lobenswert, daß Ihr Vater seine Gutsherrin nicht vergessen hat. Bestell' Sie ihm also, daß mir seine Aufmerksamkeit sehr angenehm gewesen ist. Und nun Adieu, Evangelina."

Sie machte rückwärts einige Schritte zur Tür hin, dann sagte sie ein wenig stotternd: „Und vielleicht darf ich noch um die Gnade bitten, der gnädigen Frau eine Bestellung meiner Mutter über die französischen Rosensetzlinge machen zu dürfen — natürlich nur, wenn ich die gnädige Frau nicht störe."

Da sprang er auf, daß die zwei Schäferinnen aus Biskuitporzellan auf der Platte seines Schreibtisches bebten.

„Evangelina, was redet Sie da für verrücktes Zeug? Sie sagt eben selbst, daß die gnädige Frau tot sei, und verlangt jetzt, sie zu sprechen. Sie hat wohl Ihren bon sens verloren?"

Das Mädchen wurde nun ganz verwirrt, und ein paar Tränen liefen ihr über die Wangen. Zugleich wurde sie so blaß, daß die Stickerei in ihrem Kopftuch zu leuchten begann.

„Gnädiger Herr, ist die gnädige Frau wirklich tot?" stieß sie hervor und setzte sich dann mit herabhängenden Armen in den weißseidenden Sessel, in dem sonst seine Frau gesessen hatte, wenn sie ihm an den langen Abenden vorlas.

Ihm tat das Mädchen leid, und er glaubte endlich Zusammenhang in ihren Reden zu finden. In gütigem Tone sagte er deshalb: „Nun, Evangelina, Sie braucht sich nicht so zu erschrecken. Es scheint wohl ein Gerücht auf die Meierei gekommen zu sein, daß die gnädige Frau noch lebt. Aber der Tod der gnädigen Frau ist leider eine traurige Tatsache. Wart' Sie einen Augenblick, Jungfer, ich werd' Ihr ein Gläschen Melissengeist eingeben, damit Ihre Lebensgeister wieder erwachen."

Evangelina stieß einen durchdringenden Schrei aus und versuchte, aufzustehen. „Gnädiger Herr, heute morgen um fünf war die gnädige Frau auf der Meierei und hat mit mir gesprochen."

Er hörte, was sie sagte, für ihn waren es nur Worte. Er war Enzyklopädist, und auf seinen Soireen konferierte man über Baron Holbachs „Système de la nature". Seine ganze Ruhe brachte ihm diese Übertreibung des Grauens bis zur Unmöglichkeit mit einem Schlage wieder zurück. Er vergaß völlig, daß es sich hier um seine Gemahlin handelte, er sah nur noch das Material eines beachtenswerten Vorfalls. Fast war es ein Lächeln, das in seinen Mundwinkeln lag, als er das Mädchen auszufragen begann.

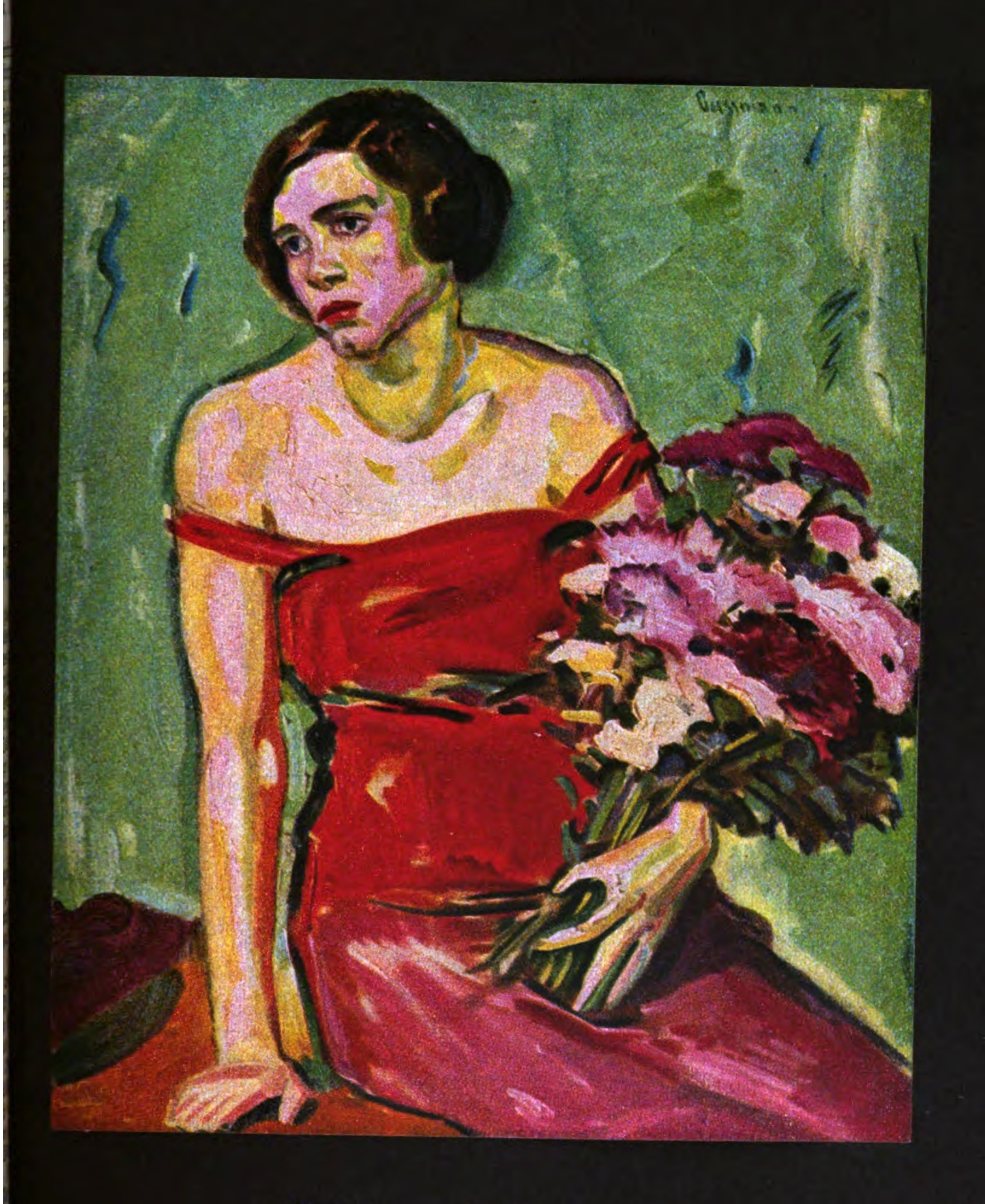
„Gut, Evangelina, Sie soll sich beruhigen. Wann also ist die gnädige Frau heute morgen bei Ihr gewesen?"

„Um fünf Uhr, gnädiger Herr," sagte sie.

„Und Ihr Vater hat sie auch gesehen?"

„Nein, gnädiger Herr."

„Aha. Hat Sie seitdem mit Ihrem Vater darüber gesprochen?"



Mädchen mit Blumenstrauß
Gemälde von Prof. Otto Gußmann

„Ja, darum schickt er mich ja, um sich zu entschuldigen."

„Hm, dann erzähl' Sie mir mal, was heute morgen um fünf Uhr für ein Wetter war."

„Schönes Wetter, gnädiger Herr, ein wenig frisch und nebelig."

„Gut, aber womit beschäftigte Sie sich denn heute morgen um fünf Uhr?"

„Ich war in den Stallungen und melkte die Kühe."

„Und die gnädige Frau war auch in den Stallungen?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Wohl. Und was tat sie da?"

„Sie füllte sich mit der frischen Milch ein kleines Blecheimerchen, das sie in der Hand trug."

„Aber, Jungfer, nun muß Sie doch einsehen, daß Sie geträumt hat. Die gnädige Frau wird doch nicht selbst mit dem Blecheimer in der Hand morgens um fünf Uhr von der Stadt in die Meierei promenieren. Das muß Sie doch einsehen!"

„Nein, gnädiger Herr, es ist so. Ich habe allerlei mit ihr gesprochen, was ich noch weiß. Sie erzählte mir von ihrem Söhnchen, daß es so gut — —"

Er unterbrach sie laut und hart. „Evangelina, was redet Sie nun wieder? Sie weiß doch, daß die gnädige Frau bis jetzt gar kein Söhnchen hatte."

„Nein, das wußte ich nicht. Sie erzählte mir, daß ihr Söhnchen auf der Wiese auf sie warte, und dann ging sie wieder weg."

Justus Calaminus wurde es merkwürdig heiß in den Schläfen und um die Brust, und er riß die Fenster auf. Die Pappeln standen im goldenen Abendlicht, und die sanften Höhen über den ebenen Gemarken wurden schon eins mit den gelbrosigen Wolkenbänken über ihnen. Er sog einen Augenblick die kühle Luft ein, die ins Zimmer strömte, und raffte sich dann wieder zusammen.

„Noch ein Wort, Evangelina, wohin soll dann die gnädige Frau wieder zurückgegangen sein? Schlug sie den Weg nach der Stadt ein?"

„Nein, gnädiger Herr, sie ließ die Stadt ein wenig rechts liegen und ging über den Fußpfad auf den Immenkamp."

Er merkte nun, daß es ihm in den nächsten fünf Minuten nicht mehr möglich sein würde, noch zusammenhängend zu sprechen; darum verabschiedete er Jungfer Evangelina und sagte möglichst ruhig: „Bestell' Sie Ihrem Vater mein Kompliment, ich würde heute abend noch hinüberreiten — Sie aber hat sich zu merken, daß Sie geträumt hat."

Ein Rücken des Sessels, ein behutsames Auf- und Zutun der Tür, und er war allein. Er versuchte nachzudenken. Condillacs „Décomposition des phénomènes" suchte er sich zu vergegenwärtigen — aber wie sehr er sich das System auch klar machte: zuviel war in dem einfachen Bericht des Mädchens, worauf ihm keine Formel, kein sensualistisches Argument zu passen schien. Es wurde ihm unheimlich, und er wünschte sich Augen auf den Rücken, um nicht fortwährend hinter sich schauen zu müssen.

Er nahm ein rotes Weinglas aus dem Mahagonischrank und füllte es aus einer bunten Kristallkanne halb mit scharfem Pomeranzenwasser. Eilig trank er es aus und verließ sein Zimmer, setzte sich im Vorsaal den Dreispitz auf und nahm die Reitgerte mit dem Elfenbeinknopf von der Wand. Indem er die Treppe hinabstieg, ließ er seine Blicke über die Kupfer gleiten, die parallel der Treppenlinie bis hinunter in den Korridor aufgehängt waren, italienische Landschaften und Städtebilder.

Da war es ihm, als wenn er einen flüchtigen feuchten Druck auf seiner Wange fühle und sich zugleich etwas Halbdunkles zwischen ihn und die Bilder niedergelassen habe. Ehe er sich irgendwie klar werden konnte, war alles wieder vorbei. „Verdammte Geschichte!" brummte er, und es rieselte ihm durchs Rückenmark, „das sind nun die lumières! Wo liegt eigentlich die Schwäche: bei ihnen oder bei mir? — — Oder aber in dem Pomeranzenwasser," fügte er hinzu und versuchte, zu lächeln, aber im selben Augenblick fühlte er, daß er sich an der Haustür festhalten mußte.

Justus Calaminus sattelte sich sein Pferd und ritt zur Meierei. Der Pächter war in einem Nachbardorf auf einer Hammelauktion, er war schon bei der Heimkehr der Tochter nicht mehr zu Hause gewesen. Hier war also auch nichts Neues zu erfahren.

Verdrießlich sah er auf die Uhr: es war nun bald ein halb acht. Ein kühler Wind ging über die Wiesen, und die Dämmerung nahm schnell zu. Wie er nur auf diesen Gedanken kam, über den Immenkamp zu Fuß heimzukehren? Vielleicht war es nur ein gewisser Trotz, mit dem er sich beweisen wollte, wie sehr er zu guter Letzt hors d'affaire stand: aber solche Konsequenz enthielt ja genug des Wertvollen; er stellte also seine Stute in die Stallung des Pachthofs ein und machte sich auf den Weg.

Der Immenkamp lag in einer flachen Senkung des Geländes, so daß man ihn weder von der Meierei noch von der Stadt aus sehen konnte. Es war ein breiter Streifen Landes, der sich wegen einer ungünstigen Bodenzusammensetzung nicht für den Ackerbau eignete. Ein übermäßiger Kalkgehalt wirkte hier nicht fördernd, sondern verbrannte die Saat vor der Keimung, und selbst die Wiesen, die etwa eine Hälfte des Grundes einnahmen, waren nur mager und der armen Bevölkerung zur Weide überlassen. Der andere Teil des Immenkamps wurde schon seit langer Zeit als Friedhof der Stadt benutzt.

Inzwischen war er auf der Höhe seiner Felder angelangt und gewann einen freien Ausblick auf die Senkung. Ein feiner Nebel

floß da unten in allen Tiefen zusammen. Besonders an den dunklen Hecken, die den Friedhof von den Wiesen trennten, staute er sich und schien durch dessen Tor in breiten, geschlossenen Wolken über den Mittelpfad zwischen den Gräbern hinzugleiten, bis er sich am andern Ende des Friedhofs, der zugleich die größte Tiefe des Immenkamps bildete, wieder verteilte und da wie ein leise bewegtes Wasser untätig verharrte.

Justus Calaminus blieb eine Weile stehen und beobachtete dieses merkwürdige Gefälle der Nebel. Er mußte an die Bassins in Versailles denken, von denen das eine im Überfließen immer das andere füllt, bis dann das Wasser im letzten Weiher endlich zur Ruhe kommt. Nur war dies alles viel geheimnisvoller in seiner Unbestimmtheit und Lautlosigkeit. Auf der Fläche dieses Teiches schwammen keine Nachen mit bunten Menschen, sondern nur Spitzen der Kreuze und Grabmäler: etwa das Kapitäl einer Säule oder der erhobene Arm eines Engels tauchten unbewegt und nachtfarben aus der silberigen Flut.

Als er tiefer in den Grund hinabstieg und auf der Wiese langsam hinschlenderte, umfloß ihn der Duft von Schlüsselblumen, und jetzt zum ersten Male auf seinem Wege gedachte er wieder seiner toten Frau, dieses Mal jedoch ganz ohne die Problematik, die ihm Evangelinens Erzählung auferlegt hatte. Mit beiden Händen machte er eine Art leichter Ruderbewegung durch die fühlbar hemmende Luft und gewahrte dann mit einer seltsamen Freude, wie die Nebel, nahe an ihm vorbeirinnend, ihn mit gelindem Zuge abseits zur Friedhofspforte entführten. Die heitere Voraussicht, Krönchen nun besuchen zu können, war kaum verschieden von jener Empfindung, die ihn vor nun fast zwei Jahren alle Abende zum Park des Eulenhofes getrieben hatte, zu jener Akazie, in die von ihren eigenen Händen zierlich eingeschnitten stand:

„Tu sei il mio ciel,
te ne ringrazio,
non trovo spazio
altro si bel.“

Diese letzten Takte des Largos leise vor sich hinsummend, wanderte er nun zwischen den Gräbern. Emporschauend sah er, daß der Mond fast im Zenit stand, nur war er noch ein wenig blaß, kaum heller als der Himmel im Westen. Und selbst die Nebel, die im Tale lagen, waren weißer als er, fast schienen sie in einem eigenen gleichmäßigen Lichte zu leuchten.

Da wurde ihm der Geruch welkender Blumen bewußt, und er sah sich um: er war in der Tat an dem Grabe seiner Frau schon vorbeigegangen. Wenige Schritte hatte er zurückzumachen und stand vor dem Hügel, der sich unter einem Wust von Kränzen und Sträußen hoch vor ihm auftürmte.

„O wie tief haben sie dich begraben, mein Krönchen,“ sagte er gedämpft, „warte nur, ich will dir so nahe wie möglich sein.“ Und da, wo sie wohl mit dem Haupte ruhen konnte, schob er die Kränze beiseite und legte sich auf das Grab, seinen Kopf in der Mulde bergend, die er am oberen Ende geschaffen hatte. Der starke Geruch der Erde, den er fast schmecken konnte, erfrischte ihn sehr, und er begann mit seiner Frau zu reden so aufgeräumt und zukunftsfroh wie nur je in vergangenen Tagen. Er sprach ihr von den französischen Rosensetzlingen, die die Pächtersfrau für ihren Garten habe, er sprach ihr von einem Pavillon aus Sèvresporzellan, den er ihr zum Geburtstag schenken wollte, von ihrem Papagei und von einer goldenen Schnupftabaksdose, die bei Sally Bernhard, dem Trödler, im Fenster liege und er sprach auch von dem schlüsselblumenbestickten Betthimmel und ihrem Söhnchen, obwohl ihm dabei nicht entging, daß das Kind noch gar nicht geboren, sondern mit Krönchen zusammen begraben sei, er also von einem Söhnchen überhaupt nichts wissen könne. All diese Dinge sagte er ihr ins Grab hinein, ganz ausführlich erörterte er jeden Punkt: es war nicht anders als sonst abends in der Dämmerstunde.

Aber aus der Dämmerstunde wurde Nacht, und eine große Kühle, fast ein Frost, senkte sich nieder vom Himmel, an dem der Mond jetzt wie eine blankgeputzte Silberplatte stand. Zu gleicher Zeit merkte er auch, daß er kalt und müde wurde. Müde war er wirklich, das fühlte er: die Zusammenziehung der Muskeln, als er sich emporzurichten versuchte, war von einer lähmenden Empfindung begleitet. Dann wurde ihm plötzlich sehr leicht, als ob ihn einer stütze, und seltsam schnell war er an dem gegenüberliegenden Grabe angelangt. Da saß er nun und sah zum Himmel auf, und eine große Klarheit legte sich über seine Seele, eine Klarheit, wie er sie noch nicht erlebt hatte: in weiter Ferne tummelten sich geschäftig wirkungslos Diderot und Holbach und alle Enzyklopädisten, sie kamen ihm vor wie Teufel, die mit geschärften Klauen einen grauen Vorhang mißgünstig vor der schönsten Szene aus einem Stücke des Pierre Corneille niederziehen. Das sah er nun ein: wohl war alles verhüllt, aber es war ein Fehler, eine neue Hülle über die alte zu breiten, anstatt zu versuchen, die eine zu zerreißen.

Aber wie sollte man das? Vor ihm lag doch das Grab, tief in der kalkigen, brennenden Erde lag Krönchen, und er mochte nicht daran denken, wie sie wohl schon in einer Woche aussehen würde. Ihm fielen die Worte des Medizinalrates ein: „Couleur de rose noch im Tode, Justus —“ ja, jetzt war sie wohl noch schön, denn kaum zwei Tage waren ja vergangen, seit er sie zuletzt gesehen hatte.

Und doch war dies alles Torheit: er konnte das Grab nicht aufkratzen und den Sarg erbrechen. War es denn auch notwendig? Er hatte eben noch so innig zu

ihr gesprochen, als ob sie ihm wirklich zuhöre — war es nicht möglich, auf die gleiche Weise zu ihr hinabzusehen? Mußte er nicht Evangelina, die beschränkte Pächterstochter, um ihre Einbildungskraft beneiden? Das also war der Nutzen der ,lumières', daß man die feinsten Gefühle für sie lassen mußte. Wieder fröstelte ihn, und er legte die langen Schöße seines Rockes über die Beine. Er wollte auf die Uhr sehen — aber er zog eine Rosenknospe aus der Tasche, und diese Knospe ging auf in seiner Hand. Er lächelte, und es war ihm erstaunlich, daß er sich nicht wunderte. Da schlug es herüber von Sankt Martin: eins, zwei, drei, vier — — es mußte also bald Morgen werden.

Aber was war das für ein Auffalten in den Kränzen? Einer nach dem andern schob sich zu Seite, bis das ganze Grab freilag. Und nun begann die Erde von innen her zu quirlen und zu quillen, sich rhythmisch rechts und links zu einer Mauer aufzutürmen, ihm wurde ganz dumm davon im Kopf. Und dann stieg Krönchen aus dem Grab. Sie trug die weichen Brüsseler Spitzen und auf ihrem Arm ein kleines verhülltes Bündel. In der anderen Hand trug sie einen glänzenden Behälter mit einem Henkel und schritt dann eilig, ohne ihn bemerkt zu haben oder sich umzuschauen, auf das Tor zu. Als er sie anrufen wollte, war ihm die Stimme versagt, auch aufstehen konnte er nicht. Er sah sie noch über die Felder schreiten, am Tor entschwand sie ihm gänzlich.

Also war Evangelinens Erzählung in der Tat wahr! Wie lächerlich doch die Enzyklopädisten waren. Wenn Krönchen zurückkehrte, würde er sie wiedersehen, sie anrufen und mit ihr reden. Daß ihn nur so entsetzlich fror! Jetzt faßte ihn ein wirklicher Schauder, der seinen ganzen Körper schüttelte, so daß er von dem Denkmal auf den feuchten Weg sank, zuerst ganz unfähig, sich zu erheben. Aber er konnte doch nicht so liegen bleiben. Da faßte er all seine Kraft in einen nochmaligen Versuch, sich aufzuraffen, zusammen. O wie weh das tat! Er hatte mit beiden Händen in Stechpalmenzweige gegriffen und nun erst merkte er den eisigen Erdgeruch, den er atmete. Er hatte geträumt; er lag bebend vor Kälte auf dem Grab seiner toten Frau, und der Himmel war schon hell vom kommenden Morgen. Mühsam wälzte er sich herab, zog sich an dem Eisengeländer des Nachbargrabes in die Höhe. Er sah auf die Uhr, in einer Viertelstunde war es sechs.

Um wieder gelenkig zu werden, reckte er Arme und Beine, immer von Frost geschüttelt. Dann trabte er, so gut er konnte, den Pfad hinauf, um bald die Meierei zu erreichen, in die er sein Pferd eingestellt hatte. Auf diese Weise war er noch schneller zu Hause, als wenn er vom Friedhof aus zu Fuß zur Stadt zurückkehrte. Als er auf dem Pachthof ankam, stand ihm der Schweiß auf der Stirn, die Schläfen hämmerten ihm, und Stiche gingen ihm wie Nadeln durch die Brust. Er betrat den offenstehenden Kuhstall, denn dort hoffte er den Pächter zu finden, der den Schlüssel zum Pferdestall hatte. Aber die Kühe waren schon weggetrieben, so mußte er in die Wohnung des Pächters gehen. Aus der niedrigen Tür trat ihm dieser schon entgegen. „Gnädiger Herr, es ist gut, daß Sie kommen, die gnädige Frau war heute morgen um fünf wieder auf dem Hof."

Der Pächter redete noch viele andere Worte, aber davon verstand Justus Calaminus nicht mehr den Zusammenhang. Er hörte noch etwas von Tochter und Ohnmacht, dann sah er den Mann, der vor ihm stand, und hinter diesem die Küche mit ihren Zubern und Tellern wie in einem zitternden Rauche vergehen.

„Man soll das Grab öffnen!" Diese erstickten Worte vermochte er noch unter der Wucht einer furchtbaren Erkenntnis mit versagender Zunge zu formen, dann reckte er seine Hand aus nach der Schulter des Bauern und brach zu Boden.

⌘ ⌘ ⌘

Nun begannen im Garten die Rosen schon zu knospen und noch immer war Hayn Justus Calaminus nicht wieder zur Besinnung gekommen seit dem Tage, da man ihn todkrank von der Laiterie nach Hause gebracht hatte. Nach den Vorschriften des Medizinalrates nur durch flüssige Nahrung notdürftig und mühsam am Leben erhalten, lag er seit Wochen an einem stillen Nervenkrampf danieder, und in diesem Zustande der Bewußtlosigkeit hatte ihn auch noch eine schwere Lungenentzündung heimgesucht, der seine starke Natur nur zur größten Verwunderung seiner Freunde widerstand. Gleich zu Anfang war die alte Komtesse Grignoncourt in sein Hauswesen übergesiedelt, und sie zeigte während der ganzen langen und oft so unheimlichen Krankheit die gleiche Umsicht, die sie auch bei der Ausgrabung der Leiche bekundet hatte. Der Pächter war an jenem entsetzlichen Morgen gleich zu ihr geeilt, weil er sie im Hause seines Gutsherrn zu sehen gewohnt war, und ohne Verzug hatte sie Medizinalrat Doederlein und den Totengräber in ihrem Wagen zum Friedhof abgeholt. Eine Stunde später stieg sie schon geschäftig in Calaminus' Hause auf und ab, durchsuchte die Spinde und Truhen nach Leinen und Windelzeug und ließ eine schwergearbeitete dunkle Wiege, die ein paar hundert Jahre alt sein mochte, aus ihrem Hause zu Calaminus herüberholen. Den kleinen Knaben, der im Sarge seiner toten Mutter aufgefunden worden war, hatte sie sogleich zu einer ihr bekannten jungen Frau gebracht, einige Tage später stellte sie eine Amme ein und ließ ihn in das Haus seines Vaters zurückbringen.

Auch heute saß sie wieder an Justus Calaminus' Bett und erwartete sehnsüchtig

das Erwachen des Kranken. Doederlein hatte dies schon für den verflossenen Tag vorausgesagt — aber obwohl der Kranke noch immer schlief, hegte sie keinerlei Befürchtungen mehr, denn sein Schlaf zeigte nun den geregelten Rhythmus des gesunden Menschen, nicht mehr die hölzerne Lethargie, die nur selten eine furchtbare Zuckung unterbrochen hatte. Wie sie nun so dalehnte in dem breiten Ledersessel, das weiße Musselinetuch für den Betthimmel des kleinen Justus mit den letzten zierlichen Schlüsselblumensträußchen Stich für Stich vollendend, da suchte sie sich sorgfältig vorzubereiten zu den Worten, die sie auf die vielerlei Fragen des Erwachenden erwidern wollte.

Wie würde man ihm verheimlichen können, daß Krönchen lebendig begraben worden war, wo das Kind, das da in der Wiege lag, so glücklich es ihn auch machen würde, diese grauenvolle Tatsache doch am klarsten bewies? Wie er sich mit dem alten Medizinalrat, der den Starrkrampf seiner Patientin nicht erkannt hatte, auseinandersetzen würde, war auch nicht abzusehen, denn Doederlein, der allgemein als der gewissenhafteste Arzt bekannt war und jetzt Calaminus selber vom Tode errettet hatte, war so sehr von seinem Mißgriff erschüttert, daß er auf alle Fragen, und wurden sie auch mit dem größten Zartgefühl an ihn gerichtet, völlig stumm verblieb. Und vor noch etwas ganz anderem hatte sie eine gewisse Scheu: vor Calaminus' nüchternem Verstand, dem all diese Ereignisse, die ihr so erklärlich schienen, bedenklich erregende Probleme werden würden. Für sie war ja nichts Seltsames daran, daß Krönchen, als sie da unten in der Erde erwachte, ihres Gatten gedachte, daß die Herzensnot um das Kind, das sie nach Doederleins Feststellung in derselben Nacht gebar, in der Calaminus auf ihrem Grabe einschlummerte, sie in allmächtiger Liebe alle Grenzen unserer alltäglichen Kräfte durchbrechen ließ, denn das wußte sie doch, daß Liebe alles überwindet. — Warum aber zeigte sie sich Evangelina und nicht ihrem Gatten selber? Ihr war das auch nicht schwer zu beantworten, denn es stand doch geschrieben: „Wahrlich, ich sage euch, die Schriftgelehrten würden auch nicht glauben, wenn einer von den Toten auferstünde."

Derlei Gedanken gab sie sich hin, als der Abend kam. Die Girlanden auf den Tapeten und die Bronzebeschläge an der dunklen Wiege glänzten in einem rötlichen, satten Licht. Ihre silberfarbenen Schläfenlocken schaukelten wie ein zarter Schmuck aus der Seidenhaube, und breite Reflexe lagen glühend auf dem starren Atlas ihres weiten Rockes, stumpfer in dem schweren blauen Samt der Bettdecke.

Sie beeilte sich, mit dem letzten Schlüsselblumensträußchen zu Ende zu kommen, und blickte lange nicht auf. Als sie aber fühlte, daß sie angesehen wurde, hob sie zitternd das Kinn und sah Justus Calaminus' Augen in feuchtem Glanze und freundlich auf sie gerichtet.

„Schon eine Viertelstunde wohl bin ich wach und sehe Ihnen zu, Komtesse," sagte er leise, „ich sehe die Wiege dort neben meinem Bett und weiß alles. Sehen Sie, Komtesse: die zu Evangelina den Weg fand, findet ihn auch einst nochmals zu mir. Aber auch schon heute will ich dankbar sein. Zeigen Sie mir mein Kind, meinen Knaben."

Vieux Saxe

Durchsichtig wie gepflegte Frauenhand
Und schlank wie goldberingte feine Finger,
Wehmütig-lustig sind die zarten Dinger,
Ein wenig mehr als Zierat nur und Tand.
Sie sind die Feinheit, die sich selber sucht
In immer luftigzarteren Gewändern,
Sind holdes Leben aus den sel'gen Ländern,
Zu unsrer bittern Schwere nicht verflucht.

Und deshalb fühlen wir die leichte Trauer,
Den dünnen Überzug, den Fremdseinsschauer,
Den alles Feine auf der Erde hat.
Wir fühlen Pulsschlag. Aber zart und matt.
Und wissen nicht, ob hier ein Adel stirbt
Und eine reife Zeit durch uns verdirbt.

Rich. Vogel

Alte und neue Kalenderkunst

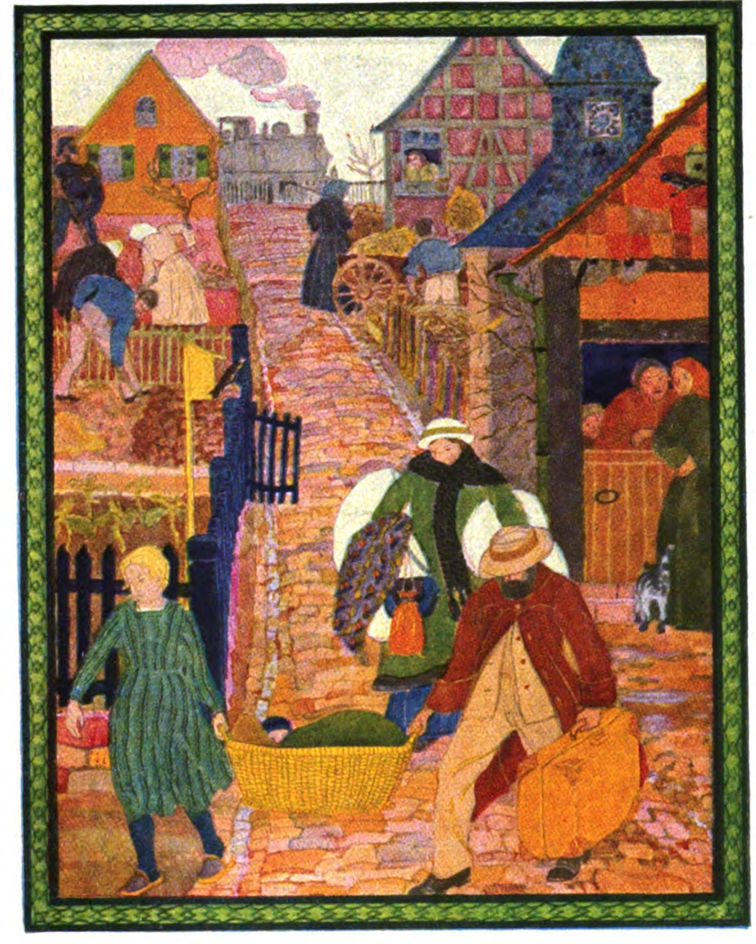
Von Dr. Georg Giesecke



Als sich die Sintflut verlaufen hatte und Noah von allerlei reinem Getier und von allerlei reinem Gevögel Brandopfer brachte auf dem Altar, roch der Herr den lieblichen Geruch und sprach in seinem Herzen: „Ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebet, wie ich getan habe. Solange die Erde stehet, soll nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“ Er setzte den Regenbogen in die Wolken zum Gedächtnis und Unterpfand seines Bundes mit den Menschen. Die irdische Vergänglichkeit war fortan mit der Ewigkeit Gottes verknüpft. Der gleitende Wandel der Zeiten predigte nicht mehr, daß alles vorübergeht, Jugend und Alter, Freude und Trauer, Frühling und Herbst, sondern er ward zum erhabenen Sinnbild einer heiligen Ordnung, die den geheimnisvollen Lauf der Gestirne und Menschen lenkt. Der einzelne fühlt sich eingeordnet in das allgemeine Geschehen. Der eherne Ring des Jahres legt sich um den engen Bezirk seines Daseins. Arbeit und Ruhe, Alltag und Feiertag finden in ihm ihre Stätte. Die Planeten künden Glück und Unglück dem, der ihre dunkle Sprache zu deuten weiß.

Lange Zeit war der Kalender neben und vor der Bibel das Hauptbuch im Hause des einfachen Mannes. Der zuverlässige Ordner flüchtiger Tage, Wochen und Monate war ein treuer Berater. Am Feierabend kalenderte man, wie der Volksmund in manchen Gegenden Deutschlands heute noch sagt; man überprüfte die Vergangenheit und überdachte die Zukunft; man suchte nach alten Erfahrungen und spähte nach guten Vorzeichen; man nährte immer wieder den frommen Glauben, daß in dem Buch mit den 365 Tagen der Tag verzeichnet stehe, wo alles sich zum Guten wenden müsse, wenn man ihn nur erkenne und nütze. Und wenn das Jahr zu Ende ging und sich aus den Wirrnissen der Gegenwart und dem Zwielicht kommender Geschicke in das klare Licht unabänderlicher Geschehnisse entfernte, dann sah man ein, daß sich wieder einmal Gottes Verheißung erfüllt hatte: Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht, das waren seine Gaben für jeden ohne Unterschied.

Schon sehr früh hat es die Künstler gereizt, Kalenderbilder zu schaffen. Es lag so



Aus einer Kalenderfolge. Aquarell von Rudolf Siegmund



Aus einer Kalenderfolge. Aquarell von Rudolf Siegmund

nals Grimani und das Stundenbuch der Königin Anna von Frankreich, prachtvoll ausgestattete Werke, die man geistliche Kalender nennen kann. In ihren Malereien jedoch atmen sie die herzlichste Freude an dem bunten Getriebe dieser Welt, und namentlich in ihren Monats- und Jahreszeitenbildern gehen sie mit zutunlicher Liebe den Mühen und Erfolgen menschlicher Arbeit nach.

Mit dem Buchdruck erlosch diese kostbare höfische Kunst, aber es ist bezeichnend für die Wichtigkeit des Kalenders, daß einer der frühesten Versuche Gutenbergs einem Kalender galt. Selbstverständlich begnügte man sich nun und in Zukunft vielfach mit dem Notwendigsten und Nützlichen. Man zog Wettervoraussagungen

nahe, in der Zwölfzahl der Monate allgemein verständliche Sinnbilder des Lebens zu erblicken. Das Kirchenjahr umschloß den großen Heilsplan göttlicher Weisheit und Güte; im bürgerlichen spielte sich das Tun und Treiben des Menschen ab. Erhabenes und Gemeines zog zur Gestaltung an, und während die große Kunst sich noch dem Sittenbilde verschloß, entwarf die Kleinmalerei bereits überraschend anschauliche Schilderungen zeitgenössischen Lebens. Die ersten Kalenderbilder finden wir unter den Karolingern. Die Zeichen des Tierkreises schmücken die Monate, und diese selbst werden nach ihren Eigenschaften und den Aufgaben, die sie dem Menschen bieten, dargestellt. Der Künstler ist noch befangen und meistert seinen Stoff keineswegs, aber er schlägt doch die Richtung ein, der die Kalenderkunst bis auf den heutigen Tag gefolgt ist. Ihre mittelalterliche Höhe erreicht sie im 15. und 16. Jahrhundert auf flandrischem Boden. Damals entstanden das Brevier des Kardi-

und allerlei brauchbare Winke und lustige Schwänke der Ausstattung mit Bildern vor und begnügte sich mit den Tierkreiszeichen oder schmalen Zierstücken über den Monaten. Daneben freilich entstanden Blätter, die sich unabhängig vom Buch machten und nur noch in lockerem Zusammenhang mit dem Lauf des Jahres standen. So gibt es eine Folge von zwölf Kupferstichen von Jan van de Velde (1616), italienische und holländische Landschaften mit Figuren. Im Januar läuft man Schlittschuh, im März wird geackert, im Mai spazieren gegangen und gerudert, im Juli geerntet usw. Man sieht, es sind die unveränderlichen Vorwürfe jeglicher Kalenderkunst, nur daß die Beziehung zum Kalender als Buch bei diesen ziemlich großen Blättern sehr lose geworden ist. Merkwürdig ist ferner, daß im Dezember jeder Hinweis auf Weihnachten fehlt. Der Künstler begnügt sich mit der Ansicht einer verschneiten Stadt.

Es ist nicht zu verwundern, daß diese Art der Darstellung ermüden mußte, wenn nicht

ein starker oder inniger Künstler das Altgewohnte neu beseelte. Früh kam man auf den Gedanken, der im 18. Jahrhundert die Almanache so zierlich schmücken half: man gab statt der Monatsbilder Ansichten von Trachten oder Moden. So hat Crispin de Passe der Jüngste um 1640 zwölf Monate in Kupfer gestochen. Die Zeichen des Tierkreises erinnern nur ganz bescheiden in der Ecke daran, daß es sich auch hier noch um Kalenderkunst handelt. Auf jedem Blatt sind zwei Trachten dargestellt und zwar so, daß sie einigermaßen zum Monat passen, indem etwa der Januar einen pelzvermummten Russen und der Oktober den weinfreudigen Deutschen zeigt.



Aus einer Kalenderfolge. Aquarell von Rudolf Siegmund

Im 19. Jahrhundert haben sich unsere volkstümlichen Künstler des Kalenders angenommen. Richter, Schwind, Kaulbach wären da vor allem zu nennen. Sie haben sich mit einfachen Kopfleisten über jedem der Monate begnügt, und indem sie diese Aufgabe mit Gemüt, Laune, Witz lösten, haben sie unzählige Nachfolger gefunden, die das Muster der Großen auf ihre unvollkommene Weise wiederholten. Die in jüngster Zeit neu erwachte Freude am Kunstgewerbe und insbesondere auch am Buchschmuck hat eine Fülle vortrefflicher Kalender entstehen lassen, die sich namentlich dadurch vom Hergebrachten unterscheiden, daß sie im Landschaftlichen wurzeln oder einer bestimmten Liebhaberei dienen, sei es nun eine künstlerische oder wissenschaftliche. Den beziehungsreichsten Kalender hat uns vor einigen Jahren Hans Thoma geschenkt. Er erzählt uns, wie er von einem Raum träumte, der eine Folge von Bildern vereinigen sollte; „es waren Jahres- und Tageszeiten, der Monatskreis, die Tierkreiszeichen, die Planeten als Jahresregenten der alten Kalender, die auch Vorsteher der sieben Wochentage sind, es waren die kirchlichen Feste, die im Umlauf des Jahres, aus seinem Wechsel in geheimnisvollem oder ahnungsreichem Zusammenhang mit ihm auftauchen, die tieferen Bewegungen der Menschenseele regelnd, zu Symbolen formend, in welchen die Seele aus dem Immervergänglichen das ewig Unvergängliche festzuhalten versucht." Im Jahre 1909 war das Werk in der Karlsruher Kunsthalle vollendet, und kurz vor dem Kriege wurden die dort vereinigten 31 Bilder in einer Mappe als Thomas ‚Festkalender' jedem leicht zugänglich gemacht. Das schöne Werk ist entstanden aus der Freude am Erzählen und in dem Bewußtsein des Zusammenhangs einer reinen Seele mit Gott.

Die Monatsblätter **Rudolf Siegmunds**, von denen hier eine Anzahl farbig wiedergegeben ist, scheinen auf den ersten Blick rein weltlichen Inhalts zu sein. Sie stellten ursprünglich nichts weiter als das Tagebuch einer jungen Ehe auf dem Lande

dar. Der Künstler schuf sie zunächst nur für sich und die Seinen, Erinnerungen an glückliche Zeiten. Aber wenn man die Blätter näher betrachtet, so sind sie mehr als das. In ihnen steckt ein religiöses Gefühl, d. h. das Gefühl demütigen Gebundenseins an Gott und die Natur. Die Vorwürfe für diese in Wasserfarben ausgeführten und bisher noch nicht veröffentlichten Monatsbilder sind durchweg aus dem Landleben geschöpft. Wo Siegmund fröhlich wird, etwa zu Weihnachten, erinnert er ein wenig an den Schweden Larsson. Doch ist er nicht von dessen lärmender Lustigkeit. Er prahlt nicht mit seinem Glück. Das Wichtigste ist ihm die Arbeit.

Siegmund ist 1881 in Thüringen auf dem Lande geboren. Er hat in Jena das Gymnasium besucht und mußte Kaufmann werden. Jahrelang lebte er unbefriedigt in Hamburg einem verhaßten Beruf. Erst als er 24 Jahre alt war, wurde ihm sein Herzenswunsch erfüllt: er durfte Künstler werden. Er ging nach Weimar zu Ludwig v. Hofmann und arbeitete dort, wie er uns erzählt, glückselig, denn er hatte sich diese Freude schwer erkämpfen müssen. Hofmanns reife Kunst hat auf Siegmund stark gewirkt, ohne ihm seinen Eigenwuchs zu stören. Vielleicht war das das Wichtigste in dieser Lehre, daß er von einem äußerlichen Impressionismus ferngehalten wurde.

Schon bei Beginn seiner Studien beschäftigte sich Siegmund mit religiösen Vorwürfen, die sich im Laufe der Jahre zu einer Passion in lebensgroßen Gestalten verdichteten. Nach zehnjähriger Arbeit hofft sie der Künstler bald abzuschließen. Einiges davon hat bereits in Ausstellungen gelegentlich freundliche Aufnahme gefunden. Auch an einer großen Wandmalerei für eine thüringische Kirche schafft Siegmund; es handelt sich da um etwa 40 Einzelkompositionen und eine Anzahl überlebensgroße Einzelgestalten. Daß Siegmund Sinn für Größe hat, offenbaren seine Kalenderbilder. Sie sind wuchtig selbst da, wo der idyllische Vorwurf zu liebenswürdiger Kleinlichkeit verführen könnte.



Aus einer Kalenderfolge. Aquarell von Rudolf Siegmund

In Siegmund, der auch ein Märchen selbst verfaßt und mit Bildern geschmückt hat, steckt die Freude am Erzählen. Er erschöpft sich jedoch nicht in der Lust am Fabulieren, sondern guckt um die Ecke hinter die Dinge. Ihm ist die Welt und ihre Zeit nicht eine Liste von Tagen, die zu Wochen und Monaten gefaßt sind, damit man Ordnung hält, sondern ein Gleichnis des Ewigen, dem unsere Seele entstammt und zu dem sie im Kreislauf der Jahre zurückwandert. In ihm steckt jener spekulative Geist, der unsern Meistern eignet und der nach Zeiten, in denen wir uns den Romanen zur reinen Form zu folgen mühten, mit doppelter Ursprünglichkeit hervorzubrechen pflegt.

Sozialismus und Kommunismus in der Demokratie des Altertums

Von Dr. Bernhard Laum

Die Überschrift klingt sehr zeitgemäß, und mancher Leser, dem die antike Kultur nur ‚olle Kamellen' waren (diesen geringschätzenden Ausdruck las und liest man selbst in angesehenen Zeitschriften und Zeitungen), wird ungläubig mit dem Kopf schütteln. Er mag lesen und er wird sich belehren. Die Antike ist in der Gegenwart lebendig. Gerade dem jetzigen Deutschland hat sie so viel zu sagen; sie kann ihm Wegweiserin, Mahnerin auf dem Wege zu der Staatsform sein, die die Grundlage unsrer neuen Verfassung bildet.

Die Demokratie ist, wie der Name sagt (er bedeutet Volksherrschaft), im alten Griechenland entstanden. In heftigen sozialen Kämpfen, die zwei Jahrhunderte dauerten (7. bis 5. Jahrh. v. Chr.), erstritt der Demos die Gleichberechtigung. Besonders in Athen ist „mit der Selbstregierung des Volkes so bitterer Ernst gemacht worden wie niemals vorher noch nachher in der Geschichte" (Eduard Meyer). Der Führer des Volkes ist Perikles. Er hat in seiner berühmten Rede, die er bei der staatlichen Trauerfeier für die im ersten Jahre des peloponnesischen Krieges gefallenen Bürger gehalten hat (431 v. Chr.), die Grundsätze der demokratischen Staatsform entwickelt. Dieses Programm ist darum besonders wertvoll, weil es aus dem Munde des politischen Führers stammt. In seiner Klarheit und Einfachheit steht es unerreicht da; daher seien die Leitsätze hier angeführt:

„Die Verfassung, in der wir leben ... heißt Demokratie, weil sie sich nicht auf eine kleine Minderheit, sondern auf die Mehrheit erstreckt. Der Anteil an ihr ist für alle der gleiche ... vor dem Gesetze; ... Bevorzugung im öffentlichen Leben gibt es schon, nur nicht auf Grund eines Vorrechts, sondern auf Grund der Tüchtigkeit; auch der Arme ist nicht durch Mangel an Achtung gehindert, wenn er dem Staate einen Nutzen erweisen kann. So freisinnig wir in unserer Staatsverwaltung sind, so duldsam sind wir in unserem täglichen Verkehr miteinander; wir zürnen unserem Nachbar nicht, wenn er sich ein Vergnügen gönnt ...; im öffentlichen Leben herrscht der Respekt vor den Gesetzen ... wir hören auf unsere jedesmaligen Beamten und auf die Gesetze, vor allem auf jene, die zu Nutz und Frommen des Geschädigten gegeben sind ... aber auch die meisten Ruhepausen von der Arbeit haben wir unserem Geiste verschafft ... In der Erziehung müssen andere von früher Jugend auf durch Beschwerden und Mühen sich zu Männern heranbilden; unser Leben ist frei von Fesseln, und doch sind wir jenen ebenbürtig, wenn es in die Gefahr geht ... Wir lieben die Kunst, aber mit der rechten Mäßigung, wir lieben die Wissenschaft, aber ohne Verzärtelung. Lieber machen wir bei der rechten Gelegenheit von unserem Reichtum Gebrauch als von prunkenden Worten. Arm zu sein gilt nicht als Schande, wohl aber, die Armut nicht durch Arbeit zu überwinden. Unsere Männer fühlen zugleich die Verantwortung, für das Haus wie für den Staat zu sorgen; mag ihr Beruf sie auch zu den verschiedensten Tätigkeiten führen, in der Politik wollen sie doch ein ausreichendes Urteil haben; denn wir allein sind der Ansicht, daß der, welcher an ihr keinen Anteil nimmt, ein unnützes Glied des Staates ist."

Die Demokratie ist also gegründet auf dem Grundsatz der Mehrheit. Die Stimmen der Bürger werden gezählt, nicht gewogen. Jede Stimme gilt gleichviel, ist der anderen gleich. Oberster Grundsatz der Demokratie ist die Gleichheit der Staatsbürger. Die Demokratie stellt alle auf dieselbe Stufe; sie hebt den Teil der Bürger, der sich unter ihr befand, hinauf und drückt den anderen Teil, der auf Grund des Besitzes oder der Geburt über sie hervorragte, herab. Durch Beseitigung der Standes- und Klassenunterschiede setzt sie einen Strich unter die Vergangenheit und verbürgt die Gleichheit aller Bürger in bezug auf den politischen Einfluß.

Die Gleichheit bedeutet aber nicht Versteinerung; es liegt nicht im Wesen der Demokratie, die Bürger auf der Stufe der Gleichheit anzuketten. Im Gegenteil soll von dieser Grundlage aus jedem Bürger der Aufstieg möglich sein; maßgebend dafür ist aber nicht das Standes- oder Klassenvorrecht, sondern die Tüchtigkeit des einzelnen. Die Persönlichkeit entscheidet. Die Demokratie muß also die Möglichkeit voller Auswirkung der jedem Bürger eigenen Kräfte sichern. Mit der demokratischen Gleichheit hängt daher die Freiheit eng zusammen. Sie ist das zweite Grundrecht der Demokratie; sie gibt jedem Bürger das Recht zur Entfaltung seiner Kräfte und Gaben. „Freie Bahn dem Tüchtigen." Das bedeutet nicht schrankenloses Ausleben. Die demokratische Freiheit findet ihre Grenze einmal an der jedem Staatsbürger gewährleisteten politischen Gleichheit und zum zweiten am Staatsgesetz. Das Staatswohl ist vornehmste Richtschnur des Handelns; daher wird die Beteiligung aller Bürger am politischen Leben gefordert. Dieser Zwang verstößt nicht gegen die persönliche Freiheit, ist vielmehr ihre Voraussetzung; denn die politische Freiheit kann nur in der tätigen Anteilnahme am Staat sich betätigen, und in der Staatsverfassung

ist die staatsbürgerliche Freiheit durch das allgemeine Stimmrecht gesichert, und zwar „in der griechischen Demokratie zuerst im staatlichen Leben Europas. Und das ist ihr bleibendes großes Verdienst“ (v. Poehlmann).

Perikles spricht nur von der Staatsform; von der sozialen Frage steht in der ganzen Rede kein Wort. Wohl schildert er die Blüte Athens, erwähnt die kostbaren Bauten, sagt, daß die Güter aus aller Herren Ländern nach Athen strömen. Aus Plutarch wissen wir, daß Perikles durch Aufführung großer Bauten die soziale Frage zu lösen versuchte; denn so gab er der großen Menge Arbeit und Brot. Durch Ansiedlung in Kolonien suchte er die Hauptstadt von der müßigen, wegen Arbeitslosigkeit unbeständigen Masse zu entlasten und so der sozialen Not des Volkes zu steuern. Das alles erwähnt Perikles nicht, offenbar, um jeden Mißklang von der Feier fernzuhalten. Die Gelegenheit, bei der er spricht, erforderte ein Enkomion, ein Loblied auf den Staat, für den die Soldaten ihr Leben geopfert. So ist die Rede also ein Idealbild: die Demokratie steht vor uns in der Vollendung, die der Führer erstrebt und annähernd auch erreicht hat. Den Weg, der dahin führte, zeigt er nicht; verschweigt auch die inneren Kämpfe, die unter der glänzenden Oberfläche sicher vorauszusetzen sind.

Jene perikleische Schilderung erfordert also eine abwägende Ergänzung auf Grund anderer Berichte; derartiger objektiver Quellen haben wir für die Zeit von 450 bis 350 v. Chr. eine ganze Anzahl.

Knüpfen wir an die Rede des Perikles wieder an. Die Gleichheit im Staate wird als Grundgesetz der Demokratie aufgestellt. Arm und reich haben dieselbe politische Macht. Auch dem Armen steht der Aufstieg offen. Aber was nützen ihm die förmliche Gleichheit und Freiheit? Volle Entfaltung der Persönlichkeit ist wesentlich abhängig von den materiellen Mitteln, die zur Verfügung stehen. Je größer der Besitz, um so größer ist, bei gleichen körperlichen und geistigen Fähigkeiten, die Aufstiegsmöglichkeit. Sollen Gleichheit und Freiheit nicht schöne Worte bleiben, so ist eine Ausgleichung des Besitzes nötig. Der Demokrat Hippon von Syrakus stellt diese Forderung auf: „Die Gleichheit des Besitzes ist der Anfang der Freiheit, die Armut aber für die Besitzlosen der Anfang der Knechtschaft.“ In diesem Ausspruch ist das Problem klar und scharf ausgesprochen.

Der Widerstreit zwischen der ideellen Gleichheit und Freiheit und der materiellen Gleichheit war in der Antike besonders stark; denn Ausübung von Bürgerrecht und Bürgerpflicht erforderten materielle Mittel, da die Kosten aus eigener Tasche zu zahlen sind. Später wird zwar die Teilnahme an Verwaltungsgeschäften, Rechtsprechung usw. entlohnt, aber gleichwohl muß der, welcher sich ganz dem Staate widmen will, Vermögen haben. Es ist in Wirklichkeit so: „Wer nichts hatte als seine Arbeitskraft und diese in den Dienst anderer stellen mußte, um leben zu können, der blieb de facto unfrei.“

Eine vollkommene Lösung dieses innern Widerspruchs hat auch die antike Demokratie nicht gefunden. An Lösungsversuchen hat es nicht gefehlt. Und diese haben mit den Versuchen der Gegenwart zum Teil so überraschende Ähnlichkeit, daß sie schon aus dem Grunde unsere volle Beachtung verdienen. Der Pol, um den sich im 5. und 4. Jahrhundert alle innerpolitischen Fragen drehten, war: Möglichst befriedigende Verteilung der wirtschaftlichen Güter. An erster Stelle steht die Forderung der Gemeinwirtschaft an Stelle der Privatwirtschaft. Nicht der einzelne soll produzieren und den Gewinn in seine Tasche stecken, sondern der Staat selbst soll die Gütererzeugung in die Hand nehmen und den Überschuß an alle Bürger zu gleichen Teilen abführen.

Das wichtigste Produktionsmittel ist der Acker, der die Nahrung erzeugt. In den dorischen Staaten (Sparta und Kreta) hatte sich die Gemeinbewirtschaftung des Bodens, die von alters her überkommen war, am längsten gehalten; der Ertrag wurde gemeinsam verbraucht. Der dorische Kommunismus gilt den attischen Landbauern, deren Besitz durch das Eindringen des Kapitalismus immer mehr beschränkt worden war, als das Ideal. Überführung von Grund und Boden in den Besitz des Staates fehlt nie im Programm der attischen Revolution des 6. und 5. Jahrhunderts. Und am Ende des 5. stellt Aristophanes in den ‚Ekklesiazusen‘, der klassischen Kommunistenkomödie, die wir noch näher betrachten werden, als erste Tat des Begründers des kommunistischen Staates die hin: „Zuerst werde ich Grund und Boden zum Gemeingut machen.“

Man ist bei dieser Forderung nicht stehen geblieben. Derselbe Aristophanes läßt durch die Prophetin seines kommunistischen Zukunftsstaates die Verstaatlichung aller Produktionsmittel verkünden. Man könnte meinen, das sei Phantasie eines Lustspieldichters. Mit nichten. Andere Quellen zeigen, wie brennend diese Frage die Demokratie beschäftigt hat. Die Staatstheoretiker Plato und andere lassen wir beiseite; wir wollen uns auf eine Schrift beschränken. Aus der Mitte des 4. Jahrhunderts stammt die Flugschrift über die Staatseinkünfte (περὶ πόρων). In Form eines Antrages an die Gesamtheit der Bürgerschaft entwickelt der Verfasser ein umfassendes Verstaatlichungsprogramm. Voraussetzung ist die dauernde Erhaltung des Friedens. Der Verfasser bekämpft den Krieg erstens, weil er ungeheure Ausgaben erfordere, die gänzlich unproduktiv seien, und zum zweiten, weil er auf die Zerstörung der Produktionsmittel hinarbeite. Im Kern seines Programms steht die Verstaatlichung des Bergbaues; denn der Bergbau werfe den privaten Kapitalisten große Gewinne

in den Schoß, und zum anderen habe die Betriebsform der Übernahme durch den Staat bereits vorgearbeitet. Die verwandten Gedankengänge der Gegenwart werden dem Leser in die Augen springen. Es handelt sich um die Silberminen am Vorgebirge Laurion. Der Staat soll an die gegebenen Betriebsformen anknüpfen, dem Vorgehen bestimmter Kapitalisten folgen. Nur ein Ausschnitt aus dem Produktionsprozeß (Anwerbung und Verdingung von Arbeitskräften) soll zunächst in staatliche Verwaltung überführt werden; dem Privatkapital soll die Ausbeutung selbst überlassen bleiben. Stellen sich Reibereien zwischen der Privat- und Gemeinwirtschaft heraus, dann soll der Staat den Gesamtbetrieb in die Hand nehmen. Die Durchführung des Programms erfordert beträchtliche Mittel, die von den Privatvermögen erhoben werden sollen. In dieser Hinsicht zeigt die Flugschrift Anklänge an das kommunistische Manifest; der Staatssozialismus, den unser Verfasser vertritt, verlangt ähnliche Eingriffe in das Privateigentum, wie sie dort für die Umwälzung der Produktionsverhältnisse gefordert werden.

Nun soll die Gemeinwirtschaft nicht auf den Bergbau beschränkt bleiben. Der Verfasser schlägt auch die Verstaatlichung der Verkehrsmittel vor. Für Athen war die Schiffahrt Grundlage des Handels. Darum soll der Staat Schiffe ankaufen und den Neubau ernstlich betreiben. In den Häfen soll er staatliche Lagerhäuser bauen, Kaufhäuser für den Großhandel errichten und für den Kleinhandel Ladenräume und Wohnungen bereitstellen. Ja sogar das Gasthofwesen soll staatlich betrieben werden. Handel und Verkehr würden mächtig emporblühen. All die Hoffnungen und Ausblicke, die der Verfasser äußert, können hier nicht besprochen werden. Er ist auf der ganzen Linie Optimist. Der Endzweck der Sozialisierung ist die Beschaffung einer Rente für die Bürger; jeder Athener bezieht aus den Einkünften der staatlichen Gemeinwirtschaft ein Einkommen von täglich drei Obolen. Die Rente fällt ihnen ohne eigene Arbeit zu. Der Sklave leistet die Arbeit, der Bürger zieht den Gewinn ein. Darin liegt der grundsätzliche Unterschied zwischen der Antike und Gegenwart: wir gründen den Anspruch auf den gleichen Gewinn auf das gleiche Maß geleisteter Arbeit, und dieses Anrecht soll der Staat sichern; den Bürgern Athens ist der Staat immer mehr zur reinen Versorgungsanstalt geworden. Darin liegt der Keim zur Zerstörung des Gleichheitsprinzips.

Wohl hat die Antike die Idee der sozialistisch organisierten Arbeitsgenossenschaft, die die gleiche Arbeitspflicht für alle und die gleiche Beteiligung eines jeden an jeder Art von Arbeit fordert, gekannt. Wir finden sie in den Programmen der sozialen Revolutionen des 6. Jahrhunderts ausgesprochen, und ähnliche Forderungen werden in dem Roman über den ‚Sonnenstaat' bei Diodor entwickelt: Verstaatlichung aller Erzeugungs- und Verbrauchsmittel, Ersetzung der kapitalistischen Ordnung der Wirtschaft durch die sozialistische; jeder Bürger wird gesellschaftlicher Arbeiter, wird Teilarbeiter genossenschaftlicher Betriebe. In Athen tritt jedenfalls die Arbeitspflicht immer mehr zurück. Die Masse will möglichst wenig arbeiten und doch gut leben. Die Produktionsfrage rückt in den Hintergrund, die Wertverteilung ist Hauptsache. In dem Augenblick, wo die gesamte Produktion verstaatlicht ist und die Erträge unter die Bürger zu gleichen Teilen verteilt werden, ist die formale Gleichheit, die Perikles in seiner Rede als Grundstein der Demokratie aufgestellt hatte, zur materiellen Gleichheit geworden. Das Ziel war erreicht, ein neues tauchte am Horizont auf.

Nicht auf den gleichen Teil als solchen kommt es nunmehr an, sondern die Höhe desselben wird viel wichtiger. Nun hatte der peloponnesische Krieg Athen bettelarm gemacht; die materiellen Mittel fehlten, die Massen zu versorgen, und Perikles war tot. Die Rente von drei Obolen war ‚zum Leben zu klein und zum Sterben zu groß'. Daraus ergibt sich der Trieb nach Vergrößerung des Einkommens von selbst; aber nicht durch vermehrte Arbeit will man es erwerben (Arbeiten hatte man ja längst verlernt), der Staat wird angerufen. Woher er die Mittel nimmt, kümmert die Masse nicht.

Das Anwachsen dieser Bewegung läßt sich schrittweise verfolgen. Staatsämter sind in der Antike Ehrenämter; der Inhaber bezieht vom Staate kein Gehalt, muß vielmehr die Ausgaben, die mit der Führung des Amtes verbunden sind, selbst zahlen. Also ist Reichtum die Voraussetzung für die Bekleidung von Ämtern. Als die Demokratie jedem Bürger, auch dem ärmsten, Zutritt zu Amt und Verwaltung eröffnet, muß die Besoldung eintreten; denn der Bürger, der auf den Arbeitsverdienst angewiesen ist, kann seine Zeit nicht opfern, wenn er nicht entschädigt wird. So werden Diäten für die Teilnahme an der Volksversammlung gegeben. Diese Diätenfrage wird in der Folge zu einer Haupt- und Staatsaktion; man drängt einerseits auf Erhöhung der Bezüge und anderseits sucht man die Besoldung auf alle Tätigkeiten für den Staat zu erweitern. Die Geldfrage rückt in den Vordergrund; „die Athener kommen aus der Volksversammlung nicht wie aus einer politischen Versammlung, sondern wie aus der Sitzung einer Wirtschaftsgenossenschaft, in der die Verteilung des Überschusses erfolgt ist. Der Bürger erscheint wie der Teilnehmer eines Eranos (Erwerbsgesellschaft), die ein gemeinsames Kapitel zum gemeinsamen Nutzen aller Mitglieder verwaltet" (Äschines).

Das ideelle Staatsinteresse wird durch das materielle Einzelinteresse zurückgedrängt. Starke Führer, die zwischen beiden hätten vermitteln können, fehlen nach dem Tode

des Perikles ganz. Der materielle Trieb wächst immer mehr. Der Demagoge nimmt auf ihn Rücksicht; denn nur so kann er seine Ziele erreichen. Es setzt ein Wettlauf unter den Volksführern ein; sie überbieten einander in der Bewilligung der Wünsche und Forderungen der Masse. Schon Kimon, der politische Nebenbuhler des Perikles, beginnt mit der Umschmeichelung des Volkes; er veranstaltet tägliche Speisungen für die Armen, legt die Zäune seiner Grundstücke nieder, damit jedermann von den Früchten nehmen könne. Die Magenfrage wird ausschlaggebend. An den zahlreichen Festen wird die Bürgerschaft üppig verpflegt auf Staatskosten, der Opferbraten unter die Bürger verlost, wie uns Aristoteles im ‚Staate der Athener' erzählt. Daraus erwächst ein ganzes System privater und staatlicher Geld- und Naturalspenden an das Volk, das mehr und mehr gesteigert wird. Aristoteles charakterisiert die Massentriebe in seiner Politik so: „Die Schlechtigkeit der Menschen ist unersättlich; zuerst genügen ihnen zwei Obolen, sind diese aber erst herkömmlich geworden, so fordern sie immer mehr und steigern so ihre Ansprüche bis ins Unendliche. Denn die Natur der Begierde kennt keine Grenzen; die große Masse der Menschen lebt einmal nur ihrer Befriedigung." Was ohne Mühe erworben, wird ohne Bedenken dem augenblicklichen Genuß geopfert; ist der Genuß verflogen, kehrt die Begierde verstärkt wieder. Es ist die Schraube ohne Ende, die wir in den Lohnforderungen unserer Tage wiederfinden. Aristoteles meint mit Recht, es sei ein Schöpfen in das durchlöcherte Faß der Danaïden.

Diese schrankenlose Begehrlichkeit der Masse hat uns Aristophanes in seinen Lustspielen mit vollendeter Meisterschaft geschildert. Da erscheint der Demos (die Verkörperung des Volkes) mit all seinen Schwächen, mit seinem grenzenlosen Begehren nach materiellen Genüssen. „Gepäppelt so täglich sein; das tut mir behaglich sein." Da sehen wir den Demos im Volksgericht sitzen; seine Tätigkeit als Richter ist ihm nebensächlich, sie reizt nur insoweit, als er Reiche verurteilen kann (denn deren Vermögen wird eingezogen und kommt ans Volk zur Verteilung), und für seine Tätigkeit Tagegeld bezieht; „schmachtend schaut er aus nach dem Zahlmeister". Köstlich ist die Szene in den ‚Wespen', wo seine Heimkehr vom Volksgericht und der Empfang bei seiner Familie geschildert wird. Durch alle Stücke zieht sich die kindliche Hoffnung der Menge, daß jeder reich werde, wenn nur der Reichtum verteilt werde. Der Demos fragt nicht: „Was ist das unter so viele?" Er rechnet nicht, daß der greifenden Hände so viel, der greifbaren Werte aber im Verhältnisse dazu nur wenig sind. Strenger Ausgleich der Güter macht die Reichen zwar arm, aber niemals die Armen reich. Das hat Aristophanes im ‚Plutos' eindringlich gezeigt, wo er jene Sehnsucht der Menge nach dem Paradies, nach Wohlleben und Glück kritisch prüft, vor allem auch die Kehrseite der Medaille zeigt und auf die Gefahren hinweist, die der mechanische Ausgleich der Güter notwendig nach sich zieht. „So würde sich keiner der Menschen hinfort um Kunst und Wissenschaft kümmern." Das Kulturproblem in der kommunistischen Gesellschaft!

Höhepunkt, das Kommunistenstück schlechthin, sind die ‚Ekklesiazusen', die um 390 vor Chr. ihre Uraufführung in Athen erlebten. Das Thema heißt ‚Güter- und Frauengemeinschaft'. Der Dichter zieht die äußersten Folgerungen aus der kommunistischen Idee.

„So schaff' ich denn erstens den Acker zu Gemeingut um und das sämtliche Geld und was sonst noch jeder Besitz hat."

Aus dem Gemeinschatz wird Nahrung und Kleidung bestritten. Kein Mensch arbeitet mehr aus Armut; denn alle haben ja alles. Die Speisung der Bürger ist streng organisiert:

„Ein jeder vergnügt zum Gerichtshof eilt, wo die Nummer zum Essen ihn hinweist.
Wenn der Herold ruft: Die von Numero A, die werden sich alle gefälligst
In die Königshalle begeben zu Tisch; die von B in die Halle daneben,
Die von Numero C sind unter der Stadt, i. der Halle der Mehlmagazine."

Das Essen ist die Hauptsache und die Speisekarte ist nicht nur „gut und reichlich", sondern voll der köstlichsten Leckerbissen. Aber die Stadt ist nicht nur „ein Luxushotel, sondern auch ein Gratisbordell". Auch die Frauen sind Gemeingut. Die Gleichheit und Freiheit in diesem Punkt hat zu den gewagtesten Folgen, die der Dichter mit übersprudelnder Komik schildert, geführt.

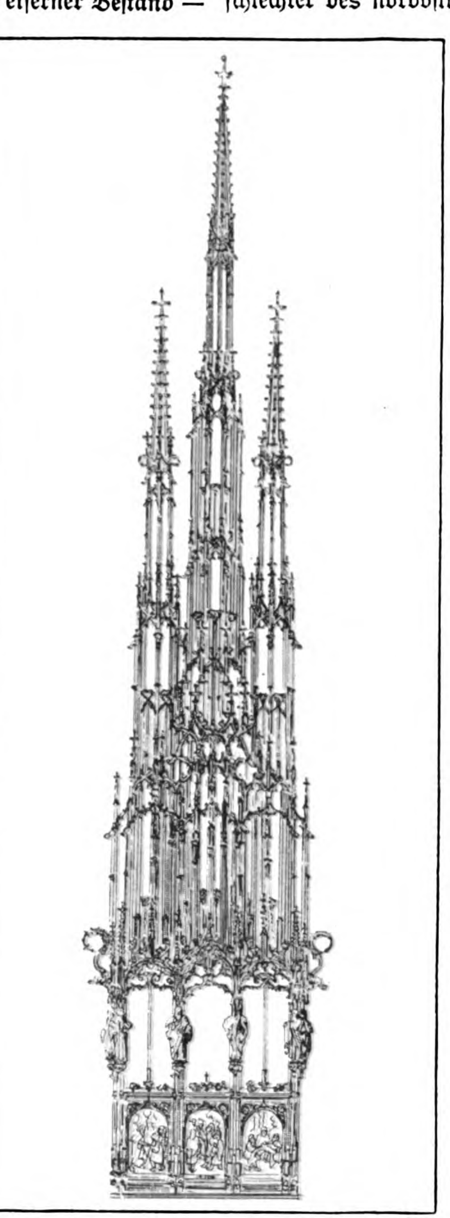
Die Entwicklung nach links ist an ihrem Ende angelangt. Die Gemeinsamkeit, in der nur materielle Genüsse das einigende Band sind, ist wie ein Körper ohne Seele: Die Gleichheit ist zerstört, da jeder auf Vermehrung der eigenen Lust sinnt, und die Freiheit, die die Demokratie als Aufstiegsmöglichkeit zur Höhe normierte, führt zum Abstieg in die Tiefe, zur Entwicklung des Raubtieres im Menschen. Das Ende ist: bellum omnium contra omnes. Hunger und ewige Kriege im Innern zermürben den Menschen und Bürger. Die Not wird größer, der Ruf nach dem Retter erklingt und wird immer dringender. Aus diesen Stimmungen des 4. Jahrhunderts heraus ist der Heiland- und Erlösergedanke geboren. Der Retter kommt in Philipp von Mazedonien und Alexander. Die Demokratie muß der Monarchie weichen, weil der Demos selbst Gleichheit und Freiheit, die Grundfesten der Demokratie, vernichtet hat.

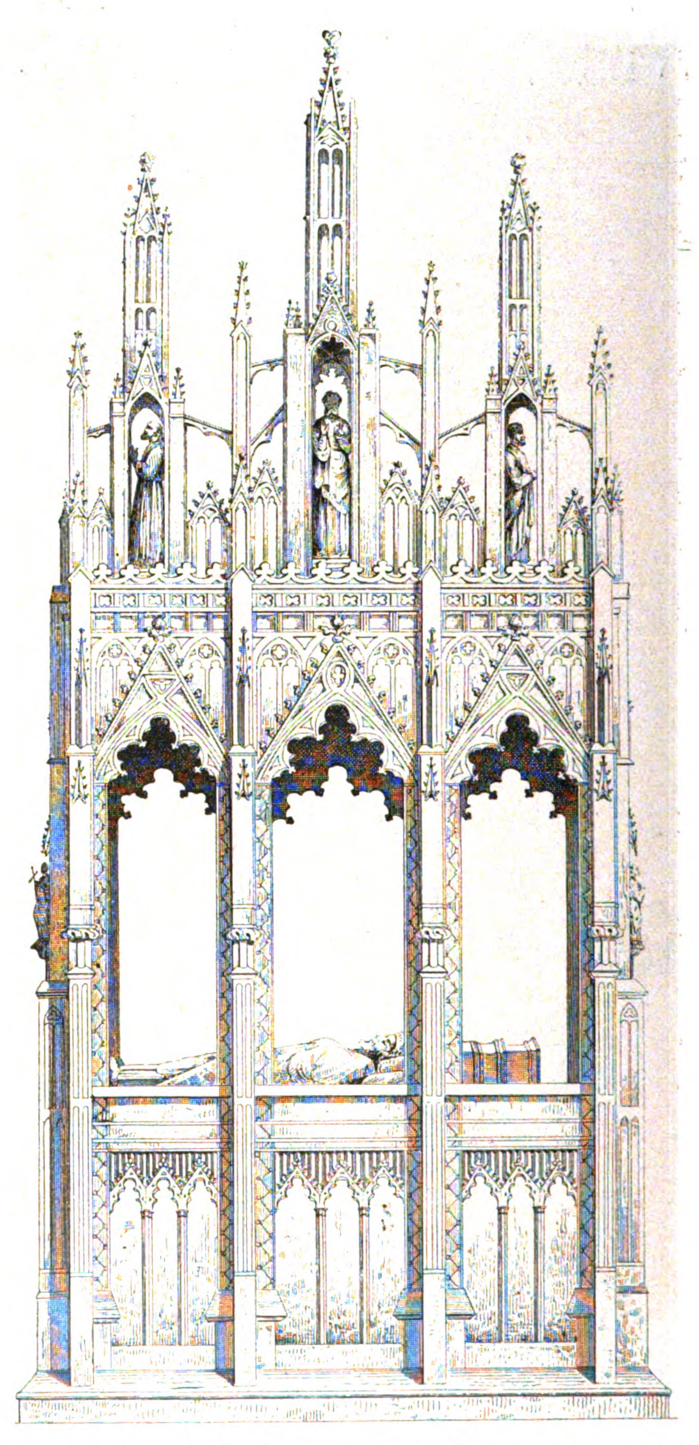
Das vierhundertjährige Jubiläum des Sebaldusgrabes

Von Dr. Hubert Stierling


Wenn man einmal diejenigen deutschen Kunstwerke zusammenstellen wollte, die am lebendigsten — gleichsam als eiserner Bestand — im Bewußtsein unseres Volkes haften, dann würde ohne Frage das Vischersche Sebaldusgrab zu ihnen gezählt werden müssen. Seit genau vier Jahrhunderten wird es alljährlich von Tausenden aufgesucht, und wer es nicht selbst gesehen hat, dem ist es wahrscheinlich im Bilde begegnet, denn selten verzichtet eine Kunstgeschichte auf seine Wiedergabe. Und das mit Recht. Denn dieses Hochgrab ist nicht nur als Erzguß eine der großartigsten Leistungen aller Zeiten, sondern es steht auch in seiner Art fast einzig da. Weiterhin ist es als Beispiel der Zusammenarbeit zweier Künstler, die in ihrem Wesen grundverschieden waren, eine merkwürdige Erscheinung. Und endlich ist es das erste große Werk der Frührenaissance in Deutschland, die hier mit einem Reichtum, ja mit einer Genialität in die Erscheinung tritt, die fast einzigartig ist.

Der Heilige, dem dieses Denkmal geweiht wurde, ist in ein kaum zu lichtendes Dunkel gehüllt. Er soll aus königlichem Geschlechte stammen und von Dänemark gekommen sein; jedenfalls weist sein Name, der auf ein älteres sigibald, d. h. siegeskühn zurückgeht, daraufhin, daß er germanischen Blutes gewesen sei, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß auch die vornehmen Geschlechter des nordöstlichen Frankreichs Germanen waren oder sich germanischer Namen bedienten, selbst wenn in ihren Adern romanisches Blut rollte. Die Lebenszeit des Heiligen wird allgemein ins 8. Jahrhundert verlegt. Gegen Ende seiner Tage kam er nach Nürnberg, hauste im dortigen Reichswalde und wurde in der Kirche begraben, die heute seinen Namen trägt. Der Ruf seiner Heiligkeit dehnte sich rasch aus, und von einem Geschichtsschreiber des 11. Jahrhunderts hören wir ausdrücklich, daß das Volk zu seinem Grabe wallfahrtete und daß dort viele Wunder geschahen. 1397 bettete man seine Gebeine in einen silberbeschlagenen Schrein, den man in der Mitte des Chores aufstellte. Im 15. Jahrhundert hören wir dreimal von deutschen Kaisern, denen sein Haupt bei ihrem Einzug in die Stadt zur Verehrung gezeigt wurde, ebenso den Bischöfen von Bamberg, wenn sie zum erstenmal nach Nürnberg kamen. Diebstähle am Silberblech scheinen dann die unmittelbare Ursache zu dem Plane gewesen zu sein, den freistehenden Sarkophag in einen kunstvollen Baldachinschutzbau zu stellen. Man entschied sich dabei für den Erzguß und trat mit Peter


Erster Entwurf zum Sebaldusgrab. 1488. Zeichnung auf Pergament. Wien, Akademie der bildenden Künste



Das Grabmal des Papstes Innocenz VI. in Villeneuve-les-Avignon



Das Sebaldusgrab in Nürnberg
Ausgeführt 1508–1519 von Peter Vischer und seinen Söhnen, hauptsächlich Peter d. Jüngeren



Leuchterweibchen vom Sebaldusgrab von Peter Vischer d. J.

Berührung ihrer Werke ist daher nichts Unnatürliches.

In diesem ersten Entwurfe sehen wir im Sockel drei Szenen aus der Legende des Heiligen dargestellt, ein Vorwurf, der sich in ähnlicher Form später auf dem ausgeführten Denkmal von 1508 bis 1519 wiederholen sollte. Darüber ist ein hohler Raum angedeutet, in welchem der Sarkophag des Heiligen zu besserem Schutze stehen sollte, umgeben von den zwölf Aposteln, die als himmlische Wächter das Grab des heiligen Mannes behüten. Auch diesen Gedanken übernimmt die spätere Ausführung.

Vielleicht sind es die hohen Kosten des Messinggusses gewesen, die dieses mächtige Denkmal nicht haben zur Ausführung gelangen lassen. Der Sarkophag hat vielmehr noch zwanzig Jahre lang offen in der Sebalduskirche gestanden, vielleicht in ähnlicher Weise, wie uns eine Abbildung in Schwäbisch-Gmünd zeigt. Hier hatte nämlich im Jahre 1508 der Nürnberger Patrizier Sebald Schreyer, der der Hauptförderer des Vischerschen Sebaldusgrabes war, zu Ehren des Heiligen von Dürerschülern einen Altar malen lassen, und da sehen wir einen Schrein, ähnlich dem silberbeschlagenen Sarge des Heiligen, wie er auf einem tischförmigen Altar steht; er wird vom gläubigen Volke verehrt, das aus Dankbarkeit für geschehene Heilungen die gesundeten Glieder in Nachbildungen seitlich aufgehängt hat, wie es noch heutigen Tages in katholischen Gegenden Brauch ist.

Im Jahre 1508 begann dann der Guß des heutigen, stark veränderten Sebaldusgrabes (S. 431). Wir erkennen auf den ersten Blick die allgemeine Verwandtschaft, aber sehen, daß von dem mächtigen Pyramidenaufbau des ersten Entwurfs Abstand genommen ist. Der Formgedanke, der in dem heutigen Sebaldusgrabe sich ausspricht, scheint vielmehr in die Entwicklungsreihe jener Hochgräber zu gehören, die in den Niederlanden

Vischer d. Ä. in Nürnberg, Deutschlands berühmtestem Gießer, in Verbindung.

Ein glücklicher Zufall hat uns den ersten Entwurf bewahrt, welchen Vischer im Jahre 1488 aufgerissen hat. Es ist eine Zeichnung (Abb. 1) auf Pergament, welche erfreulicherweise die Jahreszahl 1488 trägt und eine Signatur, welche dem späteren Zeichen des Meisters sehr ähnlich ist. Vischer dachte sich danach den Sarkophag des Heiligen in einen gotischen Pyramidenbau hineingestellt, der eine entfernte Ähnlichkeit mit dem damals entstehenden Sakramentshause seines Freundes Adam Krafft in der Nürnberger St. Lorenzkirche trägt. Der Nürnberger Schreib- und Rechenmeister Neudörffer, den man wegen seiner Aufzeichnungen über die deutschen Künstler jener Zeit gerne den deutschen Vasari nennt, berichtet uns 1547, daß Krafft und Vischer gute Freunde gewesen seien und sich sonntäglich im Zeichnen geübt hätten. Eine

vorzugsweise ihre Ausbildung gefunden haben. Von dort ist der Gedanke nach verschiedenen Seiten ausgestrahlt und hat besonders in den Papstgräbern in Avignon eine Ausprägung erhalten, die sich mit dem heutigen Sebaldusgrab auffallend berührt. Am meisten kommt hier das Grab Innocenz' VI. in Betracht (S. 430). Legt man einmal Abbildungen beider Werke nebeneinander, und zwar möglichst in der Breitansicht, so ist der Zusammenhang klar. Beide Male hat man den rechteckigen ‚Kapellenbau' vor sich, der in gleicher Weise von zwölf gotischen Pfeilern getragen wird und oben seinen Abschluß in einer dreigeteilten reichen Architektur findet; die mittlere Spitze ist auf beiden Denkmälern durch die Figur des Heilandes ausgezeichnet. (Wenn diese auf unserer Abbildung S. 430 fehlt, welche erst im 19. Jahrhundert von dem in der französischen Revolution beschädigten Denkmal gemacht ist, so findet sie sich doch mit aller Deutlichkeit auf einem Kupferstich des 18. Jahrhunderts.) Beide Male stehen auch vor den Pfeilern zwölf Heilige, und zwar unter Baldachinen und in ganz entsprechender Höhe.

Besonders lehrreich ist es nun, die Abweichungen beider Denkmäler ins Auge zu fassen. Man sieht, daß dem älteren französischen der ganze Reichtum der kleinen Sockelfigürchen und Renaissancesäulen fehlt. Und das führt uns nun in den eigentlichen Kern der Entstehungsgeschichte des deutschen Denkmals und in das Problem, das es bisher für die Forschung gebildet hat.

Ich habe in den Monatsheften für Kunstwissenschaft XI, 113 ff. (Leipzig, Klinkhardt & Biermann) das Rätsel dieser Entstehungsgeschichte an der Hand von Urkunden und Abbildungen zu lösen gesucht. Es ist wichtig genug, um es wenigstens in seinem Kern auch hier auseinanderzusetzen, denn es führt tief in das Verständnis des Werkes ein.

Der Sockel des Denkmals trägt zweimal die Inschrift: „Ein Anfang durch mich Peter Vischer 1508" und „Gemacht von mir Peter Vischer 1509."

Danach hat es unwiderleglich den Anschein, als ob jenes Gewimmel phantasiereicher Renaissancegestalten und jene mit merkwürdigem Verständnis entworfenen Renaissance-Baluster dem alten Meister zuzuschreiben seien. Nun weichen aber diese Teile des Denkmals so völlig von dem Stil des gotischen Kernwerks, ja überhaupt aller übrigen beglaubigten Werke des Meisters ab, daß man lange schon gefühlt hat, hier sei ein schier unlösbares Rätsel. Und da war nun die Feststellung von grundlegender Bedeutung, daß diese gesamten Renaissanceteile, in welchen sich ein märchenhafter Reichtum der Erfindung und eine unverkennbare Liebe zum nackten Körper offenbart, durch eine für das Auge unsichtbare, aber für die



Leuchterweibchen vom Sebaldusgrab von Peter Vischer d. J

tastende Hand deutlich fühlbare Gußfuge vom gotischen Stammwerk getrennt sind. Nun muß man aber wissen, daß das Denkmal noch eine dritte, abschließende Inschrift von 1519 trägt, in welcher ausdrücklich die Mitarbeit der Söhne des alten Meisters hervorgehoben wird, ja, daß es Nachrichten gibt, die auf einen ganz sicheren Gewährsmann zurückgehen, in welchen ausdrücklich gesagt wird, daß der eine Sohn des Meisters, nämlich Peter Vischer d. J., den größten Teil der Arbeit des Sebaldusgrabes getan habe! Von diesem Sohne wissen wir, daß er genau in dem Jahre des Arbeitsbeginnes (1508) aus Oberitalien heimkehrte und daß er dort die in der herrlichsten Blüte stehende Renaissancekunst in sich aufgenommen hatte. Dieser Sohn muß also im letzten Augenblick, als das gotische Wachsmodell seines Vaters bereits fertig war, jene Bereicherung im Sinne der Renaissance vorgenommen haben. So wurden die gotischen und die Renaissanceteile zwar gemeinsam gegossen, aber eine Gußfuge zeigt bis auf den heutigen Tag, was im letzten Augenblick heranmodelliert ist und auch was der Sohn zu verändern für nötig hielt. Ich kann hier nicht näher darauf eingehen. Aber wer nun einmal vor das Denkmal tritt, der wird erkennen, daß die gotischen Teile von einer auffallenden Härte, ja Geistlosigkeit sind; es sind aus dem Formenschatz der Gotik wirklich nur die längst verbrauchten Motive genommen. Man kann das gar nicht scharf genug betonen im Gegensatz zu den unendlich weichen, erfindungsreichen Renaissanceteilen, die, wie aus einem gnädigen Füllhorn geschüttet, dauernd sich erneuern; ihr Schöpfer trug einen Formenvorrat im Herzen, wie ihn keines der älteren Vischerwerke auch nur annähernd besitzt und wie er ihn nur im Ursprungslande dieser neuen Kunst, in Italien, in sich aufgenommen haben konnte.

In dem genannten Aufsatz der Monatshefte für Kunstwissenschaft habe ich mich bemüht, durch Gegenüberstellung von Abbildungen nachzuweisen, welche anderen Teile des Sebaldusgrabes auf den jüngeren Peter zurückgehen. Es hat sich dabei gezeigt, daß ihm nicht nur die gesamten Sockelpartien gehören, sondern auch die vier großen Reliefs aus der Legende des Hl. Sebald (hier unten), die vier Leuchterweibchen (S. 432 u. 433) an den Ecken des Grabes unterhalb der Apostel und endlich die zwölf Propheten hoch oben an der Kuppel des Kapellenbaues genau über den Aposteln. Die vier Leuchterweibchen, die überaus weich modelliert und



Großes Relief am Sockel des Sebaldusgrabes. St. Sebald wärmt sich an brennenden Eiszapfen
Von Peter Vischer d. J.



Peter Vischer d. Ä. am Sockel des Sebaldusgrabes
Von Peter Vischer d. J.



Der hl. Sebaldus am Sockel des Sebaldusgrabes
Von Peter Vischer d. J.

plastisch im vollen Sinne des Wortes durchgefühlt sind, dürfen den Anspruch erheben, die besten Kleinplastiken der deutschen Renaissance überhaupt zu sein; ihr Stimmungsausdruck ist bald schalkhaft, bald haben sie jenen schwermütigen Ernst, den unsere Phantasie ihrem jung verstorbenen Meister unwillkürlich zuerkennen möchte. — In den vier großen Reliefs aus der Legende des Heiligen zeigt der junge Künstler sodann eine auffallende Fähigkeit, im Reliefstil zu arbeiten: die Anordnung der Figuren ist von einer merkwürdig zwingenden Einfachheit und Klarheit. Die zwölf Apostel dagegen mögen Werke des Vaters sein. So trefflich sie auch sind, ihnen fehlt die überraschende geistvolle Erfindung, die die Arbeiten des Sohnes auszeichnet. Man fühlt den Gegensatz sofort, wenn man den Blick auf die zwölf Propheten wendet, die schon äußerlich in ihrer nur angedeuteten, fast möchte ich sagen impressionistischen Art, im vollen Gegensatz zu den Aposteln stehen. Auch ist es für die Werke des Sohnes häufig bezeichnend, daß er von jeder Art der Überarbeitung mit Feile und Meißel abgesehen und die Dinge so gelassen hat, wie sie vom Gusse kamen; auch das war durchaus nicht die Art der Gotik!

Peter Vischer der Jüngere ist früh ins Grab gesunken (1528). Ein Jahr darauf folgte ihm sein alter Vater (S. 435). Man braucht kein Phantast zu sein, um nachzufühlen, wie ihn dieser Verlust getroffen hat. Überhaupt brechen jetzt über unsere deutsche Kunst plötzlich die kritischen Jahre herein. 1528 war nicht nur der jüngere Peter, sondern auch Albrecht Dürer dahingegangen! 1529 folgten der ältere Peter und Grünewald, 1531 Riemenschneider und Burkmair. 1532 verschwand Holbein zum zweitenmal und nun auf Nimmerwiedersehen aus seinem Vaterlande. Diese Verluste wogen um so schwerer, als die deutsche Kunst durch die Renaissance vor völlig neue Aufgaben gestellt war und als gleichzeitig die Reformation auch in künstlerischen Dingen eine völlig veränderte Lage schuf. Gewiß war sie der bildenden Kunst nicht feindlich, aber ebenso gewiß war sie ihrer unbedürftig! So trat die große Doppelkrisis ein, von der einer unserer geistvollsten Kunsthistoriker, Georg Dehio, in seinen Kunsthistorischen Aufsätzen (München-Berlin 1914, 147 ff.) spricht. Und gerade jetzt schloß der junge Peter Vischer die Augen, der wie wenig andere berufen schien, die Renaissance in sich aufzunehmen und mit eigenem Geiste zu durchdringen.

Die kleine Sonnenuhr

Von Ina Seidel

Ich sah heut ein Ding, nach dem mich nun Sehnsucht verzehrt,
Eine kleine Sonnenuhr nämlich, dem Besitzer zu nichts anderem wert,
Als sie in den Glasschrank zu stellen mit Tassen und Dosen,
Gegossenem Blei von Silvester, Glückshunden und Jerichorosen.
Jawohl, da lag sie, groß wie mein Handteller nur,
Sechseckige Scheibe aus Bronze — Kompaß und Sonnenuhr.
In das rötliche Rund, das einst in der Sonne geblitzt,
Waren halbe Kreise von Ziffern magisch geritzt,
Auf die der Schatten des Weisers zu fallen hatte,
Der, aufstellbar, sich erhob auf geglätteter Platte:
Ein Bogen, zum Zifferblatte im Winkel gepflanzt
Und in eines Vogels Gestalt sehr kunstvoll gestanzt.
Grausilberne Rundung des Kompasses unter schwach gewölbtem Kristall
Lag wie ein Tropfen von Tau in dem blinden Metall,
Sein rastlos zitterndes Leben war stetig gespeist
Vom Strom der Kraft, der die tanzende Erde umkreist.
Und um den Kompaß herum zu lesen stand dies
In zierlichen Lettern geätzt: Bion — Bion zu Paris.
Bion zu Paris im Jahr Siebzehnhundertundso,
Gewiß, du warst dieser Arbeit rechtschaffen froh!
Ich seh' dich in deiner Werkstatt emsig gebückt
Und liebevoll in den Gang deiner Hände verzückt,
Seh', wie du geschickt mit den feinen Geräten hantierst,
Den Zirkel gebrauchst, mit der stählernen Nadel gravierst, —
Dazwischen auch wohl eine Prise nimmst und gemach,
Prüfst etwan um Mittag einen Sextanten nach,
An einem Globus, auch einem Fernrohr rückst,
Dich aber gern wieder auf deine Sonnenuhr bückst.
Und leise flötend — oh, Nachwelt, sieh und lies! —
Gravierst du zum Schluß dein: Bion — Bion zu Paris.

Vielleicht, daß ein Kapitän sie mit um die Erde nahm,
Daß sie mit Bonaparte nach Rußland kam, —
Daß sie ein Astronom, ein Wandersmann,
Ein Förster oftmals liebend blickten an
Getröstet durch ihr unbeirrt Geleit
In Himmels- oder Waldweglosigkeit, —
Was weiß ich, — die sie heute zum erstenmal
Ruhn fand auf rotem Samt in dem flachen Futteral
Von Maroquin, in dem Schrank, wo die Tassen stehn, —
Porzellanmöpse sind und andere Wunder zu sehn, —
Was weiß ich schließlich, der sie gar nicht gehört,
Von der kleinen Sonnenuhr, die mich dermaßen betört! — — —



Winterabend im Schwarzwald. Gemälde von Prof. Hermann Dischler

Der Hilferuf

Novelle von Alexander Castell

Robert war mit dem Abendzug angekommen, hatte im Hotel gegessen und sich nachher, obschon er nicht eigentlich müde war, in sein Zimmer zurückgezogen. Er stand jetzt am offenen Fenster, das, im dritten Stock gelegen, auf eine Seitenstraße des Boulevards des Italiens hinausging. Er war beklommen, erregt, zugleich etwas vergrämt. Es kam ihm vor, als ob er sich mitten in einem gefährlichen, unabsehbaren Abenteuer befände, dessen Ausgang so ungewiß war wie nur irgend etwas, das mit einer Frau zusammenhing. Er gab sich zur Rechenschaft, daß vor allem sein gekränkter Stolz sich in ihm bäumte und sträubte, da er wußte, daß er vielleicht vor einer unerhörten Demütigung stand. Und doch mußte er es vollbringen, einem merkwürdigen, quälenden Triebe gehorchend, der ihn zwang, dieses letzte noch zu versuchen, um vielleicht als ein etwas komischer und trübsinniger Herr wieder abzuziehen.

Es war eine warme Julinacht. Auf der Straße unten fuhren Automobile mit lautem Getute; vom Boulevard her strömte eine Flut von Geräusch und Licht herein. Das dumpfe Brausen dieser Menge, die sich dort staute und drängte und wie ein schwarzes Gewimmel im blendenden Glast der großen Glühlampen dahinzog. Robert war jetzt plötzlich unentschlossen. Sollte er sich nicht dennoch umziehen und ausgehen? Es war kaum zehn.

Er setzte sich in einen Sessel ans Fenster und begann eine türkische Zigarette zu rauchen. Er fühlte sich ohne Lust und Antrieb. Und eigentlich wußte er ja alles im voraus, was ihm im Laufe eines solchen abendlichen Spazierganges begegnen konnte. Er kannte diese Stadt seit Jahren durch wiederholte Reisen und monatelangen Aufenthalt. Er war ja auch im ersten Frühjahr nach der Verheiratung mit May zwei Monate hier gewesen. Das war nun vier Jahre her. Seit einem Jahr lebten sie wieder getrennt, seit zwei Monaten geschieden.

Wenn er jetzt diese ganze Tragikomödie überblickte, kam sie ihm für Augenblicke wunderlich einfach vor. So unheimlich zugleich, wie die erklärlichsten Ereignisse dieses Daseins oft sind. Und darum war ihm Mays Haltung trotz allem wieder unklar, unverständlich. Hätte nicht alles bei denselben Voraussetzungen und denselben Ereignissen ganz anders werden können? Hätte nicht eine einzige kluge Überlegung die ganze nervöse Wut und Verwirrung erhellen, klären müssen?

Er dachte jetzt: Man sollte in den Dingen der Leidenschaft keinen Stolz, keine Anmaßung kennen. Nun ja, das war eine Wahrheit, aber sie hätten ihn eben haben müssen, diesen Gedanken, der wie ein Licht ins Gehirn hätte fallen sollen, sie hätten sie fühlen müssen, diese Erleuchtung im Augenblick der Entscheidung, wo alles dunkel war.

Es lag vielleicht daran, daß sie beide nicht die Kraft gehabt hatten, sich zu demütigen. Das wäre wohl nötig gewesen. Er selbst gestand sich ein, daß er, obwohl ihm nach dem Gesetz die Schuld zugemessen war, selbst im Augenblick des Zusammenbruchs wenig getan hatte, um May die Rückkehr zu ermöglichen. Er fühlte sich damals gekränkt, verärgert, unfähig, seinen Starrkopf zu brechen. Er beharrte vielleicht gerade darum in dieser Haltung, weil sie ihm nicht zukam.

Und morgen würde er sie zum ersten Male nach einem Jahre wiedersehen. Die Begegnung gab ihm eine sonderbare bange Erregung in die Nerven. Er fühlte sich unsicher. Das vergangene Jahr war für ihn eine furchtbare, eintönige Leidenszeit gewesen. Aber erst als er das Gerichtsurteil in den Händen hatte, wußte er, daß er May nicht entbehren konnte, daß er durch eine unerklärliche Macht mit ihr verbunden war. Vorher hatte er immer noch die Möglichkeit gesehen, sich ihr entwöhnen zu können. Dann aber, als alles deutlich und unwiderruflich zu Ende, war er einer so schmerzhaften innersten Hilflosigkeit verfallen, daß er wie in einer geheimnisvollen Krankheit dahinsiechte. In jenem Augenblick hatte der Kampf in ihm begonnen. Nach einem Monat hatte er den Entschluß gefaßt, ihr zu schreiben, um eine Zusammenkunft zu bitten. Er wußte, daß sie seit der Trennung in Paris lebte, sich mit Bildhauerei beschäftigte. Aber er hatte diesen Entschluß nicht ausgeführt. Er war gereist, hatte Woche um Woche mit sich gekämpft, bis er jetzt, von Rom kommend, ganz klein geworden und zu jeder Demütigung bereit war. Er hatte kein Lebenszeichen von sich gegeben. Er wollte einfach vor ihr stehen, und sie mußte, ohne daß er ein Wort sprach, sehen, daß er ganz gebrochen war.

Über all diese Zustände vermochte er sich kaum klare Rechenschaft zu geben. Das unglückliche Abenteuer mit Liddy erschien ihm fast als nebensächlich. Diese Passion hatte für ihn keine so tiefe Bedeutung gehabt. Es war vor einem Jahr im Mai gewesen. Liddy war von ihrem Winteraufenthalt aus Mentone gekommen und hatte eine merkwürdige Ausgelassenheit mitgebracht. Liddy war Mays Pensionsfreundin, gleichalterig,

aber von einem anderen Temperament. Da sie elternlos war und ihrem Vermögensverwalter und früheren Vormund keine besondere Rechenschaft schuldete, war sie seit ein paar Jahren durch stete Reisen, durch das fortwährende Hotelleben und die damit verbundenen wechselnden Bekannten zu einer Art von abenteuerlicher Existenz gekommen, abenteuerlich weniger im Sinne ihres äußerlichen Wandels als ihrer Herzensgeschichten und der Möglichkeiten, deren sie allmählich fähig geworden war. Sie besaß dazu die entzückende Aufrichtigkeit einer im Grunde doch unverdorbenen Natur.

May schien sich an ihrer Absonderlichkeit zu freuen und war jedenfalls weit entfernt, an eine Gefahr zu glauben. Es geschah dann auch wie durch einen Zufall. Robert hatte sich an Liddys unbändigem Wesen unwillkürlich erwärmt. Es traf sich, daß sie beide Pferdesport liebten und jeden Morgen im Englischen Garten ritten. In wenigen Tagen schon kam eine Art nervöser Vertraulichkeit über die beiden. Robert selbst fühlte sich wie in einem beginnenden Abenteuer seiner Junggesellenzeit. Er dachte May damit nicht weh zu tun, da sie ja nichts zu ahnen schien. Es war, als ob Mays Ahnungslosigkeit das Fieber zwischen den beiden wachsen machte. Robert sah heute noch ganz deutlich die Szene vor sich, die alles entschied. Sie waren auf dem Reitweg gegen den Aumeister galoppiert und plötzlich in eine Seitenallee abgebogen. Die Pferde waren etwas heiß geworden und schritten nun langsam aus. Da drehte Liddy plötzlich ihr schmales Gesicht herüber. Ihre Augen hatten einen seltsam matten Glanz... Wie Schleier dämpfte die Verwirrung ihren Blick, der im Feuer des Wunsches glühte. Robert lehnte sich zu ihr hinüber, umschlang mit dem rechten Arm ihren Hals, bog ihren Kopf zurück und küßte sie zum ersten Male in heißer Begier auf den Mund. Die Pferde waren stillgestanden, rieben die Köpfe aneinander. Es war ein Maimorgen, frisch und doch voll Sonne. Auf den Sträuchern blinkte der Tau wie Perlen.

Zwei Wochen später kam das Verhängnis. May reiste plötzlich ab. Ohne Erklärung, wozu sie schließlich das Recht hatte. Liddy verließ München und zog sich auf ihr Gut nach Westpreußen zurück. Weder ihr noch Robert war es einen Augenblick eingefallen, das Verhältnis fortzusetzen. Robert hatte auch nie den Eindruck gehabt, dieses Fehltrittes wegen May weniger geliebt zu haben. Vielleicht hätte May ein solches Vergehen mit einer beliebigen, unbedeutenden Frau noch eher verziehen. Daß aber der Betrug von ihrer besten Freundin kommen mußte, schien ihren Stolz unheilbar gekränkt zu haben.

Alles, was nachher folgte, war für Robert schmerzhaft und traurig: Unterredungen mit Rechtsanwälten, Ordnung der Vermögensverhältnisse. Er kam sich bei der ganzen Angelegenheit vor wie ein Junge, der etwas getan hat, was er nicht hätte tun sollen, und der schließlich auch bereit war, es zu bereuen. Aber May hatte das gar nicht abgewartet. Es schien nach außen, als ob sie ganz förmlich gehandelt hätte, ihr Stolz war so stark, daß sie nicht durch das geringste Anzeichen verriet, ob sie litt. Sie drückte einfach durch ihr Tun aus, daß es zu Ende sei. Was er noch von ihr erfuhr, war Abwehr, frostige Abneigung...

Robert fühlte sich nun seinerseits gekränkt. Der Zorn, der in ihm glühte, vermochte ihn für einige Zeit zu erwärmen. Er verfiel wieder in die Gewohnheiten seiner ledigen Jahre. Aber je mehr er den Wunsch nach ihr zu ersticken suchte, um so hoffnungsloser wurde sein Zustand.

Es war, als ob ein Drang nach ihr tief und unveränderlich in seinem Blute wohnte. Trotz der Federkraft seiner Natur gehörte er — er sah es immer deutlicher ein — zu den Männern, die einer Frau mit ganz bestimmten Zügen und bestimmtem Charakter verfallen sind. Sie mögen sich verirren, mögen ihr untreu werden, aber sie bedürfen dennoch dieser Frau als etwas Holden, Stetigen und auch Tröstenden in den Wirrsalen ihres irdischen Wandels.

Was Robert May jetzt am meisten vorwarf, war, daß es ihr an Güte gefehlt hatte. Sie hatte nicht so viel Herz gehabt, um den Mut zu finden zur Vergebung. Das schien Robert fast unverzeihlich zu sein. Aber er hätte vielleicht doch die Kraft gefunden, auf seinem Trotz zu verharren, wenn ihn nicht eines erschreckt hätte. Seit Monaten war sie frei. Wenn sie sich unterdessen mit irgendwem verbunden hatte? Er kannte zwar ihren Charakter so gut, um zu wissen, daß ihre Natur sich nicht leicht an eine andere band. Aber schließlich war sie jung, konnte es nicht dennoch möglich sein?

Der Gedanke hatte ihm in den letzten Wochen oft ein lähmendes Entsetzen in die Glieder gejagt. Er bekam darob nervöse Zustände, daß er starke Dosen Veronal nehmen mußte, um schlafen zu können. Er war vor zwei Monaten nach einem Aufenthalt in Santa Margherita nach Florenz, dann nach Rom gefahren. Aber sein Leben bekam immer weniger Sinn für ihn. Es war fast wie Notwehr, daß er jetzt zurückkam. Zugleich war es ihm ein schreckliches Gefühl, dieser Frau derart ausgeliefert zu sein. In Stunden der Ruhe fragte er sich zwar auch, ob er in seiner Phantasie nicht ein ganz anderes Bild geformt hatte. Konnte es nicht sein, daß er beim ersten Wiedersehen ernüchtert, enttäuscht war? Manchmal wollte ihm dies fast wie eine Rettung erscheinen. Dann aber kamen wieder die trüben Abende, Schlaflosigkeit, Wut und Empörung und Ärger über die Schwäche der Nerven, ein Zustand, der oft stundenlang dauerte, der ihn niederbeugte, bis er alles preisgegeben, sich vor ihr völlig gedemütigt hatte und

dann wie in einer seltsamen Erlösung in einen dumpfen, tiefen Schlaf verfiel. Aus dieser Qual war er nach Paris gefahren, starrte er jetzt in die warme Juninacht.

Auf der Straße unten geschah ein Auflauf. Geschrei und Rufe. Ein Gewimmel von Menschen. Eine Frauenstimme kreischte. Es war Robert, als ob jemand verhaftet würde. Aber er hatte jetzt wirklich keine Lust, sich unter diese Menschen zu mischen. Er schloß die Vorhänge und legte sich zu Bett.

Während er ins Dunkle starrte, kam er sich vor wie vor einer Gerichtssitzung, die über ihn verhandeln sollte. Wie in einer Vision sah er Mays Gesicht. Ihre Haare hingen ihr in leichten Wellen über die Schläfen. Wenn sie zornig war, bebten ihre Nasenflügel, ihr Mund zuckte, bis sie zuletzt ganz trostlos wie ein Kind weinte. Er hatte sie nie mehr geliebt als in jenen Augenblicken, da er dann zaghaft ihren blonden Kopf genommen und ganz leise auf sie eingeredet wie auf ein trotziges kleines Mädchen. Er dachte: ‚Vielleicht ist alles nur Wut und Trotz gewesen.' Aber brauchte man sich deswegen scheiden zu lassen? Vor zehn Jahren noch hätte eine junge Frau dieselbe Handlung vielleicht tragischer genommen und darum mehr Geduld gehabt. Aber diese nervösen Wesen unserer Zeit! Für sie hatte die Ehe an sich auch keinen größeren Wert als eine Form. Robert war selbst erstaunt, in welchem Grade er Moralist geworden war in seiner selbstsüchtigen Liebe. Er sah in diesen leichten, fast leichtfertigen Scheidungen einen Einfluß amerikanischer Sitten auf die europäische Gesellschaft. Aber das half ihm nicht weiter. Das Gefühl der spannungsvollen Unruhe ließ ihn nicht einschlafen. Aus dem Halbschlummer weckte ihn immer und immer wieder der Aufzug, der mit einem dumpfen Summen im Hotel auf- und niederfuhr.

⌘ ⌘ ⌘

Es war ein grauer, etwas gedämpfter Vorsommermorgen, als er von den Champs-Elysées herkommend den Pont des Invalides überschritt und sich nach der Richtung der Ecole militaire wandte, wo in einer der Straßen um das Marsfeld May ihr Atelier haben sollte. Jedenfalls hatte sein Rechtsanwalt diese Adresse erfahren.

Je mehr Robert jetzt der Entscheidung entgegenging, um so freier atmete er auf. Die Bewegung an sich tat ihm wohl. Er rechnete auch, May um diese ziemlich frühe Vormittagszeit zu Hause zu finden. Den Plan, ihr so plötzlich und ganz unvorbereitet gegenüberzustehen, hielt er für den allerbesten. Sie hatte so keine andere Möglichkeit, als seine Gegenwart wenigstens für ein paar Minuten zu ertragen. Ein Brief oder ein Telegramm am Vorabend hätte alles verderben können. Er hätte ihr Zeit zur Überlegung, zur Sammlung gelassen. Das wäre vielleicht gefährlich geworden.

Und doch fühlte er jetzt die Beklemmung wieder in jedem Atemzug, während er einen Kutscher, der mit seiner Mietdroschke am Boulevard de la Tour Faubourg vor einem kleinen Weinrestaurant stand, um den Weg fragte. Wie er dann die große Allee entlang schritt und endlich vor einem hohen Eisentor stand, sprang ihm die Erregung wie eine bebende Schwäche in die Knie. Er trat in den Hof, zu dessen beiden Seiten hohe Ateliergebäude mit großen Glasfenstern standen. Die Frau des Pförtners war eben daran, ihren Verschlag zu wischen. Durch das offene Fenster fragte er nach May. Er nannte sie bei ihrem Mädchennamen. Ja, sie wohnte hier, ob sie aber ausgegangen war, wußte die Pförtnerin nicht. Jedenfalls wies sie Robert den Weg. Er hatte erst durch einen halbdunkeln Durchgang zu gehen, dann eine schmale Wendeltreppe hinanzusteigen, die auf eine Veranda führte, auf die mehrere Türen mündeten. An der zweiten hatte er zu klopfen.

Er bekam jetzt einen merkwürdigen Zustand von dumpfem Brausen in den Ohren. Das Geräusch war so stark, daß ihn ein leichter Schwindel überfiel. Er mußte sich an die Wand lehnen und eine Weile warten. Jenseits der Veranda sah er in einen Hof, in dem große Fässer standen. Dieser Hof aber war von der Straße durch eine hohe Mauer getrennt. An einer Wand nebenan klebten große Plakate.

Aber Robert drehte sich jetzt um und klopfte leise. Ohne es zu wollen, hielt er den Atem an. Es antwortete niemand. Er wurde sehr niedergeschlagen. Sie war wohl ausgegangen, hatte einen Ausflug aufs Land gemacht. Er betrachtete den Himmel. Das Wetter hatte sich etwas aufgehellt. Daß sie nicht da war, erschien ihm fast natürlich. Eine Frau, mit der man sich während eines Jahres mit den schmerzlichsten Gedanken beschäftigte, konnte nicht beim ersten Anklopfen einfach dasein. Und doch stand er jetzt wie gelähmt. Er konnte sich kaum vorstellen, wie er die kommenden Stunden, den ganzen Tag verbringen müßte. Er verfiel in eine furchtbare Niedergeschlagenheit.

Da starrte er plötzlich erschreckt seitwärts. Die Türe war aufgegangen. Die Gestalt einer Frau schien darin zu stehn. Innen aber war es fast dunkel. Er zog den Hut, ohne deutlich zu wissen, vor wem er stand. Da sagte aber eine Stimme, die ihm seltsam fremd und doch wieder nahe in der Erinnerung war: „Wollen Sie bitte eintreten ..."

„Wenn ich nicht störe," hörte er sich sagen, und es war ihm, als ob ein ganz anderer diese Worte gesprochen hätte.

Er trat in einen dunkeln Vorraum, streifte mit dem Arm eine dichte, teppichartige Gardine, sah, wie jemand vor ihm eine andere Gardine zurückschlug. Ein dunkelblonder Frauenkopf trat ins Licht. Robert stand plötzlich im Atelier. Vor ihm war May, etwas blaß und mit großen Augen. Sie

hielt ein Modellierholz in der Hand, trug eine langabfallende weiße Bildhauerbluse und starrte nach einem jungen Menschen, der vorn unter dem großen Glasfenster auf einem Tritt saß und dessen Kopf sie offenbar modellierte.

„Entschuldige, wenn ich dich störe," stammelte Robert leise.

May streifte ihn mit einem raschen Blick. „Du störst mich durchaus nicht, wenn du nur gestattest, daß ich noch einen Augenblick weiter arbeite," erwiderte sie. Sie wies ihm einen Sessel an, der seitwärts neben einer Ottomane stand. Robert setzte sich gehorsam und hielt immer noch seinen Hut in der Hand. Er mußte den Kopf ein wenig drehn, um zu ihr hinübersehn zu können, und sein Blick folgte ihren schmalen Händen, die ruhig, und als ob nicht der leiseste Schatten aus ihrem früheren Leben in diesen Raum gefallen wäre, den Ton auffetzten und glätteten.

Und doch war jetzt plötzlich eine recht spannungsvolle Stille im Raum. Robert betrachtete Mays Gesicht, das ihm reifer, bewußter erschien, als er es je gesehen hatte. Das Kindliche, Unbefangene, das früher ihr Reiz gewesen war, schien von ihr gewichen. Wie eine Kämpferin stand sie da, während ihr Auge den ruhigen und zugleich sichern Ausdruck jener Menschen bekommen hatte, die gewohnt sind zu beobachten.

Neben ihr auf dem Tritt saß der junge Mensch von vielleicht siebzehn Jahren unbeweglich und mit etwas trägem Gesicht. Er zeigte einen durchaus zufriedenen Ausdruck, war augenscheinlich gewohnt, stundenlang derart still zu sitzen, ohne sich dabei auch nur den leisesten Gedanken zu machen. Das Atelier war geräumig und mit alten Möbeln ausgestattet, die May wohl da und dort bei Altertumshändlern erstanden hatte und die den Raum wohnlich machten. Robert gewahrte jetzt auch, daß sich über der Eingangstür eine Art von Überbau befand, der offenbar ein Schlafzimmer darstellte und der oben durch ein Holzgeländer und eine schmale Sammetgardine gegen das Atelier abgeschlossen war. Da der Raum unter diesem Zimmer gleichfalls mit Orientteppichen verhangen war, geschah es, daß Robert sich beim Eintritt in völliger Finsternis befand. Das einzige, was nicht zum Ganzen paßte, war ein Piano, das mit seiner schwarzen Politur das morsche müde Braun der Möbel wie etwas Grelles übertönte.

Aber May sprach kein Wort. Als Robert ein paar Minuten so gesessen hatte, wurde ihm beklommen. Und doch fühlte er sich glücklich, daß er still hier sitzen durfte, bei dieser etwas blassen, blonden Frau, die ein Jahr lang die Qual seiner Gedanken gewesen war. Als wieder ein paar Minuten vergangen waren, stieg ihm die Aufregung wie ein Schmerz in den Hals. Er wollte reden, und doch war irgendeine Hemmung in ihm, die ihn zuletzt wieder abhielt.

„Könntest du nicht den Jungen wegschicken?" fragte er endlich. „Ich hätte mit dir zu reden." Er ärgerte sich, wie gequält und verlegen seine Stimme klang.

„Er versteht kein Wort deutsch," antwortete May gelassen, „du kannst alles sagen, was dir beliebt."

„Aber wenn er mich durch seine Gegenwart stört," hob Robert erregt an. May wandte nur während einer Sekunde den Kopf. Es war, als ob sie diesen Ton aus der Vergangenheit noch im Ohr gehabt hätte.

„Reg' dich bitte nicht auf!" bat sie ruhig. „Wenn es durchaus dein Wunsch ist, dann kann er ja gehn."

Als sie allein waren, nahm May ein nasses Tuch, legte es um die begonnene Arbeit und setzte sich dann Robert gegenüber in einen Stuhl, der neben dem Klavier stand. „Nun?" fragte sie aufmerksam und etwas frostig.

„Ich bin seit gestern abend in Paris," sagte Robert und schwieg. Er kam sich ganz vernagelt vor und wußte wirklich nicht, was er jetzt äußern sollte. Er hatte sich dieses Wiedersehn auch anders vorgestellt. Vielleicht mit mehr Aufregung und Widerstand. Jedenfalls nicht so gelassen, so hoffnungslos kühl.

„Es ist ja nett von dir, daß du mich besuchst," antwortete May und neigte den Kopf etwas auf die Seite. Es hatte wie Spott geklungen.

Er ärgerte sich, biß sich auf die Zähne und sagte: „Schließlich ist es auch ganz natürlich, denn wir haben doch schon in einer Beziehung gestanden, die eine gewisse Spur in der Erinnerung zurücklassen kann ..."

„Ach ja," May machte eine abwehrende Handbewegung, „aber das ist doch schon lange her."

„Findest du?" fragte er etwas gereizt.

„Mir ist wirklich, ich sei schon vor Jahren von München weggefahren," antwortete sie nachdenklich. „Ich hege auch keinen Groll in mir, denn mein Leben war seither so ausgefüllt, daß ich dem Schicksal für dieses Neue nur dankbar sein kann. Und dir war mit dem allen auch ein großer Dienst geleistet." Sie sprach gütig und in voller Freundschaft.

„Wie meinst du das mit dem großen Dienst?" fragte er aufmerksam.

„Du hattest doch deine Freiheit wieder, denn eigentlich warst du kein Mensch, der für die Ehe taugte. Du hättest das schon viel früher einsehn sollen."

Er starrte hinauf nach der großen Glasscheibe, auf die die Vormittagssonne mit flimmerndem Lichte fiel. Er fühlte einen unsäglichen Schmerz im ganzen Körper. Er hätte stöhnen, sich wehren wollen, aber wie etwas Eisiges und Schmerzhaftes legte sein Stolz eine kühle Hülle um ihn. Ein Würgen kam ihm in den Hals, und doch sagte er jetzt fast spöttisch und mit einem verzweifelten Lächeln: „Glaubst du, daß die Freiheit in jedem Fall etwas Erstrebenswertes ist?"

„Für Männer deiner Art schon."

„Könnte es nicht sein," fragte er bebend, „daß du eine ganz einfache Verirrung für einen Charakterzug genommen hättest?"

Sie schüttelte den Kopf. „Du mußtest es mir schon zugestehen, daß ich für alles, was geschehen war, meine eigene Erklärung zurechtlegte. Jedenfalls diejenige, die ich für mein Glück nötig glaubte ..."

Er sah ihr fast feindselig in die Augen. „Was deine Entschlüsse wohl am meisten kennzeichnet, ist die Schnelligkeit, mit der sie gefaßt werden."

Sie lächelte. „Es ist seltsam, daß du mir für eine Wohltat, die ich dir getan habe, grollen willst. Ich habe einfach Platz gemacht. Und das konnte dir in jenem Augenblick das einzig Wünschenswerte sein."

„Die Folge hat aber doch bewiesen, daß du in dieser Annahme unrecht hattest," grollte er.

„Ich bin darüber nicht unterrichtet," antwortete May abwehrend.

„Du bist häßlich und grausam," brauste er auf.

„Bitte, mäßige dich!" Eine plötzliche Blässe war über ihr Gesicht geglitten. Sie starrte vor sich hin. Ihre Hände bewegten sich nervös. Sie empfand, wie es schien, ein schmerzliches Unbehagen und nur den Wunsch, das Gespräch zu beendigen.

„Entschuldige meine Heftigkeit," sagte er matt, „du siehst, daß ich mich immer noch nicht beherrschen kann. Aber ich erkläre dir jetzt und ich wünsche, daß du in keinem Sinne an meinem Worte zweifelst, daß sie einen Tag nach dir abgereist ist ..."

„Warum erzählst du mir alles?" sagte May müde und verzweifelt. „Das hilft und ändert doch nichts mehr. Warum wollen wir uns jetzt quälen? Wir haben doch beide den Wunsch, zur Ruhe zu kommen. All dies aus der Vergangenheit kann uns doch nur stören und weh tun ..."

„Allerdings," gab er mit niedergeschlagenem Gesichte zu. Er wußte nicht, ob er aufstehn und weggehen sollte. Eine tiefe, brennende Trostlosigkeit durchbebte ihn. Es war ihm, als ob er von Augenblick zu Augenblick alle Kraft von dieser Abwehr verlöre. Er fühlte keinen Stolz, keinen Ehrgeiz mehr in sich, sondern nur Müdigkeit. War es nicht besser, wenn er sich fügte? Er konnte sie doch nicht zwingen, ein Gefühl für ihn zu fassen. Hatte er denn ein Recht, sie in ihrem neuen Leben, das sie sich geschaffen, zu stören? Sie empfand ihn wie einen Eindringling, sie hatte keinen Sinn, kein Gefühl mehr für seine Qual. War es unter diesen Umständen nicht taktlos, sie mit seinen Schmerzen zu behelligen? Und doch war ihm, als ob er nicht die Kraft zu diesem Verzicht hätte, als ob er völlig von ihr getrennt noch entsetzlicher leiden müßte.

Er sagte still, ergeben, fast bittend: „Du mußt mich auch etwas zu verstehen suchen!"

Sie antwortete nicht. Er begann von seinen Reisen zu erzählen. Es war, als ob er plötzlich einen unsäglichen Drang hätte, ihr über alles, was er seither erlebt und getan hatte, Rechenschaft zu geben. Sie hörte ihm aufmerksam zu. Das beglückte ihn. Er hatte jetzt weniger den Eindruck, sie zu peinigen.

Da fragte sie plötzlich: „Wann fährst du wieder weg?"

Er blickte sie erschreckt und etwas starr an. Er dachte: ‚Sie betrachtet mich doch wie einen ganz Fremden.' Er sagte: „Ich weiß es nicht, ich werde vielleicht ein paar Wochen hier bleiben, Paris ist doch sehr schön um diese Zeit."

Sie blickte nachdenklich an ihm vorbei an die Wand. Er wußte nicht, ob er diese Stille zu seinem Wohl oder Wehe deuten sollte.

„Bin ich dir lästig?" Seine Frage klang so zaghaft, daß sie sich verwunderte. Er erfaßte ihren Gedanken und sagte: „Du siehst, daß ich nicht als ein Held vor dir stehe, sondern ohne alle Ansprüche!"

„Deine Gegenwart ist vielleicht gerade darum gefährlicher." Sie lächelte etwas trüb.

Er sagte: „Ich wünschte mir nichts anderes mehr, als dir noch gefährlich werden zu können." Er sah an ihr vorbei, als schämte er sich, ihr in diesem Augenblick eine Liebeserklärung zu machen.

Sie war aufgestanden. Er empfand, daß er sich jetzt verabschieden mußte. Sie sagte: „Ich danke dir für deinen Besuch und ich wünsche dir für die Zukunft viel Gutes." Es war wie ein einfacher, kameradschaftlicher Glückwunsch.

Er wollte jetzt reden, wollte etwas sehr Kühles und Höfliches sagen, wie es seinem Stolz und seiner ganzen Natur in diesem Augenblick entsprochen hätte, aber vermochte es nicht. Und plötzlich begann er leise, und er war noch verlegener, als er hörte, wie stockend und scheu und vergrämt jedes Wort klang: „Ich habe sehr gelitten ..."

Sie hatte ihren Blick abgewandt. Das schien ihm Mut zu geben. Denn er bat jetzt ganz demütig: „Du darfst nicht hart zu mir sein."

Da sah sie ihn an. „Aber ich kann nicht mehr!" stöhnte sie gequält, fast entgeistert.

„Dann ist allerdings alles verloren." äußerte er matt. „Aber ich meine, wenn du mich je so geliebt hättest, wie ich dir trotz allem immer nahe war, könnte es nicht verloren sein." Er dachte zugleich: ‚Ich müßte ihr Zeit lassen, ich habe sie überrascht, sie war unvorbereitet. Sie muß sich erst wieder an diese Gedanken gewöhnen. Sie hat ein Jahr lang darum gekämpft, mich aus den Bildern ihrer Vorstellung zu entfernen, sie kann mich nicht plötzlich in ein paar Augenblicken wieder in ihr zum Leben wecken.'

May reichte ihm die Hand. Sie sprach nicht. Aber sie lächelte dazu verlegen und etwas verwirrt. Es war ihm wie eine Hoffnung.

Als er unten auf der Straße stand, wurde ihm wieder schwer zumute. Er wußte jetzt, daß sie ein ganz anderes Wesen geworden war. Und ihm war, als ob sein ganzes Leben scheitern müßte, wenn er ihre Verwandlung nicht vollbrächte. War dies alles nicht wunderlich, abenteuerlich? Kindlich und kaum erklärbar?

In diesem schmerzlichen Erstaunen schritt er die Avenue de Breteuil hinunter, und sein Blick ruhte etwas bang und verloren auf der Kuppel der Invalidenkirche, die grau und majestätisch in der violett gedämpften Luft des Mittags stand.

⌘ ⌘ ⌘

Robert verlebte ein paar Tage in dumpfer Niedergeschlagenheit. Er wartete auf ein Zeichen von May. Aber dieses Zeichen blieb aus. All der Glanz der Stadt in den warmen Frühlingstagen vermochte ihn nicht aufzurichten. Er wagte kaum, aus dem Hotel zu gehen, aus Furcht, eine Nachricht von ihr zu verfehlen. In einer unruhigen, gramvollen Bangigkeit fragte er zu allen Stunden des Tags und Abends nach Briefen, Telegrammen. Er fühlte sich krank, haltlos.

In den stillen Vormittagsstunden saß er, eine Zeitung auf den Knien, auf der Terrasse der Tuilerien, sah traurig über die Concorde und hinein in den grünen Wald der Champs-Elysées. Die vielen Wagen und Automobile, die gegen Mittag nach dem Bois fuhren, rollten in unablässigem Zuge vor seinem Auge vorbei, ohne daß ihn die Lust ankam, aufzustehen, einem Fahrer zu winken und selbst irgendwohin zu fahren, wo es schön sein konnte, wo er eine Beruhigung für seine Nerven hätte finden mögen. Für eine der allerliebsten Komödien des Boulevardtheaters hatte er keine Lust, die bunte Menge der Rennplätze sagte ihm nicht zu. Ganz schrecklich waren die Abende. Er hätte es für das Unwahrscheinlichste dieser Welt gehalten, daß sich jemand in der Stadt des Lichtes und der Frauen langweilen könnte. Aber Robert langweilte sich jetzt entsetzlich. Alles, was ihn früher seltsam gereizt hatte, stieß ihn jetzt ab, erschien ihm dumm, grau. Er empfand nur ein unheimliches, quälendes Fieber im Gehirn, das ihn unablässig in Atem hielt und das ihm beklemmendes Herzklopfen verursachte, wenn er wieder vor dem Pförtner stand und seinen Zimmerschlüssel verlangte und man ihm Zeitungen, Briefe einhändigte, die alle für ihn völlig bedeutungslos waren, weil immer diese merkwürdig große und mit einer breiten Feder geschriebene Handschrift fehlte, die er vor allen anderen erwartete.

Zugleich begann eine furchtbare Eifersucht in ihm zu nagen. Es schien ihm plötzlich gewiß zu sein, daß May einen Geliebten hätte oder sich jedenfalls mit irgendeinem Menschen so verbunden fühlte, daß eine Rückkehr zu ihm unmöglich schien. Er kam zuerst auf den Gedanken, sich an ein Detektivbureau zu wenden, aber es widerstrebte ihm, irgendein Fremdes in die Verwirrungen seines Herzens einzuweihen. Er dachte auch daran, die Hausmeisterin zu befragen, aber er hielt diesen Plan nicht für möglich, da er aus Erfahrung die Geschwätzigkeit solcher Weiber kannte. Er hätte sich überhaupt peinlich geschämt, hinter Mays Rücken gleichsam etwas gegen sie zu unternehmen. Es blieb ihm nichts übrig, als daß er selbst stundenlang in einem Automobil versteckt vor ihrem Hause jenseits der Allee saß, unzählige Menschen aus dem Gittertor aus- und eingehen sah, ohne aber May zu entdecken.

Am ersten Tag sah er sie überhaupt nicht. Am zweiten verließ sie das Atelier gegen elf Uhr vormittags. Am Abend schritt er im Halbdunkel von neun Uhr bis spät nach Mitternacht in der Allee auf und ab. Er sah sie nicht. Wagen kamen angefahren. Schatten verschwanden im Hof. Er sah bald ein, daß er nichts erreichte, daß er ihr, ohne irgendeine Sicherheit zu haben, vielleicht Abenteuer andichtete, während sie ein ganz stilles Dasein führte.

Aber er hatte jetzt wenigstens eine Beschäftigung, die seine Abendstunden ausfüllte, und wie ein seltsamer Wächter hielt er in den schwülen Juninächten unter den Kastanienbäumen Ausschau, während ringsum Liebespaare schwärmten, aus einem Nachbarhause das Gebet aus „Toska" von einer hohen, etwas schrillen Stimme herüberklang und auf einer Bank nebenan ein paar junge Burschen unermüdlich auf zwei Mandolinen den eintönigen monotonen Singsang spanischer Tangos spielten.

Robert kam aber durch all dies bange, nerventötende Warten in einen solchen Zustand von Nervenschwäche, daß er sich entscheiden mußte, entweder das letzte zu versuchen oder abzureisen. Er schrieb ihr und bat um eine letzte Unterredung. Sie antwortete schon auf den folgenden Tag und lud ihn zum Tee ein.

Diese paar Worte, die weiter kein Gefühl verrieten, versetzten ihn in einen völlig verzückten Taumel. Wie bescheiden er geworden war. Er dachte jetzt längst nicht mehr an eine rasche und glückliche Lösung. In einer scherzhaften Demut wollte er alles auf sich nehmen, was sie von ihm forderte, wenn sie ihm nur ihre Gegenwart nicht verschloß.

Er war jetzt plötzlich zu einem ganz zaghaften, empfindsamen Liebhaber geworden. Nie, auch in der Zeit der allerersten Leidenschaft für May hatte er nicht so qualvoll und atemlos gebangt. Jetzt kam er sich vor wie ein Büßer, der hoffnungsvoll und verzweifelt einer ungeahnten Gnade entgegenharrt. Er schlief diese Nacht kaum. Erst gegen Morgen, als die Boulevards schon wieder lebendig wurden, kam er etwas zur Ruhe und erwachte gegen Mittag mit einem müden, geräderten Körper.

Gegen vier Uhr trat er bei ihr ein. May kam selbst, um ihm die Türe zu öffnen, und führte ihn durch den halbdunklen Flur. Als sie ins Licht traten, blickte sie ihn forschend an, als ob sie irgend etwas Seltsames in seinem Gesichte gewahrte. Sie sagte: „Du siehst nicht gut aus!"

Er zuckte mit den Achseln. Sie schien am Klavier gesessen zu haben. Da lagen die aufgeschlagenen Noten einer Rhapsodie von Brahms.

Er fühlte sich wirklich nicht ganz wohl. Er sah das Atelier, darin May, die ein dunkelblaues seidenes Sommerkleid trug, das ihr blondes Haar in einem noch milderen Glanze leuchten ließ, er sah das alles wie durch merkwürdige Schleier. Sein Blut sang ihm eine dumpfe, summende Melodie im Ohr, aber er fühlte sich doch glücklich, dasein zu dürfen. Mit einer seltsamen Gier nahm sein Blick alles auf, als ob er Vorrat sammeln müßte für die Erinnerung, Vorrat für vielleicht lange Zeit.

Sie hatte ihm wieder denselben Stuhl angewiesen wie das erstemal, und sie saß ihm wieder im selben Stuhle gegenüber. Und auch jetzt konnte er fast nicht reden. Aber es schien ihm, als ob es jetzt weniger nötig sei, als ob ihre Augen in seinem Gesicht etwas fänden, was viel klarer und schmerzlicher war, als alle Worte, die er sprechen konnte.

Er hatte auch den Wunsch, ihr etwas sehr Mildes und Zärtliches zu sagen. Nicht von Groll und Eifersucht, trotzdem er von diesen Qualen todmüde und krank war. „Du arbeitest?" fragte er.

„Ja," sagte sie, und erzählte, daß sie jetzt die Schule eines bekannten Bildhauers besuche. Sie sprach ernst und mit ehrlichem, tapferem Verständnis für die Kunst. Es tat ihm wohl, sie so reden zu hören. Es war, als ob sein Argwohn darob allmählich entwiche. Er konnte sich jetzt kaum mehr denken, daß sie augenblicklich eine andere Leidenschaft hätte als die der Kunst.

„Ich verstehe," äußerte er bescheiden ... „du hast jetzt ein herrliches Leben."

„Ach Gott," antwortete sie. „Man muß immer versuchen zu arbeiten. Das gibt auch eine Unabhängigkeit für die Gefühle."

„Du meinst einen Schutz?" fragte er.

„Natürlich," sagte sie. „Wohin käme man denn sonst!"

„Hast du wirklich den Glauben, jetzt eines Schutzes zu bedürfen?" Er lächelte etwas bitter.

„Ja," sagte sie fest und bestimmt.

„Du bist eine tapfere Kämpferin!" gestand er ihr zu.

„Muß ich denn das nicht sein?" fragte sie erstaunt.

„Ich weiß es nicht," sagte er und lächelte trüb. „Glaubst du nicht, daß du dir viel Kampf erspartest, wenn du etwas Vertrauen hättest?"

Sie machte eine ungeduldige Bewegung. Er zuckte zusammen. Ihre Nervosität kränkte ihn. Sie sagte: „Ich erwarte noch Freunde. Was hast du mir zu sagen?"

Er blickte sie entgeistert an. Es schien ihm unmöglich, daß sie diese Stunde nicht ihm allein geben wollte. Er biß sich auf die Zähne. „Wie gefühllos du geworden bist!" jammerte er. Das Blut klopfte ihm in dumpfem, beklommenem Takte im Halse, das grelle Licht des Ateliers wogte in flimmernden Wolken vor seinen Augen, ein unsäglich schmerzhaftes Feuer brannte ihm in der Brust, in allen Nerven, schien bei jedem Atemzug aufzuflammen und wieder zusammenzusinken. Er wußte nicht, wie ihm geschah, aber er ging jetzt auf sie zu, hob die Arme langsam, als ob er sie umklammern, an sich reißen wollte, und zugleich war ihm jeder Schritt eine Marter, die seinen ohnmächtigen Stolz wie eine letzte, furchtbare Demütigung folterte. Es war ihm, als ob er sie in diesem Augenblick verabscheute, als ob sein ganzer Körper sich vor der Berührung entsetzte, und doch näherte er sich, in den Augen das unheimliche Glänzen eines geschlagenen, zerknirschten Kämpfers, der wider Willen und dennoch aus einer schicksalsvollen Not zu Kreuze kriecht.

May war zurückgewichen, griff mit den Händen nach rückwärts, als ob sie eine Stütze suchen, sich flüchten wollte. Ihre Pupillen waren groß, das ganze Gesicht gestrafft, der Kopf nach hinten gebogen, als müßte sie um jeden Preis entrinnen. „Ich will nicht.... ich will nicht!" stöhnte sie.

Aber er hatte mit beiden Händen ihr Gesicht erfaßt und küßte sie wie ein Verzweifelter auf ihre in der Abwehr zusammengepreßten Lippen ... Dann ließ er sie plötzlich los und ging müde und gebeugt zu seinem Stuhl zurück.

Sie war unter das im Mittagslicht wie eine Sonne flimmernde große Atelierfenster getreten und lehnte sich an einen schmalen Tisch, der an der Mauer entlang ging. Sie schien noch unter der Erregung zu beben. Und doch war sie jetzt geknickt, als wollte sie sich zusammenkauern, verkriechen vor etwas, das sie ängstigte, bedrohte.

Sein Blick folgte ihr, hing in zerknirschter Demut an den Umrissen ihres Körpers, glitt wieder ins Leere. Er flehte: „Sprich ein Wort, nur ein einziges ..."

Sie schüttelte mit einer starken, ruckweisen Bewegung ihren dunkelblonden Kopf. Es lag in dieser Gebärde eine solche Kraft der Abwehr, des Sichsträubens, daß er ganz ratlos wurde. „Sei gut zu mir! Hab' nur ein wenig Güte!" Er hatte sich vorgebeugt, als wollte er ihr entgegenkommen, um ihr das Wort zu erleichtern.

„Was hilft dir Güte?" jammerte sie. „Ich habe monatelang gekämpft, um von dir loszukommen. Ich kann nicht jetzt wieder alles aufs Spiel setzen."

„Bist du denn jetzt glücklich?" fragte er verwurfsvoll, fast hart.

„Warum sollte ich nicht glücklich sein?“ entgegnete sie trotzig.

„Nein, du bist es nicht,“ behauptete er kühn. „Ist das ein Leben für dich, in diesem Glashaus zu wohnen, wo man vor Hitze krank und vor Licht blind wird? Mit wem lebst du, verkehrst du? Mit Malern, Künstlern, Bohémiens, ist das eine Gesellschaft für dich ...“

„O, ich bitte,“ entgegnete sie spöttisch, „jedenfalls so langweilig wie eure gute Gesellschaft sind diese Menschen nicht.“

„Das ist allerdings ein Vorzug,“ erwiderte er bitter. „Es ist mir aber jedenfalls ganz neu zu wissen, daß du dich mit mir gelangweilt hast ...“

„Das hab' ich auch nicht behauptet ...“

„Was dich jetzt berückt,“ begann er erregter, „ist eine gewisse Art von scheinbarer Freiheit, in der du dich befindest. Aber das ist doch kein Zustand, der dauern wird. Und dazu hast du doch Verpflichtungen dir selbst gegenüber.“

„Wieso mir selbst gegenüber?“

Er zuckte mit den Achseln. „Du kannst dir doch nicht einen Geliebten nehmen, wie es in diesen Kreisen Sitte ist ...“

May lächelte. „Ach so? Du scheinst eine sonderbare, durchaus bürgerliche Anschauung von unserer Welt zu haben. Ich wußte gar nicht, daß wir hier eine besondere Art von Moral haben. Du mußtest kommen, um es mir mitzuteilen.“

„Du bist eben naiv,“ spöttelte er, „du merkst wahrscheinlich nicht, was um dich vorgeht.“

„Das kann sein,“ sagte sie lächelnd. „Wenn ich's nicht merke, kann es mir auch kaum schaden.“

„Dir nicht, aber deinem Rufe!“

„Lieber Freund,“ sagte sie gelassen, „ich habe dich bisher für einen frei und groß denkenden Menschen gehalten, trotz deiner Fehler — ich bemerke aber jetzt, daß ich mich auch darin getäuscht habe.“

„Du bringst mich zum Wahnsinn,“ stöhnte er.

„Das ist gar nicht meine Absicht,“ beteuerte sie, „ich verlange gar nicht, daß du für meinen Beruf und für meine Zukunft besorgt bist ...“

„Aber liebes Kind, du bist doch während vier Jahren meine Frau gewesen, so etwas geht doch nicht spurlos vorüber! Kannst du es mir verdenken, daß ich heute noch die allergrößte Teilnahme für dein Dasein habe?“

„Wenn es nur Teilnahme wäre, würde ich mich gewiß darüber freuen, aber du willst herrschen, willst in mein Leben hineinregieren, trotzdem du kein Recht mehr hast ...“

„Ich will doch nur, daß du glücklich wirst,“ äußerte er still, ergeben ... „Bist du denn während unserer Ehe so unglücklich gewesen?“

May hatte sich auf den Klavierstuhl gesetzt und sah auf ihre blassen Hände, die in ihrem Schoß lagen. „Durchaus nicht, aber du bist dennoch nicht ein Mann, um eine Frau auf die Dauer glücklich zu machen ...“

„Wie willst du das beweisen?“ brauste er auf.

„Beruhige dich,“ bat sie, „du hast es doch bewiesen.“

„Liebe May,“ sagte er nachdenklich, „wenn jede Frau einen solchen Fehltritt für einen unheilbaren Charakterzug ihres Gemahls ansehen würde und sich daraufhin scheiden ließe, dann würden allerdings sehr viele Ehen gelöst werden.“ Sein Mund hatte einen überlegenen, fast spöttischen Zug angenommen. Er schien überzeugt zu sein, daß er in jedem Falle im Recht war.

„Das kommt auf die Frau an,“ äußerte May ernst. „Es mag Frauen geben, denen es leicht ist, nachsichtig zu sein, vielleicht weil sie selbst Nachsicht nötig haben. Ich habe das nie beansprucht, vermag aber auch in diesem Sinne keine Nachsicht zu üben ..“ Ihre Worte klangen knapp, fast hart.

Robert sann. „Wenn du etwas mehr Lebenserfahrung hättest, würdest du milder urteilen ...“

„Das ist nicht eine Frage der Erfahrung, sondern des Bluts,“ erwiderte sie rasch.

Er lächelte. „Wie klug du bist, und dennoch sprichst du wie ein kleines Mädchen, das die Lebenszustände noch in schöne große Fächer eingeteilt sieht und alles einfach ablehnt, was nicht in diese Fächer hineinpaßt.“

„Du mißverstehst mich,“ entgegnete sie, „ich kenne das Leben schon ziemlich genau, ich weiß aber auch, was ich zu meiner Ruhe und zu meinem Glück nötig habe. Nur das interessiert mich, das andere nicht. In diesem Sinne äußerte ich, daß ich keine Fehltritte begehe, daß ich aber auch nicht verzeihe, wenn sie von anderen begangen werden. Das ist mein Standpunkt. Kein Mensch kann sagen, daß er ungerecht sei.“

Er blickte etwas müd und schwermütig vor sich hin. „Ungerecht ist er vielleicht nicht, aber dennoch eine starre, leblose Formel!“

„Kann ich etwas dafür, daß mein Charakter so beschaffen ist? Ich will glücklich sein, und auf meine Art glücklich sein, das ist alles. Ich verlange auch von keinem Menschen, daß er mein Glück teilt.“ Sie sah ihm kühl, fast feindselig ins Gesicht. In ihre Wangen war eine leise Röte gestiegen.

„Du bist wunderhübsch, wenn du so sprichst,“ sagte er ernst, versonnen.

„Du brauchst mir keine Komplimente zu machen.“

„Sei nicht so grausam,“ bettelte er, „jeder Mann hat das Recht, eine Frau schön zu finden. Das ist einfach eine innere Nötigung, sozusagen ein Reiz auf die ästhetischen Nerven. Warum soll ich nun dieses allgemein zugestandene Recht nicht ausüben dürfen?“ Seine Augen glänzten heiter, schalkhaft.

„Du machst dich lustig über mich,“ sagte

sie gelassen, „und ich habe das Recht, dir das zu verbieten."

Er war aufgestanden. Er schritt jetzt im Atelier auf und ab. Er redete, versuchte zu überzeugen. Aber er hatte selbst den Eindruck, daß seine Worte ganz wirkungslos verklangen. Er kam sich vor wie vor einem widerspenstigen, feindseligen Publikum, das nicht zu fassen, nicht zu rühren war. Er hatte nur den Eindruck, daß Mays Augen, während er so hin- und herging, aufmerksam seiner Gestalt folgten, ihn prüfend betrachteten.

Schließlich blieb er an dem schmalen Tisch stehen, wollte nach dem Himmel sehen. Aber die Sonne fiel ihm wie von dem Glasdach ein weißes, glühendes Phantom in die Augen. In einem leisen Schmerz schloß er die Lider.

Er empfand eine seltsame, beklemmende, von Blumenduft getränkte Schwüle im Gemach. Da standen Rosen. In einer großen korinthischen Vase ganze Büschel von hellfarbenen Nelken, die dufteten wie ein künstliches, erregendes Parfüm.

Er sagte: „Wie kann man in einer solchen Luft leben?"

„Was meinst du?" fragte sie teilnahmvoller, friedlicher.

Er drehte sich herum: „Ich finde, daß es hier zum Ersticken ist ... Zum Ersticken," wiederholte er.

„Du täuschest dich, du bist etwas krankhaft überreizt, deshalb ertragen deine Nerven diese Luft nicht ..." erklärte sie ruhig.

„Es ist hier wie in einem Treibhaus," wiederholte er, und plötzlich sagte er ganz zusammenhanglos: „Ja, willst du dich denn wieder verheiraten?" Er sah an ihr vorbei nach dem dunkeln Gobelin, der über dem Eingang hing und hielt den Atem an. So beklommen erwartete er ihre Antwort.

Sie äußerte ohne Nachdruck: „Vielleicht."

Er war fahl geworden. Als er den Blick senkte, begegnete er dem ihren. Sie war durchaus nicht verwirrt. Er fühlte mit Entsetzen, wie viel stärker sie jetzt war als er.

Sein Gesicht zog sich wie in einem Krampf zusammen. Da hörte er sie sagen: „Ich werde Paris vielleicht sehr bald verlassen."

Es war ihm, als ob ihm ihr Bild in eine immer hoffnungslosere Ferne rückte. Er hörte dumpfe Tritte. Er dachte: ‚Es kommt jemand.' Er erinnerte sich zugleich, daß hinter ihm auf dem schmalen Tisch Teetassen bereit standen. Die Schritte verklangen wieder. Man hörte nebenan eine Tür gehen.

Er sagte: „In diesem Haus hört sich alles sehr leicht."

„Ja," antwortete sie.

„Willst du reisen?" fragte er. Sie starrte ihn an. „Ich meine, wenn du von hier weggehst?" fuhr er fort.

„Nein, ich fahre den Sommer mit Freunden ans Meer ..."

„Mit Freunden ..." Er lachte bitter. Sofort fühlte er, daß er taktlos gewesen war, und schwieg.

„Nun?" fragte sie verwundert. „Verzeih," bat er. Jetzt aber klopfte man draußen an die Türe. May schlug den Vorhang nach dem Eingang zurück und ging, um zu öffnen. Sie kam mit einem Rohrpostbrief zurück. Während sie las, wurde ihm so heiß, als ob ihm alles Blut im Gesicht stünde.

Da sagte sie: „Unser Programm ist geändert, ich bin mit meinen Freunden von Madame K." — sie nannte einen russischen Namen — „zum Tee eingeladen."

„Dann will ich mich empfehlen ..." sagte er höflich und kühl. Da wandte sie den Kopf: „Willst du mitkommen?"

„Ja, wenn ich nicht störe," seine Stimme zitterte leise. Ein seltsames Gefühl der Erleichterung, des Wohlseins durchströmte ihn. Es war, als ob über diesem einfachen, bedeutungslosen Wort die Atmosphäre zwischen ihnen eine andere geworden sei. Es kam ihm vor, als könnte er doch wieder Hoffnung haben. ‚Hoffnung,' überlegte er. Er wurde fast weich und gerührt.

Als sie unten waren, mußten sie ein paar Schritte gehen, ehe sie ein Automobil erreichten. Es war bald fünf. Der Abend erschien ihm jetzt trotz der Hitze heiter und wundersam schön. Wie ein gelbes Feuer stand die Sonne zwischen den Kastanienbäumen der Allee. Er wußte kaum, wie ihm geschah, aber auf einmal stand er still und fragte mit trübem Lächeln: „Weißt du, daß ich auf dich krankhaft eifersüchtig bin?"

„Nicht möglich?" Sie lachte.

„Doch," beharrte er, „ich will dir sogar einen sehr starken Beweis geben."

„Bitte!"

„Du würdest es mir nicht glauben, wenn ich dir sagte, daß ich die vergangenen Abende stundenlang hier unter diesen Bäumen auf und ab gegangen bin, um die Stunde deiner Heimkehr zu erspähen ..." Er war darüber ganz hilflos geworden.

Sie streifte ihn, während sie weiter gingen, nur mit einem raschen Seitenblick: „Doch, das traue ich dir zu, aber ..."

Als ob eine Entscheidung kommen müßte, hielt er den Atem an. Doch sie brach den Satz ab, wie wenn sie die Qual seiner Nerven nicht steigern wollte.

„Aber ..." wiederholte er, „was wolltest du sagen ..."

„Daß ich es doch nicht erwartet hätte, das wollte ich sagen ..."

„War es wirklich das?" fragte er neugierig und ein wenig ängstlich.

„Vielleicht ..." Trotz der Ungewißheit des Wortes lag doch etwas merkwürdig Beruhigendes im Ton. Er hatte ein Automobil herangewinkt. Sie durchfuhren schweigsam und nachdenklich die Avenue des Champs de Mars und überquerten den Pont de l'Alma. Wie eine feine, schleierhafte Wolke stand die Hitze über der Seine.

„Wer ist Madame K.?“ fragte Robert, während das Automobil gegen die Place de l'Etoile hinan keuchte.

„Eine Dame der russischen Aristokratie,“ antwortete May, „ich kenne sie durch Meg und Ramsay ...“

„Wer ist Meg?“

„Eine junge Amerikanerin, die bei Maillol studiert, Ramsay ist ein amerikanischer Journalist, der in New York oft Ausstellungen französischer Kunst veranstaltet.“ Das Automobil hielt in einer Seitenstraße der Avenue du Bois. Da war mitten in einer Reihe großer Gebäude eine kleine Villa im Empirestil, die merkwürdig einfach und bescheiden zwischen den hohen Mietspalästen stand.

Ein Livreediener trat aus dem Haus und öffnete das Gartengitter. Sie traten in einen schmalen Gang, der Diener führte sie in ein Bücherzimmer, das aber fast leer war. Die Gesellschaft befand sich in einem großen Salon, der, weit und geräumig, eine Doppeltür nach dem Garten öffnete. In der Mitte des Raumes war ein großer persischer Teppich gebreitet, wohl ein Dutzend Herren und Damen saßen da und in Gruppen, und das Geräusch der Stimmen drang bis ins Vorzimmer. In einer Ecke stand vor einem Flügel ein kleiner, verwachsener, schwarzhaariger Mensch mit einer Violine, neben ihm saß ein Gitarrespieler und am Klavier zurückgelehnt ein Mensch mit rotem Gesicht. Robert stand mit May unter der Türe still, als die Hausfrau, eine hohe, vornehme Gestalt mit seltsam flachsgelb gefärbtem Haar, auf sie zukam und die beiden begrüßte.

„Wir erwarten eben einen berühmten Hypnotiseur, es wird Sie gewiß gut unterhalten,“ sagte sie lachend.

Robert wurde dann vorgestellt und kam schließlich neben einen Herrn von vierzig Jahren, Mr. F., zu sitzen, der als Romanschriftsteller einen bedeutenden Namen hatte. Er begann sofort über Deutschland zu reden, erzählte von Reisen, ließ sich Roberts Namen wiederholen, und es stellte sich heraus, daß Mr. F., der in Wirklichkeit ein Baron H. war, seine Werke aber unter einem bürgerlichen Namen schrieb, gleich Robert im Jesuiten-Kollegium in Feldkirch erzogen worden war.

„Woher kennen Sie Madame K.?“ fragte der Baron H.

Robert erklärte, daß er von seiner geschiedenen Frau hierhergebracht worden sei. Baron H. war etwas erstaunt. Er sagte, daß er May nur unter ihrem Mädchennamen gekannt hatte. Robert wurde durch dieses Staunen beunruhigt. Es schien ihm, daß der Baron H., der etwas schweigsam geworden war, sich irgendwie Überlegungen hingab, die mit May im Zusammenhang standen.

Er entschloß sich, das Äußerste zu wagen, und fragte: „Glauben Sie, daß meine frühere Frau jetzt ein[illegible]bten hat?“

Der Baron sah ihn an, als ob ihn die Frage überraschte, und antwortete vorsichtig: „Kaum ... Amerikanerinnen sind nicht so ... sie sind vor allem vorsichtig ... Ihre Frau war doch Amerikanerin, nicht?“

Robert erklärte, daß er May in St. Moritz kennen gelernt hatte, daß ihre Eltern sie seit Jahren in Deutschland hatten erziehen lassen. Sie starrten jetzt beide zu May hinüber, die mit Ramsay, einem mageren Menschen mit ausgeprägter Nase, in einem erregten Gespräch war.

„Der kann ihr sicher nicht gefährlich werden?“ sagte Robert halblaut. Es war ihm, als ob er es nötig hatte, von dem anderen eine Versicherung zu bekommen.

„Ach, wissen Sie,“ sagte dazu der Baron H. lächelnd, „Frauen sind darin unberechenbar.“

„Es kommt wohl auf die Frau an,“ antwortete Robert etwas demütig, da er wußte, daß der andere im Recht war.

„Sie verstehen sich also sehr gut mit Ihrer Frau?“ fragte der Baron H. ohne Nachdruck, aber Robert fühlte dennoch, daß jenen das Thema reizte, aus irgendwelchen Gründen, selbst auf die Gefahr hin, zudringlich zu werden.

Er wandte den Kopf nach ihm um und wunderte sich selbst, wie harmlos seine Stimme klang, als er sagte: „Wir sind gute Freunde geblieben, weiter nichts.“ Er lauschte jetzt angestrengt, als ob er jede Färbung der Antwort wie etwas gleichsam Folgenschweres in sich aufnehmen wollte.

„Um so besser für Sie,“ sagte der andere wie erleichtert.

„Wie meinen Sie das?“

„Sehen Sie jenen schlanken, glattrasierten Herrn, der jetzt eben auf sie zutritt? Sie erinnern sich vielleicht seines Namens, des Herrn v. Z. Er ist von Geburt Österreicher, hat aber seit zehn Jahren immer hier gelebt ...“ Der Baron H. brach ab.

„Nun?“ fragte Robert und fühlte, wie ihm eine leise Kühle über die Haut floß.

„Wenn einer bei ihr Glück gehabt hat oder noch haben wird, ist es Z.,“ sagte der andere. Robert sah wie im Traum zu den beiden hinüber. Der schlanke Herr, der vielleicht fünfunddreißig sein konnte, stand außerordentlich gut zu Mays schmalhüftiger Gestalt. Das Gesicht des jungen Herrn war fein, fast etwas zart, ein leicht spöttischer Zug spielte um seinen Mund, sein Blick aber war weich, fast schwermütig. Er sprach jetzt aufmerksam und zurückhaltend zugleich auf May ein. Sie stand vor ihm und sah ihm lächelnd und etwas schwärmerisch in die Augen. Robert war es plötzlich, als ob alles, was der andere andeutete, so sein müßte. Ein unheimliches, banges Entsetzen füllte ihm die Brust. Er fragte: „Haben Sie für all dies Anhaltspunkte?“

„Nicht gerade, aber die Beziehung scheint mir doch sehr wahrscheinlich. Z. gibt Gesellschaften, auf denen ich Ihre frühere Ge-



Ein Zimmermann. Ölstudie von Prof. Karl Joh. Becker-Gundahl

mahlin oft gesehen habe; im übrigen sind solche Dinge derart allgemein, daß eine Frau aus lauter Nachahmungstrieb oft dazu verleitet wird ..."

„Er scheint sehr angenehm zu sein," äußerte Robert, als ob er irgend etwas reden müßte, was ihn erleichtern könnte.

„Es ist ja wirklich auch nicht ausgeschlossen, daß sich die beiden heiraten ..." antwortete der andere.

In diesem Augenblick trat ein älterer Herr ein. Madame K. ging auf ihn zu und nannte der Gesellschaft seinen Namen. Was nun folgte, hörte Robert ganz fern und unwirklich. May schien jetzt plötzlich verschwunden zu sein. Herr v. Z. stand mit einer kleinen Blondine, die von Zeit zu Zeit ein Glas an die Augen führte, unter der großen Gartentüre.

Madame K. erklärte der Gesellschaft das Experiment, das der Hypnotiseur vornehmen wollte. Es sollte irgend jemand auf ein Blatt Papier eine bestimmte Aufgabe schreiben, und diese Aufgabe sollte einer durch das Los zu bestimmenden Person, und zwar ihr allein mitgeteilt werden. Während dieser Vorbereitungen hätte sich der Hypnotiseur im Garten aufzuhalten. Darauf sollte ihm der Diener die Augen verbinden, die Person, die von der Aufgabe Kenntnis genommen, sollte hinter ihn treten, und der Hypnotiseur würde das Verlangte ausführen einzig durch die Fähigkeit, die Gedanken des anderen aufzunehmen, gleich einer Bewegung von Wellen von Gehirn zu Gehirn.

Man begann die Person, die als Medium dienen sollte, auszulosen. Das Los fiel auf ein junges Mädchen von slawischem Aussehen.

„Spiritismus und solcher Humbug ist jetzt in Mode," sagte der Baron H. leise. „Nachher wird noch ein russischer Tänzer kommen, zuletzt ein argentinisches Tänzerpaar, zum Schluß tanzen alle Tango, und ein solches Variétéprogramm nennt man eine Tasse Tee trinken ..."

Da nahte sich Madame K. und forderte Robert auf, die Aufgabe zu stellen, da er für jedermann ein Unparteiischer wäre.

Robert versuchte erst abzulehnen, nahm dann aber an. Der Hypnotiseur schritt unterdessen im Garten auf und ab. Da begann der Mensch am Klavier einen Walzer von Rubinstein zu spielen. Ein russischer Tänzer stürzte herein, halb nackt, fast noch ein Knabe. Vor ihm huschte eine Tänzerin der Komischen Oper. Die beiden flohen und haschten sich, trugen Blumen in den Händen und im Haar, streuten sie und jagten im Taumel der peitschenden Musik.

Die junge Russin war zu Robert getreten und reichte ihm Papier und Stift und einen Umschlag: „Wollen Sie gleich schreiben?" fragte sie. Er erbat sich einen Augenblick Bedenkzeit. Dabei sah er ihr ins Gesicht. Es war ein blasses, zartes Oval mit großen, schwarzen, entgeisterten Augen. Nur ihre Nasenflügel, die fast über jedem Atemzug zu vibrieren schienen, waren leicht gerötet.

Aber Robert konnte zu keinem Entschlusse kommen. Er wollte dem jungen Mädchen nachher die Antwort selbst bringen.

„Sie sieht leidend aus," sagte er zum Baron H.

„Das arme Kind schnupft Kokain," erklärte dieser, „das ist jetzt unser neuestes Laster." Robert ließ sich die Anwendung und die Wirkung dieses weißen Pulvers erklären. Er dachte dabei an May. Er war trostlos.

„Madame K., unsere schöne Wirtin," fuhr der andere fort, „raucht nicht nur die parfümiertesten orientalischen Zigaretten, sondern sie ist vor allem auch eine Liebhaberin von Opium. Wenn Sie heute abend nach dem Theater hier wären, könnten Sie über die Verwandlung dieses Salons erstaunt sein. Sie würden nur stille, in sich gekehrte, von narkotischen Dämpfen berauschte Wesen auf diesen Diwans finden."

„Wer ist denn Madame K.?" fragte Robert.

„Sie gehört durch ihren Gemahl, der ein Vetter des Fürsten T. ist, zur besten russischen Gesellschaft, was sie nicht hindert, Geschmack an allen raffinierten Lastern zu finden," sagte der andere und lachte.

Alle Augen folgten jetzt dem Tänzer, der seine Partnerin in der Schlußapotheose an sich riß, hochhob und wie mit einer Beute davonstürzte. Leiser Beifall ertönte.

„Es wäre mir doch entsetzlich, wenn May hier heimisch würde. Denn für eine Frau kann es doch sehr gefährlich werden." Robert war so niedergeschlagen, daß ihn der andere aufmerksam anstarrte.

„Was kümmert Sie das? Ihre geschiedene Frau lebt doch unter eigener Verantwortung."

„Gewiß," gab Robert kleinlaut zu, „aber ich kann es doch nicht verhindern, mich für ihren besten Freund zu halten ..."

„Ach so!" sagte der andere etwas erstaunt und nachdenklich.

Robert fühlte den Blick der jungen Russin auf sich gerichtet. Er fragte: „Was soll ich auf dieses Papier schreiben?"

„Wollen wir den beiden einen Streich spielen?"

„Wem?"

„Nun, Ihrer früheren Frau und dem Herrn v. Z.," sagte der Baron H.

„Ja," sagte Robert leise, und eine schadenfrohe Glut stieg in ihm auf. Ein quälender, schmerzvoller Haß bebte durch seine Nerven. Aber zugleich fragte er: „Könnte das nicht eine Bloßstellung sein?"

„Ach nein," beruhigte ihn der andere, „hier versteht man sehr viel Spaß, und dann kenne ich in dieser Gesellschaft kaum jemand, der nicht schon etwas bloßgestellt gewesen ist. Sehen Sie, Madame K. trägt an ihrem linken Arm einen Goldreif mit Brillanten, an ihrem rechten ein Reptil aus Gold mit

Rubinaugen. Geben wir dem Hypnotiseur die beiden Dinge in die Hand, und das hysterische junge Mädchen soll ihm durch ihre Gedanken suggerieren, daß er dem Baron Z. das Reptil und Ihrer Frau den Reif geben soll. Das ist vielleicht nicht sehr witzig, aber unterhaltend für die anderen, die ihre Gesichter beobachten."

Robert beschrieb das Blatt und reichte es der jungen Russin. Madame K. kam, um ihm für seine Freundlichkeit zu danken. Man war gespannt, was kommen sollte. Zuerst wurde der Diener in den Garten geschickt, der dort, während alle zuschauten, dem Hypnotiseur die Augen verband. Dann wurde er in die Mitte des Salons geführt. Jetzt öffnete die Russin den Umschlag. Alle Blicke hingen an ihr. Sie ließ sich die beiden Armbänder geben und stand dann erstarrt wie in einer Ekstase. Der Hypnotiseur hatte beide Hände gehoben, die er wie seltsame Fühler vor sich hinhielt.

„Denken Sie ... denken Sie," raunte er erregt, gequält. Er stand immer noch regungslos mit dem Rücken gegen die Russin, die vor Aufregung zitterte. Sie vermochte offenbar im Augenblick ihre Gedanken nicht so zu sammeln, um die Willensrichtung des andern zu beeinflussen. Man erklärte ihr jetzt, daß sie sich ganz in das Gehirn des Hypnotiseurs zu versetzen hätte, als müßte sie selbst das Experiment ausführen. Alle Kraft des Willens müßte sie daransetzen, um den andern die Gedanken in der Reihenfolge der Handlung mitzuteilen.

Wieder wurde es still, wieder hob der Hypnotiseur seine Hände. Jetzt drehte er sich langsam um, ging die Reihe der Stühle entlang, als ob er suchte: „Denken Sie! Denken Sie!" kreischte er wieder.

Und jetzt kam er zu dem jungen Mädchen zurück, das wachsbleich und mit entsetztem Gesichte dastand. Ihre Arme hingen schlaff an ihrem Körper, die Augen hatte sie wie in einem Anfall von Entsetzen geschlossen. Während der Hypnotiseur ihren rechten Arm betastete, zuckte sie zusammen, hielt die Armbänder wie in einem Krampf umspannt.

„Lassen Sie los!" befahl er. Da öffnete sie die Augen, sah auf die kurzen, etwas stumpfen Hände des andern, auf seinen dunkelblonden, leicht ergrauten Bart und seine gerunzelte Stirne, die von der weißen Augenbinde halb überdeckt war.

Der Hypnotiseur hatte sich abgewandt und schritt geradeaus, wie wenn er nach dem Garten wollte. Wieder wurde er unsicher, als ob sein Medium die Kraft des Willens verloren hätte.

Robert sah nach May, die neben der Türe stand und ohne besondere Aufmerksamkeit dem rätselhaften Spiel zusah. Er wollte ihr Gesicht sehen, wenn sie den Reif erhielt. Der Augenblick kam ihm wie eine Entscheidung vor. Da sah er plötzlich, wie der Hypnotiseur vor dem Klavier still hielt. Herr v. Z. stand hart daneben. Der Hypnotiseur wog die beiden Armbänder unschlüssig in der Hand, als ob er nicht wüßte, ob er beide geben sollte. Dann aber tastete er nach Herrn v. Z.s rechter Hand und legte ihm die goldene Schlange mit den Rubinaugen um das Handgelenk.

Es war jetzt ganz still geworden. Man hielt den Atem an. Was würde er mit dem Goldreif beginnen? Robert bekam Herzklopfen. Er lehnte sich in den Sessel zurück und schloß die Augen.

Eine Frauenstimme neben ihm sagte: „Sie wird ihn bekommen ..."

Er starrte seitwärts nach dem Baron H. Dieser hatte den Hals gereckt, und plötzlich klatschten alle in die Hände. Als Robert aufsah, hielt May den Goldreif in der Hand und lächelte etwas erstaunt; der Hypnotiseur stand vor ihr und hatte die Binde abgenommen.

Madame K. trat heran und sagte leise zu Robert: „Sie sind ein Schalk!" Mehrere Herren traten herzu, gratulierten ihm, nannten ihn sehr geistreich. Der Baron H. war zu Herrn v. Z. hinübergegangen und schien ihn zu beglückwünschen. Herr v. Z. schien betrübt zu sein, vielleicht ärgerlich.

Die Zigeuner in der Ecke begannen jetzt mit einem Tango. Die Paare drehten sich engumschlossen im Takt der langsamen hypnotischen Musik. Es wurde heiß und schwül im Raum. Zwei junge Damen setzten sich auf ein Sofa nebenan und begannen ein Gespräch, das von einem Abenteuer der einen handelte. Ein starkes, einschläferndes Parfüm strahlte von ihnen aus. Darein mischte sich leise und immer stärker der Geruch von Äther.

Als der Baron H. zurückkam, sagte er lachend: „Sie haben mir zu einer ganz unerwarteten Genugtuung verholfen ..."

Robert antwortete matt: „Ich weiß ... was ich fürchtete, ist eingetroffen. Ich habe die beiden bloßgestellt ..."

Der Baron H. zuckte mit den Achseln. „Was wollen Sie? Sie haben damit einen großen Erfolg gehabt."

May stand jetzt unter der Verandatür und hielt eine Tasse Tee in der Hand. Als Robert herankam, ging ihr Blick an ihm vorbei. Er sagte: „Hab' ich dir wehgetan?"

„Ach nein," sagte sie kühl, „willst du Herrn v. Z. kennen lernen?"

„Lieber nicht," antwortete er, „du wirst das verstehen können ..."

„Wieso? Was solltest du gegen ihn haben? Er ist ein sehr feinfühliger Mensch. Im übrigen ein Landsmann von dir." Es war, als ob sie diese Vorstellung zu einer Demütigung benützen wollte.

Herr v. Z. kam heran, lächelte und sagte: „Sie haben mich mit einer Schlange bedacht."

„Es war ganz unfreiwillig," äußerte Robert, „ich hatte einen Einblaser neben mir ..."

„Ich dachte es mir," antwortete der andere. Er hatte eine warme, fast zu singende

Stimme. Er gab sofort den Eindruck, äußerst taktvoll und zurückhaltend zu sein. Robert war es plötzlich ganz verständlich, daß sie diesen Menschen liebte, und zugleich machte es ihn krank, daß er diesen Zustand natürlich finden mußte.

„Ich habe Kopfschmerzen," sagte er, „die Luft ist hier zu parfümiert . . ."

Die beiden andern antworteten nicht. Es war ihm, als ob sich die vereinte Kraft der beiden gegen ihn wehrte, ihn ablehnte.

Er trat zur Hausherrin, die ihn ans Büffett führte. An den tanzenden, wie in einer seltsamen Schlaftrunkenheit sich wiegenden Paaren vorbei, sah er in den Garten, wo die Abendsonne in großen gelben Laken über die Büsche gebreitet schien. Daneben sah er May mit Herrn v. Z. plaudern. Dazu fühlte er sich müd', schläfrig, von dieser Gesellschaft angewidert.

Er setzte sich wieder in einen Sessel, starrte mit trübem Sinnen ins Gewühl. Alles, was hier geschah, kam ihm schmerzhaft und grausam vor. Es war ihm, als ob er nun zu dem Ende gekommen sei, das ihm sein Verstand vorausgesagt hatte. Er dachte noch am selben Abend abzureisen. Er wollte seine ganze Kraft sammeln, um es vollbringen zu können. Er durfte ja niemand, nicht einmal May einen Vorwurf machen. Wenn es ihr gefiel, diesen Herrn v. Z. zum Geliebten, später vielleicht zum Gemahl zu haben oder auch nicht, was ging ihn das an? Das hing doch einzig von ihrem Willen ab.

Zugleich dachte er, während er zu ihr hinübersah: ‚Was sie mir für Schmerzen, für entsetzliche Schmerzen macht!'

Wieder sank ihm die Schwüle dieses Raumes wie ein betäubender Nebel aufs Hirn. Er überlegte: ‚Die Sonne steht jetzt warm und herrlich über dem Bois. Wie schön muß es draußen sein. Bei diesem langsamen Abendwerden in der tiefblauen, von der nahen Nacht etwas gekühlten Luft.' May tanzte jetzt mit einem schlanken, blonden Herrn. Sie hatte genau dieselben Bewegungen, schien genau dieselben Triebe zu haben wie diese Menschen alle. Es schien ihr wirklich wohl zu sein. Jetzt kam das Paar hart an ihm vorbei. Ihr Partner schien ihr etwas zuzuflüstern. Sie lächelte dazu maskenhaft und etwas leer. Es war, als ob man ihr eingelernt hätte, daß man zu solchen Redereien lächelt.

Herr v. Z. war plötzlich verschwunden. Auch den Baron H. hatte Robert aus den Augen verloren. Der Salon schien sich allmählich zu leeren. Robert stand auf, um sich zu verabschieden. Als er mit Madame K. sprach, trat May hinzu. Sie sagte: „Du willst gehen?"

Madame K. lächelte verwundert. Da erklärte May: „Herr von Haller ist mein früherer Gemahl!"

„Ich hoffe, Sie noch recht oft zu sehen," sagte Madame K. und lächelte, als ob sie Robert Mut machen wollte.

Als Robert mit May draußen stand, kam es ihm selbst etwas sonderbar vor. Sie hatte Madame K. einfach die Hand gereicht und war ihm nachgefolgt. Es war ihm, als ob es nur eine unwillkürliche Bewegung gewesen sei. Noch ein Rest von Gewohnheit aus früherer Zeit. Sie schritten langsam aus gegen die Avenue du Bois, wo im langen Zuge die Automobile und Wagen nach Hause fuhren.

„Ich habe dich noch um Entschuldigung zu bitten," äußerte er endlich. Er brachte die Worte leise und müde vor.

„Ach nein, du warst nur taktlos. Im übrigen war es doch ein Streich des Barons H., der mir im vergangenen Winter vergeblich den Hof gemacht hat und mit dem ich sogar einen sehr häßlichen Auftritt erlebte, als ich ihm einst gestattete, mich nach einem Tee im Wagen nach Hause zu bringen."

„Davon hatte ich natürlich keine Ahnung," sagte er melancholisch. Sie standen an der Avenue du Bois.

Er fragte: „Soll ich dich nach Hause fahren?"

„Gern," sagte sie.

„Ich reise noch diesen Abend," erklärte er.

„So . . . du reisest," äußerte sie spöttisch, fast gehässig.

„Das kann dir doch nur erwünscht sein," entgegnete er.

„Gewiß," gab sie zurück.

Er rief ein Automobil heran. Sie stiegen ein. In dem geschlossenen Wagen war die Luft dumpf und schwer. Er öffnete die Fenster. Nach einer Weile sah er zu ihr hinüber. Eine unheimliche, schmerzliche Zaghaftigkeit war auf ihrem Gesicht. Ihr Mund zuckte, ihre Schultern bebten wie unter einem nervösen Anfall. Da fragte er, und sein Gesicht zitterte dabei: „Wollen wir nicht umkehren und im Bois essen . . ."

„Warum?" Sie schaute ihn mit großen, fast kranken Pupillen an. Soviel Fieber lag in ihrem Blick.

„Mir ist," sagte er, „als müßten wir beide dies vor dem Ende noch erleben. Als könnten wir nachher ruhig sein." Sie äußerte nichts dazu, aber er hieß den Fahrer jetzt halten, den Verschlag des Wagens zurücknehmen. Dann fuhren sie den Weg zurück an den Seen vorbei, tiefer in den grünen, bezaubernden Wald.

Sie waren still und starrten beide in die Dämmerung, die weiche Schleier durch die Bäume zog, in denen da und dort noch die sinkende Sonne in orangegetönten Strahlen lebte.

Das Précatelan tauchte auf und glänzte wie ein Kristalleuchter im Schein seiner magisch erhellten Terrassen. Robert ließ das Auto vor der Ermitage halten. Sie wollten im Garten essen. Da waren die kleinen Pavillons, die in einem weiten Kreis um das Rundteil standen, von dem die rotbefrackten Zigeuner italienische Arien in die blaue Nacht sandten. Kleine niedliche Tisch-

chen waren darin gedeckt. Sie setzten sich gegenüber, sahen sich über einen Strauß roter Rosen in die Augen, das gedämpfte Licht einer rosagefärbten elektrischen Stehlampe über den Gesichtern, in den Blicken aber eine seltsame, fast rätselhafte Erwartung.

Doch es war, als ob sie jetzt beide alles vermeiden wollten, was ein Anstoß zu einer letzten, vielleicht schmerzhaften Auseinandersetzung werden konnte.

Da begann er, während sie aßen, ganz ohne Nachdruck: „Seltsam, wie anders und neu ich dich in diesen Tagen kennen gelernt habe. Man kann Jahre zusammen verbracht haben, und man kennt sich doch nicht, einfach gar nicht."

Sie blickte auf und fragte etwas müde: „Wie meinst du das?"

„Ich sehe heute in dir eine ganz neue, ganz andere Person, die mit jener anderen, die ich während unserer Ehe kannte, fast gar nichts oder nur wenig zu tun hat."

„Merkwürdig," äußerte sie, „und findest du diese neue Person besser ... fesselnder als jene andere, die du kanntest?"

Er lächelte trüb. „Ich will mir darüber kein Urteil erlauben ..."

„Du findest also, ich hätte mich zu meinem Nachteil verändert?" fragte sie matt.

„Je nachdem, für manche Menschen bist du vielleicht jetzt begehrenswerter ..." Es war ihm, als ob sie lauschte, während der Ton seiner Worte verklang.

„Für dich nicht mehr?" hörte er sie sagen.

„Darauf würdest du ja auch keinen Wert mehr legen ..." antwortete er trüb.

„Allerdings nicht," gab sie zu, und zugleich war es, als ob sie nur aus Widerspruch so gesprochen hätte. Aber er erwiderte nichts darauf. Es war wieder still zwischen ihnen. Sie hörten die Tritte des Kellners, die im Kies knirschten. Es schien ihnen beiden eine Wohltat zu sein, daß sie für eine Weile nicht zu reden brauchten. Wie sie jetzt hinaussahen, war die Nacht im Glanz der Glühlampe ganz weiß geworden.

„Worin findest du den Unterschied?" hob sie wieder an, als ob sie trotz allem voller Unruhe wäre.

„Ich hätte dich mir noch vor einem Jahre in der Gesellschaft von diesem Nachmittag kaum so heimisch vorstellen können. Ein Beweis, daß sich die Bedürfnisse deiner Natur sehr verändert haben."

May ließ ihren jungen Kopf sinken, als wollte sie ihn müde und krank auf das weiße Tischtuch in ihre beiden Hände legen. Er sah die Bewegung. Aber es war ihm, als ob ihn die Dame, die das Abenteuer mit diesem Herrn v. Z. gehabt hatte, fast gar nicht mehr bewegte. Er fühlte sich plötzlich stark, grenzenlos stark. Als er ihr aber jetzt wieder in ihre vor Müdigkeit tiefliegenden Augen schaute, zweifelte er doch wieder an der Sicherheit seines Gefühls.

Er dachte plötzlich: ‚Wenn ich jetzt ihr Gesicht in meinen beiden Händen hielte, würde mir die Haut brennen vor Haß, Schmerz und Abscheu.'

Eine unheimliche Lust quoll in ihm auf, sie zu demütigen. Er wollte sie mit leisen Worten so kränken, daß es ihr gleich etwas Grausamem und Unauslöschlichem im Gedächtnis bliebe, zugleich aber überkam ihn jetzt von Augenblick zu Augenblick sich steigernd eine so tiefe, grenzenlose Niedergeschlagenheit, daß er ganz irr wurde. Als ob er auf der Herfahrt, als ob er bis zur vorigen Minute noch gar nicht die ganze Tragweite des Kommenden erkannt und mit seinem Herzen erfaßt hätte, erschütterte es ihn plötzlich.

Was würde mit ihm geschehen, wenn er in der Morgenfrühe im Zuge nach Dieppe saß? Was würde er leiden, wenn er am kommenden Abend in irgendeinem langweiligen englischen Küstenorte ankam und dieser vergangenen Tage Qual, um die Hoffnungslosigkeit der Zukunft vermehrt, in allen Nerven fühlte?

Er hätte jetzt dumpf stöhnen, wie ein Irrsinniger toben mögen, um dieser Verzweiflung Herr zu werden.

Plötzlich sagte er: „Ist das nicht das seltsamste Abenteuer? Einer lebt vier Jahre mit einer Frau und glaubt sie zu lieben. Darauf betrügt er sie und glaubt wieder — da sie ihn verläßt —, daß er sie nicht geliebt hat. Und erst nach einem Jahr weiß er, als sie ihm unwiderruflich verloren ist, was sie ihm jetzt hätte werden können. Und nun findet er sie mit einem Geliebten. Ist das nicht Verrücktheit?"

„Mit einem Geliebten," wiederholte May etwas tonlos. Er wußte nicht, ob sie verwundert war oder ob sie seine Worte bestätigen wollte.

„Was erwiderst du darauf?" fragte er wieder ernst, fast gehässig.

„Nichts," antwortete sie.

„Gar nichts?"

„Wenn du willst: daß dies alles eine traurige Komödie ist ... Du sagtest mir, daß du mich liebst, doch es ist nicht Liebe, was du für mich empfindest. Du begehrst mich, weil andere mich begehren. Dein Ehrgeiz ist gekränkt, weil ich eines Tages einem andern gehören könnte ..."

„Eines Tages?" wiederholte er.

Sie starrte ihn erstaunt an. „Was denkst du dir denn ...?"

„Nichts ... gar nichts," erwiderte er verbittert. Er dachte: ‚Jetzt beginnt sie zu lügen ...'

„Sei aufrichtig," jammerte sie gequält, „wenn ich unter deinen Augen in München weitergelebt hätte, fern von der Gesellschaft, wenn du mein Leben fast tagtäglich hättest beobachten können, glaubst du, daß du jetzt vor mir ständest, daß du mich nicht hättest entbehren können? Was du für eine Frau fühlen kannst, ist nicht Liebe, sondern nur Unruhe der Nerven, vielleicht Leidenschaft ... Liebe aber ist etwas ganz anderes ..."

Er hob den Kopf. „Glaubst du, daß du in dieser Gesellschaft hier Liebe finden kannst?"

„Nein, ich suche sie aber auch nicht ..."

„Was suchst du denn?"

„Nichts ... gar nichts mehr. Nur Zerstreuung. Ich bin krank, bin müd'. Ich muß wieder zu mir selber kommen. Vielleicht muß man entsagen. Ich habe keine Illusionen mehr, es ist für meine Natur nur entsetzlich schwer, ohne sie zu leben ..."

„Hattest du wirklich Grund, deine Illusionen zu verlieren?"

Sie zuckte mit den Achseln. „Hab' ich nicht Vertrauen in dich gehabt? Hast du mich nicht betrogen? War Liddy nicht meine beste Freundin? Wie soll ich da noch Illusionen haben! Das ist alles traurig und schmerzhaft."

„Erst heute und erst durch dich," entgegnete er. „Einem Mann kann man eine solche Verirrung verzeihen ..."

„Und einer Frau nicht?" spottete sie. „Wie männlich du denkst! Wenn ich nun das Unglück gehabt hätte, den Kopf zu verlieren, würdest du es für ein Verbrechen ansehen?"

Er schwieg.

„Antworte, bitte," drängte sie.

Aber er hatte gar keine Lust zu reden. Wie eine würgende Last lag es ihm im Genick, zugleich wie rieselnde Schmerzen, die ihm aus dem Gehirn ins Rückenmark zuckten. War er je in so demütigender, verzehrender Ratlosigkeit gewesen? In so warmer Sommernacht, an diesem Ort der Freude, die nur seine Qual vertiefte.

Da richtete er sich langsam auf. „Darf ich dir eine Frage stellen? Du brauchst nicht zu antworten." Seine letzten Worte klangen wider seinen Willen wie Ironie.

Sie antwortete: „Frage, bitte."

„Und du wirst mir die Wahrheit sagen?" beharrte er wieder.

„Ja, die volle Wahrheit ..."

Er schwieg. Er fühlte, wie marternd und taktlos dieses Verhör war.

Da hob sie ihr Gesicht. Es war ganz regungslos. Als ob sie an ihm vorbei, über ihn hinweg ins Weite sähe, war ihr Blick. Darauf sagte sie: „Nein, es ist nichts zwischen Herrn v. Z. und mir geschehen!" Ihr Mund begann zu zucken.

„Warum weinst du?" flüsterte er leise. Es tat ihm wohl, daß er jetzt Mitleid mit ihr empfinden konnte.

„Über alles, was du mir zutraust," schluchzte sie mit einem bitteren Zug um ihren Mund.

Er dachte: ‚Ich werde es nie wissen. Denn so etwas gesteht keine Frau ein ...' War sie denn weniger Mensch als er? Konnte sie nicht ebensoviel Nachsicht verlangen? Er überlegte weiter: ‚Am Mittag des heutigen Tages hatte ich fast zu ihren Füßen gelegen und gewimmert. Sie blieb starr, unerbittlich. Jetzt, seit sie mich verloren glaubt, folgt mir ihr Gefühl nach.'

„Ich bin müde, wir wollen aufbrechen ..." bat sie. Ihre Stimme klang ganz kindlich.

Als sie über den weißen Kies schritten, kam ihnen eine Gesellschaft eleganter, fröhlicher Menschen entgegen. Seidenkleider und Frauengekicher verklang in einem der Pavillons. Dazu sang das Orchester eine italienische Kantilene.

Robert wurde plötzlich wider seinen Willen ganz weich und bewegt: „Warum müssen wir uns auch so entsetzlich weh tun!" sagte er mit gesenktem Gesicht. Die Worte hatten leise geklungen, und doch war es wie ein Schrei, den er ausgestoßen.

Der Groom öffnete den Wagen. Sie fuhren wieder durch die blaue, leuchtende Nacht. Als ob die furchtbaren Bande des Trotzes und des gekränkten Stolzes ihnen die Kehlen zuschnürten, sprach keines ein Wort. Er dachte: ‚Ich werde sie wieder nach Hause bringen und werde wieder soweit wie am Anfang sein.'

Er sagte: „Es ist, als ob etwas Furchtbares und Schmerzhaftes in mir schmelzen müßte, daß ich glücklich werde. Willst du, daß ich mich demütige bis zum Allerletzten?" Er lag zurückgelehnt, atmete in keuchenden, schmerzhaften Zügen. Sein ganzer Körper tat ihm weh, als ob er mit furchtbaren Hieben gepeitscht und gepeinigt würde.

„Hilf mir doch!" schrie er auf. „Hilf mir..."

Da fühlte er plötzlich ihre Hände auf seinem Gesicht. Sie sprach kein Wort. Aber sie legte sein Gesicht an das ihre mit einer zarten, sorgsamen Bewegung: Die Pavillons im Bois tauchten wie flirrende Leuchtkörper auf und verschwanden, die Seen, an denen sie vorbeisausten, leuchteten in der Nacht wie magische Spiegel.

Aber sie blieben so aneinandergekauert, Gesicht an Gesicht, wie zwei Todmüde und Glückliche, die einer unerhörten Erlösung entgegenfuhren.

Mutter. Von Hermann Gebhardt

Bett' ich dich einst in Erde ein,
Soll mir dies Bitterste geschehn,
Ach, jede Träne, die ich wein',
Möcht' sie als Rose dir erstehn:
Dann flammte wohl ohn' Unterlaß
Um deines Ruhehügels Rand,

Wenn dich die Erde längst vergaß,
Solang' ich leb' ein Rosenbrand ...
Und löschte wohl auch dann nicht aus.
Doch hätt's Gott anders zugericht't:
Käm', Mutter, ich vor dir nach Haus —
Ach, soviel Rosen gäb's ja nicht ...!



Studienkopf

Radierung von Heinrich Seufferheld

Über das Restaurieren alter Bilder

Von Geh. Reg.-Rat Dr. Max J. Friedländer

Die Tätigkeit des Bilderrestaurators wird mit mißtrauischer Unsicherheit betrachtet und übt doch eine geheimnisvolle Anziehung aus. Auf dunklen Wegen werden alte Gemälde in die Werkstätte getragen, die einer Alchimistenküche gleicht, allerlei Prozeduren werden dort mit ihnen vorgenommen, und sie verlassen gewandelt den Kurort oder den Jungbrunnen. Die zumeist unklaren Vorstellungen vom Restaurieren weichen stark voneinander ab, doch beobachtet man häufig, daß selbst diejenigen Sammler, die mit harter Verurteilung jeglicher Restaurierererei höheres Kunstverständnis darzulegen sich bemühen, nicht zögern, in Fällen eigener Not, die Hilfe des Zauberers in Anspruch zu nehmen. Grundsätzliche Aussprachen über das Verfahren, wie man sie im Kreise halb aufgeklärter Kunstfreunde oft hört, sind unfruchtbar, ähnlich wie das grundsätzliche Gerede über Nutzen und Schaden der Medizin zu nichts führt. Nur von Fall zu Fall und bei genauer Kenntnis dessen, was jedesmal nötig und möglich war und was getan wurde, läßt sich urteilen. Wirklich gleicht der Beruf des Restaurators dem des Arztes in vielen Stücken, auch darin, daß das Bewußtsein überlegener Geschicklichkeit gefährlich werden kann und den ‚genialen' Operateur zu überflüssigen Eingriffen verführt.

Da alte Bilder sehr wertvoll sind, und gut erhaltene wertvoller als schlecht erhaltene, da endlich gut restaurierte Bilder wie gut erhaltene aussehen und ebenso bezahlt werden, liegt in den Händen des Restaurators eine beträchtliche Macht. Er steigert und vermindert Werte und ist der Korruption ausgesetzt, die überall vom Geld ausgeht. Gewöhnlich hat er mit Gemälden zu tun, die schon früher ‚restauriert' worden sind, und steht vor den verhängnisvollen Ergebnissen älterer Machenschaften. Viele Bilder werden in trostloser Verfassung aufgefunden, so daß das Werk des alten Meisters und seine Wirkung verborgen unter dickem, trüb gewordenem Firnis liegt, durchsetzt mit alten Ausbesserungen, die ihre Farbe verändert haben und als häßliche Flecke störend hervortreten. Sammelnde Kunstkenner sind stets auf der Jagd nach unscheinbar gewordenen Stücken, deren Wert nur ihren durch Erfahrung geschärften Augen sichtbar ist. Und dem Restaurator fällt die Aufgabe zu, den Schatz zu heben. Es ist spannend und aufregend, solcher Enthüllung beizuwohnen und im günstigen Fall die Wiedergeburt eines Meisterwerks mitzuerleben. Häufig aber enttäuscht das Ergebnis allzu rosige Erwartungen, indem das Original, über dessen tatsächlichen Bestand vor der Reinigung ein sicheres Urteil schwierig war, sich als schwach und unbedeutend erweist, oder als verputzt durch ältere ‚Restauratierung', oder mit großen Löchern als zerstört.

Auch über die Signaturen, die als Zeugnisse und Beweisstücke der Urheberschaft den Handelswert alter Bilder mitbestimmen, entscheidet der Versuch des Restaurators, unter dessen Hand die Inschrift steht oder fällt, mitunter auch erst zum Vorschein kommt.

Mit klopfendem Herzen blickt der Eigentümer eines Gemäldes dem Restaurator bei der Arbeit über die Schulter. Ihm ist ein wenig zumute wie einem Vater, der sein Kind auf dem Operationstisch liegen sieht: er schwankt zwischen Furcht und Hoffnung und weiß nicht recht, ob er den Arzt als einen rettenden Genius oder als einen gefühllosen Henkersknecht betrachten soll.

Was tut der Restaurator mit Messer, Pinsel, mit Ölen und Essenzen an dem Bilde, was für ein Ziel hat seine Bemühung? Man muß sich vergegenwärtigen, daß der Körper, dem seine heilende und belebende Tätigkeit zugewandt ist, aus mehreren Schichten besteht. Zu unterst die Leinwand oder das Holz, der tragende Grund, der in mancherlei Art erkrankt sein kann und den Bestand des Kunstwerks gefährdet. Die Holzplatte hat sich ‚geworfen' oder ist von Würmern zerfressen, die Leinwand morsch geworden. Solche Schäden sind zumeist zu beseitigen, indem mit technischer Geschicklichkeit von der Rückseite her eingegriffen wird, ohne daß edle Teile berührt werden.

Auf dem Holz oder der Leinwand liegt ein mehr oder weniger dicker Kreidegrund. Dann folgt die Farbe, die der alte Meister aufgetragen, mitsamt der Firnisschicht, mit der er sein Werk abgeschlossen hat. Endlich die oberste Lage, nachträgliche Zutat an Firnis, Schmutz, Übermalung. Offenbar besteht des Restaurators Aufgabe darin, die dritte Schicht zu entfernen, den ursprünglichen Bestand und damit die von dem Meister erzielte Wirkung wieder herzustellen. So die Theorie. In der Praxis liegt die Sache verwickelter — aus vielen Gründen. Zunächst sind die Schichten miteinander verwachsen, so daß eine reinliche Scheidung mitunter auf Schwierigkeit stößt. Sodann hat sich der ursprüngliche Bestand mit der Zeit in sich gewandelt und kann nicht in seine ursprüngliche Erscheinung zurückgesetzt werden. Drittens ist er in vielen Fällen tatsächlich nicht mehr vorhanden, weil die alte Farbe geschwunden, von früheren Restauratoren fortgeputzt oder in mehr oder weniger ausgedehnten Teilen abgefallen ist.

Zunächst erhebt sich die heikle Frage, ob es unbedingt erwünscht sei, das Bild in den Zustand zurückzuführen, in dem der Künstler es einst aus der Hand gegeben hat, wenn anders dies durch irgendwelchen Zauber möglich wäre. Wie wenn die Veränderung

durch die Zeit nicht unter allen Umständen eine Minderung des ästhetischen Wertes wäre? Vielleicht im Gegenteil? Darüber entscheidet das Gefühlsurteil der Kunstfreunde, das vom individuellen Geschmack abhängig ist und dem Wandel der Mode unterliegt. Was hat man sich denn gewöhnt, zu bewundern und zu genießen? Die Leistung des alten Meisters in der Form, die Jahrhunderte ihr gegeben haben. Und zwar nicht so, daß der gebildete und erfahrene Liebhaber das Werk in seinem Geiste, in seiner Phantasie zu reinigen gelernt hätte von dem, was die Zeit aufgeschichtet hat, vielmehr ist das Ergebnis der Zeitwirkung mit der ursprünglichen Wirkung unlöslich verbunden, ja die Erscheinung des Alters ist ein Teil der erwünschten und ersehnten Qualität geworden.

In ewiger Angst vor Fälschungen verehrt der sammelnde Kunstfreund das Altertümliche an und für sich, liebt das Bild, weil es alt ist, liebt auch diejenigen Eigenschaften, die von der Zeit — nicht von dem Urheber — stammen. Wie Hebbel in ‚Gyges und sein Ring' sagt: der König wird um seiner Krone willen, und die Krone um ihres Rostes willen geachtet, so wird das Kunstwerk wegen seines Alters und wegen seiner Patina geschätzt. Mit dem zeitlichen Abstand ist es ein wenig wie mit dem örtlichen; mit herabsetzendem Sinn kann man sagen ‚nicht lange her' wie ‚nicht weit her'. Die launische Empfindlichkeit der Kunstfreunde gegen den Anschein der Neuheit geht mitunter bis zur Narrheit, ist aber nicht nur Einbildung. Wirklich kann man von einer Veredlung durch die Zeit sprechen. Im besonderen kommt die Verhärtung, die Versteinerung, die Emaillierung des Farbkörpers der Wirkung zugute; die Elemente schließen sich mit den Jahren inniger zu höherer Harmonie zusammen. Die Spuren des Machwerks schwinden, so daß das Gemälde eher entstanden als hergestellt aussieht und an Idealität gewonnen zu haben scheint. Endlich verleiht die Sprungbildung dem Farbkörper Leben und Bewegung, und der in Flecken und Punkten auf der Fläche haftende nachgedunkelte Firnis erhöht den malerischen Reichtum.

Der ursprüngliche Zustand ist also nicht unbedingt der erwünschte und nicht stets dem gegenwärtigen vorzuziehen. Die Ansichten darüber, welches der erwünschte Zustand sei, weichen voneinander ab. Infolgedessen wird feinfühliger Geschmack von dem Restaurator gefordert, der nicht nach einfachen Grundsätzen Art und Grad seines Eingreifens bestimmt, sondern von Fall zu Fall die Frage zu beantworten hat: wird durch die Operation mehr gewonnen als verloren? Dem Urteil der Liebhaber, in dem nicht selten viel Mache, Vorurteil und Dünkel stecken, darf er dabei nicht blindlings folgen.

Was viele Kunstfreunde bewundern, ist mehr die Patina als das Bildwerk, ist eher von der Zeit als von Tizian oder Rembrandt geschaffen. Was als koloristische Feinheit gepriesen wird, ist oft Zufallswirkung, und der bezaubernde ‚Goldton' nichts als gelb gewordener Firnis. Die Verdunklung des Kunstwerks, das unter trüben Schichten verborgen liegt, gestattet ein bequemes Träumen und unklares Schwelgen. Es gewährt eine weichliche Lust, die Phantasie spielen zu lassen und auf dem Polster der Ahnung zu ruhen. Die nackte Tatsächlichkeit wirkt auf solche romantische Liebhaberei ernüchternd. Der Restaurator wird oft zum Prügelknaben, der für Enttäuschungen büßen muß.

Man mag von der veredelnden Wirkung des Alterns noch so viel halten, schließlich bleibt es die Aufgabe des Restaurators: sichtbar zu machen, was Tizian und Rembrandt geschaffen haben. Und wenn es einem dumpfen Enthusiasmus für die Patina gleichgültig ist, was die Patina bedeckt und verdeckt, wird die wissenschaftliche Kunstbetrachtung dem Werke des alten Meisters möglichst nahe zu kommen suchen und dem Restaurator danken, wenn Hüllen und Schleier fallen.

Aus dem Kreise der närrischen Leute, denen an dem alten Bilde das Alter wichtiger und schätzbarer ist als das Bild, werden die meisten Klagen laut gegen das Restaurieren im allgemeinen, gegen einzelne Restauratoren und einzelne Wiederherstellungen. Das Jammern und Beschuldigen ist oft ganz unberechtigt oder wenigstens an eine falsche Adresse gerichtet. Erblickt der Kunstfreund ein gereinigtes und frisch gefirnißtes Gemälde, so entsetzt er sich wohl darüber, daß es ‚wie neu' aussehe, die Lasuren seien fortgeputzt, die Harmonien zerstört. Zumeist verwechselt er dabei ‚Lasuren' mit Firnislagen und regt sich überflüssigerweise auf über das Blinken der Oberfläche, das sich sehr bald verliert. Aber, selbst wenn er mit Recht feststellt, das Bild sei verputzt, also Teile der eigentlichen Farbe seien vernichtet, wie vermag er mit Sicherheit zu behaupten, daß diese Beschädigung der jüngsten Reinigung zur Last falle? Sehr oft deckt der gewissenhafte und vorsichtige Restaurator Sünden seiner Vorgänger auf und wird dann verantwortlich gemacht für Mißstände, die der wenig scharfsichtige Liebhaber nicht bemerkt hat, solange sie in trübem Dämmer lagen. Streng genommen kann über eine Restaurierung nur von dem geurteilt werden, der bei der Arbeit zugesehen hat.

Die Verliebtheit in die verrunzelte und verdunkelte Haut des gealterten Bildes bedroht den Restaurator nicht nur mit harter Kritik, sondern verführt ihn auch, herzustellen und nachträglich aufzufälschen, was die Jahrhunderte natürlich hervorgebracht haben. Und er verbirgt und verschummert eigene Verfehlungen samt den Sünden seiner Vorgänger unter künstlicher Verdunklung.

Steht die Pflicht des Restaurators fest, das Ursprüngliche zu erhalten, und ist dabei höchstens fraglich, ob und wie weit das

von der Zeit Aufgeschichtete mitzuerhalten sei, so herrscht Streit darüber, ob er vorhandene Teile einfügen dürfe und könne, also ob das ‚Wiederherstellen‘ nur im Aufdecken und Sichtbarmachen oder — nötigen Falles — auch im Hinzuschaffen zu bestehen habe. Über diesen Punkt dachte man ehemals anders als heute, urteilen die Gelehrten anders als die genießenden Kunstfreunde. Offenbar ist auch die glückliche und vollkommen gelungene Ergänzung, wenn anders sie möglich ist, in den Augen des Historikers eine Verfälschung, ja gerade die gelungene, also täuschende verunreinigt das wissenschaftliche Material am schlimmsten. Die Archäologen, denen die Reste der antiken Skulptur hauptsächlich Gegenstände des Studiums sind, stehen heut einmütig auf dem Standpunkte, daß Ergänzungen unter allen Umständen von Übel seien, und haben diese strenge Auffassung durchgesetzt.

Ein harmloser Kunstfreund mag die in Bruchstücken erhaltene Antike, etwa einen Kopf, dem die Nase fehlt — und sie fehlt fast immer — unerträglich finden. Die brutal entstellende Lücke im organischen Zusammenhange kann die gesunde und natürliche Empfindung so heftig beeinflussen, daß Kunstgenuß unmöglich wird. Darüber hinweg kämpft sich tieferes Verständnis, darüber hinweg springt aber auch gefühllose Mache.

Ehemals wagte man und wähnte, die Bruchstücke aus dem verehrten Altertum zu Kunstwerken zu machen, sie ‚wiederherzustellen‘ durch gründliche Überarbeitung und Vervollständigung, und an dieser Arbeit beteiligten sich große Meister der Renaissance und der folgenden Zeit, die sehr zu Unrecht, wie wir jetzt sehen, bereit waren und sich für fähig hielten, im Sinne der antiken Kunst zu schaffen. Heut ist der geschichtliche Respekt, die Ehrfurcht vor den Originalen, das verfeinerte Bedürfnis nach Einheitlichkeit stark genug, jenen Widerwillen gegen das Bruchstückhafte völlig auszugleichen. Fast das gegenteilige Vorurteil beherrscht die Liebhaberei: das Zerstörte als Merkmal des Echten ist an und für sich verehrungswürdig geworden und der Wirkung eher förderlich als hinderlich.

Alles, was seit dem 16. Jahrhundert an den Antiken vorgenommen worden ist, Glättung der Oberfläche, unbewußte Annäherung an den Geschmack der Neuzeit, fehlerhafte Anstücklung usw., wird mit Recht als Versündigung empfunden, nicht nur von Gelehrten, sondern auch von aufgeklärten Kunstfreunden. Der Zorn gegen ältere nicht wieder gutzumachende Eingriffe beherrscht die heutige Auffassung von den Pflichten der Restaurierung, soweit es sich um antike Bildwerke handelt.

Ein heut aus der Erde genommenes Stück wird nur ganz im Groben gereinigt und die Oberfläche mit vielem, was die Zeit ihr angetan und aufgelagert hat, erhalten. Aus Furcht, Fehler zu machen, verzichtet man selbst auf Eingriffe, die vielleicht der Aufdeckung des Ursprünglichen dienen würden. Das Gebot der Erhaltung hat sich über die Aufgabe der Wiederherstellung gehoben und eine äußerst ängstliche und zurückhaltende Übung eingeführt. Jede Ergänzung ist streng verpönt.

Bis zu einem gewissen Grade teilen die Historiker der neueren Kunst die Auffassung der Archäologen. Danach sind auch die Grundsätze der Bilderrestaurierung abgewandelt worden, aber ohne daß man sich auf das Gesetz geeinigt hätte, Lücken in der ursprünglichen Farbfläche wären offen und sichtbar zu lassen. Theoretisch verfochten hat man diese Forderung dann und wann, in der Tat aber konnte sie sich nicht durchsetzen.

Das Programm des Kunsthändlers lautet: wenn mein Bild — leider — nicht vollständig erhalten ist, soll es wenigstens wie vollständig erhalten aussehen. Sache des Restaurators ist es, etwas herzustellen, was meine Kunden für ein vollkommen erhaltenes altes Bild halten. Man ahnt, daß Wünsche von sehr verschiedener Art an den Restaurator herantreten.

Über die Fähigkeit, in einer fremden, zeitlich zurückliegenden Stilart zu schaffen, sei es auch nur in räumlich bescheidenen Ausfüllungen, urteilen wir nach mancherlei Erfahrungen mit gesteigerter Skepsis und fürchten, daß sich die Zutat früher oder später als lebloses künstliches Glied von dem organischen Körper des Echten abheben werde. Mit welcher Begeisterung, wie viel Selbstgefühl und vermeintlicher Gelehrsamkeit wurde der Dom zu Köln ausgebaut und vollendet? Und wie denkt man heut über diese Leistung? — Jedes Geschlecht hat sich das Vermögen stilechter Nachahmung zugetraut, und jedes folgende diesen Glauben als einen schädlichen Wahn beklagt oder belächelt. Am Ende hat man sich beschieden und auf tätig nachschaffenden Eingriff verzichtet — wenigstens in der Theorie, in Reden, Schriften, Programmen. In der Praxis sind die ausführenden Hände noch keineswegs gefesselt, greifen noch immer kräftig und nicht selten brutal zu, wovon man sich überall überzeugen kann, wo Kirchen, Wandbilder und Holzskulpturen ‚wiederhergestellt‘ werden.

In den Werkstätten der Bilderrestauratoren kämpft die Gewissenhaftigkeit der Gelehrten still und stetig mit Wünschen, Gewohnheiten und Ansprüchen, die zugunsten einer laxen und zum Vergleich bereiten Haltung in die Wage fallen, da nicht nur die materiellen Interessen der Händler und Sammler die Verheimlichung etwa vorhandener, bei der Reinigung aufgedeckter Schäden fordern, sondern auch gebildeten Kunstfreunden die geschlossene Bildfläche Voraussetzung des Genießens zu sein scheint. Vielleicht wird eine nahe Zukunft anders empfinden. Einsicht in den wirklich erhaltenen Bestand und Sicherheit über die Reinheit der Genußquelle mag in

Bälde so hoch geschätzt, so dringend verlangt werden, daß der Kunstfreund diesem Vorzug die lückenlose Bildfläche zu opfern bereit, sich gewöhnen und lernen wird, im Geiste und mit eigener Phantasie die Ergänzungen vorzunehmen, die auszuführen jetzt noch eine bedenkliche Aufgabe des Restaurators ist. Man kann sich wohl vorstellen, daß die Fehlstellen und Löcher als solche dem schärferen Zusehen kenntlich gemacht werden.

Ist von der Wirksamkeit des Bilderrestaurators ein Teil erörterungswert geworden, so bleibt genug unzweifelhaft Nützliches und Notwendiges übrig. Zunächst übt der Restaurator, namentlich der dauernd einer öffentlichen Galerie verpflichtete, eine hausärztliche, vorbeugende, verantwortliche Aufsicht, indem er den Zustand der ausgestellten Bilder überwacht und für die ihnen zuträgliche Temperatur und Luftfeuchtigkeit Sorge trägt. Holztafeln, die sich geworfen haben, bringt er in die gerade Lage zurück, mit Hilfe des sogenannten Parkettierens, wobei ein Gitter von Holzstäben auf der Rückseite teils aufgeleimt, teils eingeschoben wird. Die verdorbene Leinwand wird auf neue Leinwand gezogen.

Eine häufige, sehr üble Erscheinung ist die Blasenbildung der Farbe, die namentlich venezianische Holztafeln aus dem 15. und 16. Jahrhundert befällt. Die Ursache dieser Erkrankung besteht darin, daß die Holzplatte schrumpft, sich zusammenzieht zu der Folge, daß die Farbe mitsamt dem Kreidegrund sich an einigen Stellen löst, blasig hebt und abzubröckeln droht. In solchen Fällen muß Klebestoff unter die Farbe gepreßt werden, die dann niedergedrückt und wieder mit dem Grunde verbunden wird. Schlimm nur, daß dieses Leiden oft chronisch ist, so daß die heikele Niederlegung, die Geduld und Geschicklichkeit erfordert, öfters wiederholt werden muß. Freilich gibt's ein gründliches Mittel dagegen, das namentlich in Rußland gern angewendet wird: die Übertragung der Bilder von Holz auf Leinwand. Das Holz wird von der Rückseite her abgehobelt bis auf den Kreidegrund und danach durch Leinwand ersetzt. Während der recht gefährlichen Arbeit wird die Farbenschicht durch vorn aufgeklebte Leinwand gesichert. Diese Art von Übertragung gelingt bei vorsichtiger Handhabung am ehesten, wenn der Kreidegrund einige Stärke besitzt. Im anderen Fall ist eine arge Entstellung nicht zu vermeiden, indem die rauhe Leinwand an Stelle der glatten Holztafel auf der Bildseite durchschimmert, die Leuchtkraft vermindert, oft auch die Zerbröckelung der Farbschicht nachträgliche Ergänzung nötig macht. Häufig beobachtet der Restaurator, daß der Firnis sich zersetzt, manchmal in dem Grade, daß das Bild wie unter einer Schimmellage unsichtbar wird. Früher blieb in solchen Fällen nichts weiter übrig, als den verdorbenen Überzug mit Putzmitteln oder auf trockenem Wege durch Reiben mit dem Finger zu entfernen. Pettenhofen erfand das sogenannte Regenerieren, wobei Spiritusdämpfe eine belebende Wirkung auf den erstorbenen Firnis ausüben.

Dennoch wird das ‚Putzen‘, also das Abdecken der Firnisschichten oft unvermeidlich, namentlich wenn es gilt, darunter sitzende nachgedunkelte Retuschen zu entfernen. Die Ätzmittel, mit denen der Restaurator bei dieser Handhabung, die höchste Vorsicht und Gewissenhaftigkeit fordert, gegen alte und hart gewordene Übermalungen vorgeht, müssen so scharf sein, daß sie auch den Bestand des echten Farbkörpers gefährden. Die Kunst besteht darin, scharfsichtig und feinfühlig im rechten Augenblick: sowie das Original berührt wird, innezuhalten.

Segensreich und fruchtbar im Sinne unbedingt vollkommener ‚Wiederherstellung‘ ist das ‚Putzen‘ namentlich insofern, wie unter den alten Umrahmungen, die zu entfernen glückt, das Ursprüngliche wohl erhalten zutage tritt. Es zeigt sich nicht selten, daß zu leichtfertiger vermeintlicher Verbesserung, durchaus nicht nur zur Ausfüllung von Löchern das Original dreist übergangen worden war.

Brauche ich noch den Restaurator, wie er sein soll oder sollte, mit seiner Begabung, seiner Geistesart und seinem Charakter zu schildern, nachdem ich den Kreis seiner Pflichten umschrieben habe? Gewöhnlich ist er Maler oder doch Maler gewesen, hat alte Bilder kopiert, doch darf er sich nicht als Künstler fühlen und muß auf Schaffensfreude verzichten, die ihm ja zum Triumph über den Erfolg von Fälscherkünsten werden müßte. Glücklicher über ein Stück alter Farbe, groß wie ein Fingernagel, das er entdeckt, als über ein Stück, groß wie eine Handfläche, das er erfunden hat, unterdrückt er Ehrgeiz und Anspruch auf laute und offenbare Erfolge. Sein Werk bringt ihm keinen Ruhm, weil, was davon sichtbar wird, nicht gut, und was daran gut ist, verborgen bleibt. Nur vor dem kranken Bild wird von dem Arzt gesprochen; kein Bild berichtet dankbar, daß es geheilt worden sei.

Ehemals gingen die Restauratoren in Sammetjacken umher. Ihr überheblicher, in Scharlatanerie ausartender Glaube, von Grund aus und ganz allein die alten Meister zu verstehen, sie fortsetzen, ja verbessern zu können, hat viel Unheil angerichtet. Heut ist solcher Wahn nicht mehr erträglich. Die Kennerschaft, die aus der Erfahrung des Restaurierens erwächst, muß mit Bescheidenheit verbunden sein und die Gesinnung mit Pietät und Ehrfurcht erfüllen. Die hohe Meinung von der Unerreichbarkeit, Unnachahmlichkeit und Undurchschaubarkeit der alten Malkunst leitet und beseelt eine zarte und geduldige Arbeit, die nicht aus Büchern, nicht auf Hochschulen zu lernen ist, sondern in mündlicher Überlieferung vom Meister auf den Gesellen, vom Vater auf den Sohn vererbt wird.



Berliner Bühnen. Von Dr. Paul Weiglin

Rolf Lauckner: ‚Christa die Tante‘ — Hermann Kesser: ‚Summa Summarum‘ — Harry Kahn: ‚Krach‘ — Ernst Toller: ‚Die Wandlung‘ — Schiller: ‚Kabale und Liebe‘ — August Strindberg: ‚Kameraden‘ — Georg Kaiser: ‚Die Bürger von Calais‘ — Heinrich Pfeiffer: ‚Die letzten Ritter‘ — Pfitzner: ‚Palestrina‘ — Montemezzi: ‚Die Liebe dreier Könige — Operette

Zu dem ersten Bühnenerfolg, den Rolf Lauckner im vorigen Winter mit dem ‚Sturz des Apostels Paulus‘ in einer Aufführung der Kammerspiele des Deutschen Theaters errang, hat er sich jetzt im Lessing-Theater einen zweiten geholt, und zwar einen nachhaltigen und volkstümlichen. Das neue Stück ‚Christa die Tante‘ folgt im Aufbau demselben Grundsatz einer lockeren Aneinanderreihung von Bildern. Es stellt wie das frühere Drama einen Menschen von seltsamer Gemütsverfassung in eine bedenkenlose und nüchterne Welt, vor der er sich endlich in müder Bescheidung ergeben muß. Nur ist die Frage, um die es sich bei Tante Christa dreht, gespannterer Aufmerksamkeit gewiß als die religiöse Schwärmerei des Apostels und Barbiers. Das Schicksal der alten Jungfer ist schon einmal im wirklichen Leben vorgekommen; wer nicht ganz gedankenlos und herzlos ist, hat die Einsamkeit eines um seine Bestimmung geprellten Mädchens ernster angesehen, als es die Zeichner der ‚Fliegenden Blätter‘ zu tun pflegen.

„Manch einer, manch eine hat ihr ganzes Leben keine solche Nacht wie wir, und schreit nach dieser Stunde und verflucht die Eltern und verflucht die Jugend und gäbe den ganzen Rest dafür, einmal so heiß zu brennen und so im Arm des andern auszuhalten ...“



Maya Hart und Curt Vespermann als Mariechen und Walter in Rolf Lauckners Drama ‚Christa die Tante‘. Lessing-Theater (Aufnahme Atelier Vita)

Diese Worte stammelt der siebzehnjährige Walter seinem Mariechen zu, der Schutzmannstochter, mit der er den ersten Rausch der Liebe genießt, und Tante Christa, deren Sinne zu den gleichen Wonnen mit späten Gluten drängen, steht im Schatten als unfreiwillige Lauscherin. Dieser Auftritt, der sich bis zu der Kühnheit steigert, daß Christa an das Schlüsselloch der Tür kriecht, hinter der die Liebenden verschwunden sind, denn sie will das Leben wenigstens sehen, bildet den Gipfel des Dramas. Eine zweite Höhe wird in jener anderen Szene erklommen, wo Christa, nicht mehr Herr über sich selbst, von dem jungen Neffen anderes verlangt als den Vortrag der horazischen Ode, die das Gleichmaß der Seele preist. Sie läßt das Licht auslöschen, umarmt und küßt den erschreckten Jungen und flüstert ihm ‚krächzend leise' zu: „Wilder, mein Bübchen, heiß ... Kochen die Lippen dir? ..." Mit dem entsetzten Ausruf: „Du bist verrückt!" stößt Walter sie von sich. Zuckend sinkt Christa auf ihr Bett. Was folgt, ist auf dem Wege über eine schwere Krankheit die Ergebung in den Frost und das Dunkel der Jahre.



Die Filmschauspielerin Egede Nissen als Ladislawa von Händell-Krauischken in Harry Kahns Komödie ‚Krach' Kleines Schauspielhaus (Aufnahme Atelier Vita)

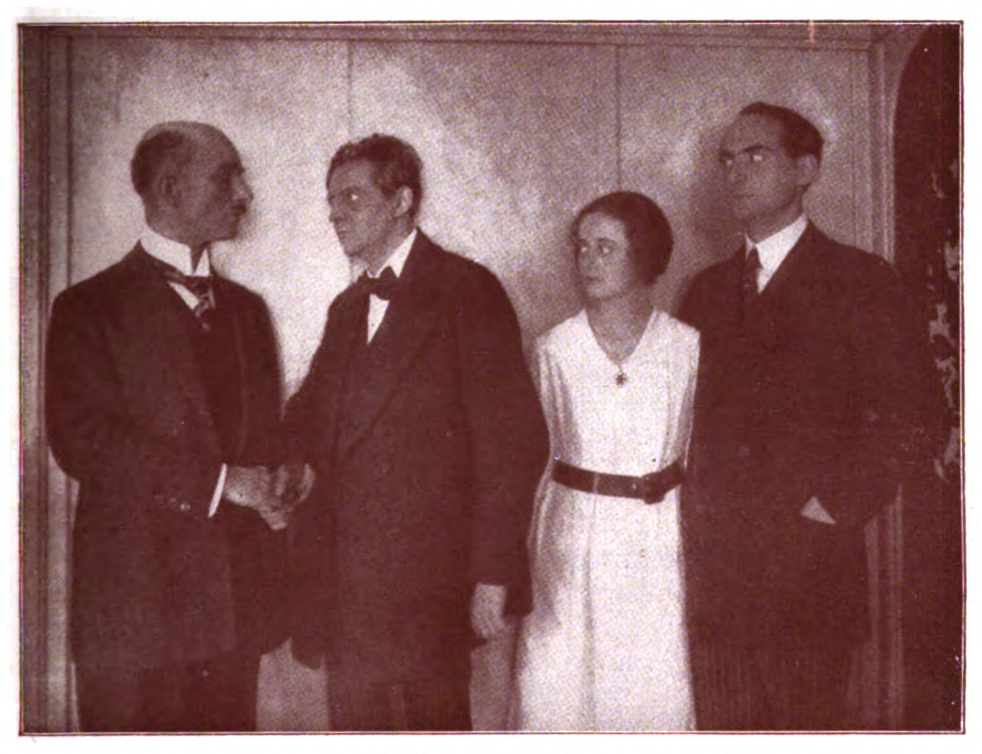
Manchen wird den Stoff, der hier behandelt ist, abstoßen. Um uns mitzureißen, um alle Bedenken, die zahme Vorurteile erheben könnten, verstummen zu machen, bedurfte es nur äußerster Rücksichtslosigkeit von seiten des Dichters. Über diese verfügt aber Lauckner nicht. Er ist der Stiefsohn Sudermanns, und wenn das auch nur ein sehr loses Verwandtschaftsband ist: er hat etwas von dessen halbschlächtigem Empfinden. Er ist reich an dichterisch schönen Einfällen, er hat Sinn für dramatische Verwicklungen, er versteht die Eitelkeiten und Roheiten dumpfen Philistertums überzeugend und humoristisch zu schildern. Aber sein Gefühl ist nicht rein, sein Wille nicht stark. Er unterliegt den Reizen einer trügerischen Sentimentalität. Es würde ihm eigentlich gut stehen, wenn er die Tante Christa nicht bloß zu Anfang und zu Ende, sondern durchgehend melodramatisch auffaßte, so daß sich das Drama in eine Elegie verwandelte. Davor scheut er zurück. Es erscheint ihm abgeschmackt und veraltet. Er will sich nicht neben Benedix sondern Strindberg stellen. Er ist ein starker Mann, dem es nicht auf ein paar Derbheiten ankommt. Er kennt den seelischen und körperlichen Zustand eines alternden und unbefriedigten Mädchens so gut wie ein zünftiger Mediziner. Er schlägt auf den Tisch und benimmt sich rücksichtslos. Er nennt das Kind beim



Ilka Grüning als Christa und Curt Vespermann als Walter in ‚Christa die Tante' Lessing-Theater (Aufnahme Atelier Vita)

rechten Namen, und wo unser Deutsch nicht ausreicht, nimmt er das Latein zu Hilfe. Tante Christa kann Horaz lesen und hat sich um Vokabeln gekümmert, auf die kein Primaner stößt. Aber dann erschrickt Lauckner vor sich selbst. Er sammelt seine Prosa in jambischen Fluß. Er wird wehmütig, sinnig. Die nackte Grausamkeit der Geschehnisse verdämmert. Es ist eigentlich alles nicht so schlimm gewesen, und uns bleibt die Erwägung, ob es leichtfertig oder berechnend von dem Dichter war, uns vor Geheimnisse zu führen, die gewöhnlich im Sprechzimmer des Arztes erörtert werden und die nur dann auf die Bühne gehören, wenn der Reiz der künstlerischen Gestaltung größer ist als ihre Peinlichkeit.

Daß das Stück Erfolg hatte, ist nicht zu verwundern. Gerade die Mängel verbürgen ihn. Es riecht rührend nach Lavendel in Tante Christas Stube. Wie wohl das tut! Und dann werden Dinge verhandelt, über die man eigentlich auch in unserem freien Zeitalter nicht spricht. Wie interessant! Auch an heiteren Auftritten fehlt es nicht. Doktor Georgy, Christas Schwager, spielt mit seiner Frau Schweinchenschlachten, und seine Beschränktheit wird mit einem Orden belohnt. Das macht Spaß. Wie viel geschmackvoller und vorurteilsloser ist man da selbst! Das sind so Mittel, mit denen auch Sudermann seinem Publikum zu schmeicheln versteht, wenn es nach des Ernstes mehr als nötiger Menge einer Erholung bedarf. In der Aufführung des Lessing-Theaters machten sich diese Zwischenspiele über Gebühr breit, woran weniger Hanns Fischer, der den Doktor gab, schuld war als seine Partnerin, die sich das einmal fallende Wort hatte gesagt sein lassen, daß die Ehe das Staubecken der Unzucht sei. Die Christa spielte Ilka Grüning. Man kennt die meisterhafte Charakterdarstellerin in den Rollen der Alten, etwa der Mutter Aase im ‚Peer Gynt', die zu ihren vollendeten Leistungen zählt. Als Christa half sie dem Dichter nicht. Sie ist nicht schlank wie eine Zwanzigjährige, die fremdes Brot nicht nährt, sondern von einer fraulichen Fülle, durchaus mütterlich, und deshalb stößt sie in dem entscheidenden Auftritt mit ihrem Neffen nicht nur diesen, sondern auch den Zuschauer ab. Man hat kein Mitleid mit ihrer Schwäche. Man versteht sie nicht, weil man ihr die Unfruchtbarkeit ihrer Jahre nicht glaubt. Daß es trotzdem einen Gewinn bedeutete, diese Künstlerin zu sehen, bedarf kaum der Untersuchung. Mehr als einmal ging sie in ihrer Wirkung über die Grenzen hinaus, die ihr ihre Erscheinung in diesem Fall gesetzt



Aus Hermann Kessers ‚Summa Summarum'. Kleines Theater (Aufnahme Atelier Vita)
Von links nach rechts: Hans Junkermann als Baron, Willi Kaiser als Martin Jochner, Regula Keller als Lissy, Gustav Rodegg als Sekretär





Ernst Dernburg als Präsident von Walter (links) und Reinhold Schünzel als Hofmarschall von Kalb (rechts) in Schillers ‚Kabale und Liebe'. Theater in der Königgrätzer Straße (Aufnahmen Atelier Vita)

hat, und ihre Stimme klingt wie ein weiches Cello. Für den Vortrag der Lyrik, an der das Stück so reich ist, konnte sich Lauckner niemand Besseres wünschen. Wer die Grüning gehört hat, sehnt sich nach dem Buch, um diesen musikalischen Genuß noch einmal zu erleben. Für den Walter hatte das Lessing-Theater in Kurt Vespermann einen frischen Darsteller, dem die Vortäuschung grüner, sehnsüchtiger Jugend so gut gelang wie Maya Hart in der Rolle Mariechens.

Wenn man das Buch liest, in dem das Drama von einem lyrischen Vor- und Nachwort eingerahmt wird, gerät man in Zweifel, ob die Bühnenbilder von Cesar Klein die passenden sind (Buchausgabe bei Erich Reiß, Berlin). Das Drama hat gar nichts mit dem Willen zum Umsturz zu tun, der den Werken unsrer dichtenden und bildenden Jugend eigen ist. Warum diese rohen Dekorationen, in die sich der nicht expressionistisch stilisierte Mensch so schlecht fügt? Gewiß, es sollte hier alles auf den seelischen Ausdruck gestellt werden. Man sollte sich von Äußerlichkeiten nicht ablenken lassen. Aber gerade die Nebensachen sprechen in diesem Stück ein gewichtiges Wort. Hätte es nicht seinen Reiz gehabt, das Altjungfernstübchen Tante Christas aufzubauen und in seiner Traulichkeit das Trauerspiel einer hemmungslos gewordenen Leidenschaft darzustellen? Rufen nicht die Szenen zwischen dem Doktor Georgy und seiner Frau nach der muffigen Gemütlichkeit einer in törichten Zänkereien und täppischen Liebkosungen verfließenden Dutzendehe? Die ‚moderne' Ausstattung offenbarte nur doppelt deutlich, daß dieses Stück nach neuen Wirkungen strebt und sich doch im hergebrachten Geleise bewegt.

‚Christa die Tante' hatte Erfolg; die Tragikomödie ‚Summa Summarum', mit der Georg Altmans ‚Kleines Theater' die Winterspielzeit eröffnete, beschwor den ersten Skandal herauf. Man erkannte nicht, daß der Schweizer Hermann Kesser sich hier auf ein Feld begeben hatte, das bei uns so gut wie völlig brachliegt: das des politischen Dramas. Gewiß ist das Wagnis nicht rein geglückt. Kessers Begabung ist nicht leicht und stark genug, um seinen Vorwurf irdischer Schwere zu entkleiden, ihn zum Spiel zu verflüchtigen. Er ist trocken und erspart uns den politischen Leitartikel nicht. Aber in einer Zeit, wo uns die ehemals führenden Männer mit ihren Erinnerungen überschütten, hätten politisch reizbare Zuschauer aufgemerkt, wenn ein Dichter es wagt, das Schicksal einer in einem ungeheuren Zusammenbruch gescheiterten Größe aufzudecken. Kesser hat sein Stück im Jahre 1917 geschrieben, zu einer Zeit, wo man die



Maria Orska als Lady Milford in Schillers „Kabale und Liebe“
Theater in der Königgrätzer Straße (Aufnahme Atelier Vita)

Bedeutung des Dramas für den Tag nur ahnen konnte. Ein Staatsmann hat mit seiner Politik seinen Fürsten und sein Vaterland ins Unglück gestürzt. Ein Krieg ist verloren, der Fürst abgesetzt, die Republik ausgerufen. Der Baron hat sich mit seiner Frau und seiner Tochter in strengste Einsamkeit zurückgezogen und schreibt seine Erinnerungen. Sein junger Sekretär, der sich den Gedanken des sozialistischen Politikers Martin Jochner hingegeben hat, bemerkt zu seinem freudigen Erstaunen, daß der Aristokrat und Reaktionär im Grunde seines Herzens ein freisinniger Mann ist,

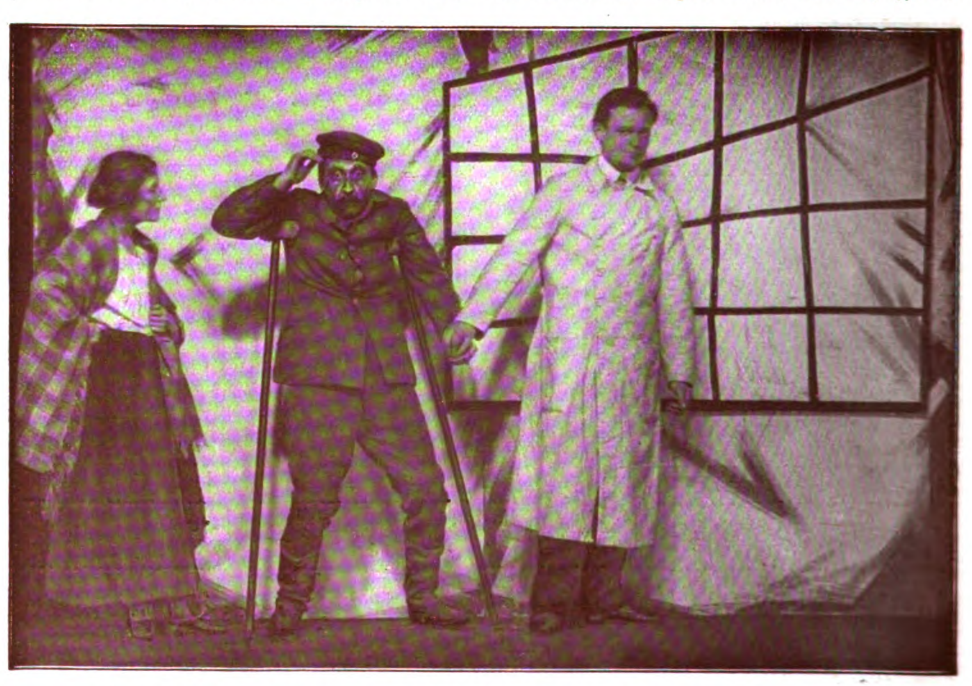
und will ihn bestimmen, an der entscheidenden Stelle seines Buches ohne Rücksicht auf ehemalige Majestät zu bekennen, was war, wie er das Unheil kommen sah und ihm, an allerhöchste Torheiten gebunden, nicht zu steuern vermochte. Dagegen spielt die Baronin, während Lissy die Partei des Geliebten nimmt. Zugeständnisse, die der Baron der neuen Zeit in seinen vier Wänden gemacht hat, bringen ihm eine öffentliche Huldigung der Arbeiterschaft ein. Er stirbt, zwiefach geschlagen, von der Vergangenheit, die ihm sein Tun in ein bedenkliches Licht rückt, von der Zukunft, gegen die er sich verschließen möchte und deren Recht er doch im Innersten anerkennen muß.

Kesser erweist sich in diesem Stück als ein Meister der Zusammenballung des Ausdrucks wie der Handlung. Die Komödie spielt sich in einem einzigen Aufzug ab. Das Wagnis ist künstlerisch gelungen, bleibt aber eine Unvorsichtigkeit. Wir sind nicht gewohnt, einem spröden Stoff so lange unsre Aufmerksamkeit zu schenken. Das bißchen Liebe, womit er aufgeputzt ist, genügt den meisten nicht. Der Humor, der in dem tragischen Helden steckt, ist nicht jedermanns Sache, und um sich von dem Gegenwartswert des Stückes hinreißen zu lassen, sind viele dieser Gegenwart allzu müde. Politik ist eben auch im Theater unsre schwache Seite, und wenn ein Dichter damit etwas anzufangen versteht, findet er kein Publikum.

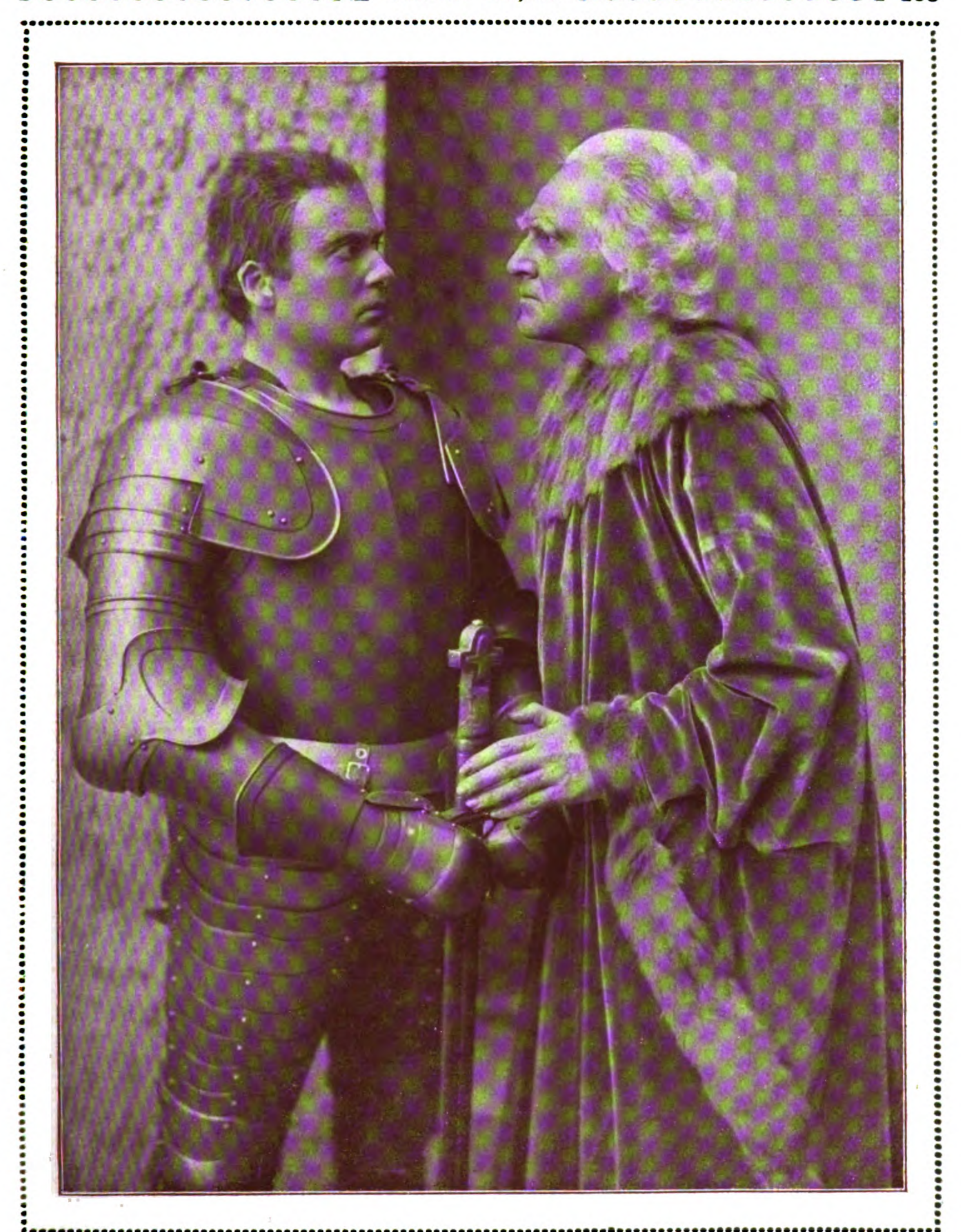


Alfred Abel als Axel und Maria Orska als Bertha in Strindbergs ‚Kameraden' Theater in der Königgrätzer Straße (Aufnahme Atelier Vita)

Die Aufführung brachte eine Überraschung. Hans Junkermann, den die Berliner sonst als verliebten Schwerenöter kennen, spielte

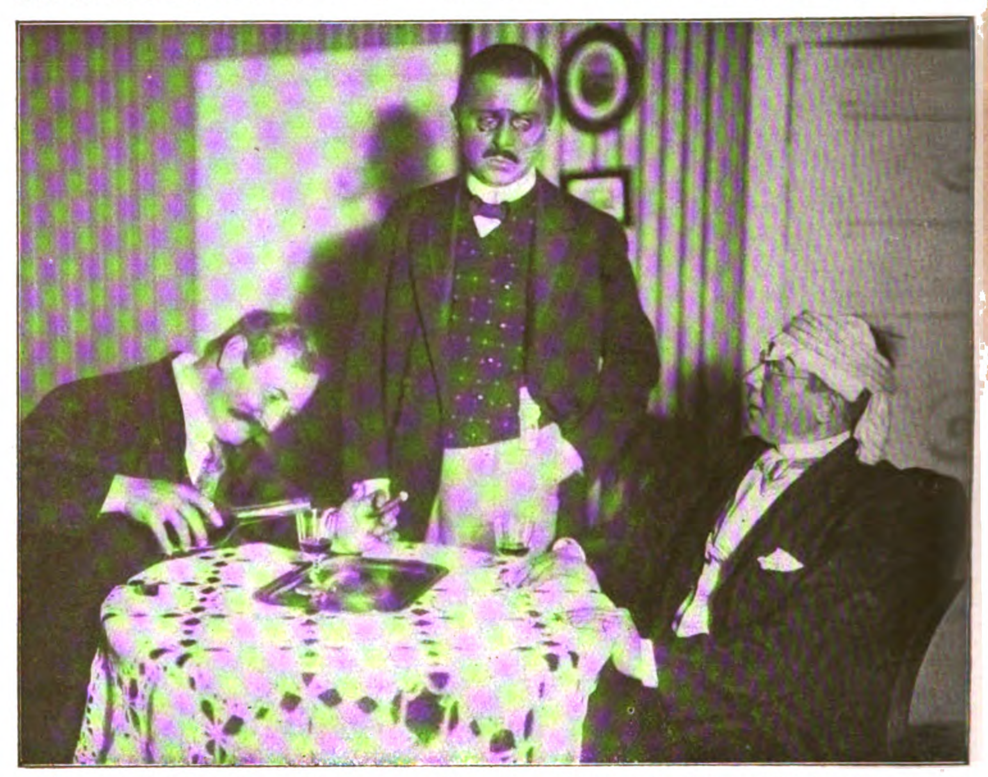


Aus Ernst Tollers ‚Wandlung'. Theater ‚Die Tribüne' (Aufnahme Atelier Rieß)
Von links nach rechts: Die Kriegsinvalidin (Else Ehser), der Kriegsinvalide (Fritz Jeßner), Friedrich (Fritz Kortner)



E. Stahl-Nachbaur als Eustache de St. Pierre und Leo Viktor als Duguesclins, Hauptmann des Königs von Frankreich in Georg Kaisers Bühnenspiel ‚Die Bürger von Calais‘. Volksbühne (Aufnahme Zander & Labisch)

den Baron und legte damit eine Probe für seine Charakterisierungskunst auch im ernsten Fach ab. Er ist noch kein Meister wie etwa Bassermann, der diese Rolle in tausend geistvolle Einzelheiten zerfasert hätte. Er wird der Schwierigkeiten nicht immer Herr und sieht mehr als nötig Leben im Lärm. Aber er erweckte den lebhaften Wunsch, ihn häufiger vor derartige Aufgaben gestellt zu sehen. Gustav Rodegg gab dem Sekretär das Feuer der Jugend. Willi Kaiser war als Politiker Jochner von einer Treuherzigkeit, daß man ihm nicht über den Weg traute, ein Eindruck, der nicht in der Absicht des Dichters liegt. Die Lissy (Regula Keller) hat nicht viel zu bedeuten. Schärfer um-



Aus der Komödie ‚Die letzten Ritter' von Heinrich Pfeiffer. Deutsches Künstlertheater (Aufnahme Zander & Labisch). Von links nach rechts: Carl Wallauer als Schellbach, Rudolf Klein-Rogge als Buttler, Hanns Fischer als Kleinmichel

rissen ist die andere Frauengestalt des Stücks, die Gattin des Barons, von Hermine Sterler mit der Vornehmheit der herrschgewohnten Dame dargestellt.

Wie hoch Kessers Leistung einzuschätzen ist, zeigt ein anderes Stück, das das ‚Kleine Schauspielhaus', die Schwesterbühne des ‚Kleinen Theaters', aufführte. Das Theater befindet sich in der Hochschule für Musik. Während des Sommers hat Reinhardt darin Wedekinds ‚Büchse der Pandora' vor einem mehr neugierigen als kunstfreudigen Publikum gespielt. Dann hat er es an Dr Georg Altman abgegeben, der damit über die beiden ungemütlichsten Bühnen Berlins verfügt. Er eröffnete in diesem neuen Charlottenburger Hause die Spielzeit mit der Komödie ‚Krach' von Harry Kahn. Der Münchner Musarion-Verlag preist sie als ‚die Komödie des politischen Schieber- und Literatentums' an. Es wird uns mitgeteilt, daß das Stück am 14. September 1918, also vor Ausbruch der Revolution, vollendet wurde. Es spielt in Berlin und München ein Vierteljahr vor dem Kriege und ist vollgepackt mit dem Ekel an dem Geschmeiß, das selbst, wenn der Weltbrand ausbricht, mit schmutzigen Töpfen gelaufen kommt, um seine Suppe daran zu kochen. Die Komödie zieht sich mit einer dünnen Handlung durch fünf Akte. Es wird unendlich viel geredet und gegeistreichelt. Die Kritik der Zeit oder wenigstens der Literatencafés übt der Schriftsteller Hermann Schäff, den der Verfasser selber spielt. Man kann nicht leugnen: er hat recht, aber er behandelt die Sache mit einer uns fremdartig berührenden kalten Schärfe. Man glaubt ihm seinen Ernst nicht, und wenn er den Schatten Kleists beschwört, empfindet man die jüdelnde Redeweise, in der das ganze Stück geschrieben ist, wie eine Ohrfeige.

‚Krach' ist der Name einer Zeitschrift, die Doktor Hilmar Herzmansky in München gründet, wo alles möglich ist und wo es für einen hohlen Macher Geld und Frauen die Menge gibt. Eigentlich heißt er Herrschmann und stammt aus dem Posenschen. Der ‚Krach' verkracht natürlich. Aber Herzmansky bleibt obenauf. Der Revoluzzer, dessen Ehrgeiz war, daß die erste Nummer des ‚Krach' von der Zensur verboten wurde, wird der schriftstellerische Herold einer Konservativ-Reaktionär-Agrarischen Korporation, geht jedoch mit der Gattin seines neuen Auftraggebers, des Rittergutsbesitzers Egard von Händell-Krauischken, durch und bleibt mit ihr da hängen, wohin sie gehören: in der Welt des Films, in der Gesellschaft des Herrn Mac O' Swin, Direktors der Lagos,

einer Kinogesellschaft, der auch schon beinah vergessen hat, daß er Herr Oppenheim aus Temesvar ist.

Die Aufführung vermochte diese herzlose Komödie nicht zu erwärmen. Lugustids trockener Humor kam in der mageren Rolle des Verlegers Guldstein nur spärlich zur Geltung. Hermann Vallentin war es als O'Swin leichter gemacht, Leben auf die Bühne zu bringen. Es war, als ob sich ein Mensch unter Schatten verlaufen habe, und das hatte auch seine Nachteile, denn er wirkte oft so laut, daß man die Pfeile, die der Verfasser auf ihn schießen läßt, nur noch mit Anstrengung surren hörte.

Ein Jude hat im ‚Krach' die Kritik unsrer Zeit und unsrer geistigen Gesellschaft übernommen. Er versucht dabei aufzubauen. Die er bekämpft, sind jedem Ehrlichen zuwider. Wenn wir ihm trotzdem nicht freudig zustimmen, so trägt die Schuld daran, daß er recht eigentlich ohne Liebe ist. Wieviel näher rückt uns da ein Mann, dessen politische Überzeugungen und Bestrebungen uns völlig entgegengesetzt sind, der aber seine Sache mit der begeisterten Beredsamkeit tiefen Erlebens führt. Wir sprechen von **Ernst Toller**, dessen **‚Wandlung'** in dem neuen Theater ‚Die Tribüne' sehr schnell zwei Hasencleversche Stücke, den ‚Retter' und die ‚Entscheidung' (Buchverlag von Paul Cassirer, Berlin), abgelöst hat. Toller, der für seine Führerschaft während der Münchner Spartakuswochen auf der Festung sitzt, ist in seiner Wandlung noch nicht so weit. Die Entwicklung seines Helden Friedrich gipfelt in der Revolution, und wenn er seine Tat in Ketten büßen muß: in Kerkermauern wird das Kind geboren, das der Welt ein Heiland werden, sie in die Freiheit, in die Menschlichkeit führen soll. Toller gibt in diesem ‚Ringen eines Menschen', wie er es nennt, eine Beichte. Wie sein Friedrich ist er, der Jude, voll Hingebung als Freiwilliger in den Krieg gezogen. Auch auf ihn hat das Erlebnis des Schlachtfeldes umstürzende Wirkung gehabt. Als sein Friedrich im Lazarett das Eiserne Kreuz bekommt, hört er zugleich die Botschaft von einem Sieg: Zehntausend Feinde tot! Da packt ihn der Schauder. Was ist der Sinn dieses Massenmordes? Er, der unter aufsässigen Kameraden, von ihnen Fremdling gescholten, den Gedanken des Vaterlandes als etwas Hohes und Heiliges verfochten hatte, beginnt irre zu werden und wird es



Aus der Komödie ‚Die letzten Ritter' von Heinrich Pfeiffer. Deutsches Künstlertheater. (Aufnahme Atelier Vita). Von links nach rechts: Rita Helling als Mieze, Eugen Klöpfer als Petermann, Carl Wallauer als Schellbach, Rudolf Klein-Rogge als Buttler

vollends, als er heimgekehrt den Jammer sieht, der im Gefolge des Krieges schleicht.

So eine Wandlung ist verständlich, und man wird sie ehren, auch wenn man sagen muß, daß sich in deutschen Herzen die Heiligkeit vaterländischen Empfindens nicht so zertrümmern läßt, wie der jüdische Bildhauer seine Statue in Stücken schlägt. Aber wenn man von diesem politischen Einwand absieht, bietet das Stück des Fesselnden genug. Es ist ein Drama ohne äußere Handlung und Verwicklung, ganz allein in die Seele des Helden verpflanzt. Wer die Bühne betritt, ist nur insofern Mitspieler, als er der Hauptperson weiterhilft; für sich betrachtet hat er keinerlei Bedeutung. In seiner Szenenführung geht Toller auf die frühen Anfänge des Dramas zurück. Seine Gestalten treten auf, sagen ihr Sprüchlein und verschwinden wie in einer Sachsschen Tragödie. Diese technische Vereinfachung geht mit der Kraßheit des Ausdrucks Hand in Hand. Auch das seelische Erleben ist in wenigen starken Umrissen zusammengefaßt und steigert sich an entscheidenden Stellen vom menschlichen Wort zum tierischen Schrei. Der Jammer des Schlachtfeldes, das Elend der Verwundeten, die Verzweiflung der Hungernden wird zu einem nervenzerreißenden Chor des Entsetzens. Wie in mittelalterlichen Spielen gesellt sich der Tod dem Menschen. Gerippe tanzen klappernd im Drahtverhau. Aus jedem Wort atmet wachsender Haß gegen das, was uns ein Heiligtum ist: Vaterland.

Ehrlich meint es dieser Ahasver zweifellos, und wenn wir in unserm deutschen Empfinden sattelfester wären, würde dieser Menschheitsfanatiker ein Recht haben, von der Bühne gehört zu werden. So aber fragt man sich: werden hier nicht Wunden aufgerissen und Leidenschaften aufgewühlt, die Ruhe brauchen, um zu heilen und abzuebben? Doch keine Sorge! Die ‚Tribüne‘ ist ein teures Theater. Man geht hin, weil es das Neueste ist.

Nicht nur in der Wahl ihrer Stücke, sondern auch in ihrer Ausstattung geht die ‚Tribüne‘ am kühnsten vor. Es ist ein Saaltheater, ein paar Stufen führen zu der kleinen Bühne empor. Diese selbst ist mit einem schwarzen Tuch ausgeschlagen. Als Dekoration dient für jedes Bild ein einfaches Versatzstück, gemalt von Robert Neppach in jenem expressionistischen Stil, der uns in seiner Sorglosigkeit um Perspektive immer noch an Kinderhände erinnert. Ein Stück Mauer mit einem schiefen Fenster: Stube; eine blauweiße Wand: Lazarett; etwas Gelbes mit der Andeutung von Granattrichtern: Schlachtfeld — das genügt, und es genügt wirklich. Es soll hier keinem „wirklichen oder vorgestellten Leben nachgeeifert, sondern nur das erkennende, befeuernde Wort geheiligt, dem reinen Geist gedient werden“. So beschreibt das Theater selbst seine Aufgabe. Am schwersten hat es dabei der Schauspieler, der, einzig auf Wort und Gebärde angewiesen, sich der zahllosen Hilfen nicht bedienen kann, die ihm sonst die Ausstattung bietet. Man möchte jedem Künstler eine solche spartanische Schule der Einfachheit gönnen, wie sie die Mitglieder der ‚Tribüne‘ durchmachen. Daß man ohne viel Drum und Dran zu wirken vermag, beweisen sie jeden Abend.

Das wichtigste und menschlichste Revolutionsstück unserer Literatur führte das Theater in der Königgrätzer Straße auf: Schillers ‚Kabale und Liebe‘. Die Aufführung erweckte Erinnerungen an jenen Abend vor elf Jahren, als Reinhardt das fünfundzwanzigjährige Bestehen des ‚Deutschen Theaters‘ feierte. Paul Wegener, Harry Walden, Tilla Durieux, Alfred Abel, Wilhelm Diegelmann, Hedwig Wangel, Lucie Höflich, Hans Waßmann, Hans Pagay — so viel Namen von Bedeutung und Glanz! Ein Wettbewerb hiermit war nicht gut möglich, auch wenn Abel wie damals den Wurm spielte: glatt, bieder, bürgerlich wohlanständig und doch von eiserner Bosheit. Die Aufführung schwankte. Sie wußte nicht, ob sie Schiller in die Rousseau-Stimmung folgen oder sich dem Naturalismus Brahmschen Angedenkens verpflichten sollte. Ellen Herz als Luise ist noch nicht reif genug, um uns durch den Überschwang ihrer Worte zu einem Gefühl zu führen. Hartau als Miller ließ viele ergreifende Stellen zu Boden fallen. Schünzel als Kalb erreichte mit seiner weibischen Fistelstimme selten mehr als eine lächerliche Wirkung. Nur ein künstliches Feuerwerk bot Riemann als Ferdinand. Mit Vergnügen jedoch ließ man sich den Präsidenten Dernburgs vorspielen: eine glatte, vornehme Leistung alten Stils. Das Ereignis des Abends war Maria Orska als Lady Milford. Kurz vorher hatte sie mit Abel in einer meisterhaften Neueinstudierung der Strindbergschen ‚Kameraden‘ die Bertha gespielt: launisch, verwöhnt, boshaft, beschränkt, eitel, gefallsüchtig, kurzum: ganz Schlange, eine in sich vollkommene Leistung. Man war gespannt, wie diese zartnervige, empfindliche und reizbare Künstlerin die Milford auffassen würde. Sie befremdete. Sie gab sich Moissisch und hatte sich eine singende, ausländische Sprechweise zurechtgelegt und wirkte eher wie eine Polin denn als Engländerin. Aber so seltsam diese Milford war: Schiller half auch dieser aus der Art geschlagenen Künstlerin, und wer sie gesehen hat, wird sie als eine merkwürdig anziehende Spiegelung eines längst vertraut geglaubten Menschen im Gedächtnis tragen.

Die Volksbühne, die sich schon im vorigen Winter neben Max Reinhardt um Georg Kaiser bemüht hat, führte dessen ‚Bürger von Calais‘ auf, ein Stück, das noch nichts von der für den Dichter bezeichnend gewordenen Knappheit verrät, sondern in langen und oft dunkeln Reden schwelgt.



Holger Börgersen und Hertha Stolzenberg in Montemezzis neuer Oper
‚Die Liebe dreier Könige'. Deutsches Opernhaus, Charlottenburg (Aufnahme Atelier Vita)

Es handelt sich darin um den auch durch Rodins Kunst verherrlichten Opfermut der Bürger von Calais, die sich, um ihre Stadt vor der Rache des englischen Königs zu retten, dem Opfertode freiwillig darbieten. Ihr Führer ist Eustache de St. Pierre. Er erklärt gegen den Hauptmann des Königs von Frankreich Duguesclins, daß das friedlich-stolze Werk des Hafens höher zu bewerten ist als das Schauspiel eines soldatischen Verzweiflungskampfes. Er läutert seine Todesgenossen zur Bewußtheit ihres Opferganges, indem er ihnen, die zum Schluß begnadigt werden, im Tode vorangeht.

Der Prunk von Kaisers Sprache, dem man sich beim Lesen gern hingibt (Verlag von Gustav Kiepenheuer, Potsdam), stellt die Geduld und Aufnahmefähigkeit des Hörers auf eine harte Probe, selbst wenn ein so klarer Sprecher wie Stahl-Nachbaur den beredten Alten spielt und von anderen wie Leo Viktor als Hauptmann und Helene Fehdmer in der rührenden Rolle einer Mutter unterstützt wird. Wichtig ist der Chor, den Paul Legband nach Reinhardtschem Muster einstudiert hatte, ohne die mühelose Beweglichkeit, die ihm vorschwebte, ganz zu erreichen.

Eine neue Komödie sind ‚Die letzten Ritter', die Heinrich Pfeiffer im Deutschen Künstlertheater vorführte. Der Sturm gegen das Korpsstudententum ist nicht das Wesentliche daran. Zu beachten sind vielmehr die erfreulichen Ansätze zu einer Charakterkomödie. Dieser durchgefallene Referendar und erfolgreiche Kolonialwarenhändler Paul Kleinmichel, der in seiner kindlichen Schwärmerei für die alte Burschenherrlichkeit in ein blödes Duell verwickelt wird und nichts sehnlicher wünscht, als wegen des offenen Ladens für satisfaktionsunfähig erklärt zu werden, ist in seinem Gemisch von bürgerlicher Vernunft und kommentmäßigem Dünkel eine humoristische Gestalt, zumal wenn sie von dem aus Dresden entführten Hanns Fischer mit entzückender Laune gespielt wird. Und wie hübsch ist die Umwelt gesehen: Kleinmichels bequem gewordene hübsche Frau, der gemütliche Katasterkontrolleur Schellbach, der korrekte Doktor Buttler, der verschuldete Landwirt Petermann mit seiner Mieze, das ewig gekränkte Fräulein von Engel — da steckt Leben, und ihm zuliebe läßt man es sich gefallen, daß die Handlung sehr langsam in Fluß kommt und dürftig bleibt.

Die Staatsoper hat Pfitzners ‚Palestrina' aufgeführt und mit diesem schwerverständlichen Werk keinen lauten Erfolg erzielt. Es gibt der Bühne zu wenig von dem, was sie mit Recht beanspruchen darf. Es steht jenseits des Dramas und ist eigentlich ein gewaltiges Oratorium. Im ‚Deutschen Opernhause' errang Montemezzis ‚Liebe dreier Könige' dauernden Beifall. Bei Hertha Stolzenberg und Holger Börgersen lagen die Hauptrollen. Eine der seltenen neuen Operetten, die man ohne Beschwerden anhören und ansehen kann, ist die ‚Frau im Hermelin'. Das Motiv der Monna Vanna ist hier mit keckem Witz ins Operettenhafte verpflanzt. Es bedarf einer so taktvollen Aufführung wie der des Theaters des Westens, um das Gewagte nicht geschmacklos, das Prickelnde nicht lüstern erscheinen zu lassen.



Margit Suchy als Mariana und Carl Grünwald als Oberst Paltitsch in der Operette ‚Die Frau im Hermelin'. Theater des Westens (Aufnahme Atelier Willinger)

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Wilhelm Schäfer: Erzählende Schriften, Band 1—4 (München, Georg Müller) — Albrecht Schaeffer: Gudula oder Die Dauer des Lebens (Leipzig, Insel-Verlag) — Wilhelm v. Scholz: Die Beichte (München, Georg Müller) — Emil Hadina: Suchende Liebe (Leipzig, L. Staadmann) — Th. Storm und Ed. Mörike. Briefwechsel (Stuttgart, Julius Hofmann) — Storms Sämtliche Werke, herausgegeben von Alb. Köster (Leipzig, Insel-Verlag) — Die schönsten Novellen der italienischen Renaissance (Zürich, Orell Füßli)

Schäfer und Schaeffer — ich stelle sie zusammen, damit der Leser sie auseinanderhalte. An die Spitze stelle ich sie, weil beide in die erste Linie unserer gegenwärtigen Erzähler gehören. Schäfer ist wohl der bekanntere, schon weil er unlängst fünfzig Jahre alt wurde — das ist für Dichter, die ihre Wege einsam gehen und keine Beziehungen zum Markt, zur Börse der Zeitliteratur haben, gewöhnlich die erste Stufe zur Berühmtheit, weil der behende Feuilletonist da gerne seine Feder wetzt —: er weiß, daß sowohl die Zeitung wie die Zeitschrift ihre erste Silbe nicht außer acht lassen dürfen ... Hiermit soll nichts gegen diesen Brauch, so schematisch er ist, gesagt sein: besser der Dutzendleser erfährt bei solcher Gelegenheit etwas vom Vorhandensein eines Poeten, als daß er überhaupt nichts davon erfährt. Zu beklagen ist, wer von den ‚Ungefragten' mit neunundvierzig Jahren stirbt. Was nützt ihm der geistreichste Nekrolog? Im Ernst: der fünfzigste Geburtstag war wohl auch für den Verlag der Anlaß zur vorliegenden Sammlung der Schriften Wilhelm Schäfers, von der bisher vier stattliche Bände erschienen sind, eines Grußes und einer Betrachtung wohl wert. Die ersten beiden Bände bringen die Anekdoten und die übrigen kleinen Erzählungen des rheinischen Dichters, der gerade hierin ein Meister ganz für sich ist. Wie rein und sauber und klar weiß er eine Begebenheit aus der Hülle des Belanglosen zu schälen! Dem Bildhauer gleich, der mit seinem Werk nicht eher zufrieden ist, als bis jeder Punkt, jede Fläche, jede Rundung und Vertiefung des leuchtenden Marmorkörpers dem Ganzen dient und das Ganze vollendet, arbeitet Schäfer an einer Anekdote. Da ist kein Zuviel, kein Zuwenig, jedes Wort steht an seinem Platz, wo es nicht fehlen, wo es aber auch ebensowenig sich vordrängen oder durch ein pompöses Gefolge von Beiwörtern und Relativsätzen die fließende, schlanke Linie hemmen darf. Im Zusammenpressen von Geschehnissen dort, wo der eigentliche Fluß der Erzählung noch nicht beginnt, also in der Vorgeschichte, ist Schäfer ein Meister, der dem bisher Unerreichten in diesem Punkt, nämlich Heinrich von Kleist, in nächster Nähe steht. Es ist, in Klammern bemerkt, ein eigener Genuß, die Novellen Kleists einmal auf diese ihre ersten Absätze hin zu lesen. Das Geheimnis besteht nicht nur in äußerster Zusammenballung, so daß jede Zeile beinahe den Stoff zu einer Erzählung enthält, sondern es muß auch in diesem Auftakt ein geheimer Magnet verborgen sein, der den Leser sogleich festhält und ihn auf die Geschichte selbst begierig macht, ihn ‚spannt'. Man betrachte von diesem Gesichtswinkel aus etwa den Anfang der Novelle ‚Die Marquise v. O ...', oder des ‚Erdbebens von Chili', oder die beiden ersten Sätze des ‚Zweikampfes'. Und nun vergleiche man Wilhelm Schäfer! Bei ihm beginnt die abenteuerliche Erzählung ‚Die begrabene Hand' wie folgt:

„Während am Martinstag des Jahres 1771 in Mainz die Glocken einer Hand zu Grabe läuteten, die der kaiserliche Oberst Ringier dem Gesandten des Königs von Frankreich im Streit abschlug, hatten viele in den Gassen und Schenken ihren Spott über den hitzigen Raufdegen, der nun als Leidtragender dem winzigen Sarg zu folgen genötigt war; nur wenige ahnten, daß es mehr als die Hand gegolten hatte, und keiner außer dem Gesandten wußte, was für einen Spuk seiner Jugend der eisgraue Oberst damit zu Grabe trug. Erst als er danach noch wunderlich ins hohe Alter und in den Stürmen der Revolution auf seinem bäuerlichen Sitz im Sundgau gewaltsam zu Tode gekommen war, fand sich in seinen Aufzeichnungen der grausame Bericht eines Lebens, das vom Schicksal heimgesucht und in die Spreu geworfen wurde."

Wir sehen hier den Reiz einer ungewöhnlichen, höchst sonderbaren Begebenheit in einer kleinen, verschlossenen Kapsel, in nuce, dargereicht. Es verlangt uns, den Inhalt kennen zu lernen, wir schneiden die Seiten auf und lesen. Keine Frage, daß Kleist, Schäfer und andere Meister der Erzählung von Boccaccio und den ihm nachfolgenden Realisten der Renaissance gelernt haben. Aber sie sind darüber hinausgeschritten, sowohl in bezug auf den Stoff — der sich in jenen Novellen meist auf das Treiben an Fürstenhöfen, auf das Liebesleben junger Edelleute beschränkt — wie auch in der Fülle und Mannigfaltigkeit des Dargestellten. Es ist wohl wert, einmal zu vergleichen, wie eines jener Vorbilder, Boccaccios bekannte

Novelle ‚Federigo und sein Falke', beginnt. Die Ähnlichkeit — der ruhige Erzählerton, sozusagen der gedämpft einsetzende Bariton des Rhapsoden — und die Verschiedenheit sind ohne weiteres erkennbar.

Schäfers Anekdoten und Novellen, auch seine Rheinsagen, die hierhergehören, sind ein unerschöpflich sprudelnder und plaudernder Quell, in dem jeder Tropfen eine seltsame Begebenheit widerspiegelt. Bald geschichtlich, bald aus der Gegenwart und aus dem eigenen Erleben gegriffen, bald ernst und sogar schaurig, gruselig, bald lustig, schelmisch und von echtem Humor übergoldet, immer männlich, gescheit und durchaus deutsch empfunden. — Der dritte und vierte Band enthalten die beiden großen Romane Schäfers: ‚Eine Chronik der Leidenschaft' und ‚Lebenstag eines Menschenfreundes'. Der erste umfaßt die Lebensgeschichte Karl Stauffers, der letzte die Heinrich Pestalozzis. Dort ringt ein reichbegabter Künstler, eine wildtrotzige Natur, die ihre Grenzen unter tragischem Schauer erkennt, mit dem Widerstand und der Lächerlichkeit des Lebens, dem er selber ein Ziel setzt: „Mein Leben war nun einmal auf Presto eingestellt ... Es bleibt mir nur der Sprung ins Rätsel, aus dem mich eine Laune des Schicksals rief, um einmal die Gleichung von Kunst und Leben auch ohne die Bequemlichkeit von einem hinreißenden oder ausreichenden Talent zu machen." Es bezeugt Wilhelm Schäfers weitgespannte Natur, daß er sich in das Dämonische dieser wilden, zur Tragik vorbestimmten Künstlerseele ebenso sicher einfühlt wie in den klugen Ernst und die menschlich schöne Gläubigkeit des großen Erziehers Pestalozzi. Er bezeugt sein feineres Kunstgefühl, daß er in beiden Romanen dem Stoff seinen Stil anpaßt, dort von verhaltener Leidenschaft beflügelt, von verstehender Liebe zur Kunst und zur Natur getragen, hier mit seelischer Innigkeit und sinnender Menschenliebe erfüllt. Beides künstlerisch vollendet in Komposition und Sprache. Schäfers Erzählungen gehören zu den Kleinodien des Schrifttums unserer Zeit, sie sind heraufgeholt aus dem tiefen Schachte der deutschen Seele und funkeln in dem Düster unserer Tage aus eigenem Innenlicht.

Weniger umspannend ist die Peripherie der Erzählungskunst, die wir bisher von Albrecht Schaeffer kennen; auch sein neustes Werk Gudula oder Die Dauer des Lebens verrät seine Herkunft von der Lyrik und von der Romantik. Aber daß dieser feinsinnige Poet mehr kann, als nur die Laute schlagen — wir lauschten beschenkt seiner ‚Amata', seiner ‚Attischen Dämmerung', wir erlebten mit ihm die ‚Heroische Fahrt' seiner neuen Odyssee und blickten wie die Ritter in der Goetheschen Ballade „mutig drein" bei seines ‚Michael Schwertlos' vaterländischen Gedichten — das hat er in seinem ersten Prosawerk ‚Josef Montor' dargetan, diesem grauslichen und doch mit so ruhiger Sicherheit geprägten Erlebnissen seines Helden, die kühn in das Gebiet des Übersinnlichen schweifen. Bei Gudula befremdet zunächst der Untertitel: ‚Die Dauer des Lebens.' Wieso des? Gudula wird hundertundsechs Jahre alt, ist das normal? Wäre nicht ‚Die Dauer eines Lebens' richtiger? Aber bei einem Dichter soll man nachdenken über seine Seltsamkeiten. Und unser Befremden weicht, wenn wir die ganze Erzählung als einen Preisgesang auffassen, als ein Jubellied auf die Fülle und den Reichtum des Menschenlebens —: an farbigem Abglanz nicht nur, auch an Seele, Liebe, treuem Werkeln, hohem Sinnen und Trachten. Gudula folgt den Geboten ihres Genius, der Wärme ihres Herzens, so scheint ihr Leben ohne Grenze. Sie ist eine geborene Prinzessin von Beuglenburg-Trassenburg und wird von ihren beiden letzten Verwandten, ihrer Großmutter, der uralten Herzogin — „auf einer Hüfte gelähmt, sehr schwerhörig und überdies die steifste Person der Welt" — und deren Bruder, dem alten Herzog, dem ‚Astrologen', wie er genannt wurde, weniger erzogen, als sich selbst überlassen. Diese Darstellung ihrer Kindheit und frühsten Mädchenzeit gehört zum Schönsten des zierlichen Büchleins. Kostbar: wie die kleine Prinzessin sich für die langen Stunden steifen Stillsitzens, des ernsten Aufsagens und Gefragtwerdens schadlos hält durch eine Ausgelassenheit auf eigene Hand, besonders im Frühling draußen, wo die Gebüsche des Parks sie verbergen, wo sie im Mondschein auf dem Rasen mit ein paar hinausgeschleppten Bettstücken mutterseelenallein Komödie spielt. Und doch wird dieser Teil der Erzählung noch übertroffen durch den eigentlichen Angelpunkt ihres Lebens (und dieser Dichtung), ihre junge Liebe zu dem Bildhauer Longinus Drolshagen, der im Mausoleum, ganz versteckt von Gartenbäumen, die Sarkophage ihrer Eltern aus Marmor formt. So wunderlich ihr Sich-finden, so fest ihr Sich-halten. Das Paar läßt sich — nachdem Gudel als Modell ihrer ruhenden Mutter sich selber schon Mutter fühlt — in England trauen und zieht dann zur Mutter des Longinus, der Schmiedswitwe im Dorf bei Weimar. Da kommt der Aufstand 1813. Und Longinus geht als Freiwilliger mit. Zum Entsetzen der Gudel. Wie sie ihn in seiner Artillerieuniform sieht, tobt und rast sie gegen das Unbekannte in seinen Augen. „Dann kamen seine Augen zu ihr, und mit tiefer Klarheit sah sie jetzt in ihnen jenen heiligen Glanz, das unbekannte Leuchten des inneren Heiligtums. Sie schauderte. Sie glaubte, wenn sie tiefer hineinsähe, alles darin erkennen zu können, jene ganze glückliche arkadische Landschaft, Wipfel und Säulen und Giebel. Endlich verstand sie nun und begriff im Nu, daß eben dieses nichts als das Männliche war, das sich heute in dieser Weise darstellte; das fremd, aber doch immer vor-

handen gewesen, eben weil er ein Mann war."

Ihre geheime Ahnung findet schlimme Bestätigung: Longinus, seit der Schlacht bei Ligny verschollen, kehrt endlich einarmig, ein unheilbar Trübsinniger zurück. Nur ein Halbgott kann in solchem Falle helfen und er ist nahe — „Goethes Augenbrauen gingen hoch und er horchte" — heißt es an der entscheidenden Stelle; Goethe gelingt es, den schlummernden Genius in Longinus wieder zu wecken. Hiermit hat Schaeffer seine Geschichte erzählt; obwohl Gudula noch 53 Jahre lebt. Was noch folgt, wird auf ein paar Seiten abgetan, wenngleich nichts Geringeres geschieht, als daß Longinus 1848 mit seinen beiden Söhnen auf der Barrikade fällt, Gudula sein Blut trinkt und sich doch noch einmal verheiratet. Auch diesen Gatten überlebt sie und es wird nur angedeutet: „wie sie schließlich also uralt wurde und so krumm wie ein Feuerhaken, zahnlos wie ein Fisch, ein Trümmer, aus dem eine Maus pfeift, und ganz klein auf ihrem gewaltigen Berge ihre Welt von Jean Paul bis zu Wilhelm Raabe, vom Empireschlößchen bis zum Warenhaus im Abendglanz schwimmen sah, und endlich das alles verging in einem ruhigen Seufzer, mit dem sie sich zurechtlegte und die wieder gewachsene Hand des Longinus nach ihr ausgestreckt fand aus dem schweren Dunkel."

Mit diesem Meisterstück einer epischen Verkürzung, das ebenso fein wie kühn ist, nehmen wir für diesmal Abschied von dem Dichter der ‚Gudula', der nur noch zu sehr Künstler für die Kunst, Künstler aus der Kunst ist, um zu unseren ganz großen starken Epikern zu gehören. Man kann sehr wohl sein Schaffensgebiet in der Neuromantik finden und betätigen, aber man braucht darum nicht, seine Belesenheit verratend, mit der Botanisiertrommel in fremden Kunstgärten spazieren zu gehen, oder gar mitten im Fluß einer Erzählung Literaturgeschichte zu treiben (S. 193 f.). Aber der reine Hauch einer hohen Kultur, die Sonnenwärme verklärender Menschlichkeit sind in diese Erzählung gebannt, die sich mit Andacht des verschwenderischen Reichtums deutscher Sprache bedient.

Wie Schaeffer hat sich auch **Wilhelm von Scholz** zuerst als Lyriker einen Namen gemacht — eine gute Herkunft, beiseite gesagt, der beste Adel für Kunst jeder Art, denn bevor der Mund spricht, bevor die Hand bildet, sollte die Seele klingen. Aber Scholz ist auch durch die strenge Form des Dramas, lehrend wie ausübend, geschritten. Und nun scheint es fast, als ob dieser Fünfundvierzigjährige gerade auf dem Acker, den er bisher so gut wie gar nicht bebaut hat, die schönsten Früchte noch ernten kann: auf dem der Erzählung. Wer eine Geschichte wie ‚Der Unkenbrenner' schreiben kann, ist als Novellist den Besten zuzuzählen, die wir haben. Sie steht in der Sammlung von Erzählungen, die Scholz unter dem Namen **Die Beichte** jetzt herausgegeben hat. Der Titel läßt darauf schließen, daß der Dichter die so benannte Novelle für die beste seines Buches hält. Sie wäre es auch, wenn psychologische Spitzfindigkeit und Grübelei, angewendet auf einen geheimnisvollen Kriminalfall, als das Höchste der Erzählungskunst angesehen werden könnte. Tief hat sich Scholz in das Seelenleben dieser Marquise v. R. versenkt, die ihren Gatten, ihren Schwager, ihren Liebsten und noch einen alten Diener vergiftet hat und schließlich, als sie wegen mangelnder Beweise freigesprochen wird, selber das kleine Kristallfläschchen, das schnellen Tod enthält, an ihre Lippen setzt. Ungemein fein sind die Grenzen zwischen Licht und Schatten, die Scholz ja schon als Lyriker mit Vorliebe aufsuchte, die verbindenden Scheidungen von Traum und Wirklichkeit, von Bewußtem und Unbewußtem, von Gut und Böse hier aufgespürt und umschrieben. Ungewöhnlich bestimmt und bei aller Seltsamkeit doch überzeugend ist das Seelenleben der Marquise namentlich in ihren Halbträumen auf dem harten Lager der Untersuchungshaft dargestellt. Der Psychiater und der Dichter arbeiten hier wundersam ineinander. So ist der Kriminalfall hoch hinausgehoben über das, was wir sonst in dieser vielbebauten Plantage wachsen sehen. Immerhin bleibt es ein ‚Fall', ein Einzelfall, gleichsam ein Stamm ohne Äste und Zweige, die in das allgemein Menschliche reichen und mit ihrer Krone dort hinaufstreben, wo die Urkräfte wohnen. Sollte ich den einzelnen Erzählungen dieses Bandes, die übrigens alle lesenswert sind, auch da wo sie in der Skizze stecken bleiben, ihren Rang anweisen, so würde ich den fast kellerischen ‚Unkenbrenner' an die erste, ‚Charlotte Donc' an die zweite (nur ein Berufener skizziert mit wenigen Strichen eine solche Nebengestalt wie den alten Herrn von Joigny mit seinen Hunden) und ‚Die Beichte' an die dritte Stelle setzen. Die Seelenkunde, die Wilhelm von Scholz in diesen, vom Alltäglichen gelösten, Novellen entwickelt, mutet hie und da etwas ergrübelt an, aber sie steht immer auf dem Grundgemäuer der Vernunft und vertrauten Menschenkenntnis. Man fühlt sich, auch in den kleineren Stücken, immer sogleich angezogen und festgehalten. Wahl des Stoffes, Darstellungsart, Sprache und Gedanken verraten den Schriftsteller von Kultur, in dessen Gesellschaft man gern verweilt.

Wenn ich oben die Lyrik als gute Herkunft — man könnte auch sagen als gute Vorfrucht — für andere Dichtungsarten, ja für alle Kunst bezeichnete, so ist das keineswegs so zu verstehen, als müsse man nun aus dem Epos oder Drama noch den Lyriker heraushören. Im Gegenteil: nach der Vorfrucht muß das Feld umgegraben sein, und keine einzelnen Halme dürfen mehr in der jungen Saat stehen bleiben. Scholz hat dies Kunst-

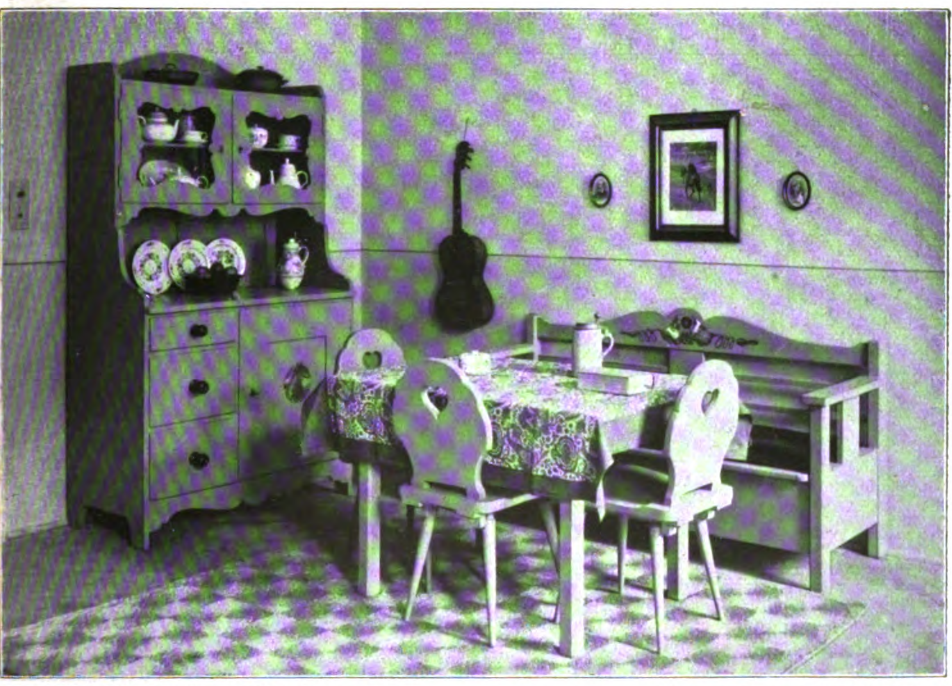
gesetz befolgt, nicht so ein Lyriker, den wir hier schon in unserer Maischau wiederholt anerkannt haben, der warmherzige Österreicher **Emil Hadina**. In seinem Roman **Suchende Liebe** gibt er die Federzeichnung von einem österreichischen Lehrer, der durch seinen freien Sinn und freien Mut mancherlei Anstoß in seiner Heimat erregt — „Leid, Neid und Haß, auch ich hab' sie empfunden" —, ihr schließlich den Rücken kehrt und in einem stillen Ort Thüringens, in der ‚Klematisburg', friedliches Glück erfährt. Mancherlei Frauengestalten kreuzen seinen Weg, bis der Suchende die Rechte findet. Viel warme Empfindung, schöne Gedanken und rechtlicher Sinn zeichnen das Buch aus. Trotzdem — zu den guten Erzählern gehört Hadina nicht, oder, sagen wir vorsichtiger, noch nicht. Er ist auch als Romanschriftsteller zu sehr ‚Gedichtmacher', er liebt seitenlange Naturschilderungen um ihrer selbst willen, er sucht unausgesetzt nach schönen Bildern, Stimmungen, ja, was das Schlimmste ist, er schiebt, da wo seine Erzählung eine Stimmung erwecken soll, ein lyrisches Gedicht zu diesem Zweck ein. Das ist unkünstlerisch. Es erinnert an die Schauspiele Paul Lindaus, wo im letzten Akt, um Rührung zu erwecken, ein Lied zum Klavier gesungen oder doch ein Gedicht von Goethe vorgetragen wurde. Im übrigen ohne Vergleich: Hadina ist kein kalter Macher wie der selige Lindau, er empfindet wirklich, was er — singt. Man merkt ihm die Ergriffenheit an, wenn er z. B. sehr eingehend (und zweimal) den sanften Tod eines Menschen schildert. Aber so wertvoll die Rührung des Verfassers auch, als Dokument der Echtheit, ist, seine Aufgabe besteht nicht darin: selber zu weinen, sondern uns weinen zu machen, wenn dies schon einmal zu den Zwecken seiner Erzählung gehört. Ebenso wie die Aufgabe des Kritikers nicht darin besteht, zu kritisieren, sondern durch sein Urteil zu überzeugen und zu leiten. Der Vergleich hinkt, wie alle Vergleiche; hinkt schon deshalb, weil zum Überzeugen, zum Beweisen mitunter — der Raum fehlt. So bei den nachfolgenden drei Neuerscheinungen des Büchermarktes, die ich gern noch anzeigte, ohne ihnen doch mehr als ein paar Worte mit auf den Weg geben zu können. **Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Eduard Mörike**, von **Hanns Wolfgang Rath** herausgegeben, erweitert die lange Reihe von Briefbänden unserer besten Novellisten aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die seit einigen Jahren erscheinen. Der Alte aus Hademarschen ist auch hier der eigentliche Mittel- und Angelpunkt dieses Postverkehrs, er war ja ein unermüdlicher Briefschreiber, war es so sehr, daß er, wie im Falle Keller und besonders Mörike, diesen Gedankenaustausch noch eine Weile monologisch weiterführte, wenn der andere sich in Schweigen hüllte. Wir haben schon mehrere solcher Briefbände mit Stormschem Einschlag hier empfohlen und brauchen daher nicht mehr zu sagen, daß sie für den Literaturforscher wichtig sind, darüber hinaus aber auch Geist und Herz der literarisch Unbescholtenen in Bewegung setzen. Vor allem ist es die trauliche Wärme Theodor Storms, die diese Briefe anziehend macht, ein Lobsänger des deutschen Hauses, der deutschen Familie ist er auch in seinen Briefen, nicht nur in seinen Novellen; die behagliche, vom Kachelofen mildgestimmte Stubenluft des „redlichen Tamm" umweht uns. Um das Klima (zur Vermeidung einer Erkältung) nicht stracks zu wechseln, sei im Anschluß hieran auf die große Stormausgabe hingewiesen, die der Insel-Verlag in Angriff genommen hat. **Theodor Storms Sämtliche Werke** sollen acht Bände umfassen, erschienen sind bisher drei, vom Herausgeber, **Adolf Köster**, mit einer klugen, kühl abwägenden Einleitung auf den Weg geschickt. Die noch ungeborenen Bände werden schwerlich das Urteil, das man von diesen ihren Brüdern gewinnt, umstoßen können, nämlich, daß wir hier mit einem Kronstück deutscher Dichterausgaben erfreut werden. Daß die Ausstattung von erlesenstem Geschmack zeugt, braucht bei diesem Verlag kaum noch hervorgehoben zu werden. Ein Buch in schmuckem Gewande lockt, sich mit ihm zu unterhalten. Man blättert wieder einmal in den alten Stormschen Novellen, man liest sich fest — bis plötzlich eine schlagende Uhr ans Tagewerk mahnt. Schnell: Das nächste Buch! **Die schönsten Novellen der italienischen Renaissance**, von **Walter Keller** im Geiste Jakob Burckhardts ausgewählt und übersetzt. Ein halbes Jahrtausend liegt zwischen Storms Novellen und diesen, den eigentlichen Ahnherren der Kunstgattung Novelle. Die Auswahl ist verständig, die Übersetzung fließend. Ein Anhang berichtet kurz über die Verfasser und ihr Wirken. Die Urbilder von ‚Romeo und Julia', von ‚Othello' und dem ‚Kaufmann von Venedig' tauchen auf. Man erkennt in der alten Renaissance-Novelle das künstlerische Bestreben zielvollen Formens, ohne das eine Novelle nicht denkbar ist, noch frisch und herb in seiner knappen Geschlossenheit, seiner strengen Forderung. Hier ist die Linienführung, die Zeichnung der Umrisse stärker betont als bei Storm und Keller, deren Bestreben mehr auf lebendigen Gehalt gerichtet ist, durch ihn die Gestaltung bedingt, neue Gesetze für sie findet und die Form als eine dehnbare, sich dem Inhalt anschmiegende Gewandung, mitunter sogar als durchsichtigen, flatternden Elfenschleier im Mondweben empfindet. Am Werden der Novelle von Giovanni Fiorentiaco bis Theodor Storm, im Zeitraum eines halben Jahrtausends, sind die Unterschiede zwischen der Formkunst der Romanen und der Inhaltkunst der Germanen bedeutungsvoll zu spüren. Und wir sollen auch die Form nicht verachten.

Illustrierte Rundschau

Kleinwohnung für ein Arbeiterhaus von Fritz Spannagel — Stickereien von Erich Büttner und Elsa Hoffmann — Lazarettarbeiten, angefertigt unter Leitung von W. von Debschitz — Zu unsern Bildern

Wenn man früher von volkstümlichem Hausrat redete, dachte man ausschließlich an Bauernkunst, und lange Zeit bemühte man sich, ihre Leistungen nachzubilden. In diesen schweren Stühlen und Tischen, in diesen geräumigen und starkwändigen Schränken und Truhen schien sich unser Behagen am Heim mit ursprünglicher Kraft und Schönheit auszusprechen. Unsere deutsche Art offenbarte sich hier so herzhaft und herzlich wie im Volkslied. Man kümmerte sich nicht darum, daß diese Bauernkunst genau wie die ländliche Tracht Überlieferungen höfischer und städtischer Stile seit dem 16. Jahrhundert fortsetze und daß sie sich ebensowenig in das Haus eines Bürgers oder Arbeiters füge wie das Barock Ludwigs XIV. Urväterhausrat ist bestimmt, jahrzehntelang an derselben Stelle zu bleiben wie der Bauer auf seiner Scholle, der von dem Wort Umzug nichts weiß. Der Großstädter und vornehmlich der Arbeiter jedoch muß auf die Beweglichkeit auch seiner Habe achten, und mit dieser Forderung wurden dem Kunstgewerbe neue Aufgaben gestellt. Eine gewissenlose Industrie, die durch Jahrzehnte den Markt der Abzahlungsgeschäfte beherrschte, leimte leichte und billige Möbel zusammen, die in die Brüche gingen, sobald sie ein kräftiger Ziehmann zwischen die klobigen Finger bekam und die sich in hohler Vornehmheit spreizten. Von ihrem Einfluß das Volk zu befreien, gehörte zu den Hauptaufgaben einer auf allen Gebieten des Schaffens zu unbedingter Ehrlichkeit drängenden Bewegung. Wie es nicht anders möglich ist, schoß sie über das Ziel hinaus, und man konnte ihr auf dem Gebiet der Nutzkunst den Vorwurf nicht ersparen, daß sie in ihrer Schmucklosigkeit auch die Anmut und vor allem ein ausgesprochen deutsches Gepräge vermissen lasse.

Wie unsere neue Kunst sich über diesen Vorwurf erhoben hat, belegt die Kleinwohnung für ein Arbeiterhaus, die der Münchner Architekt Fritz Spannagel entworfen hat. Unsere Abbildungen zeigen die Klarheit der Formen. Da ist nichts verschroben und verschnörkelt, und trotzdem ist der Künstler nicht in den nüchternen Kastenstil verfallen, der so ungemütlich, so streng und so langweilig auftrat. Freilich, reich wirken diese Möbel nicht, wenigstens nicht in dieser einfarbigen Abbildung. Aber

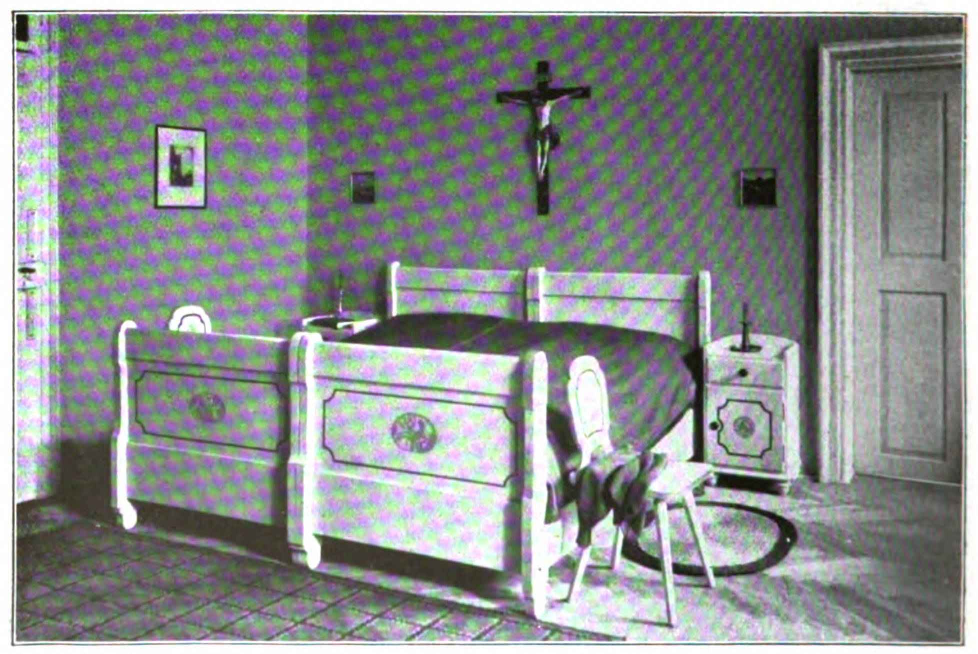


Architekt Fritz Spannagel-München — Wohnküche einer Kleinwohnung



Architekt Fritz Spannagel-München — Aus der Schlafstube einer Kleinwohnung

man muß wissen, wie sie in Wahrheit aussehen, um ganz zu erkennen, daß sie nicht nur gut, sondern auch freundlich sind. Die Füllungen der elfenbeinweiß gestrichenen Fichtenholzmöbel des Schlafzimmers etwa sind mit blauen Stäben eingefaßt und mit gelber Malerei geschmückt. Die Küchenmöbel sind blaugrün lackiert mit schwarzen Knöpfen an den Schubläden und schwarzer Malerei an der geschweiften Rückenlehne der mit Kissen belegten Truhenbank. Diese Farbenfrische stempelt die Spannagelsche Kleinwohnung zu einem rechten Zeugnis neuzeitlicher Volkskunst, denn wichtiger noch als die Form ist für volkstümliche Wirkung die Farbe. Bei der Herstellung war der Künstler auf Billigkeit, aber auch auf Dauerhaftigkeit bedacht. Seine Tätigkeit wurzelt



Architekt Fritz Spannagel-München — Schlafstube einer Kleinwohnung

Das Paradies. Stickerei von Erich Büttner und Elsa Hoffmann

in den Forderungen unsrer verarmten und freudebedürftigen Zeit und ist daher der Beachtung und des Erfolges gewiß.

Im Zusammenwirken künstlerischer und handwerklicher Begabungen sind die Stickereien entstanden, deren farbige Wiedergaben vier Seiten dieser Rundschau schmükken. Der Maler Erich Büttner, einer der lebendigsten und kühnsten unter den jungen Berliner Künstlern, hat sie entworfen; Elsa Hoffmann hat sie mit feinem Gefühl und sicherer Hand in Stickerei übertragen. Der Gesamteindruck ist einheitlich und läßt die Art des Malers auch in der nachschaffenden Technik deutlich erkennen. Büttner gehört zu den Neuerern, die in ihrer Kunst zu den ursprünglichen Tiefen reinen Gefühls vorzudringen streben, die in einem von den Banden der Wirklichkeit befreiten Ausdruck ihre Seele zum Sprechen bringen, und was manchen an seinen Malereien befremden mag: die Naturferne, sie erscheint hier in der Stickerei als eine Selbstverständlichkeit. Das ‚Paradies' ist sicherlich von mittelalterlichen Vorbildern beeinflußt. Wenn man die Gestalten von Adam und Eva, die Tiere und Bäume oder gar den seltsam vergeistigten Gottvater betrachtet, der dem ersten Menschen die Gefährtin zuführt, so erscheinen



Frühlingserwachen. Stickerei von Erich Büttner und Elsa Hoffmann

viele Einzelheiten hölzern und ungeschickt, aber wer sich Mühe gibt, wird erkennen, daß über dieser Befangenheit der Zauber einer Jugend ausgebreitet ruht, welcher gerade diesem aus unserer Urvergangenheit geschöpften Vorwurf wunderbar entspricht, besser jedenfalls als leicht zu erreichende Glätte und Gewandtheit. Es bedarf keines geschärften Blicks, um zu erkennen, daß etwa Arme und Beine Adams und Evas ‚verzeichnet' sind. Aber wer sich der Büttnerschen Kunst willig hingibt, wird bald bemerken, daß das Gefühl einer aus dumpfem Traum zur Liebe erwachenden Menschheit Gestalt gewonnen hat. Die Welt dieses Paradieses ist scheu und jung, ihrer Schönheit erst ahnungsvoll bewußt, unschuldig und friedlich in einem seligen Einklang ruhend. Ohne weiteres verständlich ist das die Wirkung des Schattenrisses nutzende ‚Frühlingserwachen', in dem ein paar bunte Blumen ausreichen, um im Gegensatz zu den schwarzen Figuren und dem Braun des Grundes den Jubel erwachender Lenzesfreude zu verkörpern. Als eine frische Bewegungsstudie ist die ‚Diana' anzusehen. Schwieriger dagegen ist die ‚Amazone' zu würdigen. Die Stellung der zum Aufbruch rüstenden Jungfrau ist eigentlich genau so unwahrscheinlich wie die Landschaft und der braunrote Gesamtton der Stickerei. Doch auch hier heißt es, nicht bloß zu sehen, sondern nachzufühlen, nachzuerleben. Die phantastische Welt ferner Heldensage bedarf keiner wirklichkeitstreuen Schilderung,



Amazone
Stickerei von Erich Büttner und Elsa Hoffmann

und die entschlossene Tatkraft kampffertiger Jugend lebt in den Umrissen des Mädchens. Büttner gibt keine Abbilder, sondern Sinnbilder; das zeigt auch das ‚Feuer‘, das selbst in unserer kleinen Wiedergabe wenig von seiner Größe eingebüßt hat. Der Dämon läßt sich von den Flammen gegen den dunkelblauen Himmel tragen; der rote Hahn flattert auf. Man kann die Aufgabe nicht volkstümlicher anpacken. Zur Kalenderkunst, von der an anderer Stelle dieses Heftes die Rede ist, gehören die ‚Vier Jahreszeiten‘. Der starke Gegensatz zwischen Schwarz und Bunt macht diese Stickereien besonders einprägsam. Fröhliche Laune spricht sich in dem Kinde aus, das, wie auf eine Schiefertafel gezeichnet, über der Landschaft ruht. Diese selbst ist in ihrer Stimmung mit wenigen, leuchtenden Farben gekennzeichnet.


Das Feuer. Stickerei von Erich Büttner und Elsa Hoffmann

Zu den freundlichsten Erinnerungen an die Kriegsnöte gehören die Lazarettarbeiten, die unter der Leitung von W. von Debschitz in Hannover entstanden sind. Es handelte sich darum, die Verwundeten angenehm, leicht und nützlich zu beschäftigen, ihren gefährlichsten Feind, die Langeweile, zu vertreiben und ihnen gleichzeitig Gelegenheit zu einem kleinen Verdienst zu schaffen. Merkwürdigerweise lehnten die meisten Verwundeten das Handwerkszeug ab, das sie von berufswegen zu führen gewohnt waren. Sie wollten sich eben entspannen, wollten spielen, und dafür genügte ein Hämmerchen, eine Schere, eine Laubsäge, ein Bohrer. Mit Hilfe des Vaterländischen Frauenvereins und der Kunstgewerbeschule wurden Arbeitsstoffe, Werkzeuge, Vorbilder geliefert, Ausstellung und Verkauf geordnet. Von den Leistungen, die dem natürlichen Kunstsinn unseres Volkes das schönste Zeugnis ausstellen, bilden wir hier eine Anzahl Spielsachen ab. Ihnen allen ist eins gemeinsam: daß sie mit sorgfältiger Liebe gearbeitet worden sind. Ihre Verfertiger hatten Zeit. Sie brauchten bei ihrer Arbeit nicht zu hasten und durften sich mit ihrem Geschick auch in die kleinste Einzelheit ruhevoll versenken.

Das ‚Mädchen mit Blumenstrauß‘ von Prof. Otto Gußmann (zw. S. 416 u. 417) gehört zu den Bildnissen, von denen wir uns wohl bewußt sind, daß sie nicht jedermanns Geschmack treffen. Aber wenn eine Zeitschrift wie die unsere keineswegs die Aufgabe hat, der künstlerischen Entwicklung auf allen Kreuz- und Querwegen zu folgen, so würde sie sich andererseits ihren Lesern gegenüber einer Pflichtverletzung schuldig machen, wenn sie die Gegenwart vergäße und nur das brächte, was in einer durch Jahre geheiligten Geschmacksrichtung liegt. Das Gußmannsche Bild ist in Auffassung und Technik von den Jüngsten bereits überholt. Es ist das Beispiel für eine Malerei, die in den starken, oft gewaltsamen Farbenzusammenstellungen van Goghs ihr Muster sah. Es wirkt fast


Diana. Stickerei von Erich Büttner und Elsa Hoffmann



Wieland hat ein Gemälde ‚Frauen in Montenegro‘ geschaffen. Er faßt sie als einen Teil ihrer gewaltigen Landschaft auf. Das Bild ist ganz aufs Heldenhaft-Schwermütige gestimmt. Am besten ist von den Frauen die dem Beschauer den Rücken zukehrende gelungen. Die Neigung des Kopfes, der dunkle Schal über dem hellen Mantel, die Haltung der Gestalt, das hat etwas, was in seiner Größe und Strenge an Feuerbach erinnert. — Daß Professor Max



roh, wie diese verschiedenen Rot nebeneinander und vor das Grün des Hintergrundes gesetzt sind. Aber diese Kühnheit wirkt, und wenn man sich von der ersten Überraschung erholt hat, söhnt man sich mit ihr aus. In der Gestalt ist manches, z. B. die Hände, flüchtig behandelt, aber jeder Pinselhieb sitzt, und die Bewegung des Körpers nach vorn ist aufs lebendigste wiedergegeben. — Leichter geht jedem die Bildnisstudie von W. Schneider-Didam ein (zw. S. 376 u. 377),

Schlichting der Meister festlicher, lichtdurchfluteter Gesellschaftsräume ist, erhärtet er mit seinem Speisesaal aufs neue (zw. S. 400 u. 401). — Von Professor Leo Samberger, dem gesuchten Bildnismaler, zeigen wir ein ‚Stilleben‘, altmeisterlich im Ton, modern in der unruhigen Art, mit der es die Einzelheiten behandelt (zw. S. 384 u. 385). — Endlich zwei Landschaften: nach langer Zeit einmal wieder einen Peter Paul Müller (zw. S. 392 u. 393). Dieser ‚Herbstliche Buchenwald‘, von dem sich der Künstler



ein Porträt von zartem Reiz. Die Dame knöpft sich einen Handschuh zu — das ist eine Handlung und beinah schon eine kleine Geschichte. — Ein prächtiger Alter ist der ‚Zimmermann‘ von Professor Karl Johann Becker-Gundahl (zw. S. 448 u. 449). Ausgezeichnet sind die Arme, nicht nur in ihrer Muskulatur, sondern auch in der Haltung. Man sieht ihnen schwere Arbeit an und daß sie geschickt und kräftig zupacken. — Der Maler des Hochgebirges Hans Beat.



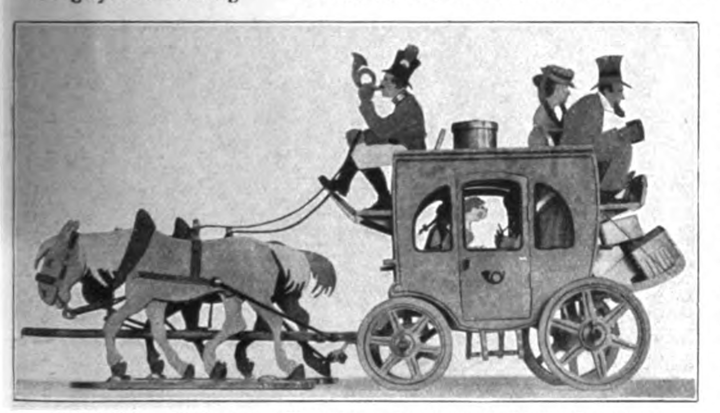
Die vier Jahreszeiten. Stickereien von Erich Büttner und Elsa Hoffmann

nicht hat trennen können, gehört zu seinen bezeichnenden Schöpfungen; er ist voll Frische und Gefühl in Auffassung und Farbe. — Dasselbe kann man dem ‚Winterabend im Schwarzwald‘ von Professor Hermann Dischler (zw. S. 440 u. 441) nachrühmen. Auf dieser verschneiten Landschaft ruht ein tröstlicher Schimmer, der von Glauben und Hoffen redet, „mitten im kalten Winter“.

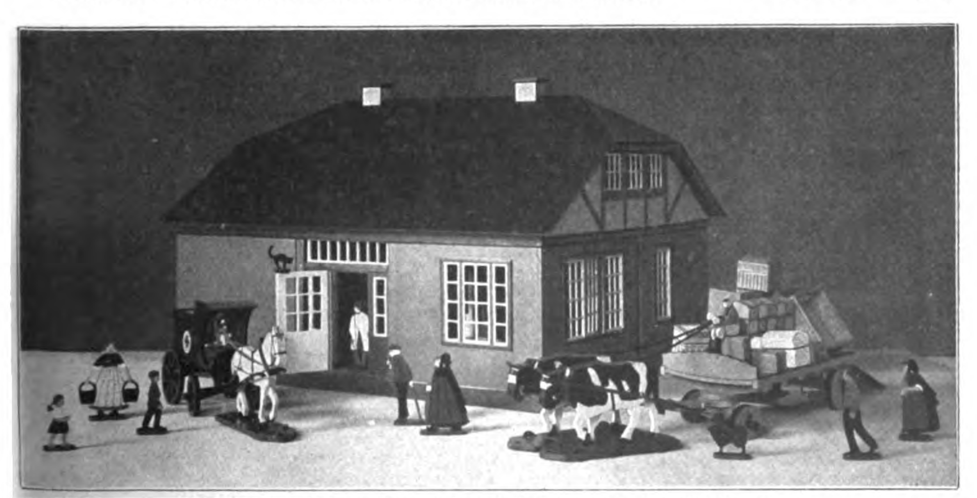


Weihnachtskrippe. Nach einem Modell von Anne Koken, Hannover

Es geht der Leitung einer Zeitschrift nicht viel anders als dem Schriftsteller, von dem Henry Fielding im ‚Tom Jones‘ meint, er dürfe sich „nicht sowohl als einen wohlhabenden Mann betrachten, der ein häusliches oder mildtätiges Gastmahl ausrichtet, sondern vielmehr als einen Mann, der einen öffentlichen Speisetisch hält, an dem jedermann für sein Geld willkommen ist.“ Wer das vorliegende Heft



Postkutsche. Nach einem Modell der Kunstgewerbeschule, Hannover



Zerlegbares Puppenhaus mit drei Zimmern, Küche und Figuren
Nach einem Modell der Kunstgewerbeschule, Hannover

Lazarettarbeiten in Hannover, ausgeführt unter Leitung von W. von Debschitz

Königskutsche. Nach einem Modell der Kunstgewerbeschule, Hannover

betrachtet und liest, weiß, „was die Küche vermag", oder, wenn wir den Fieldingschen Vergleich nicht weiter nutzen wollen: er erkennt, daß unsre Zeitschrift unbelastet von ihren Jahren aus dem Leben der Gegenwart den stärksten Antrieb für ihre Entwicklung empfängt. Und dennoch hält sie sich fern vom Lärm und Streit des Tages. Wenn sie allmonatlich ins Haus des Lesers kommt, will sie Freude spenden, Freude nicht in dem oberflächlichen Sinn bloßer Zerstreuung, sondern in dem der Anregung, Vertiefung und Sammlung.

Denn Sammlung ist das, was wir alle als Volk und viele einzelne am Abschluß dieses Jahres, das uns den furchtbaren Frieden brachte, am schmerzlichsten vermissen. Nach unsagbar schweren Erschütterungen müssen wir uns auf einem gemeinsamen Boden wiederfinden, auf dem Boden deutscher Gesinnung und Bildung. Sie zu pflegen soll auch im neuen Jahr die vornehmste Aufgabe dieser Zeitschrift sein. P. W.

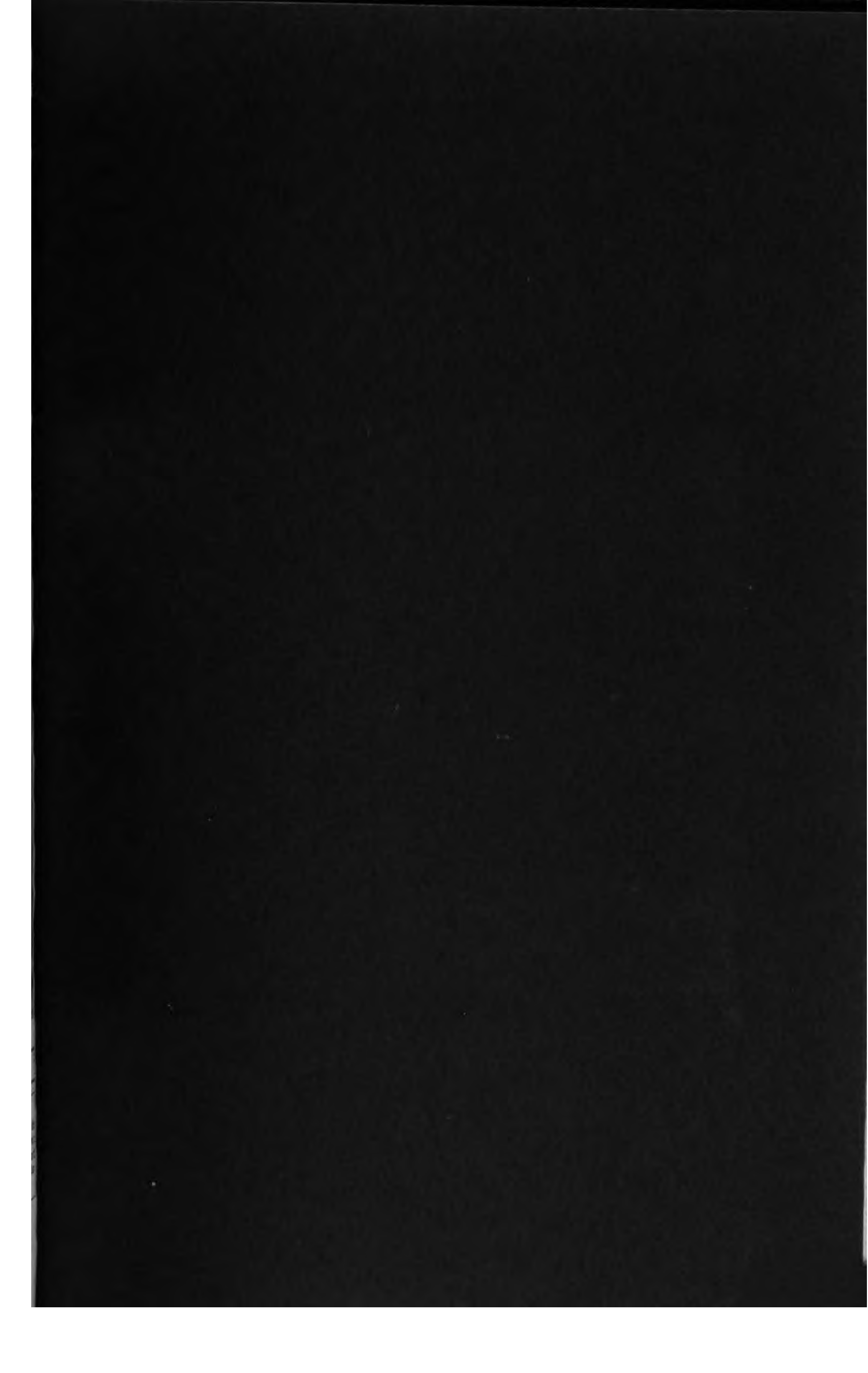
Leuchter



Leuchter

Lazarettarbeiten in Hannover, ausgeführt unter Leitung von W. von Debschitz

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b





In der St. Lorenzkirche in Kempten
Gemälde von Prof. Ernst Liebermann



Dolores

Von Julius Havemann

Die Sonne schien in die Gärten, die sich schmal zum Fluß hinabstreckten. Rote Backsteinhäuser, hinter denen sich blühende Linden emporwölbten, schlossen sie oben nach der Straße hin ab. Von dort trieb der Wind zuweilen den Duft der Bäume und das summsende Geräusch einsammelnder Bienen herüber. Hier unten war alles eine üppige Wildnis von Büschen, Ranken und Blumen, in der die Plankenzäune, Stakete und Hecken, die die einzelnen Grundstücke voneinander schieden, fast verschwanden. Bohnen blühten an ihren Stöcken, die Erbsen hängten Schoten aus sich gilbenden Ranken, in den Stachelbeer- und Johannisbeerbüschen leuchteten oder dunkelten die Früchte. An anderen Stellen hatte man Kartoffeln, Kohl oder Salat, allerhand Rüben und Suppenkräuter und auch irgendwo Mais gepflanzt. Es war ein leises Wogen, Lichthuschen und Falterfliegen über diesem Halme- und Blättermeer.

In der Mitte jedes Gartenstreifens lief ein Weg hinab, der gesäumt war mit roten und weißen Tausendschönchen, Akelei und Levkojen oder mit gelben Ringelblumen. Hier und da schwamm eine Rose wie ein schwerer Tropfen Blut in dem Durcheinander der Farben, und darüber breitete sich ein Gegitter von Obstbaumzweigen aus, dick durchrieselt von Früchten.

Auf einem dieser Wege bewegte sich eine alte Frau in einem Kleid aus bedrucktem Kattun, mit weißer Mütze und blauer Küchenschürze langsam und gebückt längs den Beeten vorwärts und rupfte hier einige Suppenkräuter, da Wurzeln oder einen Sellerieknollen in ihren Armkorb, den schon rote und gelbe Johannisbeeren zur Hälfte füllten. Es war die Frau Seidelbaum, eine behäbige, in der ganzen Nachbarschaft wohlgeachtete Person. Die Aufmerksamkeit der alten Frau wurde plötzlich durch einen Heidenlärm, der sich aus den Bäumen des Nachbargartens her näherte, in Anspruch genommen. Ein Schwarm kleiner Vögel — die dreißig bis vierzig Stück — warf sich, in allen Tonarten schreiend, keifend und piepend, in einen nahen Apfelbaum herüber, und Frau Seidelbaum bemerkte, daß die Ursache für den Spektakel ein ungeschlachter größerer Vogel war, der noch das dummheitere Übersichergehenlassen des kaum flüggen Nestflüchtlings unverfälscht zur Schau trug. Es war ein junger Kuckuck, den ein Heer von geflügelten Gassenjungen, Gevatterinnen und Nachbarinnen auf seinem ersten Ausflug ins Leben begleitete. Sie beschimpften ihn, verhöhnten ihn, begutachteten sein Aussehen und seine Bewegungen und bedachten ihn anscheinend mit den überflüssigsten Sittenpredigten und Ratschlägen. Auf einem Jasminzweig zur Seite hatte sich ein sehr kleiner Vogel niedergelassen, der vor Angst noch glatter und dünner aussehen mochte als gewöhnlich. Es war die Pflegemutter des tollpatschen Jungen, die unausgesetzt herzzerreißende Lock- und Weherufe vernehmen ließ, ohne sich doch in den aufgeregten Janhagel hineinzugetrauen.

„Nu kuck den an! Wollt ihr wohl den dicken Kerl seine Wege gehen lassen!“ schalt die alte Dame und wiegte unzufrieden den Kopf, während der johlende Schwarm sich schon dem flatternden Ausreißer mit der fidelen Abenteurerlust nach in den nächsten Garten hinübermachte.

Da drüben waren hinter den rotblühenden Bohnen einige kleine Mädchen angelegentlich damit beschäftigt, dem jüngsten Brüderchen mit Gewalt eine Traube schwarzer Johannisbeeren einzuverleiben, wogegen sich der junge Herr strampelnd und unter mörderischem Geschrei sträubte. Jetzt wurde man auch da aufmerksam. „O! o! Mieke!" gellte eine Stimme. „Guck bloß den Dicken da! Das ist sicher 'ne ausgerackte junge Eule."

„Ein lütter Kuckuck ist das, Gören!" rief Frau Seidelbaum hinüber.

„Was ist es?"

„Seht ihn euch an. Einen Kuckuck kriegt ihr so leicht nicht wieder zu sehn."

„Warum nicht, Frau Seidelbaum? Wir hören ihn doch immer." Die Kinder zeigten das regste Interesse und fingen an ‚Kuckuck! Kuckuck!' zu rufen in der Erwartung, der Vogel werde mit dem gleichen Ruf freudig erwidern, falls er wirklich ein richtiger Kuckuck war. Aber der behagliche Dicke wußte noch nichts von den ererbten Schätzen in seiner Kehle. Nur der menschliche Schreihals im Garten hub im Angedenken an das ihm angetane furchtbare Unrecht und den Geschmack der schwarzen Beeren von neuem zu brüllen an, so daß sich Frau Seidelbaum jetzt heftig nach ihm hinwandte.

„Was ist denn mit dir da los? Ist das nicht wieder Willem, der Suppenkasper? Jung, kannst du nix als brüllen? Schäm' dich mal was! Nimm dir ein Beispiel an dem kleinen Kuckuck eben. Was tun sie dir denn?"

Ein erzieherisches Blondzöpfchen erklärte der alten Dame vorwurfsvoll den schwierigen Fall. Höchst ungerechtfertigt käme ihr das Ablehnen der schönen Gichtbeeren vor.

„So?" sagte Frau Seidelbaum. „Na, Mieke, Gichtbeeren mag ich auch nicht. Dann laß ihn man. Aber so'n Gebrüll ist deswegen noch lange nicht nötig. Du brüllst dir noch die Seele aus deinem Leib 'raus und nachher liegt dein schottischer Kittel da wie'n ausgequetschter Luftballon."

„Sieh so!" sagte der Blondkopf, während der Schreihals einen Augenblick über diese fürchterliche Aussicht still ward und mit entsetzensvoll aufgerissenen Augen, deren jedes im Winkel eine dicke Träne allgemeiner Lebensverneinung festhielt, durch die Bohnen nach der weißen Mütze drüben guckte.

Als sich die Trägerin dieser Mütze mit ihren Vorräten gegen das Haus hinauf entfernte, hub der Erzieherkrieg hinter den Büschen wieder an. Doch zog man sich gleich darauf etwas weiter nach der andern Seite des Weges zurück; es geschah dies, weil im Seidelbaumschen Garten vom Fluß her behaglich eine zweite Gestalt gewandert kam, die über den Zaun zu spähen schien, was es denn drüben gegeben habe. Und dem — das wußte man — war alles Gezanke an sich zuwider. „Wollt ihr euch wohl gleich vertragen!" war ja immer seine Forderung, auch wenn er noch gar nicht wußte, was los war.

„Alte! Das ist Christophel, wie er leibt und lebt! Hast du'n gesehn?" rief der Herankommende.

Die Angerufene drehte sich um und sagte unwillig: „Wer ist es? — Gottbewahre!" Und dann machte sie sich in Eiligkeit wieder auf die Socken dem Hause zu.

Es war der Rentier Lothar Seidelbaum selbst, der, die lange Pfeife im Mund, in Schlafrock und Troddelmütze im Garten lustwandelte. Er hatte vom Steg her, der für die Waschfrau in den Fluß hineingebaut worden war, den Enten zugesehen und ihnen aus der Tasche einige vom Frühstück aufgesparte Brocken zugeworfen. Nun kam er zurück und beäugelte zufrieden seine Obstbäume, die reiche Ernte verhießen. Darüber hatte ihn der Kuckucks-Aufruhr überrascht.

Lothar Seidelbaum war früher Seilermeister gewesen und war allen kleinen Flußschiffern dieser Gegend wohlbekannt. Er war ein gemütlicher, ehrenfester alter Herr mit rosigen Polsterchen in den Wangen und unterm Kinn und einem fidelen Bäuchlein unter der gestrickten grünen Weste. Warum sollte der Mann sich aber auch kein fideles Bäuchlein heranzüchten? Er war den Scherereien des Tageskampfes, seit er sein Geschäft aufgegeben hatte, enthoben, war gesund und aß unter der Fürsorge seiner trefflichen alten Lebensgefährtin Tag für Tag die bestzubereiteten, leckersten Bissen. Seine Tochter war nach auswärts gut verheiratet. Ihre Ehe war kinderlos, und so „stand sie nichts aus". Lothar Seidelbaum aber besaß eine reizende Enkelin in seines einzigen Sohnes einzigem Kind, einem Mädchen, dem er eine gute Erziehung hatte geben lassen können und das nun sogar einen der reichsten Söhne der Stadt heiraten sollte. Wo soviel Gutes gediehen war, da verschlug der Umstand, daß der Sohn selbst leider keineswegs so geraten war, daß man die Alten um ihn hätte beneiden mögen, nicht allzu viel; zumal dieser Herr neuerdings soviel Taktgefühl aufgebracht hatte, die Stadt und die Seinen dauernd zu meiden.

Jetzt hielt Rentier Seidelbaum hinter den Bohnen an, spähte unter den buschigen Brauen angelegentlich nach den Kindern und blies eine Tabakswolke durch die Blät-

ter. Er brummte und grunzte und verzog das Gesicht. Da aber drüben nichts geschah, was ihm einen Anhalt hätte geben können, sagte er schließlich nur: „Habt ihr den Kuckuck gesehen? Das war'n richtiger dummer Kuckuck."

„Ja, wir rufen ihn schon immerfort," erklärte das Blondzöpfchen. „Aber er hört bloß nicht."

„Nee, das tut er nicht," brummte der Rentier.

Eins der Mädchen war ein kleiner Frechdachs. „Sie sagten doch eben, es wär' Christoph. Warum heißt er denn Christoph und nicht Klas?" rief sie, zog die Schultern hoch und kicherte.

Rentier Seidelbaum stand da und blies noch dickere Wolken in die Johannisbeerbüsche hinein. „Was ist los?" fragte er barsch. „Wer heißt wie?" Murrend setzte er seinen Weg fort. „Verflixte Gören! Alles muß die Bande aufschnappen!"

Drüben verschwand eben seine alte Gefährtin die Steinstufen hinauf ins Haus. Zwischen den spitzen Ziegeldächern der niedrigen Flügelanbauten, die den kurzen Hof einschlossen, leuchtete Wäsche, die man an einer langen Stange aus einer Luke des Hausbodens hochoben in die Sonne herausgeschoben hatte. Über dem Giebel flatterten bunte Tauben, setzten sich auf die Dachrinne und begannen ihr Gurrguh! — Beim Nachbarn gackerten andauernd die Hühner.

Das gab Eierkuchen und Champignons — Mindestens! — Da wurden den ganzen Tag Eier gelegt, und der Mann fand immer die dicksten Pilze an seinen sorglich verheimlichten Stammplätzen auf den Wällen.

Freilich! freilich! Es ließ sich schon leben hier im Winkel, und das Altwerden war kein so großes Übel, wie die Backfische meinten. —

In der Hoftür erschien ein junges Mädchen und sah in den Garten hinaus. Eine schlanke, jugendliche Gestalt. Sie war ganz in Weiß gekleidet und trug zierliche, weiße Schuhe. Aber ihre Haare waren pechschwarz, und die Augen in dem feinen Köpfchen hatten mit ihrer dunklen Glut etwas in dieser Welt geradezu Befremdendes — um nicht zu sagen: Beunruhigendes. Man vergaß vor ihnen den Schlafrock und die gackernden Hühner und des Nachbarn Eierkuchen ganz und gar, als sähe man eine andere Welt fern und schön aus blauen Fluten emporsteigen, eine Welt voll glühender Blüten, zwischen denen in durchsilberten Mondnächten die Leidenschaft heiße Weisen sang, traurig und süß, Leben verheißend und Verderben drohend.

„Na, Dolores — —!?"

Aber sie konnte ihn auf die Entfernung nicht verstehen, winkte nur mit der Hand und war schon wieder fort.

Rentier Seidelbaum wiegte den Kopf. Irgend etwas war auch ihm durch seine Stimmung wie ein Schatten gegangen. Er ächzte, hielt an und sah nieder auf den Kies, indem er die dicken Brauen hochzog — dann sog er schnell mehrmals an der Pfeife, daß sie nicht gar ausgehe. Du lieber Gott, ja! — sie konnte einem wie dreingestopfte Zigarettenstümpfe schmecken, wenn man an diesen — diesen ... ‚Hol' dich der Henker!' — Er trat durch die Pforte, überschritt den gepflasterten Hof und stieg ächzend die Steinstufen zum Hause hinauf.

Seine Frau trat drinnen an die Küchentür, sah ihn an und wiegte mißbilligend den Kopf.

„Na, Alte? — Hahaha! der Kuckuck! — was?" besann er sich nicht ganz ohne Schuldbewußtsein.

„Nee, Seidelbaum, so was mußt du nicht sagen, wenn die Gören das hören können."

„Wer denkt auch immer an das Görenvolk? Ist er denn nicht auch'n Kuckuck von Anfang an gewesen?" Der alte Pfiffikus suchte den bedenklichen Worten durch ein Geschmunzel scherzhaften Gehalt zu geben; aber seine Ehegattin bedeutete ihm mit sanfter Entschiedenheit, daß sie sich kein Kuckucksei habe ins Nest legen lassen, und verzog sich gleich darauf mit Gemurre wieder hinter ihren Herd."

Drüben fuhr Dolores zur Tür heraus und hüpfte an seinen Arm. „Du — Großpapa ...!"

„Na?"

Aber ihm ward nicht gleich Auskunft, und so sagte er: „Ist dein Josua all wieder da?"

„Josef, Großpapa? Oben? — Wieso? — Ach, du meinst, ich lüftete mich da eben von seinem Zigarettenqualm aus? — Nein, heute ist ja Sonnabend. Sonnabends ist am Vormittag zu viel im Kontor zu tun. Vielleicht kommt er heute abend etwas herüber. — Hör' zu, Großpapa! Ich möchte einmal an Fransecky Söhne in Stockholm schreiben — wegen Papa. Verstehst du? Vielleicht wissen sie da, wo er jetzt lebt. Papa soll auf jeden Fall von meiner Verlobung mit Herrn Stammler wissen. Solange er nicht seine Zustimmung gegeben hat, ist die Sache — nicht in der Ordnung."

Vor den letzten Worten hatte sie gestutzt; dann aber hatte sie sie mit einer Art Naserümpfen gesprochen. Sie schien dabei ein hinterhaltiges Vergnügen — einen kleinen

impertinenten Kitzel zu verspüren, als wenn ihr allerlei Beziehungen und Erinnerungen jäh durchs Bewußtsein schössen, die jenen Worten ihre besondere Bedeutung für sie gaben. Seidelbaum stimmte nachdenklich zu. Das solle sie nur tun. Jedenfalls: versucht sei versucht. Und seinen Segen müßte er denn allerdings zur Verlobung seiner Einzigen wohl geben.

Dolores sann träumerisch vor sich nieder, als betrachte sie, deren Hand nur noch lose auf seinem Arm lag, aufmerksam das Vorkommen und Verschwinden ihrer weißen Fußspitzen unter dem Rocksaum. „Drei Jahre hat Papa jetzt nichts mehr von sich hören lassen. Ich las vorhin das Datum auf seinem letzten Brief. — Das ist viel länger, als ich gedacht hatte. Ich weiß wirklich nicht, ob ich recht tat, mein Wort zu geben. Denn wenn er nun noch weitere drei Jahre wegbleibt — —"

„So wartet dein Josua noch weitere drei Jahre."

„Hm," machte sie, als sei das nicht ernst zu nehmen, und sie habe es auch kaum recht gehört. „Aber wissen muß er's vorher."

Der Großvater ärgerte sich. „Bei Rechenexempeln darf man sich nicht was denken, sondern man muß vorher genau nachsehen, was für Zahlen zu verrechnen dasind," sagte er, und dann brummte er noch: „Gut, daß du mich nicht vorher um meinen Segen gebeten hast!" Diese Ausschaltung seiner Person aus dem Rate in einer solchen Sache konnte er immer noch nicht recht mit der Anhänglichkeit seiner Enkelin an ihn vereinen.

„Was hättest du getan?" fragte sie.

„Wie?" Er sah sie scharf an. Jetzt hatte das doch keinen Zweck mehr.

Da lachte sie auch schon wieder leichthin, hielt aber den Blick des Alten forschend und dunkel aus. „Jaja, ich kannte dich, Großpapa." Dann ließ sie ihn los, und er betrat das saubere Zimmer oben im ersten Stock, zu dem sie hinaufgestiegen waren.

Im Zimmer, das gegen den Platz mit den Linden sah, waren die Rouleaux herabgelassen. Weißbrennend lag die Sonne dagegen. Sie schloß hinter ihm die Tür. Auf der Treppe hörte er sie flink und leicht niederklappern und dazu singen: „O Täler weit — o Höhen!"

Unten stand Dolores einen Augenblick still und starrte mit den wieder überschleierten schwarzen Augen versonnen gegen das hohe Dielenfenster über der Tür. Als aber von der Küche her sich Geräusch von Tritten näherte, schlüpfte sie im Husch in ihr Stübchen hinüber.

⁂ ⁂ ⁂

Christoph Seidelbaum, der Sohn, hatte von früh auf zwar für einen begabten Menschen, aber auch für einen unruhigen Kopf gegolten. Er hatte die Naturwissenschaften studiert, und bald waren ihm allerlei Erfindungen geglückt. Doch kümmerte man sich in seiner Heimat hierum weit weniger, als man sich einst um seine Schülerstreiche gekümmert hatte, die noch in aller Leute Mund waren. So mochte es in der Tat kein glücklicher Einfall gewesen sein, als er sich gleich nach vollendetem Studium in einer chemischen Fabrik in seiner Vaterstadt hatte anstellen lassen. Die ewig gleichen Verrichtungen innerhalb eines so beschränkten Wirkungskreises konnten eine ins Weite strebende Natur nicht befriedigen. Obgleich er keinerlei noblen Passionen frönte und in bezug auf seine äußere Lebensführung eher bedürfnislos erschien, begann er doch wegen der kostspieligen Experimente, die er anstellte, über die Verhältnisse eines nicht allzu freigebig besoldeten Angestellten hinaus Geld auszugeben. Er machte hier und da Schulden, die er seiner Lebensauffassung entsprechend mit großartiger Uninteressiertheit zu behandeln und — zu vergessen liebte. Was seinen guten Ruf in der Stadt jedoch vollends untergrub und ihm weit mehr als seine mangelhafte Zuverlässigkeit und Peinlichkeit in Geldsachen schaden sollte, war seine Neigung, die ernsthaftesten Berufsarbeiten zuzeiten immer noch mit einer tändelnden Lust an tollen Streichen zu verquicken, die man kaum dem Schulknaben nachzusehen bereit gewesen wäre. Besonders auf seine Chefs, zwei um ihren Leumund sehr besorgte Familienväter, hatte er es dabei abgesehen gehabt. Diesen mit einer unüberwindlichen Scheu vor dem Ungewöhnlichen und Nichtbräuchlichen behafteten Herren, die ängstlich darüber wachten, daß in ihrer Umgebung der gute Ton in allen vier oder fünf zulässigen Lebenslagen nie verletzt würde, wurde er bald zu einem Urheber nicht abreißender peinlicher Ärgernisse. In der Tat waren seine Einfälle mehr herausfordernd als geschmackvoll.

Der ältere der beiden Chefs, die sich überall unsicher und verulkt zu fühlen anfingen, nahm sich endlich vor, nach einem neuesten Attentat, das dieses Mal am geselligen Sonnabend, wo er seine Angestellten im Familienkreis um sich zu versammeln pflegte, die Gemüter beunruhigt, wenn nicht gar unschicklich erheitert hatte, ein ernstes Wort mit dem jungen, vielseitigen Herrn zu sprechen. Als er aber an dem dunklen Wintermorgen, den er nach sorglicher Überlegung mit seinem Bruder hierfür ausersehen

hatte, die Gaslampe über seinem Pulte angezündet hatte, auf dem allemal ein Bogen weißen Papiers bereit zu liegen pflegte, und eben jemand fortgeschickt hatte, Herrn Seidelbaum zu ihm zu bitten, entwickelte sich in der herabstrahlenden Wärme vor dem Verdutzten schnell eine Schrift auf dem Blatte, und er las: „Christoph läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Holland." — Und so war es. Herr Christoph — oder ‚der schwere Christoph', wie man ihn um seiner wuchtigen Massigkeit willen gemeiniglich unter den Angestellten zu nennen liebte — hatte sein Debut für erledigt erachtet und es unternommen, ohne sich um Kündigung oder Zeugnisse Sorge zu machen, einen neuen Wirkungskreis zu suchen. Bald verlautete denn auch, daß er in Gent einen alten steinreichen und schrulligen Grafen aufgestöbert habe, der sich die Zeit damit vertriebe, Fliegenfallen zu konstruieren. Seidelbaum war ihm mit seinen immer regen Einfällen beigesprungen, indem er ihm an die fünfzig verschiedene Fliegenfallen hergestellt hatte, und damit hatte er das Herz des alten Menschen derartig für sich gewonnen, daß dieser bereit gewesen war, ihn an Sohnesstelle anzunehmen. Doch sollte der schwere Christoph dazu nur gelacht und sich in der nächsten Nacht auf Nimmerwiedersehen davongemacht haben. Er hatte sein „Glück nicht wahrgenommen", und — mochte die Sache nun wirklich so sein oder nicht — die Geschichte genügte, um seinem Ruf in der Heimat, wo man sie sofort überall kolportierte, weiteren Abtrag zu tun. Möglich war ja nun allerdings, daß diese Geschichte weniger Anlaß zu solcher Entrüstung gegeben, als daß man sie, um seine Entrüstung zu befriedigen, erfunden hatte; aber das machte nun einmal in bezug auf ihre Wirkung keinen Unterschied. Er war einfach ein ungemütlicher Hanswurst. Daß er danach eine lange Zeit verschollen geblieben war, hatte dann freilich die Neugier geweckt und damit eine Neigung zum Wohlwollen aufkommen lassen, als bewiese er damit, daß er sich auf den Anstand zu besinnen anfinge und eines Tages als schöner Schmetterling, der der häßlichen Puppe entschlüpft war, wieder auftauchen werde. Doch der schwere Christoph hatte nicht daran gedacht, sich zu bessern und ein Schmetterling zu werden. Er hatte sich über Paris nach Barcelona gewandt, wo er durch eine Erfindung dem Besitzer einer Baumwollenmanufaktur bald die einträglichste Überlegenheit über die meisten Konkurrenten verschafft hatte, so daß der Mann ihm angeboten hatte, als sein Kompagnon mit an die Spitze des Unternehmens zu treten und an den reichen Erträgnissen teilzunehmen. Damals hatte sich der schwere Christoph aber in eine reizende Katalonierin aus verarmtem Adel verliebt und hatte sie zur peinlichen Überraschung des Besitzers der Fabrik geheiratet. Seine Stellung im Hause dieses Mannes, der ihn für eine nahe Verwandte in Aussicht genommen gehabt hatte, wurde eine noch schiefere, als Christoph Seidelbaum jetzt anfing, in einem jäh erwachten Interesse für die spanische Adelsgeschichte, das ihm bisher gänzlich abgegangen war, die Bibliotheken zu durchstöbern und als der Mann seiner Frau, die von Verwandten zum Einwirken auf ihn angeregt worden war, Reisen nach entfernten Städten, Schlössern und Klöstern zu machen, die ihn wochenlang seinen Berufspflichten entzogen. Bald sah Seidelbaum selber ein, daß er nicht mehr auf einem Posten stände, den redlich auszufüllen ihm noch möglich gewesen wäre; und so hatte er eines Tages nach einer höflichen Auseinandersetzung seine Entlassung erbeten und war nach Lyon gereist.

In Lyon wurde ihm ein Töchterchen geboren. Seine Frau aber starb an der Geburt. Er nannte das Kind Dolores. Die andalusische Amme, die das Paar vorbedacht mitgebracht hatte und die ein sehr selbstherrliches Regiment im Hause zu führen begann, zwang ihren Herrn leider bald, wieder größere Summen auszugeben, als seine Kasse auf die Dauer hätte spenden können. Er folgte also einer unsicheren Hoffnung, in Genf bessere Einnahmen zu finden, und zog in die Schweiz hinüber. Die Amme und ihre Ansprüche zogen mit.

Aber seine Hoffnungen erfüllten sich nicht. Dazu kam, daß er damals über Darwins Schriften geraten war, die ihn völlig gefangen genommen hatten, so daß er ein halbes Jahr lang nichts tat, als diese Schriften studieren, während die Amme, die sich über sein ‚Nichtstun' aufs äußerste erbittert zeigte, ihm täglich eine Szene machte und, als das nichts fruchtete, das letzte Geld mit vollen Händen hinauswarf, als wäre er ein Millionär, nur damit er, wie sie sagte, werde merken müssen, was er nicht hören wolle. Als alles fort war, trat die rührige Person vor ihn, forderte ihre ‚Rückstände', machte sich mit den letzten Schmuckgegenständen seiner verstorbenen Frau unter Drohungen bezahlt und reiste nach Spanien ab, den völlig Ausgeplünderten mit dem Kinde seinem Schicksal überlassend. Damals hatte sich Christoph Seidelbaum zum erstenmal um seines kleinen Mädchens willen an die Eltern gewandt. Und die beiden Alten hatten, seltsam bewegt

durch die Nachricht, daß sie Großeltern seien, miteinander die weite Reise aus dem Norden unternommen, Geld für den Sohn mitgebracht — das er „wiederzugeben nicht nötig" habe — und das Kind aus der fremdsprechenden Stadt, in der sie sich hilflos und verlassen vorgekommen waren, mit sich nach Deutschland genommen. Er selbst hatte ihnen zwar versprochen, nachkommen zu wollen, und hatte auch tatsächlich die Grenze überschritten gehabt, als er einige Monate in Lörrach in einer Fabrik tätig gewesen war, war dann aber plötzlich nach Osten abgeschwenkt und hatte zunächst aus Ungarn, bald darauf aus Rumänien geschrieben, daß es ihm vortrefflich gehe, daß er technischer Leiter eines großen von der Regierung geförderten Unternehmens sei, durch das die Ausnutzung von Erdölquellen erleichtert werden sollte, und daß er die schönsten Aussichten habe, hatte auch für seine Tochter, für die man „noch einige Jährchen" sorgen möge, reiche Geschenke übersandt. Aber drei oder vier Jahre später hatte er als Bettler in einer Winternacht daheim angeklopft und monatelang kränkelnd im Vaterhause Quartier genommen. Jenes Unternehmen war zusammengekracht, und die Regierung hatte für nichts gehaftet. Er aber, der nach dem Mißgeschick, das ihn übrigens keineswegs tief erschüttert hatte, einige Monate lang mit einer Zigeunerbande in Ungarn herumgezogen war, um die Leute, ihre Musik — er selbst spielte die Geige — und ihr Leben zu studieren, hatte nun den Plan gefaßt, nach Schweden zu gehen, da dort — wie ihm plötzlich aufgegangen war — für Leute seines Schlages etwas zu machen sei. In der Heimat hatte man bald heraus, der schwere Christoph sei als verlorener Sohn wieder im Land, obgleich er, mit allerlei neuen Erfindungen beschäftigt, fast gar nicht aus dem Hause am Fluß herauskam und die Alten nicht über ihn sprachen — vielleicht auch eben deshalb. Man drängte sich mit mitleidigen Anfragen und Ratschlägen neugierig an die ehrenwerten Seidelbaums heran. Man legte es ihnen verblümt oder unverblümt ans Herz, sie möchten doch wenigstens das Kind von dem haltlosen Abenteurer fernhalten, damit er ihm keine leichtsinnigen Lebensanschauungen vermache. Man deutete an, daß es Gesetze gäbe, die so einem die väterlichen Rechte absprächen, denn er sei keineswegs ‚normal'.

Viel trug zu diesem Gerede Christophs verheiratete Schwester bei, die in Sorge, die Alten steckten dem Sohne immer wieder Geld zu, aus einer Nachbarstadt her, wo sie für gewöhnlich lebte, öfter zu Besuch erschien, um zu sehen, ob der Herumlieger noch immer keine Anstalten mache, wieder irgendwo unterzukommen. Die Alten zwar ließen sich dadurch nicht bestimmen oder aufregen. „Man kann Unglück haben," sagte der Vater Seidelbaum, und seine Frau nickte dazu: „Es soll jeder vor seiner eigenen Türe kehren." Aber eben das reizte die Schwester in ihrer Ohnmacht, daß sie bei der Öffentlichkeit Gehör suchte, um diese wiederum auf den Bruder einwirken zu lassen. „Wo ist da Unglück?" rief sie. „Ich sehe nur Unsinn und Unzucht." Die kläglichsten Gerüchte gingen um, die man ‚aus Zartgefühl' den Alten nicht ins Gesicht sagen mochte, die aber das Urteil über den schweren Christoph, diesen ‚ständigen Gast der Asyle für Obdachlose', wie die Schwester gesagt hatte, entscheidend färben sollten.

Dann war eines Tages Christoph Seidelbaum wirklich nach Stockholm abgereist, und bald hatte er melden können, daß er bei einem großen Eisenhüttenwerk Anstellung gefunden habe. Man bediente sich dort bei der Verarbeitung der Eisenerze noch einer Art von Schmelzherden, die man ‚Blasöfen' nannte, in denen durch ein wenig ökonomisches und unzuverlässiges Verfahren ein Gemenge von Eisen mit Kohle aus den Eisenerzen gewonnen ward, um durch eine weitere Verarbeitung in Stabeisen oder Stahl verwandelt zu werden. Diese Art des Frischens vervollkommnete Seidelbaum durch eine von ihm erfundene Methode wesentlich. Ebenso verbesserte er, der auch auf anderen technischen Gebieten gediegene Kenntnisse und ein reges, immer auf Fortschritt bedachtes Interesse besaß, die Vorrichtungen des Eisenhammers. Über fünf Jahre war er an dem Werke tätig. Da gab es Meinungsverschiedenheiten, weil Seidelbaum immer wieder darauf drang, ein auf ganz anderen Grundlagen beruhendes Verfahren, das ihm bei weitem vorteilhafter zu sein schien, statt des bisher geübten einzuführen, wovon jedoch die konservativen Hüttenbesitzer nichts hatten wissen wollen. Und eines Tages war deshalb Seidelbaum wiederum aus Stockholm verschwunden gewesen. Im Elternhause traf die Nachricht von ihm erst ein, als er bereits ein Jahr lang in Kopenhagen ertragreich an einer Tapetenfabrik gewirkt hatte und dort durch Verbesserungen an den Webstühlen, die bald überall eingeführt worden waren, festen Fuß gefaßt zu haben schien. Einige Monate später kam er auf Besuch herüber und erzählte viel von jenen Tapeten, die man mit feinstem Geschmack unter Mitwirkung namhafter Künstler herstellte.

Dolores war mittlerweile zu einem zwölfjährigen Mädchen herangewachsen. In dieser Zeit nahm die lange aus der Ferne genährte Liebe des Kindes zum Vater jenen fast leidenschaftlichen Charakter an, der sie seither kennzeichnete, und das, obwohl er nur wenige Wochen in innigem Verkehr mit ihr und den Eltern verleben konnte. Eine ihr innewohnende Energie und ein Trieb zu rückhaltloser Hingabe an Mensch oder Sache hatten plötzlich Richtung und Ziel gefunden. Eine Aufgabe war ihr zuerteilt worden, und im engeren Bette brauste ihr Lebensstrom nun unwiderstehlich und sicher dahin. Mit Kämpferfreude fand sie sich überall in der Opposition. Daß sich ihr Vater bisher keine seiner Erfindungen durch ein Patent gesichert hatte, ein Umstand, über den alle Klugen und Geschäftstüchtigen die Achseln zuckten, imponierte ihr. „Papa kann morgen bei seinen Kenntnissen auf allen Gebieten, wenn er will, zehn neue Erfindungen machen," sagte sie, die damals schon eifrig Naturwissenschaften zu studieren anfing, nur um den Vater recht zu würdigen und ihm geistig näher zu sein. „Die blinden Hühner, die auch manchmal ein Korn finden, mögen mit diesem durch Patente Wucher treiben und sich durch ewige Angst, bestohlen zu werden, das Leben verleiden."

Als nach seinem Fortgehen bald wieder Briefe eintrafen, die von Scherereien andeutungsweise, doch mit reichlichem Humor zu melden wußten, meinte sie sogar, er solle einfach sagen: ‚Machen Sie Ihre Sachen selbst, meine Herren!' und weiterziehen. Da würden sie ihm bald nachjammern. Das sei das einzige Erträgliche. Aber er sei viel — viel zu gut. — Sie nahm so heftig Partei für ihn, daß sie sich mit einigen entfernten Verwandten ganz verfeindete — vor allem aber auch mit ihrer Tante überwarf, die erklärte, Dolores sei von einer Streitsucht und Besserwisserei besessen, daß man in ihrer Nähe kaum noch den Mund aufmachen könne, ohne daß einem darüberhin gefahren werde. Ihr stecke anscheinend der Mondschein Barcelonas noch im Herzen. Man möge ihr um Gottes willen kein griffestes Messer in die Hand geben. Dann lachte Dolores hell und fröhlich auf und sann gleich darauf verwundert in eine unbekannte Ferne hinüber, die unter solchen Worten der Tante in ihr aufgedämmert sein mußte.

In einem seiner nächsten Briefe teilte Christoph Seidelbaum seinen Angehörigen wirklich mit, daß er sich wieder einmal verändert habe und diesmal in einer Porzellanfabrik untergekommen sei, daß es ihm aber leider ganz an Geld und den Unternehmern zu sehr an Regsamkeit und an Vertrauen in ihn fehle, so daß er rechte Aussichten nicht zu haben glaube.

Dolores hatte bei der Nachricht doch errötend gestutzt. Ihre ganze unbeirrbare Liebe und zugleich ihre ganze geistige Lebendigkeit waren ihr nötig gewesen, um diesen neuesten Stellungswechsel — nun er in der Tat eingetreten war — zu rechtfertigen. Die Tante aber war darüber in ein triumphierendes Hohnlachen ausgebrochen. Sie schwor darauf, das nächste Mal würde Herr Christoph, wenn nur Geld und das Vertrauen in ihn da wären, auf dem Jahrmarkt in einer Schmalzkuchenbude mit einem neuen Backverfahren auftauchen, dann eine köstliche Hinrichtungsmethode erfinden und in einem Schlachthause eine segensreiche Wirksamkeit entfalten. Auch kleine Homunkulusse solle er nur fabrizieren und Hühnerlebern in Ochsentalg verwandeln oder umgekehrt. Dolores werde ihm sicher ihr Taschengeld dafür zur Verfügung stellen.

Dolores aber hatte das Kinn erhoben und war mit großen dunklen Augen, die wetterleuchteten, hinausgegangen. Damals war in stillem Nachgrübeln in ihr der trotzige Gedanke erwacht, sie müsse und wolle in der Tat einmal dafür sorgen, daß dem Vater die Mittel reichlicher zuflössen, so daß er ganz selbständig als Leiter irgendeines Unternehmens werde wirken können, denn nur von mangelhafter Geldunterstützung und fehlendem Vertrauen der höheren Instanzen schreibe sich seine Unstetheit her. Er mußte selbständig, freier Herr in seinem Wirkungskreise sein. Dieser Gedanke hatte in ihr über die Jahre fortgelebt, während welcher sie nun zunächst nichts mehr über ihren Vater hatte in Erfahrung bringen können, da ihr letzter Brief als unbestellbar aus Kopenhagen zurückgekommen war.

So kam es, daß der alte Rentner den Argwohn nicht loswarb, ihre Verlobung mit dem für sein Empfinden unerträglich pedantischen und selbstgefälligen Sohn des reichsten Kolonialwarenhändlers der Stadt sei nur im Hinblick auf ihren Vater und dessen Geldbedürftigkeit von ihr herbeigeführt worden. Sie selbst sprach sich darüber nicht aus, doch wer sie näher kannte, konnte freilich wohl auf solche bedrückenden Gedanken kommen.

⌘ ⌘ ⌘

Als Dolores etwa zehn Jahre alt war, hatten die Großeltern öfter die gleichalterige Enkelin eines der Freunde des alten Seilermeisters ins Haus geladen in der Hoffnung, die Kinder würden sich näher aneinanderanschließen. Dolores aber hatte dieses Mäd-

chen mit schweigender Entschiedenheit abgelehnt. Es war ihr, trotzdem es gefällig war und stets bereit, sich unterzuordnen, zu ungeschlacht, zu 'nüchtern und spießig. Es war ein Kleinleutekind durch und durch. Sie begriffe nicht, wie man so kurze Röcke tragen könne, wenn man solche Knie besäße, äußerte sich der Großmutter gegenüber die kleine Empfindliche, sichtlich tief verletzt. Auch stecke das Mädchen sich billige Ringe mit ordinären bunten Steinen an die Finger. — „Gott," schalt die Großmutter, „sie kauft sie für ihre paar Groschen Taschengeld. Das reicht doch nicht für Gold und Juwelen, du Kindskopf." — „Muß sie denn überhaupt Ringe anstecken?" fragte Dolores und besah ihre eigenen weißen und schlanken Finger, an denen nichts steckte. „Es genügt ja, daß sie ihre Finger rein hält. Und dann — wozu kraust sie denn auf den Sonntag immer ihre Haare, daß sie ihr filzig wie Negerhaare vom Kopf herunterzotteln? Muß das sein?" — Trotzdem zeigte sie sich nach dieser Auseinandersetzung geneigt, es mit dem Mädchen zu versuchen. Aber schon den nämlichen Abend kam sie verzagt zur Großmutter. „Nein, es geht doch nicht mit Wally. Sie riecht immer so furchtbar nach Seife." — Diesmal schalt der Großvater, obgleich er am liebsten gelacht hätte, das sei doch ein gutes Zeichen. Es beweise, daß sie reinlich sei. — „Das kann wohl sein," meinte darauf Dolores, nunmehr ganz Abweisung. „Aber zu riechen braucht man ihre Reinlichkeit doch nicht. Übrigens kann sie ja kommen, so viel sie will, und im Garten und mit meinen Sachen spielen und essen, was ihr ihr gebt." — „Wenn du sie nicht leiden magst, hat das keine Art," meinte die Großmutter. — „Nein, leiden mag ich sie nicht," erklärte Dolores sofort. „Dafür kann ich aber wirklich nicht." — Als nun aber die Alte so hinwarf: „Du bist eigentlich doch ein herzloses Ding. Wally möchte doch so gern deine Freundin sein, und du redest bloß von Seifengerüchen und Haarzotteln," erschreckte sie das so, daß sie ganz große starre Augen bekam und sich dann scheu entfernen wollte. Man mußte sie erst besänftigen, und dann suchte sie jenen Tadel durch viele Versprechungen zu entkräften. Aber wenn sie sich auch hinfort Mühe gab, dem Mädchen gerecht zu werden, es blieb doch eine gezwungene Geschichte. Sie wich immer wieder vor der kleinen Plebejerin zurück und vertraute endlich kleinlaut und verzagt der alten Frau an, es ginge und ginge nun einmal nicht. Sie sei dann wohl herzlos; aber diese Art, immer wieder Kinderhüterin oder Mutter und Hausfrau spielen zu sollen, bringe sie zur Verzweiflung. Darüber hinausdenken könne Wally nicht. Wenn sie ihr von Geschichtenbüchern, von Musik, von ihren Einfällen spreche, starre die Langweilige sie an ‚wie ein gebackenes Ochsenauge'. Selbst zu den Bildern von ‚Max und Moritz' mache sie nur hausbacken tadelnde Bemerkungen. — „Du bist mir die Richtige!" grollte die Großmutter, aber man drang nun doch nicht weiter in sie.

Als jene Wally dann einmal von Dolores mit zu ihrer Geburtstagsfeier geladen, beim Spiel dann aber ganz links liegen gelassen wurde und sich, in alles ergeben, allein für sich beschäftigen mußte, und Frau Seidelbaum nun die Zurückgesetzte zu sich rief und ihr ein besonders großes Stück Torte abschnitt, da erledigte Dolores, die davon hörte, die Sache vollends, indem sie wie erlöst ausrief: „Ja, schön, Großmama! Gib ihr die ganze Torte mit!"

Es war also damit zu Ende. Künftig wurde die kleine Spießige nicht mehr geladen.

Zur Freundin erwählte die Eigenwillige sich bald nachher ein feines Kind aus einem vornehmen Hause der oberen Stadtteile, ein Mädchen, das dann früh sterben sollte. Dolores hatte ein Beet mit allerlei Lippenblütlern von zarter, seidiger Farbe und loser Bauart im Garten angelegt. Sie liebte diese feinen Blüten über alles und konnte, zumal wenn die Sonne schräge hindurchschien, minutenlang davorsitzen und sie voll geheimem Staunen betrachten. Wenn sie mit den Fingern vorsichtig und liebkosend dazwischen hinstrich, kam es ihr vor, als lebten diese zarten Blüten. „Das ist Lisa!" sagte sie, auf eine lila Blüte deutend. „Jetzt kommt sie durch die Sonne im seidenen Kleid geraschelt." Und sie freute sich über diesen Einfall, mit dem sie sowohl der Blume, als auch ihrem menschlichen Ebenbild hatte huldigen können. Seitdem nannte sie ihre Freundin ‚Lisa Bohnenblüte'. Sie schwärmte für die feine Gestalt, die zarten Farben, das blonde Haar und den erlesenen, wenn auch etwas einseitigen Geschmack der jungen Schönen und trieb einen kleinen Kultus mit ihr. Aber sie hatte auch das Bedürfnis, für ihre eigene Person schon äußerlich immer zu dieser Freundin zu passen. Als Lisa einmal eine Gesellschaft gab, sollte Dolores eine Bluse anziehen, die ihr die Tante geschenkt hatte und die ihr nicht stand. Schon Tage vorher bettelte sie bei der Großmutter, daß man von diesem Verlangen abstehen möge. Dieses Mal wollte die alte Frau nicht nachgeben, da ihre Tochter sich bereits darüber



Herrenabend. Gemälde von Prof. Ferdinand Brütt

aufgehalten hatte, daß ihr Geschenk noch immer unbenutzt im Schranke hinge. Zu der Festlichkeit bei Lisa aber sollten sich auch die Kinder einer Familie einfinden, die ihrer Tochter eng befreundet war. Da könnte man einmal dem Gerede ein Ende machen, erklärte die Alte. Auch dürfe man wirklich nicht die schöne Bluse von den Motten auffressen lassen. Dolores möge einmal ihre Laune überwinden. Dolores sagte nichts mehr dazu; aber sie ging die nächsten Tage niedergedrückt und bleich umher. Fast sah es aus, als werde sie ernstlich krank. Am Tage des Festes selbst bat sie, die sich über die Einladung doch ganz ausgelassen gefreut hatte, inständig darum, das Fest überhaupt nicht besuchen zu müssen. Die Großeltern wurden böse. Sie versicherte mit verzagter Stimme, daß sie sich nicht wohl fühle; doch wurde ihr dies nicht geglaubt. So mußte sie denn ihre Bluse anziehen und wurde, obgleich sie wie im Fieberfrost mit den Zähnen klapperte und man dergleichen bei ihr nicht ohne weiteres als ‚Komödie' abtun durfte, entlassen, um sich zu Lisa zu begeben. Nach Verlauf einer Viertelstunde aber schlich sie sich leise wieder ins Haus und eilte, scheu wie eine Sünderin, nach ihrem Zimmer, das sie damals schon für sich allein an der Diele erhalten hatte, und wollte sich einschließen. Da die Flurschelle jedoch Lärm gemacht hatte, blickte die Magd aus der Küche und rief ihr nach. So mußte sie denn erst einmal dieses wackere Geschöpf beschwören, sie nicht zu verraten. Die Magd war dazu auch nach einigen Bedenklichkeiten bereit gewesen. Erst als Lisas Eltern ihr Mädchen schickten, um nach Fräulein Dolores zu fragen, erfuhren die Großeltern, daß die Enkelin unten in ihrem Zimmer im Dunkeln sitze, kein Abendbrot gegessen habe und nur bitterlich weine. Das gab nun ein strenges Ins-Gewissen-Reden. Aber Dolores warf der Alten die Arme um den Nacken und weinte so hilflos an ihrer Brust, daß diese endlich von weiterem Schelten und Vorstellungenmachen Abstand nahm und das Mädchen mit dem Bescheid fortschickte, Dolores sei nicht wohl! Dolores verweigerte selbst das gewährte einfache Abendessen und weinte sich in Schlaf. Erst als anderen Tags Lisa, nach der sie immer wieder in Sehnsucht und Angst gefragt hatte, kam und ihr Süßigkeiten vom Fest brachte, lebte sie wieder auf. Sie fiel der Freundin um den Hals, beichtete ihr alles und erbat ihre Verzeihung. Die machte ihr Vorwürfe. „Es war gar nichts ohne dich. Du kannst ja anhaben, was du willst; ich will doch nur dich," beteuerte Lisa. — „Ach, Lisa", meinte Dolores aufatmend, „es ist ja nicht nur wegen des Aussehens; ich hätte mich — ohne anders zu können — so ungezogen benommen, daß du mich nie mehr hättest lieb haben können. Deshalb brachte ich es nicht übers Herz. Ich habe die ganze Nacht an dich gedacht. Aber ohne Erlaubnis von Großmama mich umziehen — nein, das konnte ich Großmama wieder nicht antun. Sie hätte es ja auch doch erfahren."

Lisa begriff gottlob! dieses schwere Dilemma. Daß aber Dolores auch die Äußerlichkeiten vergessen konnte, das bewies sie, als ein Jahr darauf diese Freundin beim Abspringen von einer Elektrischen zu Fall gekommen und verletzt worden war. Das Gerücht, das aufs erbarmungsloseste übertrieb, erreichte sie, als sie die Schule betrat. Sofort ließ sie alles liegen und stürzte, so wie sie war, ohne Hut und Mantel auf die Straße und lief den ziemlich weiten Weg zur Freundin. Außer Atem und totenblaß betrat sie das Haus. Dann kniete sie vor dem Bett und hörte, daß alles so schlimm nicht sei. Sie hielt die blasse, aber schon wieder lächelnd berichtende Freundin stumm umschlungen und brach, da sie nun alles wußte, plötzlich in einen solchen Strom von Tränen aus, daß ihr ganzer Körper nur so zuckte. Gleich darauf aber lachte sie und küßte der zärtlich Verwirrten die Hände, die diese vergebens wegzuziehen trachtete. Sie war voll Dank dafür, daß die Lisa ihr nicht den Schmerz angetan hatte, sich gefährlich oder entstellend zu verletzen.

Als aber einige Jahre darauf Lisa, die ihre Eltern ein Sanatorium hatten aufsuchen lassen müssen, in der Ferne starb, trug sie dieses mit ziemlicher Gelassenheit. Und doch war die Freundschaft noch durchaus nicht abgekühlt. Sie weinte wohl ihr Taschentuch naß und sann dann still vor sich hin, als riefe sie sich alle die gemeinsamen Erlebnisse in den Jahren der Freundschaft ins Gedächtnis zurück, sagte aber endlich nur seltsam pessimistisch — während sie doch sonst gerade nicht so gestimmt war —: „Sie war viel zu gut und zu schön für diese Welt!" — Lisa wurde in der fernen Bergwelt begraben; aber zwei Vasen mit blauem und weißem Flieder, den Lisa so geliebt hatte, stellte Dolores im Frühling unter ihr Bild, solange der Flieder blühte, und noch im Sommer schlang sie eine feine Girlande aus Bohnenblüten oder auch aus Kressen um den Rahmen.

Eine lange Zeit über war sie nun ohne Intime gewesen. „Freundschaft gibt es nur einmal!" sagte sie resigniert wie eine Lebensweise. In den höheren Klassen der Schule stand

sie sich mit allen den andern Mädchen wohl gut; aber sie fand nun erst recht ihren Geschmack nicht mehr vollauf befriedigt. Da war keine Lisa. Sie verfiel wieder auf das Bekritteln äußerster Äußerlichkeiten, hinter denen sie denn ja freilich wohl Eigenheiten des Empfindungslebens wittern mochte. Einmal stießen sie die Spangenschuhe und dünnen Strümpfe über zu dicken Füßen ab; ein anderes Mal wollte sie in zwei ‚Pusterbacken' nicht Frische, sondern nur Gedunsenheit erkennen. Auch redete ihr die Besitzerin dieser Backen zu burschikos von ihrem ‚Schwarm' und daß ihr alles ‚schnuppe' oder ‚puttegal' sei, weil sie — wie Dolores meinte — nicht recht reussierte und ihr gar nichts ‚schnuppe' zu sein pflege. Deshalb, so schloß sie, wolle diese ‚Mitschülerin' auch einmal Lehrerin werden.

Und doch war sie nicht lieblos. Dieser künftigen Lehrerin zum Beispiel, der die Mathematik schwer ward, rechnete sie oft genug die Aufgaben aus und setzte sich dadurch sogar gelegentlich selbst neben ihr in einen Nachteil.

Dolores durchlief die Schule als eine der Begabtesten und klärte draußen manches, worauf ihr im Hause Seidelbaum keine Antwort geworden wäre. Sie konnte dort vielem Inhalt und Fülle geben, was hier, unberücksichtigt und ohne Nahrung gelassen, für sie bald seine Bedeutung hätte verlieren müssen. Wie sie äußerlich für sich das Einfache und Lichte liebte, das Duftige, aber in einer vornehmsten Auswahl, so ergab sie sich auch einem sehr verfeinerten und ebenso lichten Seelenleben, das empfindlich vor allem Rohen und Groben zurückwich.

Sie wählte sich zum Notbehelf unter den Gefährtinnen eine als nähere Freundin aus. Bei dieser, deren innere Leere sie wohl ahnen mochte, die ihr aber als elegante junge Person gefiel, ging sie aus und ein. Sie sprach mit Vorliebe französisch mit ihr, denn die Freundin, die von früh auf eine französische Gouvernante gehabt hatte, hatte eine vorzügliche Aussprache. Bald tat es ihr Dolores darin gleich. Doch befriedigten sie die französischen Werke, die jene ihr lieh, nirgends. Die Liebschaften zwischen verheirateten Frauen mit jungen Dandies nahm sie freilich, ohne viel darüber nachzudenken, als etwas Gegebenes hin, aber das zu starke Parfüm dieser Leidenschaften an sich war ihr unsympathisch; die geputzten Jünglinge waren ihr zu sehr Weibermänner und die Männer der Frauen zu sehr allen Sinnes für Frauenfeinheit bar. Sie zog Dickens vor, obgleich sie alles noch so ernst Gemeinte komisch und alles Tugendhafte unglaublich und selbst romanpuppenhaft zu finden pflegte; aber das Ganze versetzte sie in eine Stimmung, die ihr wohltat. Es ging reinlich in diesen Romanen her trotz aller Spelunken und Verbrecher. Es wehte ein freier und kühner Luftzug hindurch trotz aller staubigen Gerichtshöfe, Schuldgefängnisse und Prozeßakten. Sogar in der ‚Heloise' vermißte sie diesen Luftzug. Die Schwüle der tagediebenden Verliebtheit stumpfte sie gegen die Erhabenheit der Gebirgswelt und der zeitweiligen Regungen Juliens ab. Doch in Jens Peter Jacobsen erst fand sie *ihren* Dichter. Ihm zuliebe lernte sie dänisch. Er öffnete ihr den Weg in die reiche Vieltönigkeit der Moderne hinüber — vorzüglich auch die der deutschen.

Am meisten bot ihr die Musik, und die konnte sie auch in Gemeinschaft mit ihrer neuen Freundin pflegen, die sich aus gesellschaftlichem Interesse eifrig darin vervollkommnete. Dem Vater war einst schon an der Zwölfjährigen das Talent für Musik aufgefallen. Damals hatte er seinen Eltern eine Summe Geldes übergeben, für die sie, falls Dolores auf dem einfachen Klavier, das er selbst einst gespielt hatte, ihre Schule durchgemacht und sich verheißungsvoll entwickelt haben sollte, einen Flügel anschaffen sollten. Den hatte sie denn auch bekommen. Die beiden Alten verstanden wenig oder gar nichts von Musik. Vergebens suchte auch die Enkelin den Großvater nur erst für die Lieder eines Löwe oder Mendelssohn zu interessieren, damit sie auch ihre liebevollen Pfleger an ihrer schönsten Freude wenigstens hier und da teilnehmen lassen könne. Sie hängte dem alten Herrn schon im voraus Lieblingskomponisten auf und wußte doch, daß, wenn sie ihm vorspielte, er nach einer Weile regelmäßig eingenickt war. Allmählich lächelte sie dem schon entgegen und begann, noch bevor sie sich nach ihm umsah, sorglos zu ihren eigenen Lieblingsmeistern hin abzuschwenken. Oft kam sie, noch den breiten Rembrandthut auf den Flechten, ins Zimmer geeilt, setzte sich, nachdem sie flüchtig die Handschuhe abgestreift hatte, im Mantel an den Flügel und suchte in Tönen festzuhalten, was ihr auf dem Spaziergang durchs Gemüt geklungen war. Es war ein Glück der Erlösung für sie darin und ein volles Sichausleben. Glitt ihr Blick darüber von ungefähr durchs Zimmer, so erhob sie sich wohl und sonderte schnell aus einem Spitzglase voll goldbrauner und weißer Iris die gesprenkelten Nelken heraus, die sie als disharmonisch empfunden hatte, fand auch den besseren Platz für die Gläser vor einem einzelnen Bild oder in einem Sonnenstreifen

und kehrte dann wieder zu ihren Noten zurück.

Über ihre Meister konnte sie in Gegenwart ihrer Freundin schwärmen, die bei solcher Gelegenheit tat, als sei sie weit sachverständiger noch, ihr Gelerntes oder Herangelesenes hervorkramte und es liebte, mit Energie ein Modeurteil dagegenzusetzen, das Dolores allen Ernstes zu widerlegen oder als immerhin verständlich zu begründen unternahm.

Gleich darauf fragte die andere wohl trällernd, nachdem sie Gestalt, Schultern oder Arme der Spielenden eingehend von hinten gemustert hatte, ob sie schon einen Verehrer habe? — welcher ihr wohl gefiele? — und wie sie sich ihr Heim einst einzurichten denke als Frau?

Dolores hörte auf zu spielen, lehnte sich zurück und sah in die Sonne hinauf, ohne sich umzusehen. „Ich will mich nie verheiraten," sagte sie.

Jene lachte: „Willst du eine alte Jungfer werden? Du siehst danach aus!"

„Ich will jung sterben."

„Dich umbringen?" fragte die Freundin. „Sonst hilft da wohl kein Wollen."

Und Dolores sann eine ganze Weile in den Himmel hinauf, der voll Licht war. Nein — umbringen, das lag ihr fern. „Du," sagte sie, „wenn man so wie mein Papa durch die ganze Welt zöge, da könnte man doch eigentlich nie alt werden, oder es doch nicht selber merken. Papa sah man es auch nie an, wie alt er war."

„Papa! Ach, dein Papa!" tat die Freundin das nachlässig mißachtend ab. „Für einen Papa zieht man so ein blasses Lilaseidenes, das so sitzt, nicht an. — Und überdies ist ein Mann doch etwas anderes als wir! — Nun und schließlich ist doch ein Mann, der immer durch die Welt kutschiert oder vagabundiert, auch nicht eben ein Ideal!"

„Doch!" rief Dolores. „Mein Ideal doch! — Aber hör' zu! — Das Scherzo von Chopin."

In der Familie der Freundin lernte sie den jungen Kaufmann Josef Stammler kennen. Seit einiger Zeit war die Freundin mit einem Freunde Stammlers verlobt, und da hatte sie ein wenig die Kupplerin gemacht. Da Dolores in einer Umwelt aufgewachsen war, in deren idyllisch altväterlichem Abseits sich moderne Physiognomien ein Heimatrecht nicht erwerben konnten, sah sie sich und ihr Urteil vor eine Frage gestellt, deren Bedeutsamkeit ihr noch nicht völlig aufgegangen war, und hatte darum — und vielleicht auch in einer leisen Opposition gegen das Abgelebte der großväterlichen Welt — bereitwillig mit der erfahrenen und von ihr als solche anerkannten Freundin Augen gesehen. Allerdings die alten Stammlers waren sehr beschränkten Geistes, das entging ihr nicht. Sie witterte sofort das Hohle und Subalterne. Als Emporkömmlinge betonten sie die erlernbaren Formen moderner Wichtigtuer bis ins Lächerliche. Der Kolonialwarenhändler, der sich immerhin vorsah, erschien bei seinen schweigsamen, aus dem Laden in seinen ‚Salon' übernommenen Verbeugungen, der würdig gebieterischen Haltung eines Chefs, dem pedantischen Durchführen des in irgendeinem populären Anstandsbuche Vorgeschriebenen wie ein beaufsichtigender Tanzmeister, den man beileibe nicht reizen darf, den Mund zu öffnen oder in ungewöhnlicher Situation etwas aus dem Stegreif tun zu müssen. Seine Frau hingegen mit der überladenen Toilette, ihrer ganzen ‚zurechtgemachten' Person und der aus innerer Unsicherheit steifen Grämlichkeit ahnte nicht, wie sehr sie alles wahrhaft Vornehme schon durch ihre mißtrauischen Blicke und Abmusterungen abstieß. Mit jedem Worte aber plapperte sie in peinlichster Weise Unfug. So geschah es denn, daß der Herr Sohn, der zum mindesten immer die Wirkung richtig zu erlauern wußte, die seine Leute ausübten, die Eltern mit unfeiner Offenherzigkeit vor Fremden kritisierte, verbesserte und verspottete. Sie aber bewunderten diesen Sohn, der mehr gelernt hatte als sie, und ertrugen seine Indiskretionen oder wurden doch nur vorübergehend dadurch gekränkt. Dolores sah sich vor die Notwendigkeit versetzt, Herrn Josef Stammler erst einmal hinter die gesellschaftliche Maske von billiger Wohlanständigkeit zu blicken, um dessen gewiß zu werden, daß sich dahinter etwas gegen jene auflehnte, was kaum ein Recht hatte sich aufzulehnen, und daß es nicht einmal nur die Furcht bei ihm war, mit den Eltern in einen Topf geworfen zu werden.

Schon sehr bald hatte der junge Herr, der sich gern als Ästhet aufspielte, ihr, die als das reizendste und eigenartigste Mädchen der Stadt galt, in aller Form einen Antrag gemacht. Zunächst hatte sie ihn abgewiesen. Dann aber war sie in ein Grübeln verfallen, die Freundin hatte sich eingemischt, und als er eines Tages steif und mit dem unerschütterlichen Selbstbewußtsein des Geschäftsmannes, der seinen Kredit auf allen Gebieten kennt und daher abwarten kann, bis eine Törin sich besonnen hat, wieder anklopfte, hatte sie ihn an die Großeltern verwiesen. Da hatte er nun freilich nervös

der Meinung Ausdruck verliehen, ihr allein stände in dieser Angelegenheit die Entscheidung zu; sie hatte errötend nichts dawider sagen mögen — es schmeichelte ihr das wohl — hatte sich also eine Bedenkzeit ausgebeten, während welcher sie in der Tat nur mit sich selbst zu Rate gegangen war, und hatte sich ihm dann mit dem Vorbehalt, daß ihr Vater nichts dawider habe, verlobt. Diese ganze Art entsprach sehr wenig dem, was die ihr Nächststehenden in einem Liebeshandel eigentlich von ihrem Temperament erwartet hatten. Doch ließ sie sich dadurch nicht beirren, sondern machte den Leuten gegenüber durchaus den Eindruck eines Mädchens, das weiß, was es tut und will. „Es gibt höhere Interessen als die einer Ehe," sagte sie einmal, als von einer Frau die Rede war, der man nachträglich ihre Wahl vorzuwerfen für gut befand, und verteidigte die Frau. Die das hörten, hatten diese Worte freilich nicht für in eigener Sache gesprochene halten können.

Eins war gewiß: nun erst, da sie Gelegenheit hatte, den modernen jungen Mann aus nächster Nähe zu studieren, begann sie zu ahnen, was sie mit dieser Verlobung auf sich genommen hatte — und zwar für ein ganzes Menschenleben. Erbarmungslos gegen sich selbst und den Mann begann sie vor sich die Wahrheit zu entschleiern, prüfte sie nach, was sie getan hatte und was ihr bevorstand, um das Ergebnis mit in ihre Berechnungen aufnehmen zu können. Und da war es nun gut, daß sie sich für alle Fälle eine Hintertür offengehalten hatte.

Was Herrn Stammler anlangt, so war die gestellte Bedingung, erst die Zustimmung des Vaters der Braut einzuholen, keineswegs nach seinem Herzen. Sie könnten wohl gar bis ans Ende ihrer Tage mit der Hochzeit warten müssen.

„Und wenn der Herr Seidelbaum nun gar nicht mehr lebte?" hatte der Ungeduldige ihr vorgehalten.

Sie aber hatte diese Annahme unter einem Erblassen mit einem kurzen „Er lebt" von sich gewiesen. Sonst freilich entbände sie ihn damit von dieser Bedingung.

Es blieb Herrn Stammler nichts übrig, als die Achseln zu zucken. Gut. So lebte der Mann also. Warum aber zweifelte sie, daß er ihren Schritt billigen werde? Bis an die Decke springen würde er vor Vergnügen darüber.

Doch sie behielt ihren eigenen Kopf. Einverstanden würde der Vater damit ja wohl sein, meinte sie. Sonst würde sie ihm ihr Jawort eben nicht gegeben haben. Aber es käme darauf an, daß sie als Tochter ihn um die Kundgabe solchen Einverständnisses erst einmal angegangen habe. Ob er das nicht einsehe?

„Eine gehorsame und pietätvolle Tochter ist eine gute Sache," hatte der junge Herr mit mitleidiger Ironie zugegeben. „Aber nur ein Mensch, der die vorliegenden Verhältnisse in Rechnung zieht, beweist, daß er sich als Mensch durch die Vernunft leiten läßt, statt wie der automatische Tugendbold durch das Schema F." Worauf Dolores nur hatte erwidern können, sie glaube nicht wie ein automatischer Tugendbold zu handeln, eben weil sie die Verhältnisse in Rechnung zöge. Sogar seine, ihres Verlobten, Marotte, nach der alles so abgemacht werden müsse, daß jeder sagen könne, es sei so in der Ordnung, habe sie berücksichtigt.

Da hier Auseinandersetzungen angeregt wurden, auf die er vorläufig nicht eingehen wollte, denn sein pedantisches Wichtignehmen alles dessen, was in den Kreisen der guten Gesellschaft Brauch war, widerstrebte zuweilen sehr einer Lebenspraxis, die er im Kreise seiner Freunde mit snobhaft nachlässigem Überlegentun mitzuvertreten vorgab, so hatte Herr Stammler dazu geschwiegen. Vielleicht setzte er seine Hoffnung auf die Zeit, die ihm helfen würde, indem sie ihr zu lang ward. Jedenfalls, wenn sie fortan von ihrem Vater zu sprechen anhub — während er die Vorbereitungen zur Eheschließung mit der ruhigen Unbedenklichkeit traf, die dem reichen jungen Manne zusteht, der ein armes Mädchen heimführen will — so machte er nur seine stummen Dienerchen zu einem leicht verärgerten oder gelangweilten Gesicht, ohne je mit einem Wort auf die Sache einzugehen. Der Mann sollte ihm kein Hindernis bedeuten.

⁂ ⁂ ⁂

Erst seit kurzer Zeit hatte Josef Stammler Dolores Seidelbaum unter die für ihn in Betracht kommenden heiratsfähigen Stadttöchter gezählt. Wenn sie ihm früher unterwegs begegnet war und ein Kollege nicht umhin gekonnt hatte, eine erregende Bemerkung über ihre schöne graziöse Gestalt, ihre geschmackvolle Toilette oder ihre ganze sichere und anmutige Art, sich zu geben, vom Stapel zu lassen, pflegte Josef Stammler sich hinter einem Achselzucken und einem verärgerten „Mein Gott ja! aber sie will ja wohl weder Fisch noch Vogel sein — will sagen: weder Großvater Spießers Enkelin, noch Vater Zigeuners Tochter!" zu verschanzen und ‚honorig' seines Weges fürbaß zu wandeln. Erst auf einem Feste der Liedertafel, der er als Mitglied angehörte, war es in später Nachtstunde, als man schon recht

benebelt und daher vertrauensselig geworden war, geschehen, daß ein bekannter unverheirateter Rechtsanwalt der Stadt, an dessen Seite er beim Sekt zufällig geraten war und dem er wegen seines ‚nachlässigen' Geldausgebens imponiert haben mochte, ihm versichert hatte, das einzige wirklich rassige und pikante Geschöpf in der Stadt sei Dolores Seidelbaum, und er, der Rechtsanwalt, werde demnächst Mittel und Wege finden, sich ihr zu nähern, so daß nun natürlich in Herrn Stammler der Wunsch hatte mächtig werden müssen, den Schatz, der einen gelehrten Herrn zu solcher öffentlichen Lobpreisung hatte hinreißen können, selbst zu heben. Er hatte den Rechtsanwalt argwöhnisch ausgefragt, wie er es mit dem ‚Sichnähern' meine, und als der zu einem Achselzucken erwidert hatte: na, heiraten wolle er sie; anders würde man da wohl nicht ankommen — da hatte er sich im Vertrauen auf seinen Geldsack und seine ‚Honorigkeit' schon ganz sicher im Besitz jenes Schatzes zu fühlen angefangen. Nur durfte er freilich nicht zu spät kommen. Dann aber mußte es für Josef Stammler, den Sohn des reichen Kolonialwarenhändlers, natürlich zu einem kleinen Triumph werden, wenn er sie dem der besten Gesellschaft angehörigen Rechtsgelehrten vor der Nase wegschnappen konnte.

Die ganze Nacht fand er keinen Schlaf. Da er dem Mädchen kurz vorher offiziell vorgestellt worden war, war ihm die Möglichkeit, seine Wünsche zu verwirklichen, gegeben; und so ließ ihn der Gedanke an das reizende Geschöpf nicht los. Er sah sie im Wachen wie im Traum als Frau Dolores Stammler, geborene Seidelbaum, und überdachte eifrig seine Gattenerlebnisse mit ihr. Vor Bekannten, denen gegenüber er sich einmal bedenklich über das Mädchen geäußert hatte, erging er sich jetzt in Betrachtungen über die Vorzüge bestimmter Blutmischungen, auf die bei kultivierten Menschen noch genau wie bei Naturkindern die besondere Art der Zuneigung hindeute. Es läge also eine solche Blutmischung im Willen der Natur, die den nationalen Regungen Trotz biete. Er tat dar, daß ihm, dem kühl-verständigen Nordländer, die rassige Südländerin sehr anlockend erscheine. Ja sogar ein Gran ererbte Philisterhaftigkeit, wie auch anderseits ein zigeunerhaftes Hinausstreben in die Weiten gäben ein Gemisch, das für einen modernen Mann seiner Art reizvoll sein müsse, weil es ihm geistiges Ausschweifen zugleich mit Neigung zur Seßhaftigkeit hinzubringe und damit einem Kaufmann wie ihm gelehrte Nachkommen und Künstler verhieße, wovon Keime ohnedies in ihm steckten. Der gute Junge ahnte wohl, daß er im Grunde ein steifer Bolzen sei, ein schlecht übertünchter Stockphilister, legte sich aber dieses Pech aufs niedlichste zurecht und machte aus der Not eine Tugend. Nachdem er so im allgemeinen vorgearbeitet hatte, versicherte er, daß es keineswegs genüge, sich seiner natürlichen Bestimmung bewußt geworden zu sein, sondern daß man auch sein Leben dementsprechend einrichten müsse. Und deshalb nun — — —! Wenn er zum Beispiel eine gewisse junge Dame von eigenwilligem Gepräge seiner Familie zuführen würde, so würde er sich in einer solchen Ehe allemal durchzusetzen wissen, eben weil er das Warum und Wozu seiner Wahl so klar erkannt habe. Er werde ihr schließlich doch *sein* Gepräge geben. Das sei ein gar nicht genug einzuschätzender Vorzug einer auf natürlichen Forderungen gegründeten Ehe. Mit unternehmendem Gesicht und einem kühnen Strich durch die Stirnlocke — einer Bewegung, die vornehm gedämpft wurde durch den müden Blick und die lässige Haltung — bereitete er darauf vor, daß man in dieser Hinsicht von ihm noch allerlei werde erleben können — vielleicht sogar in allernächster Zeit.

So waren seine Kollegen, die, seiner Absicht entsprechend, auf niemand anderes als auf Dolores Seidelbaum hatten raten können, denn auch durch seine Verlobung nicht allzusehr überrascht worden. Die ganz jungen hatten ihn vielmehr für einen Mann von Charakter und einen ‚modernen Menschen' erklärt und diese Verlobung zugleich mit seiner Gesinnungstüchtigkeit überall verkündet, so daß er hatte glauben dürfen, eine Zeit lang der Held aller traumseligen Jungfrauen und aller idealgesinnten jungen Handlungsgehilfen der Stadt geworden zu sein. Der Verein freisinniger Handlungsgehilfen, die Gesellschaft für naturgemäße Lebensführung, der Bund zur Förderung der Rassenreinheit und die Vereinigung für moderne Kultur, genannt ‚die Ehrlichen', hatten sich um seine Mitgliedschaft beworben, und er war allen diesen Vereinigungen beigetreten. Eine besondere Genugtuung hatte es ihm dabei bereitet, daß der letzteren Verbindung jener Rechtsanwalt, der das Feuer der Leidenschaft recht eigentlich hinter seinem schöngefälteten Vorhemd entzündet hatte, bereits als Mitglied angehörte, und daß dieser Herr pikanterweise sofort, nachdem er Josef Stammler bei der ersten Mitgliederversammlung hatte begrüßen müssen, unter dem Vorwand allzu großer Überlastung mit Geschäften seinen Austritt nahm.

Wenn der vortreffliche junge Mann trotz solcher Anerkennung seiner vorurteilslosen

Gesinnung vom Vater der Braut nicht gern redete, so war es jedem klar, daß er dafür nur achtungswerte Beweggründe haben konnte. Allerdings, was eigentlich dem schweren Christoph Schlimmes nachgesagt werden könne, das nicht auch zahlreiche Schwiegerväter geachteter Bürger oder gar diese selbst sich hätten nachsagen lassen müssen, darauf ließ sich so leicht wohl keine Antwort geben. Ehrenrühriges hatte der Christoph nie begangen. Vielleicht war er ja öfter als nötig leichtsinnig gewesen; er hatte auch wohl Unglück gehabt. Noblesse konnte man ihm nicht abstreiten, und Talente besaß er in reichem Maße, über ein schönes Wissen verfügte er, und unternehmend schien er zu sein. Den Mut verlor er nicht so bald. Jenes kleine Minus, wurde es nicht durch die unantastbare Redlichkeit und Achtbarkeit der Großeltern, und vor allem wurde es — im Hinblick auf die Tochter — nicht durch den unbestrittenen Wert dieses Mädchens selbst mehr als reichlich wettgemacht? Doch gleichviel — wer durchschaute ein Menschenleben aus der Ferne ganz?

Es gab nun freilich auch hier wie überall Leute, die lächelnd behaupteten, der liebe Herr Stammler fürchte nur eben, daß ihm der Herr Schwiegerpapa teuer werden könne, habe wohl auch Angst vor dem geistig schweren Christoph. Diese Leute wollten wissen, daß es bei der Stammlersippe überhaupt ein für allemal als nicht in der Ordnung gelte, Geist zu haben. Aber was soll man viel zu dem Gerede dieser Art Leute sagen? Sie reden, weil sie nicht schweigen können. Wie man immer über diese Sache denken mochte, Josef Stammler hatte sich mit Dolores Seidelbaum verlobt, und da sie in seine Welt eintreten sollte, war er eifrig bestrebt, ihr in seinem Hause und in seiner Gesellschaft einen neuen, ihm mehr zusagenden Schliff zu geben. Allerdings widerstrebte Dolores dem durchaus. Sie kam überhaupt nicht gern in das Stammlersche Haus und gab sich dort nie frei und froh. Etwas Reserviertes und Fremdes — ja zuweilen verächtlich Abweisendes lag dort über ihr, das erkältete, und immer schien sie aufzuatmen, wenn sie so einen Besuch hatte abkürzen können, wenn einer der langweiligen Familienabende dort, bei denen man sich auf Stichworte hin fröhlich, ausgelassen oder gebildet gab, endlich erledigt war. Aber auch sie wollte doch schließlich seine Frau werden und — wenn der Mann Vater und Mutter verlassen wird, um an seinem Weibe zu hangen, warum sollte man das nämliche nicht von der Frau verlangen können? —

Dolores hatte vor Jahren die Spuren ihres Vaters von Kopenhagen noch eben bis nach Hamburg verfolgen können, von wo er sich anscheinend nach Amerika eingeschifft hatte. Mehr festzustellen war ihr jedoch nicht geglückt. Herrn Stammler hatte gerade diese Ergebnislosigkeit ihrer Nachforschungen recht erheitert und ermutigt. Und eines Tages, als bereits jene verletzenden Erklärungen für sein Verhalten sich kecker hervorwagten, hatte er, der hier die Rache jenes Rechtsanwalts witterte, denn doch Worte für das zu finden vermocht, um das er sich so lange herumgedrückt hatte. Er hatte seine Ansicht über Christoph Seidelbaum als eine durch seine Weltanschauung notwendig gemachte unverblümt dargelegt.

Jeder Mann — so ließ er sich mannhaft vernehmen — habe vorzüglich die Pflicht, seinen Platz als Staatsbürger ordnungsmäßig auszufüllen. Das gehe allem andern vor. Ein Mann von einigem Sinn für das Ordentliche und Solide werde immer danach trachten, nach einigen Jahren, während welcher er sich in der Welt umgesehen habe, seßhaft zu werden. Er wies hierbei auf die Geschichte hin: daß die Völker auch nur im Jugendalter der Menschheit Nomaden gewesen, später aber Ackerbauer, Viehzüchter und Kaufleute, kurzweg Bürger geworden seien. Da trachte man denn auch nach Amt, Titel, einem dem Vermögen entsprechenden äußeren Auftreten (hinter den Kulissen blieb ja Spielraum genug zum Austoben überschüssiger Kräfte), damit jedermann sofort wisse, mit wem er es zu tun habe. Und so sei es in der Ordnung. Was solle man sich unter einem Herrn Christoph Seidelbaum viel vorstellen? Das könne eine Person in leitender Stellung, und es könne der jüngste Lehrling sein. War man Seilermeister oder seinetwegen auch Rentner, so ließ sich das schon eher hören: aber nur ‚Herr Seidelbaum‘ — —? Hatte ein Mann sich keinen Namen gemacht, wußte er nicht aufzutreten — oder tat er dies doch nicht, so war er nichts. Die Angehörigen mußten bei jeder Vorstellung ein peinliches Drumherumreden anstellen, da die Leute doch gern wissen wollten, was der Vorgestellte im Staate denn nun vorstelle. Diesen Leuten, so führte er aus, würde es ungemütlich, wenn so einer unter ihnen säße, den sie nicht einzurangieren wüßten. So ein Mann zerstöre die ganze Stimmung. Man wisse nicht, welchen Ton man ihm gegenüber anschlagen solle. Man wolle sich weder etwas vergeben, noch verletzen. Es entstünde ein Schweigen und Notschwatzen. Die unglücklichen Verantwortlichen fingen an zu schwitzen und ein über das andere Mal zu erröten und zu

stammeln. Sie verlören völlig die Haltung. Wie solle man um des Himmels willen auch nur den Beruf ihres Herrn Vaters bezeichnen, wenn er nicht gerade Angestellter war? Und seine Stellen wechselte er ja so oft, daß man nie wußte, wo er gerade im Augenblick tätig sei. Sagte man ‚Chemiker‘, so war das nur ein Hinweis auf ein Studium, vielleicht auf ein Können — seines Erachtens aber nicht auf einen Beruf. Auch war er ja zuzeiten Elektrotechniker, Physiker, Musiker, Forscher und so weiter gewesen. Man mußte ihn unter einen weiteren Begriff einreihen und einfach einen ‚Gelehrten‘ schelten. Was war aber ein Gelehrter, der nicht Schulmeister oder Universitätslehrer war? — Gar nichts. — Nun, und ein Kaufmann? — Gott bewahre! Ein Herr, der keine Bücher führte — und worüber auch? — der war kein Kaufmann. — Auch Fabrikant war er nicht. — Was also war der Mann? — Ein Erfinder? — Nun, das hieße denn geradezu: ‚Reif fürs Narrenhaus‘. — Es stände das auf derselben Stufe mit der Bezeichnung ‚Dichter‘. — Ihm würde jedesmal übel, wenn er irgendwo lese, ein Mensch bezeichne sich als ‚Dichter‘. Er müsse dabei stets an einen Burschen mit langen fettigen Haaren, Schlapphut und speckigem Rockkragen denken, der wichtig, die Hand mit einer schmutzigen Rolle Papier auf dem Rücken, spazieren gehe und zur Belustigung von Backfischen und Straßenjungen unter Blicken gen Himmel öffentlich ‚weihevolle‘ Arbeit leiste. Ein Erfinder sei um nichts weniger widerlich.

Nun, das war eine Erklärung — der junge Mann kannte sich und seine Leute — wenn auch Dolores damals gemeint hatte, es seien Worte, an die er selbst nicht glauben könne und die nur den Zweck hätten, andere vielleicht richtige Vermutungen zu überschütten und zu ersticken. Es sei unverschämt von ihm, sie alle für so dumm zu halten, daß sie darin einen Ausfluß von Erfahrung und tiefer Lebenseinsicht sehen würden. Hätte nur das Mädchen, da es ihn ja heiraten wollte, sich damit zufrieden gegeben, daß es wenigstens nach etwas klang, und durch Eingehen darauf den Anschein erwecken mögen, als nähme es solche Besorgnisse ernst. Aber Dolores hörte fortan kaum hin, als sei es ein allzu überflüssiges Gerede und sie habe keine Veranlassung, darauf etwas zu erwidern.

„Also mein Kind,“ hatte Josef Stammler deshalb seine so kluge wie vertraulich vorgetragene ‚Aussprache‘ in dem Gefühl, daß sie doch verschwendet sei, beschlossen, „wenn auch dich der Wunsch ehrt, deinen Vater rein wie einen Engel oder doch als Mann von Ehre, Anstand und Gewissen aus dem Dunkel der Gerüchte hervorgehen zu sehen — sagen wir lieber zu der ganzen Misère: Schwamm drüber! — Ich sehe, dir würde das am nächsten liegen. Wir wollen die Leute nicht geradezu herausfordern, unzarte Fragen zu stellen — oder auch nur sie zu unterdrücken; wir wollen einfach tun, als sei hier einer verschollen — wie er das ja auch in der Tat ist — der das Leben nicht zu nehmen wußte, wie es ist, und sich selbst zu viel zugetraut hat — nicht wahr? — so als sei er wie ein Baum im Walde, der den Stürmen nicht gewachsen war, gefallen, ein Baum, dem auch keiner mehr nachfragt. Er soll als Hindernis für uns nicht mehr existieren; nur so können wir verlangen, daß er auch für die anderen nicht mehr existiere. Dieses ist die Erklärung für mein ganz folgerichtiges, zielbewußtes Verhalten. Ich heirate dich, aber nicht deine Familie — deinen Anhang — deinen Namen — deine väterlichen Moneten oder Konnexionen oder sonst was derartiges — dich und damit basta! Es ist eine reine Liebesheirat.“ — Dies sprach er nachlässig wie aus tiefen Erwägungen heraus und benickte es entschieden. Dann sah er ernst an seiner Nase hinab. Vielleicht wollte er sich durch ihr Gesicht unter keinen Umständen irremachen lassen. „Es ist eine ideale Neigung, wie ich sie mir gestatten kann und wie sie — gottlob! — meiner ganzen Sinnesart entspricht. Ich habe Sinn nur für das Hochanständige. Doch darüber wollen wir nicht weiter reden. Ich weiß, viel von sich selbst zu reden, wäre nicht schön. Ah! fremdes Lob klingt. Es geht zwar uns beide an — aber sonst auch niemand. Und wir beide machen nun balde — balde Hochzeit. Es ist jetzt alles parat.“ — Er klopfte wie in Lust mit der rechten Hand in die flache Linke, obgleich seine Stimme trotz solcher sichtlichen Freudigkeit zänkisch aufschrillte. — „Da merken wir ohnedies, was wir voneinander zu halten haben.“

Dolores hatte während seines ganzen Geredes mit sich gerungen und sich bezwungen, zu schweigen, aber auch nicht zu weinen. Ihre schlanken Finger hatten dabei ein Kallablatt, das auf dem Tisch gelegen hatte, in zahllose winzige Stückchen zerrissen; aber gesprochen hatte sie kein Wort. Es war das schließlich doch Herrn Josef Stammler aufgefallen. Er hatte den Kneifer auf die Nase gehauen und sie verwundert betrachtet. Und dann hatte er zufrieden gelächelt. Er erklärte sich dieses Schweigen auf seine Weise, und nun hatte der reiche begehrte junge Ehrenmann einen milderen Ton anzuschlagen für rätlich

gehalten: „Ja, mein holdes Schätzchen, das sind ernste Worte für dein kleines Alabasterohr; aber sie mußten einmal gesprochen werden. Gottlob, ein Mann wie ich spricht so etwas nur einmal. Und nun wollen wir uns wieder amüsanteren Sachen zuwenden. Du warst gestern im Konzert?"

Er zog schon seine Glacés an.

Die ‚amüsanteren Sachen' oder das Getändel, das er damit einleiten wollte, interessierten Dolores jedoch nicht im mindesten. Nach einem schweren Aufatmen gab sie ihm zu verstehen, daß sie sich erinnere, er wolle diesen Abend in einen Vortrag gehen. Sie wünschte ihm gute Unterhaltung dabei. Auch sie habe jetzt noch allerlei im Hause zu erledigen.

Und er machte ihr einen tadellosen kleinen Diener so aus dem Sitzen heraus zum Zeichen seines Entgegenkommens, das ihm Natur sei, und lächelte dabei verständnisinnig und triumphierend. „Na," sagte er gütig, „wie du willst. Wenn du mir ja auch einige Worte über die Fünfte und ihren Eindruck auf dich hättest gönnen dürfen. Du siehst, ich bin auch so zufrieden. Ich bin ein einsichtiger Kerl, Mädel. Du willst über eine Aussprache wie die unsere eben keine erlösende Unterhaltung schieben lassen, bevor du mit dir über das Viele, das ich da angeregt habe, nicht ins reine gekommen bist. Ich weiß — ich weiß — kenne ja mein Vöglein und respektiere diese Regung gern. Du wirst mir bald in allem recht geben, und dann . . . jauchzet, ihr Kinder Israels!"

Der ebenso nachsichtige wie erfrischende Mensch erhob sich mit jugendlicher Flottheit und Elastizität und verabschiedete sich heiter, gewandt und galant von seiner Braut. Ja, es klang eine Art überlegene zärtliche Jovialität durch seine Töne. Er ließ sich den Großeltern aufs verbindlichste empfehlen. Leider habe er es etwas eilig. Doch hoffe er morgen ein recht ausgiebiges Stündchen mit ihnen allen zu verleben. So seelisch erheitert war dieser Brave durch seine ruhige Willenserklärung, so gänzlich zufrieden mit sich, daß man es ihm, dem gut gewachsenen blonden Jüngling mit dem weich geölten Bärtchen, den goldplombierten Zähnen und dem goldgefaßten Kneifer an dünner Schnur ordentlich ansah, er, der ‚schöne Josef', würde den ganzen Abend noch duldsam gegen Bekannte wie ein Weltmann sein, würde leben lassen, da er selber unantastbar war — würde heiter, gütig und leise als Optimist und Gönner an vielen Freuden teilnehmen — würde nur ‚edle' Anschauungen äußern, aber auch unedle anderer Leute nur mit sanftem Unwillen als ‚ja doch nicht ernst gemeint' oder ‚Herr du mein Gott! — in der menschlichen Natur nun einmal begründet' abtun, kurzum, er würde jede Art von Urteil anhören im sicheren Gefühl, daß er sein eigenes ein für alle Mal habe, das reifer war als irgend sonst eins — und bei alledem immer im Hintergrund seiner Augen lächeln — still vergnügt lächeln als einer, der mit sich nicht nur zufrieden ist, sondern der dies auch sein darf.

In der Frühe des nächsten Tages aber ließ Josef Stammler bei seiner Braut einen Korb mit den entzückendsten rosaweißen Rosen abgeben.

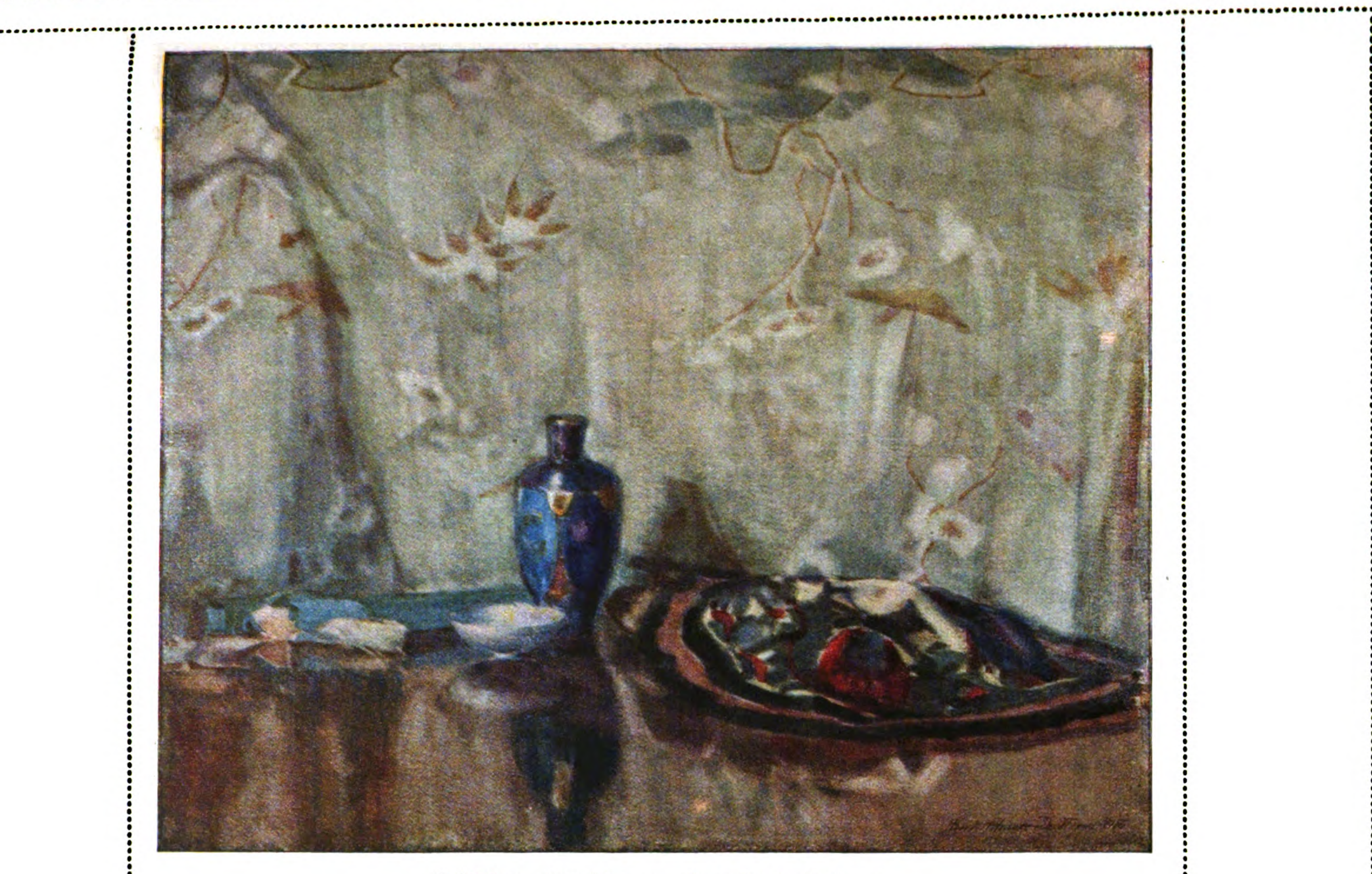
So war Josef Stammler, der elegante junge Kaufmann. So war seine Art. So schätzte man sie unter den Damen der Stadt, und deshalb beneideten diese durchgehend die junge Dolores Seidelbaum, die doch nichts mitbrachte, außer ihr kleines kapriziöses Selbst, wegen ihres fabelhaften Glücks.

⌘ ⌘ ⌘

Am Abend jenes Tages nun, an dem Dolores sich des schwedischen Hüttenwerks erinnert und dahin geschrieben hatte, ereignete sich etwas, das ihr zu denken gab und ihr Verhältnis zu dem Verlobten immer entschiedener an den Punkt brachte, wo es sozusagen auf der Kippe steht, ob es noch im einmal angeschlagenen Tone fortgesetzt werden kann oder hinfort, sich selbst überlassen, seiner Auflösung entgegengehen soll.

Herr Stammler war an diesem Sonnabend noch spät zur Braut gekommen, um ein gemeinsames Vergnügen für den Sonntag mit ihr zu verabreden. Dabei hatte er einmal wieder die Gelegenheit wahrgenommen, sie über dies und das zu belehren, das er bei ihrem künftigen Verhalten im geselligen Leben mehr nach der Stammlerschen Art hin abgeändert wissen wollte. Sie saßen in der von blühenden Bohnen umsponnenen Lindenlaube, die sich am untersten Ende des Gartens unweit dem Flusse befand. Es war schon dunkel hier und einsam. Das Wasser zog mit leisem Gewisper vorüber und platschte an die Pfähle und Stufen des Stegs. Die Levkojen dufteten süß und schwer.

Herr Josef Stammler sprach wohlgesetzt, langsam und triumphierend. Er hörte sich immer selbst reden und legte sich im Hinblick auf Deutlichkeit dessen, was er sagen wollte, heute keinerlei Zurückhaltung auf, da es ihm, dem es natürlich nicht hatte verborgen bleiben können, daß er nicht mit leidenschaftlicher Zuneigung begehrt werde, eine gewisse grausame Wollust gewährte, das temperamentvolle Mädchen zur Gefügigkeit gezwungen zu wissen, und da er prüfen wollte, wie weit er unbedenklich mit seinen umformen-



Stilleben. Gemälde von Kurt Haase-Jastrow

den und einzwängenden Forderungen gehen könne.

Dolores hatte diesmal kein Kallablatt zum Zerreißen zur Hand, ihre Finger spielten nur mit den Blättern der Bohnen, durch die allerlei Reflexlichter vom vorübertreibenden Flußwasser her und von erleuchteten Fenstern der Häuser drüben hereinhuschten und blitzten; aber sie schwieg trotzdem, atmete zuweilen schwer aus voller Brust, wobei er freilich nicht wahrnahm, wie sich bald ein leiser Ton mitleidiger Ironie den Seufzern beimischte, und machte, wenn sich seine Schattengestalt ihr mit fragenden Worten näher zuneigte, so daß sie seine Fröhlichkeit ordentlich wie einen Luftdruck verspürte, unter einem kleinen Zurückweichen des Oberkörpers ein schnell erledigendes ‚M!‘ und einen Nicker mit dem Kopfe.

Zuweilen hörte man es in den Nachbargärten rascheln — eine abenteuernde Katze oder eine verspätete Amsel. Ein Hund bellte in der Ferne. Von der Straße, die weiterhin flußabwärts um ein hohes dunkles Gebäude herum bis dicht ans Wasser herabbog und am Ufer hinstrich, kam Mädchenlachen und lustiges Jungmännergerede. Dort standen unter Bäumen Bänke an den Türen, auf denen in herüberstreifenden Lichtern einzelner Laternen die Schiffersleute bis zum Schlafengehen zu sitzen und zu plaudern pflegten. Eine Ziehharmonika ließ mit Unterbrechungen Volkslieder hören, die Mädchen und Burschen mitsangen.

Plötzlich sagte Dolores, als habe sie auf alles das, was er ihr da vorgepredigt hatte, wieder einmal nicht acht gegeben, sondern jenen Tönen gelauscht oder eigene Gedanken verfolgt: „Wenn ich durch die Stockholmer mit Papa wieder in Verbindung treten könnte, würde ich ihn bereden, ganz hierher zu ziehen. Ich hoffe, er würde es jetzt doch tun.“

Josef Stammler, der über ihren Versuch in Stockholm wohl unterrichtet war, schwieg einen Augenblick. Er dachte nach, ob er seiner Erbosung über dieses ungehörige Ablenken von dem von ihm angeschlagenen Thema zu einem peinlichen, seiner Ansicht nach von ihm bereits vor Wochen erledigten hinüber Ausdruck verleihen solle. Dann aber bewies er seine Überlegenheit, indem er mit jener gewinnenden und dabei zupackenden Frische, deren er sich in Stunden unbeirrbarer Selbstzufriedenheit nun einmal zu erfreuen hatte, zu sprechen vorzog: „Hör’ mal, Dolores, ich verstehe dich. Du willst auch darüber volle Klarheit, wie ich unser Verhältnis zu deinem Vater, falls er wirklich einmal wieder hier auftauchen sollte, geregelt wissen will, weil du einsiehst, daß das schließlich von entscheidendem Einfluß auf alles übrige damals wie soeben von mir Dargelegte sein muß. Es hat dich also das zunächst angepackt. Hm! nun — es freut mich das. In der Tat muß auch darüber zwischen uns Klarheit herrschen, was für diesen Fall meinem Wunsche gemäß sein wird. Du wirst zugestehen, daß ich als Sohn eines streng soliden Handelshauses, der den Ruf seiner Vorgänger zu bewahren suchen muß und will, mich auf ein langes Paktieren über Verkehrsmöglichkeiten mit liederlichen Wirtschaftern, unsicheren Kantonisten und allerlei Herrschaften, deren Lebensresultate nicht dem Aufwand von Lärm und anspruchsvollen Unternehmungen entsprechen, mit denen sie uns dupieren möchten, unter keinen Umständen — auch bei nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen nicht — einlassen kann. Dein Herr Papa überläßt dich deinem Schicksal und anderen Menschen; also überlaß du deinen Herrn Papa auch seinem Schicksal und seinen Menschen oder seinem Leuteanhang. Gegenseitigkeit ist nun einmal Lebensgesetz. Überall herrscht Gegenseitigkeit. Er hat für deine Jugend nichts getan; du darfst dich seines Alters — das übrigens, falls er noch leben sollte, einer kindlichen Krücke wohl kaum schon bedürfen wird — darfst dich seiner nicht in einer Weise annehmen, daß dadurch das Interesse derjenigen, denen du mehr verdankst als ihm, geschädigt wird. Und kurz und gut: wenn der Mann hier wieder auftauchen sollte — was ich in deinem Interesse am wenigsten hoffen will — so erwarte ich von dir, daß du alles tust, ihn mir — oder ich darf dann vielleicht schon sagen: ihn uns — vom Leibe zu halten. Verstehst du? Wer sich mit ihm oder seinesgleichen näher einlassen würde, könnte nur in Skandale verwickelt werden. Das aber kann ich mir — trotzdem ich sonst gut situiert bin — nicht leisten, denn ich bin überzeugt, mein alter Herr würde mich bei aller Vorliebe für mich kaltlächelnd enterben, wenn ich ihm einen Vagabunden als meinen Schwiegervater ins Haus brächte. Entweder er setzt sich still mit einer Pension, die wir ihm ja jährlich zugestehen könnten, in einem kleinen nicht zu nahe gelegenen Ort zur Ruhe, oder aber — wenn er das kostspielige Erfinden nicht glaubt lassen zu können — so sieht er zu, ob er sonstwo den Dummen für seine launische Lebensführung, die heute über den Haufen wirft, was sie gestern mit schweren Kosten einleitete, finden wird. Dieses ist mein letztes Wort in der leidigen Sache, Dolores. Nun weißt du Bescheid. Und nun laß mich mit der

unerquicklichen Geschichte in Ruhe, ich bitte inständig darum. Verdirb uns mit solchem Wenn und Aber unseren Blütenmonat nicht."

Sie hatte den Ellbogen aufgestützt und die Wange leicht gegen die feinen Handknöchel gelehnt. Sie betrachtete ihn zwinkernd. Jetzt bog sie sich ein wenig gegen ihn vor und fragte scharf, als habe sie nicht recht gehört, ein ‚Wie?'

„Du sollst uns nicht den Spaß verderben!" verbesserte er sich schnell und ärgerlich mit erhobener Stimme ins Prosaische.

Sie zog sich befriedigt wieder zurück und nickte ein ‚So!'

„Also," sagte sie dann, „bevor sie nur aktuell geworden ist, wäre die Sache erledigt."

Doch er dachte wohl noch an seinen ‚Blütenmond'; er mußte sie nicht verstanden haben, denn diesmal fragte er, was sie gesagt habe.

Sie antwortete ihm nicht.

„Dolores, gib mir die Hand darauf!" drang er wie in plötzlichem Argwohn in sie. „Es handelt sich ja im Grunde um eine Prinzipienfrage — die Frage, ob wir unser Einvernehmen höher einschätzen wollen als die Beziehungen zu irgendwelchen Dritten. Denn in unserem speziellen Fall wird ja — — naja, dein Vater wird uns schon nicht beschwerlich fallen."

„Dann braucht man ja vorläufig an diese Prinzipienfrage noch gar nicht zu rühren," sagte sie langsam und ruhig.

„Nein, nein! Aber man kann. Wie man gegebenen Falls Stellung nehmen will, Schatz, darüber sollte man jedenfalls im klaren sein. Schlag ein! Du würdest also allemal so handeln, daß es jedem deutlich wird, ich stehe dir näher als irgendsonstwer."

Aber sie verweigerte ihm die Hand, und als er fortfuhr ihr zuzusetzen, fragte sie unwillig, was er von ihr wolle. Sie begebe sich ein für allemal nicht ihrer persönlichen Freiheit und ihrer freien Entscheidungen für die Zukunft.

Es lag etwas in der Luft. War das nur ein Blitz aus ihren schwarzen Augen gewesen, die ihn im Dunkeln suchten? Oder wollte sich da etwas entzünden, das im nächsten Augenblick einen klaffenden Abgrund zwischen ihnen aufreißen mußte? Es schien, als hinge der Bestand dieser Brautschaft an einem Wort, einer Bewegung, an dem Zufälligsten, was eine Sekunde in ein übervolles Herz werfen konnte, um es zum Überlaufen zu bringen und damit Entscheidendes zu zeitigen.

Jetzt aber geschah etwas Unerwartetes. Es war, als würde eine Tür zwischen ihnen zugeschlagen, so daß für dieses Mal ein solches Entscheidendes noch nicht von einem zum anderen gelangen konnte.

Man hörte ein Rascheln — ein Brechen durch Hecken und Büsche — dann ein Stapfen vom Fluß her. Schritte knirschten. Kleine Kiesel rollten und sprangen.

Im nächsten Augenblick war aber auch Herr Josef Stammler mit den Gebärden äußersten Entsetzens aufgesprungen, hatte die unvermeidliche Zigarette weggeworfen und war unter dem Angstruf: „Dolores! Komm schnell, Dolores!" zur Laube auf den Weg hinaus und auf diesem zwanzig Schritt weit gegen das Haus hinauf in wilden Sprüngen fortgeschossen.

„Hallo! — Nanu! — Was's denn das?" — kam es gleich darauf aus dem Dunkel — eine belegte, schmierige Männerstimme.

Auch Dolores war aufgestanden und hatte das Gesicht überrascht nach dem Flusse hingekehrt. Einen Augenblick drückte das Interesse für das Neue die wühlenden Gefühle, die der Mann in ihr aufgeregt hatte, nieder. Sie sah sich nach Stammler um — ungläubig. Ihre Seele schien aus ihren Schleiern hervorgetreten zu sein und die Wirklichkeit abzuschätzen. Ja — so war es — so war er, und so sie, diese Wirklichkeit. — Unwillkürlich wedelte ihre Hand durch die Luft, als störe sie der Zigarettenqualm, der da noch duftend im Eingang zur Laube zwischen den Ranken hing. Aber ihre Augen starrten weitoffen in Trauer und Selbstverurteilung.

Sie achtete dessen zunächst kaum, daß da ein fahles, rundes Gesicht aus der Nacht auftauchte — das schwankend, scharf umrissen vor dem von Lichtfäden überhuschten Wasser vorkam und wieder zurückwich. Nun schlurrten schwere Schritte — stockten — und die belegte Stimme kröchelte und klagte: „Ma—a' am! Ich ... ich ..."

Jetzt erst schaute sie schärfer hin — überrascht — fragend.

Der aufgedunsene und lumpige Mensch trug einen Knüttel und roch auf zwanzig Schritte nach Schnaps.

„Ma — a — am, ich hab' Sie woll — erschreckt? — Ich — ich wollt' ja man bloß auf'm nächsten Weg ... Ich wollt' Sie nämlich nach der Herberge zur Heimat, Ma—am."

Sofort war Dolores in der Situation.

„Herberge zur Heimat?" fragte sie und fuhr mit klangvoller und herzhaft belustigter Stimme fort: „Die ist hier gar nicht in der Gegend, guter Mann. Da müssen Sie ziemlich durch die ganze Stadt."

Er rückte ihr noch näher und erklärte vertraulich — wobei er mit dem Knüttel zur Verdeutlichung seiner Worte fuchtelte —.

„Ich — ich bin Sie nämlich unten ans Wasser lang und über die Flöße geklettert und bin dann durch die Hecken und über den Draht — bin ich. — Da war so'n Bengel — so'n Nußknacker von die preuß'sche Garde achter mi an. Ich — ich wollt' aber Sie und — und den Herrn da nich bange machen."

„Herr Stammler!" rief Dolores. „Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Der Mann will nur nach der Herberge zur Heimat." Den armen Sünder aber forderte sie auf, nur getrost auch noch über zwei weitere Zäune zu klettern. Ganz unten am Wasser käme er am leichtesten hinüber. Nachher führe ein Weg zwischen den Stakets nach oben und durch den Hof eines Gasthofs mit Ausspann für die Landleute hindurch nach der Straße. Das Tor pflege auch des Nachts von innen leicht zu öffnen zu sein.

„Ich dank' schön!" sagte der Stromer. „Ich — ich hab' Sie hier nämlich früher mal gearbeitet — als Straßenarbeiter, Madame. — Da drüben — ja . . ."

Wieder schwankte er einen Schritt näher und seufzte schwer — „Aber die Zeiten sind schlecht, Madame!" — Und nun in banger Vertraulichkeit: „Können S' mir sagen, Madame, ob da auch grote Hunn' sünd? — Ich — ich weiß — da waren früher immer so graue Köter, Ma'am."

„Nein — nein, Hunde sind da nicht. Nun machen Sie aber, daß Sie wegkommen!"

„Ma'am, wenn S' vielleicht n' paar Märker öwer hätten — Man bloß für 'n Nachtquartier — Die Zeiten sind . . ."

„Ich hab' kein Geld bei mir."

„Wenn's man 'n Groschen wär'. Ich hab' heut noch 'n ganz nüchternen Magen."

Jetzt näherte sich vorsichtig Josef Stammler — ungläubig — bald aber voll Entrüstung — sah er doch Dolores ganz ruhig mit dem Fremden reden.

„Wer ist da denn?" kollerte er los. „Was gibt es denn? — Dolores! — Ich denke . . . Man wird die Polizei holen lassen."

„Nun — was denken Sie denn?" fragte Dolores laut und heiter.

Als der Bettler den Herrn der Schöpfung so ungnädig wieder auf den Schauplatz zurückkehren sah, hielt er es doch für verständiger, sich davonzumachen. Eilends brach er durch die nächsten Büsche und durch eine Lücke in der Hecke zum Nachbargarten. „Kommen Sie man ruhig wieder zu Ihrer Madame her! Die steht Sie gern gegen mir bei," rief er anzüglich zurück und verschwand im Dunkeln.

„Ein Bettler war es, Dolores?" forschte Herr Josef, von der Flucht des Menschen hörbar befriedigt, gegen die Worte aber unempfindlich. „Das ist ja unglaublich! Solch eine Frechheit!"

„Glauben Sie nur daran!" sagte Dolores nur und wandte sich bereits gegen das Haus. Das ‚Sie' kam ihr so selbstverständlich über die Lippen, als hätte sie ihn nie vertraulicher angeredet. Langsam schritt sie vor ihm weg, indem sie ihre kleine goldene Uhr an kurzem Bande um ihren Finger kreisen ließ.

Aber Herr Josef Stammler hatte sich inzwischen schon zu der Unverfrorenheit des Mannes mit der eisernen Stirn durchgerungen. Er folgte ihr.

„Wenn ich bemerkt hätte, daß es sich um einen Menschen handelte," erklärte er, „— — — Du lieber Gott! ich habe mit schlimmeren Burschen zu tun gehabt. — Ich brauche nur an die betrunkenen Hafenarbeiter bei der letzten Reichstagswahl zu erinnern, die wir im Schuppen 8 — drei Mann von unserem Kontor gegen sechs — zur Raison brachten. Aber ich dachte, es müsse das der tolle Hund sein, der seit Tagen hier in der Nachbarschaft herumlaufen soll und schon ein paar Leute gebissen hat. Gegen tolle Hunde ist man wehrlos, und ich hätte nur gewünscht, du wärest mir eiliger gefolgt, denn du konntest ja auch nicht wissen . . ."

Sie unterbrach ihn durch ein kleines hohnvolles Gelächter, sprach aber vor sich hinaus, gleichgültig, ob der ihr Folgende sie werde verstehen können: „Nein, Sie haben recht, ich konnte auch nicht wissen. Das heißt: was Ihnen das Entsetzen in die Glieder gejagt hatte. Deshalb wartete ich, bis ich gesehen hatte, was es war. Daß es der tolle Hund sei, konnte wohl nicht befürchtet werden, denn der ist gleich am ersten Tag erschossen worden."

„So. Nun, das habe ich nicht gelesen. Dann konntest du allerdings kaltblütig bleiben. Hahaha!"

Er versuchte, herzhaft zu lachen, glitt schneller vorwärts und bemühte sich, den Arm durch den ihren zu schieben. „Gehen wir ins Haus! Es ist ohnedies spät geworden."

Aber sie schob ihn von sich. „Bitte, lassen Sie das bleiben!"

„Aber — aber — —! Was ist denn? Hat dich die Unverschämtheit dieses Kunden so konsterniert? Allerdings, er hätte sich unter Umständen allerlei herausnehmen können — gewiß! Aber er hatte **mich** doch gesehen."

Sie wandte den Kopf nach ihm zur Seite und sah ihn wieder ungläubig an. Verspottete er sich selbst? Ein leises „O!" kam über ihre Lippen; es schien nicht so.

Und nun ging sie, ohne ihn weiter zu

beachten, schnellen Schrittes dem Hause zu, trat durch das Pförtchen und erwartete ihn erst auf dem schon erhellten Flur.

Er war ihr nicht allzu eilfertig mehr gefolgt. „Weiberlaunen!“ ächzte er einmal und pfiff eine Melodie aus dem ‚Bettelstudenten‘. Die Geschichte war fatal — aber der Einfall mit dem tollen Hund machte alles wieder gut. Doch Weiber und Vernunft, das reimte sich nicht zusammen. Sie wollte seine vorhin geäußerten Wünsche anscheinend mißachten dürfen. Nun, da mußte man ihr eben zeigen, wer man war. Der läppische Fall mit dem Strolch würde bald vergessen sein — seine wirtschaftliche Überlegenheit blieb bestehen.

So konnte er auch Haltung bewahren. Zunächst zündete er sich nachlässig eine neue Zigarette an.

„Ich habe Kopfweh, Herr Stammler,“ sagte Dolores. „Sie gehen dann wohl gleich. Die Großeltern sind heute auch nicht recht darauf eingerichtet.“

„Plötzlich Kopfweh?! — Nun, gewiß, ich werde gehen. Schlaf nur aus, Schatz!“ bewilligte er alles in ironischer Nachgiebigkeit, und es verbesserte sehr seine Stimmung, daß das so gutmütig überlegen herausgekommen war. „Aber warum sagst du ‚Sie‘ — hm?“

Darauf antwortete sie nicht. Es kam ihr vielleicht jetzt erst recht zum Bewußtsein, und sie errötete.

Als sie sich aber wegwenden wollte, triumphierte er, der sie scharf beobachtet hatte, schnell noch erst einmal hinterdrein: „Nicht wahr? — Na, Kind, gräm' dich nicht deswegen! Ich sehe, es kam ungewollt. Aber das sollte doch jetzt nicht mehr sein. Überlege dir also noch einmal, was ich dir in der Laube gesagt habe. Das ist das wichtige Ergebnis des heutigen Abends. Ich weiß, du liebst das Alleinsein zu solchem Zweck nach ernsten Aussprachen.“

„Ich wünschte ein Alleinsein nicht sowohl wegen irgendeiner Aussprache, als wegen — wegen Ihres Verhaltens beim Erscheinen des Bettlers im Garten eben,“ berichtigte sie ihn ziemlich schroff.

„Ach so — o! Wegen des — des guten Mannes da unten?“ staunte er in unendlich mitleidigem Tone. „Hahaha! Weil ich wegen meines verzeihlichen Irrtums etwas — vorsichtig war, wie sich's für einen verständigen Mann gehört?“

Doch sie war schon in ihr Zimmer hinüber verschwunden und hatte die Tür hinter sich abgeschlossen.

Herr Josef Stammler nahm, leise vor sich hin pfeifend, seinen Hut, kniff ihn bedächtig ein, lächelte ein herzhaftes „C'est ça! — In Spanien gewittert es früh im Frühling“ und ging mit kleinen eleganten Schritten, weil er im ganzen doch recht zufrieden mit seiner Behandlung dieser verfluchten Geschichte sein konnte, auf die Straße hinaus.

Gewiß, an und für sich war der Zwischenfall kein glänzendes Erlebnis; aber man hatte ihn nach Tunlichkeit recht erträglich zurechtgerückt. Man war eben jeder Situation gewachsen, war ein ganzer Kerl. In prekärer Lage offenbart sich die geistige Überlegenheit.

Josef Stammler nahm sich aber vor, falls Dolores gut täte — das heißt: die Lappalie mit dem Bettler nicht weiter aufbauschen werde — dann wollte er großmütig sein. Ein kluger Mann durfte solchen Launen keinen größeren Wert beimessen, als ihnen zukam. Aber er zweifelte auch gar nicht, daß sie es sich schon angelegen sein lassen würde, ihn, Josef Stammler, wieder zu versöhnen.

⌘ ⌘ ⌘

Dolores hatte sich gleich darauf zu den Großeltern begeben, die schon unter der Lampe am Teetisch saßen. Die geblümte Tapete, die goldumrandeten Tassen, auf denen das milde Licht blitzte, der Geruch des Tees und des Gebäcks und der Dampf, der gegen die Petroleumhängelampe stieg — dazu die beiden vertrauten alten Gestalten: das alles umfing sie jäh mit einer befreienden und beglückenden Atmosphäre von Sicherheit, daß sie sich am liebsten über irgend etwas in erlösenden Tränen, wenn nicht gar in einem Lachen genuggetan hätte. Aber sie bezwang sich. Sie wollte sich wohl anvertrauen, aber von dem Verhalten ihres Verlobten beim Auftauchen des Bettlers wenigstens hätte sie nicht gleich reden können; sie schämte sich an seiner Stelle bis in die Urtiefen ihres Wesens hinab.

Herr Stammler sei nach Hause gegangen, sagte sie kurzweg und besorgte noch dies und das am Tisch wie gewöhnlich.

Die Großmutter blickte unter der Lampe weg flüchtig nach ihr und sah, daß sie irgendwie bewegt sei.

„Wollte er nicht eine Tasse Tee mit uns trinken?“ fragte sie scheinbar gleichgültig.

„Es war besser, daß er ging.“

Nun schob auch der Großvater Seidelbaum die Brille auf die Stirn hinauf und legte die Zeitung weg, um die Enkelin scharf zu betrachten.

„Hoho!“ machte er. „Ihr habt euch wohl gezankt?“

„Ach bewahre! Dolores wird sich mit ihrem Stammler zanken,“ kopfschüttelte die alte Frau.

Dolores setzte sich schnell ihr ganz nahe auf einen Stuhl und erklärte ebenfalls sehr schnell: „Hör', Großmama! — ich will den Herrn Stammler lieber doch nicht heiraten."

„Potztausend!" machte Frau Seidelbaum nur, nähte aber gleich wieder ruhig weiter.

„Es ist mein Ernst."

Der Großvater starrte stumm vor sich hinaus. Dabei wurden seine eben noch so gütigen Augen allmählich vor Erbitterung über irgend etwas scharf und dunkel. Erst als die Stille eine Unterbrechung gebieterisch zu fordern schien, drehte er der Enkelin das Gesicht zu. „Na? — Was ist denn also? — Was habt ihr denn?"

„Er spricht über Papa so, wie ich es nicht vertrage," antwortete Dolores. „Falls Papa jemals hierherkäme, soll ich keinen Verkehr mit ihm unterhalten, glaub' ich — oder was er sonst Unsinniges schwatzte. Er will ihm dann gnädigst eine kleine Pension bewilligen, wenn Papa das Erfinden aufgeben will. Man mag es kaum wiederholen. Warum soll ich so einen zum Manne nehmen? Es ist" — vor Beklemmung konnte sie kaum weitersprechen — „es ist ja doch nicht nötig."

„Nötig? — Ne!" anerkannte Großvater Seidelbaum mit diabolischem Nachdruck.

„Der Mensch ist manchmal wirklich nicht ganz richtig," bemerkte die alte Frau sehr ruhig und suchte eifrig unter dem bearbeiteten Leinen nach ihrer Schere.

Ihr Eheherr stöhnte recht aus Herzensgrund: „Hab' ich's nicht immer all gesagt, Mutter? Hab' ich es nicht immer gesagt?"

„Ja — du hast immer alles schon gesagt."

„Die Tochter soll mit ihrem Vater nicht verkehren, weil es so einem Manschettenkragen nicht paßt! Hast du ihn nicht gefragt, ob er seinen Verstandskasten nicht mal ausbessern oder fegen lassen will? Da sitzt sicher zu viel dicker Soth drin. Nu qualmt er. Heiliger Kienruß!"

„So was kann der Stammler aber im Ernst nicht gemeint haben," erklärte seine Frau. „Er hat wohl bloß mal wieder seinen wichtigen Tag gehabt und irgend 'n Tüterkram geredet. Den läßt man durchs eine Ohr 'rein, durchs andere wieder 'rausgehn und kümmert sich nicht weiter darum."

„O — er hat das schon öfter angedeutet," bekannte Dolores bitter. „Ich hab' es euch nicht gesagt. Heute erst ist er ganz unzweideutig geworden. Aber ich mag nun nicht mehr." — Sie nahm eine kleine Häkeldecke von der Seitenlehne des Sofas, legte sie in der Diagonale zusammen, breitete sie wieder aus und strich sie herzhaft glatt. „Er soll sich nur anderswo seine Frau suchen."

„Du hast ihn dir doch selbst ausgesucht," wandte Frau Seidelbaum ein.

Das hatte sie allerdings. Schuld hatte nur sie allein. Warum sie ihn gewählt habe, erklärte sie aber auch jetzt nicht, und nur wie die Entschuldigung eines törichten kleinen Mädchens klangen ihre verzagten Worte: ‚man kenne die Menschen nie gleich ordentlich'.

„Ja, dann mußt du es ihm sagen," meinte denn auch nur Großmutter Seidelbaum. Sie mochte ahnen, daß ihres Zöglings Herz sich denn doch noch gar nicht erschlossen hatte, daß sie trotz mancher Gereiftheit noch ein Kind sei.

Ihr alter Mann war eigentlich froh, sich einmal gründlich über den Herrn Stammler in seinem Sinne aussprechen zu dürfen, und er tat es jetzt. Er habe dem nie viel Verstand zugetraut. Um das Können eines andern richtig zu würdigen, dazu gehöre schon ein besserer Dötz, als der einen zur Verfügung habe, und um Verdienste anzuerkennen, dazu müsse man so etwas wie Charakter besitzen, die so ein Mensch, der immer nur an sich selbst herumputze und sich im Spiegel bewundere, gar nicht aufbrächte. Wozu brauche der auch Charakter und Urteil? Der Hemdkragen und die Krawatte machten es ja schon.

Aber als besänne er sich noch rechtzeitig darauf, daß er damit eigentlich die Enkelin anklage, setzte er hinzu: „Ein junges unerfahrenes Menschenkind kann das natürlich nicht gleich durchschauen und meint immer, es müßte auch was Rechtes dahinter sein. Aber hinter allen den schönen Sachen, die man im Laden kaufen und sich von seinem Tanzmeister beibringen oder aus Büchern zusammenlesen kann, steckt oft nichts als die schäbigste Selbstsucht und die dümmste Aufgeblasenheit, das glaub' du mir man, mein Deern! Du willst aber nun mal alles allein machen. Jetzt mußt du die Lehre, die du bekommen hast, schon hinnehmen."

Dafür suchte nun zwar Frau Seidelbaum zu verhindern, daß durch solche Darlegungen der Zwist vertieft würde, und vorschnelle Entscheidungen hintanzuhalten. Denn als Dolores eine Zeitlang schweigend vor sich hingestarrt hatte, glaubte sie, es handle sich vielleicht doch nur um einen vorübergehenden Zank, und seine schwache innere Berechtigung dämmere ihrer Enkelin auf, oder auch eine Angst vor folgenschweren Entscheidungen lege sich lastend auf ihr Herz. Sie sprach also davon, daß morgen auch noch ein Tag sei und daß man die dumme Geschichte allerseits erst noch einmal beschlafen wolle. Aber Dolores nahm das ohne jedes Ent-

gegenkommen auf. Etwas ganz Abweisendes kam vielmehr in ihre Züge, ja, es zeichnete sich darin unverkennbar bei Nennung des Namens Stammler etwas wie Ekel und Abscheu, der mit einemmal gar körperlich geworden zu sein schien. Sie sagte allerdings nichts weiter, sondern ging nach ihrem Gute-Nacht-Kuß still hinaus.

Draußen stand sie einen Augenblick still. ‚Ich ihm wieder die Hand geben?!‘ dachte sie und schauderte zusammen. ‚Mir wohl gar wieder — sonst was von ihm gefallen lassen?! — Von einem — einem solchen, der von meinem Vater, der so tapfer durchs Leben ging, so zu reden wagt!?‘

Und nun wurden ihr die Augen naß vor Zorn und Liebe. Denn der tiefste Anlaß für den Ausbruch ihres Widerwillens war eben der, den die beiden alten Leute freilich nicht hätten erraten können — war weniger sein Urteil über ihren Vater als seine Verschiedenheit von diesem, sein unritterliches Verhalten im Garten, wo er sie, seine Verlobte, bei der vermeintlichen Gefahr ohne weiteres ihrem Schicksal überlassen hatte.

⁂ ⁂ ⁂

Als Josef Stammler sich am anderen Tage in nüchterner Frühe die Geschichte überdachte, sagte er sich, daß es für ihn am vernünftigsten sein würde, in der Sache, in der es für ihn keine Lorbeeren zu pflücken gab, einzulenken. Denn wenn Dolores nicht mehr an ihn gebunden war, hatte sie auch keinen Anlaß, über die Szene vor der Laube Stillschweigen zu bewahren, wie sie es so lange im eigenen Interesse zweifellos tun würde. Dieses dumme Erlebnis konnte aber seinem Ansehen — zumal in gehässiger Auslegung und Darstellung, der er jeden so sehr für fähig hielt, wie er selbst es war — einen bösen Stoß versetzen. Er nahm sich also vor, auch jetzt wieder den Nachsichtigen und Lebensgereiften zu spielen, der um des lieben Friedens und höherer Gefühle willen eine leidige Sache stillschweigend zu den Akten zu legen gesonnen ist. Den Sonntagnachmittag, über dessen Verwendung er mit seiner Braut ja zu keinem festen Entschluß mehr gekommen war, sprach er im Seidelbaumschen Hause vor, tat, als sei nichts Störendes von Bedeutung vorgefallen und gab sich das Ansehen eines Mannes, der nur eben im Drange einer wichtigen Auseinandersetzung völlig vergessen hat, sich über ein Nebensächlicheres rechtzeitig mit der Braut zu verständigen.

Er sprach zu Dolores in einem recht lauten und besonders fröhlichen Ton und schien durchaus darauf aufmerksam machen zu wollen, daß er es bereits über sich gewonnen habe, etwas zu vergeben und zu vergessen, so daß er denn wohl eine erzieherische Wirkung mußte ausüben und imponieren können.

Dolores gab sich wortkarg und zurückhaltend; aber er spürte mit Verwunderung — bald aber mit regstem Interesse, daß sie sich ihm gegenüber unsicher fühlte. Er mochte das doch nicht erwartet haben.

Sie hatte an diesem Morgen eine Nachricht erhalten, die ihre Tiefen aufgerührt hatte, sie noch ganz und gar beschäftigte und in ihrer Entschlossenheit wieder wankend gemacht hatte. Es war ihr, als habe eine höhere Macht sie von einem vorzeitigen Schritte zurückhalten wollen: Ein alter Kollege des Großvaters hatte bei ihnen vorgesprochen und erzählt, sein Sohn habe ihm aus St. Louis geschrieben, daß er vor etlichen Monaten den Christoph Seidelbaum in sehr elender Verfassung in Jefferson, den Mississippi aufwärts, wolle getroffen haben. Herr Seidelbaum habe geäußert, daß er nach Europa zurückzukehren gedenke, sobald es ihm seine Mittel gestatteten, da er Amerika satt habe.

Das war eine ungewisse Nachricht — allerdings; aber sie hatte das junge Mädchen in eine Flut von Hoffnungen und Befürchtungen gestürzt. Jedenfalls war nun doch wohl für alle erwiesen, woran sie nie gezweifelt hatte, daß ihr Vater lebte. Und nicht ganz unmöglich schien es ihr, daß er wirklich eines Tages in nicht allzu ferner Zeit wieder unter ihnen auftauchen werde. Da regte sich denn von neuem der Gedanke in ihr, wie sie ihm helfen könne, und sie fand kein Mittel als das, welches sie nun seit Monaten ins Auge gefaßt gehabt, durch das sie mehr gelitten hatte, als sie sich hatte selbst zugestehen mögen, und das sie nun eben hatte fahren lassen wollen. Die Stammlers hatten das Geld, das ihren Vater zu segensreicher Wirksamkeit hätte erlösen können, reichlich zur Verfügung, und — wenn sie nun die augenblickliche Verstimmung zwischen ihr und ihrem Verlobten und seine Abhängigkeit von ihrer Verschwiegenheit benutzte, um Zugeständnisse zu erlangen, dann würde sie vielleicht gerade jetzt viel für ihn erreichen können.

Ja, ja! — sie rechnete — sie wollte es sich nicht mehr schönfärben — sie tat nichts als rechnen — hart, erbarmungslos gegen sich und andere — zielbewußt, um des geliebten, vielverleumdeten Vaters willen — an den sie glaubte — felsenfest, um des schöpferischen Geistes willen, den sie in ihm lebendig gespürt hatte, als sie noch ein Kind gewesen war. Um seinetwillen überschüttete sie ihre heimlichen Träumlein — ihre Zukunft — ihr

Herz mit Rechenexempeln, daß es ihr die Schamröte immer wieder ins Gesicht und das Fieber ins Blut trieb — und glaubte doch nicht an das endliche beglückende Resultat. Nur, es berauschte sie eben, wenn sie an alles das dachte, was sie als reiche Frau für den Vater tun konnte, an ihr Zusammensein mit ihm, an seine Heiterkeit, sein freies Sichentfalten, seinen wachsenden Ruhm, den wohlverdienten Lohn; und es schlug sie anderseits so tief nieder, wenn sie sich vorstellte, wie er im Verkanntsein müde wurde, wie man ihn beim Versiegen seiner Kraft und dem Verlust seines Selbstbewußtseins vollends verachten würde, wie er verzweifelte — —! Würde sie dann nicht mitschuldig daran sein, da sie gewußt hatte, wie es kommen mußte und wie ihm zu helfen gewesen wäre?

Sie sah keine andere Möglichkeit zu seinem Glück bei ihrer Unkenntnis des Lebens — zumal bei ihrem Wunsch mitzuhelfen. Das vage zuversichtliche ‚Es wird sich schon etwas für ihn finden', wollte ihrer Liebe nach dem, was sie vom Vater bisher erfahren hatte, nicht mehr genügen. Ja, wenn er sich dazu hätte verstehen können, in einer festen Stellung ein ruhiges, gesichertes Leben ohne umstürzlerische Projekte zu führen — irgendwo — — Vielleicht würde er es ja jetzt mögen — Die Wirtschaft hätte sie ihm wohl führen wollen. Aber sie fürchtete, er würde es nie können. Es war wider seine Natur, sich zwischen Mißverstehenden und Übelwollenden und Leuten, denen das Gestern, ihre Ruhe und ihr Geld allzu heilig waren, als daß sie ihn nicht hätten übel ansehen sollen, gleichmütig in eine geliebte Enge zu vergraben wie die Großeltern und diese nur eben mit allen Schätzen der Welt, die sein Geist zu sammeln gewußt hatte, auszustaffieren. Er würde wieder seinen Spott mit den umlauernden Plattköpfen treiben. Wenn auch wohl nicht mehr durch kecke Streiche wie einst in seiner Jugend Maienblüte, doch durch allzu unbedenkliche Offenherzigkeit, die die ganze Bekanntschaft gegen ihn und sein Haus aufbringen würde, bis er eines Tages, überdrüssig dessen, was er angerichtet hatte, sein Bündel schnüren und wieder hinauspilgern würde in die weite Welt.

Und war es nicht gerade das, um was sie ihn liebte: daß er sich des kleinlichen Berechnens noch immer mit grauem Haar entschlagen konnte, weil er an seine Kraft — die lebendige Kraft des Schöpfers mehr glaubte, als an alle fremde Förderung und an alles sogenannte Glück? Wenigstens nahm sie das so an.

Wenn sie sich dem Herrn Stammler verband, so sollte dieser damit doch für sie nichts weiter bedeuten als eine Stufe für ihren Vater — das unwürdige Mittel, dachte sie, zum heiligen Zweck. Er durfte sich darauf etwas einbilden, wenn er dazu ausersehen ward. Daß er ihren Wünschen entsprechen würde, dafür zu sorgen, traute sie sich zu. Er würde doch begreifen müssen — wenn sie dies dachte, wurde sie allerdings jedesmal heftig, als ahne sie einen Widerspruch in den Weltsatzungen — er würde doch wissen, wieviel sie für armseliges Gold, das sie selbst nicht haben wollte, hingegeben hatte. Mit Gold festigte man den Boden; aber Geist und Liebe würden den Wunderbau in die Wolken aufführen. Ein warmes Herz, das man in den Boden versenken würde, mochte ihn dazu noch weihen gegen böse Mächte, wie es der alte Aberglaube wollte. Und jedenfalls — ihr Leben hatte dann doch einen Sinn — ihr tiefstes Verlangen ein Ziel gehabt.

Wäre er nur auch erst da, der Ersehnte! Könnte sie ihn nur erst sehen — hören! Gerade jetzt aber mit den Stammlers zu brechen, schien ihr ein liebloses Verzagen vor dem Opferaltar zu sein. —

Die Alten hatten sie mit Stammler allein gelassen, daß sie sich mit ihm abfände. Und als er nun selbst von gestern zu reden anfing und nachsichtig zugestand, sie hätten sich beide wohl ein wenig unnötig erregt, er aber habe vergeben und wolle vergessen, sie möge desgleichen tun, da dachte sie: ‚Wie du dir's zurechtgelegt hast, so mach' es. Ich will dich nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Aufgeschoben ist ja nicht aufgehoben.' Sie faßte sich aber ein Herz und stellte gleichmütig ihre Forderung. Wenn er seine Achtung für ihren Vater dadurch zu erkennen gebe, daß er sich bereit erkläre, falls dieser zurückkehren sollte — die ihr zugegangenen Gerüchte verschwieg sie ihm wohlbedacht — derart für ihn eintreten zu wollen, daß er ihm zunächst einmal eine einträgliche und selbständige Stellung in einer dem Stammlerschen Hause angegliederten Drogenfabrik verschaffe, so wolle auch sie vergessen, was er Häßliches gesprochen habe, und es beim Alten belassen.

Zwar wehrte sich Herr Stammler mit einem verzweifelten ‚bestes Kind!' und ähnlichen väterlichen Anrufen, wie sie menschliche Borniertheit einem selbstbewußten Geist zu entlocken pflegt, gegen die Vermutung, er sei in der Lage, solche Stellen zu vergeben. Er war der Sohn, nicht der Leiter des Hauses. Auch war ihm bekannt, daß der derzeitige Leiter jener Fabrik, ein noch junger, gut vorgebildeter Mann, durchaus musterhaft seinen Posten ausfüllte. Es lag

also kein Anlaß vor, ihn dieses Postens zu entheben oder ihn auch nur in seiner Bewegungsfreiheit durch eine weitere neben ihm anzustellende wissenschaftliche Kraft zu beschränken; aber er war doch allzu sehr auf einen Ausgleich erpicht, als daß er sich selbst durch ihre Art, seine ganze Forderung von gestern unbedenklich aus dem Wege zu kehren und durch die Forderung des Gegenteils zu ersetzen, von vornherein wieder in die Rolle des Starrkopfes hätte drängen lassen mögen. Er begann sich also behaglich wieder als der trotz allem Begehrte anerkannt zu fühlen und wiederholte sich: es sind Zugeständnisse auf Voraussetzungen hin, die nicht eintreffen werden. Also, wie sollten sie ihn bedrücken?

Dolores hielt ihm entgegen, daß jedes Unternehmen, das gedeihen wolle, auch wachsen müsse und daß daher auch auf diesem Gebiete ein Ausbau des Bestehenden nach irgendeiner Seite hin nur zu wünschen sei. Ihr Vater aber sei der richtige Mann, der Herrn Stammler senior auch da sofort mit neuen Ideen zur Seite treten und diese dann auch selbst verwirklichen helfen könne. Ihre Entschiedenheit und Beharrlichkeit, die von einem Plan, den sie nun einmal gefaßt hatte, nicht weichen wollten, gleich als hielte ein Spuk sie in seinem Bann, ermüdeten den jungen Mann bald. Dazu sah die in ein duftiges grün und weißes Sommergewand gekleidete Dolores reizend genug in ihrer dunkel blitzenden Lebhaftigkeit aus. Er betrachtete sie immer verlangender und war froh, daß das Gestern so ganz für sie hinter dem Heute versunken zu sein schien. Da sie nicht Geldsummen, sondern nur eine Anstellung für den Vater wünschte, nur eine Ausnützung seiner Fähigkeiten, und auch in bezug auf diese von ihm vorläufig nur eine Fürsprache, so konnte er ihr in der Tat nichts recht Stichhaltiges entgegensetzen und mochte schließlich denken: was man da an Versprechungen geben kann, bedeutet auf keinen Fall viel. Es kann sich, selbst wenn der Mann kommen sollte, tausenderlei ereignen, was die Erfüllung ins Weite rückt oder später unmöglich macht. ‚Mein Vater kann meine Fürsprache unberücksichtigt lassen; vor allem aber bleibt es dabei, der unbequeme Herr ist noch gar nicht auf dem Schauplatz unserer Tätigkeit erschienen und wird vermutlich nie darauf erscheinen.‘ So sagte er schließlich: „Na, meinetwegen, Schatz! Ich will dem Manne keinen Stein in den Weg wälzen — wenn du denn einmal an die Möglichkeit seiner Rückkehr und seine Rehabilitation glaubst — ich werde bei meinem Vater also ein Wort für ihn einlegen. Ich habe nur im Interesse unseres Hauses und also vorzüglich auch in deinem gesprochen gehabt. Wie mein Alter entscheiden wird, darüber kann ich allerdings nichts voraussagen und nichts versprechen; aber sehen wir zu — wenn es so weit sein wird. Du siehst, wie sehr ich immer geneigt bin, deinen Wünschen entgegenzukommen.“

Dolores war nun zwar überzeugt, er werde, wenn überhaupt, auf seinen Vater anders einwirken, als sie es wünschte, aber sie erhielt sich nun einmal auf diese Weise den eingeschlagenen Weg noch eine Weile offen — bis sie von Stockholm her, von wo sie immer ungeduldiger Nachricht erwartete, Näheres hören würde. Das mochte genügen. Allerdings wich sie, als er ihr den Versöhnungskuß geben wollte, noch schaudernd mit dem Munde aus, so daß er ihr nur die blasse Wange mit den Lippen streifte; aber ihm schien eben das eine neue besondere Lust zu bereiten. Er lachte nur dazu.

Gleich darauf sprach er, damit es nicht vergessen werde, noch etwas Eingehendes von den sechs betrunkenen Hafenarbeitern, die drei von ihnen aus dem Kontor bei Gelegenheit der letzten Reichstagswahl furchtlos und erfolgreich zur Raison gebracht hätten, paßte genau auf, ob sich Zweifel in ihrem Gesicht ausdrückten, sah nur Gleichgültigkeit, die ihm allerdings nicht gefallen konnte, und ging dann burschikos und fröhlich scherzend.

Ein gemeinsames Sonntagsvergnügen hatte sie für diesmal, da sie nicht in Stimmung sei, abgelehnt, und er war denn auch nicht weiter in sie gedrungen. Daß sie den Abend nicht in der Stammlerfamilie zubringen wollte, war ihm heute fast eine Erlösung. Es hätte da zu leicht etwas vom Tage vorher zur Sprache kommen können. Jedenfalls würde er immer wie auf glühenden Kohlen gesessen haben.

Das Gefühl von Niedergeschlagenheit und einer Unzufriedenheit mit sich selbst, ja, des Besudeltseins wuchs wegen dieses Ergebnisses in den nächsten Tagen in Dolores fast bis zur Unerträglichkeit. Es konnte wie Lebensüberdruß über sie kommen. Dann riß nur der Gedanke an den Vater sie wieder empor. Sie erschien nervös und reizbar und hielt sich so viel wie möglich lesend auf ihrem Zimmer auf. Nachts lag sie wach und sah die Szene vor der Laube unten am Fluß und warf sich ächzend hin und her und wühlte ihr Gesicht in Scham in die Kissen und konnte doch nicht weinen und ihr Herz so erleichtern. Aber irgendwie mußte sie sich Erlösung schaffen, mochte kommen, was wollte. Von dem Makel der Feigheit wenigstens mußte



Komödianten. Gemälde von Erich Büttner

er sich reinigen. Der Gedanke begann sie bald völlig in seinen Bann zu zwingen, daß sie es noch erst näher untersuchen müsse, ob er wirklich so ein kläglicher Wicht sei, wie er es ihr an jenem Abend zu sein geschienen hatte. Es kam ihr dies jetzt wie etwas kaum Denkbares vor. Konnte er nicht am Ende wirklich an den tollen Hund geglaubt haben? Sie mußte es wissen — zu ihrer Beruhigung — selbst wenn sie ihn schließlich doch nicht heiraten würde — hatte er doch so lange als ihr Verlobter gegolten.

⌘ ⌘ ⌘

Es war wieder Sonntag. Die Nacht hatte es geregnet, und es war ein grauer, etwas windiger, wenn auch warmer Tag.

Diesmal hatte Dolores vorgeschlagen, daß man miteinander auf das Volksfest hinausgehen wolle, das einige Tage lang auf einem freien Felde vor den Toren der Stadt gefeiert wurde und zu dem sich die Schaubudenbesitzer und fahrenden Leute von weither einzustellen pflegten. Es waren zumeist Belustigungen für das niedere Volk und die Jugend, die dort geboten wurden, aber auch die Angehörigen der gebildeten Stände pflegten sich den Rummel gelegentlich anzusehen.

Schon seit Wochen war da draußen ein Zirkuszelt aufgeschlagen, das mit seinen keineswegs erstklassigen Vorführungen auch auf die jeunesse dorée der Stadt seine Anziehungskraft ausgeübt haben sollte. Man hatte Dolores zugetragen, Stammler habe sich mit einer der Reiterinnen angefreundet. Es war ihr das bisher so gleichgültig gewesen wie alles, was ältere Jungfrauen von großer Lebensunkenntnis und scharfem Gehör ihr seit ihrer Verlobung gelegentlich in unerwünschter Fürsorge über allerlei Extratouren des jungen Mannes aufzutischen für notwendig erachtet hatten. Aber nun bekam das plötzlich Interesse für sie, und so mochte sie auch wohl mit ihrem Wunsche, diesen Zirkus dritten Ranges zu besuchen, einen bestimmten Zweck verfolgen.

Stammler war nicht damit einverstanden gewesen, mit ihr auf das Volksfest gehen zu sollen. Er meinte mißmutig, an einem Sonntag vollends gehe es da ordinär her. Sie würde es bereuen, sich den Tag auf solche Weise durch Neugier oder eine Laune verdorben zu haben. Schon die Gerüche und das Geschwätz der Leute, wie ihre bewundernde Genügsamkeit müßten einen kultivierten Menschen in die Abgründe geistiger Verödung niederdrücken.

Nun gab ihm das unfreundliche Wetter neuen Anlaß, sich gegen den Plan auszusprechen. Aber Dolores bestand auf ihren Kopf. Es schien ihr viel an diesem Besuch des Festes zu liegen.

„Es ist zu schade um so hübsche Dinge!" jammerte Stammler, als er sie vor dem Spiegel letzte Hand an ihre Toilette legen sah. In ihm schwoll die Eitelkeit. Wie gern hätte er so mit ihr in irgendeinem großen Kaffeehaus bei einem Konzert zur Schau gesessen! Keck, fast kokett saß ihr der Hut auf den schwarzen Haaren, und sie erschien so schlank und fein in dem anliegenden langschößigen Sammetjackett.

„Ich begreife dich nicht! Ich begreife diese Laune wirklich nicht!" stöhnte er.

Sie zogen also hinaus und gingen zwischen den Buden hin, durch die hindurch sich die Menschenmenge langsam weiterschob: Volk aus den umliegenden Dörfern, Handlungsgehilfen, viele geputzte Mädchen, biedere Pfahlbürger, junge Arbeiter, Herumlungerer allerart, Halbwüchsige und Kinder und was sonst ‚überall dabei' ist. Von allen Gegenden des weiten Feldes her klang Händlergeschrei und Sichüberschrein, Glockenschellen vor den Buden, Drehorgelgeleier, Karussellmusikgeklimper, Geknarre, Gequarre und Gepiepe, Johlen Angetrunkener und andere wirre Getöse. Schüsse krachten. Rote und blaue Ballons stiegen in Trauben über patriotischen Fähnchenbündeln auf. Und die Schmalzkuchenbäckereien mischten ihre Gerüche mit denen der Herings- und Würstchenbratereien. — ‚Herein, meine Herrschaften! herein!' Eine fette Dame mit mächtigem Busen und gewaltigen nackten Armen in knallroter Taille mit Goldlitzen und weißen Trikots liebkoste etwas wie eine dicke bräunliche Girlande, die ihr um den Leib geschlungen war, eine Riesenschlange. Ein Trikotmensch mit geölten und sorglich gescheitelten Haaren schrie ununterbrochen im Schweiße seines Angesichts geölte und geschniegelte Banalitäten. Ein Mohr neben ihm langweilte sich arg und fletschte deshalb gegen die Herandrängenden freundlich die Zähne. Nebenan wurde gräßlich von einem Südseeinsulaner im Kriegsschmuck in ein Horn geblasen. Ein Orchestrion trommelte und paukte. Da gab es Wachsfiguren — gegenüber irgendeine einzigartige Mißgeburt, eine Jungfrau mit einem ellenlangen echten Bart — eine andere mit einem Affenpelz. Auch eine Dame ohne Unterleib und ein unseliges zusammengewachsenes russisches Geschwisterpaar waren zu beaugenscheinigen — letzteres sehr intelligent und zur Hälfte musikalisch gebildet. Aglaja spielte Beethoven (man hörte es durch die Zeltwände. Es klang wie ‚Ach, du lieber Augustin!'), und Proserpina grübelte währenddem mit ihrem

Impresario schon den dritten Tag über einen Schachzug. Man sagte, daß sie nicht zu überwinden sei. Sie hätte Napoleon zu schaffen gemacht, wenn sie ihm bereits 1812 hätte gegenübergestellt werden können. Weiterhin gab es Schnellphotographien — gleich zum Mitnehmen –, Wandelpanoramas, Menagerien voll Gebrüll und Gerüchen, Glücksspielbuden, Verkaufsstände allerart, Erfrischungszelte, Restaurationshallen. Und dann war da der Platz mit den Karussells, den Luftschaukeln, den Kraftmessern und dergleichen. Da war das Durcheinanderfauchen, -bumsen und -klimpern nervenzerrüttend.

Dolores betrachtete alle diese Wunder anscheinend mit regem Interesse und aufrichtiger Verwunderung.

„Na, ist das nun eine Welt nach deinem Geschmack?“ fragte der widerstrebend hinter ihr dreinschiebende Josef Stammler.

„Warum nicht?“ antwortete sie und blieb vor einer großen Bude mit mächtigen bunten Bildern stehen, um diese genau zu betrachten. Da war der Triumphzug des Germanikus dargestellt, in dem Thusnelda daherschritt. Auf der anderen Seite des mit farbigen Lampennäpfen umkränzten Eingangstores sah man Alexander in Babylon schwelgen — Terrassentürme — nebelnde Fernsichten auf die stromdurchwälzte Ebene — und vorn das wüste schäumende Bacchanal — drastisch hingehauene Gruppen.

„Willst du nicht lieber die lebendigen Schinken der schönen Berta bewundern, die auf jeder Brust 500 Pfund in Pappe trägt?“ fragte Stammler und drückte sich aus Hohn und Verachtung schon überdrastisch aus. „Oder: willste mal schießen?“

Dolores achtete nicht weiter auf ihn. Sie setzte langsam ihren Weg fort, ließ sich vom Menschenstrom treiben und machte ganz den Eindruck, als hätten wirklich nur diese Herrlichkeiten sie hierhergelockt. Vor dem Zirkuszelt, in dessen Eingang ein Herr in Frack und Zylinder zwischen einem Clown und einem Kunstreiter verärgert herumspazierte und Privatstreitigkeiten mit dem letzteren abzumachen schien, blieb sie stehen. Stammler wollte sie vorüberziehn. Sie schüttelte seine Hand ab. Drinnen klang Musik; es war Vorstellung.

„Hier wollen wir hinein,“ sagte sie plötzlich.

„Um Gottes willen!“ klagte er und ließ sein Stöcklein durch die Luft pfeifen, als peitsche er den Einfall oder auch herandrängende Erinnerungen durch Schläge quer über die Gesichter erbittert weg. „Diese primitiven Springereien können doch wir uns nicht ansehen. Ein Zirkus Renz ist das hier nicht, Beste. Wenn du das denken solltest, irrst du“

„Ich denke an keine bestimmten Zirkusse,“ erwiderte sie. „Ich will nur sehen, was für einer dieser ist.“

Der Herr mit dem Zylinder war still geworden und starrte gespannt nach dem Paar. Der Clown ging in die Kniebeuge, verbreiterte sein durch rote Schminke ohnedies bis nahe an die Ohren erweitertes Maul noch durch freundliches Zusammendrängen von Wangen und Kinn, zog die Brauen bis zu den Stirnhaaren hoch und verwies, väterlich zunickend und wie in ungeheurer Zufriedenheit, eine Gruppe unschlüssiger Bauersleute auf Stammler und seine elegante Gefährtin. Der Kunstreiter aber lächelte, indem er die Augen verkniff, als begriffe er Stammlers Verlegenheit ganz besonders gut und sei voll Erwartung, wie dies ablaufen werde.

„Komm“ wiederholte Dolores, und als ihr Begleiter noch immer zögerte, fragte sie, den schmalen kleinen, schwarzen Seidenschuh schon auf der Holztreppe: „Begleitest du mich?“

Der Direktor lüftete in reservierter Galanterie den Zylinder. Kavalier Stammler mußte wohl folgen

Als er zwei erste Plätze bezahlte, unterdrückte die dicke, eingeschnürte Kassiererin durchaus nicht ihr wohlwollendstes Lächeln. Dolores nahm dies jedoch aus irgendeinem Grunde für ein Zeichen des Bekanntseins mit ihrem Verlobten.

Auf den amphitheatralisch aufgebauten Zuschauerbänken klafften auf den besseren Plätzen große Lücken. Dolores nahm nachlässig neben Stammler Platz, hob das eine Bein über das andere Knie und legte den Arm auf die Rücklehne, um ihre Wange zu stützen. Auf die Weise mußte sie sich so drehen, daß sie ihren Gefährten im Profil hatte.

Zunächst überglitt ihr Blick die Manege, wo einige Clowns ihre faulen Späße machten. Das interessierte sie nicht. Dann ließ sie ihre Augen über die besseren, nach unten gelegenen Plätze wandern. Einige Jünglinge mit ihren Verhältnissen. Weiterhin eine Gruppe von Männern, anscheinend Pferdehändler oder Schaubudenleute, derbe stiernackige oder jockeihaft hagere Kerle mit hellen Westen, großkarierten Röcken, Knickerbockers und bunten Kravatten. Die Hüte schief auf den Köpfen, schienen sie in eifriger geschäftlicher Unterhaltung begriffen zu sein und beachteten die Clowns ebensowenig wie Dolores. Dann saßen noch mehrere junge, etwas verlegene Jünglinge da, die mit ernsten, nur hin und wieder von einem Lächeln müden Wohlwollens erhellten Gesichtern von den Darbietungen Notiz nahmen. Sie glaub-

ten auf dem teuren Platz die entsprechende Würde und Lebenserfahrung zur Schau tragen zu müssen. Einige von ihnen schielten jetzt nach Dolores herüber. Sie fand das komisch und musterte die Zuschauer weiter nach oben hinauf. Aber sie überzeugte sich schnell, daß dort die Welt ihres Interesses aufhörte. Gute, verdöste Spießer und ihr weiblicher Anhang nebst Kindern machten sich da breit. Wie auf dem Photographenstuhl, und auch nicht viel anders gruppiert, saßen sie unbeweglich da. Dazwischen Ladenlehrlinge und junge Näherinnen.

„Herrlich!“ sagte eben Stammler, der sich Haltung heranreden zu wollen schien. „Es riecht ordentlich nach schütternden Bäuchen und Plebsgewieher.“

„Wegen der da unten?“ fragte Dolores, mit dem Kopf nach den Clowns deutend. „Da kommt schon etwas Neues.“

In der Tat galoppierte eben eine Reiterin in die Manege. Die Clowns schrien, purzelten und stellten sich überritten. Von den höchsten Bänken plätscherte ein Lachen herab. Die Reiterin stand auf dem Pferde. Sie musterte im Herumjagen lächelnd die untersten Bänke, schnalzte und ließ ihren Blick über die Manege weg an Josef Stammler haften. Es war, als neige sie grüßend den Kopf. Dann faßte sie eben noch Dolores ins Auge und — war vorüber.

Aber als sie jetzt diesseits nahe an ihnen vorbeigaloppierte, zwinkerte sie schärfer nach ihr, hob beide Hände, sie küssend, an den Mund und lachte mit funkelnden Augen Stammler an. Die auseinander- und hinabsinkenden Hände schienen allerdings die Küsse an die ganze Versammlung zu verteilen.

‚Die ist es also,‘ dachte Dolores und behielt die Reiterin im Auge. Die Person war sehr gut gewachsen — Mitte der Zwanzig, taxierte sie. Ihr Kostüm war sauber, aber billig und von jenem ordinären, kraß auf die Sinne wirkenden Geschmack, der in diesem Gewerbe gepflegt wird. Ihre Haare trug sie zu einer Art phrygischer Mütze zurechtfrisiert.

Stammler langweilte sich plötzlich wieder hörbar, aber Dolores, die ihn jetzt unausgesetzt beobachtete, erblickte unter der Maske nur zu deutlich seine innere Unruhe. Heute machte sie mit Riesenschritten den Weg vom unerfahrenen Mädchen zum ahnenden Weibe durch, und so meinte sie denn auch jetzt schon recht gelassen bei sich: ‚Er sieht eigentlich vor Verzweiflung wie ein Esel aus.‘

Ihr beobachtender Blick schien ihn inzwischen nach und nach nervös zu machen. Endlich fuhr er herum: „Setz' dich doch gerade und sieh dir nun auch an, was du durchaus sehen wolltest, damit du merkst, was für öder Zauber es ist!“ zankte er.

Der Mann sieht nur das Weib von gestern, er folgt ihm nicht leicht auf dem Weg durch den Tag.

„Ich sehe — sehe alles,“ erwiderte sie ruhig.

Eben starrte die Reiterin, die inzwischen durch einige Reifen gesprungen war, Stammler wieder lange und scharf an, und da er gerade nach ihr hinzublicken schien, machte sie eine fragende Miene und deutete fast unmerklich mit der Gerte nach Dolores, als frage sie damit im Vertrauen an, ob die da ihm die Laune verderbe oder ob sie es sei.

Stammler warf ärgerlich mit den Schultern und stöhnte: „Unglaublich! Es ist nicht zum Aushalten!“

Dolores wurde ordentlich munter. Sie sah seinen erhitzten Kopf, sah seine verdunkelten Blicke, die Art, wie er angewidert sein Bärtchen kaute.

‚Das wollte ich nur sehen!‘, dachte sie. ‚Wahrhaftig, er ist feig. Und er kann nicht einmal mit Eleganz seine Komödie spielen. Er stümpert sie nur vor wie ein Ladenjüngling und bleibt mit dumpfem Kopf in seinen eigenen Netzen hängen.‘

Ob einer die Möglichkeiten fürchtet oder sich heiter jeder gewachsen fühlt, das verrät ja, ob er ein gutes Gewissen oder wenigstens den Mut hat, für sich und sein Tun und Lassen auf alle Fälle einzustehen — unter Umständen unter bestmöglichem Wahren des Scheins jedes Sichverantworten abzulehnen. An sein gutes Gewissen glaubte sie nicht. Aber wäre das seine ihr gegenüber selbst verhärtet gewesen, sie hätte sich damit abfinden können, da sie ihn ja nicht liebte und er ihr daher nichts schuldete. Diese seine feige Unsicherheit widerte sie an.

„Warum begrüßt du denn die Dame nicht wieder?“ fragte sie nachlässig. „Ihr scheint doch miteinander bekannt zu sein.“

„Welche Dame?“ fragte er herum.

„Die Reiterin.“

„Die Reiterin ist keine Dame. Du meinst, ich kennte sie? Sie hätte mich begrüßt? Kind, sei nicht naiv. Die begrüßt die ganze Bagage in Pausch und Bogen. Wir als beste Zahler haben ja möglicherweise den Löwenanteil abbekommen.“

„So?“

Nun, er log — log frech genug; aber — was blieb ihm übrig? — Und er brauchte wohl in der Tat nicht wiederzugrüßen, obgleich er besser getan hätte, sich mit einer anzufreunden, die nicht geglaubt hätte, ihn durch einen Gruß auszeichnen zu müssen.

Aber er mußte ja wissen, wie er sich einschätzen lassen wollte. Es war auch nicht, daß er den Gruß nicht erwidert hatte, was ihr widerstand — sein ganzes Benehmen zwischen ihr und jener da war's — denn es war Bewußtsein einer Schuld und Nichteingestehenwollen darin — Schmutz und Feigheit waren darin.

Plötzlich stand Dolores auf. „Ich möchte gehen."

„Siehst du? Siehst du?" höhnte er und erhob sich. „Aber ihren Willen mußte sie haben. Ich denke mir aber, du hast nun ein für allemal genug von diesem Kaliber. Und auch das dürftest du erkannt haben, daß ich die Späße besser kenne als du und besser weiß, was dich interessieren kann. Überlaß dich nur immer vertrauensvoll mir. — Na, gottlob, schließlich gehört ja auch das mit zur Lebenserziehung."

„Mir wird das eine Mal genügen," betonte sie und schritt voran.

In der Vorhalle stand jetzt der Herr mit dem Zylinder neben der geschnürten Kassiererin mit dem geschminkten Gesicht, dem perlenbesetzten Oberleib und den zahlreichen glitzernden Ringen an allen Fingern. Etwas pikiert sagte diese: „Nun? Wollen die Herrschaften schon wieder gehen?"

„Wir wollen uns nur in Eile einen Überblick über die Genüsse, die die Wiese bietet, verschaffen," erwiderte Herr Stammler und hastete vorüber.

Der Herr Direktor hatte zu dieser leidlichen Erklärung einen kleinen reservierten Diener gemacht. Die Dame ließ ein vieldeutiges Ah! hören. Dann wandten beide ihr Interesse Dolores zu, die sie jedoch kaum beachtete.

„Die hat keenen schlechten Tick! Was ist sie denn für 'ne Prinzessin?" flüsterte die Dicke hinter ihr drein.

Der Herr zuckte die Achseln, sagte aber nur das eine Wort „Rasse!" Dann wandte er sich wieder auf die Plattform hinaus.

Stammler schob verdrossen neben seiner Braut her.

„Wir wollen jetzt in die Konditorei drüben jenseits der Allee gehn, Dolores," erklärte er nach einer Weile, als kämpfe er noch mit einer Müdigkeit, in die ihn die Darbietungen im Zirkus gestürzt hatten, aber nichtsdestoweniger gebieterisch.

„In eine Konditorei? — Die drüben?" wunderte Dolores sich. „Am Sonntag? Unter die Ladenmamsells und ihren Anhang möchtest du mich setzen? Ich danke."

Er schluckte vor Ingrimm „Dolores —?"

„Ja, geh du nur, wenn du durchaus mußt."

„Es ist da stets gute Gesellschaft. Auch am Sonntag. Viel bessere als in deinem Zirkus. Und wären da nur schicke Nähmamsells und ihre Verhältnisse, so sähen sich die immer erfreulicher an als Hinz und Kunz in Schmierstiebeln und Kriegervereinsrock, knasternde Soldaten und andere Proleten, das wirst du zugeben."

„Ich will es mir hier noch etwas näher ansehen, da ich einmal da bin. Du kannst ja hinübergehen und mich da erwarten," sagte sie sehr ruhig, obgleich sie sich nicht klar darüber zu sein schien, was sie jetzt in ihrer Sache noch anstellen könne. Sie schlenderte mit zögernden Schritten vorwärts und ließ ihre Blicke umhergehen, als könne sich ihnen irgendetwas darbieten, was einen neuen Plan in ihr anzuregen imstande sein würde.

In solchen Schankzelten wie die da zur Seite, sollten die jungen Herren bis tief in die Nacht hinein gezecht haben. Was konnte sie nur an diesen zugigen Räumen mit den bretternen Tischen und Bänken reizen? Plötzlich interessierte sie das.

Da bemerkte sie irgendwo im Hintergrund hinter einem Schänktisch eine stattliche Person mit vollen blonden Haaren, die gelangweilt über die noch leeren Bänke weg nach den Vorübertreibenden blickte. Sofort bog sie zwischen die Vorbänke hinein und steuerte auf das Wesen zu.

„Nanu?" rief Stammler hinter ihr. „Willst du kneipen?"

Sie war schon in dem Gang, der gerade auf die Schöne zuführte. Jetzt ließ sie ihren Kavalier vortreten: „Ich möchte vielleicht eine Kleinigkeit genießen. Geh voran!"

„W a s willst du genießen?"

„Wir wollen sehen."

Da das Schänkfräulein ihn schon gespannt ins Auge gefaßt hatte, mochte Stammler nicht widerstreben. Er ging also mit steifen Beinen voraus und sah immer an seiner Nase herab.

Die Schöne, die, weil Dolores ihm über die Schultern blickte, mit unsicheren dunklen Augen guckte, lehnte sich mit dem Oberkörper gegen die Kredenz zurück, zog in die zartgeschminkten Wangen Grübchen und benagte ihre Unterlippe. Sie hatte ihre Wimpern schwarz untermalt und trug ein Kleid aus breiten goldbraunen und schwarzbraunen Streifen, darüber ein Tändelschürzchen.

Dolores betrachtete sich das alles eingehend.

‚Ihre Frisur ist so künstlich, daß ich nicht begreife, wie sie damit an jedem Morgen wieder antreten kann. Sie muß gut verdienen,' dachte sie. ‚Und warum diese Mädchen sich nur so unheimlich in der Mitte zu-

sammenpressen? Alles Unnatürliche gefällt ihnen.'

Jetzt war Stammler am Schänktisch nach rechts hin umgebogen, und sie hatte die Schänkmamsell unverdeckt vor sich. Kalt und unbeirrt wie eine Wachspuppe, fast überlegen, schaute die sie an. Sie begutachtete anscheinend bei sich die Toilette der jungen Dame der Gesellschaft. Dabei schien sie innerlich mit unterirdischen Mächten wegen eines Druckes auf ihre Hühneraugen zu hadern. Oder dachte sie hinter dieser Grimasse ihr Einverständnis mit Stammler zu verstecken?

‚Die kennen sich also auch!' hatte Dolores bei sich festgestellt. Jedes weibliche Wesen auf der Festwiese von einiger Erscheinung kannte Herrn Josef Stammler, ihren Verlobten, so kam es ihr vor. Aber sie glaubte auch wahrgenommen zu haben, daß jene darin eingeweiht sein müsse, Herr Stammler sei verlobt, und zwar mit ihr. Das Interesse der Schönen hatte unverkennbar etwas bereits Vorbereitetes an sich. Er aber war steif und fremd an ihr vorübermarschiert.

‚Wie verlogen er ist!' dachte Dolores, die das zum erstenmal, weil ihr eigenes Interesse sie hellsehend machte, erfuhr. ‚Wie feig! Wie feig!' Ihr fiel immer wieder nur dieses auf die Nerven.

Aber sie folgte ihm. Das also war seine Welt, — das war seine Sache, gewiß; aber daß er sie vor ihr glaubte verleugnen zu sollen, war ihre. Warum hatte sie die Wiese besuchen wollen? Sie wußte es nicht mehr. Aber sie hatte ihre Erkenntnisse hier draußen eingeheimst — erbärmliche Erkenntnisse, aber doch solche, die erlösende Entschlüsse zeitigen mußten; das war gut.

Jetzt machte Stammler in der Nähe eines Tisches halt, an dem eine Spießerfamilie mit sechs schmutzigen hingeräkelten Kindern saß. Alle diese Geschöpfe stierten verstumpft und mit verkniffenen Stirnen nach Dolores und Stammler. Die Kinder steckten dabei die Finger in die Mäuler und traten zum Teil aus den Bänken heraus und ihnen gerade in den Weg. Die Brocken des mitgebrachten und in Kaffee gestippten Kuchens in ihren Händen und an ihren Backen streiften die Kleider der Vorbeidrängenden.

„Willst du dich am Ende mit in diese bekleckerte Runde setzen?" fragte Stammler diabolisch seine Braut.

‚Um Mitternacht wäre die Gesellschaft wohl kaum besser!' dachte sie, sagte aber nur ruhig: „Es wären ja genug Tische leer für uns, aber ich habe bereits den Appetit verloren."

„Ich aber habe Durst bekommen!" Er schlug mit den Knöcheln auf einen Tisch und setzte sich gleich darauf auf den nächsten Stuhl.

„Gut!" nickte sie. „Es ist auch das richtigste, du bleibst noch etwas da; ich bin deinem Vergnügen doch hinderlich. Ich möchte jetzt nach Haus."

Da sprang er heftig auf, denn schon wurde ein im Winkel schmausender Kellner unruhig. „Du bist heute wirklich von einer unglaublichen Launenhaftigkeit!"

„Ja, ich weiß es, aber ich kann dir nicht helfen," gab sie zu. „Wir harmonieren nicht."

„Ich möchte wissen, ob je ein Mann mit einem launischen Weibe harmoniert, Kind. Oder willst du mich glauben machen, du wärest launenhaft, weil wir nicht harmonieren?"

„Ich weiß das nicht — wirklich nicht," beteuerte sie ernsthaft.

Sie hatte ihn bis dahin immer in der sogenannten ‚guten Gesellschaft' gesehen und gesprochen, vor der er und die ihm die vorgeschriebene Maske vorsetzte. Sie hatte wohl allerlei dahinter vermutet, was ihr nicht nach dem Herzen sein konnte, aber doch nichts Schlechtes von ihm angeben können. Nun überschaute sie mit einem Male ganze entscheidende Partien seines Lebenswandels wie mit einem einzigen Blick. Hier war er in seinem Element. Nur im eigenen Element offenbarte sich der Mensch wohl, wie er war und immer wieder sein würde. Er war ihr gleichgültig gewesen, jetzt ward er ihr unerträglich. Sie hatte sich bereit finden lassen, sich ihn um des Vaters willen so gut wie jeden anderen fremden Mann zu denken. Die Neugier, ob das auch wirklich der Fall sei, hatte erst wachgerüttelt werden müssen. Jetzt stieß sie ihn von sich wie einen Aussätzigen. ‚Er ist feige, nichts als feige!' sagte sie dabei immer wieder zu sich.

„Es ist peinlich!" schalt unterdessen Stammler, als sie wieder zwischen den Tischen durch nach dem Ausgang hinschritt und er ihr wohl oder übel folgen mußte. „Man hat die Leute reineweg zum Narren."

An dieser Enttäuschung würden sie ja wohl kaum zugrunde gehen; aber wie seine böse Laune sich da äußerte, das begann sie zu interessieren. Sie horchte hin. Er hatte keine Spur von Achtung vor ihr. Er hatte überhaupt keine vor anständigen Mädchen und Frauen. Er war nur eitel und sah in ihnen allen wohl nur Dinge, die ihn soweit etwas angingen, als sie ihn vergnügten. Höchstens hatte er für Frauen wie die Zirkusreiterin und die Schänkmamsell soviel Achtung, als sie für seine Art Vergnügungen Sinn hatten, denn im Grunde achtete er nur sich selbst und sein Wesen. Mochte es denn

so sein; sie war froh, daß sie es wußte. Sie hatte neben ihm nie das Gefühl der Sicherheit verspürt, wie — nun, wie sie es etwa neben ihrem Vater verspürt haben würde — wie sie es selbst im Traume neben diesem verspürte.

Er sprach jetzt davon, daß sie am Abend noch miteinander zu einer seiner Tanten gehen wollten. Da gäbe es gute Gesellschaft. Man müsse sich reinigen von der gemeinen Atmosphäre der Wiese.

Sie hörte das nur noch wie aus weiter Ferne, wie etwas, das sie nichts mehr anging. An der alten Dame hatte sie bisher nicht eben etwas auszusetzen gefunden. Aber sie durfte nun wohl allem, was ihm anhing, wohin er sie zu ziehen je getrachtet hatte, seinetwegen mißtrauen. Sie hielt es aber nicht einmal für nötig erst abzulehnen. Sie dachte, daß sie für ihre Person bei ihren Großeltern eine Gesellschaft finden würde, die ihr viel inniger wohltat, und dazu die saubere Ruhe, die sie jetzt ersehnte.

Nein, nicht länger ertrug sie es, daß ihr nur Gemeinheit und Beherrschenwollen entgegentraten, wo sie Leidenschaft hätte finden sollen. Leidenschaft!? — Großer Gott! Leidenschaft bei einem Stammler?!

Aber sie brauchte Leidenschaft. Sie fühlte jäh in sich ihre Kraft zur Leidenschaft. Sie ahnte nicht nur — sie mußte sich hüten vor ihres Wesens tiefstem glühendem Kern. Diese unterirdische Glut drängte sich drohend in ihr empor. Sie schluchzte schon fast hörbar in ihre Kehle hinein. Es konnte ein Unglück geben.

Hätte sie jetzt den Vater sich zur Seite haben können! Dann, ja dann hätte sie die Wogen des Gefühls frei über die Ufer treten lassen dürfen. Frei — leicht — beseligt hätte sie an seinem Halse gelegen.

Dolores lief plötzlich vor dem Verlobten her immer schneller dahin. Der noch unentwegt Fortscheltende konnte kaum folgen. Sie eilte so unaufhaltsam durch die Straßen, daß er nach einigen Versuchen, sie zum Mäßigen ihrer Eile zu veranlassen, zurückblieb. Er mochte nicht rennen und schwitzen. Der Leute wegen, die ihnen entgegenkamen, mochte er es nicht. Es sah lächerlich aus. So trottete er schließlich, in sich hineinscheltend, allein seines Weges und dachte:

‚Sie wird sich diesmal überhaupt noch wegen ihres unqualifizierbaren Benehmens bei mir entschuldigen müssen. Und sie wird bald genug zu Kreuze kriechen. Ich war nie der, welcher ihr nachlief; ich werde es auch jetzt nicht sein.‘

Sie war ihm um eine Straßenecke aus den Augen entschwunden. Er konnte sich ihr Ziel ja aber denken. Doch er suchte sie nicht in ihrem Daheim auf, sondern lenkte erbittert der eigenen Wohnung zu, da er in seinem Selbstgefühl, das zwar einen Stoß erhalten hatte, aber in seinen Grundfesten nicht erschüttert war, keine Sorge in bezug auf die Zukunft ihres Verhältnisses in sich aufkommen ließ. Ging die Sache aus dem Leim — nun, so ging sie aus dem Leim — zu *ihrem* Schaden.

So dachte er.

Noch den Abend ließ Josef Stammler seine Braut wissen, sie möge die Güte haben, ihm Nachricht zu geben, falls sein Besuch wieder erwünscht sein, respektive wann er weniger inkommodieren werde. Er werde ihr bis dahin nicht lästig fallen.

Dieser Einfall schien ihn selbst sehr befriedigt zu haben. Er fühlte sich wieder einmal als ein gescheiter und anständiger Kerl, der in jeder Lebenslage seinen Mann stand und auch das andere Geschlecht vornehm zu behandeln wisse. Es wunderte ihn, daß er daraufhin von Dolores in den nächsten Wochen nicht das mindeste hörte. Ihm wurde doch die Zeit lang. Sie hatte wohl eigentlich die Geschichte gar nicht so tragisch gemeint. Sie hatte ihre Launen gehabt. Welche Frau — welches Mädchen hatte keine Launen? War er zu weit gegangen, als er erklärt hatte, nur wiederkommen zu wollen, wenn man ihn darum bitten würde? Er wurde nun doch unsicher. Jedenfalls hatte er sich jetzt dadurch, daß er alle Brücken hinter sich abgebrochen hatte, zu einer passiven Rolle verdammt. Man mußte abwarten, was ward. Aber er war ja eine vielbegehrte Partie; Dolores Seidelbaum hatte nur eine dunkle Herkunft. Es konnte ihm nicht fehlen.

Hätte er ahnen können, daß die von ihm Gemaßregelte in der Tat in diesen Tagen ihm gegenüber etwas wie ein Schuldgefühl verspürte, da sie ja nun doch einmal seiner Werbung nachgegeben hatte, ohne erst seinem Charakter näher nachgeforscht zu haben — nur aus einer Berechnung heraus — er würde sich wohl nicht so unnachgiebig an seine eigenen Worte gehalten haben. Nun aber ging er fleißig als freier Mann dahin, wo er mit allerlei Weiblichkeit seiner Gesellschaftsklasse in Berührung kam, bändelte bald hier — bald da an, fand aber immer nur aufs neue bestätigt, daß keine der Schönen Dolores Seidelbaum das Wasser reichen könne.

(Schluß folgt)

Die Macht der Ideen bei der Entstehung der Kriege

Von Gen. d. Inf. z. D. Dr. h. c. Freih. v. Freytag-Loringhoven



Der Weltkrieg war ein Wirtschaftskrieg größten Maßstabes. In der weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Lage, die ausnahmslos zugunsten unserer Feinde sprach, war es vor allem begründet, daß wir schließlich unterliegen mußten. Die Folgen des Weltkriegs aber, an denen wir so schwer zu tragen haben, scheinen erst recht für die Ansicht zu sprechen, daß ausschließlich wirtschaftliche Beweggründe die Welt beherrschen und in der Geschichte der Menschheit ausschlaggebend sind. Und doch ist dem nicht so. Auch hier liegt die Wahrheit in der Mitte. Wir haben uns nach Treitschke (Politik, I. § 1) zu halten „an den lebendigen Idealismus des geschichtlichen Lebens, der die harte Realität der Dinge nicht verkennt, aber die Macht der Idee in ihr aufzusuchen bemüht ist".

Bei solchem Bemühen offenbart sich uns, daß auch der Weltkrieg des ideellen Hintergrundes keineswegs ermangelt, so gewichtig auch die wirtschaftspolitischen Faktoren waren, die in ihm zur Geltung gelangten. Man mag es bedauern, daß in Frankreich der Revanchegedanke nicht erstorben war, wird aber doch Kjellén (Die Großmächte der Gegenwart) beipflichten müssen, wenn er sagt: „Der Gelehrte richtet nicht, am allerwenigsten über Instinkte, auf denen der Exzelsiorgeist der Völker in Wahrheit beruht. Er erkennt auch hinter den eitlen Motiven in der auswärtigen Politik des heutigen Frankreichs das Verlangen eines hochgesinnten Volkes, der Welt seinen Stempel aufzudrücken und seine eigene Größe zu erhöhen durch Teilnahme an den Herrscheraufgaben der Menschheit." Wie in Frankreich war auch in Rußland vor dem Weltkriege die Macht einer Idee treibend. Wohl trafen hierbei verschiedene Strömungen zusammen; der Wunsch nach Ablenkung von umstürzlerischen Plänen wie anderseits der, solche durch einen großen Krieg zu verwirklichen, haben mitgesprochen, seine beste Kraft aber entnahm das entfachte Kriegsfeuer aus dem allslawischen Gedanken und aus dem jahrhundertealten religiösen Sehnen nach Wiederaufrichtung des Kreuzes auf der Hagia Sophia zu Konstantinopel. Der Macht dieser Ideen tut es keinen Eintrag, daß hierbei der wirtschaftspolitische Hintergedanke der Gewinnung des offenen Meeres mitgesprochen hat.

Das Vorherrschen der Idee im Völkerleben ist demjenigen nicht auffällig, der mit Ranke auf dem gleichen Boden steht und die Staaten als Persönlichkeiten, nur ungleich größere und mächtigere als die Einzelmenschen, betrachtet. Gewiß ist, wie Meinecke (Einführung in Rankes „Die großen Mächte", Neuausgabe des Insel-Verlags) sagt, „das geschichtsphilosophische Element in unserem heutigen historischen Denken schon etwas anders zusammengesetzt wie bei Ranke. Aber Rankes Geschichtsphilosophie hat nirgends seinen Realismus beeinträchtigt." Das tritt besonders deutlich in seiner Englischen Geschichte hervor. Hier läßt Ranke den Einfluß der maßgebenden Persönlichkeiten klar hervortreten, ohne darum die treibenden wirtschaftlichen Kräfte und die überseeischen Bestrebungen, die in England seit den Tagen Cromwells andauernd zugenommen haben, zu verkennen. Nirgends haben die Verhältnisse so sehr wie hier dazu beigetragen, wirtschaftliche Ausdehnung und ideale Momente miteinander zu verflechten. Daß alle anderen Nationen die Tyrannei Englands zur See bitter empfunden haben, daß wir selbst bei dem vielleicht letztmöglichen Versuch, sie zu durchbrechen, unterlegen sind, darf uns den Blick dafür nicht trüben, daß in dem ‚Right or wrong, my country' doch nicht lediglich Brutalität liegt, sondern ein hohes einigendes Prinzip, das dem Denken des ganzen Volkes einen idealen Inhalt, die Richtung auf große Ziele gab, wie der zwanzigjährige Kampf gegen die französische Republik und Napoleon zeigt; daran ändert auch nichts, daß solche Denkweise als Schattenseite eine starke Selbstüberhebung im Gefolge hatte und jenen englischen cant züchtete, dessen häßliche Auswüchse gerade wir Deutsche während des Krieges so lebhaft zu empfinden hatten. Jedenfalls war es eine Torheit, die englische Politik einfach mit der Bemerkung abzutun, daß sie vom ‚Krämergeist' eingegeben sei. Das Wort hätte mit dem gleichen, wenn nicht größeren Recht auf die Bestrebungen des deutschen Handels vor dem Kriege Anwendung finden können.

So gewiß es ein Raubkrieg war, zu dem unsere Feinde auszogen, nachdem die Vernichtung Deutschlands durch zunehmende Einkreisung Jahre hindurch vorbereitet worden war, so haben anderseits bei ihnen die ideellen Momente doch nicht gefehlt. So einfach liegen die Dinge im geschichtlichen Leben nicht, daß auf der einen Seite nur krasser Materialismus zum Angriff treibt, auf der andern Seite ausschließlich ideale Beweggründe vorherrschen. Auch wo solches an sich, wie bei der gerechten Selbstverteidigung Deutschlands und Österreich-Ungarns im Weltkriege der Fall ist, sind doch Voraussetzungen gegeben, die dem Feinde die

Dinge anders erscheinen lassen. So sah Rußland in Österreich-Ungarn ein Hindernis für die Verwirklichung seiner Balkanpläne und in Deutschland den Schützer der Doppelmonarchie an der Donau, Frankreich in Deutschland den Gegenstand seiner Revanchepläne, England in Deutschland einen gefährlichen Mitbewerber auf dem Weltmarkt. Man mag der Hoffnung leben, daß die fürchterlichen Erfahrungen dieses Krieges den Völkern zur eindringlichen Lehre dienen werden, mag in dem Gedanken des Völkerbundes eine Aussicht für eine bessere Zukunft erblicken: es wird immer nützlich sein, nach Beendigung eines großen Krieges sich die auf beiden Seiten herrschenden Antriebe zu vergegenwärtigen. Man erkennt alsdann, daß es zwar letzten Endes immer Machtfragen gewesen sind, die den Ausschlag im Völkerschicksal gegeben haben, jedoch keineswegs solche, die jeglichen ideellen Hintergrunds entbehrten.

In zahlreichen Fällen sind die dadurch entstandenen gewaltsamen Auseinandersetzungen unter Billigung und Beteiligung des Volkes erfolgt, vor allem überall dort, wo es sich um das Erreichen bedeutender Ziele handelte. Das gilt bis zu einem gewissen Grade selbst von Kriegen der Vergangenheit, die bei flüchtigem Anschauen als bloße Sache der Fürsten erscheinen, und von den sogenannten Kabinettskriegen. In die Kämpfe der italienischen Stadtfürsten des 15. Jahrhunderts spielt bereits gelegentlich der Gedanke der Einheit Italiens und seiner Befreiung von den Fremden hinein. Religionskriege entnehmen ihren Antrieb und ihre Nährkraft aus den Gegensätzen des Glaubens, sie dienen aber gleichzeitig durchaus weltlichen Zielen der Machterweiterung. So kämpft im Dreißigjährigen Kriege das Haus Habsburg für die Herstellung der Glaubenseinheit in Deutschland, erstrebt aber vor allem die Ausdehnung seines Machtbereichs. Sein Führer Wallenstein fühlt sich bereits als Admiral der Ostsee. Und wenn Gustav Adolf für den evangelischen Glauben streitet, hält er doch gleichzeitig fest an dem Gedanken seines skandinavischen Großreichs. In ihm verwob sich dieser Gedanke mit dem der Schirmherrschaft über den Protestantismus. Daher sagt Treitschke über das Eingreifen des Schwedenkönigs in Deutschland (Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit): „Sein Wirken war das letzte Aufleuchten der Idee in diesem greuelvollen Kriege. Rasch verwildernd nach dem Tode des gestrengen Zuchtmeisters, kämpften die schwedischen Heere nur noch um die elende Frage, wie viele Fetzen deutschen Landes ihnen als Satisfaktion und Entschädigung zufallen sollten; mit ihnen vereint Frankreich, das jetzt erst, nach Gustav Adolfs Hinscheiden, freie Hand erhielt für seine deutschen Pläne.“

Diese haben dann unter Ludwig XIV. festere Gestalt gewonnen. Hinsichtlich der Eroberungspolitik des Königs äußert Ranke (Französische Geschichte), daß er hierbei ganz Frankreich hinter sich gehabt habe, daß es sogar zuzeiten, so bei den Reunionen, schwer zu entscheiden sei, wer hierbei den Anstoß gegeben habe, das französische Volk oder der König. Treitschke betont (Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus), daß dieses Streben nach den sogenannten natürlichen Grenzen Frankreichs, wie es in Ludwigs XIV. Plänen hervortrat, im wesentlichen Frankreichs Politik in der neueren Geschichte bestimmt habe und jederzeit, getragen vom Beifall der Nation, von neuem aufgetaucht sei. Wer wollte ihm da nicht nach den neuesten Erfahrungen, die wir mit Frankreich gemacht haben, recht geben? Wir erkennen aber hierin wiederum, wie die französische Nation durch Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag von der gleichen Idee bewegt worden ist. Sie ist auch in den Revolutionskriegen vorherrschend gewesen, nur daß ihr die große Staatsumwälzung in Frankreich ein anderes Gewand umhing und sie gleichzeitig mit dem Bestreben rücksichtsloser Ausbeutung der Nachbarländer durchdrang. In dieser Richtung ist Napoleon durchaus der Mehrer des ihm von der Revolution überkommenen Erbes. Im übrigen wird seine Politik von Kjellén (Der Staat als Lebensform) treffend gekennzeichnet als „der Riesenversuch des Einzelmenschen, in seinem eigenen Namen die Welt zu umspannen, ohne irgendeine Idee in sich, ohne eine Nation um sich und ohne einen Gott über sich“. Kjellén führt weiterhin aus, daß als Gegenwirkung gerade das Nationalgefühl der geknechteten Völker sich aufgerichtet und als Folgeerscheinung der napoleonischen Kriege erst recht eigentlich zum Bewußtsein seiner selbst gelangt sei. Das Nationalitätsprinzip hat hier seine Wurzel. Der Wiener Kongreß hat es nur zeitweilig zu behindern vermocht. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelangte es siegreich zum Durchbruch.

Der Gedanke der deutschen Einheit arbeitete schon lange in der Nation. Dem rückschauenden Blicke scheint es leicht so, als hebe die einigende Strömung bereits mit Friedrich dem Großen an. Dem ist indessen doch nicht so. Eigentlich nationale Ziele konnten dem Könige nicht vorschweben. Indem er Preußens Großmacht begründete und dem Einfluß der Fremden im Deutschen Reich wehrte, ist er ein Werkzeug der Vorsehung für die künftige Einigung unsres Vaterlandes geworden, sein Heldentum gestaltete sich über die Grenzen Preußens hinaus zu einem unendlich wertvollen Besitz aller Deutschen, sein Mühen selbst aber galt doch nur dem preußischen Staat. Zum Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland hat diesen erst Bismarck aufgeboten. Dazwischen liegt der jähe Sturz von 1806 und die Erhebung von 1813. Diese gab dem Nationalgefühl einen neuen mächtigen Aufschwung. Auch dieser konnte sich jedoch noch nicht dem ganzen Deutschland

mitteilen. Die österreichischen Deutschen blieben an die habsburgische Politik gefesselt und Sachsen und die Süddeutschen fochten anfänglich noch als Rheinbundskontingente unter Napoleon. Der deutsche Gedanke als solcher war damals nur unter den schwarz-weißen Fahnen lebendig. Erst ein Menschenalter später, 1848, ist er zu einer Macht geworden.

So arbeiten die Ideen oft lange in der Geschichte, bis sie sich zu bestimmten Formen verdichten, und auch dann bedarf es günstiger Umstände und großer Männer, sie Wirklichkeit werden zu lassen. Erst der Genius eines Bismarck vermochte die Gedanken der Paulskirche, wenn auch in anderer Weise, als sie dort geplant gewesen, auszuführen. Die Überschau großer Epochen der Geschichte verführt uns leicht dazu, die Stetigkeit der in ihr wirkenden Ideen in ihren Einzelerscheinungen zu überschätzen. „Das historische Denken ist viel komplizierter als das in einfacher Schlußfolgerung vorschreitende Denken der Naturwissenschaften.“ (Treitschke, Politik, I. Einleitung.)

Würden wir uns das stets vorhalten, bliebe uns manche Enttäuschung in der Gegenwart erspart, wie wir solche durch die falsche Einschätzung fremden Volkstums und der in ihm lebendigen ideellen Kräfte letzthin erfahren haben. Die Unterschätzung des zähen Kriegswillens Englands und der nationalen Beharrlichkeit Frankreichs ist insofern begreiflich, als die Folgen dieses Wesens der uns feindlichen Völker sich wohl zum Teil aus ihrer Geschichte ergaben, ganz jedoch erst im Weltkriege hervortraten; völlig getäuscht dagegen haben wir uns über Amerika. Zwar bot die Geschichte der großen Republik bisher kein Beispiel eines kriegerischen Eingreifens in Europa, dafür jedoch, daß ihre Politik neuerdings mehr und mehr von imperialistischen Bestrebungen eingegeben war, fehlte es nicht an Beweisen. Das starke Hervortreten des wirtschaftlichen Moments in allen diesen Bestrebungen war gleichfalls nicht neu, ebensowenig wie seine Vereinigung mit angenommenen oder wirklich empfundenen sentimentalen Neigungen. Diese Mischung tritt bereits in der weiter zurückliegenden Geschichte der Union hervor. Der große Bürgerkrieg der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war seinem Wesen nach ein durchaus wirtschaftlicher, denn auf diesem Gebiet lag der eigentliche Gegensatz zwischen dem Norden und dem Süden der Union. Der Gedanke der Beseitigung der Sklaverei der Neger im Süden war anfänglich keineswegs vorherrschend, er gewann erst allmählich im Norden an Zug- und Werbekraft. So mischten sich auch hier reale Bestrebungen mit idealen. Von diesen stand freilich die Erhaltung der Einheit der Union in vorderster Linie. Unterschätzt worden aber ist bei uns in Deutschland vor allem die England und Amerika gemeinsame anglikanische Denkweise, die dahin geführt hat, daß jedes britische Wort fast unbesehen über das deutsche gestellt wurde (Cincinnatus, Der Krieg der Worte). Somit gewahren wir auch hierin jenes Nebeneinander von wirtschaftlichen und geistigen Faktoren.

In ihrem Zusammenwirken bei unseren Feinden im Weltkriege mögen wir erkennen, daß Betrachtungen, wie sie hier angestellt wurden, nicht lediglich eine geschichtsphilosophische Bedeutung haben, sondern des Wertes für die Gegenwart keineswegs ermangeln. Wenn es wahr ist, daß die Völker aus der Geschichte nichts lernen, vor allem das deutsche nicht, so spricht das noch nicht gegen eine vernunftgemäße Anwendung ihrer Lehren an sich. Sie ist uns nur leider viel zu sehr als Ergebnis der Forschung übermittelt worden, statt in angewandter Form, wie der Soldat die Kriegsgeschichte betreibt, die für ihn die Quelle aller Erfahrungen bildet. Ziehen wir die Lehren der Geschichte für die Politik der Zukunft zu Rate, so erkennen wir, daß es bei voller Bewertung der ‚harten Realität der Lage‘ gilt, uns davor zu hüten, daß wir nicht einer völlig mechanisierenden Auffassung verfallen. Diese Gefahr ist zurzeit besonders groß. Ihr entgehen wir nur, wenn wir uns dauernd vergegenwärtigen, daß die großen Antriebe ihre Kraft stets aus der Macht einer Idee entnommen haben.

Halten wir uns daran, auf daß der deutsche Gedanke in uns lebendig bleibe.

Neujahrsspruch

Glückauf zum neuen Jahre,
Verlange nicht zu viel.
Bekränze deine Haare,
Greif in dein Saitenspiel!
Und werden's düstre Lieder,
Neig' nicht zu tief das Haupt:
Die Gärten glänzen wieder,
Noch ehe du's geglaubt!

Hans Bethge

Hans Olde
Von Georg Gronau





Wer Hans Olde zum erstenmal gegenübertrat, hatte es nicht leicht, aus der äußeren Erscheinung Stellung und Beruf zu erraten. Haltung, Kleidung und die Art sich zu geben verrieten den Mann, der gewohnt war, sich überall mit gefälliger Anmut zu bewegen, ebensowenig befangen vor Hochgestellten, wie herablassend gegen einfache Menschen. Zugleich spürte man, daß körperliche Betätigung die Glieder geschmeidig gemacht und elastisch erhalten hatte: das verriet jede Bewegung. Wenn man aber die Augen sah, in denen es oft von innerer Wärme ausstrahlte, dann zweifelte man nicht mehr; nur der Künstler sieht so in die Welt.

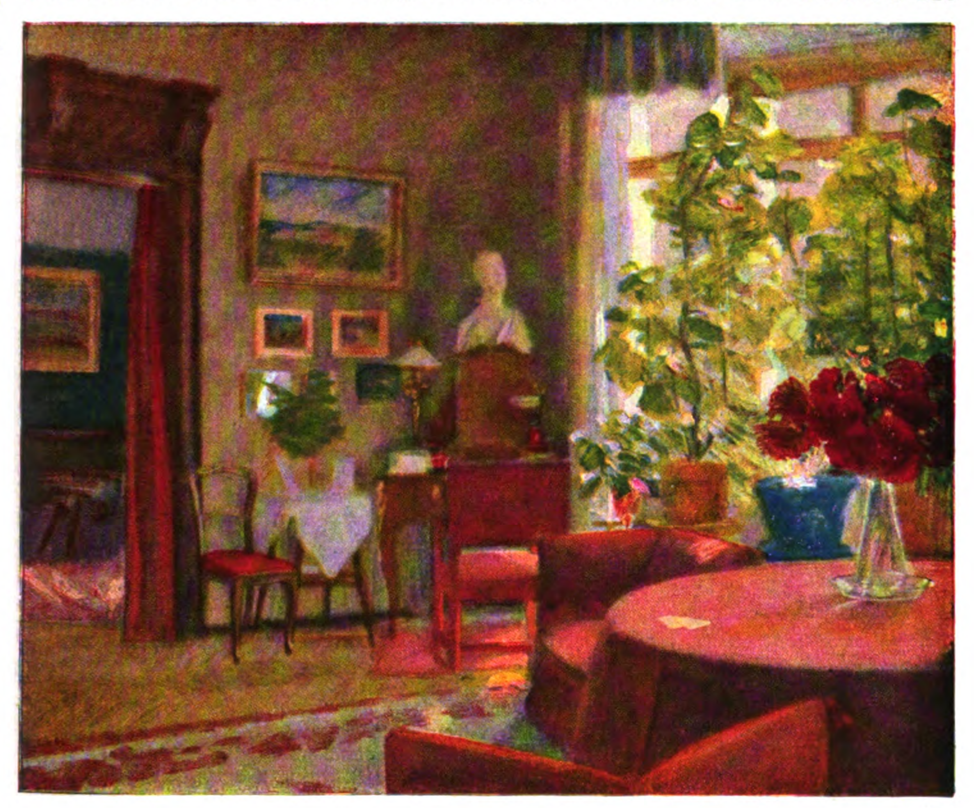
Ihm aber hatte nicht nur die dauernde Beobachtung der Umwelt, die dem Künstler eigentümlich ist, die Augen so hell gemacht; denn die künstlerische Tätigkeit, die ihm schließlich den Namen verschafft hat, füllte nur die Hälfte seines Daseins aus. Daß Olde von Haus aus Landwirt war, und daß er dem Beruf, der Überlieferung war in seiner Familie seit Jahrhunderten, treu blieb, auch nachdem er ihn aufgegeben hatte, hat auf seine künstlerische Sprache nachhaltig eingewirkt. Er war eng und innig mit der Natur verbunden, wie der Landmann, der den Heimatboden bestellt und Wolken, Wind und Sonne mit allen Instinkten erlebt, aber er vermochte zugleich, dank seiner angeborenen Begabung, sie anzuschauen, wie einer, der ihr die letzten Geheimnisse abringen will. Im einen und anderen Tun erfüllt von Liebe und Respekt, stets aufnahmefähig und begabt, Altgewohntes als neue Offenbarung zu empfangen und nachzuschaffen.

Das holsteinische Land, in dem er aufwuchs und zu dem er immer wieder zurückkehrte, war der Heimatboden seines Geschlechts; er war stolz auf ihn und rühmte sich gern der Geschichte seiner Stammprovinz. Es war ihm gewiß nichts, das ihn unmöglich dünkte, wenn der Wunsch des Vaters ihn bestimmte, einst dem von Ahnen überkommenen Gut vorzustehen. Aber stärker war zuletzt doch die künstlerische Anlage und besiegte endlich, wenn auch spät, die Widerstände. Als Gereifter erst hat er die Akademie bezogen.

Es war Ende der siebziger Jahre, als er nach München kam, wo noch Piloty der Akademie vorstand. Rückschauend will es uns scheinen, daß niemals in Deutschland handwerklich so Tüchtiges geleistet worden sei, wie damals und an dieser Stelle. Man braucht nur an Leibl und seinen Kreis zu denken; selbst die kleinen Talente haben damals erstaunlich gut gemalt. Doch fühlte sich Olde von dem, was man an der Münchener Akademie lernte, nicht völlig befriedigt; der schöne Ton, auf den das Streben gelenkt



Holsteinischer Stier. Im Besitz der Gemäldegalerie zu Dresden



Rote Stube

ward, widersprach den Wirklichkeitsbildern, an die sein im täglichen Leben mit der Natur geschärftes Auge gewöhnt war. Es zog ihn auch in München mit gleichgesinnten Genossen, von denen mancher sein Freund fürs Leben wurde, ins Freie hinaus. Als er französische Bilder zu sehen bekam, darunter Werke von Bastien Lepage, wußte er, an welcher Stelle er lernen könnte, das auszudrücken, was ihm als erstrebenswert vor Augen stand. So ging er zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris.

Wie für so viele, gerade unter den besten deutschen Künstlern, hat für ihn der Pariser Aufenthalt die eigentliche Zeit des Lernens bedeutet. Denn als er an die Seine kam, in eine künstlerische Atmosphäre, die ihresgleichen nicht hat, wußte er genau zu beurteilen, woran es ihm fehlte und was er lernen wollte. So konnte er ohne Zeitverlust sich das aneignen, was nur Paris zu geben vermochte. Trotzdem das Studium an der Akademie Julian nur kurz, etwa ein Jahr, währte, war Olde, als er Paris wieder verließ, ein anderer geworden. Als ein überzeugter Anhänger der Freilichtmalerei kam er nach Deutschland zurück.

Er war ein anderer geworden, gewiß, aber er war auch derselbe geblieben. Das Ausdrucksmittel hatte er abgewandelt; der innere Kern seines Wesens blieb davon unberührt. Ganz zu Unrecht haben die Gegner des Impressionismus einst die Behauptung aufgestellt, es wäre durch diese Lehrjahre zahlreicher deutscher Künstler in Paris etwas Fremdes in die nationale Kunst eingezogen. Nichts könnte irreführender sein: kaum einer, und gewiß keiner der späteren Führer hat irgend etwas von seinem Deutschtum aufgegeben, indem er sich jene verfeinerte Art, die Probleme des Lichts und der Atmosphäre wiederzugeben, zu eigen machte, wie sie nun einmal, durch besondere Bedingungen begünstigt, in Paris entwickelt worden waren. Und gewiß zuletzt Olde. Was er ausdrücken wollte und was er sagte, war deutsch.

Nun es aber galt, das neu Errungene anzuwenden auf heimatliche Eindrücke, überkam ihn ein Rausch des Schaffens. Er war stets ein starker Arbeiter — welcher echte Künstler wäre das nicht? —, aber jetzt kam eine Zeit, da er selbst seiner gesunden Natur zu viel zumutete. Zu viel bis zum Zusammenbruch. Ein Wechsel des Aufenthaltes, ein längeres Verweilen in Berlin, der Verkehr mit bedeutenden Menschen gleicher Gesinnung gab ihm die Gesundheit wieder. Später ist er wieder in München, im Gebirge, auf dem Heimatboden. Überall findet er Anregung und Arbeit. Ein zweiter Besuch in



Morgennebel

Paris bestärkte ihn in der Richtung, die er eingeschlagen hatte, und verfeinerte noch die malerischen Mittel. Damals hat er tiefgehende Eindrücke von Claude Monets späteren Bildern empfangen.

Bei seinem Erscheinen in der Öffentlichkeit in Deutschland mußte Olde erfahren, wie wenig unser Publikum noch bereit war, neue optische Erlebnisse anzuerkennen und aufzunehmen. Seine Bilder wurden bald angefeindet, bald bespöttelt, so wie es damals, in den achtziger Jahren und noch darüber hinaus, überall der Fall war, wo die Impressionisten ausstellten. Gewöhnt an den schönen Galerieton hatte man völlig verlernt, die wirklichen Eindrücke der Natur sinnlich zu empfinden, und verschloß sich mit verbissenem Trotz gegen die, welche kamen, um die Augen das Sehen zu lehren.

Wer heute als Rückschauender von diesen Dingen spricht, hat Mühe, sich noch einmal zu vergegenwärtigen, daß solche Bilder, wie die frühen Oldes, auf heftigen Widerstand gestoßen sind. Daß die Lokalfarben in der Kraft ihrer natürlichen Erscheinung gegeben werden, daß Licht als Licht erscheint, ist uns eine Selbstverständlichkeit geworden. Und wir fühlen mit Freude die Ehrlichkeit des Sehens, die Unmittelbarkeit des künstlerischen Erlebens, die Frische der Wiedergabe, spüren, daß hinter diesen Bildern ein ganzer Mensch, eine sympathische Persönlichkeit steht, und daß seine Art des Empfindens deutsch ist.

Oldes Schaffen ist zu einem großen Teil deutscher Landschaft gewidmet. Freilich war er nicht lokal begrenzt; in vielen Teilen des Vaterlandes hat er seine Staffelei aufgeschlagen. Aber gewisse Neigungen gehen durch, dokumentieren sich immer wieder, fast bis zuletzt. Keine wohl stärker als sein freudiges Bekenntnis zu der göttlich belebenden Kraft des Lichtes. Wie gern hat er die volle Sonne gemalt, das starke Walten des Sommers über dem Land! Dieser Art sind seine beiden Bilder mit Schnittern im Kornfeld, von denen das eine im Museum in Weimar hängt. Beidemal ein kleiner Ausschnitt der Unendlichkeit: gelbes Gewoge, blitzender blauer Himmel. Jedesmal zwei Figuren, um den Segen der Arbeit, aber auch ihre Schwere anzudeuten. Man fühlt sich geblendet von der Kraft, mit der hier das Sommersonnenlicht gegeben ist, und schließt etwas die Augen, wie wenn es heißer Julitag ist. In anderen seiner Bilder hat er die Pracht holsteinischer Landschaft im Sommer geschildert, Kornfelder und blauende See, weidende Rinderherden, voll kräftiger Buntheit, daß die Tiere fast rot erscheinen, — was natürlich die Kritik auf den Plan rief: wer hatte je rote Kühe gesehen? — und besonders lockte ihn die Pracht der Sonnenwirkung, wenn das Land tief im Schnee liegt. Da malt er den Weg, der freigelegt ist, eingefaßt von den weißen Dämmen, leuchtend rote Dorfhäuser, und die reichen violetten Schatten. Das Einfachste, das alle Menschen gesehen und wieder nicht gesehen hatten, wurde Ereignis und Bildinhalt. Man muß die Rechnung aufstellen, wie vielen durch Bilder dieser Art die Augen zur Empfängnis neuer Schönheit geöffnet worden sind, um dankbar zu empfinden, was die Maler von Oldes Zeit der Allgemein-



Diele des Herrenhauses Waltershof. Im Besitz der Kunsthalle zu Hamburg

heit gegeben haben. Wir sind damals alle zum Sehen erzogen worden.

So stark war in Oldes Natur dieser lebenbejahende Zug ausgesprochen, daß Landschaftsbilder andrer Art eher zurücktreten. Er ist selbstverständlich den Problemen, wie sie Dämmer- und Nachtstunde aufstellen, nicht aus dem Wege gegangen: ich erinnere mich an Städtebilder mit lastender Nebelschwere, gegen die mühselig Laternenlicht ankämpft, an Winterabendstimmung voll Melancholie und anderes in dieser Richtung; aber doch mehr als Ausnahme. Und schließlich ist auch in diesen Bildern stets das Lichtproblem der Inhalt, mögen auch dunklere Töne, als sonst, angeschlagen werden.

Und nun lockt es ihn, solche Erlebnisse des Lichtes zu übertragen auf eine andre Bildgattung, auf das Interieur. Es gibt nicht allzuviele Bilder Oldes aus diesem Kreise, obwohl ich gewiß nicht alle kenne, die er



Großherzogin Caroline von Sachsen-Weimar



Claus Groth

gemalt haben mag. Denn seine Kunst hatte zeitig sich Freunde gewonnen; manches Bild verschwand in Privatbesitz, und Olde selbst hat nicht immer anzugeben vermocht, wohin sie gekommen sind.

Die mir bekannt gewordenen Bilder scheiden sich in zwei Gruppen. Bei der einen bildet der Gegensatz eines dämmrig kühlen Raums und strahlender Außenwelt die künstlerische Aufgabe; bei der anderen das Hereinfluten der Sonne in den Raum, der nun von der farbigen Wärme seinen Anteil erhält. In beiden Gattungen köstliche Stücke voll ergreifender Schönheit. Am bekanntesten darunter ist jener Blick in die Diele eines norddeutschen Gutshauses geworden, mit dem Blick auf leuchtende Bäume durch die geöffnete Tür, denn dieses Stück hängt seit Jahren in der Hamburger Kunsthalle. Das Bild ist auf blau und gelb-grün gestimmt, und dieser farbige Klang war es wohl, den Olde selbst als ein bedeutendes malerisches Erlebnis empfunden hatte. Er brauchte diesen von der Musik entnommenen Ausdruck gern und häufig; wenn man mit ihm zusammen Bilder betrachtete, so war das Wort: „Das Bild hat Klang", stets ein besonderes Lob in seinem Munde. Bei vielen seiner eigenen Bilder fühlt

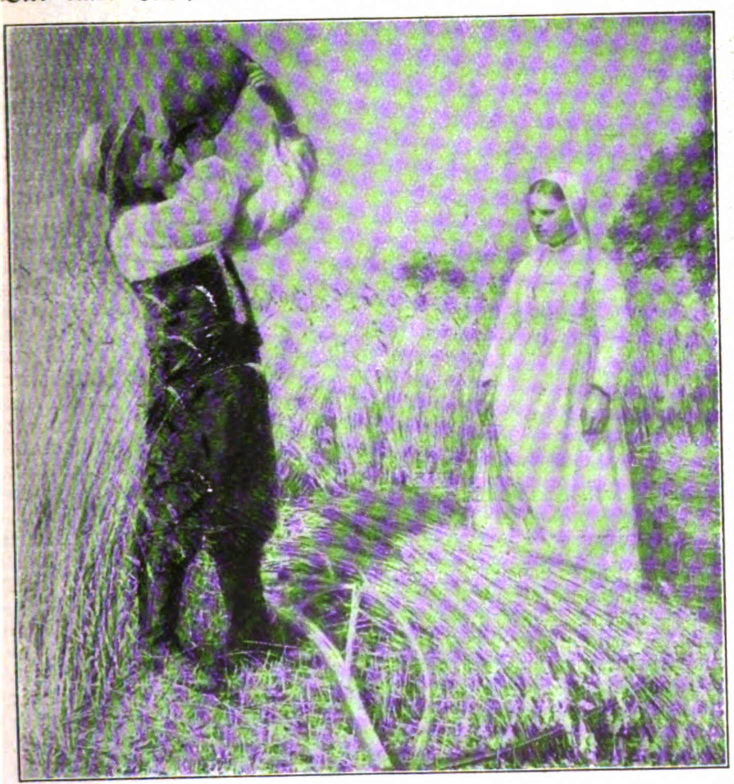
man, wie er bestrebt gewesen ist, einen Klang, eine Farbenharmonie, lebendig zu machen.

So fein abgestimmte Bilder verlangen stets einen Beschauer, dem sich der darin angeschlagene Klang mitteilt. Es wird nicht wenige geben, die grade diesen Bildern Oldes gegenüber sich leicht empfänglich zeigen. Er hatte eine so glückliche Gabe, die wirkende Schönheit eines herrlichen Sommertags im Innenraum tief und voll zu empfinden, daß er damit eine suggestive Kraft auf andere gewann. Ich führe das Bild einer Diele, das Motiv stammt aus der Bremer Gegend, an mit den beiden Mägden. Wiederum die Note blau, gelb, grün. Sie durchdringt das Ganze und vereinigt die Teile. Ist hier nicht alles enthalten, was wir als Erlebnis des Sommers empfinden: die Intensität des Lichts, die Kraft, die uns zwingt, die Augen zu schließen, und dann die köstliche Kühle des steinernen Raumes, dessen Licht, durch den Gegensatz mit dem Draußen gedämpft, fast schummrig erscheint?



Pfingstrosen (1898)

Die Bilder jener anderen Gruppe sind als malerisches Problem eng verwandt. Ich kenne dieser Art zwei: das eine, das hier wiedergegeben ist, das andere stellt ein Gartenzimmer dar, mit weit zum Grün geöffneter Tür, neben der eine Zimmerlinde steht, helle Vorhänge zu gelber Wand, ein großer Tisch mit schimmernder Platte, darauf eine bauchige Schale mit lichtroten Blüten; entfernt, gegen die Zimmerecke, eine



Ernte

dunkel gekleidete Frauengestalt. Man hat vor diesen Bildern den unmittelbaren Eindruck des malerischen Erlebnisses, das Olde zum Schaffen veranlaßte.

Etwas täglich Gesehenes wird plötzlich Ereignis. Der Zauber eines Frühsommertages teilt sich dem Raume mit, durch geöffnete Fenster dringt es duftig und wohlig herein, die Zimmerlinden erscheinen durchtränkt von Licht, die Farben an Vorhängen, Wänden, Möbeln bekommen einen neuen Zauber, den die blühenden Blumen auf dem Tisch noch erhöhen. Der Bildeindruck wird so stark, daß er sofort gestaltet werden muß, und so entsteht in voller Frische des momentanen Erlebens ein Kunstwerk, das von jedem Erdenreste des Entstehens frei ist, eine Schöpfung froher und glücklicher Stunden. Und so stark ist die Kraft gewesen, die dem Künstler hier die Hand führte, daß der Zauber dieser Stunden unvergänglich in den Bildern fortwaltet.



Fräulein v. Schorn

Hier wird es gestattet sein, eine allgemeine Erwägung einzuschalten. Die Bilder Oldes gehören alle jener Richtung an, die wir unter dem Begriff des Impressionismus zusammenfassen. Olde war in Paris dafür gewonnen worden und blieb sein ganzes Leben hindurch, oder wenigstens fast bis zum Lebensabschluß, sein überzeugter Vertreter. Heute gilt der Impressionismus als überwunden und wird von den Jüngeren, den Schaffenden wie ihren literarischen Mitstreitern, für eine höchst äußerliche, geist- und gedankenarme Kunst erklärt. Dem äußerlichen Erlebnis des Auges, das nachzuschaffen höchstens das Talent der Fingerfertigkeit notwendig ist, wird das innerliche des Geistes gegenübergestellt. Wie töricht ist im Grunde doch solches Urteil. Soll man wirklich ernsthaft glauben, daß Bilder dieser Art, wie etwa die zuletzt beschriebenen (das gleiche gilt, natürlich auch für zahlreiche andere Werke aller wahrhaft Schöpferischen unter den Impressionisten) möglich gewesen seien ohne tiefes inneres Erleben? Hier kann man gar nicht trennen und vermag nicht zu sagen, was zuerst da war: Augeneindruck oder inneres Erlebnis; denn die Befruchtung des Künstlers durch äußeres Schauen vollzog sich im Augenblick und zeitigte die Entstehung des Werkes. Wenn dieser nun mit wahrer Intensität auf einen andern Menschen zu wirken vermag, so ist dies eben nur dann möglich, wenn das tiefe seelische Erleben sich dem Werk mitgeteilt hat, es in allen Teilen durchtränkt.

Wie das wundervolle Jugendwerk Menzels, die bescheidene Stube mit dem wehenden Vorhang, vermögen diese Bilder Oldes alle jene Empfindungen zu erwecken, die mit dem Begriff ‚Sommermorgen‘ in uns wach werden, von Sonne, Wärme, von wohliger, uns Blütendüfte zutragender Luft. Von all dem hat Olde etwas in diese Bilder hineingemalt. Hier wird Eindruckskunst zur Aus-



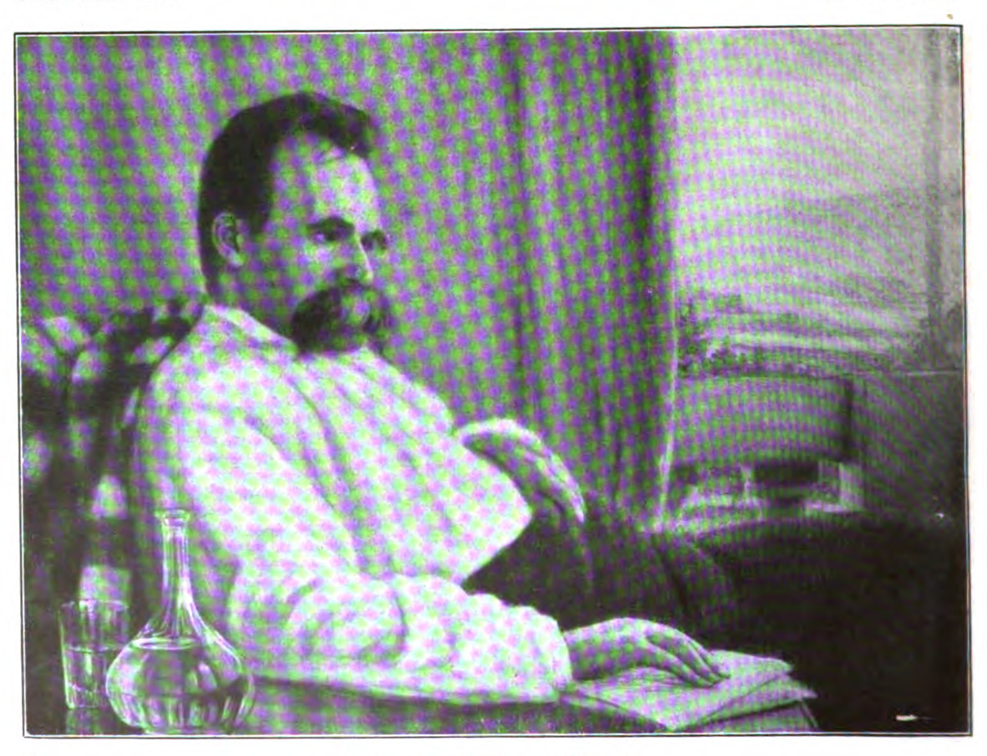
Diele in Borgfeld. 1899. Im Besitz der Stadt Cassel

druckskunst. Es ist gänzlich irreführend, den letzteren Begriff allein auf Schöpfungen anzuwenden, in denen ungeklärte Empfindungen sich in dumpfem Stammeln ausdrücken.

Die Errungenschaften, die ihm das ständige Arbeiten vor der Natur und die damit verbundene Problemstellung einbrachte, sind dem anderen Gebiet von Oldes künstlerischer Betätigung in reichem Maße zugute gekommen. Seine nie unterbrochene Landschaftsmalerei hat auch seinen Bildnissen die besondere Richtung gegeben. Mit Vorliebe hat er seine Modelle draußen im Freien gemalt: den Vater mit dem Hintergrund dicht verschneiter Bäume, die Schwester, wie sie schlank und elastisch, im eng anliegenden Reitkleid, durch jung grünenden Buchenwald wandert. Klaus Groth und Liliencron, jener behaglich stehend, diesen auf der Gartenbank, vor sommerlichen Bäumen, Fräulein von Schorn durch die Straßen Weimars schreitend usw. Daneben, und hier bewährt sich sein erworbenes Können als Interieurmaler, erscheinen, doch wohl seltener, die



Detlev von Liliencron

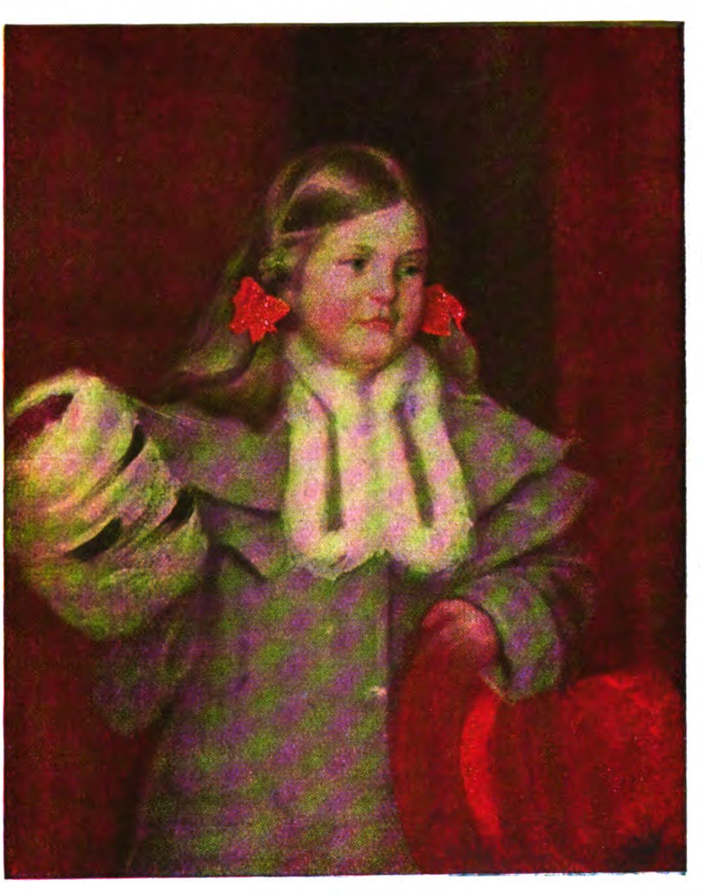


Friedrich Nietzsche (unvollendet)

Bildnisse im Zimmer: das vornehme Bildnis der Frau Delbrück nur mit Andeutung eines geschmackvollen Innenraumes, Gustav Falke am Schreibtisch, das greise Fräulein Averdieck von altmodischem Mobiliar umgeben, das mit ihr einst jung gewesen. Jedesmal wird die besondere Aufgabe individuell angepackt, und es ist, als habe der Künstler stets das richtige Empfinden dafür, so und nicht anders müßte dieses Modell gegeben werden. Schon hierin spricht sich eine erfinderische Leichtigkeit aus, die ihn vor der großen Gefahr bewahrt hat, der der Bildnismaler von Beruf leicht unterliegt, eine einmal erprobte gute Lösung immer von neuem anzuwenden. Oldes Bildnisse sind erfreulich durch den Wechsel der Prob emstellung; er hat nie nach einem Rezept gearbeitet, wie etwa Lenbach, von geringeren Talenten zu schweigen.

Es ist bekannt, daß auch große Meister des Bildnisses einen starken Anteil ihrer Persönlichkeit ihren Modellen beimischen, so daß man schließlich kaum noch die Verschiedenheit der Individuen gewahr wird. Das gilt z. B. in hohem Maße von van Dyck, gewiß von ihm in seinen späteren Zeiten Es ist natürlich schwer, wenn nicht unmöglich, zu sagen, ob einmal eine zukünftige, geschichtliche Betrachtung auch in Oldes zahlreichen Porträts das Gemeinsame, das durch die Auffassung des Schöpfers hineingekommen ist, herausfühlen wird. Wir empfinden heute zunächst noch die jedesmal erfolgte, besondere Einstellung auf Art und Wesenheit des Darzustellenden und finden darin eine starke Begabung des Künstlers.

Daß er geschmackvoll und, ohne ganz die Spuren zu verbergen, sich bei seinen Arbeiten durch große Vorbilder hier und da hat anregen lassen, wird man gewiß nicht zum Vorwurf erheben wollen. Das feine Bildnis der Frau Delbrück (dem Verfasser leider nur aus der Photographie bekannt) enthält — übrigens möglicherweise dem Künstler selbst unbewußt — van Dycksche Züge: die Art, wie sie sitzt, die Handhaltung, die lockere, geistvolle Behandlung des Stofflichen. Das Bildnis von Fräulein Averdieck erinnert irgendwie an Whistlers Meisterwerk, das Bildnis seiner Mutter. Die schöne farbige Abstimmung des Kinderbildes auf Grau und Rot offenbart, daß Olde von der Bekanntschaft mit den Werken des Velasquez tief berührt wurde, und auch das Vorherrschende in dem Bildnis des Fräulein von Schorn, dem ich unter allen mir bekannt gewordenen Porträts von Olde die erste Stelle einräumen möchte (er selbst dachte hoch von dieser Arbeit), Grau und Schwarz, ist ein Zusammenklang von Tönen, mit denen wieder der spanische Meister herrliche Wirkungen hervorgebracht hat. Olde war viel zu großzügig, um unter allen Umständen nur originell sein zu wollen, und er hatte auch zu viel Ehrfurcht vor den alten Meistern, die er sich gut angesehen hatte, um nicht gern sich ihnen anzupassen, wo sie vorbildlich sind und bleiben.



Kinderbildnis (1901)

Mit der gleichen Frische, die er sich stets der Landschaft gegenüber bewahrte, trat er



Hessische Landschaft. Im Besitz der Stadt Cassel

seinem jedesmaligen Modell gegenüber und suchte den Zügen die geistige Sonderart abzugewinnen und in Haltung und in der Weise sich zu geben eine Vorstellung von dem Individuum, wie es sich ihm darstellte, festzuhalten. Wie verschieden hat er die Dichter charakterisiert! Die Bildnisse enthalten klare psychologische Hinweise: wie Liliencron lässig und doch leicht geniert dasitzt, oder wie Klaus Groth, die Hände im Rücken verschränkt, dasteht — dort das etwas Saloppe in der Tracht und hier das Gepflegte in der äußeren Erscheinung. Wenn man Oldes Bildnisse Stück um Stück zergliedert, wird man finden, daß er der geborene Bildnismaler war, von einem erstaunlichen Reichtum an Erfindung, die sich darum nicht erschöpfte, weil der Künstler sich nie ausschließlich der Bildnismalerei hingegeben hat.

Seine gesellschaftliche Begabung bestimmte ihn, auch als höfischer Maler Treffliches zu leisten. Hier stehen die verschiedenen Porträts, in denen er die anmutige Erscheinung der jung verstorbenen Großherzogin von Sachsen-Weimar festgehalten hat, voran. Das hier abgebildete gibt die feinen Linien geschickt in einem Hochoval eingeschlossen wieder, aber noch gelungener erscheint mir ein zweites Porträt der fürstlichen Frau, auf dem sie in ihrer zierlichen Schlankheit vor den duftigen Tönen eines herbstlichen Parkes und dem Glitzern eines Teiches schreitend dargestellt ist. Wie fein hatte er hier den besonderen Reiz der Frau erfaßt und zugleich den raumschmückenden Charakter eines Bildnisses in ganzer Figur bedacht.

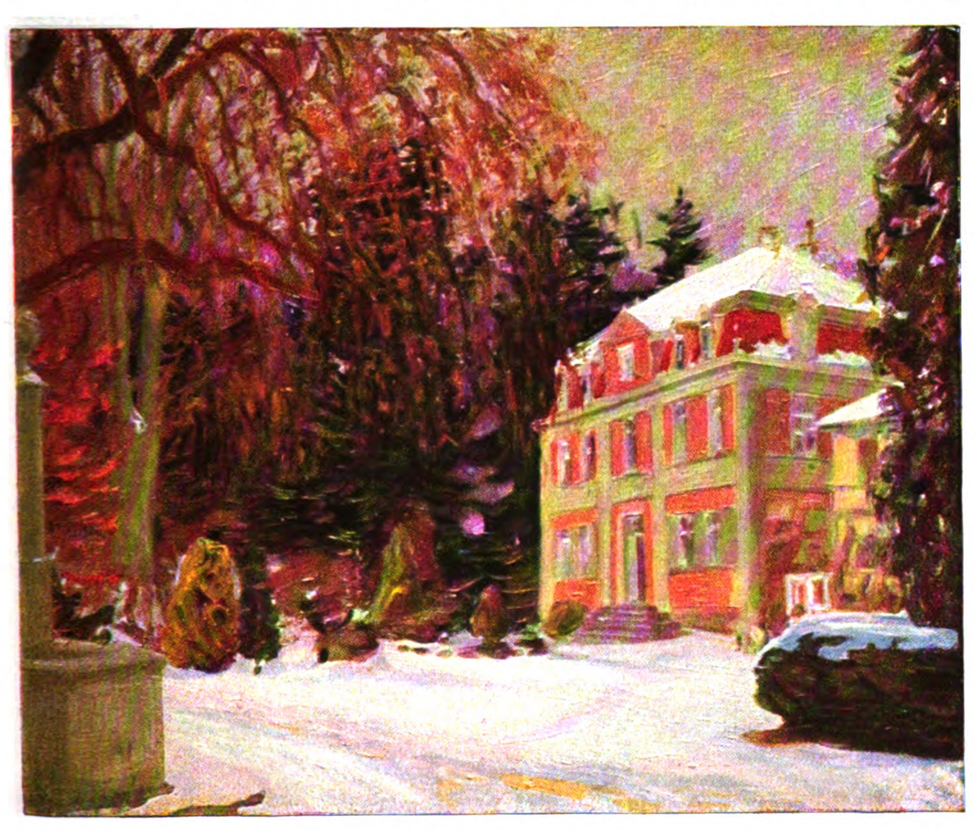
Ich fühle mich sicher in meinem Urteil, wenn ich sage, daß Olde von der Nachwelt gerade als Porträtist hoch bewertet werden wird. Diese wird ihm außerdem dafür danken, daß er ihr in seiner künstlerischen Auffassung die besten Abbilder einiger hervorragender Menschen aus der Zeit um 1890 bewahrt hat. Und nicht nur an die gemalten wird man dabei denken. Olde hat auch einige Bildnisse auf die Kupferplatte gebracht; seine Radierungen, deren Zahl leider beschränkt ist, erfreuen sich bei Kennern und Sammlern graphischer Kunst verdienten Ruhmes. Sie gehören, allein vom Standpunkt der Schwarz-Weiß-Kunst aus angesehen, zum Besten, was diese im Deutschland unserer Tage hervorgebracht hat, und verraten eine bemerkenswerte Sicherheit in der Erkenntnis dessen, welche Wirkungen die Graphik gestattet. Unter Oldes Radierungen sind seine Nietzscheplatten wohl am meisten verbreitet. In ihnen wird das Bildnis des großen Denkers fortleben: so wie durch Jahrzehnte die Hülle, die einst den überreichen Geist umschloß, schemenhaft fortlebte. Mit Erschütterung betrachtet man sie: die große reine Form der Stirn und die nach innen

gekehrten Augen, aus denen keine Funken des Geistes mehr sprühten. Die Tragik dieses Schicksals hat Olde meisterhaft für alle Zeiten festgehalten.

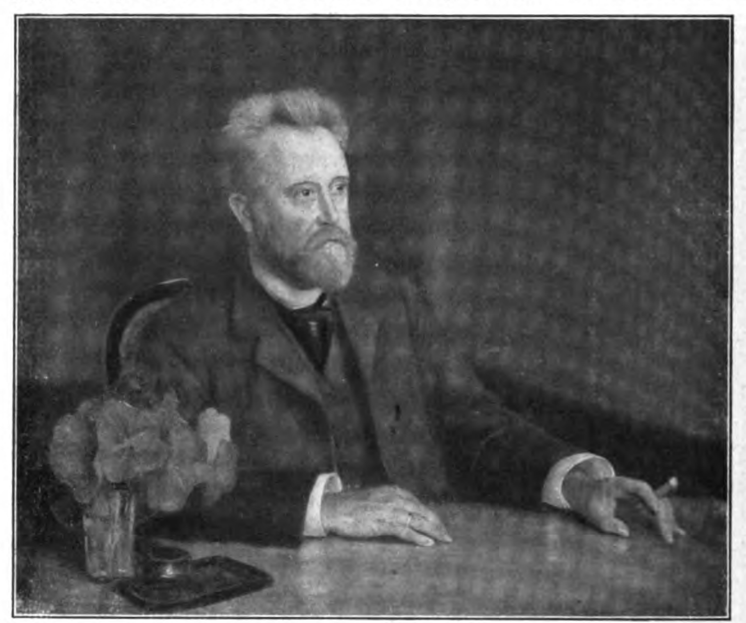
Von dem echten Künstler darf man sagen, er sei ein ewig Werdender. Neuen Eindrücken stets zugänglich kennt er keinen Abschluß seiner Entwicklung; wie ein Baumeister setzt er Stein auf Stein, und der Bau ist dennoch nicht fertig, wenn der äußere Abschluß des Lebens der schaffenden Hand innezuhalten gebietet. Dieser Art war auch Olde; man hatte bei ihm stets den Eindruck vor allem des Jugendlichen. Diese bis zuletzt unverminderte Frische machte ihn zum geborenen Lehrer der Jugend. Es wurde ihm, dem zum Herrn auf eigenem Grund Geborenen, der stets innerlich frei geblieben war, gewiß nicht leicht, die äußere Freiheit für viele Jahre aufzugeben. Was ihn bestimmte, war ein ethischer Beweggrund. Er wußte, wieviel Unheil auf Akademien angerichtet wurde durch Einengen individueller Begabung, und hielt es daher für seine Pflicht, wenn ihm die Gelegenheit geboten wurde, bessernd einzugreifen, sich ihr nicht zu entziehen. So ging er als Akademiedirektor nach Weimar und, nachdem er die Stellung bereits niedergelegt hatte, um sich auf sein Heimatgut zurückzuziehen, glaubte er dem Ruf der preußischen Regierung, die ihm die gleiche Stellung in Cassel anbot, folgen zu müssen.

Sein Bestreben ging dahin, jede Begabung insoweit zu fördern, als eine Kunstschule äußerlich Lernbares zu übermitteln vermag, dabei aber jede Sonderheit zu achten und um keinen Preis sie unter bestimmte Formeln zwingen zu wollen. Jeder Schüler sollte sich den Lehrer, dessen Schaffensart und Methode ihm zusagte, aussuchen dürfen, die Akademie aber ihm namentlich gediegenes handwerkliches Können mitgeben. Aus diesem Grunde war Olde auch so stark für technische Fragen der Malerei interessiert und suchte durch einen hervorragenden Spezialisten die Geheimnisse des Malverfahrens der Alten ergründen zu lassen.

Oldes freie Art, die in jedem jungen Künstler die Selbständigkeit gewahrt wissen wollte, gewann ihm leicht die Herzen der Jugend. Er war niemals der Lehrer oder gar der Vorgesetzte, sondern hatte die Formen des älteren Freundes. Und zugleich hatte er sich das volle Verständnis für das gärende Streben der Jugend zu wahren gewußt. Nie trat seine Herzenswärme schöner in die Erscheinung, als wenn von neuen, nach-



Auf Wilhelmshöhe (1913)



Gustav Falke

Wirkung ermöglichen. Gewitterstimmungen, grell aufleuchtende Lichtkegel, düstere Wolkenschatten wurden Bildinhalt und sollten stimmungweckend wirken. Ob es Olde gelungen wäre, auf neuer Bahn noch wirklich schöpferisch zu sein, ist nicht leicht zu sagen. Was er von Bildern der Art hinterlassen hat, ist nur selten zum reinen Kunstwerk gediehen — in der Mehrzahl eher als Versuch zu werten. Unter den Abbildungen findet man zwei der besten dieser Versuche.

Der Krieg trat in reiches Wirken

impressionistischen Künstlern die Rede war und besonders wenn Werke dieses Kreises der Beurteilung einer Jury vorlagen, der er angehörte. Er hat nie verurteilt, sondern immer zu verstehen versucht, und er ging erstaunlich weit — für einen selbst nicht mehr Jungen — mit. Stets fand er das Gute heraus und hob es hervor. Darin offenbarte sich der ganze Mensch.

Aber nicht genug damit. In den spätesten Werken, die er geschaffen hat — es sind meist hessische Landschaften, aus der engeren und weiteren Umgebung Cassels — tritt ein über die frühere Kunst Oldes hinausweisender Zug offenkundig hervor. Man könnte versuchen, ihn als Vereinfachung des Natureindruckes zu umschreiben, obwohl damit nicht alles gesagt ist. Es war ihm nicht mehr um die Wiedergabe des reinen, ungetrübten Bildes zu tun, wie es seinem Auge erschien; ein besonderes Etwas sollte das Bild bereichern, eine gesteigerte



Frau Delbrück

Brücke bei Trendelburg (1915)

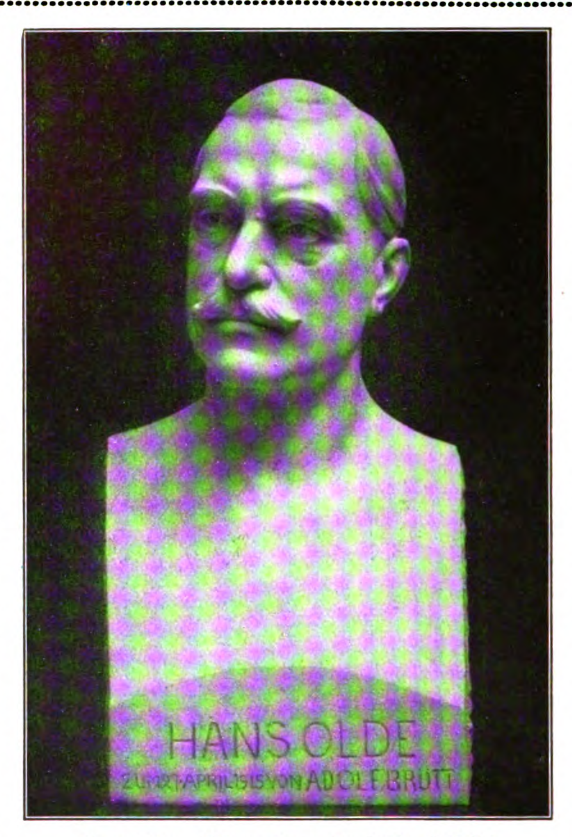
hemmend ein. Die Jugend der Akademie ging auseinander. Oldes schöner Gedanke einer freien Lehrstätte künstlerischen Schaffens, wo auch der Altersunterschied zwischen Lehrenden und Lernenden nach Möglichkeit sich durch Heranziehen jugendlicher Kräfte zum Lehren mindern sollte, konnte sich nicht auswirken. Ihn selbst ergriff die Schicksalsstunde des Vaterlandes so tief, daß er zunächst nicht malen mochte: es gäbe Wichtigeres zu tun. Aber seine letzten Arbeiten sind doch erst während des Krieges entstanden — gerade jene, die auf inneres Ringen mit neuen Problemen schließen lassen.



Der Vater des Künstlers. Zeichnung

Im dritten Kriegsjahr ging sein Leben zu Ende. Plötzlich und überraschend; man hätte der kräftigen Art weit längeren Bestand zugetraut, zumal man in seinem Stamm alt wurde. Heute darf man sagen, es war gut, daß sein Leben abgeschlossen wurde, ehe die ganze Not des Vaterlandes sich offenbarte.

Die Büste von der Hand seines Jugendfreundes Brütt, die hier abgebildet ist,



Hans Olde. Bildwerk von Prof. Adolf Brütt

gibt ein getreues Bild des Sechzigjährigen. Die wesentlichen Züge, die seinem Gesicht die Besonderheit gaben, sind lebendig herausgehoben: die über den dichten Brauen stark sich wölbende Stirn, die energische Nase, die für Olde so bezeichnende leichte Schräghaltung des Kopfes. Aber die Wärme, die aus dem Auge drang und das Gesicht so gewinnend machte, die sich auch der Stimme mitteilte, blieb dem Stein versagt. Etwas, nicht weniges davon, ist in Hans Oldes Bildern lebendig bewahrt geblieben.

Weiße Winden

Der knorrige Holunder streut unzählige
Schneesternchen aus. Zart stehn die weißen Winden.
Die Schwalbe schwirrt im Blau. Ach, die Glückselige!
Im Abendgolde bauschen sich die Linden.
Stimmen seeüber, die sich lachend finden.
Goldglanz im weiten All. Dann das allmähliche
Erblassen, Dämmern, zärtlich Sich-Verbinden.
Nichts leuchtet mehr als nur die weißen Winden.

Frida Schanz

Maria Christine
Von Heinrich Lilienfein

Der September holte nach, was der ganze Sommer versäumt hatte: blau wölbte sich der Himmel über der blauen Seebucht, und die Sonne überschüttete den weißen Strand, überspielte die Baumreihen des Parkes, die vielfenstrige, von feuerfarbenen Geranien durchreihte Front des Kurhauses, tränkte mit ihrem Licht die weitgedehnte Flut und den Laubwald, der sie mit offenen, wie trunkenen Armen umgriff. Es ging auf Mittag. Die Mehrzahl der schon spärlicher gewordenen Badegäste hörte vor dem Pavillon das Konzert zu Ende. Das Paar, das auf der Landungsbrücke meerwärts ausschritt, war fast allein. Er hatte die Hände auf dem Rücken verschlungen; Haltung und Schritt waren straff, aber der Kopf mit der Schirmmütze, die das schnauzbärtige Soldatengesicht beschattete, neigte sich in müder Lässigkeit über die Schultern vor. Das junge Mädchen an seiner Seite, überschlank, im lichten Sommerkleid, die blonden vollen Haare unbedeckt, schien nur für ihn Augen zu haben. Immer wieder glitt ihr wachsamer Blick zu ihm hin, suchte ihr schwebender Gang mit seinem schnellen Tritt sich ins gleiche zu setzen.

Er sprach nicht. Aber Maria Christine war doch zufrieden mit ihm. Seine Miene, in der ein Unkundiger nur Ingrimm und Bitterkeit gelesen hätte — ihr verriet sie mehr: es zuckte mitunter, weicher als sonst, über den dichten Brauen; seine Augen waren nicht gleichgültig gegen die Sonnenseligkeit ringsum und die Lippen nicht ganz so krampfig verbissen. Und daß er ihr immer wieder voraus war um einen Schritt, war auch ein gutes Zeichen. Sollte sie es doch gewinnen in dem harten, unermüdlichen Kampf, in dem sie seit dreiviertel Jahren um sein Leben mit ihm rang? Mit ihm, dem die grausame Enttäuschung dieses Krieges, die Verzweiflung an Volk und Vaterland die Waffe gegen sich selbst in die Hand gedrückt hatte? Der, todwund an seiner Seele, zerbrochen in seinem Mannesstolz, in einer finsteren Stumpfheit hinzusiechen drohte, die fast schrecklicher war als der Tod? Maria Christine zitterte, während sie an Tage voll Sorge, an Nächte voll zehrender Angst dachte. Ihre eigene Jugend hatte sie eingesetzt, hingegeben — ohne Überlegung und Klage. Ihre zarten, durchsichtigen Züge wiesen die Spuren: die ausdrucksvollen, früher so mutwilligen Augen lagen tief und ohne rechten Glanz über den schmalen Wangen, und leise Falten schlichen um ihren Mund. Aber was war das alles, wenn sie Siegerin blieb? Mit der ganzen Hinterlist kindlicher Liebe hatte sie ihn endlich doch und dennoch an die See gelockt. Um ihn willig zu machen, hatte sie sogar ihre eigene Gesundheit, um die sie sich so wenig kümmerte, ins Treffen geführt. Und nun versprachen diese gute, köstliche Spätsommersonne und die heilende Schönheit der See, ihre Geduld zu belohnen.

Die beiden hatten das Ende der Landungsbrücke erreicht und standen still. Der Oberst stützte sich auf die Planke, sah hinaus über die unendliche Bläue der Flut.

Der Wind war lebendiger geworden und mit ihm das Wasser. Übermütig warfen die Wellen ihre Schaumköpfe auf und jagten geschwaderweise, im Wettlauf sich drängend und überstürzend, landein. Schneehelle Möwen schossen vorüber. Weit draußen, dort wo das Meer und die sonnendurchströmte Luft ineinanderflossen, lag, Duft nur und Ahnung, eine Insel, und ein Segel, steil und weiß, hielt auf ihr unwirkliches Gestade zu. Unwirklich, ein Rausch von Farbe und Licht, ein unbegrenzter Traum war alles und gehörte doch dem Menschenauge, das es staunend in sich trank.

Auch Maria Christine vergaß eine Weile in demütigem Schauen den Vater, sich selber, ihr Bangen und Hoffen. Eine kurze, beinahe heftige Bewegung an ihrer Seite rief sie zurück.

Der Oberst hatte sich aufgerichtet und die Mütze vom Kopf genommen, so daß der Wind frei über die verquälte Stirn und die kurzen grauen Haare strich. Ein Seufzer — oder war es nur ein tiefer Atemstoß — kam aus seiner Brust.

„Was ist dir, Vater?“ Sie beugte sich nach ihm hin.

„Herrgott — schön ist das, schön!“ murmelte er. „Am Ende lohnt sich's doch noch zu leben!“ Widerwillig und doch wie der Ruf eines Verlangenden, Hoffenden drang es aus dem Innersten.

Ohne daß Maria Christine es hindern konnte, füllten ihre Augen sich mit Tränen. Sie haschte nach seiner Hand, wollte sie küssen.

„Aber was machst du denn?“ wehrte er rauh.

„Ich bin so dankbar! Verzeih!“ stammelte sie. „So glücklich, daß du das sagtest!“

„Das ist ja die verkehrte Welt!“ Er hatte ihre Hand in die seine genommen und führte sie an seine Lippen. „Zu danken habe nur ich und zu verzeihen hast nur du!“ In der befehlsgewohnten Stimme war ein Beben, nur dem feinen, nur Maria Christines Ohr vernehmlich. Mit der kräftigen Septembersonne überrieselte es sie — Freude, Stolz, selige Gewißheit: ja, sie würde wahrhaftig Siegerin werden! Wenn sie aushielt, ihn nicht losließ, nie und keinen Augenblick,

blieb er ihr. In einer Wonne, die ihr wohl und wehe tat, gelobte sie sich ihm zu, von neuem, mit jedem Wunsch ihres Herzens, jeder Kraft ihrer opfernden Jugend ...

Langsamer als sie gekommen waren, schritten sie auf der Landungsbrücke zurück. Der Oberst hatte ihr wie einem treuen Kameraden den Arm untergeschoben. Mit einem stillen, kaum sichtbaren Lächeln wandelte Maria Christine neben ihm.

Vom Kurgarten her schallten die letzten, fanfarenhaften Klänge des Konzerts, und sie hatten das Ufer noch nicht erreicht, als die Badegäste auseinanderliefen und einzelne Gruppen ihnen entgegenkamen. Unbekümmert um die neugierigen Gesichter bogen sie eben nach links und in die Allee, die sie am schnellsten ihrem Quartier nahebrachte, als der eindringlich forschende Blick eines Vorübergehenden Maria Christine unwillkürlich aufschauen ließ. Die hellen Augen eines männlich-offenen Gesichts trafen sich mit den ihrigen. Sie zuckte kaum merklich zusammen und wandte sich weg, während die Hand des Fremden an den Hut fuhr.

„Sollte der Gruß uns gelten?" fragte der Oberst, der aufmerksam geworden war, mit einem Blick über die Schulter und gleichgültigem Lüften der Mütze.

„Wir kennen ja niemand," kam es merkwürdig knapp von Maria Christines Lippen.

Ohne daß von dem belanglosen Zwischenfall weiter die Rede war, erreichten sie von der Allee aus die ruhige Straße, in der sie wohnten ...

Das Sommerhäuschen, in dem sie sich eingemietet hatten, war das letzte in der Reihe. Es besaß außer der ortsüblichen Glasveranda und dem freundlichen Vorgarten die Annehmlichkeit, kein Gegenüber zu haben, so daß von drüben, zwischen den Bäumen der Strandanlagen durch, die See schimmerte. Auch hatte es sich, dank dem Entgegenkommen der Wirtsleute, einrichten lassen, daß sie die Mahlzeiten daheim einnehmen konnten und ihnen damit das Hoteltreiben ganz erspart blieb.

Nach dem Essen pflegte der Oberst eine Stunde und länger zu ruhen. Heute wie die vergangenen Tage setzte Maria Christine sich mit einer Handarbeit in den Garten.

Fürs erste feierten ihre Hände. Sie hatte sie hinter ihrem Kopf auf der Lehne des Liegestuhls verschränkt, und ihre Augen waren geschlossen, ohne daß sie schlief. Sie atmete den lauen, gewürzigen Duft ein, den die purpurnen Phloxblüten und die dunkelvioletten Astern und die ersten gefallenen Blätter in der Mittagswärme aussandten, und überließ sich der Stille, in die nur ein ferner, matter Laut der verebbenden Wellen sich mischte. Sie hätte so recht der Ruhestunde froh werden, hätte nachgenießen mögen, was ihr die genesungverheißenden Worte ihres Vaters beschert hatten. So wollte sie es auch — aber immer wieder drängte sich die flüchtige Begegnung auf dem Heimweg, der forschende Blick des Fremden und sein Gruß dazwischen. Er war ihr kein Fremder. Eine Erinnerung, die tief in ihr versteckt war, über die zumal die letzten schweren Monate seit dem Zusammenbruch des Vaters so gut wie völlige Vergessenheit gelegt hatten, war in ihr aufgescheucht. Mitten im Krieg war's gewesen — zwei, drei Jahre her — da hatte sie mit Damen ihrer Kreise an mehreren Nachmittagen jeder Woche für die genesenden Verwundeten in den Räumen der Stadthalle Erfrischungen verteilt. Unter den Gästen, die ihrer Bewirtung zufielen, war er immer wiedergekehrt, ein junger Offizier, der von einer gefährlichen Wunde sich langsam erholte. Kaum ein paar Worte waren zwischen ihnen gewechselt worden. Während sie manchen anderen, der keck die gebotenen Schranken zu verrücken suchte, mit einem gemessenen Wort oder auch nur mit einem Blick hatte zurückweisen müssen, ließ er ohne Zudringlichkeit, aber immer mit der gleichen achtungsvollen Bewunderung, die sie gar nicht zu verdienen glaubte, nur seine ehrlichen Augen zu ihr sprechen. Überhaupt nur durch einen Zufall, weil ein Offizier aus dem Regiment ihres Vaters ihn kannte, waren sie sich mit Namen bekannt geworden; dann, beim letzten Wiedersehen, dessen sie sich wohl entsann, hatte er mit einem seltsamen Lächeln hingeworfen: „Ich komme nicht sobald wieder. Ich danke Ihnen so sehr!" Und aus einem natürlichen Gefühl heraus hatte sie ihm die Hand geboten, hatte „Viel Glück ins Feld!" gesagt. Und seine Augen, die aufleuchteten, schienen zu erwidern: ich hätte dir mehr zu sagen, viel mehr! Und aus den ihren hatte es ebenso stumm geantwortet: ich möchte dich wohl noch einmal wiedersehen und dir dann vielleicht zuhören ... In dem wehmütigen Empfinden, das ihr für Tage, für Wochen nachblieb, hatte sie sich manchmal gestanden: leid, leid wäre mir's, wie bei kaum einem, wenn er fiele; nicht einmal erfahren würde ich's ...

Eine nichtige, sentimentale Geschichte war's! Schämen mußte sie sich ihrer! Maria Christine schüttelte den Kopf, strich sich über die Stirn, wie um die törichte Erinnerung fortzuwischen, griff nach der Handarbeit. Warum er ihr wieder begegnete? Wie kam er gerade hier ihr in den Weg? Daß er nicht unter den vielen war, die nicht wiederkehrten, tat ihr wohl. Aber damit war es genug. Sie wollte lächeln. Sie mit ihren bald fünfundzwanzig Jahren und so müßige Gedanken! Und jetzt, heute, wo Zweck und Ziel ihres Lebens ihr klar und freudig aufgegangen waren wie nie! Nicht zufällig war sie an der Liebe vorübergegangen und die Liebe an ihr ... Sie horchte hinter sich ins Haus. Sie sah zwischen den Phloxblüten und Astern und den Baumzweigen der Anlagen hindurch zur See, die herüberblaute. Bestimmung war alles und seiner Bestimmung froh werden ...

„Hab' ich Sie doch gefunden?" fragte es plötzlich herein in ihr mittägliches Sinnen, daß sie zusammenschrak. „Darf ich zu Ihnen hereinkommen?" setzte die sichere, wohlklingende Stimme hinzu.

Maria Christine wußte nicht, war es geträumt, war es wirklich so: am Zaun, bei der Tür des Vorgartens stand er, dessen sie gedacht hatte, und grüßte herüber. Sie war erbleicht. Sie wollte abwehren, ins Haus gehen — und blieb doch sitzen, wie angekettet, und eine Bewegung ihres Kopfes schien er für ein zustimmendes Nicken zu nehmen, stand, den Hut in der Hand, vor ihr.

Jetzt erst raffte sie sich zusammen, richtete sich im Stuhl auf und begegnete dem Eindringling mit einem vorwurfsvollen Blick.

„Ich weiß, ich tue etwas Ungewöhnliches," entschuldigte er sich. „Vielleicht wollen Sie mich gar nicht wieder kennen. Oder erkennen mich auch wirklich nicht ..." Sein Freimut, der aus ehrlichem Herzen kam, vermischte sich mit unverhohlener Achtung in Ton und Gebärde. Das frische, kühne Auge, der energische und dabei doch weiche Mund, spiegelten den Widerstreit seines Empfindens.

„Sie wissen selbst, daß es nicht üblich ist," mühsam und förmlich fügte Maria Christine die Worte, „ein Bekanntsein, das kaum eines ist, in solcher Weise fortzusetzen!"

„Halten Sie unsereinem zugut, daß er im Feld das Ursprüngliche und Unwiederbringliche jeder Stunde zu leidenschaftlich hat schätzen lernen, um es nicht über Form und Herkommen zu setzen!" Er hielt inne, als wollte er sich zügeln, ein Ungestüm, das sie erschrecken konnte, zurückdämmen. „Freilich — Sie wissen ja nicht, wie oft ich mir draußen vorwarf: warum hast du nicht schon damals geredet? Warum hast du den Augenblick nicht genützt, der vielleicht für immer verloren ist, und dich aufgeschlossen — auf die Gefahr hin, abgewiesen zu werden? Und ich gab mir das Versprechen: wenn du das Leben behältst, wirst du die suchen, wirst du zu der sprechen, die du nicht vergessen kannst!" Mit ungekünstelter Wärme, mit einer Schlichtheit, in der kein falscher Ton war, strömten die Worte aus ihm hervor — ganz so, wie sie nur aus einem lange gebändigten, tiefen Gefühl quellen konnten.

Maria Christine hatte zuerst die Hand wie zum Schutz erhoben, hatte den Kopf weggewendet. Aber dann lehnte sie sich fast kraftlos wieder in den Stuhl zurück, sah in schweigender Ratlosigkeit in den Schoß.

Er trat einen Schritt näher. „Es soll nur von Ihnen abhängen," sagte er mit bittendem Ernst, „doch nur von Ihnen, ob ich das Versprechen, das ich mir gab, wahr mache und rede!"

Sie deutete, ohne daß sie recht wußte, was sie tat, nach einem Sessel, der unweit dem ihren stand.

Er setzte sich. Eine Weile schwieg er, schien sich noch einmal zu sammeln. Nur die gehaltene Stille des Septembermittags, der satte Duft des Gartens, das schwache Branden der See war um sie beide. Endlich sprach er. Als er aus dem Feld zurückkam, hätte er am liebsten gleich Mittel und Wege gesucht, sich ihr zu nähern. Aber er hatte sich bezwungen, hatte, ein verabschiedeter Offizier, erst neuen Boden unter den Füßen gewinnen wollen. Dank zäher Arbeit und günstiger Verbindungen war es ihm geglückt. Ein gesichertes äußeres Los bot sich ihm und, wenn sie es so wollte, — auch ihr. Er gab ihr das einfache Geständnis einer Liebe, die, beim ersten Sehen aufgeblüht, im Darben dieser Kriegsjahre, im Hangen und Bangen zwischen Sein und Nichtsein zur Reife inneren Erlebens gediehen war. Die der eigenen Kraft gewisse Entschlossenheit eines früh gefestigten Mannes schwang unter seinen sparsamen, fast nüchternen Worten.

Maria Christine hatte die Hand vor die Augen gelegt. Sie hörte und hörte doch nicht. Übermächtig drang dies Bekenntnis, dem sie sich nicht hatte entziehen können, auf sie ein. Die Angst, die in ihr war und sie rufen machen wollte: nicht weiter! hör' auf! wurde verschlungen und bewältigt von einer nie gekannten, erschlaffenden Seligkeit, vom Jubel des Sichgeliebtwissens, vom Stolz des Glückes, das über alles Denken ist. Weit, weit, wie es ihr im verwegensten Träumen nicht geschehen, waren die Tore des Lebens vor ihr aufgestoßen. Ja, es war wie zuvor auf der Brücke, im Angesicht des Meers: draußen am Horizont, dort wo die See und die sonnendurchströmte Luft ineinanderflossen, lag die Insel, und ein Segel, steil und weiß, hielt auf ihr Gestade zu. Unter dem glänzenden Segel saß sie selbst, und am Steuer saß er, der zu ihr sprach. Das unwirkliche Eiland wurde Wirklichkeit. Nah und näher kam es, trat aus Duft und Ahnung: ihre eigene Zukunft war's, der verborgensten Mädchensehnsucht Erfüllung, nur ihr gehörig, frei von Sorge und Opfer der Jugend. Und ihr Herz pochte in lauten Schlägen, weitete sich von Sehnsucht, verlangte herrisch, was sein war ...

Er hatte geendet. Vor ihr hingebreitet hatte er, was in ihm war, und harrte ihrer Antwort.

Es dauerte lang, ihn dünkte es eine Ewigkeit lang, bis sie die Hand von den Augen nahm. In diesen sorgenscheuen, tiefliegenden Augen schimmerte noch etwas von der Seligkeit des Geschauten, aber ihr feines, durchsichtiges Gesicht war noch blasser, ihr Mund wie in sich verkrampft, als hielte er einen Schrei mit Gewalt in sich zurück. Und es dauerte noch eine ganze Weile, ehe sie sprechen konnte, mit einer tonlosen, umschleierten Stimme.

„Ich danke Ihnen," sagte sie langsam. „Über mein Leben ist anders bestimmt. Es kann nicht sein." Mit ihren Worten war der letzte Schimmer des fliehenden Traums aus ihren Augen geschwunden.

Er war aufgesprungen, starrte sie ungläubig, fast entsetzt an. „Und das — nur das —“ stammelte er, „dürfte ich als Antwort mitnehmen? Sie wollen mir nicht wenigstens —“

„Maria Christine!“ Der Ruf kam aus dem Haus und unterbrach seine Frage. Er kam wie das Schicksal und wie eine Antwort, die doch nur sie verstand.

„Sie verzeihen — mein Vater braucht mich!“ Sie sagte es mit einem Lächeln, weh und tapfer, und gab ihm die Hand, über die er sich zu einem Kuß niederneigte.

Von drüben, zwischen den Bäumen der Strandanlagen her, blaute das Meer. Die purpurnen Phloxblüten und die dunkelvioletten Astern glühten in dem kleinen Garten, und herbstlicher duftete das gefallene Laub. Und Maria Christine trat aus dem Glanz des Mittags in den Schatten des Hauses...

Mit uns geht das Glück

Gedichte von Gustav Klitscher

Beim Reigen

Rosenrot und himmelblau
Schwingt der bunte Reigen,
Hängt der allerliebsten Frau
Himmel voller Geigen.

Hängt die allerliebste Frau
Selber mir am Arme,
Rosenrot und himmelblau
In der Tänzer Schwarme.

Sehn wir Tanz und Reigen nicht,
Keinen nicht und keine;
Unsrer Augen Sprache spricht
Immer nur das eine.

In deine Hand

In deine Hand bett' ich mein Leben,
Der Gegenwart und Zukunft Glück,
Mein Feiern und mein tätig Streben,
Nimm all mein Menschtum Stück vor Stück,
Das will ich rückhaltlos dir geben.
Was ich war und was mein,
Bist du, ist alles dein.

So hab' in allen Daseinstagen
Ich keinem nie und nie vertraut,
Nur dir kann leis mein Leid ich klagen,
Nur dir tönt tiefster Jubellaut,
Mit dir nur mag ich Schwerstes wagen,
Sagt mir dein Augenpaar:
Du bist so treu wie wahr.

Will deine Hand mein Opfer nehmen?
Dann muß dein mädchenhafter Sinn
Sich trüber Mannesart bequemen.
Du weißt, die Jugend schwand mir hin
Und Übermut in stillem Grämen.
Ein Ernst in heitrem Schein —
Wie glücklich wollt' ich sein!

Spaziergang

Im sonntäglichen Schweigen
Verrinnt der Weltenlauf,
Die lustigen Drachen steigen
Zum Sommerhimmel auf.

Die spielenden Abendwinde,
Die wehen so weich und warm,
Mit meinem liebsten Kinde
Spazier' ich Arm in Arm.

Wir schreiten fröhlich ins Weite
Und blicken nicht zurück.
Du gehst an meiner Seite,
Und mit uns geht das Glück.

Falschspieler Von X·X·X·

Der Spielteufel geht um in Deutschland — und mit ihm das Falschspiel. Ist der Betrug beim Glücksspiel schon dort kaum zu unterdrücken, wo es von den Behörden scharf überwacht wird, so muß es in üppiger Geilheit wuchern, wo sich die Spielhöllen dem Auge des Gesetzes entziehen. Wer jemals einen Blick in die Spielsäle von Monte Carlo geworfen hat, der weiß, mit welchen Argusaugen der Roulettespieler jeder Bewegung des Croupiers folgt, der die Karten mischt oder die Roulette in Bewegung setzt. Und doch scheinen dort alle Vorsichtsmaßregeln gegeben zu sein, um einen Betrug der Spielbank auszuschließen. Wer aber könnte das von den wilden Spielbanken glauben, die heute in jeder deutschen Großstadt zu finden sind?

Es ist 1000 gegen 1 zu wetten, daß die Zunft der Falschspieler, die es immer gegeben hat, die aber bis vor kurzem in Deutschland nicht emporkommen konnte, heute hierzulande die glänzendsten Einnahmen erzielt. Und ebenso gewiß darf man annehmen, daß mehr als einer dieser Falschspieler zu den Bankhaltern gehört.

Da das öffentliche Glücksspiel in Deutschland im alten Staat verboten war, so konnten die Falschspieler damals nur schwer ein größeres Feld der Wirksamkeit finden. Besonders suchten sie's daher auf den überseeischen Dampferlinien. Dort gelang es den Kavalieren von der gezinkten Karte, ihre Opfer so erfolgreich zu rupfen, daß die Dampfschiffahrtsgesellschaften sich zu einem planmäßigen Feldzug gegen diese Glücksritter entschließen mußten. Nachdem sie einen Millionär aus Johannesburg auf der Überfahrt nach Kapstadt ganz ausgeplündert hatten, konnten einige dieser berufsmäßigen Falschspieler mit bedeutenden Summen von Bord gehen. Einer von ihnen behielt nach Abzug aller sehr reichlich bemessenen Unkosten einen Reinverdienst von etwa 40000 Mark. Auf dem Dampfer ‚George Washington' des Norddeutschen Lloyd ertappte man einen dieser Gauner beim Falschspiel; so groß war die Erbitterung, daß man ihn nicht nur zwang, einen Scheck über 2000 Mark, den er durch Falschspiel gewonnen hatte, wieder herauszugeben, sondern ihn gründlich verprügelte. Ein andermal besaß einer dieser Kerle auf einem Hamburg-Amerika-Dampfer die Keckheit, nachdem er 8000 Mark gewonnen hatte, die Auszahlung von 6000 Mark zu verweigern, als diese ihm wieder verloren gingen. Es entstand heftiger Streit; als zu dessen Schlichtung der erste Offizier in den Rauchsalon gerufen wurde, erkannte dieser in dem sich Weigernden einen jener zünftigen Spieler, die gewohnheitsmäßig nur deshalb die Überfahrt mitmachen, um unschuldige Hühnchen zu rupfen, und die deshalb den Schiffsgesellschaften recht unlieb sind. Der Kapitän eines Cunard-Dampfers ließ einmal, als er beobachtete, daß ein solcher Berufsspieler das Schiff kurz vor der Abfahrt betrat, durch einen Steward, der Porträtskizzen entwerfen konnte, ein Bild des Spielers anfertigen und mit einer Warnung im Rauchsalon anschlagen. Die Bureaus der von Neuyork ausgehenden Dampferlinien verweigerten den ihnen bekannten Spielern die Fahrkarten. Wußten letztere sich dennoch an Bord zu schmuggeln, indem sie sich die Karten durch Freunde beschafften, so entfernte man sie wieder von Bord. Zu aller Sicherheit war z. B. auf dem ‚Kaiser Wilhelm II.' ein Album der Glücks- und Falschspieler ausgelegt, damit man vor ihnen auf der Hut sein konnte. So arbeiteten die Schiffsgesellschaften mit der Polizei der Küstenländer und mit privaten Detektivinstituten zusammen, um die Reisenden vor der Ausbeutung durch Falschspieler zu schützen. Aber noch ist es niemals gelungen, sie auszurotten, und heute blüht ihr Weizen üppiger denn je.

Es gibt sieben verschiedene Systeme des Falschspiels. Sie alle tragen französische Namen — wie überhaupt das Falschspiel eine französische Erfindung ist und dort seine höchste Ausbildung erhielt. Galt doch das Falschspiel dort nicht einmal bei Hofe für unanständig. Der Herzog von St. Simon schreibt in seinen Memoiren, die in das Leben am Hofe Ludwigs XIV. tiefe Blicke gestatten, von einer ganzen Anzahl angesehener Personen, die sich dort ein Vermögen durch Falschspiel erwarben — und trotzdem zu den Günstlingen des Königs gehörten. Es ist kein Zufall, daß im 18. Jahrhundert die Bezeichnung ‚corriger la fortune' zu den geflügelten Worten gehörte und daß Lessing in der ‚Minna von Barnhelm' einen Franzosen, Riccaut de la Marlinière, als Vertreter des Falschspiels einführte. Selbst Kardinal Mazarin, der allmächtige Minister Ludwigs XIII., war im ganzen Lande als Falschspieler bekannt gewesen. Ja er wußte sich seiner Betrügereien und Kniffe zu rühmen und wurde deshalb bewundert; man nannte das ‚prendre ses avantages'. Erst ein Jahrhundert später wich diese Redensart der anderen von dem ‚corriger la fortune'.

Freilich: der ‚Sonnenkönig' gestattete das Falschspiel nur, wenn es sich nicht gegen ihn persönlich wandte. An seinem Hofe lebte ein Kavalier griechischer Herkunft namens Apoulos, der aber französisch erzogen und ‚gebildet' war. Er genoß die besondere Gunst Ludwigs XIV., dem er als Gesellschafter und Genosse am Kartentisch lieb war. So wurde es Apoulos möglich, durch Falschspiel ein riesiges Vermögen zu erwerben und noch

dazu vom Könige mit Ehren und Würden ausgestattet zu werden. Bis sich herausstellte, daß er den König selbst beim Spiel rücksichtslos betrog! Nun freilich hatte es mit der Herrlichkeit ein Ende. Der König ließ ihn gefangen setzen, zu zwanzig Jahren Galeerenstrafe verurteilen und sein Vermögen einziehen. Seither heißt der Falschspieler in Frankreich der ‚Grec', der Grieche.

Aus der Zeit Ludwigs XIV. besitzen wir noch andere Lebenserinnerungen, die das Falschspiel in aller Unschuld eingestehen. So erzählt der Chevalier de Grammont, ein Kavalier aus angesehener Familie, in seinen Aufzeichnungen ohne eine Spur von Scham, daß auch er Falschspieler gewesen sei; ja er rühmt sich dieser Kunstfertigkeit. Es sei, so erklärte er, sein gutes Recht, sich der Talente zu bedienen, die ihm die Natur in die Wiege gelegt, und es sei durchaus angebracht, wenn man die Geschicklichkeit über das Ungeschick triumphieren lasse.

So blieb denn das Falschspiel in Frankreich stets ‚gesellschaftsfähig'. Unter Ludwig XIV. erschien eine regelrechte Zeitung für die Glücks- und Falschspieler, die nichts anderes brachte als Spielerskandalgeschichten. Auch wurde 1775, übrigens ohne Angabe des Verfassers und des Druckortes, ein lehrreiches Buch veröffentlicht, das den Titel führte: ‚Der verratene und von allen seinen Geheimnissen entblößte falsche Spieler'; es entnahm viel aus jener französischen Zeitschrift, dem sogenannten ‚Diogenes in Paris', und gab die hauptsächlichsten Spielerkniffe an.

Bezeichnenderweise sind es dieselben, die noch heute in Übung sind und die noch immer unter ihren französischen Namen gehen: 1. die Maquillage, 2. das Transportieren, 3. die Portées, 4. die Komplizen, 5. das Salatmachen, 6. die falsche Couche und 7. die Filage.

1. Unter Maquillage versteht man das Kennzeichnen der Karten. Entweder geschieht dies, indem die Ränder gewisser Karten (z. B. des Aß und der Bilder) mit einem scharfen Messer gestrichen werden, so daß sie sich rauh anfühlen, während die übrigen Karten glatt bleiben. Oder man ‚pointiert' die Karten: man steckt eine Nadel in heißes Wachs, um sie so an bestimmten Stellen in die Karte zu stecken. Das Wachs verklebt das Loch so, daß man es nicht sehen, wohl aber fühlen kann. Oder man schleift die Rückseite der Karten, auf die es ankommt (namentlich das Aß und die Bilder), mit Bimssteinpulver, so daß sie rauh werden, während die ‚schlechten' Karten mit Seife noch glatter gemacht werden.

2. Das Transportieren besteht darin, daß Karten heimlich entfernt oder andere von dem Falschspieler bereit gehaltene hinzugemogelt werden. Selbstverständlich erfordert das bedeutende Geschicklichkeit. Es bedarf längerer Übung, Karten zwischen dem Handballen und den leichtgekrümmten Fingerspitzen verborgen zu halten, nachdem man sie aus besonderen Taschen in der Kleidung entnommen hat, um sie im entscheidenden Augenblick ins Spiel zu bringen.

3. Eine besondere Abart des Transportierens besteht in diesen betrügerisch ins Spiel gemischten Karten, den sogenannten Portées, das heißt Reservekarten, die in der Regel markiert sind.

4. Auf anderem Felde liegt das Zusammenwirken mit Komplizen. Ohne daß man weiß, daß der Falschspieler mit einem Helfershelfer unter einer Decke steckt, weiß dieser es so einzurichten, daß er heimliche Zeichen gibt. Das geschieht etwa so, daß er hinter einem der anderen Spieler steht, ihm in die Karten sieht und ganz unauffällig Zeichen gibt: nicht sowohl durch Augenzwinkern oder durch andere Blicke — das wäre zu auffällig — als durch die Zigarre, die er im rechten oder linken Mundwinkel, oder in der rechten oder linken Hand, in der Mitte des Mundes, nach abwärts, geradeaus oder aufwärts weisen läßt. Oder der Komplize bläst den Rauch in bestimmter Art fort oder er spielt an der Uhrkette oder macht sich mit dem Taschentuch zu schaffen.

5. Ein beliebtes Mittel des betrügerischen Spiels ist das Salatmachen. Man versteht darunter das Falschmischen. Es erfordert besondere Kunst, die Karten so zwischen den Fingern festzuhalten, daß sie tatsächlich in derselben Lage bleiben, während die übrigen Spieler glauben, es sei richtig gemischt worden. Ein geschickter Falschspieler weiß das Salatmachen so trefflich zu handhaben, daß fast keine Karte ihre Lage verlassen hat.

6. Wieder eine Abart des Salatmachens ist die falsche Couche. Sie ist dazu bestimmt, zu verhindern, daß das Abheben seinen Zweck erreicht, wodurch bekanntlich eine Kontrolle über das Mischen geübt werden soll. Die falsche Couche läuft darauf hinaus, entweder den Abhebenden zu veranlassen, genau an der Stelle abzuheben, wo der Falschspieler dies wünscht, oder mit vollendeter Keckheit das Abheben wieder rückgängig zu machen, indem das abgehobene Kartenpäckchen nicht zu unterst, sondern zu oberst gelegt wird, so daß sich gar nichts geändert hat. In der Aufregung des Spiels wird dieser Betrug, geschieht er mit ruhiger Gebärde und selbstverständlicher Miene, sehr häufig gar nicht bemerkt werden; ebenso wird es dem Falschspieler häufig gelingen, etwa, wenn er eine Karte an der Stelle, an der er es wünscht, ein wenig zur Seite vorschiebt, den Abhebenden zu veranlassen, gerade an dieser Stelle abzuheben.

7. Auch bei der Filage müssen Geschicklichkeit und Unverfrorenheit Hand in Hand gehen. Die Filage besteht in dem Abziehen der falschen Karte, indem der Falschspieler sie, nachdem er sie etwas vorbereitet hat, um sie leicht fassen zu können, schnell an Stelle der obersten tatsächlich an der Reihe befindlichen abzieht und aufdeckt.

Daß das Falschspiel in manchen Ländern

bis in die obersten Kreise der Gesellschaft hinein auch heute noch vorkommt, ist bekannt. So wurde in den neunziger Jahren in einem aristokratischen Klub in Rom der brasilianische Gesandte beim Quirinal Don Callado als Falschspieler entlarvt. In Deutschland gab es einen großen Skandal, als um dieselbe Zeit in Berlin der ‚Klub der Harmlosen' mancherlei wurmstichige Erscheinungen der oberen Kreise an das Tageslicht treten ließ.

Hat es doch der gewerbliche Glücksspieler, der meist auch Falschspieler ist, gar nicht schwer, in diejenigen ‚Gesellschaftskreise' einzudringen, wo man sich darauf beschränkt, die Menschen danach zu messen, welche Kleidung sie tragen und ob sie eine einigermaßen tadellose Verbeugung zustande bringen. Hochstapler, die über die entsprechende Gewandtheit verfügen, werden sich ohne weiteres einschleichen können. Mit vollendeter Sicherheit weiß der gewerbsmäßige Spieler sich der Umgebung anzupassen, in der er grundsätzlich darauf verzichtet, irgendwie zu glänzen. Denn gerade weil er nur die Gelegenheit haben will, sicher zu ‚arbeiten', so will er in dieser Umgebung nicht besonders beachtet sein. Der sächsische Staatsanwalt Wulffen, der über den ‚Grec' manche lehrreiche Tatsachen sammelte, berichtet von einem aus den niedrigsten Schichten hervorgegangenen Spieler, der zu einem Tanzmeister in Paris gegangen war, um sich das Benehmen der vornehmen Welt anzueignen.

Am ehesten aber verrät den Falschspieler das Auge. Es kann den eigentümlich lauernden Blick nicht unterlassen, jenes blitzartige Beschleichen des Gegners. Ein plötzlich weit nach der Seite geworfener schielender Blick soll, ohne den Kopf zu wenden, verdächtige Beobachtungen machen.

Die Kriminalistik unterscheidet eine ganze Anzahl von Falschspielertypen. Da ist der ‚Philosoph', der sich hauptsächlich in der wirklich vornehmen Welt bewegt, wo man die Anwesenheit eines Falschspielers am wenigsten vermutet. Er bedarf daher besonderer Gerissenheit und einer außerordentlichen gesellschaftlichen Geschicklichkeit. Erheblich leichter hat es der ‚Nomade', der sein Opfer im Mittelstande sucht, vor allen Dingen unter den Kaufleuten. Da diese aber schärfere Menschenkenner zu sein pflegen als die Angehörigen der vornehmen Welt, so bedarf der Nomade wiederum besonderer Fingerfertigkeit und einer meisterhaften Falschspieltechnik.

Hochwichtig sind dem gewerbsmäßigen Falschspieler die ‚Schlepper'. Sie haben die Aufgabe, ähnlich wie im Prostitutionsgewerbe, die sogenannten ‚Freier' herbeizuschleppen. Nicht selten sind es weibliche Wesen, die diese Aufgabe besonders geschickt lösen; zuweilen die Frauen oder Töchter der Falschspieler selbst, von ihm dazu erzogen, liebenswürdig, geschickt, gesellschaftlich angenehm als ‚Amazonen' mitzuarbeiten. Häufig benutzt er Angehörige der Halbwelt der allerverschiedensten Grade, die ihm je nach der Gesellschaftsschicht, in der er seine Opfer sucht und in der er sich zu bewegen weiß, die Fische ins Netz treiben.

Aber es geht auch ohne Frauen. Namentlich in der Provinz hat der gewagte Falschspieler zuweilen leichtes Spiel. So geschah es bei einem vaterländischen Fest in einem Gasthof einer kleinen Stadt, wie der Kriminalkommissar von Manteuffel erzählt, der sich große Verdienste um die Entlarvung von Falschspielern erwarb, daß ein ‚Graf', ein angeblicher früherer Offizier, erschien; unmittelbar darauf wurde die Anregung zum Glücksspiel gegeben; von wem wußte nachher niemand zu sagen. Bald war ein fröhliches Kartenspiel im Gange. Der Ehrengast hielt dabei die Bank. Da erschien plötzlich ein reicher Fabrikbesitzer aus der weiteren Umgebung, der den Herrn Grafen von früher her gut kannte. Da auch er kein Spielverderber war, kam das Spiel nun erst recht in Gang, und es dauerte nicht lange, bis sämtliche Gäste von diesen zwei Falschspielern gründlich ‚ausgemistet' waren. — Später erst ergab sich, daß beide gewerbsmäßige Falschspieler waren, die gemeinsam diesen schlauen Plan entworfen und die Art der Ausführung genau verabredet hatten. Keiner der Geplünderten wollte an diese Möglichkeit glauben, so sicher waren die beiden Betrüger aufgetreten.

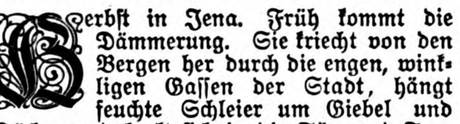
Es gibt Bücher, die die Geheimnisse des Falschspiels aufdecken. Sie können den unschuldigen Spieler lehren, auf der Hut zu sein; denn der Falschspieler lernt die Geheimnisse seines Berufes kaum aus gedruckten Anweisungen, sondern von Berufsgenossen. Jedes Verbrechen pflanzt sich durch eine mit fabelhafter Sicherheit arbeitende Überlieferung ohne weiteres fort.

Läßt sich denn aber die Gesellschaft gegen diese Betrüger nicht schützen? Gewiß — am besten aber schützt sie sich selbst. Man mag noch so viele Gesetze gegen das Falschspiel erlassen: sie werden immer unwirksam bleiben, sobald der Spielteufel umgeht und die Leidenschaft des Glücksspiels um sich greift.

Mehr als einmal hat man vorgeschlagen, jede Veranstaltung von Glücksspielen, ja sogar die Beteiligung daran mit Strafe zu bedrohen. Indessen würde dadurch die Freiheit des einzelnen arg bedroht werden, da sich eine Grenze, wo das Glücksspiel aufhört, kaum ziehen läßt. Wie viele Kinderspiele sind Glücksspiele! Nicht durch unbedingtes Verbot aller Glücksspiele läßt sich den Falschspielern ihr Handwerk legen, sondern dadurch, daß man grundsätzlich nicht um Geld oder doch nur um ganz geringe Beträge spielt und daß man sich möglichst nur mit Familienangehörigen und den allernächsten Freunden und Bekannten darauf einläßt.

Minchen Herzlieb

Von Ludwig Sternaux



Herbst in Jena. Früh kommt die Dämmerung. Sie kriecht von den Bergen her durch die engen, winkligen Gassen der Stadt, hängt feuchte Schleier um Giebel und Dächer und hockt sich in die Tür- und Fensternischen. Sie kommt auch zu dem Fremdling, der oben bei Göhre bei seinem Glase Wein sitzt und auf den Markt hinabschaut, setzt sich leise zu ihm und erzählt von der Vergangenheit, vom alten Jena. Und die schattenhafte Stadt gewinnt ein neues, geheimnisvolles Leben und lockt zu stiller Wanderung.

Dunkel die Häuser, dunkel der Weg. Laternenlicht huscht über schwarze Mauern. Merkwürdig stehen, wo sich die Gassen kreuzen, die Giebel gegen den blassen Himmel — Kulissen zu Szenen und Geschichten, wie sie der Geist zuweilen in Nächten ohne Schlaf aufbaut. Einmal steht man auf hochgewölbter Brücke und blickt versonnen auf schwarzer Wellen ruhevolles Gleiten, Baumwipfel spiegeln sich, ein helles Fenster. Dann wieder Gassen hin und her, Anlagen, aus denen herber Duft steigt, in Büschen leuchtend eine weiße Herme, hinter schwarzen Bäumen der Sandsteinbau der neuen Universität: der Fürstengraben!

Hier stand dereinst das Schloß. Goethe hat oft darin gewohnt, in Knebels „alter Stube", in der er sich immer so wohl gefühlt hat. Es soll ein düsterer, winkelreicher Bau aus Urvätertagen gewesen sein, dies alte Schloß, halb verfallen schon zu Goethes Zeiten. Daß es abgerissen wurde, ist trotzdem ein Unrecht, die Tat einer pietätlosen Zeit, der Erinnerungen Schall und Rauch waren. Auch in dem berühmten Winter auf 1808 hat Goethe hier gewohnt, jenem Winter, in dem das ewig junge Herz des fast Sechzigjährigen sich in jäher Liebe Minchen Herzlieb zuwandte, der schönen Pflegetochter des Buchhändlers Frommann, und dem wir die Sonette und die Gestalt der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" verdanken ... und wenn Goethe da des Nachmittags und Abends, was er oft tat, zu Frommanns ging, so hatte er keinen weiten Weg zu machen: sie wohnten nur ein paar Schritte ab, gleich schräg gegenüber. Das schlichte, niedrige Haus ist noch da, eine Mauer trennt es von der Straße, an die es selbst nur mit dem einen Flügel heranreicht, der andere, mit jenem durch einen schmalen Mittelbau verbunden, endet in einem Gärtchen. Erinnerungsversunken steht man davor. Der frühe Abend, nun schon ganz zu Dunkelheit geworden, läßt nur die Umrisse erkennen, alleine über Dach und First fliegt ab und zu ein blasser Glanz, wenn der Mond für Augenblicke aus den eilig wandernden Wolken hervortritt. Irgendwo rauscht der Wind in Baumwipfeln, irgendwo schlägt eine Uhr, langsam und bedächtig, in Jena haben selbst die Uhren noch Zeit ... der Fremdling zählt die Schläge: fünf, sechs, sieben. Stille. Sieben Uhr! Da gleitet ein Schatten an ihm vorüber, eine große Gestalt, „im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllt", auf dem Kopfe einen niedrigen Zylinder. Das Herz setzt aus und klopft dann wilden Takt: denn dies ist Goethe! Auferstanden von den Toten ... oder hat sich der Zeiger der Weltuhr gedreht, hat sich das Wunder begeben, sind hundert lange Jahre ein Nichts geworden?

Gleichviel ... auf fliegt der eine Torflügel, von Geisterhand berührt, Schritte hallen über einen engen Hof, ein Klopfen zerreißt die abendliche Stille, Fenster werden hell, eine Türe tut sich auf, und im warmen Lampenschein steht eine Mädchengestalt, rührend, lichtumflossen, Gretchen in der Mode von 1800, ein Häubchen deckt das dunkle Haar. „Guten Abend, Exzellenz!" klingt es leise durch das Dunkel ... Willkommens Singsang, lieblichster, aus Mädchenmund. Und die hohe Gestalt im Mantel breitet froh die Arme: „Lieb Kind! Mein artig Herz!"

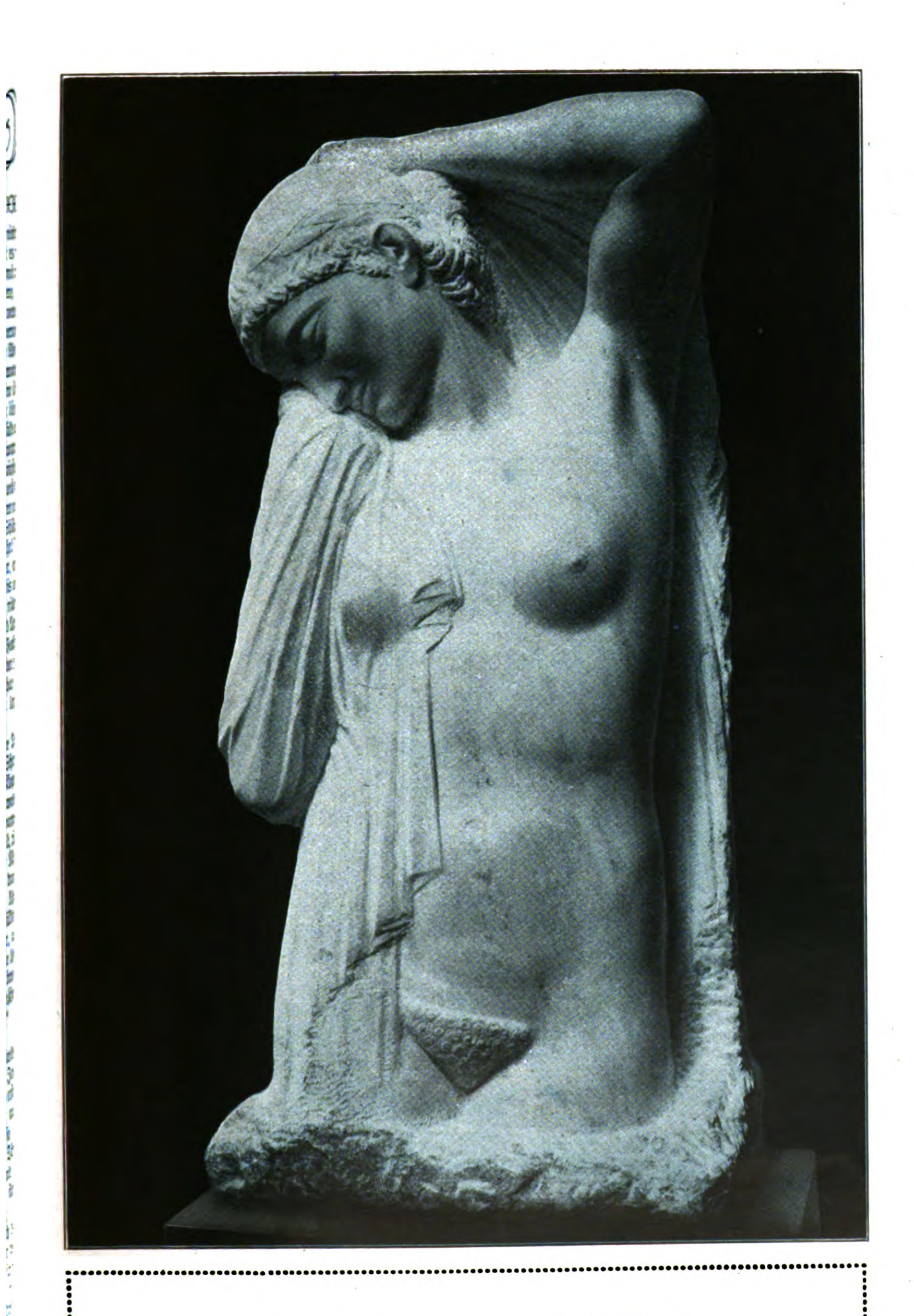


Kinderbildnis Minchen Herzliebs
Bleistiftzeichnung aus dem Besitz
ihrer Nichte Frau Sundelin geb.
Schiller, in Berlin

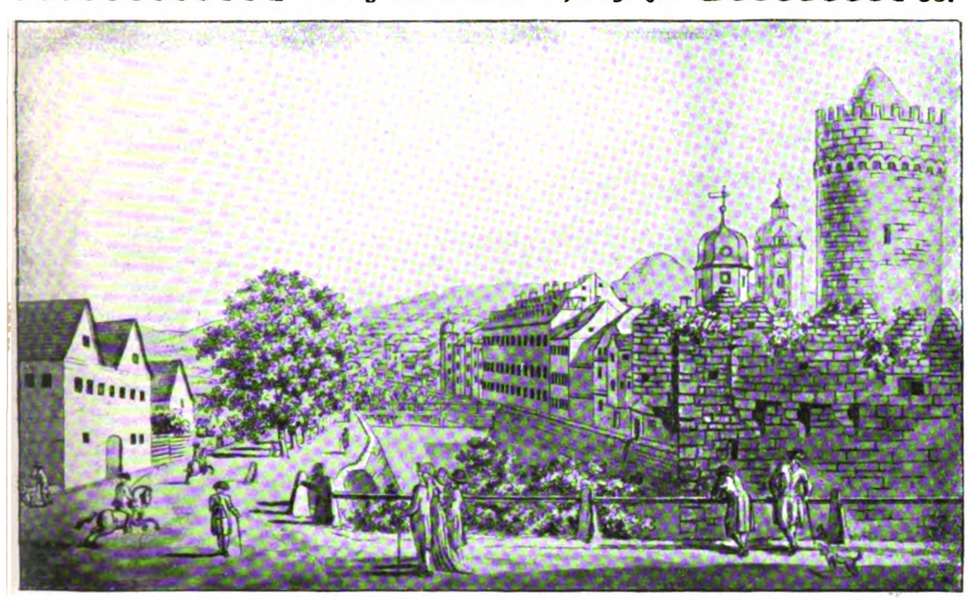
⁂ ⁂ ⁂

Tage der Versunkenheit im alten Jena. Der Spuk des ersten Abends lebte nicht wieder auf, so oft auch noch die Dämmerung kam mit ihrem Zwielicht, ihrer Traumstimmung, so sehr das Herz auch danach rief. Aber der spürenden Erinnerung erschloß sich die Vergangenheit auch so, und der Jenaer „Advent von Achtzehnhundertsieben", der sich mit Flammenschrift in Goethes Herze eingeschrieben, erstand aufs neue.

Wie war das doch mit Min-



Amazone. Bildwerk von Ernst Wenck



Am Fürstengraben zu Jena um das Jahr 1791. Zeichnung im Städtischen Museum zu Jena

chen Herzlieb? Am 13. Dezember 1812 empfahl Zelter Goethen in einem Briefe einen Berliner Gymnasialprofessor namens Pfundt, der nach Weimar kommen würde. Goethe antwortete am 15. Januar 1813 dem Freunde: „Herrn Pfund habe ich gern und freundlich, obwohl nur kurze Zeit gesehen. Er empfahl sich mir besonders durch seine Anhänglichkeit an Dich. Seine Braut fing ich an als Kind von acht Jahren zu lieben und in ihrem sechzehnten Jahr liebte ich sie mehr als billig. Du kannst ihr auch deshalb etwas freundlicher sein, wenn sie zu Euch kommt."

Diese Braut, von der Goethe spricht, war Minchen Herzlieb. Er lernte sie tatsächlich schon früh kennen, wenn auch nicht als Kind von acht, so doch von neun Jahren. Sie war eine Pflegetochter des Buchhändlers Friedrich Ernst Frommann in Jena, in dessen Haus Goethe seit 1798, wo dieser kluge und tiefgebildete Mann von Züllichau nach Jena übergesiedelt war, viel und freundschaftlich verkehrte. Denn er fand dort fast das ganze geistige Jena jener Zeit, und es ist nicht allein Frommann selbst gewesen, der sein Haus zu diesem Sammelpunkt von Dichtung und Wissenschaft zu machen verstand, sondern wohl auch seine Gattin Johanna, die mit aller bürgerlichen Bescheidenheit Grazie und Anmut und geistige und künstlerische Interessen zu verbinden wußte. Ihr Sohn hat ihr 1870 in seinem kleinen Buche „Das Frommannsche Haus und seine Freunde" ein rührendes Denkmal gesetzt, und auch Goethe hat immer viel von dieser seltenen und noch im Alter anmutigen Frau gehalten.

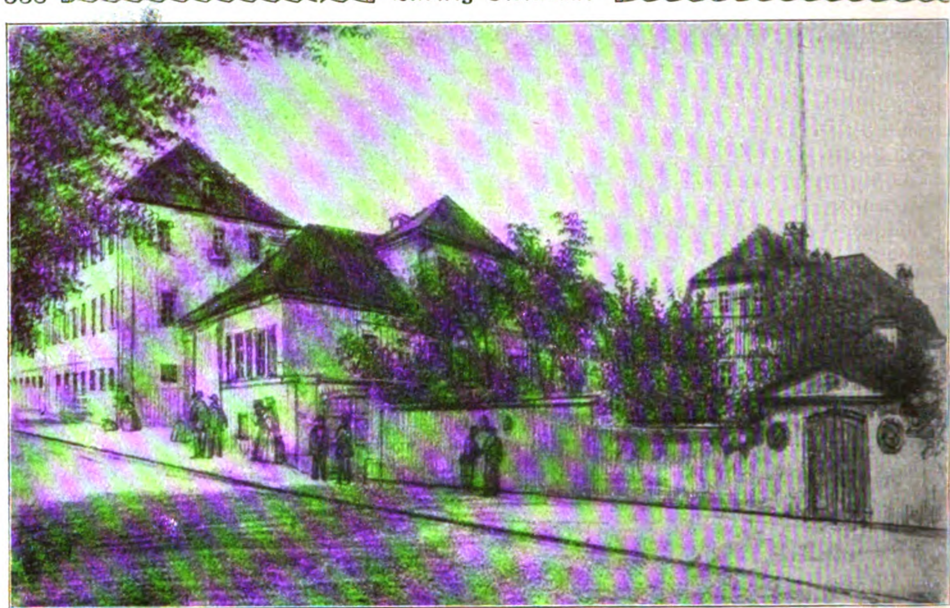
In diesem gastfreien und lebendigen Hause nun wuchs Minchen Herzlieb auf, eine Waise, die Tochter eines Pfarrers aus Züllichau, wo sie am 22. Mai 1785 geboren worden war. Sie war, wie gesagt, neun Jahre alt, als die Pflegeeltern nach Jena kamen, ein hübsches, zutrauliches Kind, das neben den Stiefgeschwistern still und ruhig aufwuchs und Goethe, der für hübsche Kinder immer eine Vorliebe hatte, wohl gefallen haben mag. Daß sie ihm, unbewußt, schon als kleines Mädchen mehr gewesen ist als bloß das hübsche Pflegekind der Freunde, ist ihm erst klar geworden, als die Liebe zu dem reizvoll aufgeblühten Wesen die Erinnerung auch an das Einst verklärte.

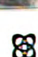
In einem der Sonette, die er später an sie gerichtet hat, hat er diese nachträglichen Empfindungen wundervoll umschrieben und gedeutet. Es heißt da:

Als kleines artges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir, so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
Möcht ich als Vater segnend Häuser bauen!"

Und als du anfingst, in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär geborgen:
Wie könnt ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!"

Doch das heißt der Zeit vorgreifen! Jahr und Tag jedenfalls gingen zunächst hin, ohne daß Goethe das holde Wunder, das sich da in dem Haus am Fürstengraben entfaltete, mit den Augen des Mannes, des Liebhabers gesehen hätte. Das entdeckte als erster ein junger livländischer Edelmann, der in Jena studierte und bei Frommanns verkehrte, ein Herr von Manteuffel. Minchen war damals noch nicht vierzehn Jahre, und nach der Schilderung, die der Stiefbruder in seinem Buche von ihr aus dieser Zeit gibt, muß sie reizend gewesen sein, in vielem schon ganz das schöne Geschöpf, das wenige Jahre später dem sechzig-



Das Frommannsche Haus am Fürstengraben zu Goethes Zeit
Nach einer Originalzeichnung im Städtischen Museum zu Jena 

jährigen Goethe die Ottilie seiner ‚Wahlverwandtschaften' wurde. Der Bruder schreibt: „So gesund sie von Jugend auf war, entwickelte sie sich doch geistig nur langsam und behielt ihr Leben lang etwas Träumerisches. Eine regelmäßig schöne Gesichtsbildung hatte sie zwar nicht, aber ihr reiches schwarzes Haar und ihre großen braunen Augen mit dem unbefangenen freundlichen Ausdruck, der auch um ihren Mund spielte, ließen nicht an das denken, was etwa fehlen mochte, zumal alles in Harmonie war mit dem Ebenmaß ihrer schlanken Gestalt und der Anmut jeder ihrer Bewegungen, beseelt durch allgemeines Wohlwollen, bescheidenes, hingebendes, auf alle Bedürfnisse und nicht ausgesprochenen Wünsche der anderen aufmerksames Wesen. So war es natürlich, daß sie auf alle, die ihr nahten, einen unwiderstehlichen Zauber übte, der sich auch noch in späten Jahren alle Herzen gewann."

Es gibt auch ein Bild von ihr aus diesen Jahren, ein Miniaturporträt von der kunstfertigen Hand Johanna Frommanns, die als Mutter vielleicht mit den Augen der Liebe gesehen, aber aus dem gleichen Grunde sicherlich den geistigen Ausdruck des geliebten Kindes besser getroffen hat als mancher Berufskünstler. Das verleiht auch dem kleinen Bilde, das jetzt im Besitz des Goethe-Nationalmuseums in Weimar ist, nicht nur den fesselnden Reiz, sondern auch den Vorzug vor dem anderen, späteren, das Luise Seidler gemalt hat. Das ist in der Tat die Ottilie, die schon in der Pension in ihrer rührenden, ein wenig dumpfen Einfalt und Bescheidenheit das Herz des ‚Gehülfen' rührt, später, auf Eduards Schloß, diesen ganz in ihren Bann zieht . . . Minchen hatte dies Bild einer Freundin geschenkt, Christiane Selig, als diese im Sommer 1806 Jena verließ und nach Lüneburg zog. Christiane Selig, die dort dann bald

Alt-Jena: Haus mit Platane zwischen Löbdergraben und Unterlauengasse

heiratete, war auch das einzige Wesen, dem gegenüber Minchen mehr aus sich herausging, war die Vertraute, vor der sie, im übrigen von einer fast krankhaften Verschlossenheit und Mitteilungsscheu, keine Geheimnisse hatte. Mit ihr allein stand sie in brieflichem Gedankenaustausch, und die wenigen Blätter von ihrer Hand, die aus diesem Briefwechsel erhalten sind, sind die einzigen Briefe, die wir überhaupt von ihr besitzen — Dokumente einer stillen, verträumten Natur, die sich in Selbstanklagen und Zweifeln gefiel, im Ton oft überschwenglich aber im ganzen von einer herzgewinnenden, natürlichen Anmut, die in vollem Einklang steht mit der Schilderung des Bruders und dem Miniaturporträt der Mutter — Ottilien-Briefe eben!

So also lebte sie, ein liebenswürdiges Menschenkind, in dem schönen Haus am Fürstengraben, so ging sie durch die Gassen des alten Jena, gerne weiß gekleidet, zu Hause in Schürze und Häubchen, unterwegs in Schutenhut und, forderte die Witterung es, in flatternder Mantille à la mode oder gar in Pelzwerk eingewickelt bis zu der zierlichen Nase ... ein Gretchen Jenas, Friederike Brion in neuer Gestalt.



Minchen Herzliebs Vater. Nach einem zeitgenössischen Stich im Städtischen Museum zu Jena

Der junge Student, der zuerst das Weib in ihr gesehen und wohl auch geweckt, verließ nach einigen Jahren Jena. Warum? weiß man nicht, wie überhaupt diese ganze Episode in Dunkel gehüllt ist und nur ein schwaches Licht erhält aus Briefen Minchens an die Freundin in Lüneburg. Sie klagt in deren erstem, daß er ein Bild von ihr eigenmächtig mit auf die Reise genommen habe, fühlt sich dadurch verletzt, in ihrem Ruf gefährdet und doch auch geschmeichelt. Neugierig fragt sie die Freundin, ob sie nicht wisse, was aus ihm geworden. Ja, hat sie diesen Herrn von Manteuffel wirklich geliebt? Wahrscheinlich, wie ein junges Mädchen, dem zum ersten Male ein Mann verehrend naht, eben liebt. Und wenn er auch später so etwas wie eine Idealgestalt für sie wurde, ihr Herz sein Bild nicht vergessen konnte — ich glaube nicht, daß es sich um eine wirklich tiefe Neigung gehandelt hat. Eine Jugendliebe war's, wie andere sie auch gehabt, kaum mehr. Wie ich überhaupt fürchte, daß Minchen ihrer ganzen Veranlagung nach einer schenkenden, beglückenden Liebe kaum fähig gewesen sein dürfte, weder in jungen, noch in späteren Jahren. Wesen wie sie entzünden wohl Neigungen und träumen sich wohl auch selbst in Glut: aber alles in allem ist ihr Reich nicht von dieser Welt, sie vermögen die Neigung nicht zu erwidern, die entfachte Glut nicht zu löschen. Sie war eigentlich die geborene Himmelsbraut. Dafür spricht der erschütternde Verlauf, den das weitere Leben dieser anima candida genommen, und die tragische Erfüllung ihres Schicksals, dafür auch das Goethe-Erlebnis, das ihrer Gestalt Unsterblichkeit gegeben hat.

Das Goethe-Erlebnis — wann begann es, wann endete es? Auch hier das merkwürdige Zwielicht, das über so vielen Liebesepisoden des großen Dichters schwebt. Von ihm vielleicht mit Absicht nicht durch Bekenntnisse und Mitteilungen unmittelbarer Natur aufgehellt, um dieser späten und ergreifenden Leidenschaft nichts von ihrem Duft, von ihrem Schmelz zu rauben; und Minchen Herzlieb selbst, die ja, soweit wir sehen, eine etwas passive Rolle dabei spielte und über den wahren Umfang von Goethes Neigung sich vielleicht nie ganz im klaren gewesen sein dürfte, war gar nicht in der Lage, nähere Aufschlüsse zu geben. Wo sie es getan, sei es in brieflichen Äußerungen der Zeit, sei es in späteren Mitteilungen, die man der Schweigsamen entlockt, hat sie sich auf Andeutungen beschränkt oder vielleicht beschränken müssen, weil ihre persönlichen Erinnerungen zu arm waren ... mit einer Lotte

Buff, einer Lili, einer Charlotte von Stein, einer Marianne von Willemer und deren Erinnerungen darf man das schöne Mädchen von Züllichau nicht vergleichen. Das liegt natürlich vor allem daran, daß Minchen, eben erblüht und vom ersten Glanz der Jugend umlächelt, auf Goethe einen weit tieferen Eindruck gemacht hat als dieser, der väterliche, schon bejahrte Freund, auf das blutjunge Mädchen. Sie ließ es sich gefallen, angeschwärmt zu werden; aber wieder schwärmen, das konnte sie nicht. Sie neigte nur demütig und dankbar, vielleicht sogar ein wenig verständnislos, das Haupt.

Es mag wohl um die Zeit gewesen sein, da noch der junge livländische Student das Herz Minchens besaß, daß Goethe gewahr wurde, wie aus dem kleinen Mädchen ein Weib geworden war, im Herbste 1806, kurz vor den Schreckenstagen der großen Schlacht bei Jena. Er weilte damals vom 26. September bis zum 6. Oktober in Jena; wie sein Tagebuch meldet, war er oft „abends bey Frommanns", und während er dort mit der Familie und den Freunden des Hauses um den Teetisch saß, vorlesend oder zeichnend und auf das Gespräch der anderen lauschend, mag sein Auge wohl bisweilen entzückt auf der sylphidenhaften Gestalt Minchens geruht haben, die leise hin und her ging und die Mutter mit kleinen Handreichungen in der Bewirtung der Gäste unterstützte ... mag sein Dichterherz mit unbewußter Eifersucht den Abglanz erster Liebesfreuden und Liebesleiden in dem jungen Antlitz empfunden haben. Goethe eilte dann nach Weimar, wie es die unsicheren Verhältnisse geboten.

Die verhängnisvolle Zeit ging an Jena, ging auch am Frommannschen Hause gnädig vorüber. Von Goethe traf noch am Sonnabend der Unglückswoche ein Rundschreiben in Jena ein, in dem er die dortigen Freunde, darunter natürlich auch Frommanns, um ein Lebenszeichen ersuchte. Ob er nicht um Minchen zumal besorgt gewesen ist, deren Schönheit in diesen Tagen fremder Einquartierung eine besondere Gefahr bildete? Frau Frommann mag so etwas gefühlt haben, und sie antwortete: „Unerlaubt froh sind Minchen und ich gestern abend über die guten Nachrichten von Ihnen gewesen, da es doch noch so viel anderes Unglück gibt! Ach, als Sie fortfuhren, war es, als wiche unser Schutzgeist! Er war nicht gewichen, die Worte, die durch Sie in unser Herz geschrieben waren, haben uns in den Stunden der höchsten Angst gehoben und erhalten. Dank dem Lehrer und dem gütigen Freunde!"

Das war am 19. Oktober 1806. Am gleichen Tage ließ sich Goethe mit Christiane Vulpius, die ihn mit eigener Lebensgefahr vor den Ausschreitungen französischer Marodeure geschützt hatte, in Weimar trauen — ein Schritt, der natürlich auch bald in Jena bekannt wurde und ohne Zweifel bei Minchen nur noch mehr darauf hingewirkt hat, in Goethe allein den ‚Lehrer und den gütigen Freund' zu sehen, wie ihn auch die Mutter, vielleicht mit Absicht, in ihrem Briefe genannt hatte. Denn noch immer dachte das Mädchen

Göthe.

Es rauschen die Wasser,
Die Wolken vergehen;
doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und stehen.
So auch mit der Liebe
der Treuen geschieht,
Sie regt sich, sie wegt sich,
Und ändert sich nicht.

Jena d. 3. ten Oct.
1805. Zur freundlichen Erinnerung an deine
Freundin Wilhelmine Herzlieb

Autogramm von Minchen Herzlieb. Im Städtischen Museum zu Jena

schwermütig des Jugendgeliebten — ein Brief an Christiane Albers, die Freundin, der nach Wiederkehr geordneter Verhältnisse anschaulich die Unglückstage des Oktober schildert, fragt zum Schlusse aufs neue: „Ich habe noch etwas auf dem Herzen, nämlich ob Du wieder etwas von dem Bewußten gehört hast? Den Namen mag ich kaum nennen, es ist recht albern von mir, sein Schicksal könnte mir nun ganz gleich sein, denn es wird doch nie ein anderes Verhältnis zwischen uns stattfinden, und doch bin ich so neugierig, was er treibt, aber nun genug von dem Menschen, nie will ich wieder von ihm reden.“ Man sieht: Entsagung, Neugier, Klage — die Spiegelung eines Herzens, das keine rechte Ruhe findet. Sie soll in jener Zeit auch den Hausgenossen gegenüber besonders verschlossen, oft traurig und bewegt gewesen sein, oft geweint haben, als ob ein schweres Leid sie bedrückte. Der Bruder, damals ein zehnjähriger Junge, erzählt, wie sie gerne Goethes ‚Trost in Tränen‘ vor sich hergesagt, das Lied wohl auch mit halber Stimme gesungen habe: „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht ...“

Minchen Herzlieb. Miniaturbildnis von Joha na Frommann, Jena 1805. Im Besitz des Goethe-National-Museums zu Weimar

So traf sie Goethe wieder, als er zuerst im Mai 1807, dann im Herbst aufs neue auf längere Zeit nach Jena übersiedelte; er fand sie verklärt, verschönt durch ein Leid, das jeder achtete, ohne es genau zu kennen. Es hatte ihren mädchenhaften Liebreiz nur erhöht, und der Dichter, nach langem Ruhen seiner Leidenschaften doppelt empfänglich, gab sich diesem Reiz nur allzu gerne hin: er fühlte, wenn auch schon dem Herbst des Lebens nahe, instinktiv das Kommen eines neuen Liebesfrühlings. Die Worte ‚Abends bey Frommanns‘ werden im Tagebuch zur ständigen Floskel. Da wurde gesungen und gescherzt, gezeichnet und vorgelesen, es wurden Experimente gemacht mit der neuen Laterna magica, und vor allem war da Minchen Herzlieb. Und so verging bald kaum ein Tag, wo er nicht um die Dämmerstunde Hut und Mantel nahm und über den dunklen ‚Graben‘ dorthin tappte, und eines Abends, heiß durchzuckte es den längst schon Graugewordenen, war es die Geliebte, die er in die Arme schloß. Und die es sich in Demut gefallen ließ.

Ja, hat Goethe Minchen Herzlieb wirklich in Armen gehalten? Sie sich vertrauend hineingeschmiegt? Ich glaube: ja. Warum auch nicht? Selbst wenn sie nur ‚väterliche Gunstbezeugungen‘ darin gesehen, ihr Herz den Schlag des seinen nicht ganz so heiß erwidert haben sollte, wie er vielleicht geglaubt. Denn seine Neigung war nun ja schon zu ‚Raserei der Liebe‘ geworden, längst hatte der stumm gewordene Mund des Dichters durch sie wieder den beschwingten Wunderlaut früherer Tage gefunden, sein Geist Aufschwung erfahren zu neuen dichterischen Plänen, neuen Entwürfen. Es war am 29. November gewesen, dem ersten Advent des Jahres 1807, daß Goethe, der Mann, in Minchen Herzlieb bei einer Mittagsgesellschaft, ‚mächtig überrascht‘, das Weib erkannt hatte, ihm zur Gewißheit geworden war, daß er dies Mädchen mit der ganzen Glut seiner großen Seele liebte ... das Tagebuch verbucht nur kurz: „Mittags bey Frommanns mit Knebel, Seebeck, Oken, Wesselhöft. Kam Legationsrath Bertuch. Abends Schattenspiel. Sodann nach Hause. Knebel begleitete mich.“ Nicht mehr — wie sparsam war doch dieser Goethe, wo es um seine Seele ging! Kein Name, keine voreilige Konfession! Aber wir wissen: an diesem Abend des 29. November begann er die ‚Pandora‘ zu diktieren, ein Tag der höchsten Wichtigkeit für die deutsche Dichtung, und daß Goethe ihn in einem kurz darauf entstandenen Sonett als ‚Epoche‘ feiert, beweist, was er für ihn selbst bedeutet hat. Advent von Achtzehnhundertsieben war ihm ein ewiger Maitag geworden.

Siebzehn Sonette sind es im ganzen, die sich um den Namen Minchen Herzlieb ranken. Sie sind in wenigen Wochen entstanden, die meisten in Jena als unmittelbarer Niederschlag der großen seelischen Erregung, ein paar dann noch in Weimar aus der Erinnerung heraus. Siebzehn Sonette in einer Frist von Wochen, und das bei Goethe, dem die Liebessonette der Romantiker noch vor kurzem so widerstrebten, der ihre tränenreichen Dichter als ‚Lacrimasse‘ verspottet hatte! Wie ging das zu?

Am 2. Dezember war Zacharias Werner, der Dichter des ‚Luther‘ und der ‚Söhne des Tales‘, zu Goethe gekommen, um ihm, den er in Weimar verpaßt, seine Aufwartung zu machen. Tags darauf führte Goethe den damals Vielbesprochenen bei Frommanns ein. „Gegen 5 Uhr Werner und Knebel,“ sagt das Tagebuch, „mit beyden zu Frommanns, wo Werner verschiedene kleine Gedichte, Sonette usw. vorlas.“ Das war der Anfang der berühmten ‚Sonettenwut‘. Bereits am 6. Dezember lag das erste Goethesche Sonett ‚Das Mädchen spricht‘ fertig vor und wurde bei Knebel vorgelesen. Damit war der Bann gebrochen; an dem ‚Sängerkrieg“ der nun bei Frommanns ausgefochten wurde und Minchen verherrlichte, beteiligten sich neben Werner, Riemer und Gries auch Goethe. Aber während die drei andern diesen Wett-

kampf mehr oder weniger als Spielerei betrachteten, gab Goethe Herzblut. Am 13. Dezember gestand er Minchen in dem Sonett ‚Wachstum' seine Liebe — sie selbst hat fünfzig Jahre später dem Goethe-Forscher Loeper erklärt, daß sie in diesem Sonett ihr Verhältnis zu dem Dichter so dargestellt finde, wie es gewesen sei! —, und auch das Tagebuch legt nunmehr, wortkarg allerdings wie immer, Zeugnis dafür ab, wie sehr Goethe diese Sonettendichterei innerlich bewegt hat. Ein Wernersches trieb Goethe dann zu seiner ungleich schöneren und berühmteren Charade auf das Wort Herzlieb, die später Bettina von Arnim so viel Kopfzerbrechen bereitete, weil sie sie gern, wie die Sonette überhaupt, auf sich bezogen hätte und doch nie klug daraus wurde ... Die Tagebuchstelle, die von dem Anlaß dazu berichtet, ist deshalb besonders merkwürdig, weil sie die einzige ist, wo der geliebte Name genannt wird.

Die Sonette sind ein wundervoller Kranz, der unverwelklich das süße Haupt dieser Mädchenblüte ziert, die später Ottilie heißen sollte . . . die Geschichte einer Liebe, eine Sinfonia domestica, wie wir keine andere besitzen. Kuno Fischer hat sie liebevoll und feinfühlig nach ihrem Inhalt geordnet, und wenn die zeitliche Reihenfolge auch dagegen sprechen mag, konzipiert, gedacht, geformt hat Goethe sie sicherlich so.

Die ‚Epoche' ist das letzte in Jena entstandene Sonett. Es war ein Abschiedsgedicht. Denn am 18. Dezember kehrte Goethe nach Weimar zurück, riß sich los — ob mit, ob ohne Einverständnis Minchens, ob nach schmerzlicher Trennung oder möglichst unauffällig, wie er es gemeinhin zu tun pflegte, wir wissen es nicht. Nie ist darüber auch nur das geringste kund geworden. — Und Minchen? Welch ein geheimnisvolles Geschöpf! Am 10. Februar 1808 endlich erzählt sie der Freundin Christiane etwas von diesen Erlebnissen des Winters, und das auch erst, nachdem sie seitenlang von anderem geredet. „Diesen Winter haben wir," so schreibt sie, „im ganzen recht froh zugebracht, ohne grade viele Menschen zu sehen. Goethe war aus Weimar herübergekommen, um hier recht ungestört seine schönen Gedanken für die Menschheit bearbeiten zu können ..." Und so weiter. Nichts von den vielen Sonetten, die ihr zu Ehren gedichtet worden waren, nichts von Goethes Liebe, nichts (oder doch nur sehr wenig) von seinen häufigen Abendbesuchen, nichts von irgend einer Heimlichkeit, wie sie zwischen Liebenden doch einmal vorkommt — nichts! Verschloß ihr Scham den Mund? Ein Gelöbnis? Einfalt? — denn sie war von einer gewissen Herzenseinfalt, wie wir wissen. Ich neige der Ansicht zu, daß der Dichter die Geliebte, als der Tag der notwendigen Trennung nahte, durch ein Gelöbnis zum Schweigen verpflichtet, vielleicht sogar um Vergessen gebeten hat. Nur so sind die leeren Worte zu der Freundin zu erklären, nur so ihr ganzes anscheinend teilnahmloses Verhalten, nur so die jähe Flucht aus Jena.

Denn es war eine Flucht, daß sie Jena so schnell verließ und in die Heimat zur Schwester eilte, die heiratete. Sie hoffte vielleicht, dort im Trubel der Hochzeit Vergessen zu finden. Goethe mußte von dieser auffälligen Reise gehört, Minchens Verschwinden ihn mit Sorge erfüllt haben. Denn ein Brief aus Karlsbad an Frau Frommann dankt dieser in ergreifenden Worten „für die Versicherung, daß es unserem Minchen wohlgehe".

Minchen verlobte sich dann in Züllichau mit jenem Professor Pfund, den Zelter später Goethen so warm empfahl. Aber als der Verlobte sie Weihnachten 1812 aus Jena, wohin sie inzwischen zurückgekehrt war, zur Hochzeit abholen wollte, weigerte sie sich und löste die Verlobung kurzerhand auf, zum Entsetzen der Pflegeeltern, die dieser jähen Sinneswandlung verständnislos gegenüberstanden. Hatte der Jugendgeliebte noch einmal ihren Weg gekreuzt? Oder war es die Erinnerung an Goethe, die sie dazu getrieben? Goethe selbst war sehr erschrocken, die Malerin Luise Seidler hielt ihn ja immer auf dem Laufenden über das, was sich in Jena ereignete. Noch am 25. September 1811 hatte er dieser geschrieben: „Sie sollen mir erzählen von sich, von den Freunden und von dem guten Minchen, von der ich so lange nichts gehört, und deren bevorstehende Wiedererscheinung mich angenehm überrascht." Nun erfuhr er die plötzliche Entlobung. „Grüßen Sie Minchen," schrieb er darauf an die Malerin, „ich habe immer geglaubt, dieses Geistchen gehöre einem treueren Element an. Doch soll man sich überhaupt hüten, mit der ganzen Sippschaft zu scherzen." Hatte er sich tatsächlich innerlich schon so gelöst von ihr, in den ‚Wahlverwandschaften' sich das ganze Erlebnis so von der Seele geschrieben, daß er in dieser Weise scherzen konnte?

Von nun an ging der Weg des armen Minchens bergab, die Dämmerung, die der geistigen Umnachtung voraufging, begann schon damals, so meine ich, ihr Haupt zu umschatten. Der völlig unmotivierte Bruch mit dem Professor Pfund, der sie auf Händen getragen hätte, war das erste Symptom, die Ehe, die sie dann neun Jahre später mit einem Juristen, dem Jenaer Professor Walch, einging und die ganz glücklos blieb, weil ihre zarte Seele nur widerwillig die eheliche Vereinigung ertrug, das zweite. Versuche eines Zusammenlebens scheiterten kläglich, machten sie gemütskrank, und lebten die ‚Gatten' getrennt, so machte sie sich selbst die schwersten Vorwürfe, bemitleidete den unglücklichen Mann, dessen Verhängnis sie war. 1853 starb Walch, und sie war erlöst. Erlöst? Ach nein! Denn die unheilvollen Dämonen, die schon das junge Mädchen so oft in einen unseligen Zwiespalt der Empfindungen gestürzt, sie wahrscheinlich nie zum



Minchen Herzlieb. Nach dem Ölgemälde von Luise Seidler im Goethe-National-Museum

vollen Genuß des Lebens hatten kommen lassen, nahmen nun ganz Besitz von ihr. Noch ein paar Jahre lebte sie still in sich gekehrt in den alten Stuben des Frommannschen Hauses dahin, von Verwandtenliebe treu gehütet, zuweilen ein wenig wunderlich und immer ein bißchen traurig und schwermütig, ohne daß sie zu sagen wußte warum — wie als junges Ding, wo ihr Lieblingslied Goethes „Trost in Tränen" war. Sie ging gern allein spazieren, nahm auch an Gesellschaftsabenden teil, und Kuno Fischer hat die alte, immer noch jugendlich schlanke Dame auf einem solchen — es wurde Goethes ‚Tasso' vorgelesen! — getroffen, sich mit ihr angeregt unterhalten. Dann aber verwirrte sich ihr Geist und man mußte sie einer Anstalt für Nervenkranke in Görlitz anvertrauen. Dort ist Minchen Herzlieb am 10. Juli 1865, sechsundsiebzig Jahre alt, gestorben, einsam, fremd und abseits allem Leben.

⁂ ⁂ ⁂

Derweilen war Ottilie, ihr verklärtes Abbild, schon längst eine unsterbliche Gestalt unserer Dichtung geworden. Denn 1809 schon waren ja die ‚Wahlverwandtschaften‘ erschienen, und es will fast scheinen, als ob der Dichter dem lebendigen Menschenkind die Seele gestohlen hätte, um dem erlauchten Geschöpf seiner Phantasie ewiges Leben zu schenken. Denn ungefähr von dieser Zeit an war der Weg des wirklichen Minchens nur noch ein seelenloses Gleiten und Taumeln gewesen ...

Zu Eckermann hat Goethe der Greis noch kurz vor seinem Tode gesagt, daß in den ‚Wahlverwandtschaften‘ kein Strich enthalten sei, der nicht erlebt, aber auch kein Strich so, wie er erlebt worden. Das gilt vor allen Dingen wohl von dem Erlebnis jenes „Advent von Achtzehnhundertsieben“. Gewiß, von der Seele geschrieben hat sich Goethe diese rätselhafte Liebesleidenschaft wohl, vergessen hat er sie nie. Immer wieder tauchte sie zu den verschiedenen Perioden seines Lebens vor ihm auf, mahnend, anklagend, Rechenschaft heischend. So heißt es in den ‚Annalen‘ von 1807: „‚Pandora‘ sowohl als die ‚Wahlverwandtschaften‘ drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also nebeneinander gar wohl gedeihen.“ Und unter dem Jahre 1809: „Um von poetischen Arbeiten nunmehr zu sprechen, so hatte ich von Ende Mai an die ‚Wahlverwandtschaften‘, deren erste Konzeption mich schon längst beschäftigte, nicht wieder aus dem Sinn gelassen. Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet.“

Es ist ein seltsames Hin und Her von Stimmungen und Reflexionen, auch bei Goethe selbst. Fritz Frommann wieder meint in seinen Aufzeichnungen über Minchen Herzlieb: „Mögen auch Goethes Empfindungen für sie stärker gewesen sein, als er sich merken ließ, so ist doch soviel gewiß, daß auch er nie an ihren Besitz gedacht hat, und daß diese Episode in seinem Leben mit der dichterischen Darstellung der Ottilie in den ‚Wahlverwandtschaften‘ ihren völligen Abschluß gefunden, daß er sich damit von aller leidenschaftlichen Erregung befreit hat und ihm auch davon nur geblieben ist ‚das süße Erinnern, das Leben im tiefsten Innern‘.“

Süßes Erinnern, wo noch der Greis von den schmerzlichen Erregungen spricht, von der Wunde, die ihm dies Erlebnis geschlagen? Im Anfang, als Minchen vor der Ehe mit Walch wieder im Hause der Eltern weilte, haben sie sich beide noch zuweilen gesehen, wenn Goethe in Jena weilte und Frommanns besuchte. Wir wissen aber nichts darüber, nur die Fama erzählt, daß er stets ‚mit ungetrübten Eindrücken‘ von dort geschieden sein soll ... nun ja, was man so ungetrübte Eindrücke nennt! Die, die es vielleicht besser wußten, haben geschwiegen.

Frau Rat Walch (Minchen Herzlieb)
Photographie im Goethe-National-Museum zu Weimar

1817 schenkte Goethe der einst so heiß Geliebten ein Exemplar seiner zwei Jahre vorher erschienenen ‚Gedichte‘ zum Geburtstag und schrieb darein:

An
Fräulein Wilhelmine Herzlieb.
Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
Sey dieses auch Ihr zugewandt;
Und wenn Sie hier Bekannte findet,
So hat Sie sich vielleicht erkannt.
Jena am 22. May 1817. Goethe.

Vielleicht erkannt? Sie hat sich sicher erkannt. Denn die ‚Gedichte‘ enthielten ja, mit Ausnahme von ‚Epoche‘ und ‚Charade‘, die Goethe auch damals noch zurückgehalten hatte, die ganzen Sonette an sie, darunter auch das Sonett ‚Wachstum‘, das er ihr am 13. Dezember 1807 geschenkt und auf dem die Mädchenhand noch in später Stunde das Datum vermerkt mit dem Zusatz: „nachts 12 Uhr“. Aber ob sie sich auch als Ottilie erkannt, das weiß man nicht. Wie überhaupt ihre Teilnahmlosigkeit gegenüber dem großen Freunde ihrer Jugend und seinen Arbeiten etwas Krankhaftes, etwas Unnatürliches hat. So lebten diese zwei Menschen, er in Weimar, sie in Jena, schließlich nebeneinander her, als ob sie nie in näheren Beziehungen gestanden hätten, — er starb und sie wurde alt. Und fragte die Greisin mit den dunklen, schwermutsvollen Augen einmal jemand nach ihren Erinnerungen, so wurde sie scheu und wortkarg, als ob sie Totes gerne tot ließe ...



Im Schneesturm
Gemälde von Alfred Roloff



Die Erzählung des Adjutanten v. Nostitz

+ Anno 1806 +

Von Walter von Molo

Trotzig und schön wie ein Achill saß der edel-herkulische Prinz im Sattel, im blau-rot-goldenen Prunk seiner Generalsuniform. Wahrhaft majestätisch, kühl und klaren Geistes gab er seine Befehle, um unser schmales Häuflein Preußen und Sachsen gegen die mehr als fünffache französische Übermacht im sonne-grünen Hügelland zusammenzuhalten und nicht gleich im ersten Anlauf über den Haufen werfen zu lassen. Wir waren durch die verfehlte Rechtsdirigierung, die den General von Tauentzien bereits zum Zurückweichen gezwungen hatte, nunmehr völlig der Flankensicherung der neutralen böhmischen Grenze entzogen, und es war von den erfahreneren Stabsoffizieren keiner, der nicht das Verlorene der anhebenden Affaire klar vor den Augen hatte. Seine Hoheit Prinz Louis Ferdinand sah das Fazit seines unausgenützten Heldentums vor sich: seit Jahren hatte der geniale Prinz die schwächliche uns allseits isolierende Politik der Hofpartei durchschaut; seit Jahren hatte er mit der ganzen Kraft seines ungeheuren Temperamentes durch Eingaben und durch eindringlichste persönliche Vorstellungen beim König bis zur Selbstzerfleischung gegen die fluchwürdigen Fehler der korrumpierten Leitungen in Zivil- und Militärdingen gekämpft und gewettert. Vergeblich! Er hatte dafür in Strafgarnisonen gesessen, er hatte dafür schimpfliche, herabsetzende Zimmerarreste erlitten.

Der nun nicht mehr zu umgehende, uns nun aufgezwungene Krieg fand den Prinzen in stärkster Ungnade; statt des Oberbefehles, zu dem er allein befähigt war, hatte der König dem Prinzen nicht einmal den Befehl über die schlesischen Truppen gegeben; er wurde mit einem schwachen Kontingente isoliert, zwecklos, fast wie mit Absicht gefährlich vorgeschoben und blieb ohne jeden Sukkurs. Der Prinz war gleich mit Tagesanbruch zu Pferd gestiegen. Ich hatte schon vom Augenblick an, als er aus seinem Zimmer trat, eine Veränderung in seinen äußerlich unverändert sicheren Zügen bemerkt, die mich bestürzte. Sein Lächeln war ruhig und überlegen wie stets, seine wahrhaft klassische Heldengestalt, die mit den bärenstarken Schultern und der schlanken Jünglingstaille so prachtvoll weich im Sattel seines schönen Pferdes saß, ragte, unsere Unruhe besänftigend, wie das unzerstörbare Bild des Sieges, als er uns die letzten Befehle gab, doch seine hohe Stirn über den prachtvollen großen blauen Augen, die seine unglaubliche Kühnheit und antike Verachtung aller Gefahren zeigten, war nachdenklich, der Glanz der tiefen, scharfblickenden Augen fehlte; er hatte eine Nacht verbracht, die die Todesangst heimgesucht hatte. Als der Prinz, überschallt von der schönen Musik der Infanterie, um jedem üblen Eindruck zuvorzukommen, heftig in den Sattel sprang, trat die Frau Durchlaucht von Schwarzburg-Rudolstadt aus dem Schlosse. Der Prinz küßte vom Pferde herab abschiednehmend die Hand der schönen Frau; sie bat ihn, bei nassen Augen verehrend zu ihm aufsehend, sich nicht zu sehr im „bevorstehenden Avantgardengefecht" auszusetzen; der Prinz hatte verbreitet, es handle sich nur darum. „Vergessen Sie nie," sagte die Fürstin, „Deutschland kann nur durch Sie gerettet werden!" Mein Herr richtete sich im Sattel auf, sah um sich, ohne daß er einen von uns ansah; er hatte die Hand der weinenden Fürstin unschlüssig in der seinen behalten, er ließ sie fahren und setzte sein Pferd jäh in Galopp. Begeisterte Hochrufe empfingen den ruhmbedeckten Helden der Rheinfeldzüge, den Freund jedes gemeinen Soldaten, als ihn die Bataillone und ach so schwachen Eskadronen erblickten. Der Prinz ließ die dünne Vorpostenlinie unter der Führung der Kapitäns von Gneisenau von den Pässen der Berge zurückgehen, ein Adjutant des Fürsten Hohenlohe traf ein; der Prinz hatte den Generalissimus seit achtundvierzig Stunden vergeblich um Sukkurs gebeten; der hochmütige Fürst, der die Stimmung des Hofes kannte, hatte wie ein Toter geschwiegen. Der Adjutant brachte nun, im Augenblicke, als Napoleons übermächtige Kavallerie schon gegen uns losraste, den mündlichen Befehl, es sei dem Prinzen, der „standzuhalten" hätte, „jegliches Anbinden strengstens untersagt"; der Prinz sah den meldenden Herrn starr an, seine Miene war bitter und sarkastisch. „Danke," sagte er kurz. „Ich weiß jetzt alles!" Damit stachelte er sein Pferd gegen den Feind. Ich folgte unmittelbar hinter dem Prinzen; schluchzende Frauen standen längs

der staubigen Straße. „Weint nicht, Frauen," sagte einer unserer Soldaten, „man könnte meinen, wenn man eure Jeremiaden hört, wir gingen zu einem Begräbnis!" Der Prinz drehte im scharfen Reiten sein edles, mutgeschwelltes Profil zu mir und sah mich prüfend an, seine Nüstern bebten, seine breiten, hochgeschwungenen Augenbrauen waren unter dem gepuderten Haar, unter dem schwarzen Generalshut mit der weißen Straußenfeder finster, wie unter der Wirkung eines Schmerzes zusammengezogen. Plötzlich riß der Prinz sein Pferd ein und stieß ruckweise vor. „Nostitz! Wieder diese Frau! Die weiße Frau verfolgt mich!" Ehe ich mit meiner Seele aus der namenlosen Bestürzung emporzusteigen vermochte, in die mich des Prinzen Worte und der Blick, die Erkenntnis warfen, daß das wahr sei, was ich gehofft hatte, nur geträumt zu haben, ohne daß ich es bisher gewagt hätte, mich davon durch ein Gespräch mit dem Herrn Prinzen zu überzeugen, jagte der Prinz, umjubelt von dem Elan unseres schon stark engagierten Kontingents vor, wie um sich der Macht des geheimnisvollen Wesens zu entziehen. Ich hatte auch unter den weinenden Frauen längs der Straße auf einem Rasenhügel eine Frau sitzend gesehen, die völlig weiß gekleidet war, deren Züge ein auffallend weißer Schleier verbarg. Noch klang mir ihr schmerzdurchschütteltes Weinen in den Ohren. Ich wendete wie von Sinnen und stürzte mit hängenden Zügeln zurück; ich fragte wie ein Irrsinniger herum; keiner der Soldaten, die noch am gleichen Flecke herumstanden, wußte zu sagen, wohin die Frau mit dem weißen Schleier, die sie auch alle gesehen hatten, verschwunden war. Todesangst stieg in mir auf: ich mußte jener phantastischen Gräfin von Orlamünde denken, an deren Schloß wir vor einigen Tagen vorübergeritten waren, die nach der alten Sage den Gliedern des Hauses Hohenzollern erscheinen soll, wenn ein Unglück unterwegs ist, die auch erschienen war, als der alte Fritz seine irdische Größe endete.

Ich kehrte mit wirbelndem Kopfe zum Prinzen zurück, der meine Abwesenheit bemerkt hatte und mich prüfend, fast scheu ansah. Da er aus der Bewegung meiner Züge erriet, daß ich wieder das Geheimnis nicht hatte aufklären können, sah er mir fest in die Augen, legte einen Finger auf den Mund und sagte: „Schweigen!" Er galoppierte, den Degen ziehend, an die Spitze der Kavallerie und stürzte sich, sie mit sich vorwärts reißend, heftig in die furchtbar andrängende französische Kavallerie. Er setzte sein Leben mit der Kaltblütigkeit des Kriegers aufs Spiel, der an die Schrecken des Kampfes gewöhnt ist. Ich blieb dicht neben ihm; die Sachsen trommelten schon zum Rückzug; der Prinz bog mit Gewalt die Spitze der Fliehenden um, er suchte aus den Fliehenden ein Widerstandszentrum zu formieren. Das Durcheinander verschlimmerte sich, ich sah mit Entsetzen, daß der Prinz taumelte, daß der Zügel seiner starken Hand zu entgleiten drohte. Er hatte eine Verwundung im Nacken und einen Säbelstich mitten auf die Brust erhalten; jetzt erst sah ich, daß heute der Prinz alle glänzenden Orden auf der hochgewölbten Brust trug, als hätte er die Absicht gehabt, seine hohe Stellung dem Feinde zu verraten und sich den schwersten Gefahren aussetzen zu wollen, um so die Schlachtengöttin zu versuchen!

Ich riß ihn von seinem Pferd und legte ihn quer über meinen Sattelbaum; ich suchte mich aus dem Wirrwarr des Kampfes mit der Exaltation zu lösen, die die Seele aus verzweifelten Lagen schöpft; wie körperlich war des Prinzen lebenstrotzende hohe Gestalt vom Abend vorher vor mir, als der Prinz in himmlischer Stimmung, mit seinem feinen, schwungvollen, künstlerischen Geiste auf dem Piano im Schloßsaal melodierte, mit der Meisterschaft, die selbst einen Beethoven und Goethe in ihren Bann gezogen haben soll; die Turmuhr schlug Mitternacht. Jäh und sonderbar veränderte sich mit dem zwölften Schlage die Person des Prinzen; das schöne, gebräunte Gesicht erbleichte, die eben noch träumerisch über die Tasten des Klaviers gleitenden Finger waren steif, wie gekrampft, er fuhr sich mit der Hand über die Augen, wendete sich wie erschrocken zu mir, mit einer raschen Bewegung eine Kerze ergreifend, stürzte er auf die Seitentüre zu und verschwand. Die andern hatten in ihrem eifrigen Gespräche über die bevorstehende Schlacht nichts bemerkt, ich lief dem Prinzen nach, ich sah den Prinzen in einem langen, dunkeln Korridor, der nur eine Seitentüre hatte, die in den Schloßhof hinausging. Der Prinz folgte ruckweise einer in einen Schleier von auffallender Weiße gehüllten weiblichen Gestalt. Das phantastische Wesen entfernte sich langsam; am äußersten Rande der Galerie angekommen, verschwand die Erscheinung; ohne daß es dort eine Türe gab! Der Prinz warf die Kerze auf die Erde und begann die Mauer abzutasten; er schlug dagegen, um sich zu versichern, ob sich nicht durch den Klang die Existenz eines geheimnisvollen Ausganges verriete, wie sie ja in alten Schlössern häufig sind. Nichts! Ich hatte den Prinzen er-

reicht, ich sah ihn ... zittern! „Nostitz," sagte er, „hast du sie auch gesehen?" — „Ja." — „Es ist also kein Bild des Traumes ... sie ist es?" Ich lief zur Wache; diese hatte bloß einen sächsischen Offizier in einem weißen Mantel passieren lassen; der Prinz gebot, als ich das meldete, wieder völlig kaltblütig: „Schweigen ... Schweig' um des Himmels willen, daß sich keine Mutlosigkeit verbreitet!" Wir traten zur Gesellschaft im Saal zurück, des Prinzen Stirn trug einen hellen Schein, wie totes Fleisch manchmal in der Finsternis leuchtet ...

Des Prinzen Haupt lag schwankend in meiner Linken, die Füße schlugen kraftlos gegen die Brust meines fliehenden Pferdes; ich wurde heftig verfolgt; ich schoß aufs Geratewohl meine Pistole nach rückwärts ab, ein Gegenschuß riß mir den Hut vom Kopf, doch der vorderste Verfolger stürzte. Eine andere Kugel zerschmetterte mir den Arm. Wie ein Toller tauchte seitwärts hinter mir ein französischer Husar auf, der wutentbrannt die blutenden Flanken seines Reittieres mit den Sporen derart bearbeitete, daß es wie irrsinnig, roten Schaum im Maul und an den Nüstern, vorschoß; im Augenblick, als der Husar an mir vorüberkarrièrte, hieb er gegen das leblose, mir entgleitende Haupt des Prinzen; ich drückte den Teuren mit letzter Kraft an meine Brust und warf mich schützend vor, der Säbelhieb hier und die zerfetzte Nase sind die Begründung meines höchsten Stolzes: ich hatte das Glück, den Helden vor der Verstümmelung seiner adeligen Züge, seines stolzen und reizenden Mundes bewahren zu können! Das letzte, was ich sah, war, daß der Husar nicht mehr Herr seines dicken, tollen Pferdes war; die Strafe des Himmels stürzte ihn und sein Tier in die Saale, in der sie verschwanden, dann stürzte auch mein Pferd ...

Als ich im Lazarette zu Jena erwachte, lag mein vielgeliebter Prinz in der Gruft des Schlosses zu Saalfeld; das Vaterland war zusammengebrochen, wie es der Prinz seit Jahren prophezeit hatte. Der Held, den die Nemesis allzufrüh fällte, war nicht mehr ... Ich schwöre Ihnen, ich sah die weiße Frau! Absolut! Im Schlosse und auf der Straße! Unbedingt! Ihre Unheil prophezeiende Erscheinung hat ohne Zweifel den sonst so siegfriedstarken Arm des Prinzen geschwächt. Er suchte den Tod ... Lächeln Sie nicht! Selbst wenn die weiße Frau nur dem Herrn Prinzen erschien, wenn es nur seine inneren Gesichte waren, die durch die Erwartung des hoffnungslosen Kampfes und durch die dadurch herrschende Erregung, so stark in ihm waren, daß wir anderen ihren Gegenstand, durch des Herrn Prinzen uns alle beherrschende Persönlichkeit gezwungen, auch zu sehen vermeinten, dann ist dies doch erst recht der Beweis, daß Friedrichs des Großen Neffe der Größten einer war? Im Rapport der Seele mit den Dingen über uns steht nur der gottgeleitete Held! Die Dinge sind, man kann sie leugnen, aus Dünkel oder aus Feigheit, sie sind!

Der Geiger

Versonnen lehnte er am kühlen Ofen.
Ein selig Sommerwesen ging zur Neige.
Er strich die greise Markneukirchner Geige
Und grüßte lächelnd seine Philosophen,
Die auf ihn niedersahn aus runden Rahmen,
Die aus dem Bücherspind gegangen kamen.

Und ihrer Rätsel grauverworrne Kreise,
Scharadenknäuel, nicht die Schattenspiele
Des Abends überdunkelten die Diele.
Mit sieben Tönen löste er sie leise.

Voll Nelkenwonne hing die Abendluft. —
Er stand und sann und spielte Nelkenduft.

Der Tag verblutete an alter Narbe.
Die Amsel sang. Wie Bronze stand die Garbe. —
Er spielte Amselklang und Abendfarbe.

Ins All zerstob der letzte Dämmerschein. —
Auf sieben Tönen schritt er hinterdrein.

Kurt Arnold Findeisen

Die Wahl des Berufes

Von Dr. Max Brahn


Seit etwa zwei Jahrzehnten hat die neuere Seelenlehre begonnen, die Begabung der Schüler durch Versuche festzustellen. Man wollte zunächst die normalen Schüler von den annormalen trennen und untersuchte die Verschiedenheit ihrer Auffassung, der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses, des logischen Denkens, der Phantasie. Als dann mit dem Schlachtrufe „Freie Bahn dem Tüchtigen" die Bewegung begann, die besten Schüler in die höhere Schule zu bringen, machte man zunächst in Berlin den Versuch, die von den Lehrern ausgewählten Besten einer weiteren Auslese zu unterwerfen, indem man sie auf den Grad ihrer Begabung untersuchen ließ. Dabei wollte man zunächst die verschiedenen Grade der Allgemeinbegabung feststellen. Man ging von der Voraussetzung aus, daß jeder Mensch eine gewisse allgemeine Begabung hat, die sich auf allen Gebieten seines Tuns kundgibt. Es läßt sich zeigen, daß im Durchschnitt, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, sogar die Zeugnisse, die die Schüler im Gesangunterricht bekommen, mit den übrigen Zeugnissen in engem Zusammenhang stehen, daß also die Leistungen eines jeden Faches zugleich vom Verstande abhängig sind.

Trotzdem zeigt sich, wie ja alle Lebenserfahrung beweist, daß bei gleicher durchschnittlicher Begabung der eine eine besonders gute auf dem einen Gebiete, eine minderwertige auf andern Gebieten hat. Da von der Beanlagung, die man für ein Gebiet des Lebens oder Wissens mitbringt, zugleich mitbestimmt wird, welche Neigungen man hat, da man die Anlagen, die man nun einmal von der Natur besitzt, meistens auch gern entwickelt, so steigern sich gegebene Anlagen im Laufe des Lebens in ganz natürlicher Weise, während schwache Anlagen die Neigung haben, immer mehr herabzusinken. Findet man nun bei einem Schüler eine bestimmte Anlage und einen gewissen Interessenkreis besonders entwickelt, so liegt es nahe, ihn darauf hinzuweisen, daß er seinen Beruf auf einem Gebiete suchen soll, in dem er voraussichtlich etwas Tüchtiges leisten und sich wohlfühlen wird. So wächst aus einer die Begabung in ihre Teile zerlegenden Untersuchung ganz von selbst die Anregung heraus, sie zu einer Untersuchung über die Berufswahl zu erweitern.

Das ist die eine Seite, von der aus sich die Untersuchungen zur Berufswahl entwickeln. Gleichzeitig gingen sie unmittelbar aus dem praktischen Leben hervor und fanden zunächst in Amerika, im Lande der größten Ausnutzung der Arbeitskraft, ihre ersten Anregungen. Die Wahl des Berufes in allen, besonders in den Arbeiterkreisen geschieht heute sehr zufällig. In früheren Zeiten, als die Anzahl der Berufe noch gering und nicht so stark gesondert war wie jetzt, als man die Berufe noch mehr übersah, bekam der junge Mensch früh einen Einblick, was der einzelne Beruf zu tun gibt, und konnte sich ein Bild von der zukünftigen Lebensbahn frühzeitig entwerfen. Heut spielt sich die größte Anzahl der Berufe, die ja ins Unendliche gewachsen sind, hinter den geschlossenen Mauern der Fabrik oder des Kontors ab, und die meisten Menschen ahnen, wenn sie einen Beruf ergreifen, kaum, was er denn eigentlich an Fähigkeiten erfordert. So kommt es, daß, abgesehen von den sonstigen Ursachen, ein großer Teil der Menschen nach einiger Zeit einsieht, daß er seinen Beruf verfehlt habe, und der Berufswechsel wird eine regelmäßige Erscheinung. So standen in den Fabriken oft die ungeeignetsten Menschen an einer bestimmten Arbeit, die vielleicht an anderer Stelle Glänzendes leisten konnten. Taylor kam zunächst darauf, zu untersuchen, welche Eigenschaften zu einer bestimmten Arbeit nötig sind, und diejenigen Menschen auszusondern, die er für ungeeignet fand. In amerikanischen Fabriken hat man das Taylor-System stark entwickelt und glaubt, schon mit seiner Hilfe eine wesentliche Steigerung der Arbeitsleistung erzeugt zu haben.

In Deutschland sind derartige Untersuchungen noch neu, und die deutsche Industrie beginnt erst jetzt sehr zögernd, sie anzuwenden. Der Krieg hat hier bahnbrechend gewirkt. Eine Reihe technischer Gruppen griff, von einigen Fachpsychologen angeregt, den Gedanken der Berufswahluntersuchungen auf und führte ihn tatkräftig durch. So wurden in unserer Armee sämtliche Kraftfahrer, ehe sie ins Feld gingen, psychologisch untersucht; bei den Fliegern wurden ähnliche Untersuchungen durchgeführt, und bei den Schallmeßtrupps konnte man gar nicht anders, als die einzelnen darauf untersuchen, ob sie für den Beruf geeignet wären. Als Beispiel solcher Untersuchungen möchte ich diejenigen anführen, die von dem Präsidenten der sächsischen Staatseisenbahnen Dr. Ulbricht zur Untersuchung der Lokomotivführer und Fahrdienstleiter eingeführt wurden und bei denen ich Gelegenheit hatte mitzuwirken. Es kommt zunächst darauf an, die Eigenschaften festzustellen, die für einen Beruf nötig sind. Der Lokomotivführer muß imstande sein, Signale rechtzeitig zu erfassen und schnell auf ein plötzlich erscheinendes Signal mit der richtigen Handlung zu antworten; auf verschiedene Signale sind verschiedene Handlungen zu vollziehen. Auf einer mehrere Quadrat-

meter großen Wandfläche sind Schienen aufgezeichnet, längs deren die Signale auftauchen. Es sind Lampen von verschiedener Farbe, die bald einen herannahenden Zug, bald eine offenstehende Schranke usw. bezeichnen. Der zu Untersuchende sitzt an einem Tisch, auf dem sich ein verschieden einzustellender Hebel befindet. Er hat auf jedes der Signale den Hebel in eine bestimmte, ihm vorher mitgeteilte Stellung zu bringen. Nun ist die technische Einrichtung so getroffen, daß in dem Augenblick, in dem eine der Lampen aufblitzt, eine Uhr zu laufen beginnt, die Tausendstel-Sekunden genau mißt. Sie läuft so lange, bis der Prüfling den Hebel an die rechte Stelle gebracht hat; in dem Augenblick steht sie still. Man kann also an der Uhr ganz genau die Zeit feststellen, die der einzelne braucht, um auf solche Reize zu antworten; man kann außerdem durch plötzliche starke Schläge oder aufblitzende Lichter ihn erschrecken und sehen, wie sich die Zeiten dann verändern. Wird der Hebel falsch eingestellt, so läuft die Uhr weiter, und man kann feststellen, wie oft im Laufe von etwa fünfzig Versuchen, sei es bei ruhiger Einstellung, sei es bei plötzlichem Schreckreiz, der zu Untersuchende versagt. Man findet auf diese Weise besonders langsame oder unsichere Menschen leicht heraus. Untersucht man eine große Anzahl im Dienste bewährter Führer und stellt deren Versuchsergebnisse fest, so bekommt man mit der Zeit gute Erfahrungen, wie weit praktisches Leben und Versuch übereinstimmen. Und je länger man diese Untersuchungen durchführt, um so mehr wird die Erfahrung zeigen, inwieweit die Versuche es gestatten, die Besten herauszufinden. Man verlangt vom Lokomotivführer außerdem, daß er unter Umständen sehr langen Dienst tut; darum darf er durch das körperlich anstrengende Stehen und lange Tätigkeit überhaupt nicht sehr ermüdbar sein. An einem Arbeitsmesser stellt man fest, ob er imstande ist, längere Zeit hindurch körperliche Arbeit zu leisten, und wieviel er leisten kann. Man untersucht dann auch, ob er nach einer ermüdenden Arbeit noch die oben angegebenen Untersuchungen ohne große Störung durchzuführen vermag.

So kann man eine große Reihe von Untersuchungen für verschiedene Berufe sich ausdenken.

Vorläufig sind wohl am besten die Berufe untersucht, die sich mit den verschiedenen Verkehrsmitteln der neueren Technik beschäftigen, also: Kraftfahrer, Flieger und Eisenbahnbeamte. In Amerika hat man die Telephonistinnen umfangreich untersucht und stellt in manchen Großstädten nur noch solche an, deren Prüfungen günstig ausfallen. Man verlangt von ihnen, daß sie imstande sind, sich Zahlen, die man ihnen zuruft, gut zu merken, vergleicht also eine Reihe von Bewerberinnen miteinander, hat gewisse normale Zahlen und verlangt, daß sie bei etwa fünfzig zugerufenen Zahlen nur eine bestimmte Anzahl von Fehlern machen. Ferner verlangt man von ihnen, daß sie vermögen, auf ein zugerufenes Wort oder auf einen plötzlich erscheinenden Lichtreiz schnell einen Stöpsel in ein Loch zu tun, wobei man wiederum — wie bei den Lokomotivführern — die Zeit genau mißt, die sie zu dieser Handlung brauchen. Denken wir uns diese Auslese streng getroffen, so würde die Zahl der Fehlverbindungen wesentlich abnehmen und zugleich der ganze Verkehr sich erheblich schneller abspielen.

In der Industrie kann man sich solche Untersuchungen und neue Methoden in unendlicher Zahl vorstellen. Hätten wir nur erst ein genügendes Verständnis dafür, welche geistigen Eigenschaften für einen bestimmten Beruf nötig sind, so würden sich auch die Methoden finden, Menschen auf ihre Eignung dafür zu untersuchen. Würde der Blick erst darauf eingestellt sein, so würde auch die Schule in langjähriger Beobachtung ihren Beitrag dazu liefern können, indem sie in einem Abgangszeugnis nicht nur die Leistungen des Schülers zahlenmäßig beurteilte, sondern versuchte, seine Eigenart, zumal seine besonderen Anlagen klarzulegen. Das wird um so leichter möglich sein, je schneller sich unsere Schule aus einer solchen, in der mehr gelernt wird, zu einer solchen entwickelt, in der die Bedeutung der Hand eine Rolle spielt, in der ferner durch Selbstverwaltung und enges Zusammenleben mit dem Lehrer die sozialen Eigenschaften des Schülers mehr hervortreten. Da man außerdem die Fortbildungsschulen sicher umfangreich ausbauen und die Schulzeit verlängern wird, so wird es von hier aus nicht schwer fallen, falsch gewählte Berufe schneller zu erkennen und neue auszusuchen. Nimmt außerdem die Jugendpflege zu, welche die jungen Menschen mit erfahrenen, sie liebevoll beobachtenden Erwachsenen mehr zusammenbringt, so werden diese freundschaftliche gute Ratschläge zur Berufswahl geben können.

Das alles aber wird seine großen wirtschaftlichen und persönlichen Wirkungen erst voll ausüben, wenn große öffentliche Einrichtungen getroffen werden, die der Erforschung der Berufe und der Untersuchung der Menschen für die Berufswahl vollständig dienen können. Es ist erstaunlich, wie wenig bisher die nationalökonomische Wissenschaft und die öffentliche Statistik sich mit den Fragen des Berufes beschäftigt haben. Wir wissen so gut wie gar nichts über die Gründe der Berufswahl der Menschen, über die Anzahl der Berufswechsel und deren Ursachen, und was man über alles zum Berufe Gehörige in den Lehrbüchern findet, das beruht auf ganz theoretischen, nichtssagenden Erwägungen und hat kaum eine praktische Bedeutung. In den deutschen Staaten sind wie im Reiche Wirtschafts- und Arbeitsministerien eingerichtet; man beginnt, be-

sondere Abteilungen dafür in ihnen für Berufsfragen einzurichten. Daneben werden in den einzelnen Mittelpunkten bestimmter Berufe — zum Beispiel in Leipzig für die graphischen Gewerbe, im Rheinland für die Zweige der Metall verarbeitenden Berufe — besondere Anstalten eingerichtet werden müssen, die nur diese Fragen wissenschaftlich zu bearbeiten und dauernd statistisch zu verfolgen haben. Wie man besondere Forschungsinstitute eingerichtet hat, die sich zum Beispiel der Kohlenforschung technisch zu widmen haben, so wird die Ausnutzung der Menschenkraft wohl auch ihrer besonderen Erforschung wert sein. Der Staat wird nur dann seine Hilfsquellen voll ausnutzen, wenn jeder Einzelne an der rechten Stelle steht, und der im Beruf stehende Mensch wird nur dann zum vollen Genusse seines Lebens kommen, wenn er an der rechten Stelle berufsfreudig arbeitet. Die Bedeutung der Arbeitslust und Arbeitsfreude haben wir jetzt schätzen gelernt wie noch niemals zuvor, und solche Berufsämter werden dafür zu sorgen haben, daß sie den Menschen erhalten bleiben. War das vorige Jahrhundert eins der Technik, so muß das jetzige eins des Menschen und der Menschenauswahl werden.

Überlegt man sich den großen kulturgeschichtlichen Zusammenhang, in dem diese Untersuchungen stehen, so bleiben sie nicht mehr eine Zufälligkeit oder eine Kleinigkeit, sondern sie werden eine logische Notwendigkeit. Sie sind nur der Abschluß jenes großen weltgeschichtlichen Vorganges, den man mit dem Worte Rationalisierung der Wirtschaft bezeichnen kann. Seitdem man begonnen hat, das wirtschaftliche Tun des Menschen mit Maß und Zahl zu verfolgen, genaue Buchführung einzuführen, jede Maschine nur daraufhin zu berechnen, welche Nutzleistung sie ergibt, die Erzeugung möglichst genau dem Bedürfnis anzupassen, gibt es auf diesem Wege kein Halten mehr. Alles, was mit zum wirtschaftlichen Leben gehört, wird nur daraufhin angesehen, wie es ein Höchstmaß einer Leistung hervorbringen kann. Und der rechnende und planende Menschengeist gibt sich nicht eher zufrieden, als bis er bei allen wirtschaftlichen Vorgängen das Höchstmaß der Leistung erreicht hat. Wer daher rein wirtschaftlich denkt, der wird zunächst das Wichtigste, die Buchführung, in Zahlen fassen, dann die Maschine immer genauer berechnen und schließlich dabei münden, den Menschen als Arbeitserzeuger genau so planmäßig zu verwerten wie die Maschine.

Das tut in gleicher Weise der höchstentwickelte Kapitalismus, weshalb in Amerika Taylor triumphierte, und der höchstentwickelte Sozialismus, der genau so Höchstleistungen erzeugen will, wenn auch nicht mit der Absicht, auf diese Weise viel Reichtum zu gewinnen, sondern mit der andern: dadurch dem Menschen möglichst viele Güter zu verschaffen. Und so treffen sich in der Forderung nach genauer Durchrechnung der Arbeit und daher nach der Berechnung auch des arbeitenden Menschen die Kapitalisten in Amerika und der strenge Sozialismus in Deutschland.

Die Berufswahl und die Untersuchung der Berufseignung sind also nicht von dem Zufall der auf Versuchen beruhenden Seelenlehre abhängig, sondern sie sind nur eine andere Seite des gleichen Vorganges, der uns zu einem zahlenmäßigen Erfassen des Menschen überhaupt geführt hat.

Man könnte hier von dem Hegelschen Satze reden, daß jeder geschichtliche Prozeß notwendig in sein Gegenteil umschlägt. Es ist durchaus folgerichtig und notwendig, den Menschen, insoweit er Arbeiter ist, planmäßig für die Arbeit zu berechnen und zu benutzen, auf daß er seine Arbeitsaufgabe mit möglichst großer Leistung erfüllt. Ist man aber einmal auf dem hohen Punkte angelangt und hat den Menschen in einer Beziehung völlig maschinenmäßig betrachtet und zur Maschine gemacht, so muß das in das Gegenteil umschlagen, indem nun der einerseits zur Arbeitsmaschine erklärte Mensch andrerseits zum vollen, freien, ganzen Menschen erklärt wird. Wir lebten bisher in einer Zeit der Mischung. Der Mensch arbeitete zehn Stunden am Tage, diese nicht mit höchster Kraftanspannung und doch wieder nach der Arbeit zu müde, um seine freie Zeit zur Muße und zu innerem Behagen ausnutzen zu können. Jetzt entwickelt sich die langvorbereitete Trennung mit aller Schärfe: volle Ausnutzung des Menschen in seiner Arbeit als Maschine und volle Ausnutzung der übrigen Zeit zu Muße, Bildung und Freiheit.

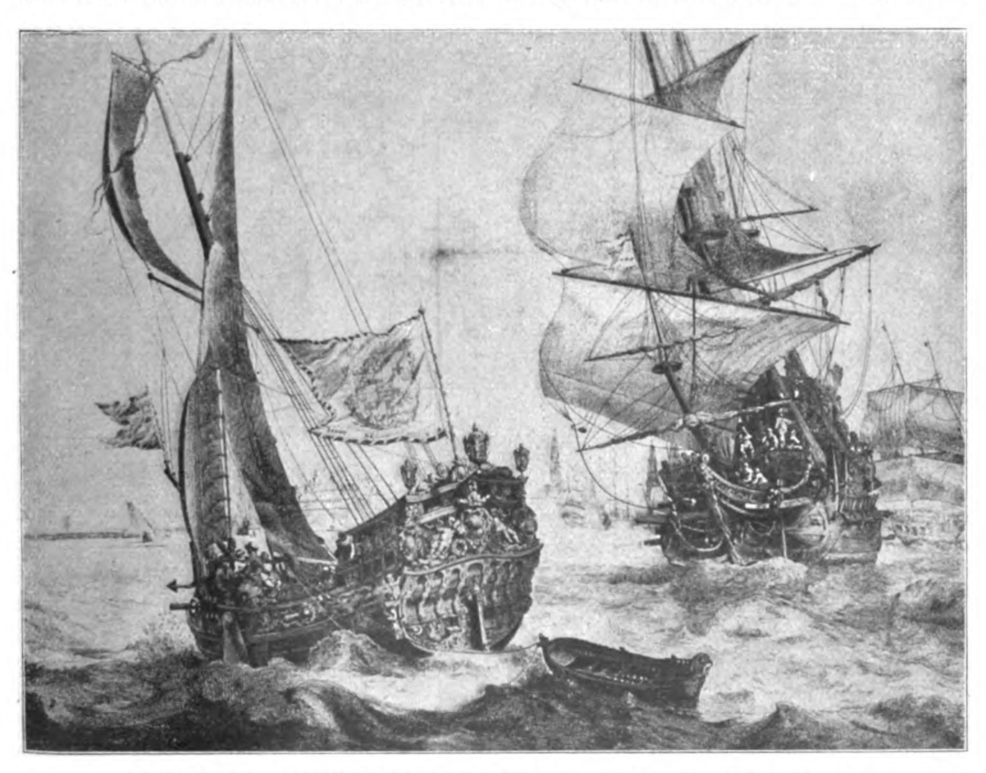
Und auch darin zeigt sich hier das Gesetz des Gegensatzes, daß diese Anspannung einseitiger Art im Beruf einerseits eine logische Notwendigkeit unserer ganzen Entwicklung ist und daß sie andrerseits etwas Utopisches an sich hat: den Gedanken, daß es auf diese Weise möglich sein wird, dem Menschen so viel freie Zeit zu verschaffen und dabei ihm so viele Güter zu gewähren, daß etwas ganz Neues hereinbricht. Mangel und Not wären dann aufgehoben, für einen jeden wäre bei vernünftiger Verteilung genug und übergenug vorhanden, und doch bliebe dem einzelnen, hat er seine maschinelle Arbeit in einigen Tagesstunden — in sechs sagen die einen, in vier sagen die anderen — erledigt, Zeit genug, um an allen geistigen Gütern der Welt teilzunehmen. So begegnen sich hier letzter Materialismus und höchster Idealismus in eigentümlicher Weise. Und unser ganzes Problem bekommt damit nicht nur die höchste praktische Bedeutung, sondern es wird ein Grundproblem unserer Zukunft.

Das schöne Schiff der Barockzeit

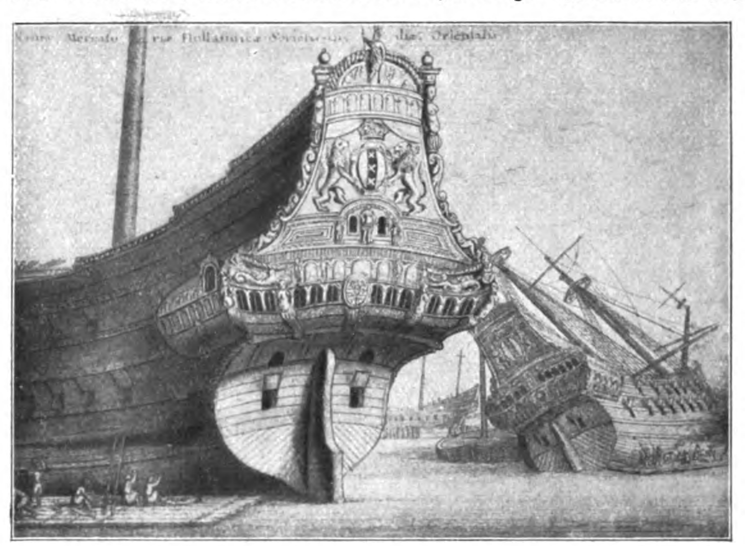
Von Chr. Voigt

Wie uns in der Landarchitektur das Wohngebäude nach Stil und Bauweise in unendlicher Mannigfaltigkeit entgegentritt, so verfügt auch die Schiffbaukunst aller Länder und Zeiten über eine außerordentliche Fülle von Formen und Abarten des schwimmenden Fahrzeugs, die ihre Entstehung den verschiedensten Einwirkungen wie geographischer Lage, Küstenbildung usw. verdanken. Technik und Wissenschaft haben sich innig gesellt, um das Schiffsgebäude dem Gipfel der Entwicklungsmöglichkeit und der Vollkommenheit zuzuführen, die wir an dem Riesendampfer unserer Zeit mit Recht bewundern. Zu ihm bildet das Segelschiff die Vorstufe. Wenn wir in Maschinengerassel und Kohlenruß die Zeichen einer neuen Zeit erblicken, so führt uns der Segler zurück zu dem Märchenzauber, der uns von Weltmeer und Schiff unlöslich erscheint. In jenen gemächlicheren Tagen liebte und schmückte man das Schiff wie ein belebtes Wesen, und als im 17. Jahrhundert die Malkunst sich ihm zuwendete, traten Plastik und Kunstgewerbe gar bald mit ihr in Wettbewerb, und es entstand ein so reizvolles Fahrzeug, daß sich eine Sonderschilderung lohnt.

Schon die feinlinigen Reihenschiffe des klassischen Altertums, deren Rudertechnik auf einer uns heute noch nicht verständlichen Höhe stand, haben wie ihre Nachfolger, die Galeeren, im taktmäßigen Ruderschlag einen malerischen Anblick geboten; ihnen schließen sich die Segelfahrzeuge des Mittelalters an. Zur Ausnutzung des Windes türmen sie Segel über Segel zu schwindelnder Höhe. Der Seeverkehr überschreitet mit den weitgesteckten Zielen der Entdeckerfahrten die Grenzen des zu eng gewordenen Mittelmeers und schickt seine Sendboten über die Ozeane nach den Gestaden neuer Länder. Leuchtende Segel, farbig gemustert oder mit Wappen und Kreuzen, dem Zeichen der Kreuzfahrer, bemalt, bunte Farben als Zier oder zum Schutz des Holzwerks nehmen der Fläche des Rumpfes die Eintönigkeit. Außen an der Bordwand hängen die gemusterten Schilde der Reisigen (Pavesade), und Bug- und Heckzier geben im Verein mit flattern-



Lustjacht und holländisches Kriegsschiff. Nach einem Stich von Pieter Mortier

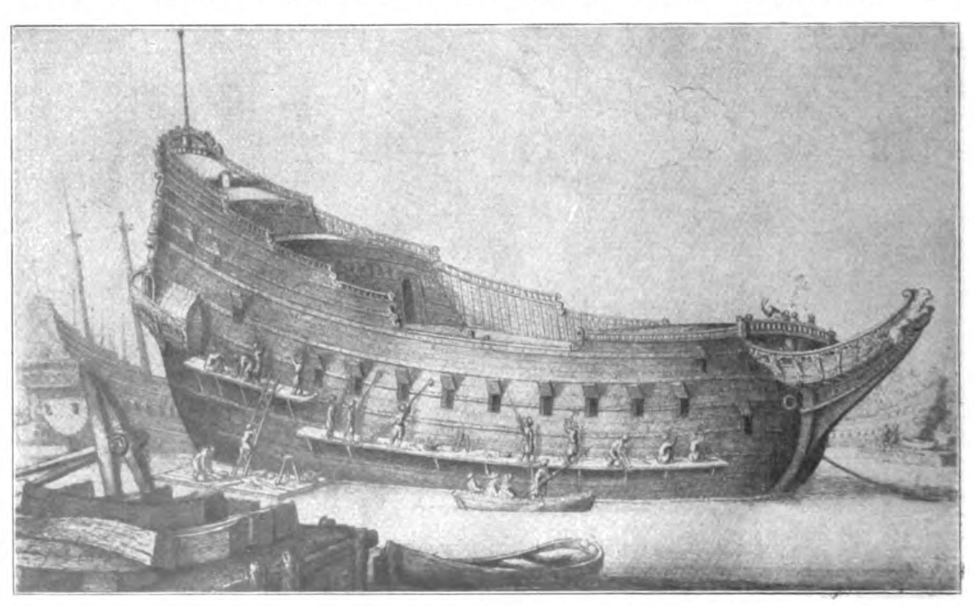


Spiegel eines Amsterdamer Schiffes. Nach einem Stich von Wenzel Hollar

den Bannern dem Schiff ein phantastisches Gepräge. Im hochragenden Rumpf und in der zierlich durchbrochenen Takelage spricht sich die kühn nach oben strebende Gotik aus, und auch bei dem von je für Schmuck bevorzugten Heck stoßen wir auf stilgerechte Ornamentik. Merkwürdig hohe Aufbauten belasten den Schiffskörper; hervorgegangen aus hölzernen Türmen oder Kastellen, erwecken sie vom seemännischen Standpunkt aus Zweifel an ihrer Brauchbarkeit, stehen aber in Übereinstimmung mit der Pracht, die auf die Schiffe jener Tage gewendet wird.

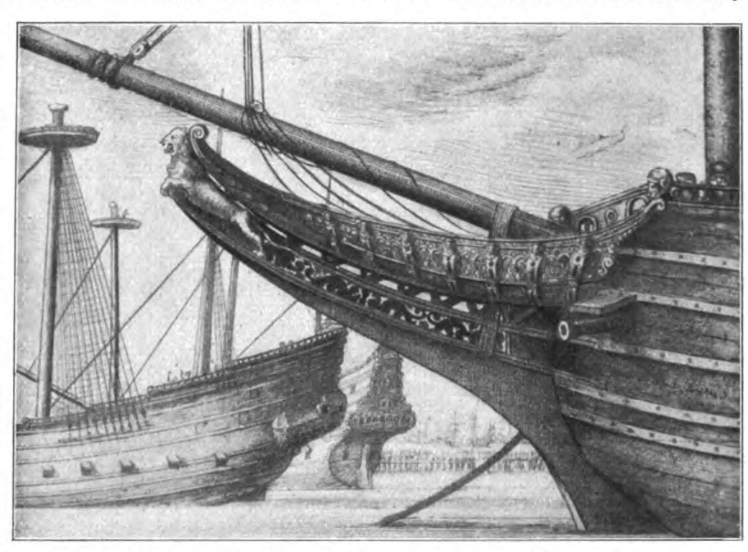
Es ist die Zeit der Turniere, des Rittertums, und wir verstehen den Stil der Schiffe dieses Zeitalters nicht, wenn wir sie aus den sonstigen zeitlichen Kulturerscheinungen heraussondern.

Mit dem 15. Jahrhundert machen die übermäßig hohen Deckbauten gestreckterer Bauweise Platz. Die Linien des Rumpfes runden sich zu schöngeschwungenen Kurven. Die Kunst der Renaissance greift hinüber auf das Schiffsgebäude. Fürstengunst und schöner Frauen Laune neigen sich ihm zu, machen es sich dienstbar in Gestalt prächtiger Lustfahrzeuge, und die Kunst unterstützt solche Teilnahme. Die unvergleichliche Grandezza der spanischen Galeonen der Spätrenaissance wird in das Frühbarock mit übernommen und läßt sich bis zu dessen Ausklängen verfolgen, ja sogar noch bis in die Zeit, wo der Jesuitenstil mit seiner heiteren Pracht und dekorativen Überladung, mit seinen spiralig gewundenen Säulen voll Schnitzwerk und Vergoldung aus dem reichen, fast wunderlichen Prunk des Kirchenstils auch die Ge-



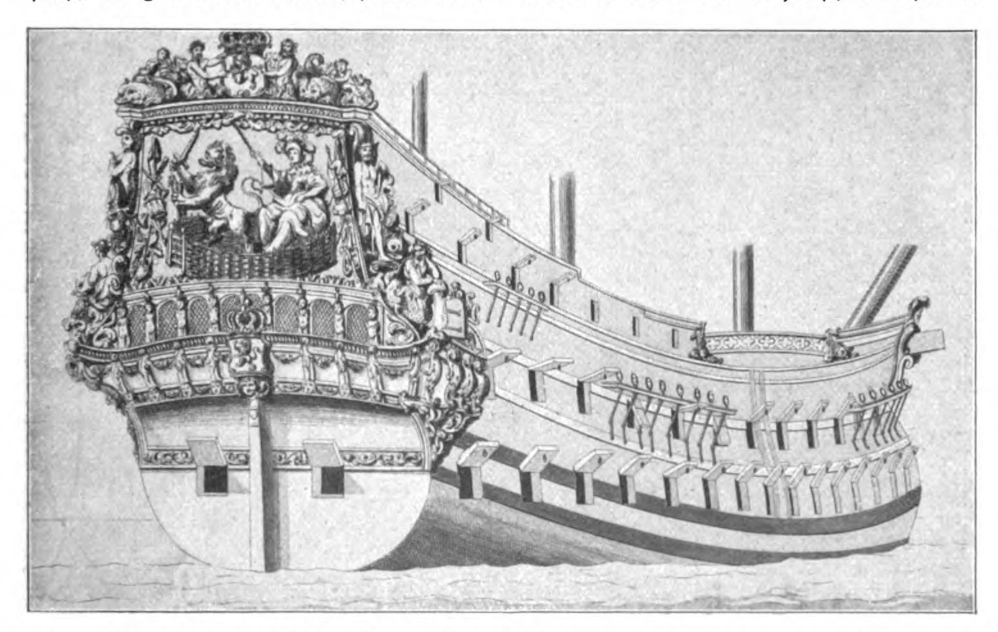
Rumpf eines holländischen Schiffes. Nach einem Stich von Wenzel Hollar

staltung des Schiffes beeinflußt. Jede neue, kurz- oder langlebige Stilform greift auch hier Platz. So haben z. B. auf die Schiffbaumeister des Mittelmeers der Geist und die Phantasie der Schule Piranesis in wahrhaft antiker Größe eingewirkt, während wieder im Norden, vornehmlich in Holland, ein Backhuizen und van de Velde für den Stil des Schiffbaues maßgebend waren. Sie sind es auch gewesen, die nicht nur die bekannten prunkenden Heckdekorationen entwarfen, sondern auch ausgezeichnete Entwürfe zum vollständigen Schiffbau schufen.

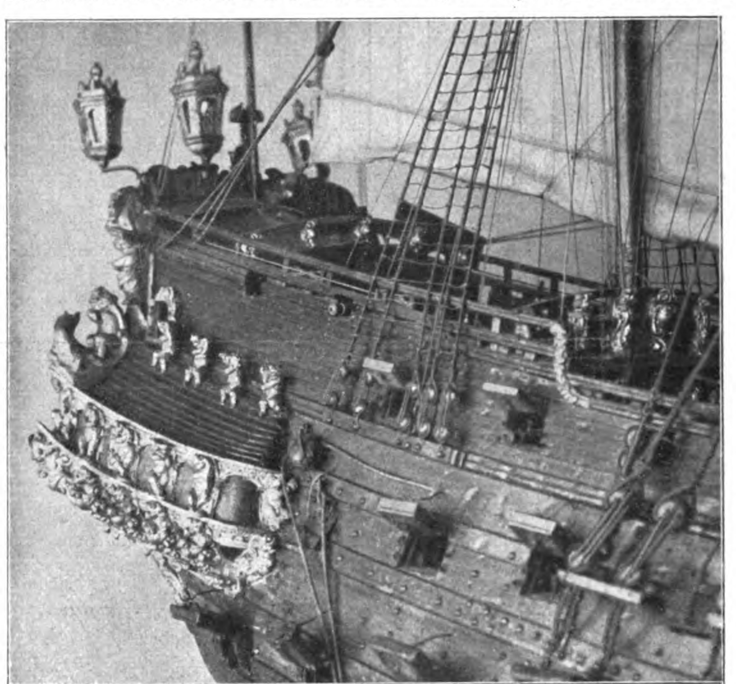


Heck und Gallion holländischer Schiffe. Nach einem Stich von Wenzel Hollar

Die Barockzeit, mißverständlich früher auch als Ausartung beurteilt, bestrebt sich mit Erfolg, die überlieferten strengklassischen Formen in schwungvollem Formenrausch weiterzubilden, und findet im Zeitalter der Indienfahrten, der großen Seekämpfe ein weites Feld der Betätigung am Schiffskörper. Gerade das ist das Eigenartige beim Barock, daß es, von stärkster Ausdruckskraft durchpulst, mit gebietender Willkür, seinem weiblichen Charakter getreu, über Stoff und Zweckbestimmung sich hinwegsetzt und sich vorwiegend nach der dekorativen Seite hin entwickelt. Ebenso wie es das Geschützrohr mit Gravierung und Relief ausziert oder die Festung zu einem hundertzackigen Sterngebilde verwandelt, wie es die männliche Erscheinung durch die Allongeperücke oder weibliche Formen durch Betonung bestimmter Körperteile hebt, so macht das Barock auch das Schiff seinem Formenreichtum untertan: denn das Ruhelose, das seinen



Spiegel eines holländischen Kriegsschiffes. Nach einer Zeichnung von W. van de Velde



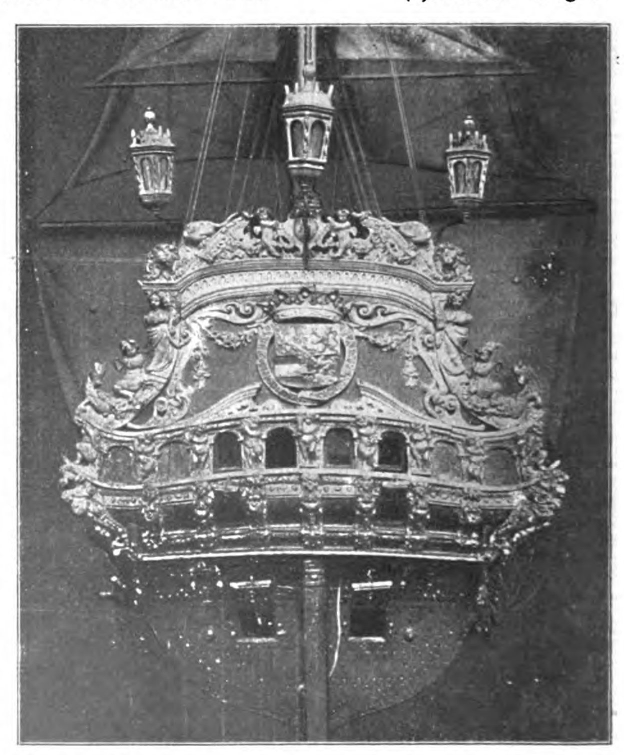
Heckansicht vom Admiralschiff ‚Hollandia' des Admirals de Ruyter
Nach dem Modell im Hohenzollern-Museum zu Berlin

Wassergottheiten, Seepferde und Putten; die Künstler schwelgen im Formenreiz des enthüllten Weibes. Alles ist von Meisterhand geschnitzt und in gleißend Gold getaucht. Für die Anfertigung dieses bildnerischen Schmuckes gab es eigene Gilden. Zwischen den Bildhauerarbeiten, die in bestimmten Reihen die Linien des Hecks umsäumen, schaffen kostbare Gemälde und bunte Wappenschilde farbenfrohe Abwechslung. All das erzeugt vermöge der Gegensätze einen Anblick von berückendem Zauber.

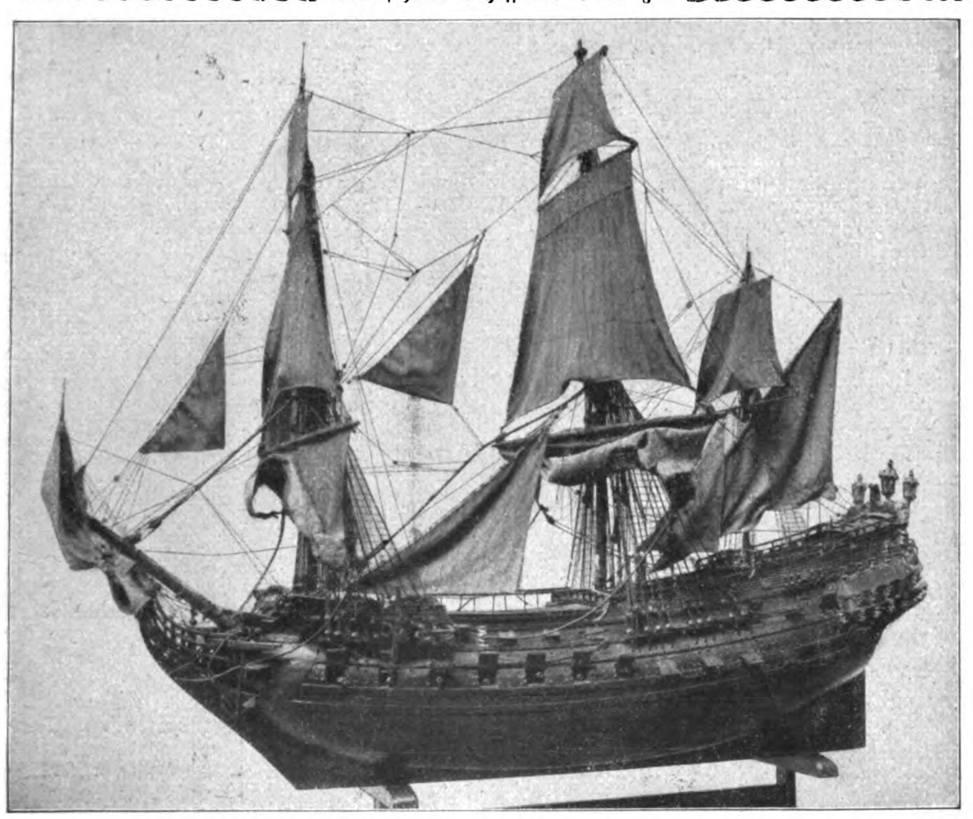
Das Ganze wird dann durch gewaltige, in Eisen geschmiedete vergül-

Stil kennzeichnet, entspricht dem Wesen des Wassers, und seiner frohen Sinneslust bereitet es Freude, den Schiffskörper durch geschnitztes Figurenwerk zu beleben.

Überall werden wir das Streben gewahr, das Sachliche vom Dekorativen zu trennen. Auf beiden Seiten des Hecks liegen die verschrägten barocken Galerien in ihrer eigenartigen Formschöne. Neben den Berghölzern, die noch stark hervortreten, und den Rüsten weisen die Bordseiten bemalte Pfortendeckel auf. Dagegen spricht sich durch die Ornamentierung an Heck und Gallion der jeweilige Stil am deutlichsten aus. Während vorn am Gallion die häufig verwendete Gestalt des Löwen dem Schiff den rechten Kurs zu weisen scheint — der Löwe hat sich übrigens in dem Knauf unseres Marinesäbels bis heute erhalten —, beginnt gleich über dem Spiegel, wo der Ruderkopf einmündet, ein Rausch von Ornamentierung mit Docken, Konsolen, Köpfen, Kartuschen und ganzen Figuren. Da finden wir allegorische Gestalten wie



Spiegelansicht vom Admiralschiff ‚Hollandia' des Admirals de Ruyter
Nach dem Modell im Hohenzollern-Museum zu Berlin



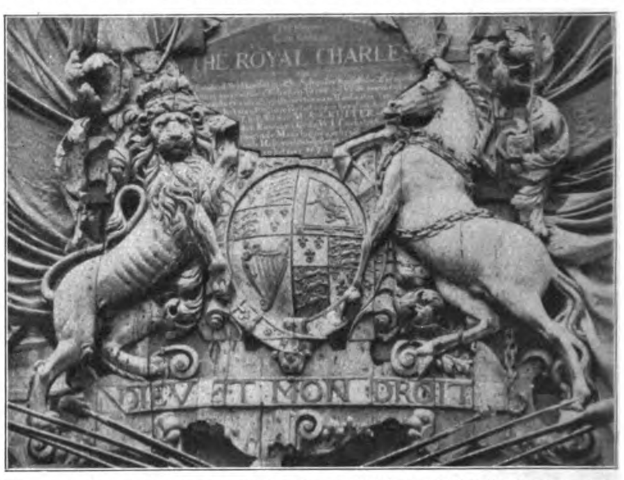
Seitenansicht vom Admiralschiff ‚Hollandia' des Admirals de Ruyter
Nach dem Modell im Hohenzollern-Museum zu Berlin

dete Laternen gekrönt, bis zu drei an der Zahl, die von den Galeeren Venedigs entlehnt sind. Darüber tanzt die riesige bunte Heckflagge im Sonnenglast; sie peitscht die Dampfschwaden auseinander, die beim Abfeuern des Salutschusses aufsteigen, und schmetternd setzen hinter dem flatternden Schanzkleid die Fanfarenbläser ein zum Empfang des Admirals, an dessen Erscheinung vom Spitzenkragen seines Roquelaures bis zu den mit rotem Saffian überzogenen Absätzen seiner hohen, spitzenbesetzten Stulpstiefel alles Stil ist.

Der Schiffskörper, in wollüstigem Linienschwung und doch kraftvoll hingestreckt auf seinem rätselvollen Element, aufgeputzt wie eine kokette Schöne, mit geblähten Segeln und knatternden Flaggen, macht bei aller Wucht der Erscheinung den Eindruck des Zierlichen, Weiblichen, eben vermöge seiner schönentwickelten Formen. Ist bei der zierlichen Fleute der Barockzeit das Hinterschiff in zarten, jungfräulichen Rundungen gehalten, so wächst es sich später im Rokokoschiff zu den üppigen Reizen der reifen Schönheit aus. Weiblich ist auch der überreiche Zierat an Bug und Heck, wie er weder früher noch später in der Seearchitektonik zur Anwendung kommt. Gerade in dieser Hinsicht geht das Barock über alles Herkömmliche im Schiffbau, über das Gesetz des Zweckmäßigen hinweg, das für das Schiff in allen Teilen Grundbedingung ist. Überkommt uns nicht ein Gefühl des Bedauerns bei dem Gedanken, daß die kunstgerechten, prachtvollen Heckdekorationen allen Fährlichkeiten der Seeschlacht ohne Bedenken preisgegeben wurden?

Ein harmonisch verlaufender ‚Sprung' begünstigt das Ablaufen überkommender Seen; die gekrümmten Berghölzer folgen der Hohllinie der Reeling, werden aber von den Stückpforten durchbrochen, die der wagerechten Führung der Batteriedecke sich anschließen. Recht gefällig wirken auch die zur Erschwerung des Enterns nach oben eingezogenen Bordwände, die die busigen Rumpfformen in der Wasserlinie voll zur Entfaltung bringen.

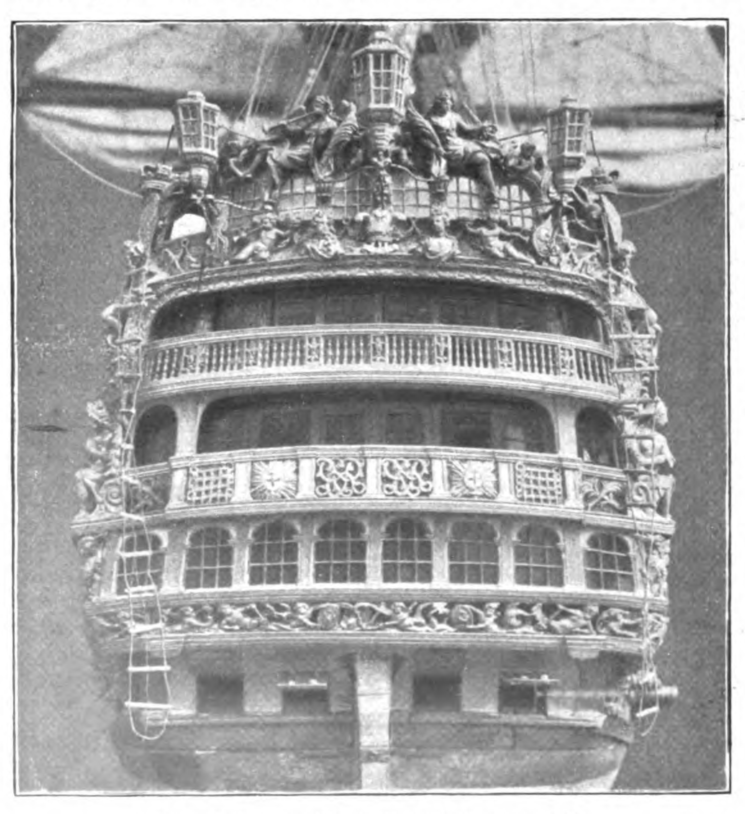
Über dem Fundament des Schiffskörpers erhebt sich zu luftiger Höhe die zierlich durchbrochene Takelung, von Mast zu Mast, von Stänge zu Stänge in Pyramidenform aufsteigend. Der Großmast steht genau in der Mitte der Kiellänge, und die beiden anderen Masten ordnen sich zur Erzielung des Segelschwerpunktes ihm in gemessenen Abständen unter.



Wappen im Spiegel des von den Holländern 1667 eroberten und nach der Maas weggeführten englischen Linienschiffes ‚Royal Charles‘
Im Reichsmuseum zu Amsterdam

Keck ragt an der Nock des Bugspriets die kleine Stänge empor, und in der sonstigen rein quadratischen Besegelung fällt am Besahnmast das dreieckige Lateinsegel auf, ein Überbleibsel aus dem Seewesen des Mittelmeers; durch Wegschneiden des am Mast vorstehenden Teils verwandelt es sich um das Jahr 1800 in das Gaffelsegel. Auch das langgezogene Gallion ist eine Erinnerung an den Schiffsbau der Levante; weil es jedoch das Vorschiff zu stark belastet, wird es, zu Beginn des 18. Jahrhunderts, verkürzt. Daß solch ein zu höchster Zweckmäßigkeit entwickeltes Bauwerk, das in seiner Geschlossenheit ein auf sich gestelltes Ganzes darbietet, sich dem schaffenden Künstler ganz von selbst als wirksame Staffage aufdrängt, ist verständlich. Das rein Malerische des schwimmenden Fahrzeugs reizt die alten Meister. Anfänglich nur Beiwerk, gleitet das Schiff in seinen Darstellungen hinüber zum Selbstzweck des Seestückes, zum Schiffsporträt.

In den seegewohnten Niederlanden fand die Marinemalerei ihre Wiege. Die namhaftesten Künstler ziehen das Schiff und sein Drum und Dran in den Bereich ihres Schaffens, allen voran Willem van de Velde d. J., Capelle, Simon de Vlieger, Lieve Verschuier, dem wir das herrliche Bild der kurbrandenburgischen Flotte verdanken, Ludolf Backhuizen aus Emden u. a. m. Wohlbekannt durch ihre Stiche und Radierungen sind Remigius Nooms (Zeeman), der Prager Wenzel Hollar und Peter Schenck von Elberfeld.



Spiegel eines englischen Linienschiffes von 1730
Nach dem Modell in der Technischen Hochschule zu Hannover

Mit Lust und Liebe sind Schiff, See und Luft hingeworfen, jenes gefährdet durch die Gewalt des trügerischen Elementes, aber doch als dessen Herrin und stets in voller Schöne. Düsteres Gewölk über bewegtem Wasser, das Schiff vor Anker oder in Fahrt, Wind und Wellen trotzend,

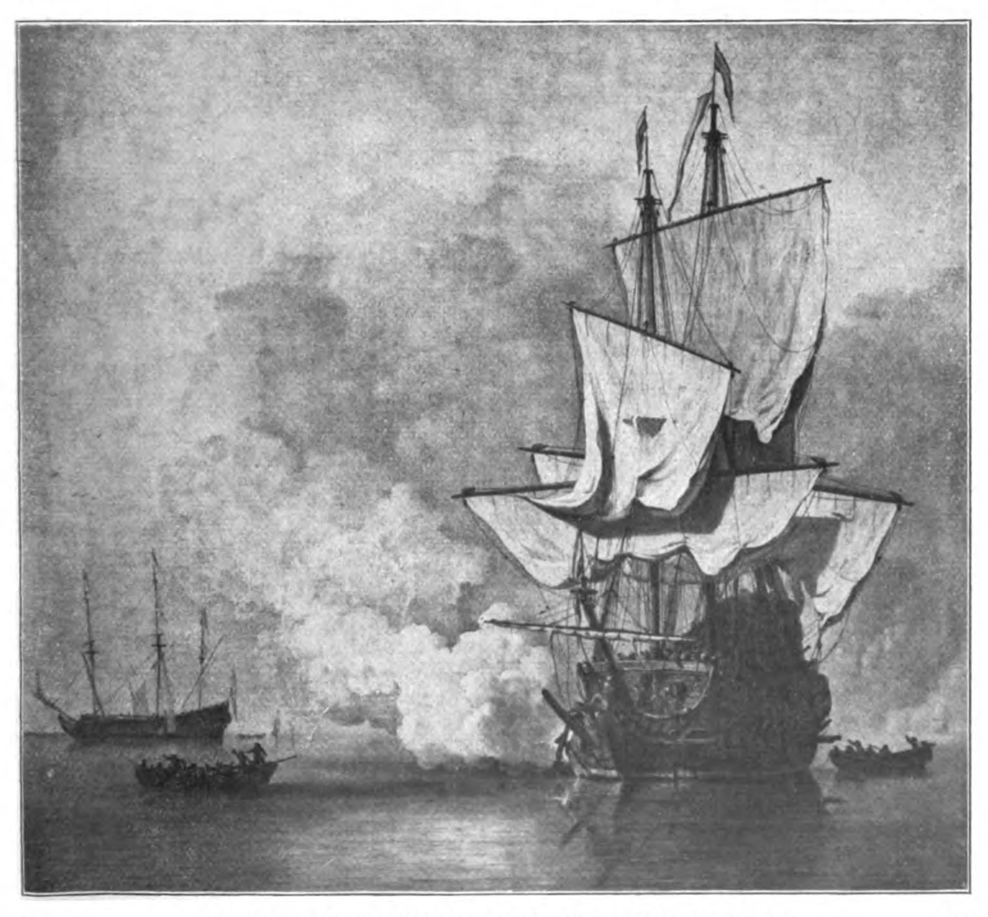
wie ein beseeltes Wesen, einem Willen untertan. Unter dem Druck des Windes, der in losen, bauchigen Segeln sich verfängt und sie zu malerischen Kurven rundet, zerteilt das Schiff anmutvoll die Fluten; prachtvolle Überschneidungen von Segeln und Rahen erhöhen die Lebendigkeit. Wir glauben das Ächzen der Masten und das Rauschen der geblähten Leinwand zu vernehmen, während im Ruhezustande die aufgegeiten weißen Schwingen malerisch in Festons herabhängen, der frischen Brise gewärtig, die den Kiel beflügelt.

Ein großer Vorzug der alten Meister liegt auch in der Genauigkeit, mit der sie alle technisch-seemännischen Einzelheiten ihres Sondergebietes beherrschen.

Im Vergleich zu unseren Riesenschiffen waren die Abmessungen des Barockschiffes nur gering; die größte Länge ging nicht über 65 m hinaus, wogegen ein Schnelldampfer der Hamburg-Amerika-Linie fast das vierfache zählt. — Eine recht anschauliche Vorstellung von der Schönheit unseres Barockschiffes geben neben den Bildern der alten Meister, sie plastisch ergänzend, Schiffsmodelle aus der Zeit. Das Berliner Hohenzollernmuseum ist der glückliche Besitzer solch eines Prachtstückes aus der Barockzeit, das wohl als das schönste Schiffsmodell der ganzen Welt anzusprechen ist. Durch das Ebenmaß der Verhältnisse, durch die Feinheit der Linien und seine sorgfältige Ausführung ist es ein Meisterwerk der Schiffsmodellkunst.

An sonstigen nautischen Reliquien aus jenem Zeitalter fehlt es so gut wie ganz. Die Schiffe stehen infolge ihres vergänglichen Materials an Dauer hinter den Landbauten erheblich zurück. Dennoch ist uns in dem Spiegel des englischen Schiffes ‚Royal Charles' ein solches Überlebsel im Amsterdamer Reichsmuseum überkommen. Das gute Schiff wurde am 22. Juni 1667 im Medway von den Holländern weggeführt und nach der Maas gebracht.

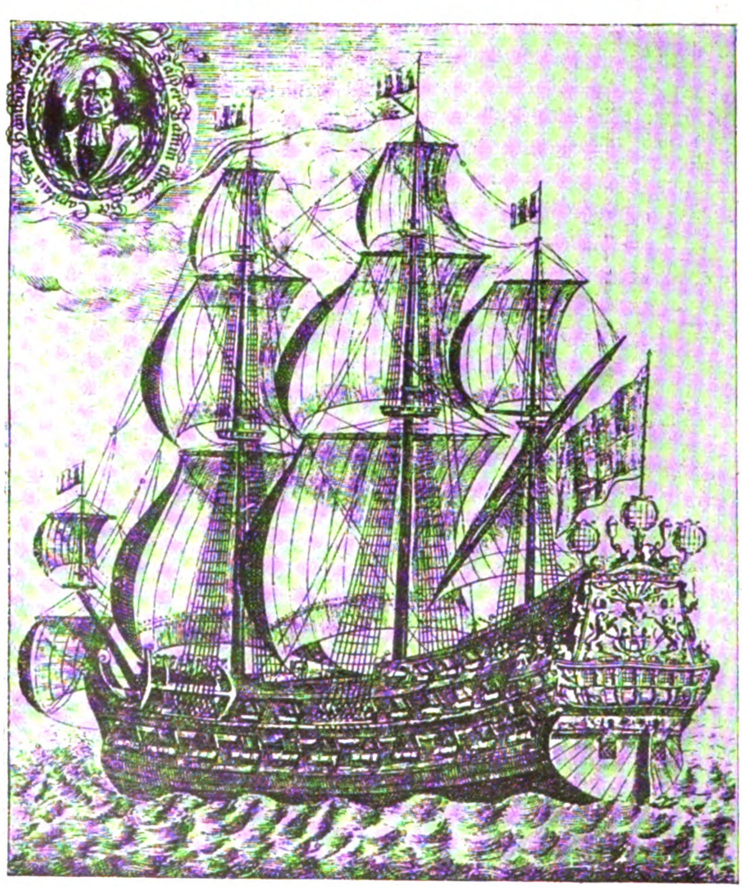
Wie alle Kulturerrungenschaften ist auch das Seewesen der Mode unterworfen, die auf Grund technischer Fortschritte die seemännischen Anschauungen beeinflußt. Unter solchen Wandlungen wird um die Wende des



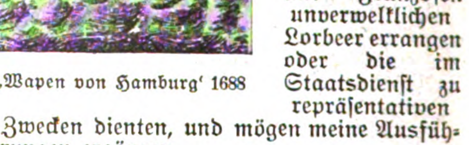
Der Kanonenschuß. Gemälde von W. van de Velde (Ausschnitt)

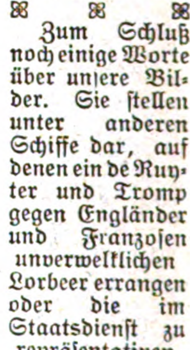
17. Jahrhunderts unser Barockschiff dem Rokoko zugeführt und entsprechend umgemodelt. Bis auf geringe Reste verschwinden die prunkhaften Aufbauten, die Takelung wird freier und übersichtlicher dadurch, daß sie sich von überflüssigem Beiwerk freimacht. Die ungelenken vierkanten Vorsegel werden zum Vorteil der Manövrierfähigkeit durch dreieckige Stagsegel ersetzt, und die bisherige Handsteuerung macht dem Steuerrad Platz. Die Wissenschaft bemächtigt sich des Schiffskörpers, und die Gesetze des Wasserwiderstandes beeinflussen seine Linienführung, Ausstattung und Ausrüstung, kurz — alles wird sachgemäßer. Den bildnerischen Schmuck aber behält das Schiff der Rokokozeit bei. Während dieser beim Barock sich der Konstruktion anschmiegt, wird im Rokoko die Senkrechte in der Bemastung durch querlaufende Galerien mit zierlichen Balustraden unterbrochen. Nelsons Linienschiffe, die jener Periode angehören, sind wohl gefechtstüchtiger aber durchaus nicht künstlerisch schöner als ihre barocken Vorgänger. Segeln konnten sie aber nur sehr schwerfällig, so daß die flinken Fregatten ihnen den Rang abliefen.

Mit der Entwicklung des Geschützes wird das Linienschiff zur schwimmenden Feste, aber seine Stunde schlägt mit der Einführung des Dampfes und des Eisenschiffbaues im 19. Jahrhundert. Damit wird die poesievolle Erscheinung des Segelschiffes allmählich zurückgedrängt, und heute beherrscht der Riesendampfer das Weltmeer. Wohl fesselt er unser Empfinden ob seiner gewaltigen Größenverhältnisse und seiner technischen Vollendung, Eigenschaften, die ihn als Triumph menschlichen Könnens und Gebietens über die Macht der Elemente verkörpern. Dennoch aber lassen wir von seiner überragenden Erscheinung gern den Blick zu jenem symmetrischen kunstvollen Gebilde zurückschweifen, das uns den Inbegriff alter entschwundener Segelschiffsherrlichkeit bedeuten will, zu dem Wunderwerk des Schiffes der Barockzeit.



Hamburger Konvoyschiff des Admirals Karpfanger ‚Wapen von Hamburg' 1688

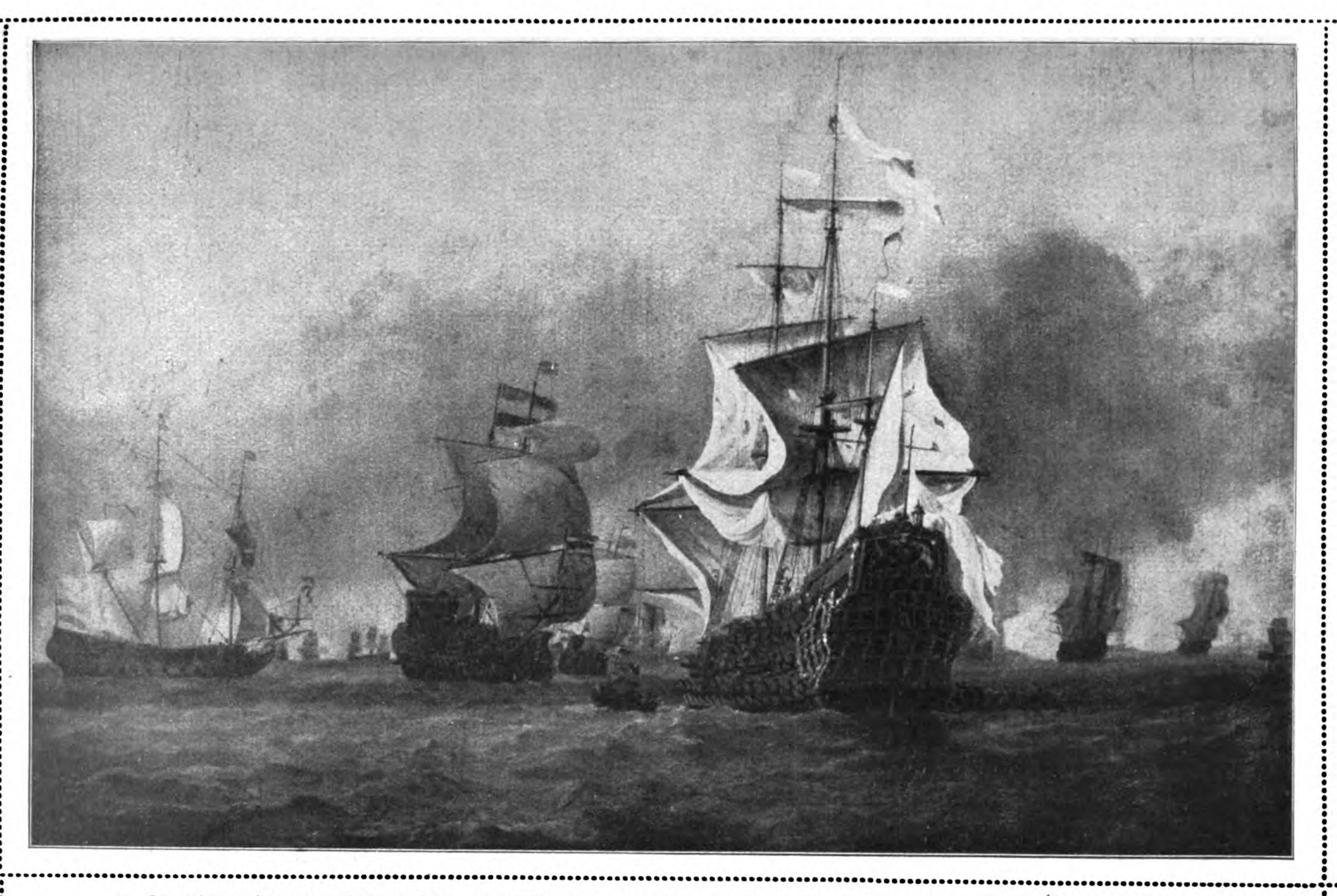




Zum Schluß noch einige Worte über unsere Bilder. Sie stellen unter anderen Schiffe dar, auf denen ein de Ruyter und Tromp gegen Engländer und Franzosen unverwelklichen Lorbeer errangen oder die im Staatsdienst zu repräsentativen Zwecken dienten, und mögen meine Ausführungen ergänzen.

‚Der Kanonenschuß' von W. van de Velde (S. 557). Der Schuß gibt das Zeichen zum Auslaufen des großen Indienfahrers. Qualm und Rauch schaffen Leben in die durch die noch herrschende Windstille bedingte ruhige Stimmung. Der Anker ist gehievt, die Segel sind gesetzt, das Großboot wird am Heck zum Schleppen befestigt, und unser Dreimaster schickt sich zur Abfahrt nach der fernen Insulinde an.

Wenzel Hollar, der Böhme, hat sich



Die Viertageschlacht zwischen Holländern und Engländern vom 11.–14. Juni 1666. Gemälde von Willem van de Velde d. A.

vortrefflich in das niederländische Seewesen eingelebt. Ernst und würdevoll liegen seine mit prunkender Heck- und Bugzier geschmückten Schiffe zu Wasser. In einer gewissen Starrheit deuten sie auf Porträts schwimmender Fahrzeuge hin, ohne dabei der Phantasie zu entbehren.

Das Bild auf S. 551 entstammt dem Werk ‚Plan de plusieurs batimens de mer usw.', das um 1700 bei Pijter Mortier in Amsterdam erschien. Die Stiche sind wahre Meisterstücke der Kupferstechkunst; unsere Wiedergabe mußte erheblich verkleinert werden. Schiff und See erscheinen höchst malerisch. Das herrliche Spiel der Wellen und der strahlende Sonnenglast auf dem Wasser bringen den seemäßigen Eindruck ebenso wie die belebte Personenstaffage voll zur Geltung. Die Gestaltung der gefüllten Segel wirkt in ihrer gewollten Nachlässigkeit um so überzeugender, als sie der ein wenig steifen Regelmäßigkeit des modernen Segelschiffes ermangelt.

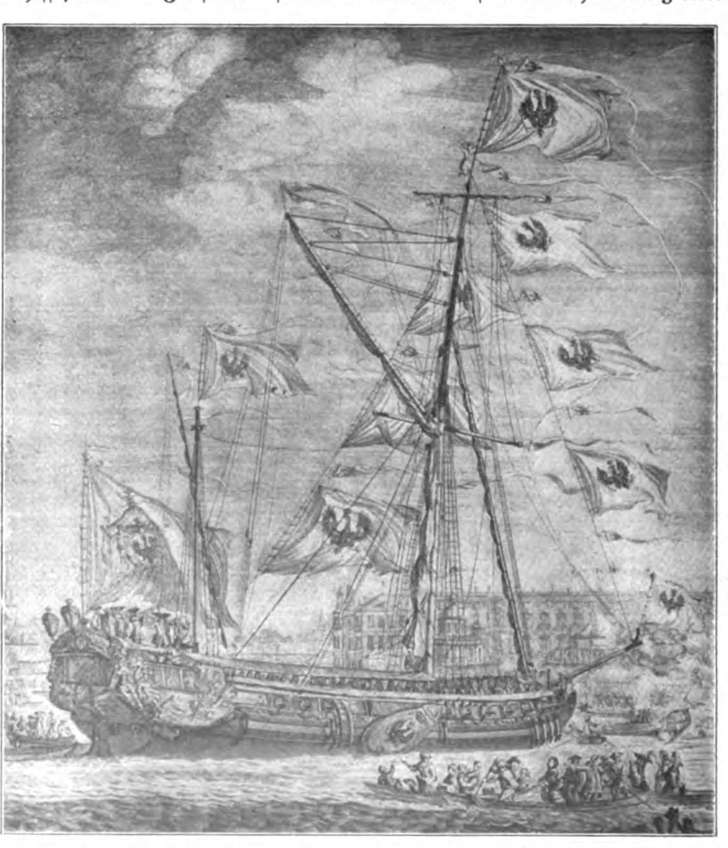
Das Bild der kurbrandenburgischen Flotte von Lieve Verschuier, im Schloß zu Berlin, erweckt vaterländische Erinnerungen an die Marine des Großen Kurfürsten. Im Jahre 1684 entstanden, zeigt es die Schiffe, die der Fürst von seinem verdienten Marinedirektor Benjamin Raule käuflich erwarb, um durch eine eigene Flotte unabhängig von ermieteten Fahrzeugen zu sein.

Wir sehen die Flotte vereinigt, augenscheinlich zu einer Besichtigung, die der Fürst an Bord seiner Jacht vornimmt. Der hohe Herr befindet sich an Deck mit großem Gefolge, begrüßt von den Kommandanten der Schiffe. Hier haben wir den Mittelpunkt des Ganzen, um den sich die Flotte gruppiert. Die Schiffe liegen in Doppellinie mit aufgegeiten Segeln, im Begriff zu ankern; sie sind mit Flaggen und Wimpeln nach damaligem Brauch reich ausgestattet. Die See ist bewegt, und Schaluppen beleben die Wasserfläche. In feiner Perspektive verlieren sich die Schiffe im Hintergrunde.

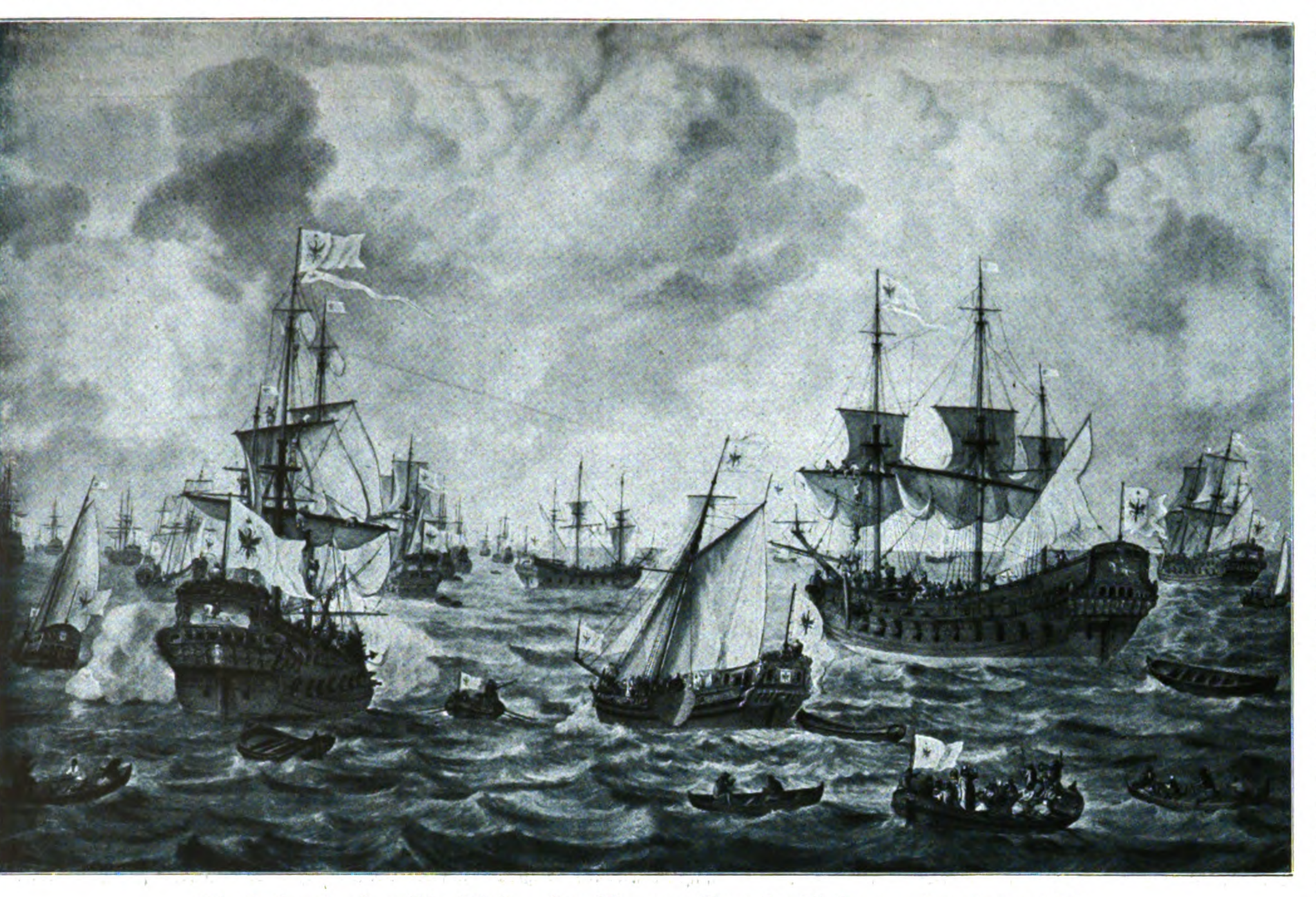
Verschuier vereinigt hier alle Vorzüge seiner Malweise: künstlerischen Entwurf, klare Zeichnung und sachliche Genauigkeit.

Sehen wir davon ab, das Bild als Komposition zu betrachten, so haben wir in seiner Gesamtheit das streng und genau gezeichnete Porträt der Flotte vor uns. Das Ganze löst sich aber, da es auf jedes einzelne Schiff ankommt, in seine Teile auf, und das Wasser in seiner, man möchte sagen, erstarrten stilisierten Behandlung tritt zurück zugunsten der prächtig gezeichneten Schiffe, die mit ihrer feingegliederten Takelung klar und wirksam gegen die tonig gehaltene Luft mit der vortrefflichen Wolkenbildung stehen. Mit Absicht hat der Künstler ein Manöver gewählt, das der malerischen Entfaltung des schwimmenden Materials weitesten Spielraum bot. Das lebensfrohe Tändeln des Windes mit den Segeln, die zum Teil noch stehen, und mit den Flaggen und Wimpeln bringt der Maler zum besonderen Ausdruck. Und dem zuliebe drängt er auch das ewig ruhelose Spiel der Wellen absichtlich zurück, um die Aufmerksamkeit auf die Schiffe zu sammeln.

Das denkwürdige Bild ist in der Kunstgeschichte nur wenig bekannt.



Lustjacht ‚Friedrich' des Königs Friedrich I. von Preußen (1708)
Stich nach einem Gemälde von Madersteg



Die kurbrandenburgische Flotte. Gemälde von Lieve Verschuier aus dem Jahre 1684

Gewissheit

Aus dem Tagebuch eines jungen Mannes

Von Ernst Lothar

Amsterdam, 7. August

Ich will nicht daran denken. Ich will in den Straßen umhergehen und die Menschen, fremde Menschen betrachten. Ich will ins Rijksmuseum. Ich will an den Hafen, zu Raoul, in die Orangerie. Ich will Nyls besuchen.

Nachts

Chloe . . . ich sehe dich. Dein kühles Haar fließt über dieses Blatt, deine Augen . . die schönen Augen leuchten her, dein Mund atmet bei mir. Tausend kleine Falten hat dein Mund, sie ziehen durch die Lippen wie Bast. Schläfst du . . .? Chloe, ich liebe dich! Es ist Schmerz, wie ich dich liebe, es verbrennt mich . . . Als ich vom Hafen kam, sang ein berauschter Matrose unser Lied! Ich bin ein Stück mit ihm gegangen. Alle Menschen sind von dir ausgesandt wie Denkmale, alle Dinge an dich gebunden. Ich fürchte mich, den kleinen Koffer auszupacken, denn dein helles Tuch liegt darin, und wenn ich seinen Duft spürte, würde ich wahnsinnig. Chloe, es kann nicht sein, daß ich dich verloren habe . . . Chloe . . .

8. August

Sie hat mir geschrieben. Es ist ein schmaler, leichter Brief; der Portier gab ihn mir, als ich ausgehen wollte. Ich wurde so bleich, daß der Mann nach meinem Befinden fragte. „Ausgezeichnet," antwortete ich und spürte die vier Ränder in meiner Hand wie Eis. Dann trat ich auf die Straße, rief einen Mietwagen an und befahl dem Kutscher, ohne Ziel zu fahren. Das Rollen beruhigte mich ein wenig, ich vermochte den Brief zu öffnen. Chloe schrieb: „Wir sind eben von der Bahn zurückgekehrt, Geechter und ich. Vor kaum einer Stunde haben wir Abschied genommen, aber ich kann keine neue vorübergehen lassen, ohne Dir zu sagen, wie ich Dich liebe. Welches Unglück, daß Du heim mußtest! Ich sterbe vor Sehnsucht nach Dir. Ich glaube nicht, daß ich Kraft genug haben werde, vor Mama und Geechter ruhig zu erscheinen. Geechter weiß ja von nichts und ist so einfältig, daß er es nie merken wird! Nur Mama gegenüber bin ich nicht sicher. Sie hat in diesen Tagen Andeutungen gemacht, aus denen man schließen kann, daß sie mich verdächtigt. Einerlei. Das alles ist ja so namenlos gleichgültig! Ich will nichts anderes als bald fort von hier, wo jede Welle mich an Dich erinnert! Geechter bleibt natürlich so lange wie wir; er will auch mit uns heimfahren und sich ein paar Tage in Köln aufhalten. So durchsichtig, worauf er spekuliert! Aber ich wollte lieber tot sein! Ich liebe Dich . . .!"

Der Kutscher öffnete den Schlag, legte einen Finger an den Hut und fragte: „Door, Mynheer?" Ich schrak auf. Wir waren stundenlang gefahren, ohne daß ich es gewußt hatte. Der Wagen hielt vor meinem Hotel. Als ich ausstieg und den Kutscher bezahlte, musterte er mich scheu und kletterte eilig auf den Bock. Wahrscheinlich hielt er mich für verrückt.

9. August

Ruhig, ich will es ruhig überlegen. Ich kenne Chloe sieben Tage. Heute ist Mittwoch, und Mittwoch kam ich in Entwyk an. Ich war müde von diesem grausamen Frühling, begierig nach Luft, nach Meer, nach Sonne. Man wies mich in ein Zimmer mit Fenstern nach der See. Als ich sie zum erstenmal öffnete, empfand ich ein unbeschreiblich wohltätiges Gefühl; mir war, es nähme eine Hand das dumpfe Gewicht von meiner Brust, das sie so lange beschwert hatte. Ich saß bis zum Abend und sah das Wasser an. Man konnte glauben auf einem Schiffe zu sein, denn der Strand zwischen Haus und Meer verschwand vor der Höhe, aus der ich hinabschaute. Die Glocke, die zum Abendessen rief, zwang mich, den bezaubernden Anblick, der so weit aus dem jüngst Erlebten weggeführt hatte, preiszugeben. Ich nahm den Eckplatz an einem der kleinen Tische im oberen Teile des Saales ein. Um mich her wurde holländisch und russisch gesprochen, so daß ich mich unwillkürlich umwandte, als ich die ersten deutschen Worte hörte. Zwei Damen, die eben eintraten und den Tisch mir gegenüber besetzten, sprachen sie. Es mochten Mutter und Tochter sein, die ältere von zerstörter, aber immer noch bedeutender Schönheit, die jüngere von Zügen, die der, der sie einmal gesehen hat, nicht vergißt. Ich weiß nicht, ob diese Züge schön sind. Ich weiß nur, daß sie ein Unwägbares besitzen, das bezwingt. Vielleicht rührt dies von dem tiefen und klaren Glanze, den das Gesicht

von seinen beiden ungewöhnlich großen Augen empfängt, vielleicht von der Stirn, die, ein wenig zurücktretend, hoch und gewölbt zum Haare führt, vielleicht von diesem selbst mit seinem flutenden Dunkelgold — genug, ich hatte Mühe, meine Betroffenheit zu verbergen, als ich den Blick auf sie richtete. Während der Mahlzeit sprach sie fast nichts; zu Ende derselben aber brachte der Chasseur einen Brief an den Tisch, den sie der Mutter vorlas. Dabei konnte man beobachten, wie sie die einzelnen Sätze mit einem verächtlichen Lächeln begleitete, mitunter mit einem Ausruf unterbrach und zuletzt in offenbarem Zorn das Papier zerknitterte. „Chloe!" sagte die Mutter laut. Und dann fügte sie mit gedämpfter Stimme etwas hinzu, was ich nicht verstand. Aber beide blickten nach mir, woraus ich schloß, die Mutter habe die Tochter darauf aufmerksam gemacht, daß ich sie beobachte. Ich gab mir den Anschein, dies nicht zu bemerken, stand bald darauf vom Tische auf und begab mich nach meinem Zimmer, um dort den wunderbar tröstlichen Anblick wieder aufzusuchen. Auf der Oberfläche des Wassers zuckten smaragdene Linien auf, die so jäh, wie sie emportauchten, verschwanden und sich von der ungeheuren, dunklen Fläche herrlich abhoben. Da ich das Phänomen aus der Nähe sehen wollte, schickte ich mich an, an den Strand zu gehen, und öffnete die Tür meines Zimmers, trat aber erschreckt zurück: auf meinem neben der Tür befindlichen Koffer saß die junge Dame, deren Erscheinung mir vorhin solchen Eindruck gemacht hatte, damit beschäftigt, ein Buch aufzuschneiden. Sie war nicht im mindesten verwirrt. „Ich habe Sie erwartet," sagte sie einfach, „gewiß wollten Sie auch das Meerleuchten sehen. Wir können zusammen an den Strand gehen?" Ich entgegnete aus meinem Staunen ein paar zusammenhanglose Worte. Sie lachte. „Es bestürzt Sie, daß ich Sie anrede? Aber Sie wären nicht bestürzt, wenn der kleine Junge, der da vorüberläuft, uns bekannt gemacht hätte?" — „Wahrscheinlich," sagte ich. „Zum mindesten wäre das gewohnter..." — „Ja? Nun, ich halte nichts darauf. Übrigens heiße ich Chloe Arlaub. Aber Sie werden gut tun, nicht Fräulein Arlaub, sondern Chloe zu mir zu sagen." — „Ja, Chloe," erwiderte ich. — „Danke. Nein... Sie müssen das nicht. Ich kenne Ihren Namen. Ich habe mich nämlich bei Herrn Verhaeghe danach erkundigt. Herrn Verhaeghe gehört das Hotel, wissen Sie, und er ist sozusagen das einzige Lebewesen hier, mit dem man, ohne vor Langeweile zu sterben, reden kann... Nehmen Sie sich in acht, auf dieser historischen Stufe hat Artemij Pirutin ein Bein gebrochen!" — „Wer?" fragte ich. — „Eben Artemij Pirutin, das kleinere von den beiden Steppenpferden, die neben Ihnen bei Tische saßen... Bei Tisch haben Sie mich ganz gehörig angesehen?" — „Beklagen Sie sich?" — „Nein, ich stelle fest. Finden Sie mich schön...?" Wir hatten die Digue überquert, stiegen eine schmale hölzerne Treppe hinab und spürten den Sand unter den Füßen. Es war mühsam, zwischen den kleinen Hügeln vorwärtszukommen; man vermochte erst frei zu gehen, wo die zurückgewichene Flut den Boden bespült hatte. „Sie sind mir eine Antwort schuldig," sagte Chloe. „Ich habe Sie gefragt, ob Sie mich schön finden?" — „Mehr," entgegnete ich. „Schön ist am Ende nur eine Schulnote für etwas Allerweltliches. Dazu gehören Sie nicht." — „Ist das ein Lob?" fragte sie. „Ich hasse nämlich nichts mehr als gewollte Originalität. Aber jetzt sind wir auf dem Pier. Das ist das beste, was wir hier haben." Die bretterne Diele, mit der der Strand wie mit einem Finger ins Meer wies, knarrte, als wir darüber schritten; die Flut, rechts und links an den Pfählen gebrochen, stäubte uns unzählige kühle Tropfen ins Gesicht; die Wellen schlugen mit metallisch hohem Klang an. „Prachtvoll," sagte Chloe. „Hier vergißt man fast, wie jämmerlich alles wird, wenn Häuser und Menschen dazutreten." — „Es scheint, Sie bevorzugen Übertreibungen?" — „Nein. Ich sehe nur die Dinge, wie sie sind. Das ist alles." — „Dann haben die Dinge Sie wohl hart hergenommen?" — „Nicht einmal das. Ich habe nicht einmal besonders Häßliches erlebt. Wirklich. Ich bin durchaus ein Dutzendfall. Das Allertrivialste: ein ‚heiratsfähiges Mädchen'!" — „Und...?" — „Ja, und meine Mutter will mich verkuppeln wie jede Mutter ihre ‚heiratsfähige' Tochter. Nein, bemühen Sie sich nicht. Sie könnten höchstens eine Phrase dagegen sagen." Sie setzte sich auf einen Strohsessel, den sie ans Ende des Brückenkopfes schob, und forderte mich auf, es ihr nachzutun. Eine geraume Zeit saßen wir uns schweigend gegenüber. Das Meer warf uns den Gischt in die Augen, so daß wir durch Schleier zu sehen meinten. ‚Ich habe das Gefühl', dachte ich, ‚als ob ich sie lange kennte. Was sie mir gesagt hat, sagt man Menschen, die man kennt. Sie hat recht gehabt. Wir beide kennen uns seit langem, und heute sind wir einander nur begegnet.' Plötzlich fühlte ich Chloes Lippen brennend auf den meinen. Aber schon war sie aufgesprungen und lief, ohne sich umzublicken, vor mir fort, über den Pier, über den Strand, bis ich ihr im Dunkeln nicht

mehr folgen konnte. Aufgewühlt, von Vergangenem und Gegenwärtigem bestürmt, kehrte ich zurück.

Am folgenden Morgen trafen wir uns vor den Badekarren. Ich war im Begriffe, mir eine Einlaßkarte zu lösen, als sie zu mir an den Schalter trat und gleichfalls Billette verlangte. Bleichwerdend begrüßte ich sie, ohne daß sie mir geantwortet oder mich im mindesten beachtet hätte: einem Unbeteiligten mußte es den Eindruck erwecken, als kenne sie mich nicht und als versuche ich, mich ihr aufdringlich zu nähern. Bestürzt wollte ich mich entfernen, als sie mit einer unmerklichen Bewegung hinter sich wies, wo ein auffallend schöner Mann mittleren Alters stand, ihre Badewäsche in der einen, ihren breiten gelben Hut in der anderen Hand haltend. „Es ist noch zu früh, um zu baden, Geechter," wandte sie sich so laut, daß ich es hören konnte, an ihn. Und mehr zu mir redend: „Wir wollen uns bis elf gedulden und so lange in die Dünen gehen ..." Sie nahm ihm den Hut ab, hieß ihn, die Wäsche in einen Karren legen, und bat ihn, hinüber ins Hotel zu gehen und ihre Mutter zu verständigen, daß sie erst eine Stunde später herabzukommen brauche. Sie werde ihn hier erwarten. Während er sich entfernte, entschuldigte sie sich bei mir wegen ihres Betragens von vorhin, den gestrigen Abend durch den tiefen, grüßenden Blick ihrer Augen erneuernd. Der Herr dort wäre derselbe, mit dem sie ihre Mutter zu verheiraten wünsche. Sie sei förmlich vor ihm aus der Stadt geflohen, mit Absicht, ohne ihn über ihr Reiseziel zu unterrichten. Aber durch ihre Mutter habe er offenbar ihren gegenwärtigen Aufenthalt erfahren und sei, nachdem er sich gestern brieflich angekündigt hätte, heute morgen eingetroffen. „Um sich hier mit mir zu verloben," fügte sie mit geringschätziger Betonung hinzu. Ich erwiderte, daß sie, nach dem Anschein zu schließen, keinen Grund habe, sich die Freundschaft eines Mannes von so einnehmendem Äußeren mißfallen zu lassen. Sie sah mich ein wenig betroffen an. „Finden Sie es auch?" fragte sie. „Haben Sie sich auch täuschen lassen? Es ist wahr, Geechter ist einer der schönsten Männer, die ich kenne. Und er liebt mich lächerlich treu. Aber er ist einfältig ... nein ... unerhört einfältig!" Sie bat mich noch, ich möge mich ihr für diesen ersten Tag seiner Anwesenheit in seiner Gegenwart nicht nähern, da er grenzenlos eifersüchtig sei und sie ihrer Mutter wegen Szenen vermeiden wolle. „Dumm und eifersüchtig," wiederholte sie, während sie ihm entgegenging und mir ein wunderbares Lächeln zurückließ. Ich gebe zu, daß mir dieses Zusammentreffen einen verstimmenden Eindruck machte. Sei es, daß ich Chloe nach dem gestrigen Abend weniger beherrscht zu finden hoffte, sei es, daß ihre letzte Eröffnung mir nicht den Anschein völliger Aufrichtigkeit erweckt hatte — ich ging ohne Anteil an dem Schauspiel, das die belebte Digue jetzt darbot, den Strand entlang und beschloß, Chloe gänzlich aus dem Wege zu gehen und so rechtzeitig zum Schweigen zu bringen, was sich noch nicht vernehmlich, aber drohend genug in mir ankündigte. In diesem Vorsatz fuhr ich mit einem Fischer auf die kaum bewegte See, wo ich blieb, bis die Sonne in einem seltsam scharfen Untergang ins Meer gesunken war. Dann kehrte ich zurück, und während ich vom Landungsplatz durch die kleinen, steilen Gassen nach Hause ging, hatte ich die Empfindung, der Gedanke an Chloe sei weit von mir gerückt.

Ich sah sie erst am folgenden Tage. Sie ging allein durch den Sand und musterte die Insassen der kleinen Zelte, ungeduldig, als suche sie jemand. Da das meine mit einigen andern ein wenig abseits stand, fiel es ihr zuerst nicht in die Augen, und sie blieb zornig stehen. Dann bemerkte sie unsere kleine Kolonie, lief gerade darauf zu und erhob, als sie mich erblickte, winkend ihre Hand. „Nun," sagte sie atemlos, nachdem wir uns begrüßt hatten, „das ist ja wundervoll. Sie kümmern sich einfach nicht um mich! ..." Ich antwortete, daß dies nur mit ihrem Wunsche übereinstimmen müsse, da sie mich ja erst gestern gebeten habe, ihr tête-à-tête nicht zu stören. Noch während ich sprach, bereute ich diese Worte, die den Anschein von Eifersucht erwecken konnten. In der Tat rief Chloe, in die Hände klatschend: „Wenn es so ist, lasse ich es gelten!" Rasch erwiderte ich etwas von meiner gestrigen Fahrt, deren Schönheiten ich lebendig auszumalen bemüht war. Aber sie lachte nur. „Geben Sie doch zu, daß Sie in diesem ausschließlichen Meerrausch eine Weile an mich gedacht haben! Ich ... ich bin ehrlicher. Ich habe es beständig getan!" Wir sahen uns an und wußten, daß es lächerlich wäre, sich zu verstellen. Und so sagten wir uns, daß wir uns liebten.

Traumhafte, unwirklich herrliche Tage kamen. Aneinander verloren, ineinander selig, lebten wir sie, an nichts gekettet, an Gedanken nicht, an Besinnung nicht, nur an uns. Ist es möglich, daß es solche Tage gibt, in denen kein Wunsch rege ist, alles offen, losgebunden, unbeschwert, jedes Atemholen leicht und freudeschnell? Kann der

Himmel so blau sein? Steigt die Sonne wirklich so diamanten, groß und strahlend aus der Nacht, und Nacht für Nacht hat hohe, reine Sterne und unendlichen Gesang? Uns war es so. Indem wir uns einander verschenkten, schenkte sich uns die Welt. Alles bot sich uns dar: die Menschen, die Landschaft, das Heitere, das Gemeine, und aus allem wurde uns Reichtum. „Wie zwei Kinder," sagte einmal, weit in den Dünen, die Stimme einer alten Frau, halb verweisend, halb begreifend, hinter uns. Und wenn Glücklichsein und ohne Reue Sein Kindsein ist, dann waren wir's. Wir lebten. Wir dachten nicht. So waren wir glücklich.

Niemand hatte Argwohn. Es war uns eine lockende Lust, jedermann das Theater einer gleichgültigen Bekanntschaft vorzumachen; es gelang uns über Erwarten, und wenn wir abends im ‚Ballsaal' als fremder Herr und fremde Dame mit höflicher Grandezza an den Leuten vorbeitanzten, schlugen unsere Herzen stürmisch jubelnd zusammen. „Ich danke, mein gnädiges Fräulein" — und geflüstert: „Kommst du?" Was für eine traumhafte Zeit! Wir spielten das Spiel so geschickt, daß auch Chloes Mutter und Geechter keine Anzeichen von Verdacht zeigten. Die alte Dame behandelte mich mit einer freundlich kühlen Gesellschaftsart, Jan van Geechter mit einer ein wenig den Altersunterschied betonenden, wohlwollenden Gleichgültigkeit. „Was für ein Esel er ist!" frohlockte Chloe mit ihrem träumenmachenden Lachen, während der ganzen sechs Tage. Denn es waren nur sechs Tage. Geschah uns nicht ein niedriges, tückisches Unrecht? Nur sechs Tage war die Sonne diamanten und die Nacht hatte Sterne. Am siebenten rief mich ein Telegramm ab: meine Schwester lag auf den Tod.

Die Franzosen haben einen Vers: „Partir, c'est mourir un peu." Dieser Abschied war mehr als Sterben. Er riß unsern Mantel von Himmelwolken auseinander, und dahinter grinste das Gesicht der Vernunft. Es war kein Erwachen, nur ein schreckhaftes Weiterträumen, das Ärgere also. Wir versprachen uns ... ach, was versprachen wir uns nicht! Und wußten dennoch, daß diese sechs Tage unwiederbringlich waren, denn das Glück kommt nur einmal. Wir verschwiegen es, als wir uns mit zugepreßten Kehlen Lebewohl sagten. Sie hatte mich, da es sich nicht anders einrichten ließ, mit Geechter zur Bahn gebracht, und diese letzten Minuten in gesellschaftlich unpersönlichem Gespräch schleppten sich grauenvoll hin. ‚Nimm sie in deinen Augen mit,' dachte ich, während die Bitterkeit bekämpften Weinens in mir aufstieg, ‚diese kleine Bewegung der Hände, das Lächeln, den Blick aus Lust und Leuchten, dies helle, vom Wind in die Stirn gewehte Haar ... halte sie, in den Augen halte sie ... Wie redet sie? Wirst du die Stimme mit dir nehmen, diesen tiefen Gleichklang, und die Art, in der sie ihre rheinländischen Worte spricht ...? Sieh, da ist sie ja noch, da vor dir ... leibhaft steht sie ... und in ein paar Augenblicken wird sie nur noch in deinen Augen sein.' „Also, gute Reise. Schreiben Sie mal eine Karte!" — „Danke sehr, gnädiges Fräulein. Und noch recht angenehmen Aufenthalt. Adieu, Herr van Geechter, es war zu liebenswürdig, daß Sie mich begleitet haben ..." ‚Jetzt verlierst du sie,' schrie es in mir — da ... schon ist Entfernung zwischen uns, schon wird ihre Gestalt kleiner, die winkende Hand ein weißer Punkt. Ruhig, gleichmäßig, sausend fährt der Zug. Ich sitze allein in meinem Abteil. Wie weh mir ist. Wie ich sie liebe! Ewig, fühle ich. Immer muß ich sie lieben ... Auf den Knien schreibe ich an sie. In Maria zen Meer reiche ich den Brief aus dem Fenster. Der Schaffner, der ihn nimmt, lächelte ein bißchen; wir waren kaum erst eine Stunde unterwegs. Morgen früh wird sie den Brief lesen. Sie wird ihr weißes Leinenkleid anhaben mit dem blauweißen Gürtel .. ah, nicht denken, nicht denken ... Der Zug fährt sehr schnell. Es zischt ... saust ... Stella liegt im Sterben ... Arme Stella ... Wie jung sie noch ist ... Heute ist Ball. Wird sie tanzen. Chloe ... Chloe ...

Meran, 11. August

Ich bin zurechtgekommen. Ich hatte drei Tage zur Reise gebraucht, wegen des Streiks waren alle Verbindungen unterbrochen. Je länger ich fuhr und auf offener Strecke, in Wartesälen, irgendwo im Freien warten mußte, desto ungeduldiger wurde ich. Es ist wahr, es bestand nie ein besonders inniges Verhältnis zwischen Stella und mir. Älter als ich und während einer vieljährigen Pensionatszeit von mir getrennt, waren wir, als wir wieder zusammenleben sollten, mit unserer Entwicklung fertig, jeder in seinen Anschauungen selbständig geworden. Bald zeigte sich der Gegensatz. Sie war eine abgesagte Feindin allen ‚Ästhetentums', wie sie jede irgendwie unhergebrachte geistige Bestrebung nannte, wenn sie es nicht vorzog, solchen Dingen mit dem Worte ‚Schwindel' ihre Verachtung noch heftiger zu bezeigen. Dies entsprang keineswegs einem Mangel an höheren Interessen, deren sie als überdurchschnittlich begabte Geigenspielerin und mit einem ausgesprochenen Talent für Kammer-

musikkomposition genug besaß, sondern vielmehr ihrer von Grund auf geraden und ein wenig puritanischen Art, welche sie bestimmte, an allem das Unwahre, Gemachte und Gezierte wahrzunehmen und von nichts entschlossener sich abzuwenden als von jeglicher Unnatur. Es verleitete sie aber auch, allem, was außer der Straße des sogleich Einleuchtenden lief, den Stempel des Verlogenen aufzubrennen und sich von neuer Kunst und ihren Anhängern als von Betrug und Betrügern unterschiedslos abzuwenden. Wir lebten nebeneinander, ohne uns näher zu kommen. Versuchte ich es, die Brücke neu zu schlagen, dann schnitt mir ein spöttisches Lächeln oder ein kränkendes Wort den Weg ab. Nicht lange nach ihrer Rückkehr wurde sie krank. Die Hälfte der Zeit brachte sie in Davos und Meran zu. In diesem Frühjahr war ihr vom Arzt untersagt worden, Meran zu verlassen. Mitunter hatten wir uns ein paar Förmlichkeiten geschrieben.

Sie lag auf einem zwischen die offenen Fenster gerückten Rollstuhl und war bei vollem Bewußtsein. „Grüß' dich," sagte sie leise, „wie geht es?" Ich nickte nur, denn die Traurigkeit erstickte mich. Dünn, hell und durchsichtig war das Gesicht, mit sehr roten Lippen und scharfen, engen Linien um Nase und Mund. Ein sonderbar schwerer, süßlicher Geruch erfüllte trotz der offenen Fenster das Zimmer. Wie dünn das Gesicht war, wie anders, wie klein ... „War's schön am Meer?" fragte Stella. Ich trat neben sie, nahm ihre Hand. Leicht und heiß lag sie in der meinen, plötzlich klammerte sie sich hart um mein Handgelenk „Hilf mir!" schrie sie auf. Es war so grauenhaft, daß ich es in Worten nicht sagen kann. Auf der Esplanade spielte die Kurmusik, Obermais schaute sonnig und wipfelgrün herein, die Traubengärten von Lana schimmerten herüber, tiefblauer, funkelnder Himmel. Eine Frau sagte unten: „... mousseline de soie, nicht teuer, wenn ich mir davon ein Abendkleid . . ." Ihre Augen lagen auf mir. ‚Warum diese alle und ich nicht?' stand unerträglich darin geschrieben. Und: ‚Wie darf das sein? Da ist blauer Himmel, Menschen, die an Kleider denken, Musik... für mich hört es heute abend oder heute nacht auf.' Ihre Lippen zuckten ein bißchen. „Das ist die Ouvertüre zur ‚Fledermaus'," sagte sie, eine Hand leicht in die Richtung hebend, aus der die Kurmusik kam. Und dann lachte sie, lachte ... eine solche Bitterkeit schluchzte darin, so viel Groll, so viel Enttäuschung ... „Bitte, Stellachen, ruhig," sagte die Wärterin und machte mir mit ihrem harten norddeutschen Gesicht ein Zeichen, „Herr Primar hat jede Bewegung verboten. Vielleicht kann Herr Bruder später wieder mal vorkommen?" — „Ja," erwiderte ich willenlos, „du sollst Ruhe haben, Ea" — wie von selbst fand sich der Zärtlichkeitsname unserer Kindheit — „ich komme gegen Abend. Und morgen wird es dir wieder viel besser gehen, wir werden uns ein bißchen was erzählen, Ea ...?" Sie nickte mit einem fürchterlichen Lächeln. „Adieu," sagte sie und machte eine kleine, winkende Bewegung mit der Hand. Wie durch Nebel sah ich alles. Als ich das Zimmer verlassen hatte, konnte ich weinen. Am Abend verlor sie das Bewußtsein. Gegen Morgen starb sie.

Wien, 27. August

Seit vier Tagen bin ich zu Hause. Stellas Sterben jagt mich umher. Immer höre ich den Aufschrei, das Lachen ... dann packt mich das grauenhafte, unfruchtbare Mitleid und irgendein Schuldgefühl ... Ich muß trachten, das Bild, das sich mir beständig entgegendrängt, abzuwehren, und vermag es nicht. Das Grauen ist hinter mir her. Vielleicht entschließe ich mich und fange an zu büffeln. Ich werde mir einen möglichst kurzen Termin nehmen, dann bin ich gezwungen, vierzehn Stunden im Tag zu arbeiten. Ob es hilft? Chloe hat geschrieben. Ich liebe sie. Nur die unerbittliche Entfernung sollte nicht zwischen uns sein. Sie macht alles so wesenhaft, sachlich und duftlos.

29. August

Sonderbar. Georg hat mich auf der Straße angehalten und genötigt, zu ihm in die Ordination zu kommen. Er fand angeblich irgendwelche Geräusche am Herzen, machte sein bedenkliches Gesicht und meinte, hoffentlich sei das Ganze nur nervös. Ich solle Digipurat nehmen und zweimal täglich einen gewundenen Schlauch auflegen, den man Herzkühler nennt. In ein paar Tagen werde er nachsehen. Bis dahin Ruhe, Ruhe, nicht Rauchen, kein Alkohol, keinerlei Aufregungen. Georg mit seiner ewigen Besorgtheit! Mein Herz ist so gesund, wie einer es nur wünschen kann. Ich werde also das Rezept vom Nachttisch her auf mich wirken lassen, wie Mama immer sagte. Von Georg ging ich zum Pedellen. Er meinte erst, es wäre unmöglich, aber dann sicherte er mir doch noch den ersten Oktobertermin. Abends rief mich Gabriele zum Telephon. Sie scheint noch immer daran zu zweifeln, daß alles vorüber ist. Wie wenig Würde die Menschen haben!

31. August

Das ist wirklich unleidlich. Während der halben Stunde, die ich dem Luftschnappen vorbehalte, sagen mir die Bekannten, die ich treffe, nacheinander pünktlich und im selben Ton: „Sie sehen miserabel aus. Was fehlt Ihnen? Ja ... Ja ... Sie haben Schweres mitgemacht! Eine so entzückende junge Dame, ganz entsetzlich ... entsetzlich ... Und so rasch ... Aber Sie sollten etwas für sich tun! Sie sehen wirklich angegriffen aus!" Es ist wahr, der Spiegel gibt mir ein bleiches, mageres und müdes Gesicht zurück, und der Puls scheint es auf Höchstleistungen anzulegen, so galoppiert er. Mitunter habe ich auch ein so merkwürdiges Gefühl in der Herzgegend ... Wie eine wundgeschlagene Stelle. Eh, das Beste, gar nicht darauf zu achten. Ich war zeit meines Lebens gesund. So ein paar Pulsschläge ändern das nicht. Und diese Phrase vom schlechten Aussehen! Die Leute hatten das einfach so in der Übung. Mein Leben lang habe ich meinen Puls nicht gezählt und gedenke es auch weiter nicht zu tun. Krank sind nur Leute, die sich vor Krankheit fürchten. Übrigens dürfte das Studieren für derartige Zustände ganz bekömmlich sein. Ich stecke schon mitten in den Institutionen. Heute will ich an Chloe schreiben. Wie unglaublich, daß es erst drei Wochen her sind. Mir erscheint es wie ebensoviele Monate. Manchmal viel ... viel länger ...

1. September

Georg hat mich aufgesucht, um sich nach dem Ergebnis seiner Anordnungen zu erkundigen. Er wurde ganz erregt, als ich ihm gestand, es bei den Anordnungen bewenden gelassen zu haben, und er erklärte, ich würde meine bodenlose Unvernunft bitter bereuen. Er horchte mich trotz aller Widerstände und des Curacaos, den ich listigerweise sogleich vor ihm aufgepflanzt hatte, ab, ließ mich kniebeugen, laufen, sitzen, stehen, liegen und sagte: „Laß die Witze, mein Lieber. Mit deinem Herzen stimmt es nicht. Ich will dir absolut keine Angst machen, aber so kann das nicht weitergehen. Du wirst dich also gefälligst einmal röntgenisieren lassen, damit man weiß, wie die Geschichte ausschaut. Bei dieser irrsinnig gesteigerten Pulsfrequenz kann man ja nichts Sicheres sagen. Also ohne Widerrede: Du gehst morgen zum Dozenten Heller, ich schreibe dir da seine Adresse auf und kündige dich an. Die Aufnahme bekomme ich direkt von ihm und verständige dich sofort, wenn ich sie habe. Bis dahin gib diese idiotische Büffelei auf und schone dich."

2. September

Fällt mir gar nicht ein, solche Faxen zu machen. Es kann ja sein, daß an dem Herzen etwas nicht in Ordnung ist, nach diesen ununterbrochenen Erregungen auch nicht weiter verwunderlich. Bei einem bißchen ruhigen Leben gibt sich das ganz von selbst. Und ich bin ja dabei, das ruhigste Leben der Welt zu führen. Eine kalmierendere Beschäftigung, als täglich mit prätorianischen Edikten und dem Sachsenspiegel zu tun zu haben, notabene bei herabgelassenen Vorhängen und zwei feierlich brennenden Kerzen, wüßte ich nicht. Und damit die liebe Seele Ruhe hat, werde ich Digipurat, oder wie das Zeug heißt, schlucken und den Herzkühler auflegen. Aber zu diesem Röntgenweisen schleppen mich keine vier Rösser!

3. September

Wäre ich nur wie gewöhnlich nach Hause gegangen! Aber es reizte mich plötzlich, aus meiner Abgeschlossenheit auszubrechen und Menschen zu sehen. Und obgleich ich es mir hätte mit Sicherheit voraussagen können, daß ich Gabriele dort treffen würde, ging ich zu Fiamogni. Sie saß allein an ihrem gewohnten Tisch und erbleichte, als sie mich kommen sah. Gleich darauf rief sie mit gemachter Lustigkeit den jungen Grafen Room zu sich, denselben, der ihr schon damals so offen nachgestellt hat. Und als ob sie mich erst jetzt bemerke, nickte sie mir zu und zeigte auf den freien Stuhl an ihrer Seite. Es ließ sich nicht ausweichen, ich mußte die Einladung annehmen. ‚Welche abgeschmackte Komödie spielen wir vor,' dachte ich, und im gleichen Augenblick schoß es mir durch den Kopf, daß ein ähnliches Komödienspiel mich vor kaum einem Monat selig gemacht hatte. Chloe ... wie ging es ihr wohl, der kleinen Chloe? Sie schrieb nicht mehr so oft und fremder, schien es. Nun ja, es war manches geschehen, seither ... „Sie machen sich rar," sagte Gabriele. „Wie lange sind Sie eigentlich schon zurück?" — „Ich war gar nicht fort," log ich in einer merkwürdigen Begierde zu kränken, „ich war beständig da. Und Sie, Baronin Gabriele? Haben Sie viele Abenteuer gehabt indessen?" Sie lächelte ihr Lächeln. „Nein," sagte sie, „und Sie wissen warum." In diesem Augenblick erneuerte sich mir, als wäre es etwas völlig Unbekanntes, das Bewußtsein, daß sie mich sehr lieb gehabt hatte. Und daß es eigentlich sinnlos war, von Schuld zu reden. Blut ist schuldlos, es gehorcht nur sich ... Ein wärmerer Ton kam in meine Worte, als ich ihr antwortete. Sie errötete, wie sie unter Liebkosungen zu erröten pflegt.

Seltsam. Man glaubt, längst auf dem andern Ufer und brückenlos zu sein, und steht doch noch hüben. Brücken, die aus Blut in Blut geführt haben, lassen sich abbrechen, aber die Pfeiler bleiben.

15. September

Mit dem Studium geht es voran. Morgen will ich mit Kirchenrecht beginnen. Wenn ich nur schlafen könnte! Aber nachts sammelt sich alles um mich, umstellt mich, spult, wenn ich in einen qualvollen Halbtraum falle, das Gelernte des Tages, Worte der letzten Zeit, Angst, Erschrecken, Sorge des Vergangenen, zusammenhanglos ab, fieberhaft beinahe. Es ist qualvoll, wehrlos dazuliegen, es erdulden zu müssen und dennoch zu fühlen: ich bin ja wach, es ist nur Traum, Traum. „Titius judex esto! Si paret, Aulum Agerium Numerio Negidio centum dare opportere, condemna! Si non paret ... erfolgte durch die Grafschaften. Die Grafschaft war der Verwaltungssprengel, der Graf hatte Verwaltungsbefugnisse, denen ähnlich, in gewissem Sinne ähnlich ... Ich war gar nicht verreist. Und Sie, Baronin Gabriele? Haben Sie viele Abenteuer gehabt, indessen? Sie haben den landsassiatus plenus darunter versteht man die Landstandschaft, das Recht, die Steuern, Abgaben und Gefälle ... des landsässigen Adels ... Hilf mir ...! Eh, eh, wie denn ... ich bin ja wach ... es ist ja nur Traum. Und das Herz schlägt einen rasenden Takt. In den Hals hämmert es, Blut steigt zu den Augen, ich kann beinahe nicht atmen. Gegen Morgen und wenn ich halb aufsitze, wird es besser. Aber es macht mich doch sehr müde und schwerfällig. Bin ich krank? Diese vermaledeiten Pulver nützen gar nichts. Und eine Viertelstunde nach dem kalten Schlauch schlägt es da drinnen wieder so irrsinnig wie zuvor.

16. September

Heute nacht habe ich, ich weiß nicht wie lange, nicht atmen können. Es war über alle Beschreibung peinigend. Ich hatte die Empfindung, als setze der Herzschlag aus und man stoße mich in einen völlig luftleeren, versperrten Raum. Ich war unfähig, Licht zu machen, mich zu erheben, ja nur die Hand zu bewegen. Es kann Stunden oder Minuten gedauert haben, ich weiß es nicht. Jetzt bin ich so erschöpft, als wäre ich nach schwerem Fieber. Und ich fürchte, daß es wiederkommen kann. Es ist so entsetzlich, unbeweglich zu liegen und nicht atmen zu können! Wäre die Nacht vorbei!

17. September

Der Anfall hat sich nicht wiederholt. Aber die Angst davor, eine mir bisher ganz fremde, dem eigenen Körper geltende Angst, erfüllt mich. Wenn es mich heute, morgen, irgendwann wieder überfiele! Die Hände werden mir eisig, wenn ich an den versperrten, luftleeren Raum denke. Gehetzt wie heißgelaufen schlägt das Herz, das Gefühl der wunden Stelle ist unablässig da. Ich erinnere mich eines von Papas Freunden, des Abgeordneten Mittentag, der uns im Garten „zur neuen Welt“ eines Sonntagnachmittags erzählte: „Komisch, heute in der Frühe beim Aufstehen habe ich mein Herz wie einen blauen Fleck gespürt.“ Ich höre die Worte, sehe die Szene vor mir, obwohl es fünfzehn Jahre her ist. Einen Tag nachher war Mittentag einem Schlaganfall erlegen. Wieviel Pulsschläge hat der gesunde Mensch eigentlich? Sechzig ... siebzig ... wie? Nun, laß sehen. Hundert ... hundertzehn ... hundertfünfund ... eh, was ...! Aber ich kann nicht arbeiten, immer drängt das Blut zu Kopf. Georg mag recht haben. Ein Glück nur, daß dieser gichtbrüchige Minister ihn nach Lovrana hat rufen lassen, sonst hätte ich einen schweren Stand wegen meiner Unterlassungssünde! Aber am Ende ließ sich das ja nachholen. Kein Mensch konnte in diesem Zustand existieren, geschweige vierzehn Stunden im Tag büffeln. Und wenn ich das nicht imstande war, was nützte mir der mühsam ergatterte Oktobertermin? Gut. Wie hieß der Weise aus dem Morgenland? Heller ... Ja, da stand es, mit Georgs lapidaren Lettern: Doktor Norbert Heller, Dozent für Röntgentherapie. Also schön, wollen wir uns einmal in den Brustkasten leuchten lassen.

Abends

Ich war dort. Es ist doch ein sonderbares Gefühl, so mit einemmal den Blick in sein Blut frei zu wissen, zu empfinden, daß dies Verbergende, das undurchdringlich scheint und es sein muß, plötzlich widerstandslos aufgetan wird, jedem Auge sein Geheimnis darbietend. Ich mußte ein wenig warten, ehe ich vorkam. Im Wartezimmer, einem nach dem Hof gelegenen, trotz des Tages künstlich erleuchteten Gelaß, das auf seinem offenbar als Eßtisch dienenden Hauptmöbel die für ein ärztliches Wartezimmer unerläßlichen zerlesenen Reclambändchen, Über Land und Meer-Hefte, Prospekte des Bades Pyrawarth und eine Prachtausgabe Heinescher Gedichte trug, wartete ein Ehepaar, alte Leute. Der Mann atmete schwer, und die Frau redete ihm leise zu: „Du wirst sehen, daß er nichts findet! Es ist ganz gut, daß du endlich Gewißheit bekommst. Organisch fehlt dir nicht das Mindeste.“ Der alte Mann, der diese Worte oft genug gehört

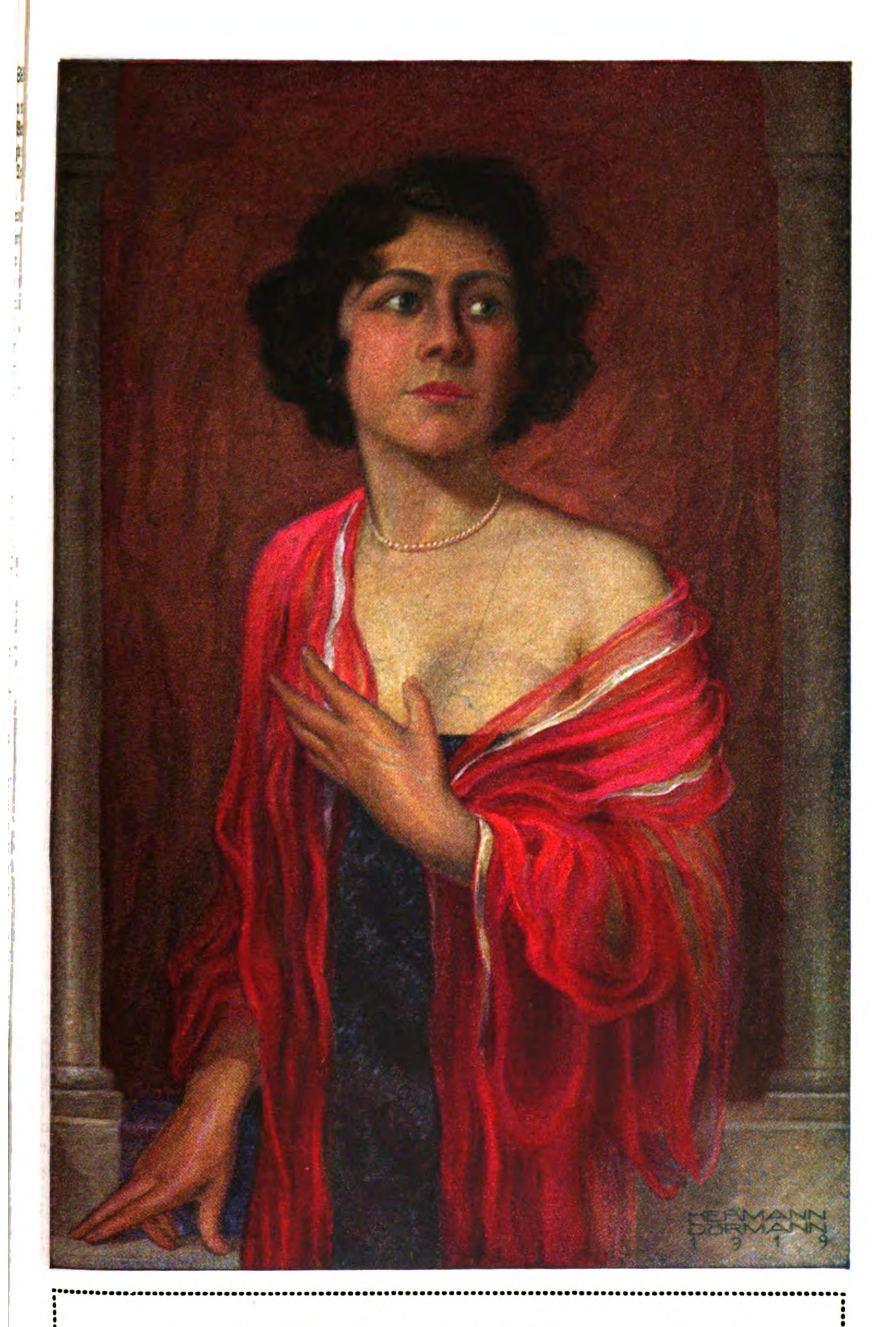
haben mochte, schüttelte, halb verzweifelt, halb hoffend, den Kopf. „Ah was, der Irrtum ist das Leben," entgegnete er und blickte nach der kleinen Tapetentür gegenüber, als sei das Urteil über Leben und Tod dahinter. Die kleine Tür ging auf. „Bitte sehr," sagte eine freundliche Stimme. Der alte Mann fuhr zusammen und machte, von seiner Frau geführt, die wenigen Schritte ins Nebenzimmer. Er ging so langsam, als bereue er seinen Entschluß.

‚Gewißheit,' dachte ich, allein zurückbleibend. ‚Allerdings. Etwas davon kann man da nebenan erhalten. Gewißheit über dich und mich, soweit es deinen Körper betrifft. Die andere ... die Gewißheit über das wirkliche Ich, die gibt es freilich nirgends. Aber ist es wahr, was dieser Kranke sagte: Nur der Irrtum ist das Leben ... keine Gewißheit ... einen barmherzigen Mantel über das Zukünftige ...? Welche Gewißheit denn fürchtete dieser alte Mann? Verbarg er es vor sich, daß der Tod auf ihn zukam, gedachte er, ihm zu entgehen, und ängstigte sich, dieses im Ungewissen Gewisse an Tag und Stunde gebunden zu finden? Gewißheit ... Lag wirklich solche Schwere darin oder war der Weg, dessen Windungen und Grenze man sah, nicht sicherer und lustvoller zu gehen als der, der in Nebel endet? Wo nichts versäumt war, alles erkannt, genützt und aufgezehrt? Oder war wirklich Barmherzigkeit darin, daß jeder Tag aus dem Dunkeln stieg, tief verhüllt, für das Dunkle, das Farblose und das Lichte vorbereitet? Wenn einer mir jetzt sagte: Sie haben noch fünf Jahre zu leben? Wenn Stella es gewußt hätte: In drei Jahren, am zwölften August morgens, werde ich sterben? Wäre es furchtbarer für sie gewesen, diesem Ziel entgegenzugehen und, eh' sie es erreichte, das Leben auszutrinken wie eine volle Schale, statt sie erwartend wegzuschieben und dann, unter der Unmöglichkeit, sie zu erreichen, die Martern der Betrogenen zu dulden ...?' „Bitte sehr," sagte die freundliche Stimme.

Ich trat in einen ziemlich großen Raum, von dessen Fenstern hölzerne Läden und Vorhänge das Tageslicht abhielten. Über einem Ruhebett brannten rote und weiße Lampen. Zu Häupten des Bettes stand ein schwarzverdeckter, mit elektrischen Schaltern versehener Apparat von geringer Höhe und desto breiterer Stirnseite. Ein Laborant war damit beschäftigt, große, gläserne Platten in Holzrahmen zu spannen. „Eine Herzaufnahme?" sagte der Arzt und lud mich ein, neben seinem Schreibtisch Platz zu nehmen. „Sie sind der Herr, den Kollege Erhard ...? Nicht wahr?" Es war ein gebückter, magerer Mann mit langen Haaren und grauwerdendem Bart. „Also was kann das Herz alles?" fragte er in seinem ruhigen und beruhigenden Ton, „schneller Puls, Kongestionen, wie ...?" Ich nannte in kurzem meine Beschwerden. „So ..." entgegnete er, Notizen in einem Buch anbringend, „nun, wir werden sehn... Herzaufnahme!" wandte er sich dann an den Laboranten und forderte mich auf, rücklings des Apparates mit entblößtem Oberkörper hinter eine Milchglasscheibe zu treten. Das Licht wurde bis auf die rote Lampe abgedreht, der elektrische Strom eingeschaltet. „Das ist noch nicht die Aufnahme," bemerkte der Arzt beschwichtigend, „vorläufig möchte ich nur die Herzgrenzen feststellen. So, bitte, ruhig und gerade stehen". In diesem Augenblick, in welchem der Strom zu surren begann und ich die kalte Scheibe gegen die nackte Brust spürte, überfiel mich jähe Angst. ‚Jetzt sieht er, daß du auf den Tod krank bist!' durchzuckte es mich.

Er war mit einer Kreide vor mich getreten und begann, auf der Scheibe, die meine Brust bedeckte, zu zeichnen. „Zweite einschalten ... genug ... erste ... genug ..." rief er dem Laboranten zu. Mit leise knirschendem Geräusch glitt die Kreide, die die Umrisse des durchleuchteten Herzen nachzog, über meine Brust.

„Was," fragte ich, außerstande, länger zu warten „was sehen Sie!" — „Nichts," antwortete die freundliche Stimme vor mir, „nicht viel. Ruhig, bitte ich, recht ruhig ... Haben Sie einmal etwas mit der Lunge zu tun gehabt!" Ich verneinte. „Aha ... ja ... recht ruhig, wenn ich bitten darf ... zweite ... genug ... zweite ... So. Mit dem Prolog wären wir fertig!" Für einen Augenblick strahlte das Licht auf. „Nein," sagte der Arzt, vor die Scheibe tretend, auf der ein unförmiges, sackartiges Gebilde mit blauen Linien festgehalten war, „nichts Besonderes vermutlich. Mit Sicherheit kann man es wohl erst auf Grund des Röntgenogramms feststellen, aber so viel ich bisher gesehen habe, besteht kein Grund zu irgend einer Beunruhigung." Die Spannung löste sich, ohne einer Erleichterung zu weichen. Mir schien, die freundliche Stimme spreche ganz dieselben Worte täglich, so oft jemand vor diesem Kasten stand. „Ja, das ist Ihr Herz," bestätigte sie jetzt, da mein Blick auf den blauen Linien haftete. „Es sieht nicht ganz so aus wie in den Lebzeltbuden, aber es ist nichtsdestoweniger ein Herz! Wollen wir jetzt die Aufnahme machen?" Ich weiß nicht, warum mich plötzlich Widerwille ergriff. Diese ganze Hantierung schien



Damenbildnis (Esther Carena). Gemälde von Hermann Dörmann

mir verlogen, feindselig, verräterisch. Dem Körper wurde ein Geheimnis abgelistet, das preiszugeben er nicht geschaffen war. „Bitte," sagte die freundliche Stimme, „strecken Sie sich hier auf dem Ruhebett aus, den Kopf ein wenig heben . . . zwanglos . . . So. Ganz ausgezeichnet." Es wurde abermals verdunkelt, ich fühlte den Holzrahmen mit der gläsernen Platte auf der Brust, eine Ewigkeit, schien mir. Dann war es vorbei.

„Jawohl, ich glaube, daß die Aufnahme meine Vermutung bestätigen wird: keinerlei Grund zur Beunruhigung," versicherte der Arzt von neuem. Er versprach noch, daß das Röntgenogramm morgen gegen Abend fertig sei und er es unmittelbar an Georg senden würde. „Wie gesagt, nur guten Mut!" Ich grüßte und ging.

‚Kein ehrliches Wort!' dachte ich erbittert. ‚Glaubt er, ich bin zu feig, die Wahrheit zu hören?' — „Bitte sehr," sagte die freundliche Stimme hinter mir. Der Herr, dem sie galt und der jetzt ins Ordinationszimmer trat, hatte Ähnlichkeit mit Geechter. Ich sah ihn allerdings nur mit einem halben Blick im Vorbeigehen, Geechter? Unsinn. Chloe hatte erst gestern geschrieben, daß er in Köln und dem Anschein nach beharrlicher sei als je. Zum Teufel, ja! Chloes Briefe mußten beantwortet werden! Jetzt! In dieser Stunde noch! Warte . . . wie lange ist es her, daß da tief innen der Glaube: „ewig" saß? Dreißig . . . vierzig Tage . . .? Ein bißchen kurz für eine Ewigkeit . . . und ein bißchen verächtlich, meinst du nicht . . .? Aber wie oft ist dir dieses selbe schon geschehen? Und woran lag es? An der Kilometerzahl Entfernung . . .?

„Treten Sie Ihre edelsten Freunde nicht nieder!" dröhnte der Schauspieler Schwesterkind und nahm meinen Arm. „Wie kommt es, daß man so gar nichts von Ihnen hört? Zu viel reale Musen, he? Zu wenig Ideale? Dem Aussehen nach zu schließen . . . Luise, Sie sind sehr blaß!" Nein . . . ich habe dich lieb. Bei dir ist es nicht wie es war. Dich, dich behalte ich lieb!

„Chloe?" fragte der Schauspieler. „Sie verkennen mich, Hochgeschätzter. Ich heiße Schwesterkind. Karl Ferdinand Schwesterkind. Aber dichten Sie ruhig weiter . . .!" Und da wir beim Café Nagelmüller angelangt waren, verließ er mich mit einem rollenden Lachen.

18. September.

Es war doch Geechter, den ich getroffen habe. Es ist so sonderbar, so kindisch beinahe, daß ich mich morgen mit ihm duellieren soll! Ein durchaus fremder Mensch, für den ich, wenn man es wahrhaft nimmt, kein Hindernis mehr bilden kann, der mir gänzlich gleichgültig ist und dem gegenüber ich mich beim besten Willen nicht in die Pose von Beleidiger und Beleidigtem zu finden vermag! Närrisch, daß wir uns morgen mit der Pistole gegenüberstehen werden. Er kam zeitlich in der Früh. Da ich noch schlief, wartete er in meinem Schreibzimmer, bis ich fertig war. Den Namen hatte er der Aufwärterin nicht genannt, und so unterdrückte ich, jeden anderen eher erwartend, einen erstaunten Ausruf, als ich ihn vor mir erblickte. Es fiel mir auf, daß er schlecht, geradezu verfallen aussah. „Habe ich mich also gestern doch nicht geirrt," sagte ich, „und Sie waren es, den ich bei Doktor Heller traf! Seien Sie mir herzlich willkommen! Wie geht es Fräulein Chloe?"

„Ich finde," entgegnete er und warf mir einen eigentümlichen Blick zu, „ich finde, daß diese Frage in Ihrem Mund und an mich gerichtet einen verzweifelten Klang hat!" — „Ich finde es nicht," antwortete ich, „aber was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?" — „Eben Chloe . . ." entgegnete er, „vielmehr Fräulein Urlaub. Ich möchte jedes unnötige Wort vermeiden, was einem Menschen Ihrer Gewissenlosigkeit gegenüber wohl verständlich ist, und Ihnen nur mitteilen, daß ich Ihre unverantwortliche Handlungsweise an Fräulein Urlaub kenne und Sie dafür züchtigen werde!" — „Ohne Ihnen auf das Gebiet von Beleidigungen zu folgen," entgegnete ich, unter seinem Ton heftig werdend, „möchte ich Sie vorerst fragen, was Ihnen das Recht gibt, Aufklärungen irgendwelcher Art von mir zu verlangen?" Wie man Menschen mit blinden Augen sehen kann! Dieser so beherrschte, so kühle, so überlegene Mann, der uns wie die lebendige Verneinung jeder Leidenschaft und die Harmlosigkeit selbst erschienen war, stand mit einem Schlage verändert vor mir: Wut kochte in seinem entstellten Gesicht, er atmete krampfhaft und schrie, einen Schritt auf mich zutretend: „Mit welchem Recht! Mit dem eines Beraubten, von Ihnen aufs niederträchtigste Bestohlenen! Ja . . . ja . . . machen Sie nur eine von diesen großartigen Gesten! Das ändert nichts! Deswegen haben Sie doch eine Bestialität begangen, für die kein Ausdruck . . . Mit welchem Recht, fragen Sie? Mit dem eines Menschen, den Sie vernichtet haben! Das Ganze . . . ist zusammengebrochen. Durch Sie! Weil es Ihnen gepaßt hat, sich eine Sommerwoche lang zu amüsieren, haben Sie mir mein Leben verpfuscht. Das ist meine Legiti-

mation, nach der Sie so beflissen fragen. Erkennen Sie sie vielleicht jetzt an?" — „Ja," sagte ich, statt jeder Entgegnung. Denn was nützte es, diesem Manne deutlich zu machen, daß Chloe für ihn, auch ohne mein Dazwischentreten, verloren war?

„Sie hat es mir nicht gestanden!" fuhr er schreiend fort und sein Gesicht bekam einen entsetzlichen Ausdruck von Qual, „o nein, dafür hängt Chloe ... Fräulein Urlaub viel zu sehr an Ihnen ... Aber meinen Sie, daß ich in Entwyk nicht gesehen habe, was vorging? Wären Sie länger dort geblieben, ich schwöre Ihnen, Sie wären nicht hierher zurückgekommen! So aber, dachten Frau Urlaub und ich, würden wir das lächerliche, unsinnige Abenteuer nur fördern, wenn wir Chloe Widerstand entgegensetzten. Sie hatten also Ihre sechs oder sieben Tage. Seien Sie versichert, Herr, daß ich Sie in jeder Minute dieser Tage und seither so gehaßt habe, wie ich hassen kann. Und das reicht hin, glaube ich. Als Sie dann abreisten, war Ihr Name ausgelöscht. Aber er stand trotzdem unaufhörlich zwischen uns. Vorgestern hat mir Chloe das endgültige Nein gesagt. ‚Machen Sie sich keine Illusionen, Jan,' hat sie gesagt, ‚es ist nicht anders und wird nie anders sein. Sie tun mir leid,' hat sie gesagt ... oder ... nein ... ‚ich bedaure Sie aufrichtig,' hat Sie gesagt, ‚doch es gibt nichts, was mich von meinem Nein abbringen könnte.' Schonend ... was? Hahahaha ... zart? Und dann habe ich einige verbindliche Worte geantwortet, ein höfliches Gesicht ausgebreitet und bin abgereist. Aber jetzt bin ich hier ... hier vor Ihnen ... und ich preise dieses wehleidige Herz, das Sie mich hat finden lassen! Sehen Sie, als ich Sie gestern unverhofft bei dem Arzt sah, Sie, den ich mit aller Begierde suchte, an den ich unablässig dachte, den stellig zu machen, mein einziges Ziel war, Sie, dessen Aufenthalt mir Chloe immer so tückisch verborgen hat, da wußte ich: Gottes Finger! Ja! ... Ich habe etwas zu lang mit Ihnen gesprochen. Hier ist meine Wohnung. Morgen hoffe ich Ihnen die Antwort zu geben, die Ihnen zukommt." Und seine Beherrschtheit, die ihm entglitten war, wie einen Mantel wieder aufnehmend, warf er eine Visitenkarte auf den Tisch und verließ das Zimmer.

Ich gestehe, daß mich, abergläubisch wie ich bin, die seltsame Art unserer gestrigen Begegnung im Zimmer des Arztes am meisten berührte. Seit je geneigt, Zufälle zu leugnen, gewann dieses Zusammentreffen in der Tat einen Anschein von Schickung. Ich bemühte mich, es in seine Elemente aufzulösen, hoffend, daß es nicht standhalten würde. Aber je mehr ich nachdachte, desto sicherer ergab sich der Mangel willenmäßiger Lenkung. Geechter hatte meinen letzten Aufenthalt tatsächlich nicht gekannt. Denn einmal hatte ich in Entwyk Meran als den Ort angegeben, wohin mir Briefe nachzusenden seien, und überdies mit Chloe verabredet, daß die mir vorsichtshalber unter einer Deckadresse schreibe. Auch anderweitig konnte er meinen Aufenthalt kaum erfahren haben, da ich in Entwyk nur Urlaubs gekannt hatte und in Köln keine gemeinsamen Bekannten besaß. Oder ... täuschte ich mich? War das Ganze darauf angelegt, mir mit ‚Gottes Finger' Schrecken einzujagen? Weshalb hatte Geechter, wenn er so begierig war, mir gegenüberzutreten, den gestrigen Abend und die Nacht verstreichen lassen? Und welche Unwahrscheinlichkeit, daß gerade ihn ein Herzleiden bestimmt haben sollte, zur selben Stunde denselben Arzt aufzusuchen wie ich ...! Allerdings, ich erinnere mich, daß er gelegentlich erklärte, das Meerbad seines Herzens wegen vermeiden zu wollen. Und Dozent Heller hatte europäischen Ruf ... Mochte es wie immer sein, der Schickung stellte ich mich ... einer theaterhaft errechneten Gelegenheit wich ich nicht aus. Ich schrieb ein paar Zeilen an Franz und Thassilo, bat sie, die Sache in Ordnung zu bringen und mich zu verständigen. Dann saß ich vor meinen Lernbüchern. Die Zeit bis zum Rigorosum war nur noch kurz, mein Stundenplan verzeichnete, daß ich heute wenigstens das Patronat, das Episkopat und die Quellen des Kirchenrechtes durchzunehmen hatte.

Chloe schreiben ... ich werde es morgen tun. Morgen? Vielleicht bin ich morgen um diese Stunde .. Dumm! Geechter wird mich nicht töten. Ich weiß es, so fest weiß ich es! Er will es wohl, oh, er will es ... aber das wird nicht zählen. So wie ich vor vier Jahren wußte, daß ich gegen Satella unterliegen würde, so bestimmt weiß ich jetzt, daß Geechter nichts gegen mich vermag! Deshalb werde ich ihn schonen. Es mochte ja sein, daß er gut schoß. Aber es war kaum anzunehmen, daß das Jahr Asien es mich nicht besser gelehrt haben sollte. Der Hand war ich sicher ... Mein Herz peitscht mich nicht, seit gestern. Mama, arme, gute Mama, die Summe aus deinen grauenvollen Enttäuschungen bewahrheitet sich: Fernwirkung der Medizin — das ist die wahre! Ärzte nützen nur, solange sie einen nicht behandeln, Medikamente, wenn man sie nicht nimmt. Nun, ich bin mit dieser Fernwirkung des Röntgenisierens ein-

verstanden. Wie . . . ? Verteufelt kurze Zeit bis zum Rigorosum! An Chloe werde ich morgen schreiben. Nach dem Duell. Franz und Thassilo werden das schon regeln. Ob Chloe weiß, daß Geechter hier ist? Heute wird das Röntgenogramm fertig. Aber Georg war noch nicht zurück? Vorwärts, eh, vorwärts . . . wie ich die Zeit verliere!

Patrono debetur honos, onus, utilitasque,
Præsentet, praesit, defendat, alatur egenus.
Patrono debetur honos, onus, . . . hönös, ónus . . .
Patrono debetur honos onus . . .

10 Uhr nachts

Gegen sechs ging ich aus. Ich hatte die Absicht, den Türkenschanzpark aufzusuchen und den Weg hin und zurück zu Fuß zu machen. Es war so wenig Luft in diesen heißen Zimmern! Ich kam an dem Hause vorbei, in dem ich gestern gewesen war. ‚Dozent Dr. Norbert Heller, für innere Krankheiten und Röntgenbehandlung, 2—4,‘ las ich im Vorübergehen. Die Aufnahme mußte wohl schon fertig sein. Aber was nützte es? Das Bild gelangte ja unmittelbar an Georg, und der machte mir dann denselben Schwindel vor wie dieser Doktor Heller. Wenn sie einen nur täuschen können! Bis zur letzten Minute! Und sie halten es noch für mildherzig, diese Kurzsichtigen! Deutlich stand mir vor Augen, wie Professor Cühn — immer werde ich ihn dafür hassen! — zwei Stunden vor Mamas Tod mit derselben Unerschütterlichkeit wie durch die ganzen drei Schmerzensjahre gesagt hatte: „Es geht der Patientin ausgezeichnet. Gnädige Frau, Sie befinden sich objektiv brillant. Worüber Sie klagen, das sind lediglich subjektive Sensationen ohne jede Bedeutung!“ Nicht frommer Betrug, o nein, Verbrechen! Geist und Körper brauchen Rüstung für das Kommende. Nimmt man sie ihnen, dann kehrt man die vermeintliche Milde in Roheit um. Arme, gute Mama, die du so am Leben gehangen bist, was haben sie dir, als du in deiner letzten Stunde die Täuschung erkennen mußtest, für ein Sterben bereitet! Wie lehnte sich alles in dir auf gegen diesen endlosen Betrug, der die Qualen nicht nahm und die Vorbereitung versagte, gefaßt und als du selbst hinüberzugehen . . . ‚Nein,‘ dachte ich, und da schlug das Herz wieder im Halse, ‚ihre verlogene Schonung sollen sie mir nicht aufdrängen!‘ Im gleichen Augenblick kehrte ich um und trat in das Haus des Arztes. Der Laborant empfing mich. Herr Dozent sei ausgegangen, sagte er. Ich nannte meinen Namen. Ob ich mein Röntgenogramm haben könne? Der Laborant bat mich zu warten und kam mit dem Bescheid zurück, von den gestrigen Röntgenaufnahmen seien erst zwei, darunter allerdings die meine, fertig, aber noch nicht kuvertiert und übrigens nach den Aufzeichnungen des Dozenten für die behandelnden Ärzte bestimmt. Er könne da beim besten Willen keine Ausnahme machen. Ich beschwichtigte seine Bedenken mit dem Hinweis darauf, daß mein Arzt verreist und ich in seinem Auftrage hier sei, half diesen Gründen außerdem mit einem überzeugenderen Argumente nach und hielt gleich darauf die Aufnahme in Händen. Es war ein ziemlich großes Viereck, über dessen fahlen Untergrund Rippenbogen gespenstisch hinzogen, eine dunkle, verschwommene Masse inmitten, das Herz. Wie das Torso eines Skeletts sah es aus. ‚Nun schaust du in deine Brust,‘ dachte ich, mit einer gewissen Scheu auf diesen Knochenpanzer blickend. Wilder als je klopfte das Herz, ich mußte stehen bleiben, um Atem zu schöpfen. Nun werden wir es ja gleich wissen. Nur einen Augenblick Geduld! Und ich ging zur dänischen Bar, wo Gyldendal Whisky zu trinken pflegt.

Gyldendal ist ein junger norwegischer Arzt, der hier sein Doktorat gemacht und eine, wie es heißt, außerordentliche Arbeit über die Organe des Blutkreislaufes veröffentlicht hat. Er brennt vor fanatischem Ehrgeiz und lebt als Einsiedler. Aus seinem Abscheu gegen Frauen macht er kein Hehl. Seiner Meinung nach hat Strindberg unsinnig nachsichtig geurteilt. Die Frau sei der gigantische Mörder der Welt: Trägerin aller geistigen und körperlichen Miasmen, Zerstörerin schlechthin. Ich hatte den Norweger vor ein paar Jahren auf der Universität kennen gelernt, Gefallen an ihm gefunden und eine Art Freundschaft mit ihm geschlossen. Wenn man ihm auf dem Gebiet seines beinahe pathologischen Weiberhasses nicht den Widerpart hielt, war gut mit ihm auszukommen. Übrigens hatte er den Ruf eines überaus zynischen Menschen . . . Gyldendal hockte wie jeden Abend vor dem Bartisch. „Sieh da,“ sagte er, als ich eintrat, mit seiner halb englischen Aussprache, „lange nicht gesehen! Verheiratet?“ Ich verneinte, was ihn zu befriedigen schien. „Höre,“ begann ich ohne Umschweife, „ich wollte dich um etwas bitten. Ich habe da das Röntgenogramm eines Freundes. Sein Arzt scheint ihm die Wahrheit zu verheimlichen. Sage du mir, wie es mit seinem Herzen steht!“ Gyldendal nahm einen neuen Strohhalm vom Bartisch und schaute mich an. „Bist du der Freund?“ fragte er. „Well . . . gib her.“ Dann verschwand der gleichgültige Ausdruck aus seinem Gesicht,

und er beugte sich über das Bild, welches so groß war, daß zwei Flaschen Orangeade zur Seite geschoben werden mußten. Eine Zeitlang blieb er so, einmal mit einem kurzen, prüfenden Blick mich streifend. Dann riß er ein Stück Papier aus seinem Taschenbuch, faltete es und maß damit die geballten, dunklen Partien der Aufnahme. „Well,“ sagte er. „Dein Freund hat ein Anheurisma. Auf Deutsch: er ist in zwei Jahren ein toter Mann. Ob es ...? Nein. Dagegen ist nichts zu tun. Zwei Jahre, wenn er sich ruhig hält und Digalen in der Wenckebachschen Dosierung nimmt. Viel kürzer, wenn er sich wieder an die Weiber schmeißt, wie er es bisher getan zu haben scheint. Gehst du schon ...? Na, zwei Jahre ist schließlich auch etwas. Good bye ...!“

Wunderbar ruhig war ich. Wie einfach sich das alles löste! Wie in dieses Wirrsal mit einem Schlage Sinn und Ziel einzog! Zwei Jahre. Gyldendal, der es so zynisch, schadenfroh, schien es fast, gesagt hatte, ahnte nicht, welche Wahrheit er aussprach: „Zwei Jahre sind etwas.“ Ja! Alles werden sie sein. Die Erfüllung dieses zersplitterten, gehetzten Lebens. Nicht mehr planend, nicht mehr sich selbst für andere verlierend, nicht mehr in Zeitlosigkeit verirrt, wird mir diese Nähe alles das in einem einzigen berauschenden Extrakt schenken, was die nebelhafte Weite mir tausendfach verzettelt hätte. Ziel ... Erfüllung ... was ich immer herbeigesehnt hatte, jetzt bot es sich mir dar. Austrinken, ohne die Neige erkennen zu müssen, Duft zu Ende atmen, ohne das Zerblätterte hinsinken zu sehen, in einer letzten ungeheuren Umarmung zu vergehen, ohne daß Reue nachschleichen kann — klar, schön und zusammengefaßt vollendete sich, was ohne alle Bindung schien. In feierlicher Gehobenheit kam ich nach Hause. Das Herz, als wüßte es, daß sein Urteil gesprochen war, ging ohne Hast, fest und ruhig.

Ein Brief lag auf dem Tisch, in dem Franz und Thassilo mir mitteilten, daß sie Nachmittag dagewesen wären, um mir zu sagen, die Partie finde morgen, Freitag, acht Uhr früh, in dem Haynauschen Park statt. Pistolen, dreimaliger Kugelwechsel. Doktor Fabricius sei verständigt. Die gegnerischen Sekundanten wären Graf Wartegg und Herr von Ziem-Neugrasser. Franz und Thassilo würden mich um sieben abholen. ‚Komisch,‘ dachte ich, ‚mein Passierschein lautet ohnehin nur auf zwei Jahre. Und morgen früh wollen sie ihn schon einziehen! Nein, liebe Herren. Auf meinen zwei Jahren bestehe ich! Und da ich den ersten Schuß habe ... liebe Herren, ich habe nur noch zwei Jahre zu leben, und Geechter ist ein guter Feind. Was Teufels habe ich ihn schonen wollen? Ah, ich will meine zwei Jahre! Ich werde sie haben. Denn ich habe den ersten Schuß.‘

Freitag, den 19. September, vor Mitternacht

Ich kann nicht schlafen. Wie könnte einer schlafen, nach diesem Tag! Hat nie wer darüber nachgedacht, welch lächerliches Sekundentausendstel notwendig ist, um die pompöse ‚Ewigkeit‘ abdanken zu machen? Und was für armselige Figuranten wir in diesem peinlichen Theaterstück sind, das man übereinkam, unser Leben zu nennen? Welche Ohnmacht ... und welcher tobsüchtige Grimm, wenn man ihrer wieder einmal bewußt wird! Sich lustig machen, lachen, lachen, das ist die einzige Parade ... Aber ich will versuchen, Rechenschaft zu geben. Vielleicht, daß mir dann ein Sinn aus diesem Irrsinn aufgeht.

Franz und Thassilo holten mich um sieben Uhr ab. Es war ein prachtvoller Morgen, und die Wagenfahrt zwischen rotwerdenden Alleen und im Angesicht der näherkommenden, noch dunkelgrün belaubten Wälder des Haynauschen Besitzes glich der Fahrt in ein schönes Abenteuer. Wie immer bei solchen Anlässen redeten die Sekundanten mit krampfhafter Laune von Nichtigkeiten, als ich aber beharrlich schwieg, gaben sie es auf, mich „heiter zu stimmen“, und wir legten den Weg ohne die üblichen Heldenpossen zurück. Doktor Fabricius wartete bereits, Geechter und seine Kartellträger trafen bald nach uns ein. In ein paar Augenblicken waren die Vorbereitungen getroffen, wir traten uns gegenüber. Geechter sah noch leidender und müder aus als zuletzt. Seine fast bläulich fahlen Lippen bewegten sich nervös gegeneinander. Als ich den rechten Arm mit der Pistole erhob, bemerkte ich, daß er Lackschuhe trug. ‚Halbschuhe mit Gamaschen,‘ dachte ich zielend. Ich zielte langsam, ruhig und sicher. ‚Du wirst ihn also in einer Minute erschossen haben,‘ fühlte ich und erwartete das Signal. „Eins,“ zählte Thassilo. Ich war bereit, den Finger auf dem Drücker. „Zwei ..!“ Aber ehe das „Drei“ kam, machte Geechter eine schwankende Bewegung ins Leere, stieß einen gurgelnden Laut aus und fiel zu Boden. Sein Gesicht schwoll auf furchtbare Weise an, die Augen drängten sich aus den Höhlen, röchelndes Pfeifen verließ die Lippen. Ein Aufzucken wie im Krampf ... dann war es vorüber. „Herzschlag,“ konstatierte Doktor Fabricius, und wir konnten nach Hause fahren. „Gottes Finger!“ Franz sagte es, Thassilo nickte dazu. Als sie mein Gesicht sahen, schwiegen sie.

Zurückgekehrt, fand ich den Laboranten

des Röntgenarztes mit einem Schreiben des letzteren vor. Er habe auf Antwort zu warten, sagte er mit einer ganz betretenen und vorwurfsvollen Miene. Ich las: „Sehr geehrter Herr! In meiner Abwesenheit hat Ihnen gestern mein Laborant eigenmächtigerweise ein Röntgenogramm ausgefolgt. Wie ich eben zu meiner lebhaften Bestürzung konstatiere, hat mein Angestellter die zur gleichzeitigen Expedition bereitgelegenen zwei Aufnahmen verwechselt und statt der für Sie, beziehungsweise Ihren behandelnden Arzt Herrn Doktor Georg Ehrhart bestimmten die eines Herrn van Geechter übergeben. Ich ersuche daher, dem Überbringer das irrtümlich an Sie gelangte Röntgenogramm wieder ausfolgen zu wollen, und gebe mich der Erwartung hin, daß der leidige Vorfall noch zu keinen wie immer gearteten Weiterungen geführt hat. Zugleich beehre ich mich, mitzuteilen, daß Ihre eigene Aufnahme unter einem Herrn Doktor Ehrhart, welcher sich seit gestern wieder hier befindet, zugeht und beglückwünsche Sie zu deren Ergebnis, welches meine Vermutung, Ihr Leiden sei ausschließlich nervöser Natur, vollkommen bestätigt. Mit dem Ausdruck vorzüglichster Hochachtung Dr. Heller ...“ Ich muß offenbar zu lange gelesen haben, denn der Bote meldete sich mit einer ungeduldigen Bemerkung. Ich gab ihm die Aufnahme „eines Herrn van Geechter“ zurück, und er ging. Ein paar Stunden später sagte Georgs parfümierter Bariton durchs Telephon: „Gratulor! Ich habe gerade dein Röntgenogramm bekommen. Du bist wirklich nur ein Nervenbündel, organisch fehlt dir gar nichts! Mit diesem Herze wirst du hundert Jahre alt werden. Sei also so freundlich und schau ein bißchen auf die Nerven! Das Digipurat und den Herzkühler kannst du sein lassen. In ein paar Tagen sehe ich nach dir! Na ... jetzt ist dir leichter ... was? Aber wenn's auf dich angekommen wär', hättest du dich mit der Geschichte noch wer weiß wie lang herumgeschleppt, ohne Gewißheit zu haben ... Kommst du nicht einmal die Eva besuchen? Das Röntgenogramm schicke ich dir hin. Servus ..!“ Am Abend besaß ich ein anderes Viereck mit Rippenbogen und einem dunkeln Klumpen dazwischen. Das richtige.

Wie höhnend eins nach dem anderen greift, es zerreißend, in alle Winde streuend! Was gestern so im klaren stand, das heißt heute „ein leidiger Vorfall,“ eine „bedauerliche Verwechslung“. Alles übrige stimmt. Alles übrige ist in Ordnung. Sechzig Jahre statt zweier, ein toter Mann, den der Herzschlag statt meiner Kugel niedergestreckt hat — ist es nicht alles in prächtigster Ordnung? Hat sich nicht im Gegenteil die Rechnung zu meinem Gunsten geändert? Alles stimmt. Nur zwei Herzen sind miteinander vertauscht worden wie in den französischen Schwänken die Betten der Ehegatten. Aber wer wird aus einem französischen Schwank einen anderen Sinn ziehen wollen als Gelächter? Es ist ja so komisch! Vielleicht lache ich mich in den Schlaf ...

20. September

Rigorosentermin am 3. Oktober. Ich darf nicht vergessen, das Schweizer Bürgerliche Gesetzbuch durchzunehmen, Wettini prüft es. Dann muß ich irgendwo Damekskripten auftreiben.

28. September

Täglich vierzehn Stunden. Heute werde ich doch auf die Gasse gehen müssen, um Kerzen zu kaufen. Es ist eine Marotte von mir, hellichten Tages bei zugezogenen Vorhängen und brennenden Kerzen zu studieren, aber es hält, finde ich, alles so sicher draußen. Ich glaube, daß ich mich körperlich elend befinde. Ich habe nur keine Zeit, es festzustellen.

29. September

In den paar Stunden, in denen ich schlafen kann, höre ich beinahe immer Stellas Hilferuf. Die Nächte sind überhaupt das Schwerste. Da der Wille ausgeschaltet ist, überfällt es mich zügellos, Erinnerungen, von denen ich los will, Hoffnungen, auf die ich meine letzte Karte setze. Erwachend überwältigt mich die Zerrissenheit meines ganzen Daseins. ‚Zentrumslos‘, wie Stella es bezeichnete.

30. September

Römische Rechtsgeschichte, Quellen, Dekret ne temere, deutsches Privatrecht.

1. Oktober

Quellen, Groß bis zu den kirchlichen Vergehen, negotiorum gestio, deutsches Privatrecht.

2. Oktober

Mit dem deutschen Privatrecht werde ich wahrscheinlich nicht fertig werden. Auch in der deutschen Rechtsgeschichte fehlt es an allen Enden. Habe ich zwei ‚Römer‘, dann wird es vielleicht gehen. Zwei ‚Deutsche‘ aber werfen mich todsicher. Heute arbeite ich noch bis zwei Uhr nachts, dann mache ich Schluß. Morgen von neun bis zwei. Auf vier ist das Rigorosum angesetzt. Wenn es vorüber wäre, hätte ich — Was ... was denn? Was kann dabei gewonnen sein, daß ich ‚durchkomme‘? Die Anrede: ‚Herr Doktor ...‘ Das ist nicht viel, scheint es. Und sonst? Und dann ..? Werde ich nicht endlich dieses Spiel aufgeben, jede Nichtig-

keit als Entscheidung zu empfinden, jedes fallende Blatt als Beginn oder Ende einer Epoche? Ich mag dieses Rigorosum bestehen oder nicht. Das wird nichts an der ‚Zentrumslosigkeit' ändern. Was wird es sein, was mich auf den Weg bringt?'

8. Oktober, 8 Uhr

So, jetzt will ich mich in den Frack werfen. Wenn ich dieses Buch wieder aufblättere, haben sie mich bereits gewogen und vermutlich zu leicht befunden. Es hängt durchaus nichts davon ab, trotzdem bin ich aufgeregt.

Gestern ist ein Telegramm gekommen: „Da ohne Nachricht, eintreffe mit Nord-Südexpreß 3. Oktober, acht Uhr abends. Love, Chloe." Um vier beginnt die Angelegenheit. Länger als bis halb sieben kann sie nicht dauern. Ich werde also reichlich Zeit haben, um acht auf dem Westbahnhof zu sein. Freue ich mich denn nicht, Chloe in ein paar Stunden wiederzusehen? Natürlich freue ich mich. Wenn nur erst diese verdammte Prüfung vorüber wäre! Die stupide Aufregung nimmt einem ja jede Möglichkeit, sich recht zu freuen. Eins ... zwei ... drei ... Ich habe dreimal hinter mich gespuckt, das bringt Glück. Das Kleeblatt, welches mir Mama beim ‚Staatswissenschaftlichen' ins Frackfutter genäht hat, ist noch da. Auf dem Wege werde ich hoffentlich keiner Nonne begegnen ...

In der Nacht

Um dreiviertel vier war ich in der Universität. Eine gewisse Aufmerksamkeit gegen den Pedellen hatte bewirkt, daß ich in keinem der drei großen, von Zuhörern überfüllten Prüfungssäle, sondern in dem kleinen Beratungszimmer, neben der Quästur, examiniert wurde. Minder erfreulich war die Liste der Prüfer, die mir der Pedell gleichfalls im Ton einer guten Nachricht mitteilte Vogel, Wettini, Damek und Graf Mieczie-wics — zwei ‚Deutsche!' Fünfundzwanzig oder dreißig Minuten ging ich wartend vor der kleinen Holzbarre, hinter der der grüne Prüfungstisch steht, umher. So klein und versteckt das Zimmer war, ein paar Zuhörer hatten sich, Gott weiß wie, doch hereingefunden. Es entwickelte sich das unvermeidliche Zwie-, Dritt- und Viertgespräch: „Wen haben Sie? Vogel oder Wettini? Das ist unangenehm. Vormittag hat Vogel ausschließlich Grundbuch geprüft. Sie haben kein Grundbuch gearbeitet? So, da weiß ich nicht, bei Vogel ... Vogel gibt überhaupt sehr selten die Stimme ... Aber geh, mach' ihm doch keine Angst! Wird er höchstens die Stimme vom Vogel nicht haben! Übrigens ist das ganz verschieden. Gestern zum Beispiel war der Vogel glänzend aufgelegt. Nur beim Mieczziewics möchte ich Sie aufmerksam machen, daß er Staatskirchenrecht ... Sie haben Staatskirchenrecht nicht angeschaut? Macht auch nichts! Merken Sie sich nur einfach folgendes: Mieczziewics wird Sie fragen: Was versteht man unter Trennung von Staat und Kirche? Da müssen Sie antworten: Trennung oder richtiger: Scheidung von Staat ..." — In diesem Augenblick trat der Romanist Damek ein. „Sie sind Herr von Lorenz?" fragte er mit seiner müden, immer irgendwie unwilligen Stimme. „Vielleicht hier ..." Wir nahmen einander gegenüber Platz. Er schlug das vor ihm liegende Corpus juris auf und sagte in dem Tonfall, mit dem er es seit zwanzig Jahren tut: „Bitte, nehmen Sie Digesten, Buch Fünf, Kapitel Eins, Titel Eins." Ich las: „Ulpianus libro undecimo ad Sabinum ..." — „Ja," unterbrach Damek und jeder wußte, daß er jetzt mit derselben Wortfolge unterbrechen werde: „Bitte ... was erfahren wir aus dieser Überschrift?" Meine Aufregung begann, unerachtet diese Frage unwesentlich, Damek der erste Prüfer und das Bittere noch bevorstehend war, einer zuversichtlichen Stimmung zu weichen. „Aus der Überschrift," antwortete ich, „erfahren wir, daß die folgende Stelle dem ‚libri ad Sabinum' betitelten Werke des Ulpian entstammt, welches nach dem Zivilrechtsystem des Sabinus, nämlich dessen ‚libri tres juris civilis' abgefaßt ist." Diese Antwort, seit zwanzig Jahren verlangt und trotzdem seit zwanzig Jahren von keinem Prüflinge einwandfrei gegeben, stand in meinem Kopfe, nach Wort und Sinn geordnet, während meiner ganzen Universitätszeit fest: ich empfand lebhafte Genugtuung, sie endlich anzubringen. Aber die erwartete Befriedigung des Prüfers blieb aus. „Sie sagen, dem Werke des Ulpian. Ist denn das richtig?" Damek steigerte den latenten Unwillen seiner Stimme zu offenem. „Nein! Lieber Herr, Ulpianus hat doch nicht nur ein Werk geschrieben?" Der Fehler wurde verbessert, die Prüfung nahm ihren Fortgang. Nach zehn oder zwölf Minuten erhob sich der Romanist mit einem vielleicht etwas minder unwilligen: „Danke." — „Auszeichnung!" sagte sofort einer der Zuhörer hinter mir. „Ich habe Damek schon lange nicht so gesehen! Er hat doch überhaupt nicht den Zwicker hin und her geworfen! Allerdings, ein Riesenglück, daß er Sie nur Obligationen gefragt hat!" Das Prüfungsfieber war verflogen. ‚Riesenglück?' dachte ich und sah den Sprecher, einen ernsthaften,

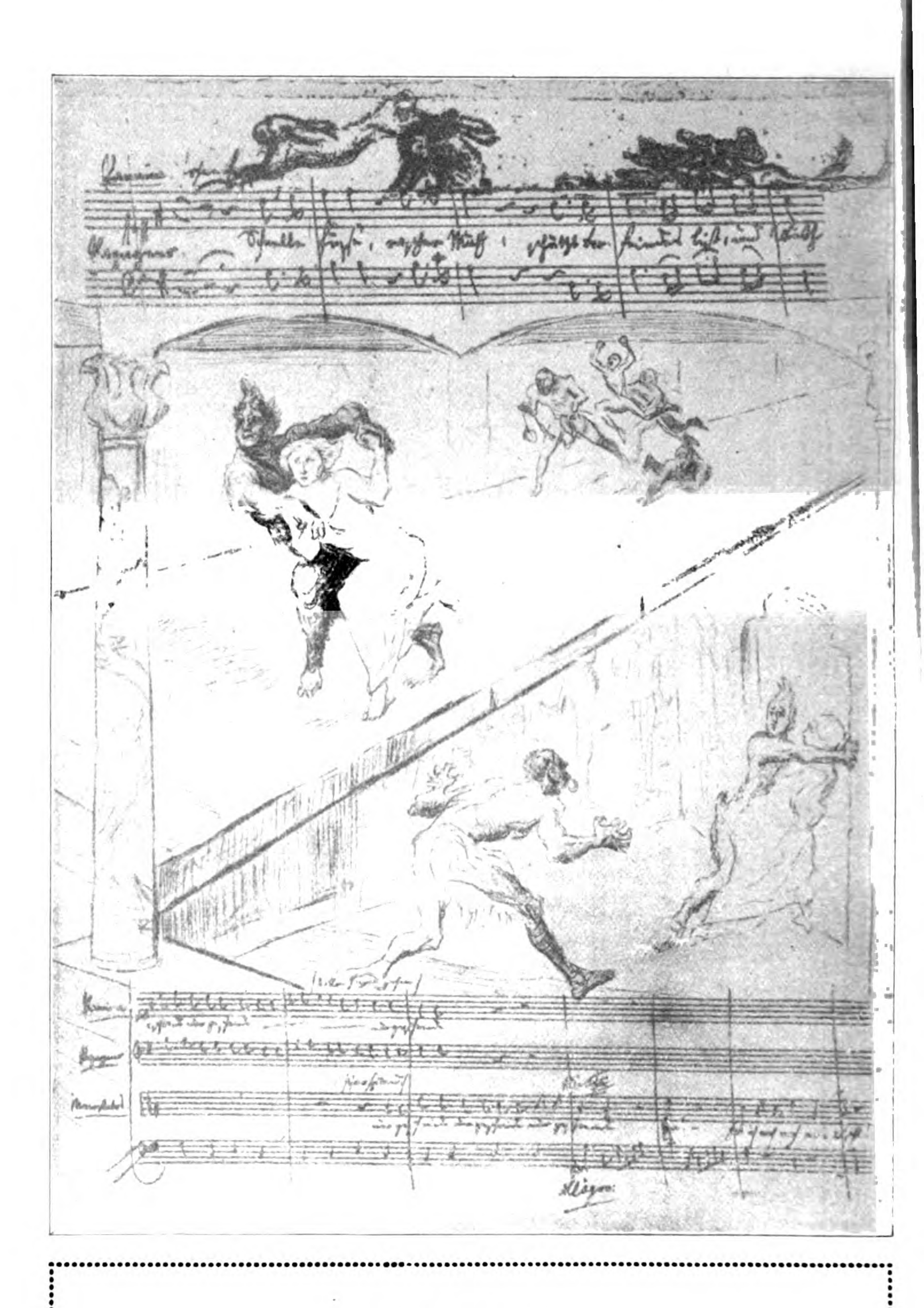
langen, bebrillten Menschen neiderfüllt an. ›Riesenglück‹, weil der Romanist Damek am dritten Oktober nur Obligationen geprüft hat? Könnte ich das doch auch so empfinden! „Haben Sie seine Skripten studiert? Waren Sie bei Wichtl? Wie lange haben Sie gebraucht?“ fragte es hinter mir. Ich gab Antwort, als gehöre auch dies zur Prüfung, und war froh, als der nächste Examinator eintrat. Es war Wettini, und es zeigte sich, daß ich wohl daran getan hatte, mich mit dem Schweizer bürgerlichen Gesetzbuch bekannt zu machen. Einen Augenblick, während ich antwortete, mußte ich beinahe lachen: in einem, längstens in zwei Tagen würde ich das alles glatt vergessen haben ... Vogel, ein verwachsener, sich hüpfend bewegender Mann von durchdringend jüdischem Wesen, rechtfertigte seinen schreckbaren Ruf nicht. Es ging nicht gerade glänzend, aber es ging. Als er nach vereint zusammengeflickter Darstellung des Überhang- und Überfallrechtes um sechs Uhr den Saal verlassen hatte, waren mir die gefürchteten drei Stimmen sicher. Kirchenrecht, das noch ausstand und übrigens von der Staatsprüfung her meine Stärke war, konnte an der Tatsache des ‚Durchgekommensein‘ nichts mehr ändern. Ich ging an der kleinen hölzernen Barre auf und ab, allmählich verloren sich die Zuhörer, ich blieb allein. In kaum zwei Stunden würde ich Chloe sehen! Chloe ... in kaum zwei Stunden ... Freue dich! Nun, freue dich doch! Du wirst mit ihr vereint sein, mit ihr, der einzigen, die du bisher wahrhaft geliebt hast, ein neues Leben beginnen. Ist sie es nicht, der du in dieser ganzen Zeit gehörst, nur von der Mißgunst des Alltäglichen ihr ferner gerückt? Chloe kommt! Freue dich ...!

Die Uhr über der Glastür rückte Minute um Minute schnarrend vor, es fehlten nur noch zwanzig Minuten an sieben. Der Pedell zuckte die Achseln. Ich möge mich gedulden. Graf Miecziewics müsse jeden Augenblick dasein. Voll Ungeduld durchmaß ich den Raum. Ich konnte Chloe doch nicht warten lassen, wußte ja gar nicht, wo sie Wohnung nehmen würde! Wenn Mieczie wics nicht vor sieben kam, versäumte ich den Zug. Ah, ganz einfach. Ich würde weggehen, ohne aus dem Kirchenrecht geprüft worden zu sein! Das mochte seit Bestand der Universität vor mir noch niemand getan haben, aber niemand vor mir hatte diese Sache weniger bedeutet! Ich rechnete aus, daß ich zwei Minuten vor sieben weggehen wolle, als Graf Mieczieweics' weiche, wie gekochte Stimme sich vernehmen ließ: „Biete, Chehr Kandjidat ...“ Kurz darauf verkündete mir der Dekan, daß mein Rigorosum ‚mit Stimmeneinheit für genügend erklärt worden sei‘, dreiviertel Stunden später stand ich auf dem Perron der Westbahn. Ich hatte nicht mehr Zeit gehabt, den Frack abzulegen.

Während der Zug einfuhr, tanzte das Herz seinen alten, unsinnigen Takt. Ein Wagen glitt vorbei, ein zweiter, jetzt beugte sich ihr Kopf aus dem offenen Fenster. „Wien, sieben Minuten!“ riefen die Schaffner. „Wie geht es dir?“ fragte sie vom Wagen herab, und ihr Gesicht strahlte vor Freude. Ich erschrak, wie verbrannt und freudlos es in mir blieb. Wir schauten uns an. Wir standen und sahen uns in die Augen. Wortlos. Da wurde sie fürchterlich bleich. „Nett, daß du gekommen bist,“ sagte sie mühsam und leise. Und sie blieb im offenen Fenster, den Gurt fest haltend. „Du mußt aussteigen Chloe“ brachte ich hervor, „der Zug geht sonst ...“

„Ich fahre ja weiter,“ entgegnete sie, ohne daß die Röte in ihr Gesicht zurückkehrte. „Dachtest du, daß ich hier bliebe? Ich ... ich fahre nach Venedig. Zu meinem Großvater. Nach Venedig ...“ wiederholte sie, Atem schöpfend. „Einsteigen!“ riefen die Schaffner. Rufe, Tritte, Signale, Gewirr sich drängender Menschen. „Adieu“, sagte sie, und bewegte die Hand, als lasse sie etwas fallen. Dann fuhr sie vorüber ...

Die Lampe brennt hier im Zimmer ... Welche Jagd durch diese Wochen, Monate und Jahre! Welche Vergeblichkeit an Willen, Lust, Andacht und Verzweiflung. „Cui bono?“ fragen die römischen Juristen, wem zuliebe? Für welches Ziel ...? Da, auf dem Tisch, liegt das Bild meines Brustkastens. Meines Körpers Gewißheit liegt vor mir: Wochen, Monate, Jahre. Von neuem beginnt die Jagd, keiner weiß, wohin, wozu ... Wer hat diese Lüge erfunden, daß es Gnade sei, die uns den Blick in die Zukunft verwehrt? Sinnlose Schonung ist es! Auf ewig schwöre ich die gefährliche Lüge ab! Ungewißheit ist Gift! Sie lähmt, verzettelt, betrügt. Nur sehenden Auges kannst du gehen, stehenbleiben und anlangen. Was dir den Blick verstellt, tritt nieder! Die dich lehren, daß es besser sei, den ‚unerforschlichen Ratschluß‘ nicht ergründen zu wollen, lehren dich feige und falsch. Mag sein, daß Gewißheit schwerer zu ertragen ist als Nebel. Aber wo sie dich scheinbar stürzen macht, hilft sie dir auf: sie zeigt dir, wer du bist ...! Ja, Brustkastenbild auf meinem Tisch. So will ich den Arzt suchen, der mir ein anderes auf die Platte bannt! Du gibst nur Gewißheit über den Körper. Die andere, die wahre, muß ich erst finden: Gewißheit über die Seele.



Meister der Graphik:
Aus Max Slevogts Zyklus von Radierungen zur Zauberflöte
(Verlag von Paul Cassirer, Berlin)

Neue Mode aus Magdeburg

Von Max v. Boehn

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Die Kunst hat kommende Katastrophen der Geschichte schon gespiegelt, als sie sich noch hinter den Schleiern der Zukunft verbargen. Boucher, Fragonard, Greuze waren noch die Maler des Zeitgeschmacks, als David schon mit seinen Bildern aus der römischen Geschichte an dem Gewissen seiner Zeitgenossen rüttelte und Römertugend und Römersinn die Eleganz und die Grazie des Rokoko in Frage stellten. Nur wenige Jahre, und David siegte auf der ganzen Linie. Wir erlebten soeben dasselbe. Der Bolschewismus spukte erst in den Köpfen weniger Kaffeehausliteraten, als Kubismus und Futurismus schon mit lärmenden Protesten jeder Form den Krieg erklärten und die neue Kunst der Kulturlosigkeit heraufführten, ehe sich diese noch selbst angekündigt hatte. Zukünftigen Geschlechtern wird das, was man heute Kunst nennt, deutlicher von dem Entsetzen der Jahre reden, die wir durchmachen, als alle schriftlichen Mitteilungen es vermögen.



Von der Mode gilt dasselbe wie von der Kunst; sie ist ebenso gut eine ästhetische Macht wie diese und hat genau wie sie der Zeit stets vorgearbeitet. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit logen noch nicht von allen Mauern und aus jedem Fetzen Druckpapier, da hatte das Bürgerkleid der Engländer das Hofkleid der französischen Mode verdrängt und die Gleichheit schon geschaffen, von der die Demagogen erst schwärmten. Das 19. Jahrhundert hatte die Demokratisierung der Tracht bei beiden Geschlechtern längst durchgeführt, als die Sozialisierung noch ein theoretisches Geheimnis der Wenigen, Allzuwenigen war. Heute machen wir die gleiche Beobachtung. Die Künste, Malerei, Plastik, Musik, sagen sich von der Form los, die bisher ihr Lebenselement war, und Hand in Hand mit ihnen geht die Mode wieder ihrer Zeit voran, indem auch sie auf die Form verzichtet, an die sie sich mehrere Jahrhunderte hindurch freiwillig band. Wir haben nur die Damenmode im Auge, weil nur sie noch Möglichkeiten der Bewegung und Entwicklung besitzt, die der Herrenmode längst genommen sind. Der Herr ist auf die Tracht beschränkt, die seit einem halben Jahrhundert so gut wie unverändert geblieben ist und nur durch gelegentliche kleine Geschmacklosigkeiten beweist, daß sie mit der Mode Fühlung behalten möchte. Zu diesen harmlosen Geschmackssprüngen rechnen wir z. B. den heutigen Taillengurt der Herrenmäntel und Sackos, der, soll er recht schick sein, zu hoch getragen werden muß. Die Damenmode ist ebenfalls auf dem Wege zur Tracht. Das kann jeder, der sehen will, an dem Kostüm bemerken, das nicht mehr weichen will. Aber sie besitzt doch noch einen viel größeren Spielraum als die Herrenmode, weil sie ihre Linie wechseln kann. Gegenwärtig tut sie das, indem sie sich der Formlosigkeit der Kunst anschließt und den Tailleneinschnitt fallen läßt, auf dem alle ihre früheren Schöpfungen aufgebaut waren. Von ihm ging die Modellierung aus, die, mag sie den Körper in den meisten Fällen auch entstellt haben, immerhin darauf bedacht war, ihm feste Formen, sagen wir meinetwegen: anzudichten. Der Verzicht auf die Taille, der im Laufe des zweiten Jahrfünfts dieses Jahrhunderts immer deutlicher hervortritt, ist in diesem Jahrzehnt Gesetz geworden. Alles, was fest war, wurde flüssig, alles schlampt, schlumpt, hängt mit einem Worte, wie es mag. Dazu ist der kurze Kleiderrock gekommen, der die natürliche Reaktion gegen die Schleppe bildet, die unmittelbar vor ihm etwa fünfzehn Jahre hindurch den Umriß der weiblichen Erscheinung bedingte. Je länger damals die Schleppe war, je weiter sie ringsum auflag, um so kürzer ist fast selbstverständlich nun der Rock. Denn die Mode bewegt sich stets zwischen Gegensätzen. Die gleiche Mode, die durch die Schleppe den Ausdruck des Schlanken zu steigern trachtete, betonte



diese Rücksicht auch durch Faltenlosigkeit des Stoffes und Enge des Schnittes. Wir werden also, da wir sehen, daß die Entwicklung der Mode auf der Kontrastwirkung beruht, theoretisch errechnen können, daß sie sich nun wird zu Raffungen und Bauschungen entschließen müssen. Die Silhouette wird gebrochen, deren Umriß so lange gerade gewesen ist. Und wenn die Linie vor einem Jahrzehnt noch allmählich verlief, die weibliche Erscheinung mit ihrer Umgebung in Zusammenhang brachte, so wird sie jetzt kurz abgeschnitten und stellt die Trägerin auf sich allein. Das ergibt also drei große Symptome: locker, kurz, im Umriß bewegt. Aus diesen Bedingungen heraus wird der heutige Modeschöpfer zu erfinden haben, nach diesen Richtungen hin wird er sein Denken einstellen müssen, will er den Stil treffen, der dem Zeitgeschmack entspricht.

Sehen wir uns daraufhin einmal die Entwürfe neuer Moden an, die aus der Klasse des Professors Bosselt der Kunstgewerbeschule in Magdeburg stammen, so finden wir, und das ist für Modeentwürfe eine Hauptsache, daß sie dem Anspruch der Modernität in der Tat vollkommen genügen. Die Zeichner besitzen die Haupteigenschaft, die ihnen für ihre Tätigkeit notwendig ist; sie haben das Gefühl für die moderne Linie Modernseinkönnen ist ein Talent wie ein anderes: es läßt sich weder lehren noch lernen, es ist geradezu eine beneidenswerte Kunst, und nur der, der sie schon zur Arbeit mitbringt, wird Nennenswertes leisten können. Was diese Entwürfe auszeichnet, ist der feine, etwas zurückhaltende Geschmack, der ihnen allen ihre gemeinsame Note gibt, ein Fernhalten von allem Gewagten und Verblüffenden, womit die Jugend doch sonst so gern nach Erfolgen zielt. Ein leiser Schuß Perversität in Haltung und Gebärde ist das einzige Zugeständnis an den Radikalismus der Auffassung, der das neue Ideal — und schließlich ist doch jede neue Mode nichts anderes als ein solches — in der Ziererei des Backfischalters erblickt. Sehr gut ist das Lockere herausgebracht. Die Taillenlinie fließt, sie verschiebt sich nach oben und unten und leugnet





Weise abwechselnd lang und quer genommen ist. Die Bandgarnitur und die zarte Aufhellung der düsteren Note durch rote Stickerei der Vorderbahn machen aus dem einfachen Kleidchen doch eine Robe der großen Gelegenheit. Von erlesenem Geschmack zeugt das Promenadenkleid, das Weiß und Schwarzweiß gestreift zu harmonischer Wirkung verbindet und durch den leicht beweglichen Übermantel das Leben in den Umriß bringt, das heute verlangt wird. Durchaus eigen hat Metzger die Aufgabe gelöst, den schwerfaltigen dunklen Tuchstoff eines Winterkleides zur Geltung zu bringen. Ein schwarzgehaltener Miederteil und pomponartige Knöpfe, die die Seitenbahn begleiten und den Überkragen und die Ärmel unauffällig verzieren, dienen ihm dazu, den deftigen Charakter des Kostüms zu verstärken und einem anscheinend für starken und häufigen Gebrauch gedachten Kleid doch einen gewissen absonderlichen Reiz mitzuteilen.

Was an diesen Entwürfen besonders angenehm berührt, ist, daß all die Wunderlichkeiten ferngehalten sind, die der heutigen Mode mehr als vielen früheren anhaften. Wer sich auf manche Geschmacksverirrungen besinnt, denen man nicht nur in den Modeblättern, sondern leider auch im Salon begegnete: die wie ein Handtuch angebundenen Schleppen, die Röcke, die kaum bis über die Knie reichen und deren rückwärtige Bahnen den Boden suchen, die spitzzipfligen Schleppen amerikanischer Brautkleider, die nicht hinten, sondern vorn sitzen, und manches andere derartige, das oft genug an die Kinderstube erinnert, der wird mit Genugtuung sehen, daß all dieses Gewagte in den Zeichnungen der jungen Magdeburger Künstler und Künstlerinnen vermieden ist. Alles, was sie vortragen,



beharrlich das heute so verpönte Korsett. Die Unterbrechung der Silhouette ist bei allen mit geschicktem Griff durch die Behandlung des Stoffes erzielt, einmal besonders glücklich durch eine Art Schürzentunika, die alte liebe Freundin der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, ein andermal durch einen Spitzenmantel, der von den Hüften nach den Knien zu glockt, dann durch Einziehung der unteren Rockbahnen, die die oberen Partien zum Sacken bringen, schließlich abstehende Seitentaschen, die man sich ja vielleicht schon ein wenig abgesehen hat, auf die aber unter den heutigen Umständen nicht leicht verzichtet werden kann.

Viel Phantasie ist an die Verarbeitung und Zusammenstellung des Materials gewandt worden. Spitzen und Sammet, leichte Seide, Tuch und Baumwolle sind miteinander verbunden und stets in einer den Zweck betonenden Art. Am meisten gelungen dünkt uns ein Gesellschaftskleid von Reichstein, dessen tiefer Halsausschnitt von einem einfarbigen Jäckchen eingefaßt wird, während der gestreifte Stoff — wir dürfen wohl an einen lichten Voile denken — in geschickter

scheint die große Probe der Ausführbarkeit bereits bestanden zu haben. Sie bewegen sich durchaus auf dem Boden praktischer Möglichkeit und entbehren deswegen keineswegs den eigentümlichen Charme, der Kunstwerken anhaftet, die nicht durch sich selbst, sondern erst durch das lebende Modell zur Geltung kommen, das sie tragen wird. Und wir finden, die Magdeburger Kleider sind im guten Sinne Kunstwerke.

Nun kann man wohl einwerfen: Was kümmert es uns, was man in Magdeburg für Moden macht? Darauf muß man allerdings erwidern, es kümmert uns sehr viel. Längst sind die alten Vorstellungen darüber geschwunden, daß irgend jemand die Mode macht. Die Legenden, daß Marie Antoinette, daß Kaiserin Eugenie die Mode bestimmt hätten, sind schon dem Sagenschatz der Vorzeit einverleibt worden, und selbst die Sage, daß eine Gruppe der ‚Grande Couture‘ in Paris Jahr für Jahr entscheidet, was modern sei und was nicht, ist als das erkannt worden, was sie ist, nämlich als Verlegenheitsgeschwätz.

Die großen Pariser Ateliers bringen zwar für jede Jahreszeit neue Modelle heraus, aber was von diesen als Mode Gemeingut der Damenwelt wird, das zu entscheiden liegt keineswegs in ihrer Hand. Darüber entscheiden die Damen allein. Es fehlt nicht an Beispielen gerade aus den letzten Jahren vor dem Kriege, daß die Pariser Herren, die man sich im großen Publikum so gern als Diktatoren vorstellt, Neuigkeiten schufen, die durchaus im Stil der Mode lagen und die einmal eingeschlagene Richtung geradeswegs weiterführten (wir erinnern an den Hosenrock), und die trotz aller Reklame glatt abgelehnt wurden und schleunigst der Lächerlichkeit verfielen. Die Rolle, die Paris auf dem Modenmarkt spielt, wird gewaltig überschätzt. Die Franzosen sind von jeher Meister in der Kunst gewesen, sich fremde Einfälle anzueignen, sie aufzuputzen und als französische Erfindung der Welt mundgerecht zu machen. So stammt der Kreis der Vorstellungen und Gedanken, durch die Montesquieu, Voltaire, Rousseau ihre Zeitgenossen verblüfften, aus England. Die Franzosen haben nichts getan, als die schweren Barren aus der Gedankenwelt der englischen Philosophen in leichte Scheidemünze auszuprägen. Genau so ist es mit der Mode. Paris war von jeher die Karawanserei, in der sich die fremde Lebewelt ein Stelldichein gab und dadurch eine Fülle von Anregungen nach dem Seinebabel brachte. Aus dieser konnten die Modeerfinder schöpfen und dank ihrem Geschmack etwas Neues komponieren. Ohne diesen dauernden Zustrom frischer Einfälle wäre auch der Erfindungsgeist der Kleiderkünstler in Paris versiegt, und er hat z. B. während des Krieges auch wirklich ganz aufgehört. Neutrale berichteten, daß man jetzt, wo die Französin das Pariser Pflaster allein beherrsche, nichts sähe, das über den bescheidensten Provinzialstandpunkt hinausgehe, sie verstiegen sich zu der Prophezeiung, daß, wenn der Zustrom der Fremden etwa dauernd ausbleibe, die Pariser Mode ganz aufs Trockne geraten könne.

So gut wie andere haben wir Deutschen die Pflicht, unsere Leistungen auf diesem Gebiet zur Geltung zu bringen, und man kann es nur mit der größten Genugtuung begrüßen, wenn Kunst und Kunstgewerbeschulen, wie die Magdeburger, Schüler und Schülerinnen vor solche Aufgaben stellen. Ein gutes geschmackvolles Kleid hat schließlich nicht weniger Anspruch auf künstlerische Erfindung und Durchbildung als beispielsweise ein Bucheinband, ein Möbel, ein Schmuckstück oder sonst etwas derartiges. Und es ist dabei noch etwas zu beachten. Deutschland hatte vor dem Kriege eine Bekleidungsindustrie, die in großartigstem Maßstabe arbeitete, Hunderttausende beschäftigte und an der Ausfuhr des deutschen Marktes mit Millionen und Millionen beteiligt war. Deutsche Konfektion ging nach der ganzen Welt, in der französischen Provinz trug man vorzugsweise (ohne es zu wissen) Kleider, die in Berlin hergestellt waren. Wir haben das allergrößte Interesse daran, diesen Markt zu behaupten und den Platz wieder zu erringen, der uns während des Krieges verloren gegangen ist. Die alliierten und assoziierten Regierungen (lies England) können uns die Rohstoffe vorenthalten und unsere Industrie durch Ein- und Ausfuhrverbote an der Entwicklung hindern, und das werden sie ganz sicher tun, aber was sie nicht können, das ist: die Ausbildung des Geschmacks zu hindern. Sollte man es uns unmöglich machen, wie früher billige Massenware auszuführen, so werden wir eben hochwertige Qualitätsware schaffen. Möge also Professor Bosselt mit dem Beispiel, das er mit seiner Klasse gegeben hat, viele und ebenso glückliche Nachfolger finden.

Neues vom Büchertisch
Von Karl Strecker

Hermann Hesse: Märchen (Berlin, S. Fischer) — **Hugo v. Hofmannsthal: Die Frau ohne Schatten** (Ebenda) — **Adam Müller-Guttenbrunn: Sein Vaterhaus** (Leipzig, L. Staackmann) — **Paul Oskar Höcker: Kinderzeit** (Berlin, Ullstein & Co.) — **Rudolf Presber: Mein Bruder Benjamin** (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — **Wilhelm Scharrelmann: Rund um Sankt Annen** (Leipzig, Quelle & Meyer)



Mehr als je weiß heute ein Mensch von einiger Kultur den Wert der stillen Stunde und des stillen Buches zu schätzen. Denn wie kann gerade er in einer Neuwelt der lärmenden und aufdringlichen Äußerlichkeiten, des Emporkömmling-Größenwahns, der Rüdigkeit zeitgemäßer Schiebersitten — wie kann gerade er sich heute anders retten und bewahren als durch Flucht in die Innerlichkeit?

Zur Innerlichkeit führt die stille Stunde, zur stillen Stunde führt das stille Buch. In hyazinthfarbenem Kleide liegt solch ein stilles Buch vor mir; seine Aufschrift lautet einfach **Märchen**, aber darunter steht ein Name, der lockt, sogleich darin zu blättern: **Hermann Hesse**. Wer den ‚Peter Camenzind' geschrieben hat, darf beanspruchen, daß man ihn unter Hunderten heranwinkt wie einen guten Freund, daß man ihn bei der Hand faßt und ihm den Ehrenplatz anweist. Hermann Hesse verdient ihn auch mit seinem neuen Werk. Denn sein Bestes kann er hier zeigen — und zeigt er —: jene Adalbert Stifter nahverwandte Seite seelenzarter Versonnenheit, die sich gern in das Kleine vertieft und das Ruhevolle einer sanften träumerischen Welt voll heiliger Reinheit über alles liebt. Es sind Märchen für Erwachsene, die in hyazinthfarbenem Mäntelchen an uns vorüberschreiten, das heißt aber nur, daß ein tieferer Sinn in ihnen wohnt und zum Nachsinnen stimmt, während der Erzähler (teilweise im Gegensatz zu dem Buch, das wir an zweiter Stelle betrachten werden) den schlichten Märchenton bewahrt, der eine anmutige Spielart bester Lyrik ist. In der ersten Erzählung ‚Augustus' wird eine Mutter in die Zwangslage versetzt, ohne langes Besinnen für ihr geliebtes einziges Kind einen Wunsch aussprechen zu müssen, der dann in Erfüllung gehen soll. Jede Mutter wird zugeben, daß das eine heikle Aufgabe ist. Und die meisten werden schwerlich abgeneigt sein, im ersten Augenblick der Frau Elisabeth zuzustimmen, die ihrem Kinde den Wunsch in die Wiege legt: „Ich wünsche dir, daß alle Menschen dich lieb haben müssen." Dennoch —: es ist ein sehr unbedachter, kurzsichtiger Wunsch, wie der Erzähler unwiderleglich nachweist. Schon als Kind wird Augustus unmäßig verwöhnt; und wenn die Mutter betrübt ist, daß er, etwa zu spät nach Hause gekommen, ihre Suppe widerwillig beiseite schiebt, so findet er das langweilig und geht mürrisch zu Bett; ist er doch satt von all den Nüssen, Kuchen und Leckereien, mit denen ihn die Nachbarn gefüttert haben. Weint aber die Mutter gar und schilt oder straft sie ihn, so schreit der Verhätschelte heftig und beklagt sich, daß alle Leute lieb und nett mit ihm seien, bloß seine Mutter nicht. Muß ich noch erzählen, daß Augustus ein Taugenichts wird? Daß er den steten Liebesbezeugungen gegenüber sich bald zu einem herzlosen Knaben entwickelt, der den Menschen hart und verächtlich begegnet? Schließlich ist es sein einziges Vergnügen noch, andere zu verführen und auszubeuten; er versinkt im Laster, und freudlos wird sein Herz. So ist ihm der kurzsichtige Mutterwunsch ein Fluch geworden, aus dem ihn erst schwerste Sühne und völlige Umwandlung in einen Elenden retten, der, selber ausgestoßen und verachtet, — die Menschen liebt. Nicht minder sinnvoll ist das zweite Märchen, das vom Beruf des Dichters, von seinem Glück und Leid erzählt. Alles, was anderen Menschen teuer ist, muß der Dichter verlassen: Braut und Eltern und Heimat und Jugend, um die Vollkommenheit des Künstlers zu erlangen. Daß Hesses feiner Silberstift auch dem Furchtbarsten gewachsen ist und alle Marter der Angst und Todesnot darzustellen weiß, bezeugt seine schreckliche ‚Traumfolge', ein wahrer Albdruck in Erzählungsform. Um so lieblicher muten danach die beiden letzten Märchen an, das wunderschöne ‚Faldum', eine sanfte Geißelung eingesessener Menschentorheit — eine Geißelung mit blühenden Ruten —, ausklingend in die wundersame Vision eines Berglebens, einer Bergseele. Hier ragt Hesse dichterisch am höchsten, der Berg bedeutet seinen Gipfel. Am feinsten aber ist er in der letzten Erzählung ‚Iris'. Wer hat nicht schon eine gewisse Andacht gefühlt, wenn er in den tiefen Kelch einer schönen Blume geblickt hat —: als sähe er in Gottes Geheimnis, als täte sich ihm der Ursinn alles Blühens, aller Schönheit, alles Lebens auf. Ina Seidel hat diese Stimmung einmal lyrisch sehr schön wie einen Edelstein in das Gold ihrer Verse gefaßt —: in den Kelch einer weißen Lilie blickt sie, erfüllt von seiner Schönheit und seinem Frieden; Gebet und Wunsch atmet sie hin-

ein, denn „stiller kann Gottes Auge ihr nicht in die Augen sehen, verheißungsvoller kann Gottes Herz ihr nicht offen stehen". Hermann Hesse läßt seinen kleinen Anselm Ähnliches als Kind bei einer Iris, einer blauen Schwertlilie, empfinden. Andächtig betrachtet Anselm die wunderbare Blüte, atmet ihren Duft und blickt in ihren Kelch mit den vielen Staubblattkreisen, Fruchtblättern und Perigonröhren, verfolgt den Weg zwischen den feinen gelben Gliedern tief in das Innere, in den Kelch und das ferne blaue Geheimnis der Blüte hinein. „Anselm wußte, daß dies der Mund der Blume war, daß hinter den gelben Prachtgewächsen im blauen Schlund ihr Herz und ihre Gedanken wohnten, und daß über diesen holden, lichten, glasig geäderten Weg ihr Atmen und ihre Träume aus- und eingingen." In innigstem Vertrautsein mit der Natur wächst Anselm so auf, die Jahreszeiten sind ihm nur wechselnde Bilder der ewigen Schönheit, aber die Schwertlilie bedeutet ihm in jedem Sommer doch wieder das neue Wunder, geheimnisreich und rührend. Der Blumenkelch erscheint dem Knaben als die aufgetane stille Frage, der seiner Seele Antwort geben mußte. Nun standen wir aber alle nur als Kinder im Geheimnis; das Leben fordert auch von Anselm traumloses Wirken. Noch hängt ihm eine Weile Kindheit im blauen Blick und im weichen Haar, dann aber reißt ihn das Leben fort in den nüchternen Werkeltag; er wird Schüler, Student, endlich Professor in der Großstadt. Ehre, Glück im landläufigen Sinn; Wissen und Ruhm fehlen ihm nicht. Aber wie er nun wieder zurückgeführt wird, vom Gipfel seines Daseins zur kleinen Iris im Garten der Mutter, wie er in ihrem Kelch seine Kindheitsträume wiederfindet und das Geheimnis im Herzen der Blume — das mag der Leser selber bei Hermann Hesse nachlesen, denn sein Buch dünkt mich dieser Iris sehr ähnlich, die in ihrem Kelch geheimnisvolle Wunder birgt, von heimlicher Musik erfüllt. Ein stilles Buch; es führt zur stillen Stunde; nehmt und lest.

Ins Märchenland führt uns auch **Hugo v. Hofmannsthal** mit seiner Erzählung **Die Frau ohne Schatten**, welche er mit geschäftlicher Umsicht gleichzeitig als Libretto für Richard Strauß verarbeitet hat. Aber wie grundverschieden sind diese beiden Märchenwelten voneinander! So grundverschieden wie — die beiden Dichter. Hesse schöpft seine Kunst ganz aus dem Innern. Hofmannsthal hat dafür die aufs feinste ausgebildete Fähigkeit, in fremde Ichs, in fremde Kunstwerke, in fremde Kulturen zu schlüpfen. Hesse ist ein Dichter der Seele, Hofmannsthal ein Dichter des Geschmacks. Vermutlich würde Hesse in der Einsamkeit einer Robinsoninsel die glücklichsten Stunden erleben, Hofmannsthal würde dort verzweifeln. Einer zierlichen Mispel gleicht Hugo von Hofmannsthal, zart, gefällig in Form und Farbe sind Blatt, Zweig, Blüte, Frucht; gleichwohl ist's eine Schmarotzerpflanze, die ihren Bedarf an organischen Baustoffen nur aus fremden Körpern saugen kann. Und wie die Mispel für manche Nährhölzer, für manche Wirte eine besondere Vorliebe hat, so auch dieser Jungösterreicher. Vor etwa sechzehn Jahren schrieb er ‚Das Märchen der 672. Nacht', die Geschichte von dem jungen Kaufmannssohn und seinen Dienern. Hier knüpft innerlich seine neue Erzählung an, nur daß er diesmal noch tiefer in die Welt des orientalischen Märchens hinabsteigt und die Geschichte von Sindibad und seinem Falken aus ‚Tausend und einer Nacht' zu eigenem dichterischem Nießbrauch heraufholt. Er verquickt diese Geschichte mit einem alten Vorwurf der indischen Volkssage, die überirdische Wesen schattenlos erscheinen läßt und nun in dem Verlieren und Wiedergewinnen des Schattens ergiebige Motive der Märchenkunst findet. Eine Frau, die eifersüchtig behütete Tochter des mächtigen Geisterfürsten, hat sich in eine Gazelle verwandelt, wird als solche vom Kaiser der südöstlichen Inseln auf der Jagd gefangen und ihres Zaubers, damit auch der Macht, sich wieder in einen übermenschlichen Körper zu verwandeln, beraubt. Der Geisterkönig verhängt einen fürchterlichen Fluch über den, der seiner Tochter Gürtel löst, wofern sie nicht der Erde mit dem Schatten ihr Geschick abkauft: er soll in Stein verwandelt werden, aber inneres Leben behalten. Da die Frau den Kaiser liebt, sucht sie, um ihn zu retten, sich einen Schatten zu erwerben. Mit Hilfe ihrer alten Amme gelingt es ihr auch, die schöne und begehrliche Frau eines Färbers zu betören. Der Zauber löst sich, aber auch die Färberin erhält ihren Schatten wieder, zugleich ihren Mann; und die menschgewordene Fee umarmt ihren Kaiser — alles löst sich in Wohlgefallen auf.

Es glänzen einzelne kleine Kostbarkeiten in dieser Erzählung auf; der seelische Konflikt der Färberfrau ist eigenartig geschaut, und auch einige der anderen Figuren — am wenigsten die Fee selber — haben hie und da fesselnde Züge. Zwei- oder dreimal vermag der Dichter auch, wo er in einen Zustand wilder Verzückung gerät, den Leser fortzureißen (man vergleiche etwa die Seiten 41 und 135), trotzdem befriedigt die Erzählung nicht; sie ist kalt, eintönig, überladen und verworren. Der Text ohne Absätze, ohne Hebung und Senkung stumpft ab, die vielen bunt ineinander verflochtenen Motive ermüden, ein absichtlich über die Vorgänge gebreitetes Halbdunkel lähmt das Interesse, und die einzelnen Bilder, die sich immerfort ablösen, erfreuen nicht, denn sie sind so protzig aufgereiht wie die blitzenden Ringe an der Hand eines reichgewordenen Färbers. Hofmannsthal liebt nicht die Menschen, die er formt, sondern ihre Gewänder und ihren Schmuck; er schildert nicht, er packt aus. Diesem gewaltigen Aufwand von künstlerischen Anleihen fehlt

die seelische Begründung, die sinnvolle Bedeutung. Zuletzt wird der ganze Lauf der Fabel wieder rückgängig gemacht, man weiß nicht warum noch von wem; vergebens bemüht sich der Verfasser, in dem besonders sorgfältig gearbeiteten Schluß einen geheimnisvollen Tiefsinn vorzutäuschen. Das Ganze ist eine leere Spielerei mit glitzerbunten Steinen.

Nach so kalter, seelenloser Ästhetenkunst, die wie das Innere einer wohlbestellten Pfandleihe anmutet, tut es wahrhaft wohl, einmal einen Roman mit natürlichen Menschen und Vorgängen, schlichte, aber tüchtige Erzählungskunst in die Hand zu bekommen. Diese Eigenschaften darf man Adam Müller-Guttenbrunns Roman Sein Vaterhaus nachrühmen. Ein Lenau-Roman. Nicht der erste. Vor Jahren schon hat Hertha König einen Roman ‚Emilie Reinbeck' geschrieben, der den furchtbaren geistigen Zusammenbruch Lenaus schildert. Adam Müller-Guttenbrunn faßt den dankbaren Stoff an der entgegengesetzten Seite; er schildert Lenaus Vaterhaus und Eltern, deren Liebe und Ehe, die von Leidenschaften und Schicksalsstürmen durchbraust sind. Lenaus Vater, Franz Niembsch, verwildert aufgewachsen, leichtsinnig, untreu, stirbt mit 29 Jahren, nichts als Spielschulden (in Höhe von 17000 Gulden) hinterlassend. Die Kämpfe und Leiden der tapferen Mutter, ihre Entbehrungen und ihre unermüdliche Arbeit für den kleinen Nikolaus, dessen hohe Begabung sie mit mütterlichem Verstehen früh schon ahnt, den sie nicht hergeben will an die Großeltern, machen den eigentlichen Inhalt des Romans aus, der den Titel ‚Lenaus Mutter' verdiente. Der Dichter selber wird nur bis zu seinem Abschied von der Mutter, als er mit 16 Jahren zu den hochmütigen Großeltern übersiedelt, dargestellt. Nicht gerade (dies ist der einzige Fehler des ausgezeichneten Romans) so tief und vielseitig erfaßt, wie es seiner Bedeutung zukäme. Zwar wird er auf seinen Wanderungen mit dem Jugendfreund Kövesdy im schönen Ungarland als empfänglich für die charakteristischen Natureindrücke geschildert; man ahnt, daß manches auf den Dichter der ‚Heidebilder' und der ‚Werbung' hindeutet, aber gerade die hier angezogene ‚Werbung' war eins der letzten Gedichte Lenaus, es ist kaum anzunehmen, daß er den Anstoß hierzu just auf der frühesten seiner vielen Wanderungen im Magyarenland erhalten habe. Es wäre ein leichtes gewesen, allein aus den ergreifenden und erschütternden Briefen des jungen Lenau an seine Mutter einige seelische Kleinodien von Glanz auszulesen, um dem Roman noch mehr Gewicht zu geben. Aber Müller-Guttenbrunn kam es offenbar nur darauf an, die Wurzel der Lenauschen Kindheit aufzudecken, und das ist ihm vortrefflich gelungen. In der Beschränkung zeigt sich hier der Meister. Und das Seelenbild von Therese Maigraber, der Mutter unter den Müttern, leuchtet wie von tiefem Goldgrund in dem Buch auf; man versteht, wenn man es gelesen hat, Lenaus Muttergedichte besser, die zu den schönsten der Weltliteratur gehören.

Die liebevolle Dankbarkeit eines Sohnes spricht auch aus dem folgenden Buch, nur daß sie mehr dem Vater als der Mutter gilt: Paul Oskar Höckers warmes Erinnerungsbuch Kinderzeit. Nicht weil Höcker der Herausgeber dieser Hefte ist, empfehle ich sein Werk — das würde für mich kein zwingender Grund sein —, sondern weil es in seiner stillen Pietät und leisen, manchmal wehmütigen, manchmal heiteren Innigkeit ein gutes deutsches Buch ist, das dem Leser wohltut und ihm etwas gibt. Man hat darüber gestritten, ob Bücher den Leser besser oder schlechter machen können; ein Weiser gab die Antwort: „Für eine Weile gewiß." Paul Oskar Höckers Erinnerungen werden den, der sie liest, sicherlich für eine Weile besser machen; sie sind der Widerhall kindlicher Dankbarkeit und Liebe. Aber nicht nur das Bild seines Vaters, des Karlsruher Hofschauspielers und vielgelesenen Jugendschriftstellers Oskar Höcker, zeichnet der Verfasser mit der Sorgfalt wahrer Verehrung: er gibt auch zugleich ein anheimelndes Bild deutschen Familienlebens und ein fesselndes Stück Karlsruher Ortschronik vor und nach der Zeit des französischen Krieges. Besonders ergriffen hat mich das Kapitel ‚Hofschauspieler — Hofschauspieler!' So abgeklärt diese Erinnerungen auch durch die Ferne der Zeit geworden sind — hier klingt doch ein leiser, weher Ton nicht ganz verwundener Bitterkeit durch: das Schauspielerkind hat die Grausamkeit und Roheit der Jugend in vollem Maße zu kosten bekommen. Standesdünkel und -vorurteil, die ihn nicht als gleichberechtigt mit den Söhnen der Beamten und ‚Wohlsituierten' anerkennen wollten, haben dem Jungen manche bittere Stunde bereitet. Aber ohne Groll, ohne Bezichtigung und Klage klingt auch diese schmerzliche Erinnerung aus — das gerade erhöht für den Leser ihren sittlichen Wert. Es ist das Werk eines lauteren Menschen.

Auch Rudolf Presber schreibt schon Erinnerungen! Freilich nur die seines verstorbenen Bruders ‚Ben'. Wer aber Presber kennt und sein Buch Mein Bruder Benjamin aufmerksam betrachtet, wird doch so etwas wie ein Selbstkonterfei darin entdecken. Das 500 Seiten starke opus ist mit Humor wahrhaft getränkt; es ist das Lustigste, was ich seit langer Zeit gelesen habe. Mitunter tritt die humoristische Absicht zu deutlich hervor, Presber quetscht gleichsam jede Begebenheit und jede Gestalt so lange, bis sie einen Tropfen (humor heißt bekanntlich Feuchtigkeit) hergeben, mitunter stößt er den Leser auch so mit der Nase auf seine komische Absicht, daß er damit eine nicht gerade hohe Meinung von dem Fassungsvermögen besagten Lesers bekundet. So

etwa wie sein Korbmacher auf Seite 229 zu seinem Schwager sagt: „Siehschte, Hugo, dumm maagscht sei — meine Fran, deine Schwester, Gott hab' se selig, so lieb se g'wese ischt, hätt' auch 's Pulver nit erfunde — aber“ usw. Übrigens ist Presbers Humor echt, seine Lustigkeit kommt aus einem fröhlichen Herzen und teilt sich darum dem Leser mit. Der liebenswürdige Dichter hätte aufs Titelblatt wie Karl de Coster auf seinen ‚Uilenspiegel‘ schreiben können: „Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen“. Es gehört zum Besten, was Presber geschrieben hat. Nicht nur weil es so unwiderstehliche Heiterkeit ausstrahlt; auch da, wo leise Wehmut und Trauer um den Frühverstorbenen mitschwingen, wo die brüderliche Liebe warm hervortritt, ist es von nicht gewöhnlichem Wert.

Die Kürze oder Länge einer Besprechung bietet kein Kennmal für die Bedeutung des Besprochenen. Man kann seine Meinung über ein gutes Buch in zehn Zeilen ausdrücken, sofern man nichts Wesentliches daran auszusetzen hat, man kann hingegen zur Begründung seines Tadels über ein schlechtes Buch mehrerer Spalten bedürfen. Wilhelm Scharrelmann mag sich daher nicht gekränkt fühlen, wenn ich seine Neuen Pickbalge-Geschichten Rund um Sankt Annen hier nur mit wenigen Worten empfehle. Die erste Reihe seiner Pickbalge-Geschichten wurde hier vor Jahren schon sehr freundlich angezeigt. Ich kann jenem Urteil nur beipflichten: Scharrelmann ist ein Volksschriftsteller im schönsten Sinne; er hat die rechte Liebe zu den hutzligen und verschnörkelten Menschen, die in der Pickbalge wohnen, der alten engen Gasse mit den ergrauten Giebeln und den schiefgesackten Haustüren, den muffigen Läden und lichthungrigen Höfen. Da finden wir den Schneider Weckstroh, Pickbalge 5, wieder und die zahnlose, unaufhörlich mummelnde Mutter Kramer, den hageren Knüll und wie sie alle heißen, diese wunderlichen Kostgänger Gottes, die mit verstehender Liebe gezeichnet sind.

Winter

Wolken drücken
Schwer auf die Stadt,
Die Licht und Leben
Verloren hat —

Wo silberne Möwen
Lautlos kreisen
Um dunkle Kanäle,
Die vereisen —

Auf schwarzer Wolke
Schwebend, droht
Der stummen Stadt
Not und Tod.

F. W. Wagner

Winternacht

Still ruht in Mondes Wunderstrahl
Blauweiß mein breites Wintertal.
Schwarz steigt der Wald daraus empor,
Bergrücken glüht im Zauberlicht —
Im Windeshauche klirrt das Rohr,
Mit lautem Krach das Flußeis bricht. —
Die Weiden stehen krumm und kahl,

Rot blinkt ein Licht vom Dorfe her —
Ein Vogelschrei erschreckt das Tal —
Von ferne dröhnet dumpf das Wehr. —
Schwarz ruht der Brücke träge Last;
Da glüht ein Augenpaar heran:
Und fauchend rollt in toller Hast
Die Lichterschlange ihre Bahn. —

Hans Krause

Tanz

Du, du und immer nur du . . .
Selig im Arm dir zu hängen —
Und ringsum Musik —
Klänge, die tragen und drängen . . .
Auf mir ruht dein Blick:
Du, du und immer nur du . . .

Komm, laß uns wiegen und neigen
Und ganz still, stille sein.
Horch! Stumm sind die Geigen,
Und wir sind allein:
Du, du und immer nur du!
— — — — — — — —

Und nun kommen sie wieder
Auf leisen Sohlen daher
Die lockenden Geigenlieder:
Du, du und immer nur du:
Und ich, in deinem Arm — ohne Wehr!

Ingeborg Wald



Vogelsberger. Gemälde von Ernst Eimer

Illustrierte Rundschau

Velhagen & Klasings Almanach — Friedrich Kochs ‚Apokalypsis‘ — Die Frankfurter Internationale Einfuhrmesse — Schattenrisse von Paul Neu — Slevogts Handzeichnungen zu Mozarts ‚Zauberflöte‘ — Franz Stassens Zeichnungen zu Goethes ‚Faust‘ — Bildwerke von Franz Guntermann — Zu unsern Bildern

Der neue Almanach ist erschienen. Auch in diesem Jahr lockt der zierliche Band mit liebenswürdiger Anmut zum Kaufen und zum Verschenken. War das schon immer ein Vorzug, so ist es jetzt ein selten gewordenes Verdienst. Denn es gibt heutzutage wenig Bücher, die von der Notzeit so unberührt geblieben und dennoch für einen erschwinglichen Preis zu haben sind. Unsere neuen Leser bitten wir, unsern Almanach nicht mit ähnlichen Veröffentlichungen anderer Verlage zu verwechseln. Er unterscheidet sich von solchen, meist Werbezwecken dienenden Büchern dadurch, daß seine Beiträge sämtlich bisher ungedruckt sind. Es handelt sich also nicht etwa um einen Auszug aus diesen Heften, sondern um ein völlig selbständiges Werk. Die hier abgebildete Radierung ist einem mit zahlreichen z. T. farbigen Einschaltblättern geschmückten Aufsatz Dr. Egbert Delpys über die vielseitige und geschmackvolle Hela Peters entnommen. Aus dem sonstigen Inhalt seien erwähnt: Erzählungen und Gedichte von Hermann Hesse, Klabund, Karl Rosner, Karl Bulcke, Josef Ponten, Börries Frhr. v. Münchhausen, sowie Aufsätze von Dr. Wilh. Kleefeld über Beethovens „Neunte“, Dr. Ernst Heilborn über E. T. A. Hoffmanns Julie, Dr. Paul Weiglin über Lola Montez, Ludwig Sternaux über Ilmenau, sowie eine zeitgemäße Plauderei von Alexander v. Gleichen-Rußwurm über die Arznei des Genusses.



Maskenspiel. Farbige Radierung von Hela Peters
(Aus Velhagen & Klasings Almanach 1920)

Mit kühnem Mut hat sich der Kirchenmaler Friedrich Koch in Hannover an die Aufgabe gewagt, die krausen Rätsel der Apokalypsis aus dem Dunkel des Wortes zum Bilde zu gestalten. Wie Dürer in den Geheimnissen der Offenbarung den Umsturz seines Jahrhunderts vorgedeutet sah, so empfand auch unser Künstler die gewaltige Schilderung der letzten Dinge, als wären sie für unsere Gegenwart geschrieben. Koch war vor dem Kriege mit der Ausmalung der Marienburg beschäftigt. Er mußte dieses Werk abbrechen, und bald wird es ihm klein erschienen sein, als der große neue Plan sein Herz erfüllte. Hier rang er mit ewigen Dingen. Es galt, die Gesichte einer gottbegeisterten Seele zu formen, eine fremdartige Phantastik zu vergegenwärtigen und in frommer Ehrfurcht vor dem Wort Neues aus Altem zu deuten. Auf dreißig Blättern spricht sich der Künstler aus. Er wählt das einfache Mittel des Linoleumschnittes, denn es kommt ihm auf kräftige Wirkung an. Die Bilder, vom Künstler selbst gedruckt und handschriftlich gezeichnet, sind in einer Mappe vereinigt, die in einer Anzahl von 25 Stück

ausgegeben wird. Das Werk war zuerst im Kupferstichsaal des Kestner-Museums zu Hannover ausgestellt und wurde für die Sammlung des Museums von der Stadt erworben.

Koch hat seinen Bildern eine Beschreibung mit auf den Weg gegeben, die uns manches von dem enthüllt, was er sich bei den einzelnen Blättern gedacht hat. Nicht immer gelingt es ihm nämlich, die Beziehungen zur Gegenwart so klar auszudrücken wie etwa beim ersten Wehe, wo ihm die mit eisernen Panzern und rasselnden Flügeln zum Kriege bereiten Heuschrecken des Johannes zu bombenbeladenen Flugzeugen werden. So denkt er z. B. bei den feuerspeienden Löwen unseres Bildes an Flammenwerfer, Blau- und Gelbkreuzgase. Für die künstlerische Bewertung der Blätter haben diese Deutungen nur den Wert geistreicher Spielereien. Das Entscheidende ist vielmehr, daß Koch den erhabenen Stoff mit bezwingendem Ernst gemeistert hat. Es lohnt sich, einmal nachzuprüfen, wie das innere Auge des Künstlers Gestalten erblickt, wo der Durchschnittsmensch oft nur ein Gestammel von trunkenen Worten vernimmt.



Offenbarung 9, 17: „Und also sahe ich die Rosse im Gesicht und die darauf saßen, daß sie hatten feurige und gelbe und schwefelichte Panzer, und die Häupter der Rosse wie die Häupter der Löwen, und aus ihrem Munde ging Feuer und Rauch und Schwefel."

Aus Friedrich Kochs ‚Apokalypsis in dreißig Bildern'

❖ ❖ ❖

Frankfurts Ruhm als Meßstadt geht bis aufs Jahr 1240 zurück. Aber schon zu Goethes Jugendzeit begann ihn Leipzig zu verdunkeln, und im Laufe des 19. Jahrhunderts sanken die Frankfurter Oster- und Herbstmessen zu örtlichen Jahrmärkten herab. Erst die jüngsten Bemühungen um eine Neubelebung unsrer Wirtschaft weisen der alten Handelsstadt am Main wiederum einen wichtigen Platz als Meßstadt an. Nicht als ob sie ein zweites Leipzig werden sollte. Dort wurde und wird vor allem das Geschäft zwischen Massenindustrie und dem Kleinhandel vermittelt. Die Frankfurter Internationale Einfuhrmesse dagegen will, wie Dr. Fritz Hoeber auseinandersetzt, hochwertige Waren, sogenannte Qualitätsware, gegen die uns so notwendigen Rohstoffe und Halbfabrikate eintauschen. Neben Chemikalien, Farben, Manufakturwaren spielen dabei Kunst und Kunstgewerbe eine wichtige Rolle, und da Frankfurt auch hier den Hauptwert nicht auf durchschnittlich gute Massen-, sondern erlesene Einzelleistung legt, zieht es namentlich die Aufmerksamkeit des Sammlers an. Die Stadt gehörte schon vor dem Kriege zu den Vororten des deutschen Kunsthandels. Jetzt, wo das Ausland dank dem schlechten Stande unseres Geldes billig kaufen kann, haben sich zu den alten Geschäften wie den Boerner, Prestel und Schneider neue gesellt, die sich mit dem gesamten deutschen Kunsthandel während der vierzehntägigen Einfuhrmesse zu einer prächtigen Ausstellung im ehemals Oppenheimerschen Palais an der Bockenheimer Landstraße vereinigt hatten. Besonderes Aufsehen erregten flämische Wandteppiche, deutsche, französische und englische Barockmöbel, gotische Bildwerke und alte Buchmalereien. Schade, daß soviel wertvolles Kunstgut Deutschland verläßt! Möchten wir angesichts so schmerzlicher Verluste mit desto innigerem Verständnis ins Herz schließen, was uns bleibt.

❖ ❖ ❖

Die Vorliebe für Schattenrisse ist noch nicht müde geworden. Ein inneres Verhältnis zu dieser liebenswürdigen Kunst ist aber bei weitem nicht so verbreitet wie diese selbst. Worauf es bei einem guten Scherenschnitt ankommt, deutet der Name an: die Technik der scharfen und spitzen kleinen Schere soll sich nicht verbergen, sondern die Wirkung heben. Wie das geschieht, zeigen die Silhouetten von Paul Neu, einem Künstler, der sich bei der Anordnung der großen Münchner Kunstgewerblichen Ausstellung 1908 als zielbewußt und reich an Einfällen schnell einen Namen gemacht hat (S. 589). Sie sind von außerordentlicher Lebendigkeit in der Bewegung; man werfe nur einen Blick auf die Tanzenden oder auf die Taten des Herkules. Aber der Schere ist nichts zugemutet, was sie nicht leisten könnte, ja die scharfen Ecken, die sie schneidet, sind sogar betont, etwa bei dem Liebespaar unter dem Baum, bei den Flügeln der Stymphaliden.



Offenbarung 13, 1 und 11: „Und sahe ein Tier aus dem Meere steigen, das hatte sieben Häupter und zehn Hörner und auf seinen Hörnern zehn Kronen und auf seinen Häuptern Namen der Lästerung ... Und ich sahe ein anderes Tier aufsteigen von der Erde und hatte zwei Hörner gleichwie das Lamm und redete wie der Drache."

Es kommt auf diese Weise etwas Eckiges, Herbes in diese Blätter. Sie sind männlicher als die meisten und nähern sich einem Geschmack, der die Wirklichkeit in geometrische Formen auflöst.

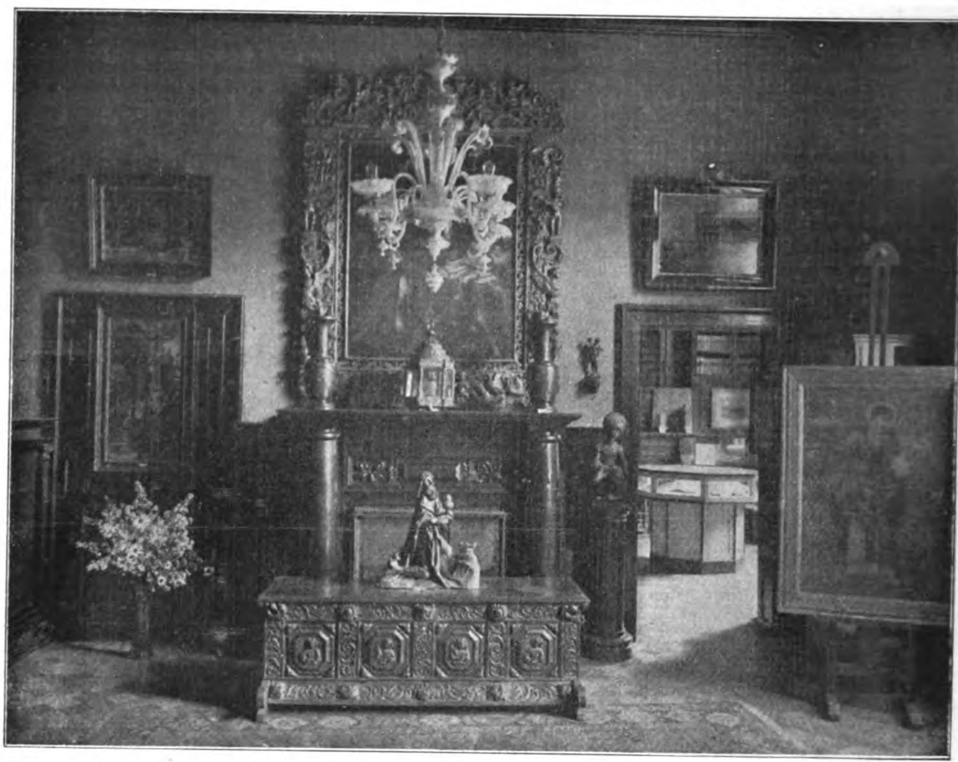
Als die Hefte im vorigen Winter von Max Slevogts Tätigkeit als Illustrator sprachen, wurde beobachtet, wie der in seinen Anfängen so selbstherrlich schaltende Künstler mit wachsender Aufmerksamkeit den geschlossenen Eindruck des Buches anstrebte. Sein Meisterwerk auf diesem Gebiet war damals noch nicht bekannt; es sind die 47 Radierungen zu Mozarts ‚Zauberflöte', die bei Paul Cassirer ausgestellt und in einer numerierten Auflage erschienen sind. Hier hat Slevogt in mehrjähriger Arbeit die glücklichste Verschmelzung eines fremden Genius mit dem seinen erlebt. Seine Linie wetteifert mit Mozarts Musik in der Anmut und Größe der Bewegung, ohne in den Fehler eigener Nebenwege zu verfallen. Es war schwer, Notenbild und Radierung auf einer Platte zu vereinigen. Schließlich wurde Mozarts Handschrift aus der Partitur der Preußischen Staatsbibliothek herangezogen, und es entstand nun, wie unsere Abbildung auf S. 576 zeigt, ein einheitliches Bild, als wären die Handschriften des Musikers und des Malers von Anbeginn vereint gewesen. —

Von wesentlich anderer Art sind die Illustrationen, die Franz Stassen zu Goethes ‚Faust' gezeichnet hat (S. 590 f.). Sie schmücken die stattliche Neuausgabe der Berliner Verlagsanstalt für Vaterländische Geschichte und Kunst, eines Unternehmens, das zu mäßigen Preisen unserm Volk seine geistigen Schätze in würdigem Gewande bieten will. Stassen, der Wagners Sagenwelt gezeichnet hat, schuf vor kurzem für diesen Verlag Bilder zur Edda. Ein so geschickter Künstler er ist: er wirkt manchmal wagnerisch im schlechten Sinne, d. h. er verfällt gelegentlich in ein trockenes Bühnenpathos. Um so herzlicher begrüßen wir seine Bilder zum ‚Faust'. Er deutet nicht an, wie Slevogt es tut. Er ist kein Meister der Stimmung. Er illustriert im alten Sinne: mit Treue und wird so namentlich in seinen Bildern zum zweiten Teil vielen die bunte und doch oft in versteinten Altersversen eingeschlossene Wunderwelt Goethescher Phantasie erst verständlich machen. Einstweilen ist der erste Teil erschienen (Preis geb. 15 Mark), der zweite, aus dem wir dank der Verlagsanstalt bereits Proben zeigen, wird bald folgen (Preis etwa 25 Mark). Wir haben hier eine her-



Offenbarung 17, 3—5: „Und ich sahe das Weib sitzen auf einem rosinfarbenen Tier ... und das Weib war bekleidet mit Scharlach und Rosinfarbe und übergoldet mit Golde und Edelsteinen und Perlen und hatte einen goldenen Becher in der Hand ..."

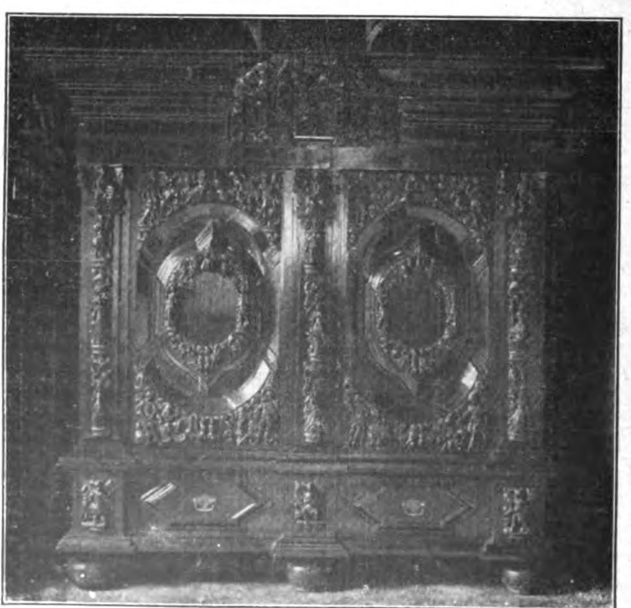
Aus Friedrich Kochs ‚Apokalypsis in dreißig Bildern'



Saal der Sonderausstellung des deutschen Kunsthandels auf der Frankfurter Einfuhrmesse

vorragende Leistung jener in besonderem Sinne deutschen Kunst, die immer wieder ihre Vertreter findet, mag der Geist der Zeit auch anderen Zielen nachjagen, und die gerade deshalb unser Herz rührt, als hörten wir in der Fremde unsere Muttersprache.

Auf der letzten Seite der ‚Rundschau‘ bringen wir einige Arbeiten des Bildhauers Franz Guntermann, Lehrers an der Handwerker- und Kunstgewerbeschule in Bielefeld. Der im Jahre 1881 zu Steele an der Ruhr geborene Künstler hat seine Ausbildung in München genossen. Diese Schule verleugnet er auch heute nicht. Neben Schöpfungen von starkem Realismus oder klassizistischer Schönheit hat er andere geschaffen, die wärmer und gemütlicher gehalten sind. Aus dieser besonders reizvollen Gruppe sind hier mehrere abgebildet. Über diese Werke ist ein treuherziger Humor gebreitet, eine stille, aber tiefe Freude am Dasein, die sich gedämpft selbst in den musizierenden Kindern aus-



Hamburger Barockschrank von 1695. Aussteller J. Drey jr. München

Scherenschnitte von Paul Neu


Der Tanzbär

spricht, welche einem Toten ein Klagelied spielen. Zu Guntermanns neuesten und bedeutendsten Werken zählt das Riesenstandbild der Gerechtigkeit für das Landgericht in Bielefeld.


Gebändigt


Spaziergang

Trotz seinem ernsten Vorwurfs ist Ernst Liebermanns Blick in die St. Lorenzkirche zu Kempten ein festlicher Beginn dieses Januarheftes. Der Münchner Maler gehört zu den vielseitigsten und fruchtbarsten Künstlern, die wir haben. Er ist auf den verschiedensten Gebieten zu Hause und bewegt sich immer mit vollendeter Liebenswürdigkeit. Er ist kein Grübler und kein Stürmer, aber ein Mann, dem man immer wieder gern begegnet, weil er seine Aufgaben mit unbeirrbarem Geschmack erfüllt. — Über Ferdinand Brütt hat Dr. Jos.


Tabak


Schuhplattler


„Dein ist mein Herz ...“


Herkules tötet die Stymphaliden


Herkules bringt die kerynitische Hirschkuh


Mephistopheles: Er schläft! So recht, ihr luft'gen, zarten Jungen!
Ihr habt ihn treulich eingesungen!

August Beringer im Juliheft 1919 ausführlich geschrieben. Galt es doch, den Siebzigjährigen zu ehren. Der hier (zw. S. 488 u. 489) abgebildete ‚Herrenabend‘ gehört in die Kronberger Zeit des Meisters, wo er zum Kulturschilderer wird und seine Malerei, was Licht und Farbe angeht, einen neuen Glanz empfängt. Wie funkelt es in diesem Raum von Lichtern und Tönen, von einem Reichtum jeder Art. — Das ‚Stilleben‘ von Kurt Haase-Jastrow, einem Berliner Maler (zw. S. 496 u. 497), prägt sich wegen seiner fast porzellanenen Farbengebung ein. Es strömt eine beruhigende Kuhle von diesem Bilde aus. — Von Erich Büttner, dessen Entwürfe für Stickereien unser voriges Heft gezeigt hat, bringen wir (zw. S. 504 u. 505) ein Gemälde, ‚Komödianten‘. Es wirkt in


Faust: Was weben die dort um den Rabenstein?


Phorkyas: ... Das Kleid, laß es nicht los! ... (Helenens Gewande lösen sich in Wolken auf, umgeben Faust, heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber)

der einfarbigen Wiedergabe nicht so angriffslustig wie in Wirklichkeit; immerhin wird es auch so manchen Beschauer seltsam berühren und doch auch packen. Über diesen wunderlich zusammengewehten Menschen mit ihren Hunden und Affen, ihrem grünen Wagen und Käfig, wie sie bei der trocknenden Wäsche ruhen, musizieren, träumen, waltet ein romantischer Zauber. Es ist, als ob das Weh der Heimatlosigkeit um Ausdruck ränge. — An frühgriechische Werke erinnert die schön bewegte ‚Amazone‘ von Ernst Wenck (zw. S. 536 u. 537), einem Berliner Bildhauer, der, 1865 geboren, verschiedene Kaiserdenkmäler und unter anderm den Theodor Körner im Viktoriapark sowie

Aus Goethes ‚Faust‘, illustriert von Franz Stassen

die Apostelfiguren in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin geschaffen hat. Die Nationalgalerie bewahrt von ihm ein ‚Trinkendes Mädchen'. — Ein packendes Bild sind die Pferde ‚Im Schneesturm' von Alfred Roloff. Man spürt, wie kalt der Wind über Land fegt, und kann zum Ruhme



Wagner: Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt,
Es trübt, es klärt sich, also muß es werden!
Ich seh in zierlicher Gestalt
Ein artig Männlein sich gebärden.

des Bildes nichts Besseres sagen, als daß es sich neben Teutwart Schmitson, der denselben Vorwurf um die Mitte des vorigen



Vier graue Weiber treten auf.
Erste: Ich heiße der Mangel.
Zweite: Ich heiße die Schuld.
Dritte: Ich heiße die Sorge.
Vierte: Ich heiße die Not.



Faust: Wie das Geklirr der Spaten mich ergetzt!
Es ist die Menge, die mir frönet...

Jahrhunderts gemalt hat, sehen lassen darf (zw. S. 544 u. 545). — Die Kinodarstellerin Esther Carena hat der junge Berliner Her-



Una Poenitentium (sonst Gretchen genannt. Sich anschmiegend)
Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!

Aus Goethes ‚Faust', illustriert von Franz Stassen



mann Dörmann gemalt (zw. S. 568 u. 569) und damit ein Bildnis von derben Reizen geschaffen. — Wer vom Kino nichts sehen will, der betrachte das letzte Einschaltbild des Heftes: ‚Vogelsberger‘ (zw. S. 584 u. 585). Es stammt von Ernst Eimer, der sein oberhessisches Land mitsamt seinen Leuten mit klaren und frohen deutschen Augen zu sehen und zu gestalten versteht. P. W.







Oben: Bückeburgerinnen. Majolika. Unten: Musizierende Kinder und Goldschmied
Bildwerke von Bildhauer Johannes Guntermann, Bielefeld

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b



Liebeslied
Gemälde von Prof. Hanns Pellar


Velhagen & Klasings Monatshefte
34. Jahrg. / Februar 1920 / 6. Heft

Der fremde Vogel

Roman von Friedel Merzenich

Bis an Elisabeths Schlafzimmerfenster reichten die Wipfel der Pappelbäume. Auf den Zweigen saß eine Amsel und pfiff. Davon erwachte Elisabeth. Es war kaum sechs Uhr, aber eine unerträgliche Hitze lag schon in der Luft.

‚Geburtstag, fünfzehnjähriges Jubiläum meines Hochzeitstages,‘ dachte Elisabeth. ‚Zum erstenmal feire ich den Tag ohne Kurt.‘ Sie griff nach dem Bilde ihres Mannes, das auf dem Nachtschränkchen stand, und betrachtete es mit inniger Zärtlichkeit. Für heute hatten sie Pläne geschmiedet —! Da sollte endlich die immer wieder verschobene Hochzeitsreise nachgeholt werden. Liesel ging dann ins fünfzehnte Jahr, und so vernünftig wie das Mädel war, konnte man ihr ruhig für ein paar Wochen den Haushalt und die Sorge um die beiden jüngeren Brüder überantworten. Kurt hatte von Norwegen geschwärmt ... Pläne!

Elisabeth fühlte, wie heimliche Trauer in ihr aufstieg. Aber dann schalt sie sich selbstsüchtig. Man vergaß so leicht, dankbar zu sein. Kurt lebte und war gesund. Und hatte er nicht geschrieben, daß er voraussichtlich im Herbst auf Urlaub kommen werde? Und war nicht der ganze Ton seines Briefes hell gestimmt? Dem, was er schrieb, merkte man nichts von Erschütterungen und Qualen, Nöten und Gefahren an.

Sie war stolz auf ihn. Begeistert hatte er sich sofort bei Ausbruch des Krieges freiwillig gestellt, trotz seiner sechsundvierzig Jahre. Flügel und Klaviere bauen war gewiß eine sehr nützliche Beschäftigung, aber jetzt gab es noch wichtigeres zu tun. Freilich bei den Inhabern der Lüttschen Pianofortefabrik war er auf lebhaften Widerspruch gestoßen. Sie wollten ihn nicht freigeben. Er war ja die Seele des Betriebes. Aber Bartenwerffer entgegnete einfach: „Wer in meinen Jahren noch heile Knochen und ein gesundes Herz hat, der wird in solcher Zeit doch nicht hinterm Ofen hocken bleiben.“ Da hatte ihm der alte Geheimrat Vorbusch verstehend die Hand gedrückt; Kommerzienrat Lütt dagegen, der den Krieg für eine große und vermeidbare Torheit hielt, hatte gesagt: „Lieber Bartenwerffer, wenn man Sie da draußen braucht, wird man Sie schon holen. Es gibt Jüngere als Sie, und niemand ist von Haus aus verpflichtet, ein Held zu sein.“ Das war eigentlich auch Elisabeths Meinung gewesen. Sie begriff nicht gleich, daß auch Freiwilligkeit Pflicht sein kann. Aber sie achtete seine Gefühle und ließ sich von der Flut der allgemeinen Begeisterung willig tragen. Als dann der Abschied kam, hatte sie tapfer gelächelt. Dies Lächeln, unter dem ihre angstvolle Liebe zitterte, hatte der Mann mit sich genommen. Das stärkte ihn, als die starre, unerbittliche Not des Krieges ihn werfen wollte. So hatte er damals geschrieben, nach dem Sturm auf Visé und Lüttich.

Elisabeth strich sich versonnen über ihr bronzefarbenes Haar, das ihr in einem Dreieck in die klare Stirn wuchs. Sie fühlte sich matt. Das machte der schwüle Junitag. ‚Du lieber Himmel,‘ dachte sie plötzlich und straffte ihre Gestalt, ‚das bißchen Hitze! — Wenn die da draußen sich so anstellen wollten!‘ ermunterte sie sich selbst, sprang aus dem Bett, ließ die Sonnenblender herunter und begann flink ihre Morgenwäsche.

⌘ ⌘ ⌘

Der Kuchen war klitschig, aber er sah appetitlich aus und gehörte nun einmal auf den Geburtstagstisch. Außerdem waren Kriegszeiten; da nahm man so winzige Schicksalstücken nicht weiter tragisch. Elisabeth lobte den Napfkuchen und nickte Liese anerkennend zu, die mit glänzenden Augen und roten Backen von der heimlichen Angst erzählte, die sie bei dem Gedanken ausgestanden hatte, Mutter könnte die Überraschung entdecken. Aus der Küche hätte es doch so verräterisch geduftet. Kurt habe zwar das Schlüsselloch verstopft, und Hans wäre immer ins Wohnzimmer geschickt worden, um Probe zu riechen, aber wie leicht hätte Mutter doch in die Küche kommen und sie um die süße Heimlichkeit ihrer Gabe bringen können.

Elisabeth strich ihren beiden Buben belustigt über die kurzgeschorenen Köpfe und ließ die Blicke über den Gabentisch gleiten. „So hübsch habt ihr alles gemacht. Und ich habe wirklich von den Vorbereitungen nichts gemerkt. Ihr seid sicher schon um fünf Uhr aufgestanden?"

Die drei lachten. Nein, viel später. Liesel sei um halb sieben gekommen und habe geweckt. Während sie ihre blonden Zöpfe flocht und die Schnecken am Ohr feststeckte, hatten Kurt und Hans ihre Gedichte nochmals aufgesagt, dann hatten sie gemeinsam den Stuhl bekränzt und den Geburtstagstisch aufgebaut. Vaters Bild stand in der Mitte, mit dunkelroten Rosen umwunden. Und es war doch zu schön, daß die Feldpostpaketchen zur richtigen Zeit angekommen waren. Freilich, ganz so festlich wie früher war der Morgen nun doch nicht. Vaters laute Fröhlichkeit fehlte und seine kühne Begleitung am Klavier zu dem Gesang: Hoch soll sie leben! Liesels Anschlag war schwach, und daneben gegriffen hatte sie auch, und dann hatten, trotz aller Anstrengung, die Stimmen piepsig geklungen. Daran dachte Elisabeth, während sie die Tassen zusammenstellte und zur Küche trug. Als sie ins Zimmer zurückkam, trieb sie zur Eile, es war für das junge Volk höchste Zeit, zur Schule zu gehen.

Ein paar Minuten später war Elisabeth allein. Sie klingelte der Köchin, gab ihre Anweisungen und betrat dann ihr Wohnzimmer, um Kurt ausführlich über den Verlauf des Geburtstagsmorgens zu berichten. Ihre Briefe, das wußte sie, waren seine größte Freude. Die unscheinbarste Kleinigkeit war ihm wichtig und lieb als ein Band, das ihn mit seiner Familie, seinem Heim verknüpfte. Einmal hatte er gefragt, ob der Kanarienvogel schon mausere, und ob die Tomatenplantage auf dem Balkon auch gedeihe? Sie dachte daran, als sie dem Vogel ein neues Zuckerstückchen zwischen die Stäbe schob.

Das Wohnzimmer machte durchaus nicht den Eindruck, als ob es von sonderlich modern gesinnten Menschen bewohnt würde. Es kannte offenbar nicht das Schlagwort von der sachlichen Schönheit, unter dem das neue Kunstgewerbe marschiert. Man spürte: in diesem Kleinkram, der sich gelegentlich auch einmal zum Tand herabließ, herrschten ein warmes Herz und eine sonnige Laune. In einer Ecke stand eine von den Großeltern ererbte dreistöckige ‚Etagère', ein gut gearbeitetes, aber unmögliches Stück, für das kein Kritikus Achtung, geschweige denn einen deutschen Ausdruck hätte aufbringen können. Aber die Tassen und Bilder und Figürchen, die sich darauf breit machten, hatten alle ihre kleine Geschichte. Und in dem schweren, silberbeschlagenen Kasten lagen allerlei Zeugnisse zur Familiengeschichte: ein silberner Myrtenzweig, sauber geschriebene Geburtstagsgedichte auf goldumränderten Briefbogen und, als das Schönste und Ehrwürdigste, eine dunkle, vertrocknete Rose: die erste Huldigung des Vaters an die Mutter. Das Ganze war wie ein kleines Grab und erhielt die Weihe durch ein elfenbeinernes Kruzifix, das darüber lag. An diesem Kasten hing Elisabeth mit besonderer Liebe, und es war ihr eine Bestätigung ihres gleichen Empfindens mit Kurt gewesen, als er sie eines Tages bat, die Stimmgabel seines Vaters dazuzulegen, die dieser jahrelang auf seinen Gängen als Klavierstimmer bei sich getragen hatte und die dem Kinde als ein rätselhaft tönendes Wesen erschienen war. Das war alles in allem ein bißchen gefühlsselig, aber urdeutsch empfunden. Gegenüber an der Wand ein einfacher Schreibtisch mit vielen Schublädchen und Geheimfächern. Darüber hing ein geflügelter Engelkopf, der von der barocken Kanzel eines alten Klosters stammte. An den Schreibtisch schlossen sich die geräumigen Bücherständer, deren einziger Schmuck ihr Inhalt war. Auf einem Wandbrett standen schöne Zinnteller und Krüge, ein tönerner Humpen hielt gute Nachbarschaft mit der altersbraunen, zeitgedunkelten Figur des heiligen Nepomuk, der statt der Märtyrerpalme ein paar ungewöhnlich große und volle Ähren in Händen hielt. Die hatten auch ihre Geschichte. Jahre waren darüber vergangen, aber die Enttäuschung, die Onkel Edu der Familie bereitet hatte und die mit den Ähren zusammenhing, war noch nicht vergessen.

Durch eine Ritze des Rolladens hatte sich ein Sonnenstrahl gestohlen. Er verfing sich im Glas des Sammelrahmens, der auf dem

Schreibtisch stand, und beleuchtete die Photographie zweier junger Menschen: Elisabeths Bruder mit seiner wunderhübschen Frau. Ein trauriger Zug kam in Elisabeths Gesicht. Die beiden hatte der Krieg in eine trostlose Lage gebracht. Seit August 1914 lebten sie als Zivilgefangene in Notre Dame de Grand Pré, einem verwahrlosten französischen Kloster. Die überprüften Briefe, die Elisabeth von dort bekam, enthielten versteckte Andeutungen, wie schlecht man die Deutschen behandle. Ihr Bruder Heinrich, dem es in Deutschland zu eng gewesen war, hatte sich in aller Welt umgesehen, um schließlich als Vertreter einer deutschen Spielwarenfabrik in Paris eine zweite Heimat zu finden. Wie schmerzlich mußte ihm der Verlust seiner Freiheit sein! Wie mochte Suzanne, die verwöhnte Pariserin, die als Frau eines Deutschen von ihren Landsleuten nicht verschont blieb, unter dem harten Zwang leiden. Und gar ihre verzärtelten Kinder George und Berthe! Ob der Bruder an ihren Geburtstag dachte? Ach, was sind die Tage für einen, der ziellos leben muß!

Elisabeth begann den Brief an ihren Mann, da hörte sie auf der Diele die gewaltige Baßstimme Doktor Schlaats. Sie hob den Kopf. Draußen raschelte Seidenpapier, gleich darauf meldete das Mädchen den Freund ihres Mannes. „Kommen Sie, Hugo!“ rief Elisabeth fröhlich und ging dem Besuch entgegen. Der steckte erst vorsichtig den Kopf durch die Türspalte und ließ seine Augen im Zimmer umherschweifen. „Ist wirklich keiner da?“ fragte er und sah Elisabeth argwöhnisch an. Sie lachte, ihre gesunden, regelmäßigen Zähne blitzten zwischen den Lippen. „Nein, nein, Sie können ganz ruhig sein.“

Er trat ein, das linke Bein etwas nachziehend, und überreichte ihr einen Strauß langstieliger Rosen und eine Schachtel mit Süßigkeiten. „Meinen Glückwunsch, Frau Elisabeth, auf daß Sie den nächsten Geburtstag mit Kurt zusammen feiern!“

„Geb's Gott!“ Elisabeth drückte des Doktors Hand. Dann stellte sie die Rosen in eine Vase, öffnete unter munterem Geplauder den Kasten und schalt den Freund wegen seiner Verschwendungssucht.

Schlaat wehrte ab: „Du lieber Himmel! Verschwender! Ein armes Luderchen wie ich eins bin!“ Er fuhr sich über die bürstenkurz gestutzten pechschwarzen Haare, ging als alter Freund des Hauses, der auch mit den Zigarrenverhältnissen vertraut ist, in Kurts Zimmer und holte sich eine kleine Bock. „Bringen Sie auch gleich den Kirsch mit, Hugo!“ rief ihm Elisabeth nach. Aber er dankte; so am frühen Morgen, bevor er ins Lazarett gehe, lieber nicht. Er habe auch nur wenig Zeit, es sei wieder ein neuer Trupp Verwundeter angekommen. Der Doktor stieß den Rauch seiner Zigarre durch die Nase, und es klang wie Selbstverspottung, als er hinzufügte: „Da muß ich meine Pflicht tun. Oder was man so nennt. So stramme Männer wie mich kann das Vaterland ja nicht brauchen.“

„Aber Hugo! Undankbarer Mensch! Glauben Sie wirklich, daß Sie als Soldat mehr leisten würden!“

„Selbstverständlich! Warum hab' ich mir denn das grausamste Handwerk ausgesucht, das es auf Gottes Erdboden gibt? Weil ich eine Indianernatur bin, die den Schrecken liebt und den Kampf mit dem Tode.“

Elisabeth lachte. „Ordentlich blutdürstig sehen Sie aus.“

„Ja, Sie lachen! Aber Sie vergessen, ich bin eitel. Ich beneide jeden einzelnen, der vor mir auf dem Operationstisch liegt. Möchte mit ihm tauschen. Die Kerle ahnen ja ihr Glück gar nicht. Unsereiner läuft seit seiner Geburt, sprich zweiundvierzig Jahre, als Krüppel durch die Welt mit der bitteren Frage ans Schicksal: Warum? Die wissen warum, die haben ihre Geschichte: auf der Patrouille, bei dem Sturmangriff, in der und der Schlacht, da hat es sie gepackt. Aber ich? ...“

Es blieb ein Weilchen still im Zimmer. Schlaat holte mächtige Wolken aus seiner Zigarre und stieß sie kerzengrade aus dem rechten Mundwinkel gegen die Decke. Aber nun hatte er seinem Herzen wieder einmal Luft gemacht — das konnte man doch auf Gottes weiter Welt nirgends besser als bei Elisabeth —, und nun wurde er friedlich. Er erzählte von Höllriegel, Kurts Kollegen, den er in der Hochbahn getroffen hatte. „Er stöhnte über den Betrieb. Die Last des Krieges liegt mal wieder allein auf seinen abfallenden Schultern.“

„Der arme Kerl hat aber auch viel zu tun,“ verteidigte Elisabeth den Kollegen ihres Mannes. „Nicht wahr, der Verkauf von Instrumenten, den Höllriegel im Frieden unter sich hatte, geht weiter, und die Heereslieferungen an Flugzeugteilen wachsen ins Ungemessene. Es war gewiß sehr schwierig, den Betrieb den neuen Aufgaben anzupassen, und wenn das glatt gegangen ist, so hat Höllriegel das Hauptverdienst daran.“

„Na, liebste Frau Elisabeth, so schwierig war die Sache wohl nicht. Ob man Flügel fabriziert oder Propeller, ist ganz Wurst.“

Elisabeth drohte ihm. „Wenn Kurt das gehört hätte!“

„Vorbusch soll sich übrigens nicht mehr im Betrieb sehen lassen." Schlaat zog die Brauen zusammen. „Scheint mir recht bedenklich."

„Der alte Geheimrat ist ja schon seit Jahren nur noch Scheinfigur. Er gibt Geld und Namen. Ist Lütts Kompagnon. Aber sonst ... Man sollte Tim Vorbusch einfach als unabkömmlich anfordern."

„Das sagt der Kommerzienrat auch; aber der junge Vorbusch fühlt sich jetzt doch viel zu sehr als Soldat. Und den guten Höllriegel hab' ich neulich mit einer Dame gesehen, da machte er durchaus keinen überarbeiteten Eindruck."

Sie lachten beide. Höllriegel war als Bewunderer schöner Frauen bekannt.

„Er kommt heute abend zum Kriegsbutterbrot. Ihr Versprechen habe ich ja schon, Hugo." Elisabeth sah Schlaat herzlich an. Sie wußte, es kostete ihn stets eine kleine Überwindung, mit fremden Menschen zusammenzukommen. Der Doktor wollte gerade mit einer fadenscheinigen Ausrede die Zusage rückgängig machen, da brachte das Stubenmädchen ein Telegramm. Elisabeth öffnete, las überrascht und reichte es Schlaat.

Der Doktor rückte seinen Kneifer zurecht und las halblaut: „‚Ankunft Potsdamer Bahnhof zehn Uhr fünfzehn. Suzanne, George, Berthe.' — Nanu, Ihre Schwägerin?"

Elisabeth nickte. „Heinrich hat noch neulich durchblicken lassen, wie miserabel es ihnen geht — und nun sind sie so plötzlich da!"

Schlaat prüfte den Stempel. „In Singen aufgegeben. Grenzstation. Hm. Da hat wohl Austausch von Frauen und Kindern stattgefunden."

„Ein wahres Glück! Was mögen die armen Menschen ausgestanden haben? Und in welchem Zustand werden sie sein? Kommen aus dem verschimmelten Kloster. Finsterstes Mittelalter nach allem, was man davon gehört hat." Schlaat strich sich mit der flachen Hand ein paarmal rasch über den Schädel und zog die Brauen hoch.

„Nun ist Heinrich allein dort. Der arme Kerl!" sagte Elisabeth niedergeschlagen.

„Ja, ‚armer Kerl — natürlich!" polterte Schlaat. „Warum mußte er eine Französin heiraten? Verliebtheit! Nun sitzt er in der Gefangenschaft. Unter normalen Verhältnissen könnte er an der Front sein ..."

„Was hilft jetzt: wenn und aber?" unterbrach Elisabeth den Grollenden. „Raten Sie mir lieber: Wo bringe ich die drei unter?"

„Na, verwöhnt werden sie ja nicht sein."

„Drum möcht' ich's ihnen doppelt behaglich machen," entgegnete Elisabeth und fing an, an den Fingern zu zählen: „Suzanne kann bei mir schlafen. Das geht sehr gut. Die kleine Berthe kriegt in Liesels Zimmer ein Plätzchen. Und George muß vorläufig mit dem Schlafdiwan vorlieb nehmen." Elisabeth griff nach ihren Schlüsseln. Im Vorbeigehen klopfte sie Schlaat leicht auf die Schulter. „Sie entschuldigen, Hugo!"

„Kurz und bündig: rausgeschmissen!" knurrte Schlaat, nickte und sah ihr bewundernd nach. ‚Wie dieses prachtvolle Menschenkind seine Aufgaben anpackt,' dachte er und lauschte auf ihre frische Stimme, die dem Mädchen Aufträge gab. Dann wandte er sich nach dem Bilde seines Freundes und spann seine Gedanken weiter: ‚Hast schon einen Mordsdusel entwickelt, Junge!' Er drückte den Rest seiner Zigarre in einen Blumentopf und verließ nachdenklich das Haus.

⌘ ⌘ ⌘

Trotz der frühen Vormittagsstunde brütete in der riesigen Glashalle des Potsdamer Bahnhofs bleierne Glut. Es schien, als habe sich die Hitze von brennenden Tagen und schwülen Nächten in einem Käfig gefangen. Draußen flimmerte das unbarmherzig dörrende Sonnenlicht. In die dumpfe Halle, deren Schatten keine Kühlung gab, schoben sich die Züge wie abgemattete Urwelttiere, standen ächzend still und strömten neue Hitze aus.

Auf dem dritten Bahnsteig wimmelte es von Menschen. Links wurde ein Urlauberzug aus dem Westen erwartet. Frauen und Mädchen in hellen Kleidern, Kinder mit Blumen, Väter mit frohen und stolzen Augen harrten auf die kostbare Fracht, die er bringen sollte. Als er pünktlich einlief und seine grauen Reisenden mit gebräunten Gesichtern und bepackt wie St. Nikolaus entließ, gab es ein freudiges Gedränge. Unter Jubeln, Lachen und Weinen hieß die Heimat ihre Kämpfer willkommen.

Elisabeth sah dem fröhlichen Treiben zu und freute sich über eine junge Frau, die selig am Arm ihres Landwehrmannes hing und gar nicht merkte, wie schwer er mit der freien Hand an seinem Gepäck schleppte. Und sie dachte sich in die Zukunft hinein: ‚In ein paar Monaten bin ich auch so töricht glücklich.' Heute zählte sie zu den andern, die nicht gemeinsame Freude, sondern gemeinsame Sorge verband. Ihre Gesichter trugen einen gespannten Ausdruck. Der Zug sollte die ersten Austauschgefangenen bringen. Man hatte von den Nöten gelesen, welche Deutsche in den französischen Lagern erduldeten. Man mußte Schlimmes befürchten. Auch Elisabeth teilte sich die unbestimmte Furcht vor dem Kommenden mit. Zwar verband sie mit Suzanne kein besonders inniges Band, und ihre Sorge galt mehr

Heinrich als der Schwägerin. Suzanne war all die Jahre von einer törichten Eifersucht erfüllt gewesen und hatte jede innere seelische Verbindung mit der Schwester ihres Mannes geflissentlich gemieden. Es war zu Kränkungen gekommen, unter denen sie und Heinrich mehr gelitten hatten, als sie zugeben wollten. Aber Elisabeths warmherzige Natur schob die Erinnerung daran jetzt weit von sich. Das Mitleid mit Suzanne löschte jeden Groll aus. Es mußte für die Schwägerin besonders demütigend sein, gerade von ihr Schutz und Unterstützung zu erbitten. Doch sie sollte das bedrückende Gefühl einseitigen Empfangens nie kennen lernen. ‚Vielleicht ist Suzanne noch mein schönstes Geburtstagsgeschenk,‘ dachte Elisabeth. Und während sie so nach ihrer Gewohnheit, allen Ereignissen die freundlichste Seite abzutrotzen, auch Suzannes Ankunft schon beinah als Glück empfand, erlöste eine helle, dünne Kinderstimme die gesteigerte Ungeduld der harrenden Menge: „Er kommt!“ Die Gepäckträger glitten von ihren Wagen herab und schoben sie unter langgezogenen Vorsichtrufen näher an die Bordschwelle. Alles drängte dem Zug entgegen, der pfauchend einfuhr. Er brauste zischend an den wartenden Menschen vorüber, hüllte sie in einen schweren Dunst von Hitze und Rauch und stand dann mit einem kurzen Ruck still.

Die Wagentüren wurden aufgerissen, und heraus quoll wie eine trübe, zähe Flut die Masse der Gefangenen. Lauter Frauen und Kinder. Ermattet von einer mehrtägigen, entbehrungsreichen Fahrt, schlichen die Unglücklichen mit ihren Bündeln und Säcken über den Bahnsteig, unsicher, stolpernd, als hätten sie das Gehen verlernt. Kein froher Farbenfleck belebte das in ein schmutziges Schwarzbraun getauchte Bild. Die Gesichter waren bleich, übernächtig. Kein Lachen, kein glücklicher Zuruf war zu hören. Die furchtbare Niedergeschlagenheit dieses trostlosen Zuges von Verwahrlosten erschütterte die sie erwartende Menge. Auf diesen verhärmten Gesichtern spiegelte sich die Qual von monatelangen Leiden. Ängstliche, beklommene Blicke suchten nach einst vertrauten, jetzt so befremdlich entstellten Zügen. Ein Aufschrei ertönte — das erste Erkennen.

Langsam drängte sich Elisabeth durch die sich stauenden Menschen. Prüfend musterte sie die verschmutzten Gestalten. Und jetzt entdeckte sie Suzanne, die mit ihren großen Augen, die immer etwas Erschrockenes hatten, verängstigt um sich blickte. Neben ihr standen die Kinder. Berthe hielt eine zerzauste Puppe fest ans Herz gedrückt, und George war mit Kissen und Bündeln beladen. Elend, unterernährt, hager, mit tiefen, dunkeln Ringen unter den Augen, boten sie einen wahrhaft erbarmungswürdigen Anblick.

Elisabeth war tief bewegt. Ein überquellendes Gefühl heißen Mitleids durchströmte ihr Herz. Was war in der kurzen Frist eines Jahres aus der anmutigen Suzanne geworden. Das Gesicht durch Furunkolose häßlich entstellt, die ganze Haltung scheu, geduckt. Die Kinder sahen verschüchtert nach den Menschen, die an ihnen vorbeihasteten. In ihren zerdrückten, schmutzigen Kleidern, den zerrissenen Schuhen wirkten sie bettlerhaft. Nur Berthes süßes Kindergesicht, aus dem die dunkeln Augen wie Sterne leuchteten, war trotz aller Entbehrung wunderschön. Mühsam beherrscht ging Elisabeth auf die kleine Gruppe zu. Viel reden konnte sie nicht. Da mußte der feste Händedruck das Wort ersetzen. Und der versprach: ‚Ich stehe dir bei, hier ist Verlaß, hier ist Neuland, aber es soll dir Heimat werden.‘ Suzanne hielt krampfhaft die dargebotene Hand, wildes Schluchzen schüttelte den ganzen Körper. Bei diesem Ausbruch fand Elisabeth ihre tapfere Fröhlichkeit wieder. Zuversichtlich sprach sie auf Suzanne ein, ließ sich von Berthe die Puppe zeigen und winkte einem Träger, der sich die armseligen Bündel auflud und dem Ausgang zustrebte. Und dann ging es durch die Potsdamer Straße, am Lützowufer entlang dem Nollendorfplatz zu. Der Luftzug erfrischte die Reisenden, und die Kinder, die unter der Hitze arg gelitten hatten, wurden lebhafter. Sie wagten schüchterne Ausrufe, machten sich auf dies und jenes aufmerksam. Elisabeth aber fragte endlich, was ihr am meisten am Herzen lag: wie es denn dem Bruder ginge.

Mit leiser Stimme begann Suzanne zu erzählen, und es war eine wahre Leidensgeschichte, die sich da offenbarte. Zu den schwersten und niedrigsten Arbeiten wurde stets Heinrich herangezogen, weil er sich einmal aufgelehnt und gesagt hatte, sie seien keine Staatsverbrecher, sondern Zivilgefangene, und diese unwürdige Behandlung sei ein Zeichen für den Tiefstand der französischen Nation und zeuge von dem blinden Haß eines niedergehenden Volkes. „Das war natürlich unklug von Henri,“ sagte Suzanne, „aber ich mußte ihm beistimmen. Oh, sie haben uns grausam behandelt. Sie sind boshaft wie Affen.“ Ihre Augen schwammen schon wieder, und die verarbeiteten, rissigen Hände ballten sich. „Oh, ich hasse sie.“

Der Wagen fuhr eben in die Habsburger Straße, wo Elisabeth wohnte. Vor dem

Hause standen Kurt und Hans, die Hitzeferien bekommen hatten. Sie übten sich schon seit einer halben Stunde in einem bemerkenswerten Plötz-Französisch, um George und Berthe zu verblüffen. Aber als die beiden nun ausstiegen, blieb ihnen doch die ganze Schulweisheit im Halse stecken. Verlegen begrüßten sie die Verwandten. Kurt sauste diensteifrig zum Fahrstuhl und ließ ihn herunter. Liesel, die vom Balkon aus die Ankunft der Gäste zuerst entdeckt hatte, schickte das Mädchen auf die Straße, um das Gepäck heraufzuholen. Die Pförtnersfrau beobachtete neugierig den Einzug von ihrem schmalen Fenster aus. „Jotte doch, Emil, kiek dir bloß det Jelumpe an! Da muß man sich ja schenieren, det so wat den Vorderufgang benutzt," sagte sie empört zu ihrem Mann. „Ick wundre mir man nur, wie Direktors zu so 'ne Leite kommen," entgegnete Herr Kulike peinlich berührt. „Et is doch 'ne janz feine Familie," fügte er nachdenklich hinzu. „Fein?" erwiderte seine Frau und dehnte das Wort so, daß sich eine unendliche Geringschätzung darin aussprach. „Von wejen fein? Wat sie is, trägt denselben Sommerhut von vorijet Jahr, bloß mit 'n anderes Band. Un mit ihm is et ooch nicht weit her. Die Emma von Jeheimrats, die hat'n noch als Student jekannt, wenn er zu seine Eltern uff Urlaub kam. Sein Vater is'n janz jewöhnlicher Klavierstimmer jewesen. Kiek man bloß, Emil, wie die Jungens die Bündel über det Trottoir zerren. Sie werden uns den janzen Teppich verrunjenieren. Un jestern hab' ick'n erst jefegt."

Liesel stand in der geöffneten Tür und rief mit deklamatorischer Begeisterung: „Willkommen in Deutschland!" Sie ging Suzanne mit ausgebreiteten Armen entgegen, zuckte dann aber unmerklich zurück, als sie die scheußlichen Furunkel im Gesicht der Tante sah. So kam es nur zu einem artigen Handkuß. Dafür drückte sie Berthe um so stürmischer an die Brust. „Das süße, süße Ding!" sagte sie immer wieder. Auch George mußte sich ein paar Küsse gefallen lassen. Dann zog sie Berthe in ihr Zimmerchen und bat, man möge ihr das goldige Geschöpf eine Viertelstunde überlassen. Sie wolle Berthe waschen und anziehen. Wie eine Puppenmutter war sie um das Bäschen bemüht.

Gebadet, frisch angezogen saß schließlich Suzanne mit ihren Kindern an dem runden Eßtisch. Sie empfand dankerfüllt die Wohltat eines geordneten Heimes. Der hübsch gedeckte Tisch, die Blumen, die freundliche Zusprache, die gut zubereiteten Speisen, das alles machte auf sie einen geradezu überwältigenden Eindruck.

„Wie war denn die Verpflegung in Grand Pré?" fragte Elisabeth und goß Suzanne Fruchtwasser ins Glas.

George und Suzanne schüttelten sich bei der Erinnerung; Suzanne aber sagte leise: „Man hatte meist eine abscheuliche Reissuppe. Die war bläulichgrau. Oh, furchtbar, Elisabeth!" Berthe zupfte die Mutter am Kleid und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Suzanne nickte. „Sag' es nur, Berthe." Und Berthe berichtete mit kindlicher Wichtigkeit von Mäusespuren und kleinen Würmern, die man oft in der Suppe gefunden habe. „Und die Suppe war häufig so steif, daß der Löffel darin stecken blieb," fügte George hinzu. Das wollte Hans übersetzt haben; denn dem geläufigen Französisch der ‚drei Grand Préer', wie er sie innerlich nannte, konnte er nicht folgen. „Warum können Berthe und George kein Wort Deutsch?" fragte Kurt vorwurfsvoll.

Suzanne wurde ein bißchen rot und erwiderte verlegen: „Wir haben immer nur französisch oder englisch gesprochen. Es war uns bequemer."

„Aber Onkel Heinrich ist doch Deutscher!" klang es trotzig aus Kurts Mund. Sein deutsches Empfinden war durch die Kriegszeit gestachelt.

Ein verweisender Blick Elisabeths ließ ihn verstummen. „Tante Suzanne, Berthe und George werden bald deutsch sprechen lernen."

Übereifrig nickte Suzanne. „Ich werde nur noch deutsch sprechen — sobald ich es kann; es ist so schwer!" Und leidenschaftlich fuhr sie fort: „Ich sehne mich danach, ganz zu euch zu gehören! Ach, Elisabeth, endlich wieder ein freier Mensch zu sein, du weißt nicht, was das bedeutet! Nicht mehr unter dem Zwang eines tyrannischen Kommandanten stehen! Nicht mehr die entwürdigenden Arbeiten . . ."

„Mama mußte sogar Steintreppen scheuern," klagte Berthe. Die harte Arbeit sah man Suzannes rissigen Händen an.

„Arme Suzanne!" sagte Elisabeth und griff nach ihrer Rechten. „Aber wart' mal," fuhr sie tröstend fort, „Doktor Schlaat hat ein glänzendes Mittelchen für rauhe Haut. Ich klingle ihn gleich an. Er muß noch heute abend kommen. Die Furunkel müssen auch schleunigst behandelt werden." Das war Suzanne eine große Beruhigung, denn ihr entstelltes Gesicht bereitete ihr argen Kummer. „Und nun legst du dich ein bißchen schlafen, Suzanne! Du wirst schön müde sein von der anstrengenden Fahrt."

„Du bist sehr gut, Elisabeth," sagte Suzanne fast nachdenklich.

„Das merkst du jetzt erst?" Elisabeth schlang ihren Arm um Suzannes Schulter

und lachte beinah übermütig. Sie fühlte, wie ihr Herz klopfte. Ein so warmes Wort hatte Suzanne noch nie zu ihr gesagt.

⁂ ⁂ ⁂

Es ging schon auf zwölf, als Elisabeth am anderen Tage das Frühstück zu Suzanne trug. Mit fröhlichem Morgengruß stellte sie das Teebrett auf den Tisch. Suzanne hatte sich im Bett aufgesetzt. „Oh, Elisabeth, es ist wohl schon sehr spät?" fragte sie erschrocken. „Ich habe so wundervoll geschlafen! O, die gute, gute Dodo!" Sie drückte wie liebkosend den Kopf an die Daunendecke.

„Bleib ruhig noch liegen, Suzanne. Du versäumst ja nichts," sagte Elisabeth und zog die Vorhänge auseinander. Heller Sonnenschein flutete in die Stube. Dann rückte sie das Tischchen an Suzannes Bett, goß Tee in die Tasse, strich ihr eine Schrippe und erzählte lustig von ihren Morgenerlebnissen. „Die ganze kleine Gesellschaft ist kriegsgemäß verlaust," sagte sie lachend. „Ich habe eine Generalkopfwäsche abgehalten. Berthe, das arme Tierchen, muß ja Qualen ausgestanden haben. Ich habe ihren Lockenkopf mit Salbe eingerieben und ihr ein seidenes Mützchen genäht."

Verlegen senkte Suzanne die Augen. „Es ist mir so peinlich ..." Aber Elisabeth lachte sie aus. „Peinlich? Warum? Jetzt im Kriege?" Da lachte auch Suzanne. „Ich glaube, ich habe selbst ..."

„Sicher!" Elisabeth tat, als ob es die selbstverständlichste Sache von der Welt sei, Ungeziefer zu haben. Und doch hatte sie der Ekel geschüttelt, als sie den Zustand der Kinder wahrnahm. „Sag' doch bloß, Suzanne, gab es denn tatsächlich keine Möglichkeit für euch, rechtzeitig aus Paris fortzukommen?" fragte sie ablenkend und begann ihre Fächer auszuräumen, um für Suzannes Sachen Platz zu schaffen. Suzanne verschränkte beide Arme unter dem Kopf und blickte zur Decke, wo die Sonne zitternde Kringel hinwarf. „Oh, Elisabeth, wenn du die Menschenmauer vor der Gare de Lyon gesehen hättest! Und vorher dies zwecklose Hinundher von einer Behörde zur andern. Die Franzosen können nicht organisieren. Henri hat es oft gesagt."

„Und euer Auto?"

„War sofort beschlagnahmt. Nein, nein, Henri hat alles versucht! Unserm Hausmeister hat er zweitausend Francs geboten. Er sollte uns über die Grenze bringen — irgendwie. Aber Jean hat ihn ausgelacht. Richtig ausgelacht! Von einem Deutschen nähme er in diesen Zeiten nicht einmal geschenkt zweitausend Francs. Er sei Franzose. Das solle Herr Gertner nicht vergessen! Der Mann war wie verwandelt. So haßerfüllt. Henri sagte, in Deutschland wäre so eine nationale Beschränktheit unmöglich."

„Ja, leider," entgegnete Elisabeth, und es klang unwillig, „wir können nicht hassen. Das ist unser größter Fehler!"

„O, das mußt du nicht sagen! Henri meint: die Deutschen sind ruhiger und deshalb stärker. Unsere überhitzte Leidenschaft sei ein Zeichen von Schwäche. O," fuhr sie leidenschaftlich fort, „du hättest hören sollen, was sie mir alles zuriefen, als ich mir mit den Kindern einen Weg zum Lyoner Bahnhof erzwingen wollte. O, schrecklich! Ich vergesse ihnen das nie, nie, nie!" Ihre Augen blitzten. „Ich habe gesagt: ‚Ich bin Pariserin so gut wie ihr!' Da haben sie gespottet: ‚Pariserinnen mit einem boche gibt es für uns nicht!' Ach, und überall wurde die ‚Marseillaise' gebrüllt und ‚Sambre et Meuse', und dann die Rufe: ‚Vive la France, à bas Guillaume, vive l'armée!'" Sie hielt sich die Ohren zu, als hörte sie noch die gellenden Stimmen.

„Und dein Herz hat nichts bei diesen Rufen und Liedern gespürt?"

„Ich fand das alles so — theatralisch."

„Aber es waren doch deine Landsleute, und — mein Gott — sie begeisterten sich für eine große Sache."

„Landsleute? Sie verleugneten mich und schickten mich und meine Kinder ins Elend."

„In der ersten Zeit schrieb Heinrich ja noch ganz zufrieden."

„Natürlich. Wir waren glücklich, daß wir dem Pariser Narrenhaus entronnen waren. Man hatte uns in eine kleine normannische Stadt gebracht. Wir wohnten bei einfachen Leuten. Sehr bescheiden. Es war langweilig, aber die Bürger waren wenigstens noch nicht vom Kriegsfieber erfaßt. Sie taten, was sie konnten, um uns das Leben erträglich zu machen. Dann wurde es anders. Die Hetze begann auch hier. Von Tag zu Tag wurde die Behandlung strenger." Sie seufzte bei dem Gedanken an das Erdulden.

Elisabeth sagte teilnahmsvoll: „Ich entnahm es Heinrichs versteckten Anspielungen: als unsere Truppen gegen Paris vorrückten, wurde es ganz schlimm?"

„Unerträglich! Als die ersten Zeppelinbomben auf die unglückliche Stadt fielen, mußten wir Hals über Kopf den Ort verlassen. Wir waren froh, denn wir glaubten, wir würden es nun besser bekommen. Das war ein großer Irrtum. Grand Pré war die Hölle."

„Es hat dir auch dort nichts genutzt, daß du geborene Französin warst?" Elisabeth

war auf den Stuhl gestiegen und wischte die obersten Fächer des Schrankes aus.

„Ich hätte schon Vorteile haben können, aber Henri — hat unsere Lage noch verschlimmert." Das sagte sie stockend und blickte dabei auf die Photographie von Elisabeths Mann, vor der eine Schale mit Rosen stand.

„Ja, du erzähltest schon. Weil er sich über die Behandlung beklagt hat."

„Das auch. Aber da war noch etwas. Der Kommandant bevorzugte mich." Es war, als ob ein klein wenig Weibcheneitelkeit im Ton der Stimme mitschwänge.

„Das war doch sehr günstig für euch," sagte Elisabeth unbefangen und schüttelte ihr Staubtuch am Fenster aus.

„Ich fand das auch. Aber Henri verbot mir, mit ihm Auto zu fahren."

„Hattest du das denn getan?"

„Einmal. Du verstehst, den Kindern zuliebe. Er wollte mir ein Zimmer allein anweisen. Und die Landschaft war herrlich! Die Pyrenäen! Ich hätte gerne mehr gesehen als den tausend Meter langen Spaziergang, der uns erlaubt war."

„Und Heinrich war dagegen? Hm. Nun, ich kann's ihm nachfühlen."

Suzanne schob die Decke zur Seite und stand auf. „Darf ich deinen Kamm benutzen, Elisabeth," fragte sie kleinlaut.

„Ganz ungeniert, Suzanne. Liegt alles auf dem Putztisch."

Da lagen allerdings fein säuberlich Kämme und Bürsten, aber es fehlte gerade das, was eine Französin für unerläßlich hält. Nicht das kleinste Puderdöschen konnte Suzanne entdecken. Seit Monaten keinen Puder mehr! Der Kommandant hatte sich bei der Autofahrt liebenswürdig bereit erklärt, ihr kleine Toiletteartikel zu verschaffen. Aber seitdem ihr Mann die Torheit begangen hatte, ihr schroff den Verkehr mit ihm zu verbieten, war er von unnachsichtiger Härte gegen sie und vor allem gegen Heinrich gewesen. „Andre Ehemänner waren nicht so dumm wie Henri," sagte sie aus ihrem Gedankengang heraus, „und die Familien hatten es alle gut."

Elisabeth horchte auf. „Dumm nennst du das? Ich fasse das anders auf. Wenn Heinrich stillschweigend so eine beleidigende Liebenswürdigkeit hingenommen hätte, das wäre dir doch gewiß nicht recht gewesen."

Einer Antwort wurde Suzanne enthoben. Die Tür öffnete sich, und herein schob sich Berthe. Sie hielt den Arm vor das Gesicht und begann zu weinen, als sie die Mutter sah. Um ihren Kopf war vorsorglich ein eng anliegendes Mützchen geschlungen. Das bereitete ihr Kummer. Die Not der Eitelkeit hatte auch dies kleine Menschlein schon gepackt. „Sieh nur die häßliche Kappe, Mama. Ich will sie nicht," — klagte sie, „aber Liesel erlaubt nicht, daß ich sie abnehme." Suzanne hob ihr Töchterchen auf den Schoß, beruhigte Berthe mit überschwenglichen Versprechungen und gab ihr zärtliche Kosenamen. Immer wieder wies sie darauf hin, daß Berthe durch die Salbe, die Tante Elisabeth ihr auf das Haar getan, nun noch viel, viel schöner werde. Elisabeth aber sagte eindringlich: „Wenn du Ungeziefer hast, Berthe, wollen die andern Kinder nicht mit dir spielen. Das wäre doch schlimm, nicht?" Durch den bestimmten Ton, in dem Elisabeth die Frage stellte, wurde Berthe eingeschüchtert. Sie preßte sich zwar fester an die Mutter, aber sie weinte nicht mehr. Und wieder wurde die Tür geöffnet, Liesel fragte artig: „Darf ich herein kommen?" Elisabeth nickte zustimmend. „Onkel Stefan ist da, Mutti. Ob er dich fünf Minuten sehen könnte, fragt er. Und Rosen hat er mitgebracht und für uns alle Schokolade." Liesel strahlte.

„Sag' ihm, ich käme sofort!"

„Wer ist das, Onkel Stefan?" fragte Suzanne und wiegte Berthe wie ein Wickelkind auf dem Schoß.

„Kurts Kollege. Ein sehr gewandter Kaufmann. Er leitet die Geschäfte des Hauses, vor dem Kriege auch im Ausland. Kurt hat als Ingenieur den Instrumentenbau unter sich."

„So," sagte Suzanne und dachte: ‚Wie langweilig die Erklärung Elisabeths ist. Warum erzählt sie nicht, wie er aussieht?'

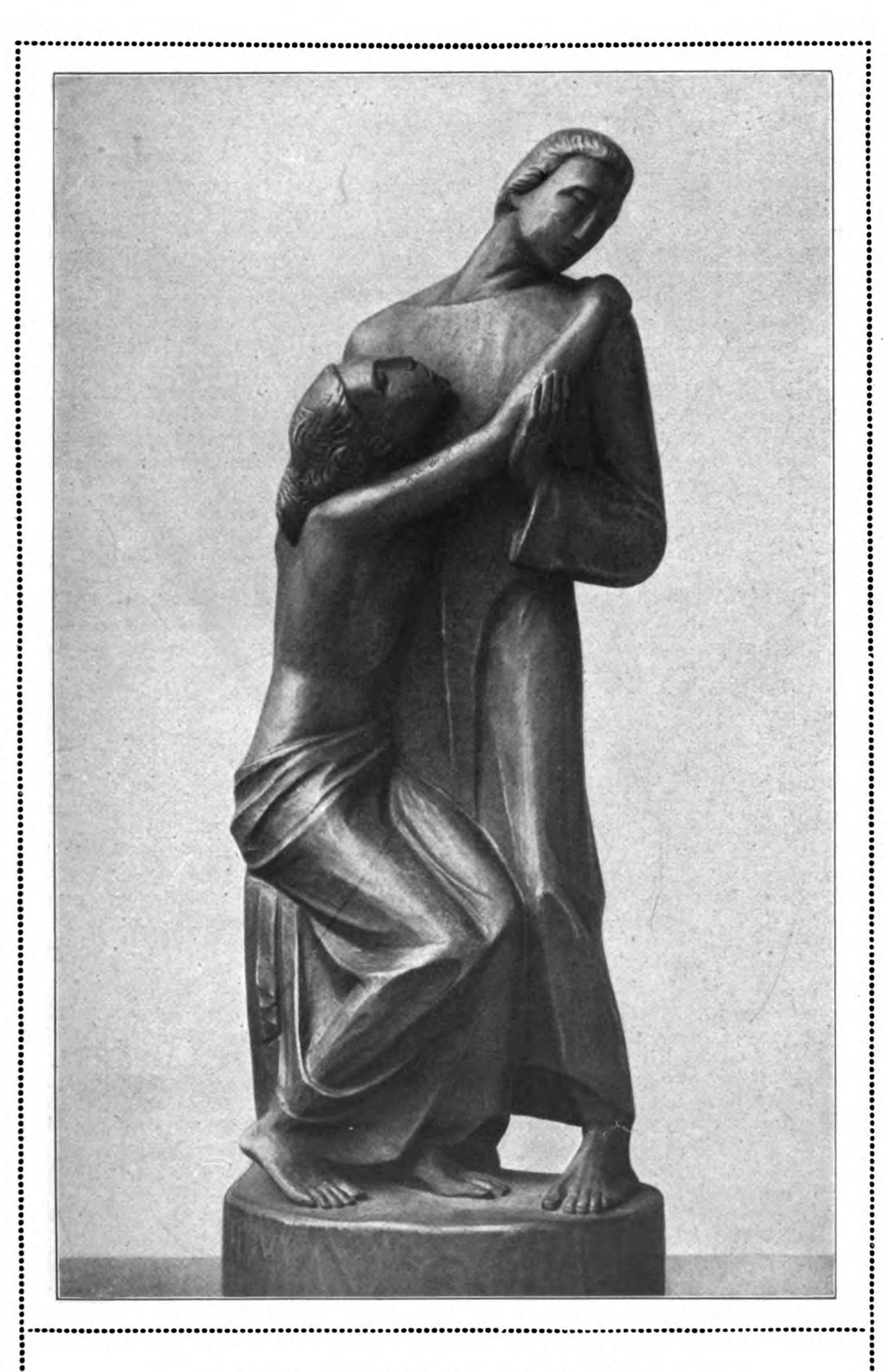
„Willst du dich nicht fertig machen, Suzanne? Dann lernst du gleich einen unserer besten Freunde kennen."

Erschrocken wehrte Suzanne den Vorschlag ab. „Nein, nein! Mit den Furunkeln! Ich will keinen Menschen sehen!"

Da lachte Elisabeth. „Einkapseln möchtest du dich! Das gibt's nicht! Und Höllriegel ist so ein lustiger, lieber Mensch, der wird dir ganz gut gefallen." Sie beugte sich zu Berthe. „Komm, sag' dem Schokoladenonkel guten Tag!" Aber auch hier stieß sie auf Widerstand. Mit der häßlichen Kappe wollte sich Berthe nicht zeigen. So mußte Elisabeth allein gehen, um Höllriegel zu empfangen. Als sie das Zimmer verließ, nickte sie Suzanne und Berthe freundlich zu. Es flackerte ein klein wenig Spott in ihren Augen, als sie im scherzenden Ton schalt: „Oh, ihr eitlen Weiberchen!"

⌘ ⌘ ⌘

Tage und Wochen vergingen und nahmen allmählich die häßlichen Erinnerungen an



Verführung. Holzbildwerk von Friedrich Thuma

Grand Pré mit sich fort. Das Leben in Berlin, das Suzanne in der ersten Zeit wie ein unfaßbares Wunder voll längst entwöhnter Bequemlichkeiten vorgekommen war, erschien ihr mittlerweile selbstverständlich. Nur der Traum war gelegentlich noch ein Mahner zur Dankbarkeit. Es konnte geschehen, daß Suzanne aus dem Schlaf schreckte, weil sie glaubte, den Weckruf des Clairon zu hören; aber dann legte sie sich um so genießerischer in ihre Kissen zurück. Nein, die Zeit war endgültig vorbei, wo sie und die Kinder auf dem kalten Steinboden, der nur mit einer dünnen Strohschicht bedeckt war, geschlafen hatten. Stroh war noch ein schöngefärbter Ausdruck: du lieber Himmel, alle drei Monate wurde es gewechselt, man lag die letzten Wochen in einer ekeln Staubmasse.

Den Vorsatz, sich von Menschen fernzuhalten, hatte Suzanne mit ihrer wiederkehrenden Gesundheit und Frische abgelegt. Es gewährte ihr sogar immer wieder eine gewisse Befriedigung, wenn sie Neuhinzutretenden von ihrer Leidenszeit erzählen konnte. Sie hausierte mit den erduldeten Entbehrungen und hatte eine allerliebste hilflose Art, die von unfehlbarer Wirkung war. Von Elisabeths Bekannten wurde sie geradezu verwöhnt. Man brachte ihr Blumen. Süßigkeiten und für die Kinder allerlei Spielzeug. Es war wie ein Wettbewerb. Jeder bemühte sich, der Französin zu zeigen, daß es keineswegs deutsche Art sei, politische Feindschaft auf das Verhältnis von Mensch zu Mensch zu übertragen. Es war selbstverständlich, daß das gute deutsche Herz in Suzannes Gegenwart keinen Augenblick daran dachte, wie fremd ihren Landsleuten eine derartig gemütvolle Höflichkeit in diesen Zeiten war. Und die liebe Eitelkeit sprach mit. Man bildete sich etwas darauf ein, einigermaßen geläufig französisch plaudern zu können. Man kramte Erinnerungen an Paris aus. Wiederholt bat Elisabeth ihre Gäste, deutsch zu reden, da Suzanne daran liege, die Sprache möglichst rasch zu erlernen. Darin stimmte Suzanne ihr bei. Sie entfaltete den Übereifer der Renegatin. Sie schwärmte für deutsches Wesen, eine Schwärmerei, deren verdächtige Glut nur wenige erkannten. Die meisten freuten sich darüber und erblickten darin den Dankeszoll einer zur deutschen Gesinnung Bekehrten.

Zu den wenigen, die nicht bedingungslos in das Lob auf Frau Suzanne Gertner einstimmten, gehörte Doktor Schlaat. Er redete nach einem Tee, zu dem er ahnungslos erschienen war und in dessen Verlauf Suzanne wieder einmal die Geschichte ihrer Leiden zur Ergriffenheit der Anwesenden vorgetragen hatte, von ‚deutscher Michelhaftigkeit'. Verärgert humpelte er im Zimmer herum und bedauerte, Suzanne die Furunkeln vertrieben und sie dadurch gesellschaftsfähig gemacht zu haben. Auch die zierliche Berthe, die immer an sich herumzupfte und in ihre eigene Person verliebt war, ein kleiner Narziß, fiel ihm auf die Nerven. „Ich kann die unkindlichen Kinder nicht leiden!" sagte er und fügte grob hinzu: „Sie ist ein Aff' — und mit Läusen war sie mir beinah' lieber." Er setzte nicht die übertriebenen Hoffnungen auf den Umgang mit deutschen Kindern, von dem Elisabeth gesagt hatte: ‚Das gute Beispiel wird allein wirken. Wenn Berthe erst dahinter kommt, daß es weitaus lustiger ist, herumzutollen, als sich vorm Spiegel Locken zu drehen, ist sie geheilt.'

Für George und Berthe hatte Elisabeth Freiplätze in der Schule verschafft. Freilich waren ihr diese Gänge peinlich und ungewohnt, aber sie überwand das Gefühl der Scheu, weil sie die beträchtlichen Mehrausgaben mit ihrem feststehenden Wirtschaftsgeld in Einklang bringen mußte. Die Unterstützung, die das Rote Kreuz Suzanne zukommen ließ, ging für Dinge auf, die Suzanne für unentbehrlich erachtete. Nachsichtig und belustigt sah Elisabeth, wie ihr Putztisch sich von Tag zu Tag vervollständigte. Da gab es jetzt Puder, Pasten, Schminkstift, allerhand geheimnisvolle kosmetische Mittel und Instrumente zur Hand- und Fußpflege. Nachts lag Suzanne mit abenteuerlicher Gesichtsbandage im Bett, eine breiartige Masse bedeckte die Haut, die Hände steckten in Wildlederhandschuhen. Ach, es war viel versäumt worden in Grand Pré. Da halfen Elisabeths Versicherungen nichts, daß Suzanne wieder frisch und jung aussehe wie je zuvor. Auch Höllriegel, der mit Suzannne bereits auf freundlichem Fuße stand und sich mit ihr herumneckte, konnte gegen ihre Furcht, daß sie in Grand Pré erheblich eingebüßt habe, nicht ankommen. Er habe sie eben vorher nicht gekannt, meinte sie.

Heute wollte Suzanne zum erstenmal ausgehen. Das war schlechthin ein Ereignis. Bis jetzt hatte sie sich nur vor Freunden und nur in abgeblendeten Räumen sehen lassen. Aber nun war eine Aufforderung vom Hauptausschuß des Roten Kreuzes gekommen, der sie Folge leisten mußte. Sie sollte selber Angaben machen über ihren Besitz, das Vermögen, das auf der Bank von Frankreich lag, ihr Pariser Haus und die Einrichtung.

Höllriegel hatte sich erboten, Suzanne zu begleiten. Da er fließend französisch sprach, erschien ihr dies Angebot von Wichtigkeit.

Nun wartete er mit Elisabeth bereits seit dreiviertel Stunde auf Suzanne. Sie saß immer noch vor dem Putztisch. Aufmerksam prüfte sie ihr Gesicht. Die eine Stelle war doch zu abscheulich. Sie hatte die bräunliche Narbe schon zweimal überpudert, und immer noch schimmerte sie matt durch. Auch am Halse war solch häßlicher Fleck. Doch hier ließ sich abhelfen. Sie knüpfte sich eine Tüllschleife, die verdeckte die Stelle und sah duftig aus. Der weiche Strohhut, der ihr Gesicht vorteilhaft beschattete, wirkte mädchenhaft, und das neue schwarz-weiß gestreifte Jackenkleid stand ihr vortrefflich. Sie durfte mit sich zufrieden sein.

Als Elisabeth ins Zimmer trat, erschrak sie doch ein bißchen. Vorsichtig machte sie Suzanne darauf aufmerksam, daß es bei Damen der guten Kreise in Deutschland nicht üblich sei, sich zu pudern. Aber Suzanne behauptete, sie könne sich ohne Puder nicht sehen lassen. Ob Elisabeth einen Schleier habe? Dann wolle sie ihn, ihr zuliebe, vorbinden, obgleich es nicht mehr Mode sei. Und Elisabeth brachte einen Schleier und dachte unwillkürlich an das Bild, das Suzanne bei ihrer Ankunft aus Grand Pré dargeboten hatte.

„So, Suzanne, nun bist du aber wirklich ganz unbeschreiblich schön. Wir müssen endlich gehen," drängte Elisabeth.

„Einen Augenblick noch," bat Suzanne, schlug den Schleier zurück und tupfte sich mit dem Schminkstift auf die Oberlippe.

„Schade," sagte Elisabeth, „du hast diese künstlichen Mittelchen wirklich nicht nötig."

Aber Suzanne lächelte. „Das versteht meine süße, liebe Elisabeth nicht."

„Es gibt auch eine mißverstandene Schönheit," entgegnete Elisabeth ohne Schärfe. Die Französinnen hatten nun einmal in dieser Beziehung einen zurückgebliebenen Geschmack. Wer bei ihnen zur Gesellschaft gehören wollte, der mußte sich nicht nur im Anzug der Mode unterwerfen, sondern sogar in der Gesichtsfarbe. Es war keine Zeit, Suzanne eine Rede von deutscher Freiheit auch in dieser Hinsicht zu halten.

Elisabeth öffnete die Tür zum Wohnzimmer, wo Höllriegel vor dem Schreibtisch saß und eifrig das Telephonbuch zu studieren schien. Er sprang auf und tat verwundert. „Schon fertig, meine gnädigste Frau?" Er beugte sich über Suzannes Hand und lachte spitzbübisch.

„Wie lange brauchen Sie zu Ihrer Toilette, Herr von Höllriegel?" fragte Suzanne und sah den auffallend gut gekleideten Mann forschend an.

„Ich? Achtzehn und eine halbe Minute."

„Mit Rasieren?"

„Achtundzwanzig."

„Mit Bad?"

„Achtunddreißig."

„Mit . . ."

„Um Gottes willen, Suzanne," unterbrach Elisabeth die Schwägerin, „das wird ja hochnotpeinlich." Sie sah nach der Uhr. „Wir müssen uns beeilen."

Höllriegel klappte die Absätze hörbar zusammen. „Ich stehe seit zwei Stunden zur Verfügung."

Unten wartete Höllriegels Auto, das ihm bei Kriegsbeginn mit behördlicher Bewilligung von der Fabrik zur Verfügung gestellt worden war. Daß er nun heute den Damen seinen Wagen anbieten konnte, machte ihm doppelten Spaß, als er Suzannes erfreutes Augenblitzen sah. Sie nickte ihm zu. „Oh, ich fahre so gerne." Er half ihr in den Wagen, legte ihr und Elisabeth eine leichte Staubdecke über die Knie und setzte sich auf den bequemen Rücksitz. „Es gibt Menschen, die kann man sich einfach nicht in der Elektrischen vorstellen, und dazu gehören zum Beispiel wir drei," sagte er vergnügt.

„Na, ob es gerade heute nicht stilgemäßer gewesen wäre, wenn wir die Elektrische benutzt hätten? Wir sind doch arme Vertriebene!" erinnerte Elisabeth.

„Ja, so. Richtig. Wir steigen halt Ecke Potsdamer aus."

Beobachtend saß Suzanne, in die Polster geschmiegt. Wie gut Höllriegel aussah. In dem glattrasierten, schmalen Gesicht blitzten helle Augen. Das kräftige Kinn und die scharfen Falten, die von der leicht gebogenen Nase seitlich zum Munde gingen, ließen auf Willensstärke schließen. Das gefiel Suzanne. Sie war eine von den Frauen, die beim Manne geistige und körperliche Überlegenheit fühlen wollen. Sie konnte sich sogar für rohe Kraft begeistern. Sie erinnerte sich an die Ringkämpfer, die sie vor drei Jahren in Paris gesehen hatte. Dem Amerikaner mit dem Stiernacken und den Muskeln, die wie Taue auf seinen Armen lagen, hatte sie laut zugejubelt. Eine dumpfe Unruhe war in ihr gewesen, ein Wunsch war in ihr aufgestiegen, über den sie selbst erschrak.

„So nachdenklich hab' ich Frau Gertner noch nie gesehen," sagte Höllriegel und beugte sich zu Suzanne. Sie lächelte kaum merklich und sah mit raschem Bick zu ihm empor. ‚Entzückend ist die kleine Frau,' dachte er, ‚man könnte sie für ein junges Mädchen halten. Die üble Puderschicht würde ich ihr schon abgewöhnen. Scheußlich für ihren Mann, sie so fast vogelfrei hier in Berlin zu wissen.'

„Halt, halt," rief er plötzlich, „wir müssen ja 'raus!" Mit kurzem Ruck hielt das Auto. Der Führer wurde verständigt, und dann gingen die drei nach dem Hause, wo der Hauptausschuß des Roten Kreuzes seine Geschäftszimmer hatte.

In wenigen Minuten war alles erledigt. Diese Fälle wurden zu Tausenden bearbeitet, und es hatte sich naturgemäß ein Verfahren herausgebildet, das auf den Einzelfall keine besonderen Rücksichten nehmen konnte. So setzte der ehrenamtlich beschäftigte ältere Herr auch Suzannes romanischer Beredsamkeit sachliche Kühle entgegen. Sie nahm es persönlich und gab schmollend Auskunft.

Als sie das Haus verließen, beklagte sie sich über deutsche Unhöflichkeit. „Oh, so würde man eine Dame in Frankreich nicht behandeln. Oh, nein, nein, nein!"

Höllriegel lachte belustigt. „Haben Sie von dem alten Herrn Huldigungen erwartet, liebste gnädige Frau?" Und Elisabeth, die zu zartfühlend war, um in diesem Augenblicke an Grand Pré zu erinnern, fügte hinzu: „Weißt du, Suzanne, die Menschen haben jetzt wenig Muße, an eigene Freude zu denken. Sie wollen Not lindern. Das ist das Große in dieser Zeit."

Suzanne biß sich auf die Lippen, besann sich aber, daß dadurch die rote Farbe weggewischt wurde, und sagte ein klein wenig beschämt: „Oh, die Deutschen sind immer groß in großen Dingen. Warum nicht in kleinen?"

„Weil es nicht lohnt, Suzanne. Wenigstens jetzt nicht. Du mußt ein bißchen nachsichtiger werden. Geduldiger."

„Deutscher," fügte Höllriegel neckend hinzu.

Suzanne schwieg ein paar Augenblicke, dann sagte sie mit veränderter Stimme: „Oh, ich sehe, ich werde hier viel zu lernen haben." Und mit einem kleinen Seufzer: „Bisher existierten für mich nur Städte, wo es amüsant ist. Wo es sich leben läßt."

„Na, also für Berlin und Umgebung bürge ich! Es wird mir ein ganz besonderes Vergnügen sein, Sie mit den Reizen der Mark bekannt zu machen," sagte Höllriegel komisch feierlich.

„Ja, so im Auto lerne ich ganz gerne." Suzanne streifte ihn mit einem tastenden Blick.

‚Donnerwetter, die Kleine wird mir doch nicht gefährlich werden?' dachte Höllriegel und gab sich Mühe, gleichgültig auszusehen. ‚Hallo, immer der ersten Schlinge ausweichen!' Es galt, auf sich achten. Er war doch ein anständiger Kerl. Teufel auch. Da saß einer weit vom Schuß, litt unter dem Kriege, — und er würde die Gelegenheit wahrnehmen und mit dessen Frau liebäugeln? Pfui Teufel. Es klang liebenswürdig, als er nun sagte: „Wir nehmen auch die Kinder mit." Und dann wandte er sich an Elisabeth: „Am nächsten schulfreien Siegestag komme ich vorgefahren."

Verwundert sah Suzanne den Sprechenden an. ‚Wie ungeschickt er ist,' dachte sie und empfand seinen Vorschlag fast kränkend.

❧ ❧ ❧

Im sogenannten Spielzimmer, das aber auch gelegentlich als Nähstube benutzt wurde, saß Elisabeth mit den Kindern, die ihre Schulaufgaben machten. Und Elisabeth ließ sich von Liesel die Bürgschaft aufsagen, fragte Hans die französischen Vokabeln und Kurt das Kirchenlied ab. Zwischendurch baten George und Berthe in einem drolligen Kauderwelsch um allerlei Aufklärungen.

Das gab denn allemal eine kurze lustige Unterbrechung. Berthe nutzte die Wirkung, die irgendein verkehrt angebrachtes Wort hervorrief, bei nächster Gelegenheit ganz bewußt aus und fühlte sich dann als den unterhaltenden Mittelpunkt der Gesellschaft.

Eben klappte Hans mit einem erleichterten Seufzer sein Buch zu. „Ich hab's geschafft, Mutti, darf ich nun spielen?" Und da ergab es sich, daß plötzlich auch die anderen es ‚geschafft' hatten. Die Schultaschen wurden gepackt, und bald darauf saß ein andächtiges Publikum vor dem Kasperletheater. Kurt hatte das liebe alte Märchen ‚Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen', dramatisch verarbeitet. Je mehr der Kaspar da oben wütete, um so gespannter wurden die Gesichter der Zuhörer. Sie merkten gar nicht, daß Elisabeth auf einen heimlichen Wink des Mädchens das Zimmer verließ.

Doktor Schlaat war gekommen. Das war Elisabeth sehr lieb. Sie hatte um seinen Besuch gebeten. Ihr Bruder hatte geschrieben. Er klagte über Rheuma und schmerzhaften Husten. Vielleicht konnte man ihm ein paar Arzneien schicken. Seitdem Elisabeth durch Suzanne wußte, daß die Kranken in Grand Pré einem Bauern, der in Friedenszeiten Tierarzt gewesen war, unterstanden, hatte sich ihre Sorge um Heinrich verdoppelt.

Als sie ins Wohnzimmer trat, war Schlaat noch damit beschäftigt, aus seinen Taschen verschiedene kleine Flaschen und Schächtelchen zu packen. Nachdem er Elisabeth begrüßt hatte, erklärte er ihr die Wirkung der Arzneien. „Eine wird doch helfen," meinte er zuversichtlich. Dann erzählte er von gleichgültigen Dingen, um Elisabeths Sorge zu verscheuchen, und fragte endlich nach Suzanne.

„Sie ist mit Höllriegel im Theater," be-

richtete Elisabeth. „Es freut mich so für das arme Ding, daß sie ein bißchen Abwechslung hat."

„So," knurrte Schlaat, „was haben denn Sie für Abwechslung?"

„Ich? Ach, Hugo, im Hause gibt es immer zu tun!"

„Eben darum! Da könnte Ihre Schwägerin ruhig ein bißchen mit anfassen."

„Tut sie ja, Hugo. Aber sie ist doch noch so jung."

„Drei Jahre sind Sie älter. Nein, Elisabeth, ich will Ihnen etwas sagen: Es gibt Menschen, denen gegenüber jeder Rechte, aber keiner Pflichten zu haben glaubt, und so ein Mensch sind Sie!" Der Doktor war schon längst darüber erbost, daß Suzanne ihre Mutterpflichten allmählich Elisabeth auflud. Und nun heute wieder dieser Beweis für Suzannes oberflächliche Sinnesart. Morgens kam die Nachricht, daß ihr Mann krank sei, und abends ging sie mit einem geschniegelten Menschen ins Theater. Nein, für diese Gefühlsgeschmeidigkeit hatte er kein Verständnis.

Aber Elisabeth lachte den Freund aus und fand, daß er das bißchen Mehrarbeit weit überschätze. Es sei doch, um ein Beispiel anzuführen, ganz gleichgültig, ob sie drei oder fünf Kinder bei den Schulaufgaben beaufsichtige. Und im übrigen sei Suzanne doch sehr rücksichtsvoll. Niemals mache sie ihr das Herz schwer mit Klagen über Heinrichs Schicksal. Das rechne sie ihr hoch an. Sie wisse, was es heißen wolle, einen geliebten Menschen einem unsicheren und gefährlichen Los überantwortet zu sehen.

Die Antwort, die Schlaat auf der Zunge hatte, war nicht eben liebenswürdig, und es war gut, daß im selben Augenblick der Fernsprecher klingelte. Elisabeth nahm den Hörer ab, und ingrimmig erfuhr der Doktor aus ihren Antworten, daß Suzanne mit Höllriegel in der Stadt zu Abend essen werde. Das fand er denn doch stark. Und Elisabeth redete ihr auch noch munter zu und wünschte den beiden einen recht vergnügten Abend. Schlaat hatte beide Ellbogen auf die Knie gestützt, spreizte die Finger gegeneinander und schien in den Anblick seiner Fußspitzen vertieft zu sein. Als Elisabeth mit einem letzten fröhlichen „Auf Wiedersehen" den Hörer auf den Halter zurücklegte, sagte er grollend: „Sie sind von einer blinden Duldsamkeit gegen Ihre Schwägerin. Sie legen Ihre eigene Güte in sie hinein. Sie erkennen nicht, daß es sich hier um ein Prachtstück jener Gattung handelt, der erst durch Beschluß einer Kirchenversammlung der Besitz einer Seele zugesprochen werden mußte. Ich bin noch immer im Zweifel, ob die heiligen Väter sich damals nicht vorschnell und allzu günstig entschieden haben."

Elisabeth lachte fröhlich. „Hugo, Sie unverbesserlicher Weiberfeind! Nun seien Sie doch friedlich. Sie sollen mal sehen, wie gemütlich wir es uns heute abend machen."

„Das ist es ja, was mich ärgert! Kann Ihre Schwägerin nicht täglich Gott auf den Knien danken, daß sie hier alles so hübsch hat?" Er stand auf und hinkte im Zimmer auf und ab.

Elisabeth nahm ihr feldgraues Strickzeug vom Nähtisch und entgegnete ruhig: „Es kommt ja im Leben immer weniger darauf an, was man hat, als was man entbehrt."

„Ja, natürlich! Sie handeln immer nach dem achten Gebot: Gutes reden und alles zum Besten wenden. Aber hier kommt man mit dem Katechismus nicht aus."

„Also nun setzt sich Hugo Schlaat an den Flügel," lenkte Elisabeth munter ab, „spielt aus dem ‚Rheingold', oder was ihm sonst gerade liegt, vielleicht das finstere Hundingsmotiv," sagte sie anzüglich und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter, „und ich zaubere ein köstliches Mahl. Wie denken Sie über gefüllte Tomaten? Eigenes Wachstum!" Sie eilte schon, ohne eine Antwort abzuwarten, durchs Eßzimmer auf die Diele.

Er lauschte ihren verhallenden Schritten. Dann setzte er sich gehorsam an den Lütt-Flügel und haderte ein Weilchen mit dem Schicksal, das die Karten so unverständig mischte. Da saß er nun an Kurt Bartenwerffers Instrument, und wenn er Lust hatte, ging er in sein Zimmer, setzte sich in seinen bequemen Ledersessel, trank seinen Kognak und rauchte seine Zigarren. Der arme Kerl aber lag irgendwo draußen im Flanderndreck, sehnte sich nach seiner Frau, und die sehnte sich nach ihm. Und er, den niemand in der Heimat entbehren würde, er blieb in Berlin, und mochte der Krieg noch sieben Jahre dauern.

Entbehrt zu werden — es mußte ein wunderbares Gefühl sein. Es klang sehr weich und zart, was der Doktor jetzt spielte. Einmal hatte er auch geglaubt, das Ein und Alles eines Menschen zu sein. Das war eine peinliche Selbsttäuschung gewesen, und ihm war danach so übel zumute geworden, daß er an das gefährliche Spielzeug eines Revolvers gedacht hatte. Aber dann war er sich in dieser tragischen Rolle sehr lächerlich vorgekommen. Er faßte den Entschluß, die Komödie weiterzuspielen, und würgte den Brocken, den ihm das Schicksal in die Lebenssuppe geworfen hatte, hinunter. Aber seit jener Zeit hegte er ein tiefes Mißtrauen

gegen die Frauen. Sie taugten seiner Meinung nach durch die Bank nicht viel. Nur Elisabeth ließ er gelten. Um sie lohnte es zu leben. ‚Auch ein großes Wort!' dachte er, ließ Wagner laufen und glitt in einen Straußischen Walzer über. Leben! Das war Kurts Sache. Aber guter Freund sein und beispringen, wenn's not tat, das kam ihm zu. Und Elisabeth vergalt ihm das, indem sie ihm das Strählchen Sonne schenkte, das jeder Mensch nötig hat, wenn er nicht verkümmern soll.

✠ ✠ ✠

„Sie sind doch ganz nett, Herr von Höllriegel," sagte Suzanne zwischen zwei Schlückchen Pfirsichbowle und sah Höllriegel kokett an.

„Haben Sie daran jemals gezweifelt, meine liebe gnädige Frau?" Er lachte Suzanne an. Wenn er lachte, hatte er etwas knabenhaft Frisches. Das gefiel Suzanne, aber es reizte sie auch. Sie witterte in dieser Ursprünglichkeit des Empfindens ihren größten Feind. Die künstlichen Waffen ihrer Eroberungssucht prallten daran ab. Das kränkte ihre Eitelkeit und stachelte sie an, ihr lockendes Spiel noch kühner fortzusetzen.

Er wiederholte seine Frage. Suzanne nickte und entwickelte in launiger Folge seine Sünden. „Sie sind oft so schwerfällig und stumpf." Höllriegel widersprach lebhaft; doch Suzanne erklärte unbeirrt, sie habe Beweise, und dachte dabei an die Autofahrt mit den Kindern. „Man merkt Ihnen bei der harmlosesten Unterhaltung an, daß Sie sich von Berufs wegen mit sehr schwierigen und wichtigen Dingen abgeben. Ich hatte manchmal das Gefühl, als schlichen Sie sich heimlich von der Arbeit weg und hätten Angst, ertappt zu werden. Als Sie mich ins Theater einluden, war ich sehr gespannt, welches Stück Sie wählen würden, und als ich dann den ‚Sommernachtstraum' ertragen mußte, war ich von Ihrem boshaften Charakter überzeugt. Ich hatte hinter dem hübschen Namen etwas ganz anderes vermutet."

Erstaunt blickte er sie an. Hatte sie denn das Lustspiel nie gelesen? Wie seltsam. „Hat Ihnen das Stück nicht gefallen?"

Sie gähnte schalkhaft und klopfte sich mit der kleinen, jetzt wunderbar gepflegten Hand leicht auf den Mund. „Ich hab' mich so gelangweilt!"

„Aber, meine gnädigste Frau! Ach, das tut mir ehrlich leid."

„Ich mag solche Stücke nicht," gestand sie und verzog den Mund. „Pfui, die häßlichen Tölpel! Und so dumm, daß Titania den Esel küßt. Wo ist da der Witz?" Gedämpfte Musik ließ sie aufhorchen. Sie streckte den Zeigefinger in die Höhe. „Hören Sie, Höllriegel, das ist hübsch!" Die Kapelle spielte den Faustwalzer, und Suzanne wiegte sich leicht hin und her. „Oh, ich möchte wieder einmal tanzen!"

Höllriegel schien ihre letzten Worte nicht gehört zu haben. Er kam auf den ‚Sommernachtstraum' zurück. „Ich will Ihnen gewiß nicht meinen Geschmack aufzwingen; aber wenn man etwas angegriffen sieht, was man liebt, will man es doch verteidigen."

„Das ist doch gar nicht wichtig," entgegnete Suzanne. „Oh, die deutsche Gründlichkeit! Sie ist schrecklich!"

„Ich denke, wir wollen uns kennen lernen?" sagte Höllriegel eifrig. „Man kann das am besten, wenn man gemeinsam in den Spiegel eines großen Kunstwerks blickt. Also: sind die Handwerker in ihrer niederländischen Derbheit nicht von erstaunlicher Wahrheit? Gefallen sie Ihnen wirklich nicht?"

Suzanne schüttelte den Kopf und pickte mit der Gabel den Pfirsich im Glase.

„Und das Märchenhafte liegt Ihnen auch nicht?"

„Aus den Jahren bin ich heraus," erwiderte Suzanne in der stillen Hoffnung, daß Höllriegel ihr nun eine hübsche Liebenswürdigkeit sagen würde.

Aber er blieb sachlich und gab zu: „Freilich, aus dem Alter sind wir beide heraus; aber der Deutsche behält fürs Märchenhafte offene Ohren, und wenn er hundert Jahre alt wird. Er glaubt an Wunder, und wenn er sie im Leben nicht findet, so sucht er sie in der Kindheit und in der Kunst. Ihr Napoleon hat uns Ideologen genannt. Wir sind's. Wir glauben immer, daß sich im Tatsächlichen das Wesentliche eher verbirgt als offenbart. Daher sehen wir in dem ‚Sommernachtstraum' das tiefsinnige Abbild unser selbst. Wir sind nichts weiter als Träume eines wunderlichen Gottes. Wir haben keinen Willen, sondern unterliegen seinen Launen. Und wenn er guter Laune ist, dann sagen wir, daß wir glücklich sind." Er hielt inne und sah sie fragend an. „Verstehen Sie nun, warum ich den ‚Sommernachtstraum' liebe?"

Aber Suzanne holte sich aus Höllriegels Erklärung nur das heraus, was ihr gemäß war, und stellte eine Gegenfrage: „Ist Ihr Gott heute guter Laune?"

Er fühlte, diese Frau wollte gar nicht nachdenken. Sie schwenkte von Dingen, die nichts mit ihrer eigenen Person zu tun hatten, stets geschickt ab. Wie ein Kompaß wiesen ihre Worte beharrlich nach ihr. Nun gut, er war kein Spielverderber, zumal es ihm schmeichelte, daß dieses wunderhübsche, junge

Geschöpf ihn so augenscheinlich auszeichnete. Er goß die Gläser voll und sagte vergnügt: „Ja, er ist guter Laune, denn er hat uns zusammengeführt!"

Das war der Ton, auf den Suzanne gestimmt war. Prickelnd erregt lachte und plauderte sie. Verwöhnt und geliebt zu werden, war ihr Lebensbedürfnis. Die Schleichwege der Gefallsucht ging sie mit sicherem Gefühl. Und eben leitete sie die erste Untreue gegen ihren Mann mit ein paar klagenden Worten ein. Höllriegel stutzte. — Suzannes Augen sahen kindlich, wie immer ein wenig erschrocken, zu ihm auf. „Henri ist ein guter Mensch. Sehr gut — aber er versteht mich nicht. Ich war immer einsam in meiner Ehe."

„Aber Sie hatten doch Ihre Kinder, Frau Suzanne," entgegnete Höllriegel und war auf ihre Antwort gespannt.

„Ja, natürlich, die süßen Geschöpfe. Oh, wenn ich sie nicht gehabt hätte, dann wäre ich längst tot ... Ganz gewiß! Aber, nicht wahr," fuhr sie zögernd fort, „eine Frau hat so viel Liebe zu vergeben. Henri war lau in seinen Gefühlen. Er stellte seine geschäftlichen Sorgen an erste Stelle. Eine Frau hat nur ihre Liebe. Lebt nur dafür. Ich kämpfte zuerst um mein Frauenglück. Aber ich bin keine Kampfnatur. Ich wurde rasch müde. Und Henri — suchte wohl anderwärts Zerstreuung."

‚Wenn das so ist,' dachte Höllriegel ‚dann brauche ich wahrlich keine moralischen Bedenken zu haben.' Und mit dieser Erkenntnis stiegen allerhand lockende Zukunftsbilder in ihm auf. Sein Herz war gerade nicht übermäßig belastet. Tilly, der er von der dritten Kulisse des Metropoltheaters zur ersten verholfen hatte, würde seinen Verlust nicht weiter kummervoll nehmen. Und wenn Suzanne, vielleicht um ihn zu fangen, sich nicht ganz strenge an die Wahrheit hielt, so konnte man ihm doch daraus keinen Vorwurf machen. Jedenfalls verstand sie es auf gar anmutige Weise, ihn in ihr Liebesnetz zu locken. Und zum Wächter weiblicher Tugend hatte er weder Talent noch Neigung. Eins war klar: ihr Mann hatte es nicht verstanden, sie bedingungslos glücklich zu machen. Das war seine Schuld. Wenn Suzanne sich nicht in stumpfer Ergebung verlor, sondern ihre Ansprüche an das Leben geltend machte, so war das Recht auf ihrer Seite. Und nun kam sein Recht. Er war verliebt in Suzanne. Er empfand es als ein starkes Glück, daß seine Leidenschaft aufgewühlt wurde.

Als er Suzanne nun ansah, tat er es mit den Augen des zukünftigen Besitzers. Und sie fühlte den Umschlag, der sich in ihm vollzogen hatte. Werbende Blicke glitten wie Liebkosungen zögernd über sie hin. Sie gab sich ganz dem Triumphgefühl, sich geliebt zu wissen, und in ihren Augen strahlte ein lockendes Feuer. Auch sie dachte an die Zukunft und genoß schon im voraus die tausend Möglichkeiten, in die ein ritterlicher und verliebter Mann seine Huldigungen kleiden kann.

Es wurde ein seltsamer Abend für Höllriegel. Suzanne lockte, versagte, gewährte mit Blicken, Worten und Lächeln Höllriegel war hingerissen von ihrem Temperament. Aber er hatte nicht den Mut, ihr von seiner Leidenschaft zu sprechen. Sein Draufgängertum ließ ihn zum erstenmal im Stich. Ihm war, als stände er vor dem Höhepunkt seines Lebens. Glaubte er eben noch, einem Abenteuer nachzugehen, so war ihm jetzt, als folge er seinem Schicksal.

Als sie gegen Mitternacht den Grillraum verließen und in die frische Luft traten, hatte er den Wunsch, mit Suzanne noch ein Stückchen zu Fuß zu gehen. Er machte Suzanne den Vorschlag und kam sich dabei töricht verliebt vor wie in seiner Dummenjungenzeit. Sie lachte ihn denn auch ein bißchen aus und erinnerte an ihre so mühsam ausgeglichenen Schönheitsfehler. „Ich bin stark erhitzt, Herr von Höllriegel. Nachtluft schadet der Haut." Da rief er, leicht enttäuscht, einen Kraftwagen an, der eben langsam vorüberfuhr, und brachte Suzanne nach ihrer Wohnung.

Als er sich von ihr verabschiedete, bat er: „Also es bleibt bei der Verabredung, morgen fahren wir nach Potsdam."

Suzanne erwiderte schelmisch: „Soll ich diesmal auch wieder die Kinder mitnehmen?" Sie lachte leise und drückte ihm die Hand. Dann fiel die Tür ins Schloß.

⌘ ⌘ ⌘

Bei Bartenwerffers war geflaggt. Kurt sollte kommen. Elisabeths kleine zappelige Gesellschaft rasaunte in aufgeregter Fröhlichkeit durch die Wohnung. Jeder hatte noch seine besonderen kleinen Wichtigkeiten. Hans räumte im Spielzimmer das große Gestell auf, das, seit George und Berthe es mit benutzten, stets etwas wild aussah. Kurt befestigte ein Schild mit dem selbstgedichteten Spruch: ‚Das deutsche Lied zog mit dir aus, das deutsche Lied grüßt dich zu Haus!" über den Flügel, und Liesel stellte das aufgeschlagene Schubertalbum mit Vaters Lieblingslied: ‚Groß ist Jehova der Herr' auf das Notenpult. Die ‚Franzosen' hielten sich etwas abseits. George stand mit übergeschlagenen Armen im Zimmer und betrachtete das Schild, das Kurt mit einem sorgfältig ge-

malten Eisernen Kreuz verziert hatte. Eben fuchtelte er George mit dem Hammer vor der Nase herum und sagte: „Fein, was? Da staunst du? Ja umsonst kriegt man da draußen das E. K. I nicht. Das kannst mir glauben. Sachen könnte mein Vater erzählen! Aber er tut's nicht. Doch vor einem halben Jahre, da war Hauptmann Lenkholz bei uns. Der hat Sachen erzählt! Sachen! Junge, ich sage dir, mein Vater ist der Tapferste." Ähnlich, nur mit knapperen Worten, entwarf Hans drüben im Kinderzimmer das Bild des Vaters. Berthe saß auf der Fensterbank und spiegelte sich in der blanken Scheibe. „Ob dein Papa die Spitzen mitbringt?" unterbrach sie plötzlich seine Schilderung und sah ihn erwartungsvoll an.

„Spitzen? Was für Spitzen?" Hans dachte an Fliegerpfeile. Vielleicht hatte Vater davon geschrieben, und er wußte noch nichts davon.

„Aus Brüssel. Mama sagt, dort gibt es schöne echte Spitzenkragen."

„Blödsinn," entgegnete Hans enttäuscht, warf Berthe einen vernichtenden Blick zu und ging aus dem Zimmer.

Auf der Diele prallte er mit der Mutter zusammen, die ihm einen zärtlichen Klaps versetzte. „Freust du dich auf Vater?" fragte sie, bloß weil sie wieder davon sprechen wollte. Hans nickte. „Toll, Mutti."

„Wie mag er aussehen, Hans?"

„Braungebrannt, natürlich. Und dann ist Vater sicher doch irgendwo ein bißchen verwundet." Das gehörte nach seiner Auffassung zu einem richtigen Feldgrauen.

Elisabeth hielt ihm erschrocken den Mund zu. „Junge, wie kannst du bloß so was sagen?"

Aus dem Schlafzimmer, das auf die Diele mündete, trat Suzanne. Vorsichtig trug sie ein seidenes Kleid, das über einem Bügel hing. Das hatte sie sich gestern zu einem Spottpreis, wie sie betonte, gekauft. Neidlos hatte Elisabeth sie bewundert. Das dunkelblaue Kleid mit dem großen weißen Matrosenkragen stand ihr wunderhübsch. Und seitdem Höllriegel Suzanne die gut bezahlten französischen Stunden verschafft hatte, lebte sie ihren Kleiderschrankfreuden mit der alten Hingebung. „Armes Tierchen, nun mußt du Kurt Platz machen," sagte Elisabeth, doch ihre freudetrunkenen Augen, ihr lachender Mund wußten nichts von Mitleid.

„Es ist ja nur für vierzehn Tage," entgegnete Suzanne leichthin. „Ich werde mich bei Liesel schon einrichten."

Gemeinsam räumten sie nun das Zimmer auf. „Vorhin hat mir Hans einen ordentlichen Schreck eingejagt," erzählte Elisabeth und hauchte das Spiegelglas an. „Wir sprachen von Kurt, und da meinte er, Vater käme doch sicher mit einer Verwundung an." Furchtbar. Nicht?"

„Aber man muß damit rechnen. Neulich habe ich am Lützowplatz Verwundete sitzen sehen. Einer war jung und auffallend hübsch, aber er hatte nur ein Bein. Wir Frauen werden durch diesen gräßlichen Krieg am meisten geschädigt. Wir müssen entsagen, wo wir lieben." Denn — nun, hast du nie darüber nachgedacht, ob du Kurt noch lieben könntest, wenn er einen Arm oder Bein verlöre?"

„Nein, das hab' ich mir noch nicht vorgestellt."

„Also ich glaube nicht, daß ich einen Krüppel lieben könnte," sagte Suzanne, indem sie ihre Nägel mit dem Glätter bearbeitete.

„Und ich weiß, daß mein Gefühl nicht von Äußerlichkeiten abhängig ist," entgegnete Elisabeth fest. Und es war ein unwilliges Staunen in ihr. Suzanne plapperte eben und fragte so viel, ohne nachzudenken; man durfte ihr ernstlich gar nicht böse sein.

Elisabeth sah nach der Uhr. — Noch acht Stunden. Die würden gar nicht herumgehen. Wenn man den Zeiger beobachtete, kroch er langsam wie eine Schnecke seinen Weg. Stand die Uhr? Elisabeth hielt sie ans Ohr. Sie tickte. Ob sie die Kinder mit zur Bahn nahm? Aber nein, heute wollte sie selbstsüchtig sein. Die ersten Minuten sollten ihr allein gehören. Sie sah schon in Gedanken, wie Kurts ‚überlebensgroße' Gestalt die Menschen überragte, die mit ihm zum Ausgang des Bahnsteiges strebten. So deutlich stand das Bild vor ihrer Seele, daß ihr Herz rascher schlug.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Das war doch — natürlich — das war doch Kurts Klingelzeichen. Einmal lang — dreimal kurz. Ungestüm lief sie hinaus. Suzanne schüttelte verwundert den Kopf. Sie sah, wie Elisabeth die Flurtür aufriß und im nächsten Augenblick mit einem jubelnden Ruf ihrem Mann am Halse hing. Sie sah und hörte auch, wie er sie küßte und ein paarmal ihren Namen nannte. Und nun stürmten die Kinder auf die Diele. Ihr jauchzender Ruf: „Vater ist da!" hallte durch die Wohnung. Ein herzerquickendes Durcheinander spielte sich auf der Diele ab. Und Kurt Bartenwerffer bückte sich, hob Liesel mit einem Hurra in die Höhe, umschlang die Jungen, dann wieder Elisabeth und lachte vor überquellender Freude. „Kinder, daheim! Ganze vierzehn Tage!" Wieder rief er Hurra, und die Kinder stimmten mit ein.

Dann erzählte er, daß er ein fabelhaftes Glück gehabt hätte, denn er habe den Abendzug erwischt, der mit zwei Stunden Verspätung von Brüssel abgefahren sei.

„Wo hast du denn dein Gepäck, Vater?“ fragte Hans und sah sich suchend um.

Kurt Bartenwerffer tupfte sich an die Stirn. „Reinweg vergessen. Unten steht das Auto, der Schofför denkt sicher, ich sei ihm durchgewischt.“ Er sagte dem Mädchen Bescheid.

„Ausgepackt wird erst später,“ bestimmte Elisabeth.

Kurt nickte. „Zuerst muß ich mich überhaupt gründlich abduschen! Wie sieht eigentlich eine Badewanne aus?“ fragte er.

Darüber wollten die Kinder sich ausschütten vor Lachen. Dann gingen sie gemeinsam durch die Wohnung, und Kurt Bartenwerffer feierte Wiedersehen mit den vertrauten Sachen. Er warf sich in seinen Ledersessel, klopfte dem heiligen Nepomuk auf die Schulter, nickte dem Kanarienvogel zu, summte den Anfang des Schubertschen Liedes, das er auf dem Notenpult entdeckte, schlug ein paar Töne auf dem Flügel an, sagte mit schräggehaltenem Kopf: „Verstimmt“ und fragte, wer den sinnigen Spruch geschrieben habe. Er ging an seinen Bücherborten entlang, ordnete einen Band richtig ein, den die Jungen wohl verstellt hatten, und sagte zu Elisabeth: „Weißt du, draußen denkt man, man kämpft für König und Vaterland, weil's auf dem Helm geschrieben steht, und für Weib und Kind, was man im Herzen fühlt. Ist ja auch alles darin enthalten. Aber manchmal stellt man auch für seine ganz gemeine Philisterbehaglichkeit seinen Mann, für die Rauchecke und den Klubsessel, die weimarische Goetheausgabe und meinetwegen sogar für den Kanarienvogel.“ Und er dachte: ‚Diese vielen zarten Fäden geben ein festes Gespinst. Die binden uns ans Leben und erhalten uns frisch.‘ Aber das waren Gedanken, die er nicht in Worte kleiden mochte. Er nahm Liesel beim Wickel, wirbelte mit ihr durchs Zimmer und betrug sich wie ein großer Junge.

Mit strahlenden Blicken und tiefinnerem Glück genoß Elisabeth die Ausbrüche seiner Freude. Wie frisch Kurt aussah. Schlanker war er geworden und wirkte dadurch noch größer. Ach, und der kurz geschorene Schädel: Nun ja, das hatte seine Gründe. Unwillkürlich mußte sie an Suzanne denken. Zum ersten Male empfand sie die Schwägerin störend. Die vierzehn Tage hätte sie Kurt gern allein gehabt. Aber dann schämte sie sich ihrer kleinlichen Selbstsucht. Sie durfte eine so große Freude erleben, und Suzanne saß sicher traurig allein mit den Kindern in irgendeiner Ecke. Das tat ihr leid. Es klang denn auch ein bißchen nach Selbstvorwurf, als sie ermahnte: „Kurt, nun mußt du aber Suzanne und den Kindern Guten Tag sagen.“

Seine guten, klugen Augen sahen Elisabeth bestürzt an. Richtig, die Schwägerin! An die hatte er gar nicht gedacht. Auch er empfand ihre Gegenwart lästig. „Wo ist sie denn?“ fragte er leicht verstimmt.

„Liesel, geh, sieh doch mal, wo Tante Suzanne ist.“

Auch die Jungen schickte Elisabeth unter dem Vorwand, daß sie Vaters Gepäck ordentlich im Schlafzimmer hinstellen sollten, aus dem Zimmer. Als sie mit Kurt allein war, umarmte sie ihn rasch noch einmal. „Du, Kurt, wir wollen uns zusammennehmen. Weißt, Suzanne kann einem leid tun.“

Er nickte. „Freilich, aber hätte man sie nicht für die paar Tage ausquartieren können? Sie wird die Gemütlichkeit beeinträchtigen, das ist ganz selbstverständlich.“

„Ach, das ist gar nicht so ängstlich. Sie ist oft weg. Und wenn wir Höllriegel einen kleinen Wink geben... Es ist nämlich wirklich rührend, wie der sich um Suzanne kümmert. — Bst!“ Elisabeth hielt den Finger vor den Mund. „Sie kommen.“ Aus ihren Augen sprach die Bitte: ‚Sei gut zu ihnen!‘ Da riß er sich mit einem ergebenen: „Na also, Sprung auf, marsch marsch,“ zusammen und begrüßte Suzanne mit ein paar unbeholfenen, aber herzlichen Worten.

Sie hielt seine große Hand mit ihren beiden Händen und sagte halb ängstlich, halb zutraulich: „O Kurt, ich sehe dir's an, du wünschst mich ins Pfefferland. Nein, widersprich nicht. Elisabeth, sieh nur, dein Riese wird rot.“ Und wirklich, Kurt Bartenwerffer war rot geworden. Geschmeidige Ausreden lagen ihm nicht, und Frauen von Suzannes Art waren ihm wesensfremd. Aber Elisabeth rettete ihn aus seiner Verlegenheit, indem sie seine Aufmerksamkeit auf George und Berthe wandte.

Zum Glück kamen auch noch Kurt und Hans und berichteten, daß alles Gepäck im Schlafzimmer verstaut sei. Ihre Augen sahen den Vater erwartungsvoll an. Die abenteuerlichen Bündel versprachen seltene Schätze. „Na, da wollen wir doch erst mal die Jungen aus ihrer Spannung erlösen,“ sagte Bartenwerffer und war innerlich froh, daß er selbst erlöst wurde. Und dann umstanden ihn alle, als er auspackte. Das waren Kriegsandenken! Nicht etwa ein paar Sprengstücke, an denen man sich die Finger blutig riß, oder Ausbläser, die schwer und



Felsige Küste. Gemälde von Albert Wenk

rostig herumstanden, nein, da gab es zu Hansels Entzücken wirklich ein paar Fliegerpfeile, die dicht neben dem Vater herniedergesaust waren. Er begann eifrig, Berthe die Gefährlichkeit dieser Teufelserfindung auseinanderzusetzen. Und dann kam das Prunkstück. Das war ein geheimnisvolles Etwas, in Vaters Umhang gehüllt, und offenbarte sich als ein blitzender französischer Kürassierhelm mit prächtigen Roßschweifen. ‚Fürchterlich nickte der Helmbusch,‘ zitierte Bartenwerffer aus seinem geliebten Homer und stülpte Kurt das ritterliche Rüstzeug über den Kopf. Der blonde Jungenschädel ertrank beinahe darin. Liesel freute sich mit den Brüdern, als wäre sie eine kleine Amazone. Aber dann hatte der Vater doch etwas Besonderes für sie: einen lebenden Papagei, den ihm seine Wirtsleute aufgedrängt hatten, weil sie fürchteten, das arme Tier nicht retten zu können, wenn die Stadt beschossen würde. Jacquot saß in einem winzigen Holzkäfig und blinzelte mißtrauisch nach Liesel. Suzanne aber sprach mit einem Wortschwall auf ihn ein. Mit schräg gehaltenem Kopf lauschte er den vertrauten Klängen, und jetzt warf er knarrend hin: „C'est la guerre! Oh la la! Sale boche!“

„Junge, Junge,“ drohte Bartenwerffer, „das mußt du dir hier abgewöhnen. Jetzt heißt's umlernen.“

„Sale boche,“ sagte Jacquot unbeirrt.

Der Koffer schien unerschöpflich. Da war für Elisabeth eine holzgeschnitzte St. Katharina und ein altertümliches Kristallfläschchen mit silbernem Deckelknopf, das er in Brügge erstanden hatte. „Und hier, Suzanne,“ sagte er, „echte französische Seife!“ Sie dankte erfreut und überschwenglich. „O, und wie hübsch, du hast nicht vergessen, daß ‚Mon rêve‘ meine Lieblingsseife ist?“

„Wie werd' ich so etwas vergessen!“ schwindelte er und sah dabei Elisabeth mit einem durchtriebenen Blick an. Er hatte überhaupt nicht an Suzanne gedacht, aber als er die Seife entdeckte, war er froh, daß er ihr auch etwas schenken konnte, denn er hatte Gewissensbisse, weil Suzanne sich gar so lieb und zutraulich gab. „Und nun geht's in die Schwemme, — Flandernlehm ist zähe!“ sagte er vergnügt und verließ das Zimmer.

⌘ ⌘ ⌘

Kurt Bartenwerffer war nach Tisch mit den Kindern zur Stadt gefahren. Der Eiserne Hindenburg sollte ein paar Silbernägel bekommen. Suzanne fand den Vorschlag reizend. Auch sie wollte einen Nagel einschlagen. „Nimmst du mich mit, Kurt?“ Sie hatte den Schwager treuherzig bittend angesehen. Er lachte über ihr putzig verzogenes Mäulchen. „Du kleiner Mußpreuße, wirst du denn auch die nötige vaterländische Begeisterung aufbringen?“ Sie nickte übereifrig und preßte die Hand aufs Herz. „Oh, ich liebe Hindenburg!“ beteuerte sie. Und dann hatte sie gelacht. Darüber waren die Jungen ärgerlich gewesen. Überhaupt: was ging Tante Suzanne ihr Hindenburg eigentlich an? Und auf den Vater waren sie eifersüchtig. Tante Suzanne hatte unterwegs so viel hundert Fragen an ihn. Und dann war's vier Uhr, am Brandenburger Tor trennte sich der Vater von ihnen, denn er hatte noch Geschäftswege.

Bartenwerffer wollte den Geheimen Kommerzienrat Lütt aufsuchen. Es lag ihm natürlich daran, sich ein Bild von seiner Stellung in der Fabrik nach dem Friedensschluß — wenn er ihn erlebte — zu machen.

Nun wartete Elisabeth mit einer gewissen Spannung auf die Rückkehr ihres Mannes. Sie saß am Nähtisch seitlich vom Balkon, spähte auf die Straße und beobachtete wiederum Anna, die auf einem Weg durchs Nebenzimmer vor Jacquots großem Käfig stehen geblieben war und sich nach den Vorschriften der Kinder um des Vogels teutonische Erziehung mühte. Sie hielt ihm ein Stück Zucker hin und sagte ihm langsam mit tiefer Stimme vor: „Die Kanonen machen bum!“ Aber das undankbare Tier nahm den Zucker, plusterte sich verächtlich auf und schnarrte: „Sale boche!“

Elisabeth öffnete die Balkontür und trat hinaus, sah nach ihren Blumen und band eine Ranke des wilden Weines fest.

Da hörte sie Kurts Stimme: „Hallo!“ Er kam quer über den Damm und grüßte lachend. Elisabeth wußte sogleich: er brachte frohe Nachrichten. Sie ging ihm entgegen zur Flurtür. „Gut abgelaufen?“

Bartenwerffer schloß sie in seine Arme. „Erst das Wichtigere,“ entgegnete er vergnügt und küßte sie herzlich. „Also: sobald ich meinen Posten wieder antrete, kriege ich viertausend Zulage!“

Elisabeth drückte ihm die Hand. „Du, das ist doch fein!“ Gemeinsam gingen sie in Kurts Zimmer. „Erzähl' doch, wie war Lütt? — Wo sind Suzanne und die Kinder?“

„Sie sind ins Zeughaus, um Suzanne die erbeuteten russischen Fahnen zu zeigen.“ Bartenwerffer zündete sich eine Zigarre an und schob seinen Ledersessel näher zu Elisabeth. „Na, also der alte Herr war wie immer sehr liebenswürdig. Ich mußte ihm ausführlich von draußen erzählen. Er hörte aufmerksam zu, redete von Heldentaten, wo ich von Pflicht gesprochen hatte. Aber er zählt doch zu den Flaumweichen, die im

Grunde nichts Vaterländisches erleben können. Daran ist zweifellos seine Frau schuld. Dieses ewige ängstliche Schielen nach Neutralien. Aber ohne Frage: er ist ein kluger Kopf, und ich unterhalte mich gerne mit ihm. Schade, daß er durch den Westschweizer Einschlag in seiner Ehe so zwiespältig denken gelernt hat."

„Mit seiner Frau hab' ich mich nie stellen können. — Und wie geht's ihm gesundheitlich?"

„Ihm ganz leidlich. Aber mit Vorbusch scheint es doch bedenklich zu stehn. Er klagte tüchtig. Die Umstellung seines Hauses auf Kriegslieferungen ist ihm sehr gegen den Strich. Er wird eben alt und findet sich schwer in Neuerungen."

„Was sagt er denn von Höllriegel?"

„Na, er erkennt an, daß Höllriegel die Veränderung gut geleitet habe, aber es mißfällt ihm, daß er sich um den alten Betrieb so wenig kümmert."

„Natürlich, Lütt sieht alles von seinem Standpunkt aus an. Schließlich ist für ihn der Propellerbau das Vorübergehende und der Instrumentenbau das Dauernde."

„Er ließ die Bemerkung fallen, wenn in den Klavierwerkstätten nicht alles drunter und drüber gehe, so sei das mein Verdienst. Ich glaube selbst, daß Höllriegel nicht die Persönlichkeit ist, doppelten Anforderungen gerecht zu werden. Er ist befähigt, sehr sogar, und was er anpackt, hat Geschick. Aber er ist nicht ausdauernd, und er hat zu viel andere Geschichten im Kopf: Liebesgeschichten."

„Von denen merken wir ja ganz unmittelbar etwas; jetzt ist er doch tatsächlich jede freie Stunde mit Suzanne zusammen."

Eine Weile schwiegen beide. Dann klopfte Kurt mit dem Zeigefinger auf die Zigarre, daß die Asche abfiel, und sagte nachdenklich: „Es ist doch ein recht kindlicher Glaube, daß Leid die Menschen vertieft. Ich finde, Grand Pré hat auf Suzanne durchaus nicht erziehlich gewirkt."

„Suzanne hat auch nur körperliche Unbequemlichkeiten durchgemacht. Seelisch hat sie kaum gelitten.

„Ich denke noch daran, wie ich sie kennen lernte. Heinrichs Verliebtheit war mir unverständlich. Dein Bruder so ein ernster, klarer, nüchterner Mensch, — und holt sich eine Frau, die ganz in seinen Gegensätzen wurzelt. Das begreif' ich noch heute nicht. Suzanne mißfiel mir gründlich. Wie kommst du eigentlich mit ihr aus?"

„Ganz gut. Ich habe Mitleid mit ihr. Sie ist von ihrem Manne getrennt, und ich weiß, was das bedeutet! Sie ist unerzogen, und ich fürchte, daß ihr diese Unerzogenheit einmal gefährlich werden kann. Sie hat viele Fehler, gewiß, aber man kann ihr nicht ernstlich böse sein, denn sie stellt jedem Fehler eine liebenswürdige Eigenschaft entgegen."

„Mich ärgert's nur, daß sie so gar kein Gefühl für die Zeit hat. Sie empfindet den Krieg bloß lästig, weil er sie in ihren persönlichen Vergnügungen hemmt."

„Ach Kurt, wenn man kein richtiges Vaterland hat, wie Suzanne —! Die seltsamen Widersprüche in ihr sind das Erbteil der Rasse. Sie ist unsagbar eitel, aber sie hat doch viel Geschmack. Sie ist in geistigen Dingen nach unserem deutschen Maßstab ungebildet, aber sie hat einen hellen Verstand. Ist's nicht so? Sie schätzt die Arbeit nicht, aber sie beschäftigt sich fortgesetzt mit tausend liebenswürdigen Dingen. Genau wie sie mit den Kindern spielt, in denen sie sich selber liebt und schmeichelt. Sie hat kein Gemüt, wie wir es gerne haben: warm, zuverlässig, treu; aber sie hat dafür Feuer und Leidenschaft. Sie ist schwach in der Überlegung, aber stark im Trieb."

„Du hast, scheint's, sehr gründlich über Suzanne nachgedacht," erwiderte Kurt und sann ihren Worten nach. Er war stolz auf seine Frau. Nicht nur, weil sie mit Klugheit aus den widerspruchsvollen Launen Suzannes deren Wesen klar und deutlich erkannte, sondern vor allem deshalb, weil sie diese fremde Art mit nachsichtiger Liebe zu verstehen suchte. Ganz weich und zärtlich wurde ihm ums Herz. Seine geliebte Elisabeth, sein tapferer Kamerad! Er nahm ihre Hände in dem glücklichen Gefühl, ihr nahe zu sein, und, um seine Bewegung zu verbergen, sagte er scherzend: „Lohnt es eigentlich, daß wir unsere Zeit mit dem kleinen Racker verschwenden?" Er sah sie mit seinen guten Augen herzlich an. „Mädel, acht Tage sind schon herum!"

„Wir wollen an die denken, die noch vor uns liegen."

Er stand auf und zog sie an sich, wobei er sie auf die Stirn küßte, gerade auf die Stelle, wo das Haar in einem Dreieck ansetzte.

Im selben Augenblick kam Suzanne mit Liesel ins Zimmer. Sie sahen noch Elisabeths Erröten und wie sie Kurt aus glücklichem Herzen entgegenlachte. Das erregte bei Suzanne, ohne daß sie sich dessen klar bewußt war, Eifersucht. Elisabeth war hastig aufgesprungen. Es war ihr peinlich, daß Liesel die Zärtlichkeit gesehen hatte. Suzanne aber erzählte munter, wie hübsch es in der Stadt gewesen sei. „Freilich, als Kurt weg war, da war es nur noch halb so nett," sagte sie und sah ihn kokett an. Dann wandte sie sich wieder an Elisabeth.

„Du, bei dem furchtbaren Gedränge, an dem Denkmal, hat er mich unter den Arm genommen. Ich kam mir beinah' ein bißchen verheiratet vor."

Wie sie das so daherplapperte, stieg in Kurt ein leiser Groll gegen sie auf. Wollte sie Elisabeth wehe tun? Aber Elisabeth klopfte Suzanne leicht auf die Schulter. „Das kann ich mir denken, daß das Kurt Spaß gemacht hat." Das machte ihn etwas verlegen, und er lenkte ab, indem er zu Suzanne sagte: „Ich habe bei Lütt viel Nettes über deinen Freund Höllriegel gehört, den liebenswürdigsten aller Embusqués." Er lachte gutmütig. „Aber Scherz beiseite: es freut mich, daß er die Propellerwirtschaft der Fabrik so kräftig angepackt hat. So leistet er doch auch Vaterlandsdienst. Das ist ihm gewiß eine Genugtuung."

Suzanne hörte nur mit halbem Ohr. Das Wort Embusqué hatte einen widrigen Klang. Sie ärgerte sich darüber, daß Kurt den Mann ihrer verliebten Laune Drückeberger genannt hatte. Wenn es auch nur scherzhaft gemeint war, es lag doch etwas Kränkendes für Höllriegel darin. —

Am Abend wurden ein paar Freunde erwartet. Elisabeth schmückte den Tisch mit ockergelbem Samtband, in das sie kleine dunkelblaue Asterntuffs knüpfte. Suzanne stand müßig dabei und lobte Elisabeths Geschmack. „Reizend sieht das aus! — Ich sehe so gern zu, wenn du arbeitest," sagte sie unbefangen, naschte ein Stückchen Schokolade und freute sich heimlich auf Höllriegel. „Wo sitze ich eigentlich, Elisabeth?" fragte sie plötzlich und ging suchend um den Tisch.

„Hier, zwischen Höllriegel und Schlaat."

„Oh, liebste Elisabeth, kann ich nicht auf der anderen Seite sitzen?" bat sie und fügte offen hinzu: „Weißt du, die vielen Teller an der Wand, das ist so ein unruhiger Hintergrund. Ich hab' es neulich gemerkt, als Frau von Bertram da gesessen hat."

Elisabeth lachte. „Was du für Sorgen hast, Suzanne. Aber natürlich, die Plätze können auch anders verteilt werden."

Suzanne dankte in ihrer überschwenglichen Art. „Kommt denn nun Frau von Bertram?" fragte sie plötzlich.

„Ja. Ich freue mich herzlich, daß sie sich hat überreden lassen."

Suzanne sagte zögernd: „Man wagt kaum zu lachen, wenn sie da ist. Sie hat so kummervolle Augen."

„Gott, Suzanne, ist's ein Wunder?! Gleich beim Vormarsch den Mann verloren und dann vor Langemarck den einzigen Sohn. Es waren beides Prachtmenschen. Wie Frau von Bertram ihr Schicksal trägt, das ist vorbildlich."

Suzanne betrachtete ihre schmalen Füße, die in seidenen Strümpfen und Stöckelschuhen steckten. „Sie scheint aber doch recht behaglich mit ihrer Mutter zu leben, nicht?"

„Behaglich? Sie geht ganz in der Pflege für ihre halbgelähmte Mutter auf. Sie lebt das Leben einer Siebzigjährigen und ist doch kaum achtunddreißig."

„Gräßlich!" Suzanne seufzte und sah zu, wie Elisabeth Weinkaraffen und Gläser aus der Anrichte nahm.

„Frau von Bertram war Kurt so dankbar, daß er sie gleich aufgesucht hat. Kurt war doch bis zum letzten Tage mit Bertram zusammen. Er hat ihr auch den Ring von ihm gebracht... Ich kann mir denken, wie sie nach jedem Wort hungrig ist, das ihr Mann so zuletzt gesprochen hat."

Suzanne schwieg. In Frau von Bertram glaubte sie eine persönliche Gefahr zu erkennen. Sie sah so eigenartig aus und war von einer unnachahmlichen kühlen Vornehmheit. „Weißt du," begann sie dann lebhaft „ihre schwarzen Haare haben den bläulichen Schimmer eines Rabenflügels und schmiegen sich wie ein enganliegendes seidenes Tuch um den schmalen Kopf. Ja — um den bläulichen Schimmer könnte ich Frau von Bertram beneiden. Wirklich!"

„Suzanne, willst du vielleicht die Gläser auswischen? Ich muß Anna noch verschiedenes herausgeben." Elisabeth reichte Suzanne das Tuch und ging. Sie bemerkte gar nicht Suzannes überraschtes Gesicht.

Die kleine Arbeit war Suzanne lästig. Und als Liesel zufällig zur Tür hereinschaute, sagte sie rasch: „Liesel, komm, ich hab' eine hübsche kleine Arbeit für dich! Du kannst die Gläser auswischen..."

⁂ ⁂ ⁂

Es wurde ein Abend voll heimlichen Ärgers für Suzanne. Immer wieder mußte sie feststellen, daß Frau von Bertram die Hauptrolle spielte. Jeder bemühte sich in unaufdringlicher Weise um sie. Ja, selbst Höllriegel vernachlässigte Suzanne ihrer Meinung nach. Jedes Wort, das er mit Frau von Bertram sprach, empfand Suzanne kränkend. Und Schlaat, der ewig brummende Schlaat, war von einer Liebenswürdigkeit, die sie bei ihm nie vermutet hätte.

Frau von Bertram war gegen alle gleich freundlich. Ihre Trauer verbarg sie unter einer wohltuenden Teilnahme, mit der sie auf allgemeine Fragen einging. In diesem Sich-zur-Seite-Stellen lag etwas Ergreifendes. Sie war keine von den Frauen, die sich in ihr Leid verlieben, die es hätscheln und bemitleidet sein wollen. Ihre Trauer

war ihr heilig, sollte kein Schaustück für Menschen sein. So zwang sie sich.

Man sprach über U-Boote. Schlaat erzählte von einem Vortrag, dem er vor wenigen Tagen beigewohnt habe. „Eine rechte Beschämung für unsereinen," sagte er grimmig. „Es hat mir Spaß gemacht, wie sich das kleine Modell senkte und hob: aber begriffen hab' ich verwünscht wenig. Nun sitzt man in einer politischen und technischen Zeit größten Stils und steht vor einer elektrischen Klingel mit genau demselben dummen Gesicht, als wenn man nach der wirtschaftlichen Erschließung Mesopotamiens gefragt wird."

Elisabeth trank ihm zu. „Lieber Hugo, Sie sind eben zu spät auf die Welt gekommen. Sie hätten in die Zeit zwischen 1815 und 48 gepaßt. Da hätten Sie schwungvoll gegen die Eisenbahn gewettert."

„Und vielleicht für einen bescheidenen Liberalismus geschwärmt," fügte Frau von Bertram mit einem Lächeln hinzu.

Dies Lächeln, das den schweren, süßen Ernst ihres Gesichts noch stärker hervorhob, reizte Suzanne. Sie sah darin eine beabsichtigte Effekthascherei. Sie empfand es peinigend, daß Frau von Bertram ohne daß man den Eindruck des Gesuchten hatte, sich klug unterhielt. Schade, daß der kleine Kreis ihr verbot, sich zu Höllriegel, der ihr wieder als Dolmetscher diente, darüber zu äußern. Die ganze Unterhaltung war Suzanne langweilig; sie seufzte erleichtert, als Elisabeth endlich die Tafel aufhob.

Frau von Bertram trat zu Suzanne und sagte ihr ein paar liebenswürdige Worte über ihr Aussehen. „Sie haben harte Zeiten durchgemacht, liebe Frau Gertner. Wie schön, daß Sie sich so rasch erholt haben." Und Suzanne breitete sofort ihre erduldeten Leiden wie einen bunten Teppich aus und erzählte in mitleiderregendem Ton von der grausamen Gefangenschaft. Schlaat stand dabei und fand Suzannes Jammern würdelos. Schämte sie sich nicht, vor dieser Frau, die ihr Schicksal klaglos trug, ihren kleinen Leidenspack auszukramen? Ruppig fand er das. Es klang denn auch wie ein harter Spott, als er plötzlich ihren Redeschwall unterbrach: „Halt, halt, Frau Gertner, jetzt kommt doch erst das Kapitel von der Maus, die in der Suppe schwamm. Ich dulde keine Unterschlagung." Sie sah ihn verwirrt an. Oh, dieser Doktor, er war abscheulich, nein mehr, er war taktlos. Sie wandte sich zu Höllriegel, der sich mit Jacquot neckte. Gemeinsam gingen sie in das anschließende Zimmer, wo das Mädchen den Kaffee hingestellt hatte.

Suzanne war in heller Erregung, ihre Augen blitzten, als sie Höllriegel ansah. Sie schob ihren Zorn auf Schlaats Bemerkung, aber in Wirklichkeit entlud sich ihre angesammelte Eifersucht.

Bewundernd blickte Höllriegel sie an. Wie gut ihr die Erregung stand. Wie schön mußte diese Frau erst sein, wenn sie in Leidenschaft glutete. Ihm wurde ganz heiß bei dem Gedanken. Es war doch geradezu beschämend, daß er bei Suzanne noch um keinen Schritt weiter gekommen war. Es fehlte eben an Gelegenheiten. Die hatte er zu schaffen. Da fiel ihm ein Gespräch mit Frau Lütt ein, die für Suzannes Schicksal so rege Teilnahme zeigte. Ob er Frau Gertner nicht einmal mit zu ihr bringen wollte, hatte sie gefragt. Die warmen Sommertage müsse man ausnutzen. Vielleicht käme er einmal mit Frau Gertner nach Wannsee auf ihr Hausboot. Eine kleine Abwechslung. Und ohne Umstände und Feierlichkeit — denn sie seien ja ‚halbe Landsleute'.

Suzanne horchte auf, als er mit seinem Vorschlag kam. Sie war gleich Feuer und Flamme und vergaß ihren Ärger. „Erzählen Sie, Herr von Höllriegel. Wie ist Frau Lütt? Eine Genferin? Wie sieht sie aus?" Ihre Freude steigerte sich, als sie hörte, daß Frau Lütt eine ältere Dame sei.

„Sie können ihr keinen größeren Gefallen tun," sagte Höllriegel, „als wenn Sie sich ein bißchen von ihr vorklagen lassen. Sie ist nämlich immer krank, das heißt, sie bildet sich's ein."

Gerade überlegte Suzanne, ob der Verkehr unter diesen Umständen nicht doch langweilig sei, als Elisabeth ins Zimmer kam. „Suzanne, geh doch eben mal zu Berthe, sie weint und will zu dir." Rasch erhob sich Suzanne. "Aber sie ist doch nicht krank?" fragte sie angstvoll schon im Hinausgehen. „Nein, nein," rief Elisabeth ihr beruhigend nach und schloß hinter ihr die Tür zum Schlafzimmer. Höllriegel war über die Störung verstimmt. Man hätte doch Tag und Stunde des Ausfluges schon festlegen können. Eine merkwürdige Scheu hielt ihn ab, Elisabeth von dem geplanten Besuch zu erzählen. Er wußte, daß Bartenwerffers gesellschaftlich nicht mit Lütts verkehrten und daß das auch im Sinne Elisabeths war. ‚In dem fürstlichen Zuschnitt des Lüttschen Hauses würde ich mich nicht heimisch fühlen,' hatte sie ihm einmal gesagt. Drum würde sie's vielleicht befremden, wenn ihre Schwägerin nun Frau Lütt einen Besuch machte. So schob er den lästigen Gedanken zur Seite, um, wie er sich tröstete, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten. „Ich muß Ihnen ja noch meine Sankt Katharine vorstellen," unterbrach

Elisabeth seine Gedanken und ging mit ihm ins Wohnzimmer.

Hier war man schon wieder mitten drin in Krieg und Kriegsgeschrei. Bis Frau von Bertram die Unterhaltung mit der Frage unterbrach: „Singt da nicht jemand?" Lauschend streckte sie den Kopf vor.

Gedämpfter Gesang drang jetzt deutlich zu ihnen. „Das muß Suzanne sein," sagte Eliabeth und ging auf den Fußspitzen ins Nebenzimmer. Vorsichtig folgte Frau von Bertram. Dann setzten sie sich und hörten schweigend der süßen Stimme zu. Es war ein einfaches französisches Wiegenlied, das Suzanne ihrem Töchterchen vorsang. Eine zärtliche Weise zu zärtlichen Worten. Ein fröhlicher Kehrreim, der sich nicht genug tun konnte in Kosenamen, schmeichelte sich mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit in das Ohr der Hörer ein. Elisabeth tauschte mit Frau von Bertram Blicke des Verstehens. Wie innig das klang. Da fand das mütterliche Gefühl den ihm eingeborenen Naturlaut, und es war gleichgültig, in welche Sprache er sich kleidete. Höllriegel und Schlaat kamen auch herbei. Bartenwerffer blieb an der Tür stehen. Er war seltsam gepackt von dem Lied, oder nein: vielmehr von der tiefen Mutterliebe, die aus Suzannes Stimme sprach. Höllriegel flüsterte eben Frau von Bertram zu: „Wir reden immer von deutschem Gemüt, und die Betonung liegt auf deutsch. Als ob's die andern nicht auch hätten!"

Mit grimmigem Gesicht sah Schlaat nach der halboffenen Schlafzimmertür. ‚Der fremde Vogel singt gar nicht für sein Nest,' dachte er, ‚der will gehört sein!' — Warum hatte Suzanne sonst die Tür geöffnet? ... Er schüttelte sich innerlich.

Behutsam kam Suzanne aus dem Schlafzimmer. Sie tat sehr verwundert, als sie die kleine Versammlung sah. Man zollte ihr ehrlich empfundenes Lob. Sie sah in Bartenwerffers Augen ein warmes Leuchten. Seine Stimme klang herzlicher als sonst, als er sie nach dem Text des Liedes fragte. Höllriegel drückte ihre Hände. „Sie haben immer wieder neue Talente, mit denen Sie Ihre Freunde überraschen, meine Gnädige."

Suzanne senkte den Blick. „Wenn ich geahnt hätte, daß man mir zuhört —!"

‚Lüg' du und der Deiwel!' dachte Schlaat. Aber er schwieg beharrlich.

Als die Gäste gegangen waren und Elisabeth noch nach ihrer Gewohnheit das Silber und die Gläser in die Anrichte einordnete, unterhielt sie sich mit Kurt und Suzanne über den Verlauf des Abends. „Am schönsten war aber doch, als Suzanne sang," sagte sie herzlich. Kurt nickte zustimmend. „Suzanne, du hast dir ein Verdienst um dein Vaterland erworben."

„Warum, wodurch, wieso? Sag', Kurt?"

„Na ja, ganz einfach. Unsereiner hockt monatelang in Frankreich und hat keine Ahnung von der Seele des französischen Volkes, denn Haß verschließt die Herzen. Und dann kommt man nach Berlin und wird im eigenen Haus daran erinnert, was man nie hätte vergessen sollen: daß die ursprünglich menschlichen Gefühle die verfeindeten Völker noch immer binden."

„Wenn das Schlaat hörte," meinte Elisabeth, „so würde er sagen, daß es nicht an der Zeit ist, solche Zugeständnisse zu machen, sondern daß es darauf ankommt, wie sich die Unterschiede der Völker auseinandersetzen."

„Ach, der gräßliche Schlaat," schmollte Suzanne. „Man hat uns im Kloster erzählt, daß es in Deutschland noch Bären gibt. Elisabeth, du hast mich deswegen ausgelacht. Aber es stimmt doch. Euer Doktor ist einer von den ganz täppischen und brummigen. Ich begreife nicht, Elisabeth, was du an ihm findest. Wenn man einen so lieben Mann hat!" Und damit schlang sie reizend kindlich die Arme um Kurts Nacken, hob sich auf den Zehenspitzen und küßte ihn mit einer ihn verwirrenden Leidenschaft mitten auf den Mund. Das hatte sie vorher nie getan. Es war stets bei den üblichen Küssen rechts und links auf die Backen geblieben.

Kurt stand einen Augenblick atemlos da.

Elisabeth hatte den kleinen Vorgang gar nicht beachtet. Sie schnitt die Stengel der Rosen an, die Höllriegel ihr mitgebracht hatte, und stellte sie in frisches Wasser.

Mit leisem Lachen wünschte Suzanne „Gute Nacht". An der Tür warf sie Kurt noch einen kurzen Blick zu, der etwas Aufpeitschendes hatte.

⌘ ⌘ ⌘

Bartenwerffer kramte in seinen Büchern. Der Don Quixote kam ihm unter die Hände. Er dachte an das ernste Wort, daß man den Sternen nicht entrinnen kann, unter denen man sein Leben angetreten hat. Wie es seine Gültigkeit auch im kleinen behält, und daß man es da sogar klarer erkennt als in der großen Linie der Entwicklung. Er hatte schon als Junge nicht über den Don Quixote lachen können. Später hatte er Heines Deutung gelesen, aber darin nur bestätigt gefunden, was er schon als Sechzehnjähriger gefühlt hatte: daß es sich hier um einen wahrhaft tiefsinnigen irrenden Ritter handelt. Er hatte sein Lebtag des Glaubens gelebt, daß unsere Torheiten unsern Reichtum be-

deuten. Aber sie mußten Torheiten bleiben und durften nicht zu Schlechtigkeiten entarten. Ritterlich irren, das war recht und schön. Schläge bekommen, wenn man die Dinge und Menschen nach seinem Herzen ansah und nicht nach ihrer zufälligen Erscheinung, das adelte. Doch was ihn jetzt quälte, war nicht die Enttäuschung irgendeines hochgemuten Glaubens. Es waren ganz gewöhnliche Gewissensbisse.

Seit gestern abend ging ihm Suzannes Stimme nicht aus dem Kopf. Die einschmeichelnde Melodie hatte etwas in ihm geweckt, was er vorher nicht gekannt hatte. War es nur das Lied? Er prüfte sich kühl abwägend. Nur sich selber nichts vormachen, denn hier handelte es sich nicht bloß um den eigenen Frieden. Klipp und klar herausgesagt war's: der Kuß, den ihm Suzanne beim Gute-Nachtsagen gegeben hatte. Zwar hatte sie ihm mit keinem Wort gesagt, daß sie ihn liebe. Aber er durfte ihr doch keine Unsittlichkeit zutrauen. Man küßte nicht so leidenschaftlich, wenn einen kein tieferes Gefühl dazu trieb. Und er? Wenn er ehrlich bleiben wollte, dann mußte er zugeben, daß ihm dieser Kuß das Blut heiß gemacht hatte. Ja, was schlimmer war, daß er Elisabeths Zärtlichkeit an dieser verzehrenden Leidenschaft gemessen hatte.

Er wurde irre an sich. So verwachsen hatte er sich mit Elisabeth geglaubt, daß nichts ihn von ihr zu trennen vermöchte, und nun wurde ihm der leidenschaftliche Kuß Suzannes zur Falle. Er blätterte erregt in dem Buch und betrachtete die Bilder. Da war Don Quixotes Kampf mit den Windmühlen. So kam er sich vor. Seine Gedanken schlugen ihn zu Boden. Zermürbt und zerschunden war er. Aber das Triumphgefühl des irrenden Ritters, daß er für eine große Sache litt, das fehlte ihm, die Gedanken höhnten ihn ob seines unfruchtbaren Kampfes. Bartenwerffer stellte das Buch an seinen Platz zurück und musterte die Bücherreihen. Aber heute wollte die Freude an ihnen nicht aufkommen. Immer wieder drängte sich Suzannes Bild vor. Der Kuß. Vielleicht hatte sie so lebhaft an ihren Mann gedacht, daß sie in verlangender Sehnsucht sich ein paar Augenblicke einer Täuschung hingab. Gewiß, das war die Lösung. Also hing die Schuld ganz allein an seiner gesteigerten Einbildung.

Im Nebenzimmer turnte Jacquot an den Stäben. Ab und zu schnarrte er sein ‚sale boche'. Dazwischen pfiff er gellend wie eine Lokomotive.

Kurt Bartenwerffer verwünschte ihn, den Krieg, den ganzen unnatürlichen Zustand, in den er hineingeraten war. Er reckte sich. Abschütteln diese ungesunden Gefühle. Was half denn das Grübeln? Ein Sinnenräuschlein, schön, nun hatte er es mit einem moralischen Katzenjammer zu bezahlen. Aber danach wurde man doch wieder nüchtern. Und seine Buße sollte darin bestehen, daß er Elisabeth alles ehrlich erzählte. Sie würde ihn gut ansehen und — auslachen. Bei dem Gedanken wurde ihm leichter ums Herz. Er ging in Elisabeths Zimmer, setzte sich an den Flügel und spielte Bach. Es würde nicht lange dauern, dann kam Elisabeth und dann wollte er beichten. Richtig, da öffnete sich schon die Tür.

Aber statt Elisabeth kam Suzanne.

Er unterbrach sein Spiel und war ein bißchen verlegen, als er ihr Guten Morgen wünschte. Sie sah ihn mit lockendem Schelmenblick an. „Gut geschlafen, Kurt?" Ihre Harmlosigkeit machte ihn betroffen. So versicherte er übereifrig, daß er vorzüglich geschlafen habe.

„Spiel' doch weiter, Kurt. Soll ich dir noch einmal die Melodie von gestern abend vorsingen?" Er nickte und setzte sich nieder. Und sie sang mit weicher, zärtlicher Stimme das Wiegenliedchen. Jetzt beugte sie sich über ihn. „Fis, Kurt," sie tupfte auf die Taste. Ein feiner Rosenduft strömte von ihren Händen aus.

„Danke, Suzanne, ich finde mich schon zurecht." Er fühlte, wie sie sich leicht an ihn schmiegte. Es konnte Zufall sein. Aber er gewann seine Ruhe wieder. Und als sie jetzt auf den Kuß von gestern anspielte, lachte er unbekümmert. „So, also mein Schnurrbart sticht? Ich verspreche dir hiermit feierlich, daß ich dich nie mehr küssen werde."

„So war's nicht gemeint, Kurt. Ich hab' das sehr gern, wenn es ein bißchen weh tut." Sie sagte es stockend.

Bartenwerffer aber lachte, als ob sie einen Scherz erzählt habe, und stand auf. „Ich muß doch mal sehen, wo Elisabeth steckt." Er nickte ihr kameradschaftlich zu und verließ das Zimmer.

Suzanne blieb enttäuscht zurück. Alle Deutschen waren schwerfällig, hatten Fischblut, und wo anderen Männern ein Herz schlug, hatten sie vielleicht eine vertrocknete Kartoffel sitzen. Suzanne drehte sich auf dem Absatz um und ging in ihr Schlafzimmer. Diese Demütigung würde sie dem Schwager sobald nicht vergessen! ...

Heute wollte sie mit Höllriegel zu Frau Lütt. Der Gedanke verscheuchte ihren Ärger. Höllriegel war in sie verliebt. Sehr. Das stärkte ihr Selbstgefühl. ‚Man braucht als junge

Frau Verehrer,' dachte sie und öffnete den Kleiderschrank. ‚Wenn man nicht bewundert wird, hat das Leben keinen Reiz mehr.'

✠ ✠ ✠

Frau Lütt lag an Bord des Hausbootes in der Hängematte und kam sich beklagenswert vor. Sie fühlte sich gar nicht wohl. „Es steckt eine Krankheit in mir," hatte sie dem Sanitätsrat gesagt, der trotz genauer Untersuchung nur wieder die allgemeine Nervenschwäche feststellen konnte. Als Beruhigungsmittel hatte er Brom verschrieben, dreimal täglich einen Löffel. Eben hatte Frau Lütt die Medizin genommen; sie war sehr gewissenhaft im Befolgen ärztlicher Vorschriften. Mit verzogenem Gesicht lag sie nun da. „Der Geschmack, ganz gräßlich, Eugen," klagte sie und wandte sich zu dem Kommerzienrat, der sich am Sonnensegel zu tun machte. Er bedauerte seine Gattin mit ein paar höflichen Worten, ohne von ihrer Duldermiene irgendwie ergriffen zu sein. „Laß mir ein Glas Alicante bringen, Eugen. Versuche bloß einmal, Eugen. Nur der Wissenschaft halber." Aber Kommerzienrat Lütt war nicht neugierig: „Ich glaub dir's auch so, Marianne. Bringen Sie den Alicante, Fritz," wandte er sich an den Bootsmann, der auf dem Teetisch Tassen zurechtstellte. Er seufzte unmerklich, fuhr sich über seinen blanken Schädel und sah über das Wasser. Die Sonne ließ die Fläche flimmern und glitzern. Ein Segelboot trieb vorbei. Helles Lachen froher Jugend stieg daraus empor. Lütt empfand es quälend. Auf seinem Hausboot wurde nur immer geseufzt und geklagt.

Behutsam, als ob jede Bewegung ihr Schmerzen verursache, erhob sich Frau Lütt aus der Hängematte. Ihr Gesicht war welk, der Mund saß sichelförmig darin und die Augen hatten etwas Mattes, Anklagendes. „Eugen, siehst du noch nichts? Höllriegel wollte doch mit Frau Gertner gegen vier Uhr hier sein," sagte sie mit müder Stimme. Dann ließ sie sich mit einem tiefen Seufzer in einen Liegestuhl nieder, nicht ohne vorher vom Teetisch einen kleinen Kuchen genommen zu haben.

Lütt hielt mit dem Fernglas Ausschau nach dem Motorboot, das die Gäste bringen sollte. „Ich glaube, eben habe ich das Boot gesehen. Ich bin auf Frau Gertner neugierig. Nach Höllriegels Schilderung muß sie eine reizende Frau sein."

„Ja, und Charme soll sie haben. Sie sei ganz Pariserin. — Die Kuchen werden von Tag zu Tag schlechter, — der Krieg ist kaum mehr erträglich," klagte Marianne Lütt.

Der Kommerzienrat schwieg.

Eben näherte sich das Boot. Höllriegel winkte schon von weitem und hob dann grüßend den Hut. Jetzt drehte sich Suzanne um. Die Sonne beleuchtete ihr Gesicht. Lütt überflog ihre Erscheinung mit wohlgefälligem Blick. Er mußte Höllriegel zustimmen: Frau Gertner war reizend.

Das schlanke Fahrzeug kam flott näher, stoppte und legte an der Fallreeptreppe an. „Marianne, sie sind da!" Lütt ging mit jugendlichen Schritten die Stufen hinunter, um die Gäste zu begrüßen. Lächelnd sprang Suzanne aus dem Boot und nahm mit einer anmutigen Bewegung Lütts helfende Hand. Der Kommerzienrat hatte eine etwas altmodische Ritterlichkeit, die gegen Höllriegels Draufgängertum fast feierlich wirkte. Er führte sie behutsam auf das Oberdeck. Auf der Treppe wandte sich Suzanne um und zwinkerte Höllriegel verstohlen zu. Sie fand den alten Herrn so drollig väterlich. Aber seine unverhohlene Bewunderung schmeichelte ihr. Und dann sein ungeheuerer Reichtum! Sie schätzte sorgloses Leben und empfand es von Tag zu Tag störender, daß sie mit jedem Markstück rechnen mußte.

„Das ist ja ganz reizend, Frau Gertner, daß Sie uns die Freude machen," begrüßte Frau Lütt ihren Gast. Sie sagte es französisch. Gütig nickte sie Höllriegel zu, der ihr die Hand küßte.

„Gar nicht wohl sehen Sie aus, gnädigste Frau, um die Augen etwas matt," sagte Höllriegel mit teilnehmender Miene.

„Es geht mir auch gar nicht gut." Frau Lütts Stimme klang sogleich wieder farblos und leidend.

Mit kindlichem Entzücken sah Suzanne sich auf dem Hausboot um. Sie bewunderte die üppig blühenden Blumen, die in weißgestrichenen Kästen die Reling zierten, fragte, ob man das Boot auch steuern könne, hörte andächtig zu, wieviel Pferdekräfte der Motor besaß, und fand alles beneidenswert schön. „Ach, hier zu wohnen, es muß himmlisch sein," sagte sie und sah mit einem verlorenen Blick über die blaue Wannseefläche. Dann wanderten ihre Augen aus der weitgedehnten Havellandschaft zurück und blieben neugierig an einem palastähnlichen Ba:. haften, dessen trotziges Barock die leichte Anhöhe, auf der er stand, beinahe zu erdrücken schien. Suzanne aber sah nur das Herrschaftliche der mächtigen Säulen und breiten Fenster, das prunkvolle Giebelwerk und die geräumige Freitreppe. Sie fragte den Kommerzienrat unter bewundernden Worten, wem das Schloß gehöre. Lütt gab Auskunft und fuhr lächelnd fort: „Aber Sie kränken mein märkisches Herz, meine gnädigste Frau, daß Sie gerade nach

dieser aufdringlichen Schöpfung fragen. Sie hat mit Land und Leuten so gar nichts zu tun. Doch Höllriegel wird Ihnen schon gezeigt und erklärt haben, worauf wir hier stolz sind."

„Kein Wort hat er gesagt!" behauptete sie schmollend, verschwieg aber, daß sie seinen Versuch, ihr dies und das zu zeigen, als langweilig abgelehnt hatte.

„Da muß ich das Versäumte nachholen!" Lütt sprach ein grammatikalisch einwandsfreies, aber immer etwas schulmäßig wirkendes Französisch. Er putzte eifrig an seinem Fernglas und reichte es ihr, damit ihr auch nichts von der Schönheit verloren gehe. „Sehen Sie, meine gnädigste Frau, hier gegenüber, das ist der Schwedische Pavillon. Hübsch neutral. Man bekommt da noch immer ausgezeichneten Kaffee mit Kuchen und des Abends wundervolle Schleie mit einer würzigen Ananasbowle."

„Wie verführerisch die Landschaft aussieht!" sagte Suzanne mit einem Schelmenblick.

Der Kommerzienrat lachte. „Dafür wird sie aber auch gleich rechts anschließend groß und ernst."

„Und was ist das, der weiße Strand dort, der wie getüpfelt aussieht?"

„Das ist das unterhaltsame Freibad."

„Wie lustig!" jubelte Suzanne. „Jetzt erkenne ich sogar die Menschen." Sie achtete nicht mehr sonderlich auf Lütts Erklärungen, der von Schwanenwerder und Lindwerder schwärmte, die wie geschaffen wären für ein Robinsonglück — „zu zweien", fügte er hinzu.

„Dort, wo der Wald aufsteigt, der rote Block, das ist — verzeihen Sie — der Kaiser-Wilhelm-Turm. Wenn Sie da oben stünden, könnten Sie die entzückenden Kuppeln und Türme von Potsdam sehen." Lütt wurde immer beredt, wenn er von Wannsee und Potsdam schwärmen konnte. So lau sein politisches Empfinden war, so heiß liebte er seine engste Heimat. Wenn seine Frau von Genf schwärmte, wurde er regelmäßig unruhig und stimmte ein begeistertes Preislied auf die Havellandschaft an.

Marianne Lütt fand diese ‚märkische Beschränktheit', wie sie es innerlich nannte, langweilig, und so unterbrach sie seine Schwärmerei, indem sie sich an Suzanne wandte: „Mit einmal kann man die ganze Herrlichkeit nicht erfassen; Sie müssen uns recht oft besuchen, liebste Frau Gertner." Sie streckte ihr die Hand hin, in die Suzanne sofort einschlug. Aber dann klang ihre Stimme wieder verzagt: „Sie werden nicht Wort halten! Was soll so ein junges Geschöpf auch bei einer alten, kranken Frau?"

Lebhaft widersprach Suzanne. Frau Lütt hörte ihr lächelnd zu. Wie hübsch das war, wieder einmal mit einer Französin zu plaudern. Suzanne mußte viel erzählen, besonders von ihrer Leidenszeit in Grand Pré, und sie tat es in der rührend hilflosen Art, die ihr so gut stand. Sie war überhaupt von schmiegsamer Liebenswürdigkeit und dann wieder voll von anmutiger Schelmerei. Die beiden Damen befreundeten sich überraschend schnell. Suzanne wollte etwas wie Heimatluft in Frau Lütts Nähe verspüren. Denn wo sie auch sonst hinkomme, überall empfinde sie den verbitterten Haß der Deutschen gegen alles, was Frankreich heiße.

Das wollte Höllriegel nicht gelten lassen; er erinnerte an Elisabeth und Kurt Bartenwerffer. Aber der Kommerzienrat erzählte von Kurts letztem Besuch. „Da habe ich doch auch durchaus den Eindruck gewonnen, daß Bartenwerffer in seinem feindseligen Eigensinn stark befangen ist." Die Bemerkung trug ihm einen dankbaren Blick Suzannes ein.

Man unterhielt sich französisch. Der Kommerzienrat wurde einmal von seiner Frau wegen einer ungebräuchlichen Wendung unterbrochen. Suzanne sagte liebenswürdig, er spräche, als käme er geradeswegs aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Man schriebe vielleicht noch so ähnlich, wenn man feierlich werde, aber im gewöhnlichen Leben hätten so feingedrechselte Formen aufgehört. Man lachte, und unter allerhand lustigen Vorschlägen kam man überein, einen französischen Klub zu gründen, der jeden Donnerstag tagen sollte. Solange noch schönes Wetter war, auf dem Hausboot, später in der Kurfürstenstraße.

Suzannes Augen brannten vor Erwartung. Lütts sprachen von gemeinsamen Unterhaltungen, in ihrer Reitbahn sollten Quadrillen geritten werden, dann stellten sie Suzanne Theaterbesuch in Aussicht, ihre Opernplätze sollten ihr zur Verfügung stehen. So würde man sich schon durch den Winter durchschlagen. Und im Sommer war ja dann hoffentlich Frieden. Nach Frau Lütts Berechnung hielten es die Deutschen einfach gar nicht länger aus. Der Aushungerungsplan Englands sei zwar niederträchtig, aber doch ungemein klug. „Am Butterbrot wird der deutsche Sieg scheitern," orakelte sie.

Der Himmel färbte sich schon dämmerbunt, als Suzanne und Höllriegel sich verabschiedeten. Lange winkten Lütts den beiden nach. Das Motorboot schoß dahin. Es ließ einen feinen Streifen hinter sich, der blinkte silbern. Und plötzlich war es entschwunden,



Karneval
Gemälde von Hermann Schlittgen

als ob eine Schattenhand es weggewischt hätte. Marianne Lütt sagte matt: „Ich fürchte, ich habe mich überanstrengt. So zerschlagen fühle ich mich. Aber sie ist allerliebst, die Frau Gertner!"

※ ※ ※

Auf der Landstraße, hinter dem Seglerhaus, wartete der Kraftwagen. Der Fahrer kurbelte an, als er Suzanne und Höllriegel erblickte. Mit leichtem Schritt stieg Suzanne ein und setzte sich wohlig aufatmend in die Polster. Sie war glücklich erregt. Der Nachmittag war gewiß nur das erste Glied zu einer langen Kette der buntesten Vergnügungen. Hier öffnete sich ihr eine Geselligkeit, nach der ihre Natur verlangte. Sie war Französin weniger der Überzeugung als dem Gefühl nach, und so spürte sie den verwandten Zug des Lüttschen Hauses mit Behagen. Genf war gewiß nicht Paris, aber wenn man schon einmal in der Verbannung leben mußte, besser als Berlin. Und das perückenhafte Französisch des Kommerzienrats wollte sie lieber hören als das fehlerlose Deutsch Elisabeths. Und vor allem: wie verlockend war es, sich in einem Hause voll fürstlichem Reichtum von dem bürgerlichen Zuschnitt des Lebens in der Habsburgerstraße zu erholen. Die Zukunft erschien ihr im hellsten Licht. Höllriegel sah sie bewundernd an. Ihr leicht gerötetes Gesicht, die lebhaften Augen und der weiche Mund entflammten sein Begehren. Sie fühlte seine Blicke. Seine Wünsche teilten sich ihr mit. Und als sie bei einer scharfen Biegung, die der Wagen machte, gegen Höllriegel geschleudert wurde und er sie fest an sich preßte, da ließ sie es geschehen, daß er sie leidenschaftlich küßte. Mit geschlossenen Augen lag sie in seinen Armen. Wie die Glut auf sie überströmte! Heißhungrig erwiderte sie seine Zärtlichkeiten. Alles versank ihr in dem Gefühl urwüchsiger Lebensbejahung. Das Gesetz, das Herkommen mußte schweigen, wenn das Blut sprach. ‚Ich bin verliebt, also habe ich recht,' dachte Suzanne und schmiegte sich inniger an Höllriegel. Er atmete stoßweise. Das war eine Frau, die königlich zu verschwenden verstand. Und was er damals mit Suzanne im ‚Sommernachtstraum' gefühlt hatte, packte ihn wieder: er glaubte nicht an Abenteuer und Spiel, sondern an sein Schicksal. „Erfüllerin," sagte er, und seine Stimme klang wie zerschnitten.

Suzanne aber lagen tiefere Bewegungen nicht. Ihr krauser Sinn verlangte fortwährend Abwechslung. So lachte sie Höllriegel plötzlich hell an, nahm ihn mit beiden Händen an den Ohren und gab ihm ein paar rasche Küsse: „Nun wollen wir vergnügt sein. Ja? Bloß die Liebe nicht feierlich nehmen. Sonst kommt man in lyrische Stimmungen, und die sind langweilig."

Ganz so schnell fand sich Höllriegel nicht in den leichten Ton. Er war eben hingerissen und nahm sein Gefühl zum erstenmal ernst.

Aber Suzanne ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken. „Jetzt muß ich für dich einen Namen suchen. Stephan ist schrecklich philiströs. Findest du ihn hübsch?"

„Nein. — Für dich hab' ich schon einen Namen."

„Oh, sag' doch, wie nennst du mich?"

„Erfüllerin!"

Sie lachte wieder hell. „Bist du deiner Sache so sicher? Glaubst du, daß ich all deine Wünsche erfüllen werde?"

Er nickte und preßte sie leidenschaftlich an sich. „Ja, du wirst. Es wäre ein Verbrechen, wenn du dich mir versagtest."

„Langsam, du, ich weiß doch nicht..." Sie hielt inne und blickte ihn verführerisch an. Es war ihr Freude und Bedürfnis, ihn jetzt in Spannung zu halten. Höllriegels Miene trübte sich. Aber dann schüttelte er den Kopf. „Meine Erfüllerin will mich bloß quälen. Ist's nicht so?"

Sie antwortete nicht gleich. In ihren Augen lag ein verschwommenes Glücksversprechen, und um die Lippen zuckte es von verhaltener Sinnlichkeit. „Du mußt nicht so viel fragen. — Gott, wie nenne ich dich bloß?" unterbrach sie sich und sah ihn prüfend an. Und dann jubelte sie: „Ich hab's, du bist mein süßes Joujou!" Der Ausdruck befremdete Höllriegel einen Augenblick. Er wollte ihr mehr werden als ein Spielzeug, aber dann ließ er sich den Namen gefallen, weil daraus ihre Freude sprach. „Was würde Kurt wohl sagen, wenn er uns hören könnte?" warf Suzanne leicht hin und schnitt ein Spitzbubengesicht. „Huh, er wäre entsetzt." Und dann meinte sie stolz überlegen: „Sünden können sich nur freie Menschen erlauben. Spießbürger sind stets tugendsam."

Eben lenkte der Wagen in die Habsburgerstraße ein. „Wann sehe ich dich?" fragte Höllriegel hastig. Der Wagen hielt mit einem knarrenden Geräusch.

„Ich gebe um vier Uhr meine Stunde in der Lietzenburger Straße. Erwarte mich unten."

„Die Stunden müssen aufhören. Darüber sprechen wir noch. Du strengst dich dabei zu sehr an." Er küßte ihr leidenschaftlich die Hände. „Mein Liebstes, du mußt dich von mir sehr, sehr verwöhnen lassen. Das ist jetzt mein gutes Recht."

Suzanne erwiderte seinen Händedruck.

„Mit Liebe verwöhnen. Oh, du, davon kann ich gar nicht genug haben."

Wieder sahen ihre Augen ihn mit seltsamem Ausdruck an. Es lag so viel Verheißung darin. Höllriegel beherrschte sich nur mühsam. Wie trunken ging er zum Wagen zurück. Suzanne aber stieg rasch und fröhlich die Treppen hinauf. Das war ein Tag nach ihrem Sinn. Wie sich alles ihr geneigt hatte. Und Höllriegel, das fühlte sie, der war ihr verfallen mit Leib und Seele. Sie dachte nicht an Verwicklungen und Gefahren, die die Zukunft ihr bringen konnte. Mit Spannung erwartete sie, wie Höllriegel den Faden, den sie ihm geschickt zugeworfen hatte, weiterspinnen werde. Sie erhoffte von ihm die Befreiung aus der Enge, die sie im Bartenwerfferschen Hause in so schneidende Fesseln zwang.

Nun stand sie vor der Tür und zog mit einem leisen Gefühl des Unbehagens an der Klingel. Sie hörte, wie Anna das elektrische Licht einschaltete, denn auf der Diele war es stets dämmerdunkel. Dann öffnete sich die Tür. Anna grüßte freundlich und gab Suzanne Bescheid: die Kinder seien beim Abendbrot, nur Liesel wäre bei der Mutter auf dem Balkon. Suzanne dankte und ging zu ihnen. Richtig, da saßen sie und schälten eifrig Birnen, die Frau von Bertram am Nachmittag aus ihrem Garten geschickt hatte. Das Obst sollte eingeweckt werden. Als Suzanne auf den Balkon trat, nickten die beiden ihr herzlich zu. Sie machte ein erschrockenes Gesicht. „Elisabeth, wie könnt ihr nur die Birnen selbst schälen? Du wirst dir die Hände verderben!" Damit hatte sie von vornherein ihre Mithilfe bei der hausfraulichen Beschäftigung abgelehnt. Elisabeth merkte sofort den kleinen Kniff und sagte scherzend: „Nun hatte ich mich so auf deine Hilfe gefreut." Sie deutete auf den großen Korb, in dem die zitronengelben Früchte lagen. „Noch furchtbar viel zu schälen!" Suzanne griff in den Korb, holte sich eine Birne heraus und biß lachend hinein. „Wieder eine weniger," sagte sie lustig. Da lachten auch Elisabeth und Liesel.

‚Jetzt werde ich erzählen, daß ich bei Lütts war,' dachte Suzanne und legte ihren Arm um Elisabeths Stuhllehne. Es war töricht, den Besuch zu verheimlichen, und auf die Dauer unmöglich. Überhaupt: sie konnte schließlich tun und lassen, was sie wollte, Elisabeth war doch nicht ihr Vormund. Man brauchte Beziehungen, und die zu Lütts waren ungemein vorteilhaft. So begann sie leichthin: „Ratet einmal, wo ich heute nachmittag war."

„Mit Onkel Stephan in Wannsee," antwortete Liesel ohne aufzublicken. Sie wollte die Schale nicht zerreißen lassen, die sich so zierlich vom Messer auf den Teller ringelte.

„Falsch geraten, Liesel. Das heißt, ja, in Wannsee war ich auch. Aber wo da?"

„Vielleicht im Schwedischen Pavillon?" riet Elisabeth.

Suzanne schüttelte den Kopf. „Nein, nein, nein!"

„Da bin ich doch sehr gespannt," entgegnete Elisabeth und legte das Hornmesser auf den Teller.

„Ich war mit Höllriegel auf Lütts Hausboot! Entzückend! Nein, Elisabeth, war das reizend. Die wundervolle Luft und das Wasser! Und das Boot so bequem und geräumig! Er von bezaubernder Liebenswürdigkeit, und Frau Lütt hat mich wie ihre Landsmännin begrüßt." Sie sprach eifrig, um über die peinliche Überraschung, die sich auf Elisabeths Gesicht spiegelte, wegzukommen.

Bei der ersten Pause, die sie machte, sagte Elisabeth mit traurigem Vorwurf: „Warum hast du uns das nicht vorher gesagt?"

Ihre Ruhe beschämte Suzanne, die auf heftige Vorwürfe gefaßt gewesen war. Sie stand auf und spielte mit einer Ranke des wilden Weines. „Mein Gott, Elisabeth, du hättest mir abgeraten, hinzugehen. Das wußte ich doch. Du steckst in dieser Beziehung in Vorurteilen. — Du unterschätzest die Vorteile, die man durch solchen Verkehr haben kann," fügte sie offen hinzu.

„Vorteile?" Fragend sah Elisabeth auf.

„Nun, Lütts können mir doch zum Beispiel glänzend bezahlte Stunden verschaffen."

„Das wird Kurt nicht angenehm sein, Suzanne. Du schädigst ihn dadurch in seiner Stellung." Elisabeth schob Liesel die Schüssel mit den geschälten Birnen zu. „Trag sie zur Küche, Liesel." Als Liesel gegangen war, fragte sie ruhig: „Wie kamst du bloß auf den Gedanken, Suzanne?"

„Höllriegel hat den Vorschlag gemacht." Trotzig fügte sie hinzu: „Gönnst du mir das Vergnügen nicht?"

„Es handelt sich doch weniger um dein Vergnügen als um — Vorteile?"

„Natürlich! Das stimmt auch. Ich entbehre alles mögliche. Habe nie Geld. Ich muß verdienen. Das bin ich mir und den Kindern schuldig."

„Was entbehrst du denn, Suzanne? Soviel ich weiß, hast du alles und brauchst dir keine Sorgen zu machen. Ich lebe genau wie du."

„Das ist ein großer Unterschied. Du bist dein eigener Herr. Ich bin von der Mildtätigkeit anderer abhängig. Das macht meine

Lage unerträglich. Ich will auch über eignes Geld verfügen können. Ich brauche dies und jenes, was du für überflüssig erklärst. O, ich weiß sehr gut, daß du über meine kleinen Anschaffungen innerlich empört bist."

Erstaunt sah Elisabeth sie an. „Ich habe mich immer mit dir gefreut, Suzanne. Aber heute geht es um etwas anderes. Kannst du dir nicht vorstellen, wie peinlich es Kurt sein muß, wenn er von deinem Besuch hört? Du weißt, daß wir nicht bei Lütts verkehren. Was ist das für eine schiefe Stellung, in die du nun dich und uns bringst? Denn wo oder wie könntest du mit ihnen einen Verkehr pflegen, der auch nur annähernd dem ihren gleicht? In meinem Hause ist er undenkbar. Hast du dir das alles gar nicht überlegt?"

Trotzig sah Suzanne zu Boden. Eine peinliche Pause entstand. Dann begann sie sich bitter darüber zu beklagen, wie hilflos eine Frau ohne Mann in der Fremde sei. Wie man ihr jeden selbständigen Schritt übel auslege. Wie sie in ihren guten Absichten verkannt werde, denn die bei Lütts angeknüpften Beziehungen würden doch auch Elisabeth zugute kommen. Sie fand sich in diesem Augenblick so selbstlos und glaubte an ihre Uneigennützigkeit so fest, daß sie in Tränen ausbrach und ging.

Auf dem Wege zu ihrem Schlafzimmer kam sie an Kurt vorbei, der an seinem Schreibtisch saß und in Papieren kramte. „Großes Reinemachen, Elisabeth," sagte er, ohne sich umzusehen. Als er ohne Antwort blieb, drehte er sich überrascht um. „Ach, du bist's, Suzanne. — Nanu, du weinst?" fragte er teilnehmend und stand auf.

Fassungslos begann Suzanne zu schluchzen und lehnte sich, wie Hilfe heischend, an seine Brust. Er strich ihr mit einer unbeholfenen Bewegung über die Schulter. „Keinen Menschen hab' ich, keinen, der mich liebt," schluchzte Suzanne.

„Na, na, Suzanne," tröstete Bartenwerffer gutmütig, „das stimmt nicht. Ich glaube sogar, es gibt kaum einen Menschen, der dich nicht lieb hat."

Sie sah ihn von unten herauf an. In ihren tränenfeuchten Augen lag ein rührender Ausdruck. „Hast du mich denn auch lieb? Ach, Kurt, ich bin ja so einsam!" Sie schmiegte sich fester an ihn. Und wieder klang es schmeichelnd: „Hast du mich lieb?"

Da löste er leicht ihre Arme von seinen Schultern und sagte ruhig: „Natürlich. Ich bin doch dein Schwager." Suzannes Schmiegsamkeit kam ihm in diesem Augenblick verdächtig vor. Er musterte sie mit einem langen Blick.

Sie merkte den gänzlichen Umschwung, der in ihm vorging, und ihre Eitelkeit, die am Nachmittag so gestreichelt worden war, empfand diesen Dämpfer wie einen körperlichen Schmerz. Kurt aber sagte mit Ernst und Nachdruck: „Du redest von Lieben. Das ist in unserer deutschen Sprache nicht das rechte Wort. Wir sind dir herzlich gut, wir halten dir Treue, und wir achten und schützen dich. Aber Liebe empfängst du von deinem Mann und deinen Kindern. Sie allein haben Anspruch auf deine Zärtlichkeit."

Sie verließ tief gekränkt das Zimmer.

Nachdenklich sah Bartenwerffer auf die Tür, die Suzanne hinter sich hatte ins Schloß fallen lassen. Auf seiner Stirn stand eine scharfe Falte. Er war betroffen von ihrem leichtfertigen Wesen. ‚Die fremde Gefahr' hatten in Frankreich manche Offiziere halb scherzend, halb warnend gesagt, wenn eine verführerische Schöne mit Stöckelschuhschritten über das Pflaster trippelte. Nun war sie in seinem Hause. Wie herzlich bedauerte er den Schwager, mit dessen Ehre Suzanne so gedankenlos und leichtfertig umging. Und als er an Heinrich dachte, stand sein Entschluß fest, Elisabeth nichts von diesem letzten Auftritt zu sagen. Wozu sie beunruhigen? Er versuchte sich über seine klare Erkenntnis, daß Suzanne ihrem Mann nicht treu war, hinwegzutäuschen. Vielleicht urteilte er doch zu scharf, vielleicht nahm er die Dinge zu schwerfällig und ernst. Vielleicht würde eine verliebte Tändelei erst gefährlich, wenn man ihr Gewicht beilegte, und man tat gut daran, so eine Wallung des Bluts nicht weiter zu beachten.

Bartenwerffer setzte sich wieder an den Schreibtisch und verglich sein Bankkonto. Aber so ganz war er doch nicht bei dieser Beschäftigung. Als Elisabeth ihn zum Abendbrot rief, war er froh über diese Unterbrechung. Er faßte Elisabeth um die Schulter und fragte: „Was war denn mit Suzanne? Sie hat geweint, als sie hier durchkam."

Elisabeth erwiderte gelassen: „Sie klagte über Entbehrungen. Man muß das gar nicht tragisch nehmen. Morgen hat sie ihren Kummer schon wieder vergessen."

„So, so," murmelte Bartenwerffer und zog den Rollverschluß über den Sekretär.

Auch Elisabeth hatte sich vorgenommen, ihrem Mann nichts von Suzannes Besuch zu erzählen. Er würde sich bloß aufregen, und zu ändern war ja doch nichts mehr an der Sache. Später würde sie es ihm in irgendeiner gemilderten Form beibringen. Aber warum sollten ihr die wenigen Tage, die Kurt noch bei ihr war, getrübt werden?

Suzanne kam nicht zu Tisch. ‚Sie habe

Migräne,' hatte sie durch Liesel sagen lassen.

Nach dem Abendbrot bat Kurt, Elisabeth solle Musik machen: Grieg oder Schumann.

Nun saß er versonnen in seinem tiefen Ledersessel. Elisabeth glitt von einem Stück ins andere, und jetzt spielte sie eine Melodie, die nur in diesem Hause bekannt war. Ja, das war's, was noch gefehlt hatte, das Ständchen, das sein Vater der Mutter gewidmet hatte, als sie Brautleute waren. Es war ein hübscher Zug Elisabeths, daß sie an Kurts Jugenderinnerungen teilnahm, als wären es ihre eigenen. Sie hatte seine Eltern nicht gekannt, aber in mannigfachen Schilderungen standen sie lebendig vor ihr. Kurt stammte aus engen Verhältnissen und er konnte sich davon nicht freimachen. Er war zu seinem Schaden unbeholfen im gesellschaftlichen Verkehr. Aber er segnete seine Herkunft doch, und während Elisabeth das Ständchen spielte, stand das kleine Haus und der Garten vor ihm, und er sah die Mutter unverdrossen ihre Arbeit verrichten. Früh gealtert, ein wenig gebückt, und doch noch immer ein glückseliges Leuchten in den Augen. Und er sah den Vater, in verhüllter Erinnerung aus frühester Kindheit als tressengeschmückten Hoboisten mit Schwalbennestern und Haarbusch, Klarinette und Notenbuch unterm Arm, wenn er zur Parade ging, oder im Zylinder und langen schwarzen Rock, wenn es eine bürgerliche Festlichkeit zu verschönern galt. Nach zwölf Jahren quittierte er den Dienst, denn er wollte, wie er sagte, ein freier Mann sein. Du lieber Himmel! Eine sorgenvolle Zeit begann. Er gab Musikunterricht, er schrieb Noten ab, er verkaufte Lotterielose, er stimmte Klaviere und kam endlich soweit voran, daß er von seinen vielfältigen Berufen den des Klavierstimmers als den eigentlichen bezeichnen konnte. Er liebte Kurt mit großer Zärtlichkeit und nahm den kleinen Kerl gern auf seinen Gängen mit. Und Kurt sah und hörte aufmerksam zu, wenn der Vater an dem geheimnisvollen Werk des Stimmens war. Wie ein Wunder erschienen ihm die Saiten, die so hell klangen, wenn man sie anschlug, und so dumpf brummten, wenn man sie berührte. Er erinnerte sich deutlich des Tages, da er groß genug war, um zum erstenmal in einen Flügel hineinzugucken. Damals hatte er den Wunsch geäußert: so ein Ding möchte ich bauen. Der Vater hatte gelacht, aber zu Weihnachten bekam er doch einen schönen Handwerkskasten. Und als der Vater sah, daß der Junge geschickt bastelte und in der Schule vorwärts kam, begann er wiederum, für fünfzig Pfennige die Stunde Unterricht zu geben, Noten zu schreiben und Lose zu verkaufen, und erreichte es, daß Kurt das Gymnasium durchmachte und studierte. Und als er die Nachricht erhielt, daß sein Einziger Diplom-Ingenieur geworden war, nickte er zufrieden. Bald darauf starb er. Die Mutter erlebte noch, daß Kurt, der sich immer mit der Technik des Klavierbaus abgegeben hatte, in die Lüttsche Fabrik eintrat. Freilich, Elisabeth lernte sie nicht mehr kennen. Das war Kurt noch immer ein leiser Kummer. Er blickte auf. Im Spiegel sah er Elisabeths Bild wie in einem Rahmen. Er fand sie wunderschön. Ihr ernstes, kluges Gesicht war von der Lampe beleuchtet. Vor ihr das weiße, helle Notenblatt und im Hintergrunde das dunkle, warme Braun von Liesels Laute, die an der Wand hing, daran ein paar bunte Bänder. Ihm war so heimisch, es war ihm so glücklich bewußt, daß Elisabeth seine Heimat war. Daß alles, was sie tat, was sie ausdrückte durch ihr Tun, ihm lieb und bewunderungswürdig und traulich — und seelisch und körperlich lieb war. Es war ein so köstliches Gefühl. Er liebte sie in ihrer Mütterlichkeit, mit der sie Welt und Menschen umfing. Ruhe kam über ihn: in Elisabeths Nähe konnte kein Unrecht geschehen.

⌘ ⌘ ⌘

,Die Deutschen sind wirklich anspruchslos,' dachte Suzanne, als sie sich nach dem Mittagessen auf dem Diwan ausstreckte, der in Kurts Arbeitszimmer neben seiner Bücherei stand. ,Lederzungen haben sie! Es fehlt eben auch hier an Kultur. Nein, diese dicke Suppe heute wieder! Wie man die nur so gelassen schlucken konnte!' — Ein Glück, daß Höllriegel ausgiebig für Süßigkeiten sorgte! — Sie richtete sich halb auf und griff hinter die Bücherreihen. Hier war ihr Versteck für Schokolade. Damit konnte sie sich schadlos halten. Und dann verstand es ,joujou' auch vortrefflich, in seiner Wohnung schlemmerhafte kleine Abendmahlzeiten zusammenzustellen. So war's nicht weiter verwunderlich, daß Suzanne für die einfache Hausmannskost keinen Hunger aufbrachte. Heute hatte sie aber so wenig zugelangt, daß es Elisabeth doch aufgefallen war. Auf ihre Frage, ob Suzanne sich nicht wohl fühle, hatte Suzanne etwas verlegen gemeint: „Ach verzeih, Elisabeth, aber wirklich, ich kann die dicke Suppe nicht essen." Das hatte Elisabeth aus erziehlichen Gründen geärgert, denn Berthe legte sofort den Löffel hin und verzog das Mäulchen. Aber ruhig und gelassen hatte sie gemeint: „Solche Nebensächlichkeiten zählen doch jetzt nicht mit. Immer ein bißchen an den Schützengraben

denken, Kinder. Dann schmeckt auch das Kriegssüppchen.“ Kurt und Hans hatten daraufhin mit verdoppeltem Eifer gelöffelt und mit einem Blick auf die ‚Franzosen‘ um einen zweiten Teller gebeten.

Man lebte noch einfacher, seit der Vater wieder abgereist war, und Elisabeth hielt es für selbstverständlich, daß jeder im Hause sich darein fügte. Wie immer erfüllte sie treu ihre Pflichten als Mutter und Hausfrau, aber der beste Teil ihrer sorgenden Gedanken galt doch ihrem Mann im Feld. Sie war keine Heldin, die mit Gelassenheit auch das Schwerste um des großen Ganzen willen hingenommen hätte; sie bangte um Kurts Leben. Suzanne, die diese Art Angst nicht begriff, weil ihr Henri mit der Entfernung entfremdet war, fand die Unruhe übertrieben, mit der Elisabeth jede Post erwartete. Sie hatte erleichtert aufgeatmet, als des Schwagers Urlaub zu Ende war. Als der Kraftwagen schon vor der Tür stand, hatte er ihr kameradschaftlich die Hand gedrückt und von der Selbstzucht gesprochen, die den Sieg verbürge. Elisabeth, die tapfer gegen die Tränen ankämpfte, konnte glauben, die Worte seien auch auf sie und ihren Abschiedsschmerz gemünzt. Suzanne jedoch verstand die Anspielung sehr wohl, war aber durchaus nicht gewillt, gegen ihre Natur Sturm zu laufen. Es war viel bequemer, wenn die Dinge sich entwickelten, wie sie wollten.

Suzanne stellte die Schachtel mit Süßigkeiten hinter ‚Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin‘ und holte sich das Buschalbum. Mit aufgestützten Ellbogen lag sie dann bäuchlings da und betrachtete ‚Die fromme Helene‘. Die Bilder unterhielten sie ein Weilchen. Aber nun hörte sie mit großem Mißbehagen, wie der Regen gegen die Fenster klatschte. An den Scheiben liefen die Tropfen im Zickzack ruckweise herunter. Wie kleine, gefräßige Schlangen jagten sie hintereinander her. Ungemütlich, fröstlich fand es Suzanne. Sie zog die Schlafdecke höher hinauf.

Draußen pfiff der Wind. Wie Schleier trieb er den Regen durch die Straßen. ‚Was kann man bei diesem Wetter nur anziehen?‘ überlegte Suzanne sorgenvoll. Der Wettermantel von Elisabeth war so unkleidsam. In der Bellevuestraße hatte sie vor ein paar Tagen ein ‚fesches Kleid‘ gesehen. Aber der Preis. Sie seufzte. Diese Hemmungen. Immer fehlte es am Nötigsten. Freilich, Höllriegel hielt Wort und verwöhnte sie. Er schleppte ihr die hübschesten Dinge in seine Wohnung. Schmuck, märchenhafte Spitzenwäsche, seidne Kimonos, Gesellschaftskleider und Rauchwerk. Aber was nutzte das? Mitnehmen konnte sie ja doch nichts. Von den Unterrichtsstunden allein konnte man sich solchen Luxus nicht gestatten, das würde auch Elisabeth merken. Die einzige Freude war, die schönen Dinge bei Höllriegel anzulegen, wenn sie mit ihm ins Theater oder zu Lütts gehen wollte. Aber es war lästig. Denn Höllriegel war anspruchsvoller, als ihr bequem war, und während seine Leidenschaft sich von Tag zu Tag steigerte, fühlte Suzanne schon ein leichtes Abflauen Das Unterhaltendste an dem Verhältnis war das Doppelleben, das sie führte. Man mußte listig sein, um unentdeckt spielen zu können, das war prickelnd. Aber auch das verlor schon seinen Reiz. Sie wollte nicht mehr bloß auf Stunden reich und unabhängig scheinen. Es mußte etwas geschehen, daß sie es wirklich war, und an Höllriegel war es, ihr dazu zu verhelfen.

Suzanne warf einen schrägen Blick durchs Fenster. Der Sturmwind peitschte die Regenmassen. Im anstoßenden Zimmer saß Elisabeth und schrieb an das schweizerische politische Departement für Gefangenenaustausch. Von Heinrich war wieder ein gar trostloser Brief eingetroffen. Er müsse an Krücken gehen, und seine Augen verschlechterten sich, hatte er geschrieben. Suzanne empfand bei diesen Mitteilungen zunächst das heftigste Mitleid mit sich selber. Vielleicht verschlimmerte sich sein Zustand derart, daß er später überhaupt nicht mehr gehen konnte. Dann war ihr Leben an einen kranken Mann gefesselt. Sie mußte ihn pflegen. Und ein leiser Groll stieg in ihr auf. Warum war er nicht früh genug aus Paris weggegangen? Warum hatte er nicht zur rechten Zeit sein Vermögen von der Bank abgehoben? Als Mann mußte er die politische Lage doch gekannt haben. Nun saß sie hier, war abhängig von der Güte anderer. Auch daß sie sich Höllriegel hingegeben hatte, war schließlich doch nur ein Opfer, das sie den Verhältnissen zu bringen gezwungen wurde. Denn wenn man so ganz mittellos war...

„Suzanne, willst du den Brief lesen? Ich glaube, er ist überzeugend. Man wird Heinrich daraufhin bei der nächsten Auswahl bestimmt berücksichtigen.“ Elisabeth rief's von ihrem Schreibtisch aus. Da erhob sich Suzanne seufzend und ging ins Nebenzimmer. Sie überflog den Brief mit lässiger Teilnahme. Dann reichte sie den Bogen Elisabeth.

„Ja, sehr gut so. — Was sagst du zu dem Wetter, Elisabeth?“ fügte sie hinzu und trat an die Balkontür.

Elisabeth schob den Brief in den Umschlag. Sie wunderte sich doch ein bißchen,

daß Suzanne jetzt nicht das Bedürfnis hatte, von Heinrich zu sprechen. „Du mußt noch zur Stadt? Deine Stunde geben?"

„Ja, gräßlich." Ihre Stimme klang mißlaunig. Sie ging verdrießlich im Zimmer hin und her. „Wenn ich doch bloß Geld genug hätte, daß ich die Stunden nicht mehr geben müßte."

Elisabeth erinnerte sich, daß Suzanne tatsächlich immer sehr abgespannt nach Hause kam. Als sie diese Wahrnehmung jetzt aber aussprach, errötete Suzanne flüchtig. Seit dem Besuch bei Lütts hatte Suzanne keinen Unterricht mehr erteilt. Diese Stunden gehörten Höllriegel.

„Sieh mal, du brauchst eigentlich den kleinen Nebenverdienst gar nicht. Wenn du auf allerlei Überflüssiges verzichten wolltest, ginge es ganz gut auch so." Elisabeth schloß ihre Schreibtischschublade und stand auf. So bemerkte sie nicht, wie Suzanne leicht zusammenschrak. Es war schon schwierig genug, ohne Verdacht zu erregen so oft mit Höllriegel zusammenzukommen. Da hatte sie mit ihren Klagen jetzt wohl eine Dummheit gemacht. Es galt einzulenken. Sie stellte sich vor Jacquots Käfig und graulte ihm das Köpfchen. „Ach, die Stunden — das ist gar nicht so schlimm. Mich macht nur das Wetter nervös. Ich habe doch auch wieder viel Nettes durch die Schülerinnen. Mit Fräulein von Petri soll ich heute in den Lyzeum-Klub."

„Da kommst du nicht zum Abendbrot?"

„Kaum. Ich sage noch telephonisch Bescheid."

Elisabeth nickte. „Schön. Da kann ich mit Berthe und George an der großen Weihnachtsüberraschung für dich arbeiten. Oh, du wirst dich wundern!"

Gewiß, das war die liebe, gute Art Elisabeths, die immer darauf sann, anderen kleine Freuden zu bereiten. Aber Suzanne empfand es doch nur drückend. Und so kleinbürgerlich und dumpf.

⌘ ⌘ ⌘

Es war Höllriegel immer wieder eine Enttäuschung, wenn Suzanne darauf bestand, daß er mit ihr Kinos besuchte. ‚Kulturstätten für Analphabeten' nannte er sie. Und er wunderte sich über den gespannten Ausdruck ihrer Augen, wenn sie diese durch den Film aller zarteren Zusammenhänge beraubten und dann wieder notdürftig geleimten Dramen genoß. Im Grunde war es freilich nicht sein künstlerisches Gewissen, das sich gegen die Lichtspielbühne empörte, sondern es tat ihm leid, daß er kostbare Stunden mit Suzanne auf so eindruckslose Weise verschwenden mußte. Ihm war es ein Greuel, wenn das Publikum in den Pausen Nußstangen knabberte, Limonade oder Bier trank und wohl gar mit großer Unbefangenheit mitgebrachte Stullen verzehrte. Er fand das untergeordnet und fühlte sich unbehaglich. Sie, die sonst so oft über deutsche Kulturlosigkeit klagte, fand nichts dabei. Ja, sie naschte mitunter selbst sehr gern.

Auch heute hatte sie Höllriegel am Fernsprecher in ein bestimmtes Kino bestellt. Als er Einwendungen machen wollte, hatte sie einfach den Hörer abgehängt. So war er, wenn er nicht ihren Groll hervorrufen wollte, gezwungen gewesen, zu kommen. Gerade heute war ihm der Kinobesuch über die Maßen peinlich. Die Mordtat des Baralong hatte ihn, wie alle Deutschen, aufs tiefste erschüttert — die ausführlichen Berichte waren in den Morgenblättern erschienen — und nun sollte er irgendein kitschiges Filmdrama ansehen? Er fragte Suzanne, was sie zu dem scheußlichen Vorfall sage. Aber sie hatte keine Zeitungen gelesen. So mußte er ihr erzählen und erregte sich von neuem bei der Schilderung des völkerrechtlichen Verbrechens. Sie begriff seine Empörung nicht und meinte, die Deutschen hätten sicher ähnliche Fälle auf dem Gewissen. Er war darob verstimmt. Sie neckte ihn wegen seiner Gesinnungstüchtigkeit, und als das nichts half und ihr doch daran gelegen war, ihn guter Laune zu sehen, entwaffnete sie ihn mit dem verheißungsvollen Versprechen: „Heute schenke ich dir den ganzen Abend." Da ließ er denn ‚Das Perlenhalsband der Spionin' und den Detektivfilm widerspruchslos über sich ergehen, weil ihm Sinne und Herz verführerische Bilder vorgaukelten.

Ein paar Stunden später saß er mit Suzanne in seinem Wohnzimmer. Ein geschmackvoller Raum mit echten Teppichen, guten Gemälden und schweren Danziger Möbeln. Suzannes Kopf hob sich von dem stumpfen Altgold des Sessels, auf dem sie saß, wunderlieblich ab. Höllriegel erschien sie wie eines jener spätmittelalterlichen Heiligenbilder, auf denen sich hinter der Maske überlieferter Frömmigkeit die Welt- und Sinnenlust einer neuen Lebensauffassung birgt. Ein Widerspruch zwischen Schein und Wesen, der aufreizt und fesselt. Wie schön sie war! Der weißseidene Kimono schmiegte sich um ihre feingliedrige Gestalt. Aus der geschliffenen Karaffe, die auf dem Tisch stand, fiel ein gedämpfter, rubinroter Schein über den weiten Ärmel, aus dem Suzannes schmale Hand leuchtete. Jetzt blickte sie auf, als die Uhr mit ihrem vollen, dunklen Westminsterschlag dröhnend anhub. „Elf Uhr, Joujou!"

Sie seufzte. „Das ist immer das Gräßliche — dieses Wegmüssen!"

Höllriegel sprang auf. „Nein, nein, Liebste, ich lasse dich noch nicht fort."

Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn. „Ich muß doch. Du ahnst ja nicht, wie Elisabeth mich über jede Stunde ausfragt. So lästig ist das."

Unwillig zog Höllriegel die Stirn zusammen. „Diese Bevormundung darfst du dir einfach nicht gefallen lassen."

Sie hob die Schultern. „Ich bin doch abhängig von Elisabeth." Suzannes Stimme klang traurig und leise. Stockend, als ob es ihr peinlich wäre, Elisabeth anzuklagen, erzählte sie von den Demütigungen, die sie erdulde.

Höllriegel hörte schweigend zu. Er war stark verwundert, daß er sich in Elisabeth so getäuscht hatte. Wie kleinlich erschien sie ihm nun in Suzannes Schilderung. Immer lebhafter schilderte Suzanne. Der bisher verschwiegene Ärger von Wochen sprach sich aus, denn es verging kaum ein Tag, an dem sie nicht erwog, daß Elisabeth doch herzlich wenig für sie tue.

Suzanne strich mit beiden Händen über die Armlehnen des Sessels und sagte mit einem tastenden Blick: „Die herrschsüchtige Art Elisabeths, nun ja, damit würde ich mich schließlich abfinden, aber Kurt ..." Sie brach ab, als ob sie schon zu viel gesagt hätte.

„Was ist mit Kurt?" fragte Höllriegel, mißtrauisch geworden durch den Ton, in dem sie den Namen hingeworfen hatte.

Suzanne schüttelte den Kopf. „Ach, nein, das ärgert dich, ich sag's lieber nicht. Und ich muß ja auch nach Hause."

Sie stand auf, aber Höllriegel zog sie auf seine Knie. „Es ist Zeit, daß du dich ganz frei machst, Lieb. Diese Bevormundung trifft nicht dich allein. Von dir will ich gern auch Leid hinnehmen, das kann sogar ein Geschenk sein. Aber was mir durch Bartenwerffers an Lebensfreude genommen wird, ist ein Diebstahl, den ich mir nicht gefallen lassen werde." Fester schmiegte sie sich an ihn. „Was wolltest du mir noch sagen, Suzanne? Du mußt volles Vertrauen zu mir haben." Er sah sie mit ehrlichen Augen an.

Suzanne nickte und stieß trotzig hervor: „Du hast recht. Du bist der Nächste dazu. Aber gib mir dein Ehrenwort, du sprichst mit keinem Menschen über das, was ich dir jetzt sage. Mit keinem!"

Höllriegel lächelte, aber er fühlte, wie sein Herz vor eifersüchtigem Verdacht schneller schlug. „Ist es denn so etwas Schwerwiegendes?" Er faßte ihre Hand.

Suzanne entgegnete zögernd: „Es ist vielleicht eine große Torheit, die ich jetzt mache, aber Vernunft darf nicht größer sein als Gefühl. Also du gibst mir dein Ehrenwort, Joujou?"

„Ja."

„Es wird mir nicht leicht, darüber zu sprechen, Joujou." Suzanne begann sich vortrefflich in eine gewisse Erregung zu spielen. „Ich weiß nicht, woran es liegt, aber wenn ich mit einem Manne zusammen bin, dann — ja dann wirke ich wohl so auf ihn, daß er alles vergißt, was er früher geliebt hat."

„Hm," machte Höllriegel. Sein glattrasiertes Gesicht blieb unbeweglich.

„Kurt ging es nicht anders. Aber er war entsetzlich in seiner ungezügelten Leidenschaft. Oh, ich hatte Angst vor seinen Augen. So sah er mich immer an." Suzanne riß die Augen auf, streckte das Kinn in die Höhe und schob die Unterlippe vor. „Und dann zitterte er, Joujou, wie ein Tier." Klagend fuhr sie fort: „Ich habe ihm zugeredet, erst im Guten. Das half nichts. Ich erinnerte ihn an Elisabeth, die Kinder. Er war betroffen, aber nicht geheilt. Dann wurde ich böse, oh, Joujou, so häßliche Worte hab' ich ihm gesagt, da hat er geweint. Und das war das Schrecklichste. Ein Mann, der weint!"

Höllriegel zog verächtlich die Mundwinkel herab. „Feiger Kerl," sagte er leise. Viel zu milde erschien ihm Suzanne. Im Ton ihrer Stimme schwang noch Mitleid mit dem Menschen. Der spielte nach außen hin den guten Familienvater — und wie wurmstichig war er doch!

Mit Genugtuung beobachtete Suzanne die Wirkung ihrer Schilderung auf Höllriegel. Die scharfen, senkrechten Falten auf der Stirn vertieften sich immer mehr. Ihr kleinliches Rachegefühl trieb sie weiter und weiter. Oh, man kränkte eine Frau ihrer Art nicht ungestraft. Das sollte Kurt Bartenwerffer erfahren. Leise strich sie Höllriegel über die Stirnfalten. „Siehst du, Joujou, nun bist du zornig. Komm, sieh mich lieb an. Nein, nein, das ist noch nicht der richtige Ausdruck." Sie küßte ihn. Höllriegel fühlte, wie bei dem Gedanken, daß Bartenwerffer Suzanne begehrt hatte, tiefer Haß steil in ihm aufstieg. Wieder begann Suzannes zögernd leise Stimme: „Mit seiner Leidenschaft bin ich ja fertig geworden, Joujou. Aber daß er sich so über dich stellte — in allem —, das konnte ich nicht vertragen. Und ich durfte dich doch nicht verteidigen. Das wäre aufgefallen. Ich wäre auch gewiß zu leidenschaftlich geworden. Oh, es war qualvoll. ‚Drückeberger' hat er dich

genannt. Ja, denk' nur. Und es sei schamlos, daß du nicht längst zur Front wärst!"

Höllriegel fuhr auf. „Donnerwetter! Nein, ist das eine schuftige Gesinnung!" Es war ihm furchtbar, ein solches Wort aus Suzannes Mund zu hören. Von keiner anderen Seite hätte es ihn so tief treffen können. Aber daß es gerade Bartenwerffer war, Bartenwerffer, von dem er nie eine Doppelzüngigkeit erwartet hatte ... Was für einen Beweggrund mochte er haben —?

„Ich bin überzeugt, Joujou, er will dich bloß von Lütt wegbringen. Ja, du bist ihm zu erfolgreich geworden, zu mächtig. Er rechnet damit, Teilhaber bei Lütt zu werden. Ja, sicher. Und vielleicht — ja, vielleicht spielt auch schon ein wenig Eifersucht auf mich mit. Ich weiß ja nicht, ich habe nur so das dunkle Gefühl. Aber sei vorsichtig, Joujou, denn — oh, er ist falsch."

Höllriegel machte eine wegwerfende Handbewegung. „Davor ist mir nicht bange. Aber ich werde Bartenwerffer zur Rede stellen."

Erschrocken griff Suzanne nach seiner Hand. „Du, das darfst du nicht. Nein, nein. Und ich habe doch dein Ehrenwort." Die Angst trieb ihr Tränen in die Augen.

Höllriegel strich ihr beruhigend über die Schultern und gab ihr zärtliche Namen. „Meine kleine Suzanne, nein, du sollst nicht leiden, durch mich nicht. Wir vergessen die ganze Sache. Schleunigst. Nicht wahr? Und nun wird mein Lieb vernünftig sein. Wir mieten eine hübsche, kleine, mollige Wohnung für dich. Ich weiß schon eine. Da bist du frei. Bist deine Herrin. Und — meine Königin. Ja? Abgemacht! Und dann geht uns die ganze Habsburgerstraße nichts mehr an."

Nun hatte sie, was sie gewollt. Ja, das war nach ihrem Sinn. Weg von Elisabeth. Aber vorsichtig fragte sie: „Das ist aber doch alles sehr kostspielig. Nicht wahr?"

„Dummchen." Er küßte sie zärtlich. „Wenn ich dir die wirtschaftlichen Sorgen nicht abnehmen dürfte, na, das wäre ja noch schöner. Du hast dich um gar nichts zu kümmern. Bloß still halten und dich verwöhnen lassen."

Nun, Suzanne fand das im Grunde auch ganz selbstverständlich. Aber in auffliegendem Jubel umschlang sie seinen Hals. „Joujou, du Liebster du!"

Es blieb eine Weile still.

Aber dann drängte sie zum Gehen. Es wurde beschlossen, daß sie ohne äußeren Bruch Elisabeth den Plan mitteilen solle. Als Vorwand sollte ein größerer Schülerkreis dienen, der zum Unterricht zu Suzanne kommen werde.

(Fortsetzung folgt)

Reif

Wir wollen nicht miteinander rechten,
Wir alle tragen die gleiche Schuld,
Wir lassen uns nicht von Leidenschaft knechten,
Wir haben Geduld.

Gewiß, wir freuten uns, wenn wir uns einten,
Doch manchmal waren wir Welten entfernt;
Die Tränen sind trocken, die wir einst weinten,
Wir haben gelernt.

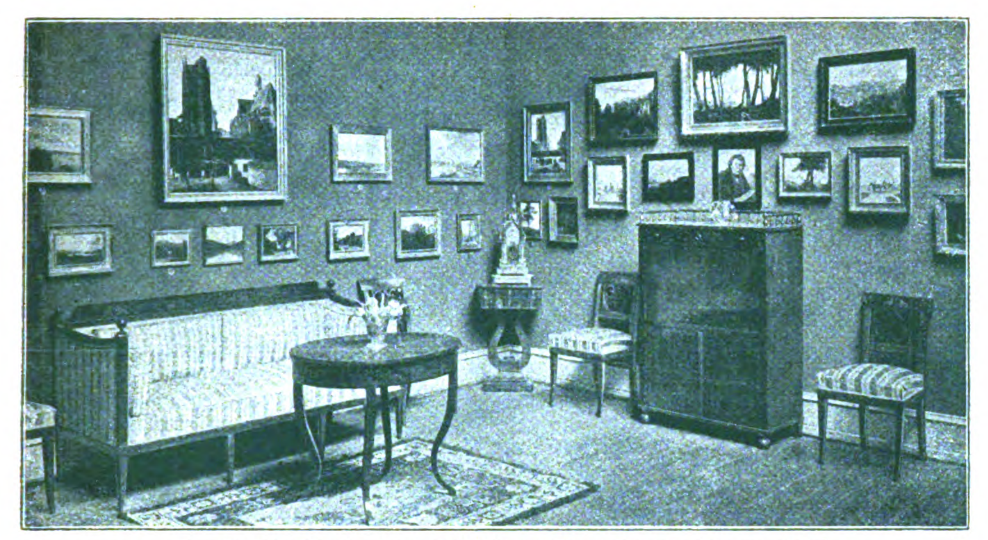
Und haben gelacht und wollten nicht wissen,
Wie auch das Lachen im Lachen erstarrt,
Wir haben gelernt, auch das Lachen zu missen,
Nun sind wir hart.

Nun sind wir reif, auch den Schmerz zu verlachen,
Und reif, zu beweinen die eigene Schuld,
Reif, an verschütteten Gräbern zu wachen,
Wir haben Geduld.

Ernst Stimmel



Karl Rottmann: Heidelberg und die Rheinebene



Das Issel-Kabinett auf der Heidelberger Ausstellung im Sommer 1919

Heidelberger Maler der Romantik

Von Karl Lohmeyer

Es ist kein Zufall, daß gerade Heidelberg mit seinem südlich üppigen Pflanzenwuchs, den weichgeschwungenen Berglinien und dem weiten Blick über das Schloß hinweg in die Rheinebene Maler wie Karl Rottmann, Karl Fohr, Ernst Fries und Wilhelm Trübner hervorgebracht hat, neben denen jetzt Georg Wilhelm Issel und Georg Philipp Schmidt, rein als Schilderer deutscher Landschaft, mit Ehren genannt werden müssen.

Es war die alte ununterbrochene Überlieferung, in der sich ein Malergeschlecht an das andere reihte, zu denen sich, als nun einmal in den Liedern der Romantik Schloß und Stadt, immer mehr in strahlendem Glanze verklärt, zu leuchten begannen, Genossen aus aller Herren Ländern gesellten, um nun auch selbst noch bleibende Eindrücke ihrer Kunst zurückzulassen.

So hatte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts nacheinander eine förmliche Künstlerkolonie unter dem Schutze der zu Stein gewordenen Romantik der Heidelberger Schloßruinen zusammengefunden, um dieses einzigartige Landschaftsbild, die Verbindung von Natur und Ruinenwelt mit einer in ewiger Jugend blühenden Stadt, auf sich wirken zu lassen, und was dieser Künstlerschar das Ideal dieses von Goethe mit einem Erzeugnis der heroischen Landschaftsmalerei verglichenen Stadtbildes nicht zu geben vermochte, das vermittelten ihr die altdeutschen Bilder der Sammlung Boisserée, die im richtigen Ermessen des umgebenden Rahmens, in dem sie weit inniger und ursprünglicher als in jeder großen Galerie zu wirken vermochten, die Brüder Boisserée von Köln her 1810 an den Neckar verpflanzt hatten und bei deren Betrachten im Herbst 1814 auch dem in Klassizismus versunkenen Goethe wie ehedem in Straßburg die Schönheit altdeutscher Kunst noch einmal aufgegangen war.

Das waren die beiden Kräfte, aus denen die Kunst der Heidelberger Maler der Romantik geboren wurde, die vorzuführen sich im vorigen Sommer eine Ausstellung in den Städtischen Sammlungen in Heidelberg zur Aufgabe machte, der auch die hier wiedergegebenen Gemälde entnommen sind.

Auf handwerklichem Boden war das Können ihrer Vorgänger, der Heidelberger Vedutenkünstler des 18. Jahrhunderts, gewachsen, als deren Hauptvertreter Peter Friedrich von Walpergen und August Friedrich Hosé genannt sein mögen, deren zahlreich erhaltene Aquarelle auf dem Wege über die Zeichenmeister Johann Heinrich Kräher und Wilhelm Schmidt zu der Kunst von deren Nachfolger in der Stellung eines Universitätszeichenlehrers, Friedrich Rottmann überleiten.

Von den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts ab macht sich dann schon ein auswärtiger Einfluß geltend, der von Südbaden heraufzieht.

Dort war zu Tegernau im Wiesental am 24. März 1773 Johann Jakob Strüdt geboren worden, und seine Heimat mit dem Blick über die Ebene auf die fernen, sich im blauen Duft verlierenden Schweizer Berge hatte seinen Sinn für diese Art des Landschaftsehens geweitet. Die vorgeschrittenere Kunst der Schweizer Maler mag dann



Johann Jakob Strüdt: Blick vom Stift Neuburg auf das Neckartal

lichen Zeit in Heidelberg malten, Johann Jakob Billwiller aus St. Gallen und später der ebenfalls in der Schweiz vorgebildete Norddeutsche August Piepenhagen, doch immer nur die Ruinen des Schlosses und von ihnen wieder nur die wildromantischsten Teile, vor allem den gesprengten Turm wiedergaben, eine Vorliebe, in der ihnen Goethe bereits als Zeichner vorangegangen war.

Auch mit atmosphärischen Wirkungen hat sich dieser Südbadner Strüdt bereits abgegeben; schon sickern

auch hier einmal wieder ihr Teil dazu beigetragen haben, denn in der Schweiz, in Basel bei Christian von Mechel, machte der angehende Künstler seine ersten Studien, um dann nach Mannheim zu Wilhelm von Kobell überzusiedeln. Strüdt ist denn auch der erste geworden, der die Weite der Heidelberger Landschaft zur Ebene hin künstlerisch sah und malte, während seine gleichfalls zur Schweizer Kunst in Beziehungen getretenen Genossen, die etwa zur näm-

Strahlenbündel durch seine Zweige, und in mildem Lichte schimmern seine stets auf Blau und Grün in saftigen Farben gestimmten Heidelberger Landschaften, die er in Gouache zu malen liebte (S. 626).

Die neu heranwachsende Künstlerschaft des beginnenden Jahrhunderts hat so mancherlei diesem jung an der Schwindsucht verstorbenen Maler zu danken. Als ein unmittelbarer Schüler erscheint Christian Koester, von dem ein kleines Bild von 1804,



Christian Koester: Blick auf Neufchâtel und den See



Karl Fohr: Der Maler Koch aus Tirol

einen Schweizer See (S. 626) darstellend, ganz in Strüdtscher Manier erhalten ist, dessen spätere, nun an Claude Gelée (Lorrain) weitergebildete Werke immer noch den Jugendeinfluß Strüdts erkennen lassen, der selbst bereits am 8. August 1807 zu Friedelsheim starb, allen Nachrichten der Künstlerlexiken entgegen, eben bei der Familie seines Schülers Koester, bei der er Erholung von seinen Leiden suchte.

Aber auch auf die Fohr und Rottmann hat die Kunst dieses Malers eingewirkt, und sie haben ihm weit mehr zu verdanken als dem älteren Friedrich Rottmann, dem wackern Universitätszeichenlehrer von Heidelberg, der all diesen vielversprechenden jungen Kräften, seinen Söhnen, Karl Fohr und Ernst Fries ein treuer Lehrer war, die so insgesamt auf dem guten Boden der handwerklichen Kunst des 18. Jahrhunderts zeichnen gelernt hatten. Gerade bei Karl Fohr, dem vielseitigsten Talent in diesem Kreise, zeigt sich in seinen frühesten Bildern ein unverkennbarer Einfluß in Technik und Farbe mit den Werken Strüdts, und sein Studienalbum in den städtischen Sammlungen in Heidelberg umschließt noch eine prächtige Gouachemalerei dieses Meisters als sichtbares Zeichen des Interesses dieses jungen Künstlergeschlechts.

Fohr verbindet auch mit Strüdt die Tragik eines frühen Todes, der auch einem weiteren hochstrebenden Heidelberger Künstler aus dieser Gruppe, Ernst Fries, beschieden sein sollte.

Wie bald aber war Karl Fohr aus diesen Heidelberger Anfängen herausgewachsen, als ihn Georg Wilhelm Issel, von dem wir noch hören werden, zeichnend im Stifte Neuburg fand, sein Talent entdeckte und ihn nach Darmstadt zur weiteren Ausbildung mitnahm, von wo er dann den Weg nach Italien und dort den Tod im Tiber 1818 erst dreiundzwanzigjährig fand.

Damit konnte das eigenartigste Talent dieses Heidelberger Malerkreises nicht zur vollen Entfaltung kommen, dessen innige, heitere und lebensfrohe Art der Kunst eines Eichendorff wesensverwandt ist. Ein schönes Aquarell der Mühle im Balkhäuser Tal mit sich in der Sonne räkelnden Jugendgestalten ruft uns unbewußt die Schilderung der heimatlichen Mühle am Anfang des ‚Lebens eines Taugenichts“ ins Gedächtnis. Auch Italien, das so viele dieser jungen deutschen Talente auf dem Gewissen hat, konnte ihm nichts anhaben, sondern unter der guten Schule des alten Koch aus Tirol (S. 627) nur sein Wesen stärken und vertiefen, und es war nicht zuviel gesagt, wenn er in einem Briefe von 1817 an seine Eltern es sich zutraut,



Karl Fohr: Heidelberger Schüler von Karl Fohrs Vater

„den berühmtesten Landschaftsmaler Koch in weniger Zeit noch zu übertreffen.“

In derselben Heidelberger Schule und Umgebung wie Fohr war sein Studiengenosse Karl Rottmann aufgewachsen, und vielfach war es das Talent des älteren Kameraden Fohr, das seine Einflüsse schon jetzt geltend machte. Hatte Karl Fohr sich schon von Jugend an in merkwürdiger Vielseitigkeit allen möglichen Gegenständen neben der Landschaft, dem Porträt, der Tier- und Soldatenmalerei zugewandt und auch hier im ganzen Aufbau oft mit dem Üblichen gebrochen, wie das Bildnis eines in ganzer Figur vor einem geöffneten Fenster mit Durchblick auf das Heidelberger Schloß stehenden jungen Engländers beweist (S. 627), so fühlte sich Rottmann allein zur Landschaft hingezogen, um hier wieder die Größe der Natur in der Wucht der Berglinien, in der Farbenglut atmosphärischer Wirkungen zu suchen.

Das zeigt schon völlig ein Aquarell des Siebzehnjährigen, das den Blick über das Schloß auf die Rheinebene in der Abendglut darstellt, bei dem nun die Großzügigkeit in der Weite der Komposition vollkommen ist und mit Macht das Licht und die neue Zeit durchbricht (zw. S. 624 u. 625). Voll Pathos sehen wir hier schon den jungen Künstler bewußt auf den Bahnen zur Stimmungslandschaft.

Als etwas Neues müssen in diesem Jugendwerk auch neben der magischen Beleuchtung voll Farbenglut die wildbewegten Formen der Vegetation und des Vorgrundes überhaupt, so weit verschieden von dem bisher üblichen kulissenhaften Aufbau der älteren Heidelberger Maler, empfunden werden, und wieder ist es hier der Einfluß eines Ausländers, der des Schotten Wallis, der sich geltend machte.

Schon ehe der erste Engländer nach Heidelberg kam, hatte Friedrich Müller von Kreuznach, der Maler Müller, ihre Kunst in einem prächtigen, großflächigen und voll Rhythmus aufgebauten Ölgemälde vorgeahnt, dem ersten größeren romantischen Werke dieser Art überhaupt, das wir von Heidelberg und seinem Stadtbild besitzen, das der Künstler vom Heiligenberg her in Morgenstimmung, schon ganz in Nebeldunst gehüllt und von Edelkastanien umrahmt, gemalt hat (S. 628). 1812 kam dann der erste Vertreter des Inselreiches, eben der Schotte Wallis, an den Neckar, von dem Nagler rühmt, daß er in diesem Jahre ein Bild des Schlosses mit aller Treue fertigte, das aber in seiner magischen Beleuchtung so malerisch genommen sei, daß es wie aus der Phantasie geschaffen wirke. Die Federskizze zu diesem Werke ist aus der Studienmappe Karl Fohrs wieder in den Besitz der städtischen Sammlungen in Heidelberg gekommen; sie zeigt das Schloß vom Klingenteich her unter einem Regenbogen, in Vorahnung der späteren visionär geschauten, phantastischen Heidelberger Landschaftsstimmungen seines Landsmanns Turner (S. 629), der 25 Jahre



Friedrich Müller: Blick vom Heiligenberg auf Heidelberg und das Neckartal



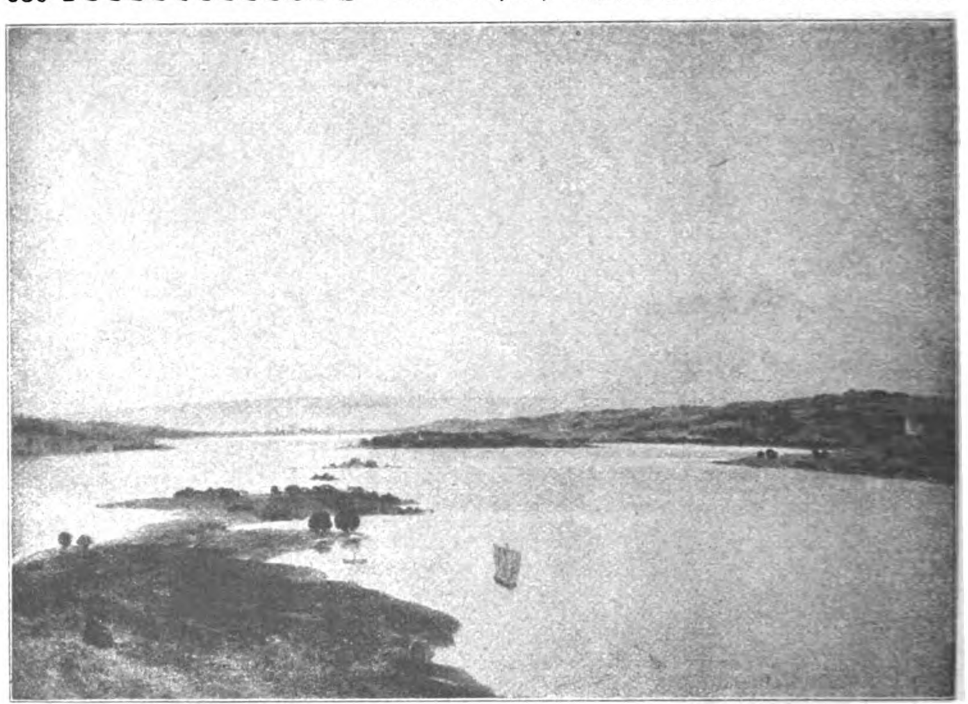
J. M. W. Turner: Heidelberg von der Schloßterrasse aus

später wie so viele Engländer in Heidelberg bleibende Eindrücke empfing und hinterließ.

Nun nehmen bei diesen Ausländern die bisher kulissenhaft die Landschaft umrah-



Theodor Verhas: Heidelberger Ideallandschaft



Georg Wilhelm Issel: Bodenseelandschaft

menden Bäume wildbewegte Formen an. Die knorrige, südliche Schönheit des eigentlichen Heidelberger Baumes, der Edelkastanie, wird immer mehr entdeckt, und in Nebelstimmungen zerfließen die Berge, steigen und verlieren sich ins Unendliche, und eine phantastische Personenstaffage, wie sie der Neckar nie gesehen, belebt den Vorgrund, wie es denn noch vor allen bei den Turnerschen Landschaften von Heidelberg gang und gäbe wird.

Damit kommt ein unwahrer Zug in die Heidelberger Romantik, der sich weiter und weiter zu großartig wirksamer aber doch schließlich zu rein dekorativ-theatralischer Auffassung bei weniger starken Talenten verflachen muß, wie die in der Technik eine Leistung darstellende große Heidelberger Ideallandschaft des Theodor Verhas (S. 629) beweist, die 1839, ein Jahr nach dem letzten Aufenthalt von Turner, ganz unter seinem Einfluß von diesem 1812 in Schwetzingen geborenen Künstler gemalt ist und als Hauptmotiv die Verherrlichung der ‚dem sanften Flug einer Schwalbe gleich' über den Neckar gespannten Brücke unter sich in die Wolken verlierenden Bergen in zauberhafter Beleuchtung zum Gegenstand hat.

Verhas, der Zeichner, ist auch immer wieder der begeisterte Schilderer der wildzerklüfteten Schönheit der Edelkastanie geworden, und in deren Darstellung hat er es zur größten Vollendung gebracht und ist von keinem übertroffen worden, bis sich seine Kunst unter der Ungunst der Zeitverhältnisse immer mehr unter der endlosen Wiederholung beliebter Schloßmotive, des gesuchtesten Artikels der Besucher Heidelbergs, verlor und mehr und mehr zum Industriezweig wurde. Und doch sind die Spuren seiner Tätigkeit bis in die neuere Zeit zu verfolgen, und der Einfluß seiner Heidelberger Nebelstimmungen blickt sowohl bei einigen Werken von Karl Weysser und noch bei Max Wolf deutlich durch als letzter Rest der romantischen Engländer in Heidelberg.

Wieviel näher als diese Vertreter der Heidelberger Stimmungslandschaften, seien es nun Engländer oder Einheimische, die von ihnen Einflüsse erfahren haben, steht hier der Natur Georg Wilhelm Issel, der bereits, ehe die ersten Engländer und Schotten daran dachten, mit Heidelberg in Beziehungen getreten war. Die Heidelberger Romantikerausstellung brachte zum erstenmal eine größere Vereinigung von Werken dieses Meisters, die es erlaubten, ein abschließendes Bild seines Könnens, seines Tätigkeitsgebiets und seiner Entwicklung zu geben.

Er war es zudem, der als erster das badische Land malte, wie es die Natur wirklich erschaffen hat, der fernab von dem Getriebe großer Kunststätten seinen Weg an die Gestade des Bodensees und in einsame Schwarzwalddörfer und -wälder — ein Menschenalter vor Thoma — fand und sie von Licht und Luft umflossen in all der Poesie wiedergab, die ihnen die Natur allein verleihen konnte, die, in ihren zartesten Regun-

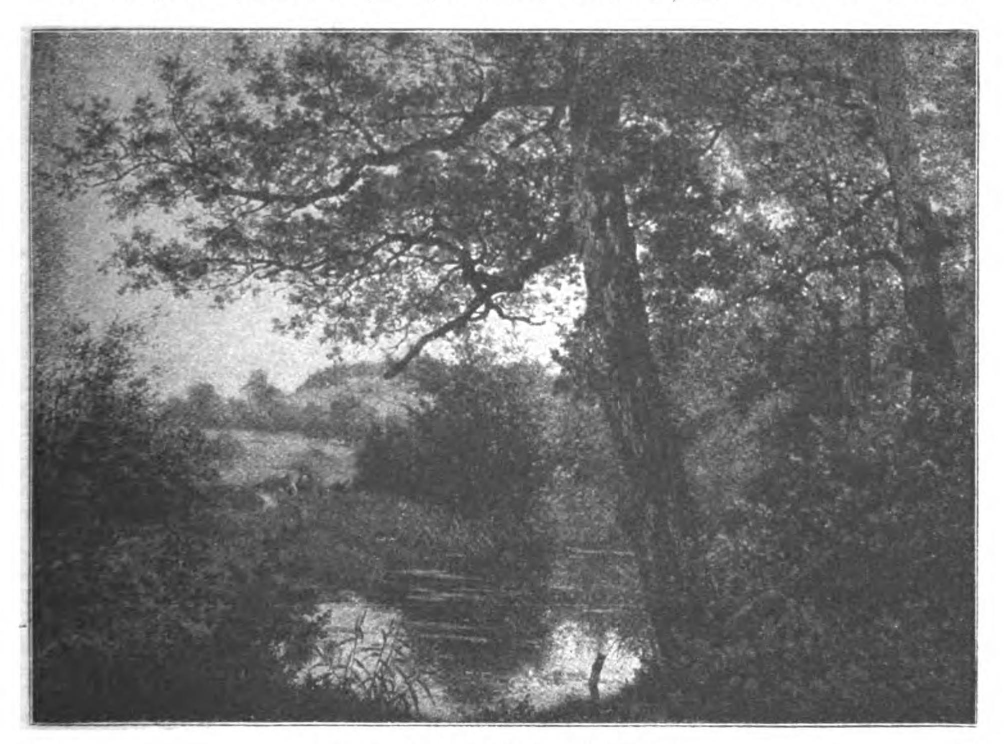
gen zu studieren er sich zur Aufgabe gemacht hatte.

Georg Wilhelm Issel wurde 1785 im Hessischen geboren und zog bald mit seinen Eltern nach Darmstadt. Seine erste Anregung und Ausbildung zum Malerstudium scheint er in Frankfurt erhalten zu haben. Frühe Bilder weisen noch bei aller beginnenden Naturnähe auf die Kunst der beiden Frankfurter Christian Georg Schütz hin, dann scheint ihm auch der in Frankfurt lebende Wiener Anton Radl etwas bedeutet zu haben.

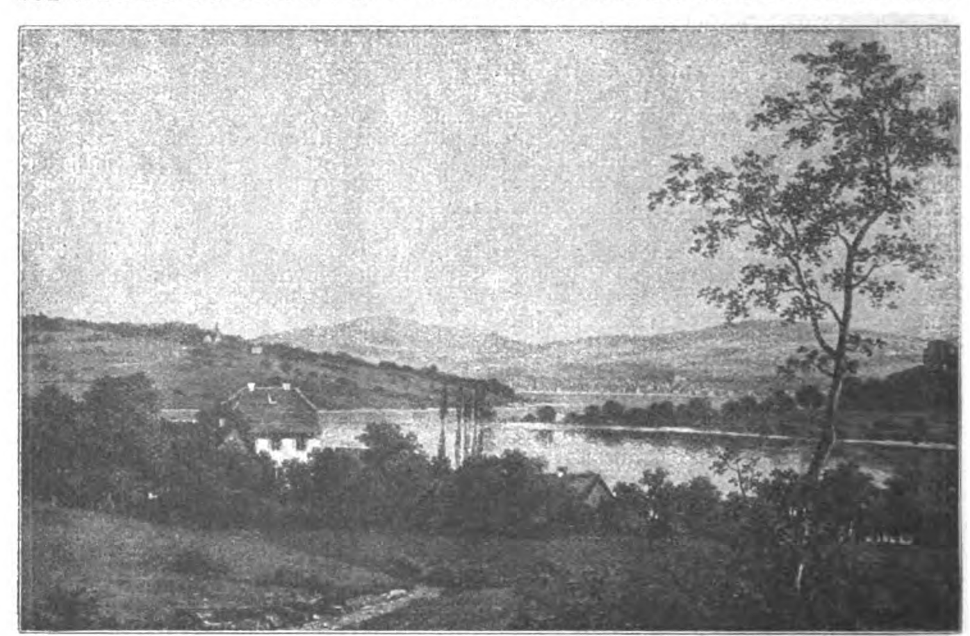
Bei seiner Rückkehr nach Darmstadt ernannte ihn der Großherzog, der ihm besonders Gönner war, zum Kammersekretär und ließ ihn zu seiner Ausbildung als Maler reisen. 1810 finden wir ihn in Heidelberg, wohin er schon damals vielfach von Darmstadt aus kam. Im Winter 1813/14 ist er in Italien. Ein Bild des Vatikans hatte er zu Beginn des Jahres 1814 fertiggestellt. Seit Ende Februar weilt er in München, macht von dort aus Ausflüge nach Tirol und ins bayrische Hochgebirge. Im Juni malt er am Starnberger See und von dieser Studienreise hat sich eine prächtige, ganz neuzeitlich anmutende Seestudie erhalten, die er „auf dem Speicher des Wirtshauses zu Seeshaupt Freitag nachmittags bei beständigem Regen" laut seiner eigenen, das frühe liebevolle Eingehen auf die Natur bestätigenden Inschrift gemalt hat.

Im März 1815 finden wir ihn in Paris. Damals malt er seine Regenstudie zu den Pariser Kirchen Pantheon, St. Barbe und St. Etienne, die er auch in einem großen Gemälde, einem der wenigen größeren, die er überhaupt malte —, denn anspruchslos wie die dargestellten Gegenstände war auch zumeist sein Format — verewigt hat, wie er sie aus seinem Zimmer im Quartier Latin erblickte in ungewöhnlicher Auffassung wie sie wuchtig in die Lüfte ragen, von förmlichen Luftfluten jetzt umgossen (zw. S. 632 u. 633). In demselben Jahre noch fertigt er auch am Bodensee eine schon völlig impressionistisch wirkende Seelandschaft, die durch meisterhaft gegebene Luft- und Lichtschichten hindurch die fernen Türme von Konstanz erblicken läßt (S. 630). 1816 im Mai ist er wieder in Darmstadt, im Herbst in der Schweiz, wo er in der Gegend von Luzern malt und einen Ausflug über die Furka in das Haslital unternimmt. 1817 finden wir ihn in Wien. 1819 wieder in Paris, wo sein Freund, der Maler Carl Becasse, sein Porträt malt. 1820 ist er am Bodensee und dort heiratet er am 6. Juli Viktoria von Chrismar, die Tochter des Großh. Badischen Geh.-Rats und Domkapitels-Syndikus in Konstanz Josef von Chrismar und der Franziska Freiin von Gleichenstein.

Damit war er zum Lande Baden in noch nähere persönliche Fühlung gekommen, und nach kurzem Aufenthalt in Worms, wo er auf die ihm zugesagte Stelle eines Galerie-



Georg Wilhelm Issel: Der Waldtümpel



Georg Wilhelm Issel: Landschaft am Untersee mit der Reichenau

direktors in Darmstadt wartet, zieht er, als sich diese Hoffnung nicht erfüllt, an seinen geliebten Bodensee und kauft sich dort Haus Egg bei der Insel Mainau. Nun malt er immer wieder seinen See (S. 632), zieht aber auch vielfach in die Kantone St. Gallen und Appenzell, bis er sich in den dreißiger Jahren in Freiburg niederläßt. Von dort aus durchstreift er die Schwarzwaldtäler und -wälder, um ihnen in seinen Bildern immer neue Reize abzugewinnen (S. 631). Kein Sommer vergeht, ohne daß er mit seinen Söhnen ins Glottertal gewandert wäre, das es ihm mit seiner üppig grünenden Wiesenpracht besonders angetan hat und dessen trefflichster Schilderer, wie es in mildem Lichte in all seinem Frieden daliegt, er so recht werden durfte. Auch die Burgruinen der Gegend beginnen ihn zu reizen, und damals entstanden seine Bildchen von der Schauenburg und Burg Rötteln.

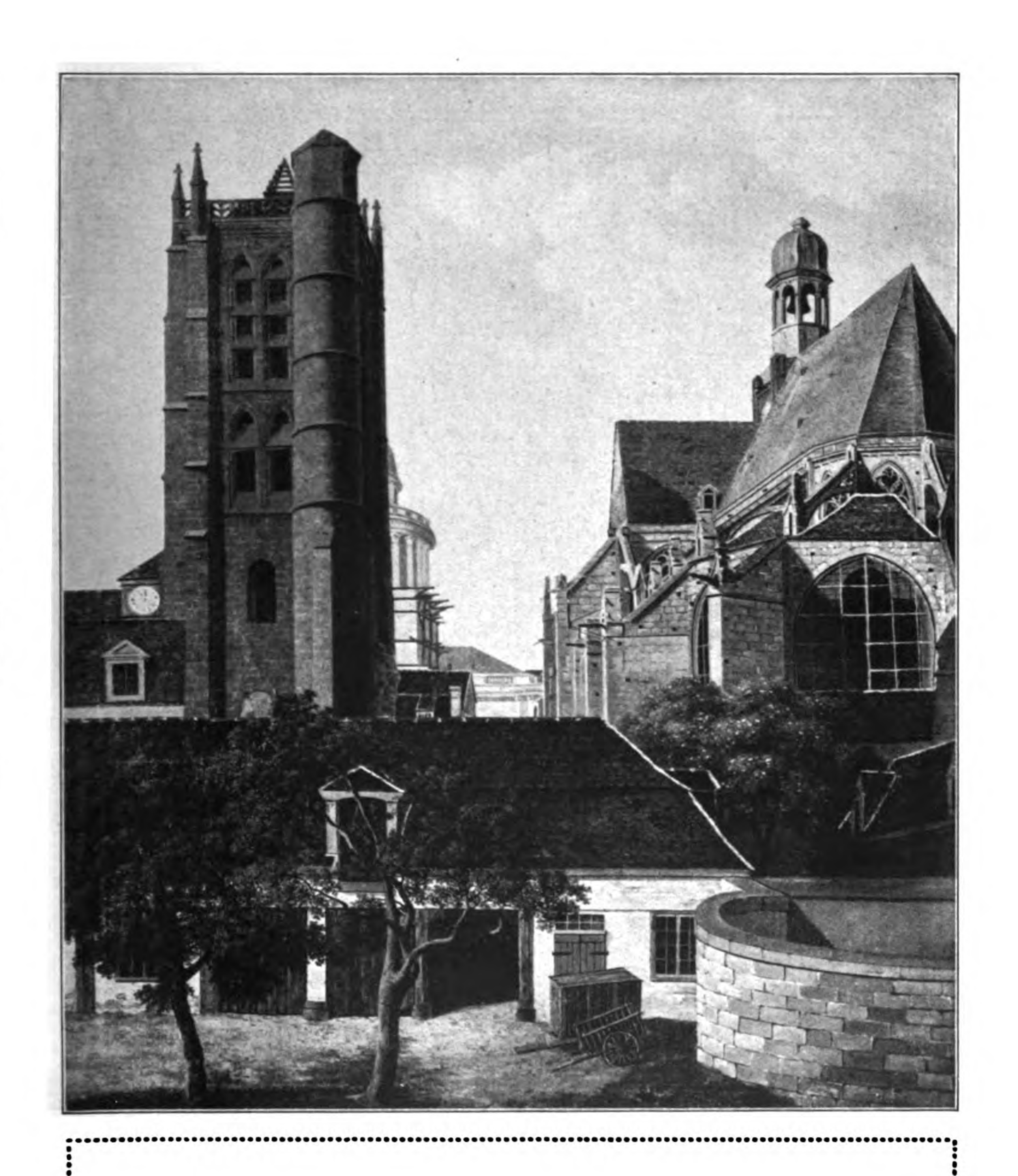
Um 1840 zieht es Issel zu der Stadt, in der er so oft in seiner frühesten Jugend geweilt und Anregungen erfahren hat, nach Heidelberg, wo er von jetzt ab seinen dauernden Aufenthalt nimmt. Er lebte nun immer mehr seinen Liebhabereien, vor allem seiner prächtigen Gemäldesammlung, die Werke erlesenster Art von Niederländern, Italienern und Spaniern vereinigte. Sein Ruf als Kunstkenner und Kunstkritiker verbreitete sich immer mehr und ließ junge Maler auf Maler zu ihm kommen, um sich bei ihm Rat zu holen, während er als Maler selbst zu Lebzeiten schon vergessen, ja eigentlich nie gekannt war. Gemalt scheint er damals selbst nur wenig mehr zu haben, und es ist ein feiner Zug, daß von dem so vielfach seit dem beginnenden Jahrhundert mit Heidelberg und seiner Kunst in Beziehungen getretenen Maler kaum eigentliche Heidelberger Bilder gefertigt wurden; das Motiv Schloß und Stadt war ihm, dem Schilderer der Natur in all ihrer Schlichtheit, allzu abgenutzt, und wenn er schon etwas malte, mußte es auch hier etwas Besonderes sein, sei es nun das Neckartal bei Schlierbach, die roten Steinbrüche bei Neckargemünd oder das trutzige Hirschhorner Stadtbild.

In Heidelberg stirbt er auch 1870, 85 Jahre alt, als der Patriarch der Heidelberger Maler aus der Zeit der Romantik.

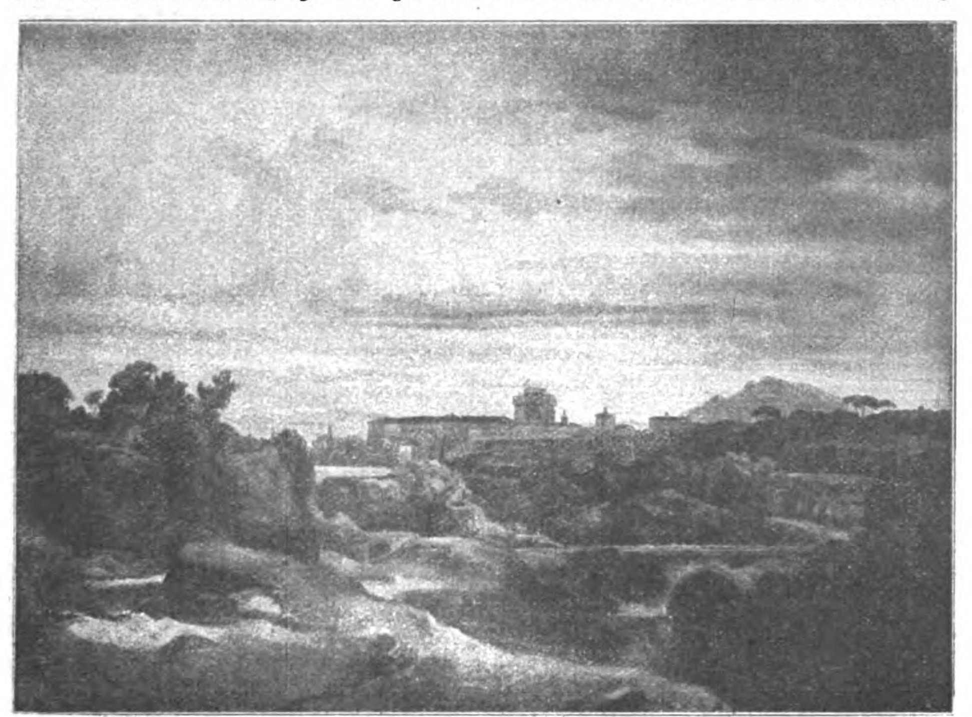
Und doch ist er ein ureigener Vertreter dieser Zeitkunst nie gewesen, dafür war seine Kunstweise zu vorgeschritten, realistisch und gegenständlich. Und damit sollte er der Natur näher kommen als alle übrigen Maler der Zeit aus dem Heidelberger Kreise. Ohne Pathos, ohne jede Staffage und Symbolik hat er seine schlichten Bildchen gemalt, und damit ist er auch den norddeutschen Meistern dieser Zeit — Kaspar David Friedrich einbegriffen — vorangeschritten, neuzeitlicher Kunst die Wege bahnend.

Aus dem Kreise der Darmstädter Maler traten noch zwei weitere zu Heidelberg und seiner Landschaft in Beziehungen: August Lukas und Heinrich Schilbach.

Lukas scheint seine ersten Anregungen von Karl Fohr erhalten zu haben und war dann wie dieser in Italien unter dem Einfluß von J. A. Koch. Er ist weit mehr Romantiker als Issel. Das zeigt uns so recht seine Auffassung des deutschen Waldes, in



St. Etienne du Mont, Ste. Barbe
und Pantheon in Paris
Ölgemälde von Georg Wilhelm Issel



Ernst Fries: Morgenstimmung bei Rom

den er immer, im Gegensatz zu seinem älteren Genossen, etwas Märchenhaftes hineinzutragen weiß.

Hier steht wieder in all seiner Frische Heinrich Schilbach der Natur näher, ein Schüler des aus Heidelberg stammenden Darmstädter Theatermalers Primavesi, der aber doch wohl seinen Haupteinfluß und den bestimmten Hinweis zur Natur durch Ernst Fries erhalten haben wird.

Damit kommen wir zu einer der bedeutendsten Erscheinungen unter den Heidelberger Malern der Romantik, den leider wieder ein früher Tod nicht ausreifen ließ.

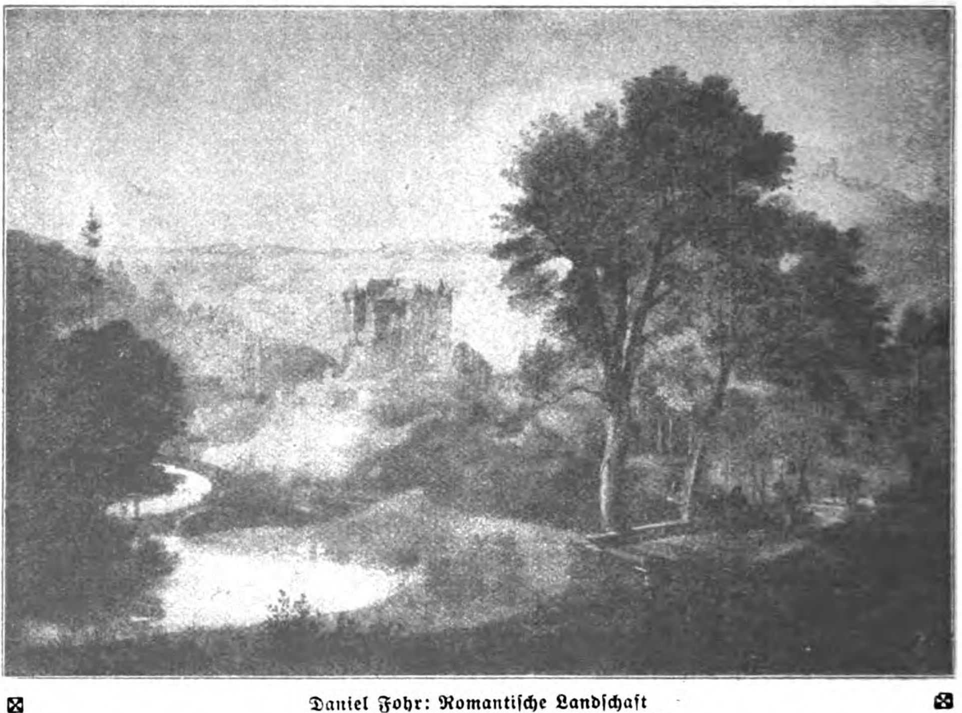
Er war mit seinen Brüdern, die gleichfalls das reiche Kunstleben dieser Zeit in Heidelberg zur Malerlaufbahn gewiesen hatte, in reichem und kunstsinnigem Hause aufgewachsen. Sein Vater war Bankier und Fabrikant und hatte eine nicht unbedeutende Gemäldesammlung zusammengebracht, an der sich der ganze junge Maler- und Schülerkreis des ältern Rottmann ergötzte und bildete.

Neben alten Meistern hingen hier auch die in Heidelberg selbst wirkenden frühen Romantiker, und ein Ölgemälde von Wallis ‚Kloster im Mondschein‘, das auf der Heidelberg-Ausstellung seinen Platz fand, stammt auch daher und war danach in den Besitz des Malers Georg Philipp Schmitt gekommen, der uns noch beschäftigen wird.

Wie Fohr und Rottmann hatte Fries zum Lehrer den alten Friedrich Rottmann, bis der Mannheimer Karl Kuntz als Karlsruher Galeriedirektor seinen Einfluß auf ihn ausübte und Italien das übrige tat, wobei schließlich in München dem koloristischen Einfluß seines alten Heidelberger Freundes Karl Rottmann auch sein Teil zugeschrieben werden darf.

Aber wieviel Fries der Natur näher steht, konnte man so recht auf der Romantikerausstellung beobachten, wo zwei Bilder dieser Meister übereinander ihren Platz gefunden hatten, der Sonneneffekt am Kopaissee von Karl Rottmann und die Abendstimmung in Rom (S. 633) von Ernst Fries. Einerseits klassische Schönheit in Komposition und Linienführung, voll Pathos zurechtgemacht und trotz aller Farbenglut kalt wirkend; anderseits, auch bei aller Klarheit der Formenbehandlung, ein liebevolles und wahrhaftes Eingehen auf die Schönheiten der Natur selbst, der Fries von Jugend an eben weit näherstand als sein wenig älterer Heidelberger Kamerad. Man glaubt in den frühesten Bildern so etwas von der ehrlichen Naturwahrheit des alten Issel selbst zu verspüren. Das römische Bild ist zugleich sein letztes geworden; unvollendet stand es auf der Staffelei, als er sich im Fieberwahn am 11. Oktober 1833 die Pulsadern öffnete.

Auch zum Porträt hatte Fries ein entschiedenes Talent, wie zahlreich erhaltene Blei- und Kohlenskizzen beweisen, von denen uns das liebreizende Bildnis seiner jungen Gattin seine Kunst auch hierin näherbringen mag (S. 634).



Daniel Fohr: Romantische Landschaft

Aus dem Karlsruher Malerkreis traten dann vor allem noch Johann Wilhelm Schirmer und seine talentierten Schüler Gustaf Osterohlt und Karl Ludwig Fahrbach in Beziehung zur Heidelberger Landschaft. Gerade dem in freier dichterischer Weise seine Bilder komponierenden Schirmer mußten ihre großartigen Motive liegen, wie er sie dann auch um den ‚Gang nach Emmaus', um ‚Die Flucht nach Ägypten' als Staffage zu legen wußte.

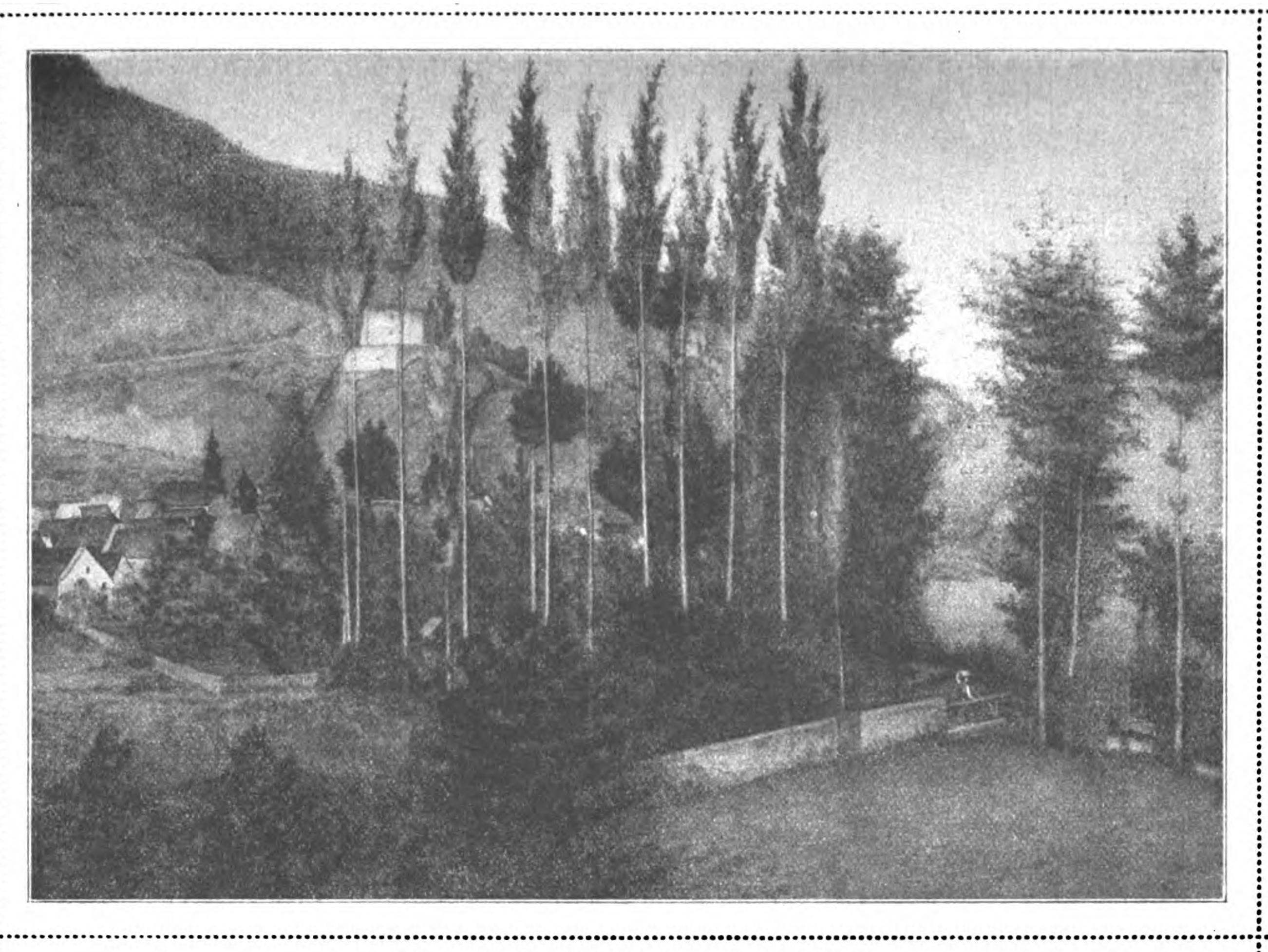
Noch mit weit größerer Phantasie, aber auch weit geringerem Talent hat sich dann der jüngere erst 1862 verstorbene Bruder Karl Fohrs, Daniel Fohr, in solchen freien Zusammensetzungen versucht.



Ernst Fries: Bildnis der Gattin des Künstlers Luise geb. Stockhausen

Ihm war nun nichts mehr romantisch genug. Im Vordergrund der Heidelberger Wolfsbrunnen, rückwärts Burg Eltz, der Druidenstein bei Moselkern, das Maifeld und in die Lüfte ragend Trutzeltz ist so eine seiner Kompositionen (S. 634). Und Deutschland im tiefsten Verfall nennt er einen großen Karton, auf dem der Chor von Heisterbach, das Hochkreuz bei Bonn zwischen Kirchhofsstimmung mit über Sümpfe geisternden Irrlichtern und flatterndem Getier bei Mondschein eine höchst romantische Vereinigung bietet.

Von diesem Vertreter der entfesseltsten Romantik kommen wir zu einem stillen und feinen Meister, den die Kunstgeschichte



Georg Philipp Schmitt: Wolfstein im Lautertal (Pfalz)

bisher völlig übersehen und vergessen hat. Ein Künstler, der in merkwürdiger Vielseitigkeit die Historie, das Porträt, die Landschaft und auch das Stilleben meisterte, dessen Herz aber ganz und gar der deutschen Landschaft gehörte, aus deren inniger Schilderung ihn die unerbittliche Mode der Zeit, der Zug nach der Münchener Akademie dem unheilvollen Einflusse von Peter Cornelius zu, herausriß.

In der Pfalz, in Wolfstein im Lautertale, in einer der malerischsten Gegenden des Landes, wuchs Georg Philipp Schmitt heran, bis er in den zwanziger Jahren mit seinem Vater nach Heidelberg zog, der als Privatdozent an der Universität Philosophie lehrte. In Heidelberg wurde er der Schüler von Christian Xeller, von dem wir noch wenig wissen und von dem es nicht unerwähnt bleiben soll, daß er auch einer der Jugendlehrer von Karl Rottmann geworden ist. Er war nach Heidelberg als Restaurator der altdeutschen Werke der Sammlung Boisserée gekommen. Mag es hier auch kurz erwähnt werden, daß selbst Karl Rottmann, der sich von Jugend an allein der Landschaft zugewandt hatte, auch in ihr einmal eine kleine Madonna von Memling kopierte, die jetzt die Sammlungen der Universität Würzburg bewahren.

Xeller selbst war nicht einseitig; er hat sich ebensogut mit der Landschaft wie mit dem Porträt und religiösen Darstellungen beschäftigt, wie erhaltene Inventare beweisen, die uns zeigen, daß er wohl gerne seine Modelle in altdeutscher Manier vor Landschaften mit Heidelberger Motiven zu malen pflegte.

So mag er denn auch die natürliche Begabung seines Schülers Schmitt für die Landschaft erkannt und gefördert haben.

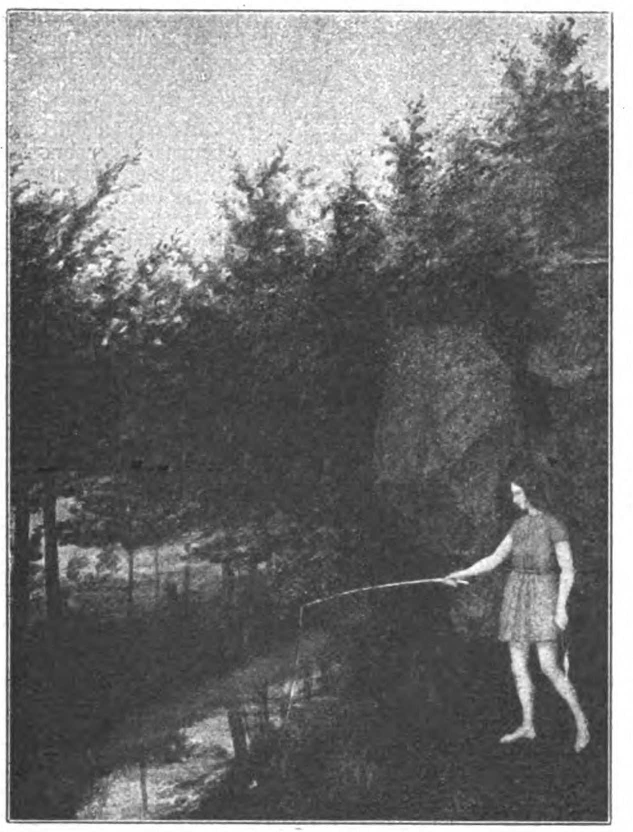
Was aus Schmitt als Landschaftsmaler hätte werden können, zeigen uns in überraschender Weise die frühen Aquarelle seines Heimatsdörfchens Wolfstein und des Lautertales (S. 635), die zu den bedeutendsten Eindrücken der Heidelberger Romantikerausstellung gehörten. Eingestellt auf die feinsten Farbennuancen, auf ein trübes Grau und Grün in gebrochenen Farben abgestimmt, schien in ihnen gleichsam die Kunst eines Steppes, eines Karl Haider vorweggenommen, und der Maler hat hier nicht haltgemacht, wenn er auch später als ‚Porträt- und Historienmaler‘ nur verstohlen und, wie er bezeichnenderweise selbst sagte, nur zu seiner Erholung Landschaften meist in kleinstem Format malte, seine Entwicklung ging doch auch hierin weiter, und in ihrer breitflächigen Pinselführung, ihren vereinfachten Farbentönen weisen einige dieser Werke in deutlicher Weise, schon ein Lebensalter vorher, auf den kommenden Heidelberger bahnbrechendsten Landschafter, auf Wilhelm Trübner hin.

Von München zurückgekehrt, läßt sich Schmitt in Heidelberg nieder, und nun entstehen Werke, die in meisterlicher Verbindung



Georg Philipp Schmidt: Der Maler im Kreise seiner Familie

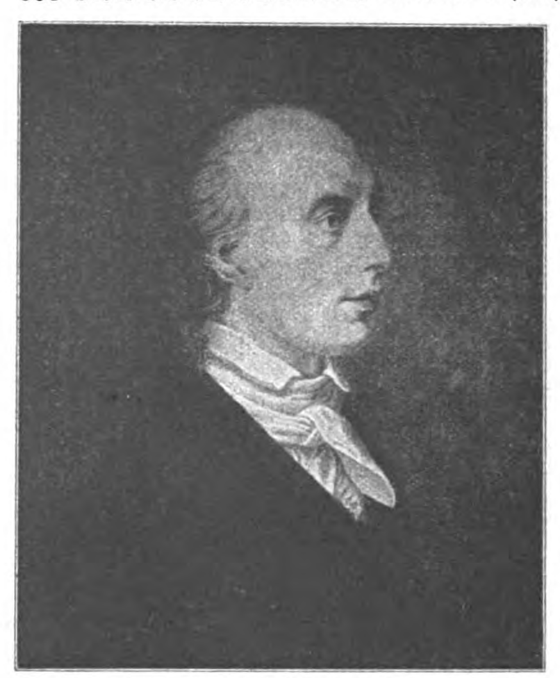
die Innigkeit nazarenischen Geistes mit der Landschaft zu vereinigen suchen, die er immer wieder, wo es nur eben möglich war, anzubringen wußte. Das große Familienbild, das den Maler mit seinen Angehörigen auf den Höhen des Neckartales vor einer als Wohnung eingerichteten Ruine darstellt (S. 636), eine Federzeichnung seines Sohnes Guido in romantischer Landschaft mit Pfälzer Burgmotiven unter einer Edelkastanie gelagert und eine in tiefer Andacht empfundene Sepiazeichnung der heiligen drei Könige, mit Aquarell und Gold zu eigenartiger Wirkung gehöht, zeigen uns deutlich diese Bestrebungen des jungen Künstlers. Bei seinen späteren Historienbildern ist er dann, dem Zwange der Mode folgend, immer mehr von seiner eigentlichen Begabung abgewichen und hat damit ein gutes Teil der Originalität seiner Jugend eingebüßt. In Italien ist dieser Künstler der Romantik nie gewesen, auch sonst hat er kaum größere Reisen unternommen. Er malte in Heidelberg und der Pfalz, und sein Pinsel hat auch viele Ausländer, wie sie sich damals in einem solchen romantischen Mittelpunkt wie der Neckarstadt ansammelten, festgehalten. Nur im späten Alter, als es sein Sohn Guido in England als Porträtmaler zu Ansehen gebracht hatte, ist er dahin zum Besuch gereist und hat auch dort zahlreiche Aufträge ausgeführt. Zu Wohlstand gekommen, erbaute er sich im Klingenteich ein echtes Malerheim, hinter dem sich ein Berggarten in die Edelkastanienwälder Heidelbergs verliert, in dem sich Rosen um alte Barockplastiken schlingen und es in südlicher Üppigkeit grünt und blüht. Dort ist er denn auch 1873 gestorben. Sein ältester Sohn, der den echt romantischen, auch durch Eichendorffs Schilderungen immer beliebter gewordenen Malernamen Guido trägt, während der zweite Sohn und Schüler des alten Meisters, Nathanael, im Kriege in Karlsruhe starb, wohnt hier noch heute in alter Frische, als ein guter Teil der Überlieferung Heidelberger Maler der Romantik unter uns, der nun in hohem Alter noch einmal in der von ihm von Anfang an in tatkräftiger Weise unterstützten Ausstellung sein Leben an sich vorüberziehen sieht.



⊠ Georg Philipp Schmitt: Fischer im Lautertal ⊠

Aber auch der Stillebenkunst des alten Georg Philipp Schmitt ist in seinem jüngeren Bruder Franz (geb. 1818 in Wolfstein) ein Schüler erwachsen, der ihn in diesem Stoffe selbst an realistischer Darstellung übertroffen hat (S. 639). Auch er war vergessen, als er 1898 in Frankenthal starb. Georg Philipp Schmitt war für uns der erste Maler, bei dem wir den Einfluß altdeutscher Bilder entstehen und wirksam werden sahen. Noch am 2. Dezember 1842 spricht Sulpiz Boisserée in seiner Materialsammlung von „dem jungen Maler Schmitt aus Kaiserslautern“ und einem in seinem Besitze befindlichen alten Porträt eines jungen Mannes vor landschaftlichem Hintergrund, an dessen Kauf er denkt, denn der Maler war auch ein kenntnisreicher Sammler und Wiederhersteller von Bildern wie all diese Heidelberger Künstler der Zeit und besaß auch die bekannte Geißelung von Rembrandt, die sich jetzt im Landesmuseum in Darmstadt befindet.

Die Heidelberger Maler waren nun neben der Landschaft im Anblick altdeutscher und altniederländischer Heiligenfiguren auf einmal vor eine andere Aufgabe gestellt worden und eine fromme Welt voll Farbenpracht, oft von feierlichem Goldgrund aufglühend,



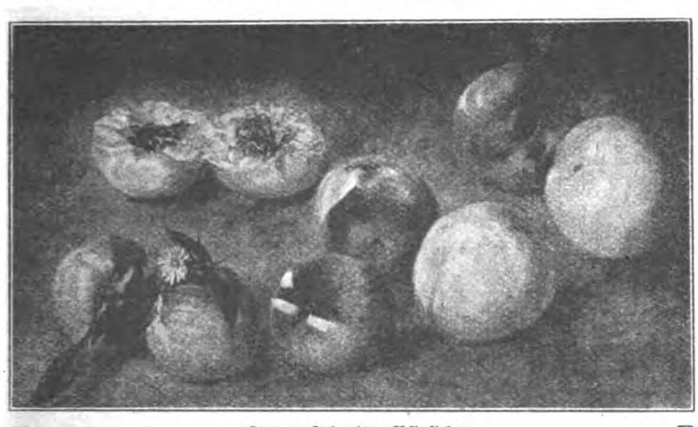
Jakob Roux: Bildnis von Joh. Heinr. Voß

erschloß sich ihnen und ihrer Kunst, und an die Ritterzeit des Mittelalters gemahnen von jetzt ab in der bunten Tracht die Bilder biederer Heidelberger Bürgerinnen, die züchtig, oft Madonnen gleich, auf uns niederschauen. Dieser neue Zug geht auch durch die Werke des von Goethe nach Heidelberg empfohlenen Jakob Roux, der als Maler so gut wie vergessen ist. Er hat uns auch einmal die steinernen Züge des Heidelberger Dichters Johann Heinrich Voß in einem wirkungsvoll vereinfachten Gemälde überliefert (S. 638), das er einen Monat vor dem Tode des Homerübersetzers am 20. Februar 1826 gefertigt hat. —

Der bedeutendste der Restauratoren der Sammlung Boisserée, Jakob Schlesinger, hat auch eine Reihe lebensvoller Porträts hinterlassen. Ein Augenübel, das ihn schon im Jünglingsalter befallen, behinderte ihn leider an einer ausgedehnteren Tätigkeit und wies ihn auf das Restaurationsfach. Schon auf der Heidelberger Porträtausstellung 1914 waren Werke aus den verschiedensten Zeiten seines Lebens vereinigt. Damals bereits wies der vielversprechende, leider dem Krieg zum Opfer gefallene Dr. Fritz Krauß, der durch die Vorarbeiten zu seiner hinterlassenen trefflichen Biographie Karl Rottmanns so recht zum Kenner und Schilderer dieser Zeit berufen gewesen wäre, auf die merkwürdige Verschiedenheit der Qualität der Jugendwerke mit seinen späteren Porträts hin. Wohl am deutlichsten bei ihnen zeigt sich der altdeutsche Einfluß bei seinem Jugendbildnis mit dem echt Dürerschen Pupillenruck, das auch durch seine festen Linien und Farben mit den beiden bedeutendsten Werken dieser Zeit, den Porträts des Ehepaars Welcker von 1818 verbunden ist, von denen gerade das Bildnis der Frau in dem harten Aufeinanderstoßen von starkem Grün und massivem Rot in all seiner verträumten Versonnenheit von archaistisch pikantem Reiz ist. „Als dann Anfang der zwanziger Jahre Schlesinger außerhalb des Bannkreises der Boisserée-Sammlung geriet und nach Berlin verschlagen wurde, verlor sich der altdeutsche Einfluß, und er tauchte dann seine Bilder in den üblichen Galerieton, wie sein spätes Selbstporträt und das Porträt seines Schwagers und Mitrestaurators in Heidel-



Jakob Schlesinger: Bildnis seiner Gattin Charlotte geb. Koester



Franz Schmitt: Pfirsiche

berg, des auch durch Gottfried Keller bekannten, etwas verwachsenen Christian Koester es kundtun."

Was Schlesinger aber doch auch später fähig war zu leisten, zeigt ein jetzt zum Vorschein gekommenes Bild seiner Gattin Charlotte Schlesinger geborenen Koester von Friedelsheim, das in der Eindringlichkeit und psychologischen Vertiefung, in der überraschenden Feinheit der Farbenkomposition unmittelbar an Waldmüller gemahnt (S. 638). — Der ‚Romantikerklause' auf dem aus den grünen Neckarbergen aufsteigenden Stifte Neuburg bei Heidelberg ist auch Fritz Krauß ein trefflicher Schilderer geworden. Er hat uns in all die feinen Beziehungen eingeweiht, die den Hausherrn Friedrich Schlosser mit den Dichtern und Malern der Romantik verbanden. — Auch dieser Kreis der Nazarener, der der Overbeck, Steinle, Veit und Führich, ist so zu einem Teil der Malerei dieser Zeit in Heidelberg geworden, der nicht bei einer geschlossenen Vorführung dieser Kunst fehlen durfte. Mag uns wenigstens ein Werk des Lieblingskünstlers und Hausfreundes Friedrich Schlossers, Eduard von Steinles, ‚Die Flucht nach Ägypten' aus seinem Besitze hier ihre Kunst vergegenwärtigen (S. 639).

Ein Schilderer des badischen Sagenlebens ist der in Heidelberg 1800 geborene Jakob Goetzenberger geworden, der als Lieblingsschüler von Cornelius von ihm so starke und einseitige Anregung empfing, daß der Meister einmal ein Madonnenbild seines fünfundzwanzigjährigen Schülers als eigenes Werk an einen kurländischen Liebhaber verkaufen konnte. Er hat den Schwarzwald wieder mit seinen Nixen, Rittern und Klosterfrauen bevölkert, wenn man auch nicht bei seiner süßlich geleckten Art an Schwindsche Sagenbehandlung denken darf. Ein Gemälde ‚Zug der Flora' vertrat ihn auf der Heidelberger Ausstellung auch auf diesem Gebiet, zu dem er sich Damen aus angesehenen Baden-Badener Kreisen als Modelle in etwas leichter Kleidung genommen hatte. Da er das Bild aber auch in der Stadt öffentlich ausstellte, mußte er schleunigst nach England fliehen, zu dessen süßlicher Kunst er



Eduard von Steinle: Die Flucht nach Ägypten



H. Baumgärtner: 11 Uhr-Messe im Hotel König von Portugal in Mannheim

überhaupt in späteren Jahren Beziehungen pflog.

Neben den Malern gab es dann in Heidelberg noch eine Gruppe von talentierten Zeichnern. — Von ihnen sei hier Heinrich Baumgärtner hervorgehoben, der Bohémien unter den Künstlern dieser Zeit, der schließlich, völlig verkommen, sich dem Studenten- und Wirtshausleben widmete und dort Gruppenbilder in trefflich-lebendiger Anordnung, von geistreichem Lichterspiel überflossen (S. 640), zuwege brachte.

Als Zeichner war auch vorübergehend Joseph Raabe in Heidelberg tätig, und von ihm besitzen wir ein angeblich Marianne Willemer, die Suleika Goethes, darstellendes Porträt von 1813, in Kohle mit Kreide gehöht (S. 640).

Damit werden wir noch einmal in die Zeit zurückversetzt, als die Wogen der Heidelberger Romantik hochaufschlugen, in die Zeit, die ihrem jugendfrischen Erbrausen, in dem, die Laute am blauen Bande, der mutwilligste unserer rheinischen Romantiker, Clemens Brentano, auf der Suche nach alten Volksweisen das Neckartal durcheilte, in dem Josef von Eichendorff seine strahlendsten Lieder sang, unmittelbar folgte, als sich der alternde Goethe, jugendfroh in neu aufkeimender Liebe zu seiner Suleika, noch einmal für all die in südlichem Pflanzenwuchs rauschende Pracht der Umgebung des Schlosses begeisterte und sie in die Lyrik des west-östlichen Diwans einfließen ließ und ihm zur selben Zeit die Bilder der Brüder Boisserée in Heidelberg zum Erlebnis wurden — Natur und die Kunst altdeutscher Meister, aus denen heraus auch die Malerei der Heidelberger Romantik geboren wurde. Wie in der Literatur ist auch in der Malerei der Name Romantik vieldeutig. Wir haben es mit Künstlern zu tun, deren Begabungen mannigfaltige Wege einschlugen. Es fehlt ihnen der große Führer, der sie wirkungsvoll in der Geschichte vertritt. Darum sind sie bald vergessen worden, oder wurden höchstens als liebenswürdige Erscheinungen gewertet, die neben der eigentlichen geschichtlichen Entwicklung einhergingen, und erst dem Spürsinn begeisterter Heimatliebe war es vorbehalten, ihre Werke und Namen zu sammeln.



Joseph Raabe: Angebliches Bildnis der Marianne von Willemer

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Alte Briefe. Erinnerungen an Louise von François und Marie von Ebner-Eschenbach. Von Paul v. Szczepanski

Ein Autographensammler bin ich niemals gewesen. Den Stolz darauf, die Handschriften berühmter Leute zu besitzen, die man persönlich niemals gekannt hat, begreife ich nicht, und von der Wissenschaft, die aus der Handschrift den Charakter deutet, verstehe ich nichts. Aber Briefe, die an mich gerichtet waren und die mir durch den Schreiber oder ihren Inhalt bemerkenswert erschienen, habe ich zurückgelegt. Nicht liebevoll, sondern sehr pietätlos wurden sie in eine alte Truhe geworfen, in der einmal vor Jahrhunderten die Bäckerinnung eines thüringischen Städtchens ihre Innungspapiere aufbewahrt hat. Eine auf der Vorderseite in Holz geschnitzte und zwischen zwei Karyatiden ruhende Brezel erinnert an ihre erste Bestimmung. Freunde, die diese Truhe bei mir sahen und von ihrem neuen Inhalt erfuhren, hielten mich für einen Sammler und glaubten mich zu erfreuen, wenn sie mir auch Briefe berühmter Leute brachten, die nicht an mich gerichtet waren. Die wanderten zu den übrigen. In meinem bescheidenen, aber behaglichen Altersheim im Schwarzwald habe ich endlich Muße gefunden, in diesem Haufen von zurückgelegten Briefen nicht nur gelegentlich zu kramen, sondern die Briefe zu sichten und zu ordnen. Ich habe mich bei dieser Gelegenheit davon überzeugt, daß auf diesem mühelosen Wege und ohne, daß ich es wollte, im Lauf von reichlich vierzig Jahren doch eine Sammlung zustande gekommen ist, die den Neid manchen Sammlers, der seiner Passion viel Zeit und Geld geopfert hat, erregen dürfte.

Immerhin eine angenehme Überraschung. Wertvoller aber ist mir die Entdeckung, daß nichts so auffrischend und stärkend auf das Gedächtnis wirkt und die Erinnerung mehr belebt als ein alter Brief. Nicht nur den Schreiber, sondern auch sich selbst sieht man wieder, wie man damals war — vor zwanzig, dreißig, vierzig Jahren — und man erlebt noch einmal, was man damals erlebt und längst zu den Akten gelegt hat. Wer rückschauend sein Leben noch einmal leben will, der mache es mir nach.

Da fand ich zum Beispiel zwei Briefe von Louise von François. Jedesmal, wenn ich in den letzten Jahrzehnten durch Weißenfels kam, habe ich aus dem rollenden Zuge nach den Fenstern ihres Mansardenzimmers gesucht, die man in früheren Jahren nicht übersehen konnte und die ich das letztemal nicht mehr gefunden habe. Wahrscheinlich verbaut oder hinter emporstrebenden Pappeln versteckt, während eine neue Generation sich bemüht hat, den Romanen der Dichterin, die in dieser Mansarde ihr Leben beschlossen hat, der ‚Letzten Reckenburgerin', ‚Frau Erdmuthens Zwillingssöhnen' und anderen, einen neuen Leserkreis zu verschaffen. Vor dreißig Jahren waren sie fast vergessen. Und Louise von François litt nicht darunter, daß ihre Romane kaum noch gelesen wurden, und erst recht nicht darunter, daß sie selbst vergessen war. Für sie hatten ihre Romane ihren Zweck erfüllt, und es wäre ihr höchst unwillkommen gewesen, wenn sie von den Zeitgenossen als berühmte Dichterin gefeiert worden wäre. Eine schwerblütige, auf Einsamkeit gewiesene Natur, hatte sie zur Feder nur gegriffen, um ihren Lebensunterhalt zu erwerben; „wenn ich mit Strümpfestricken genug hätte verdienen können, hätte ich lieber Strümpfe gestrickt," sagte sie mir. Das Bedürfnis, anderen etwas mitzuteilen oder sich selbst etwas von der Seele zu schreiben, lag ihr sehr fern.

Auf Veranlassung der Baronin Marie von Ebner-Eschenbach suchte ich Louise von François von Leipzig aus im Jahre 1890 in ihrer Mansarde in Weißenfels auf. Beide liebten sich — bei der Ebner war diese Liebe schwärmerische Verehrung, bei der François neidlose Bewunderung. Jede schätzte an der anderen das, was sie nicht hatte; die François an der Ebner die sichere Weltgewandtheit der großen Dame, die Ebner an der François die puritanische Strenge ihrer inneren Abgeschlossenheit. Und jede war von der Herzensgüte der anderen bezaubert. Selten werden so verschiedene Frauen so innige Freundschaft geschlossen haben.

Als ich Marie von Ebner-Eschenbach in meiner Eigenschaft als Redakteur dieser Hefte zu Anfang genannten Jahres in Wien aufgesucht hatte, fand ich sie erschüttert von einer Zeitungsnachricht, die die Mansarde betonte, in der Louise von François wohne, und von der Dürftigkeit sprach, in der sie ihr Leben zubringen müsse. Doppelt erschüttert, weil sie fürchtete, Louise von François könne diese Notiz gelesen haben und von ihr unzart berührt worden sein, und mehr noch, weil sie nicht für unmöglich hielt, was in dieser Notiz von der Dürftigkeit gesagt war, sei nackte Wahrheit. Trotzdem die Freundin ihre Hilfe, die sie in schonen-

der Form angeboten, mit der Begründung abgelehnt hatte, es fehle ihr an nichts.

Marie von Ebner bat mich, Louise von François unter dem Vorwand, einen Roman oder eine Novelle von ihr für die ‚Monatshefte‘ zu erbitten, trotzdem wir beide wußten, daß diese Bitte vergeblich sein würde, aufzusuchen und ihr dann brieflich zu berichten, wie ich ihre Freundin gefunden habe. Sie übernahm es, meinen Besuch bei Louise von François anzumelden.

An einem Nachmittag fuhr ich von Leipzig nach Weißenfels und wurde auf Grund des Briefes der Ebner wohl freundlicher von Louise von François empfangen, als es Fremden gegenüber sonst ihre Art war. Schwarzes Haar, in dem noch kein Silberfaden schimmerte, schöngeschnittene, aber strenge Gesichtszüge und eine große, hagere, noch ungebrochene Gestalt ließen die Greisin, die selbst die Tür öffnete, fast wie eine Norne erscheinen. Aber aus dunklen Augen lächelte ein Willkommen, als ich meinen Namen genannt hatte.

Wahrscheinlich durchschaute sie, daß der ihr von Frau von Ebner angegebene Grund meines Besuches nur ein Vorwand war. Denn sie erklärte mir sofort, daß sie die Feder endgültig niedergelegt habe. Aber sie freue sich, einen jungen, ihr so warm empfohlenen Berufsgenossen kennen zu lernen. Dann sprachen wir natürlich von der Ebner, und Louise von François wurde warm, als sie ihre Güte pries. „Es ist mir peinlich,“ sagte sie, „immer ablehnen zu müssen, weil ich weiß, daß ich ihr eine große Freude machen würde, wenn ich ihre Hilfe annähme, aber ich brauche ja nichts.“ Und sie fuhr fort: „Ich habe sogar über meine Bedürfnisse, und schrieb deshalb der Schillerstiftung, sie möge eine Unterstützung, die sie mir gewährt, einer Bedürftigeren zuwenden. Aber ich erhielt die Antwort, diese Unterstützung sei keine Unterstützung, sondern eine Ehrengabe, die ich annehmen müsse. Seitdem lege ich diese Summe jährlich für einen Neffen zurück, der Kadett ist und als vermögensloser Offizier die kleine Erbschaft einer Tante wohl willkommen heißen wird.“

Das Mansardenzimmer, in dem wir saßen und dem ich auch später noch in Zeitungsnachrichten als dem Beweis ihrer dürftigen Umstände begegnet bin, bestätigte eher, was sie sagte, als daß es ihm widersprach. Ein richtiges Mansardenzimmer war's überhaupt nicht. Es lag allerdings im Dachgeschoß des stattlichen Hauses, aber in einem aufgebauten Frontispiz. Wirkliche Mansardenräume mit gebrochenen Wänden waren das an das große mit altem, aber gut erhaltenem und behaglichem Hausrat eingerichtete Wohnzimmer anstoßende Schlafzimmer und die Küche. Außerdem gehörte zu der Wohnung noch ein geräumiges Turmzimmer, das im Winter niemals, im Sommer selten von Fräulein von François benutzt wurde. Sie hatte Furcht, es könnten sich Katzen dort einschleichen. Von dieser Katzenfurcht sprach sie als von einer Schwäche, die ihr Verstand verurteile, die sie aber doch nicht überwinden könne. Sie hatte sich mit den Jahren so gesteigert, trotzdem Louise von François niemals etwas Übles von einer Katze widerfahren war, daß sie selbst vor Katzenbildern ein Schauder faßte.

Die alte Dame war sicher bedürfnislos, aber bedürftig war sie nicht. Sie war auch nicht bedürfnislos geworden, weil es ihrem Stolz widerstrebte, Unterstützungen anzunehmen, sondern sie war es von Natur oder Gewöhnung. Sie lebte auch nicht einsam, weil sie infolge ihrer Lage auf Verkehr verzichten mußte, sondern weil unter den wenigen Bedürfnissen, die sie hatte, das Bedürfnis nach Einsamkeit das lebhafteste war.

So glaubte ich Marie von Ebner-Eschenbach über die Lage ihrer Freundin beruhigen zu können. Aber mich selbst beunruhigte etwas. Der Roman ‚Unsühnbar‘ von Marie von Ebner-Eschenbach war damals eben erschienen, und ich hatte Louise von François mitgeteilt, daß ich ihn wahrscheinlich besprechen würde. Darauf hatte sie mich gebeten, ihr die Besprechung zuzusenden. Nun fand ich gerade an diesem Werk der Ebner, als ich es las, manches auszusetzen; meine Einwände zu unterdrücken, um die Verfasserin und ihre Freundin nicht zu kränken, schien mir unmöglich. Ich hätte denn auf eine Besprechung des Romans überhaupt verzichten müssen. Also mußte ich es darauf ankommen lassen, wie beide Frauen meine sehr beschränkte Anerkennung aufnehmen würden. Die Sorge war unnötig gewesen. Die Freundschaft zwischen Louise von François und Marie von Ebner-Eschenbach beruhte nicht auf gegenseitiger kritikloser Bewunderung. Louise von François beantwortete meine Sendung am 20. August 1890: „Ihren kritischen Artikeln, zumal dem gegen ‚Am Kreuz‘, so scharf derselbe geschliffen war, habe ich Recht gegeben; die warmherzig zustimmenden gegen würdig Werdende haben mich erfreut, für die Erinnerung an die junge opfermütige Bülow“ (Marie Freiin von Bülow hatte ihr Leben geopfert, um ein Kind aus der Gefahr des Ertrinkens zu retten) „die bedeutendes versprach, nehmen Sie meinen warmen Händedruck. Auch die schonende Berührung des kritischen Punktes in ‚Unsühnbar‘ hat mir wohlgethan und herzlich verlangt mich nach Ihrem neuen Feuilleton über die liebenswertheste und geistvollste aller schriftstellernden Frauen, ja, — nach meinem Empfinden — aller Frauen, die ich gekannt. Sie haben Recht, Verehrter, die Bozena ist eine Hauptfigur! Wäre die Dichterin ihr als Heldin treu geblieben mit Beschränkung abirrender Nebenverhältnisse, so besäßen wir einen Roman ersten Ranges. Indessen besteht das unvergleichliche Talent Frau v. Ebners — die Studie des Gemeindekindes abgerechnet — nicht im Roman, sondern in der ge-

drängten Seelenmalerei der sogenannten Novelle, ja mehr noch der bloßen Skizze mit ihrem tiefsinnigen, köstlichen Humor: Krambambuli, Der Muff, Mein Neffe p. p. Meine letzte Kunde über die liebe Freundin datiert aus St. Gilgen, das sie Anfang August verlassen und gegen den Erbsitz der Familie, Zdislawitz in Mähren, zu vertauschen gedachte.

„Ihrem freundlichen Briefe zu Folge, waren Sie unter ärztlicher Behandlung, d. h. krank; was mir gar nicht gefallen hat. Halten Sie es der alten auf und an Siechbetten Erfahrenen zu Gute, wenn sie Sie bittet — als eine Großmuttererfahrung — mit Ihren Jugendkräften, den geistigen wie den körperlichen, recht sorgsam hauszuhalten, damit ein guter Rest für die Altersjahre übrig bleibt, die leider ja viel länger als die der Jugend währen können. Gut Heil fortan! Irre ich nicht, sprach ich Ihnen von der zweiten Auflage eines alten, vergessenen Romans, den der Jankesche Verlag beabsichtigte. Sobald sie, im Oktober, erscheint, schicke ich Ihnen ein Exemplar. Ihnen, d. h. nicht dem Redakteur und Recensenten, lediglich dem wohlgesinnten jungen Mann, der einer einsamen Invalidin erfrischenden Antheil bewiesen hat und dem sie auf keine andere Weise ihr dankbares Erkennen bezeigen kann. Überdies könnte der Inhalt des Buchs — unmodisch wie seine Darstellung sein mag — eine gegenseitige Übereinstimmung dokumentieren. Sie wie ich tragen antideutsche Namen, die einen antideutschen Ursprung beweisen, während Natur und Sinnesweise sich zu einer wahrhaft deutschen entwickelt hat.

„Anfang September denke ich noch irgend anderswo als in meiner freundlichen Klause zu sommerfrischen. Um liebe Verwandte nach Tyrol zu begleiten, fühle ich mich nicht mehr kräftig genug. Ob ich sie in München und seiner Umgebung zurückerwarte, oder mich am Rhein herumtreibe, bis ich ihnen nach Wiesbaden, wo sie heimisch sind, folgen kann, weiß ich noch nicht. Mitte Oktober bin ich jedenfalls wieder in Weißenfels und wenn Sie mich — durchreisend etwa — wieder einmal — aber nicht blos auf eine flüchtige Stunde — besuchen wollten, würden Sie aufrichtig erfreuen und zu Dank verpflichten Ihre ergebene

Louise v. François.

„Nachschrift: Die Augen flimmern und die Hände zittern der alten Schreiberin; darum Nachsicht den unsauberen Krakelbeinen.“

Auch meine Befürchtung, Marie von Ebner-Eschenbach könne durch meine ziemlich ablehnende Besprechung ihres Romans ‚Unsühnbar‘ gekränkt sein, war grundlos gewesen. Sie schrieb mir — einige dreißig Briefe von ihr liegen in meiner Sammlung:

„Hochverehrter Herr!

„Nun habe ich den innigen Wunsch, daß über ‚Unsühnbar‘ keine Kritik mehr geschrieben werde.

„Mit solcher Milde, mit solch' einem beglückenden Verständniß wie Sie wird Niemand mehr das Buch beurteilen, und so thut es ja überhaupt nur ein Selbstschaffender. Sie haben jede Absicht klar durchschaut, Sie lassen meinen guten Willen gelten, Sie sind über den großen Fehler, den ich leider zu spät einsah, schonend hinweggegangen. Ich danke, danke Ihnen!“ (Es folgen einige Zeilen über ein Buch von mir, das längst dem Schicksal der meisten Bücher, vergessen zu werden, verfallen ist, und dann:) „Zum Schluße eine große Bitte: Schenken Sie mir einige Separatabdrücke Ihres Essays: ‚Neues vom Büchertische‘ im Mai-Monatsheft. Ich bitte schönstens.

„Mit herzlichsten Grüßen, hochverehrter Herr, in treuer und dankbarer Ergebenheit

Marie Ebner.“

Der zweite Brief von Louise von François ist vom 11. November 1890 datiert und lautet:

„Hochgeehrter Herr!

„Ich habe Ihnen doppelt, nein dreifach Dank zu sagen: für Ihren gütigen Brief, Ihr neustes Werk u. die Monatshefte, die Sie der Invalidin auch fernerhin als Gönnergabe in Aussicht stellen, während sie aus aufrichtig idealem Interesse sich ein reales Recht auf ihre weitere Mittheilung zu erwerben gedachte. Der Bestellzettel auf den neuen Jahrgang lag auf meinem Schreibtische — ist aber auf unerforschliche Weise verloren gegangen — als ich Anfang September zu einem längeren, ortswechselnden Aufenthalt nach Süddeutschland abreiste. Bei meiner Rückkehr holte ich die verpfuschte Bestellung schleunigst nach; die beiden in Text wie Bild so wohlgefälligen Hefte, die ich vorfand, waren eine dringende Mahnung dazu. Besonders zu Herzen ging mir der Artikel über Washington, den Thatmenschen-Helden! — den ich in der gesammten neueren Geschichte, beinahe auch in der alten! am werthesten halte. Ein republikanischer Tropfen, durch ihn schon meiner ersten Jugend eingeimpft, hat den monarchischen Erbinstinkt erheblich in mir abgedämpft. Das dürfen Sie aber ja keinem Landrath u. keinem Superintendenten verrathen!

„Auch Ihre kritischen Artikel in den Heften wie im Daheim habe ich um ihrer frischmuthigen Entschiedenheit in Lob wie Tadel willen mit ehrlichem Antheil u. wo mir die Objekte bekannt waren, mit lauter Zustimmung gelesen. Ich muß mir den indirekten Vorwurf von Ihnen gefallen lassen, daß ich in der neuesten Litteratur, d. h. der diesseits der Epigonenzeit liegenden, so ziemlich ein Fremdling geblieben bin. Nun ist der Roman ja deren Haupterzeugniß u. ich war selbst in der Jugend eine schwache Romanleserin (: Schicksal! wer mir damals gesagt hätte, daß ich am Lebensnachmittag selbst noch etwelche Romane oder Dergleichigkeiten auf die Welt bringen würde!:) Und nun gar das heute Roman genannte schleier-

lose Darstellen dessen, was man in der Wirklichkeit mit Ekel, Schauder und Mitleid stündlich wahrzunehmen Augen, Ohren u. ein Herz hat! — Überdies, wäre es denn nicht abscheuliche Undankbarkeit, wenn die halbblinde Autodidaktin in ihrem achten Jahrzehnt während der knappzugemessenen lichthellen Stunden, die ihr noch gegönnt sind, ihren dichtenden Zeitgenossen u. deren großen Vorgängern um der Modernen willen gänzlich untreu werden wollte, da sie jenen Anderen doch all ihr bischen geistiges Hab u. Gut verdankt u. großentheils durch ihre Anziehung in einem im Grunde ziemlich kahlen Alltagsleben vor dem bösen Dinge Langeweile bewahrt worden ist? Gönnen Sie mir also meine Alten, seien aber bedankt dafür, daß Sie Ihre Neuen in einer anziehenden Weise mir nahe gebracht haben. Gottlob, daß in Ihren Volksgestalten, unter dem Stempel der schärfsten Wirklichkeit, die Bravheit der Menschennatur noch zur Anschau gebracht, kennen und lieben gelehrt wird. Freilich schildern Sie den Daseinskampf nur von der einzigen Seite, in welcher der alte Hermes schon als Lebensführer verehrt worden ist, u. wenn Sie Ihr Neu-Berlin vollständig werden lassen wollen, werden Sie der dunklen Woge, die auch dort — just dort! — alle socialen Gewordenheiten, in Erwerb und Existenz bedroht, Ihre Augen nicht verschließen u. die Feder nicht ruhen lassen dürfen, wie Sie denn auch jenen allerersten, himmlischen Mächten gerecht werden müssen, die uns ins Leben führen u. trotz Hermes Gewalt oder wegen derselben den Armen in jeder Zeit u. Zone schuldig werden lassen. Nicht jedermann wird mit ihnen fertig in so beherzigenswerther Unschuld und Geschwindigkeit wie Ihr Freund Mentzel, der durch sein Temperament und sein schwiegerelterliches Haus mein besonderer Freund geworden ist. Die Kuhnickes sind köstliche Leute u. auch ihren Portraitisten schaue ich unter ihrem Heerdfeuer in einem anderen Lichte an als bisher. Ich weiß nicht, ob ich Sie damit beleidige, wenn ich Sie seit unserer kurzen Bekanntschaft für einen Aristokraten — dem Geiste nach selbstverständlich — aber ich meine so ein bischen Junker — gehalten habe. Als Kuhnickes Hausgenosse u. Nachbar fühle ich mich aber weit mehr Ihres Gleichen. — Sie nannten sich mir einen geborenen Pommer. Ihren Schriften nach scheinen Sie jedoch ein Berliner Kind und hegen für Berlin einen Heimathssinn, der sich hier u. da auch in specifischen Accenten äußert. Werden Sie nur nicht allzu berlinisch, wenn Sie in der Kürze wieder dahin übersiedeln. Berlin war niemals ein Dichterboden und wird es niemals werden. Zwei edelgesinnte u. gutbeanlagte Zeitgenossen — zu nennen brauche ich sie Ihnen nicht — scheitern (vielleicht aus innerer Notwendigkeit) mit ihrem Wirken an den Schranken solcher Specialität. Für den Dichter u. Denker, wenn sie rechte sind, ist die Welt weit, der Stoff ewig.

„Und nun verzeihen Sie die Zumuthung dieser langathmigen Expektoration, in die ich Gott weiß wie gerathen bin. Ich wollte Ihnen ja blos danken u. sagen, daß Sie mir eine herzliche Freude bereitet haben. Ja, aber noch eins: Wenn es Ihnen Ernst damit ist, mich, so lange Sie noch in meiner Nachbarschaft leben, in meiner Mansarde noch einmal aufzusuchen, werden Sie mich noch vielmehr erfreuen als durch Briefe u. Sendungen. Schreiben Sie mir denn auf einer Karte: ‚ich komme morgen Mittag', setzte ich einen etwas größeren Suppentopf an u. ein Hühnchensches Gastmahl würde Sie erwarten.

In Ergebenheit
Louise v. François.

„Nachschrift: Wenn mein alter Schwachkopf mir nichts vorfaselt, habe ich für eine alte, aufgewärmte Geschichte Ihre gastliche Aufnahme in Anspruch genommen; Ihre, d. h. beileibe nicht die des Schriftstellers und Recensenten, blos des jungstrebenden Zeitgenossen, welcher der veralteten Collegin wohlwollenden Antheil bewahrt hat. Aus der Sache scheint nichts geworden zu sein. Ich dürfte es ja meinem H. Verleger auch gar nicht verdenken, wenn er bei der Zweifelhaftigkeit des Ertrags die verheißene Herausgabe unterlassen hätte; jedenfalls hat er sie verschoben."

Der liebenswürdigen Aufforderung, ein Leberecht Hühnchensches Gastmahl bei Louise von François einzunehmen, bevor die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften und ich mit ihr von Leipzig nach Berlin übersiedelte, bin ich natürlich gefolgt. Auch dieses Gastmahl sprach nicht für die Bedürftigkeit der gütigen Veranstalterin, sondern lieferte nur den Beweis dafür, daß Louise von François das Augenmaß für die Bewirtung eines Gastes verloren hatte. Sie hatte ein Rinderfilet kunstgerecht gebraten, mit dem sie zwölf Personen hätte sättigen können. Als sie inne wurde, wie sehr sie mich überschätzt hatte, entrang sich ihr der Stoßseufzer: „Jetzt bin ich verurteilt, vierzehn Tage hintereinander Filet zu essen" —

Ein gebundenes und mit einer sehr freundlichen Widmung versehenes Exemplar von ‚Frau Erdmuthens Zwillingssöhne' nahm ich als Gastgeschenk auf den Heimweg.



Die Insel

Novelle von Max Dreyer

Von den kleinen, hügeligen Halbinseln, in die das Gestade wie aus Übermut sich zerklüftet, hat sich die kleinste und höchstragende am keckesten in die See hinausgewagt. Zum Lohn dafür heißt sie die Insel, und der Besitzer des kleinen Bauernhofes, den sie trägt, seit grauesten Tagen der Inselbauer.

Zu zeiten hat sie auf ihren Namen vollwertigen Anspruch: wenn Hochwasser kommt, wird der Fahrweg, der auf schmalem, natürlichem Damm wie haltsuchend zu dem festen Lande hinüberfingert, ganz und gar überspült und bleibt, solange es hoch hergeht, für Fuß und Pferd unbenutzbar.

Für die Inselbauern hat das weiter keine Schrecken. Sie sind auf dem Wasser so gut zu Hause wie auf dem Lande, sie führen das Boot nicht schlechter als den Wagen. Dem letzten Besitzer gar, dem Martin Öhlert, wird es erst so richtig pudelwohl, wenn eine gehörige Sturmflut über das Stückchen Erde herfällt, wenn Wellen und Wolken zusammenbrausen in Dampf und Gischt, wenn das Land zittert und taumelt und schwankt wie ein Fahrzeug in schwerer Not. Dann träumt sein Jungensinn, der in dem Männerkopf immer noch umgehen kann, sich auf einem Schiff in bösem Wetter und steuert in seinem wackelnden, krachenden alten Haus hinaus in die Ozeanweite. Seine Freude ist das Seefahren, je wilder je besser, ist er doch Seemann von Beruf gewesen und zu dem Bauernhof nach seinen eigenen Worten gekommen wie der Schiffsjung' zu der Ohrfeig', weiß selber nicht, wieso und warum. Freilich hat in dem alten, geduckten, strohgedeckten Kasten mit der breitmäuligen Tür und den schlitzäugigen Fenstern, der heute sein Herrensitz ist, einmal seine Wiege gestanden, aber als dritter der Bauernsöhne hat er niemals daran gedacht, hier einmal seßhaft zu werden. Wie es sich dann doch so fügte? Sein ältester Bruder, der Erbe, war kinderlos gestorben, der zweite war ausgewandert, er selbst war von seiner Steuermannsfahrt nach Holländisch-Indien gerade zurückgekehrt, hatte noch die niederträchtige Malaria im Blut, und das mußte ihn wohl kleingekriegt haben und weich und heimatselig gestimmt. Das Weibliche kam — wie immer, wenn einer schon anfällig ist — dazu, und alles, was wahr ist: die Schwester seines Freundes Tom, der auf der Reede von Ternate beim Baden ertrank, Regine Eckart, die wohlhabende, dabei stille und feindrähtige Bauerntochter aus dem pommerschen Binnenlande, konnte es einem schon antun.

So war er richtig hier sitzen geblieben. Mit den Weltfahrten, mit den Weltenwundern hatte es ein Ende, das Leuchten der Tropen war für ihn ausgelöscht, ein Herr war er gewesen, dem das Meer gehorchte und alle Erdteile gehörten. Jetzt war er der Knecht von einem Stück Land! Heimatliche Scholle — eigener Besitz — schiet dorup! Miststreuen auf seinen Acker, das ist nun seines Lebens Losung.

Es gehört schon was dazu, daß er nicht eines Tages nach der Hafenstadt hinübersegelt und sich anheuern läßt, sei es auch als Matrose — nur 'raus und fort — wieder sich tragen lassen von der schwarzblauen Gewalt der Ozeanwellen, hinein in die unbändige, frohmächtige Himmelsweite! Es gehört schon ein kräftiges Stück Gelassenheit und Vernunft dazu — ein Glück, daß er sie hat und daß sie im Wachsen sind.

So viel ist gewiß: wär' hier das Wasser nicht um ihn, in dem der Ozean atmet, das vom Ozean kommt und zum Ozean geht und das wohltuend Allgegenwärtige ist, das ihm die Hand reicht und seine Grüße für ihn hat und seine Gedanken sich anvertrauen läßt, — wäre die See nicht bei ihm, es gäb' hier für ihn keine Ruhe.

Und dann sein Boot, auf das er sich verlassen kann, das ihn hinausträgt und frei macht, so oft er sich gefangen fühlt. Sein Boot — nur daß er bei hartem Wetter, und dahinter liegt erst die rechte Freiheit, noch einen Gehilfen zum Segelführen braucht. Solang er den Jungknecht, den Gottlieb, hat, kann er zufrieden sein. Gewiß, das ist ein gräßlicher Bengel, faul, gefräßig und tückisch mit den verqueren Schlitzaugen und dem blanken, gierigen Maulwerk. Aber auf See nicht wiederzukennen und nicht zu bezahlen, anstellig und treu, flink wie ein Seehund und immer vergnügt auf dem Posten, ob ihm das Wasser bis über die ausgefransten großen Ohren geht.

Wer hätte sonst sein Bootsmann sein sollen? Vielleicht Philipp, der alte Knecht, der eine Landratte war zum Gotterbarmen? Der schon, wenn der Pflug über das wellige Gelände ging, seekrank wurde und grimmig behauptete: „Dat is all gor keen Plögen mihr, dat is de reine Navigatschon“?

Oder man hätte sich schon an die Frauensleute halten müssen, was in diesem Himmelsstrich sehr wohl in Frage kam. Fischte nicht Trude Strübing mit ihrem Vater wie der beste Fischerknecht? Und wenn der Nachbarbauer Godmann Obst und Eier zur Stadt fuhr, half ihm da nicht seine Magd auf dem Boot? Freilich, von der Inselmagd, der dicken Male, war solches nicht zu erwarten. Wäre dies Ungetüm aufs Wasser gekommen, die Heringe hätten lauthals gelacht.

Blieb nur die Inselbäuerin selbst, der es sonst an Mut und fester Hand nicht fehlte.

Nur daß auch sie mit der See ganz und gar nichts im Sinne hatte und am wenigsten dann, wenn das Segeln am meisten lohnte. Einmal, bei etwas lebhafterer Sommerbrise, hatte er sie mit hinausgenommen. Sie klagte nicht, sie jammerte nicht, dazu war sie zu spröde und zu stolz, aber höllenschlecht war ihr zu mute. Und in ihrem Auge stand die Feindschaft eines grausam Gequälten, daß er erschrak und sie niemals wieder mitzufahren zwang.

Es war überhaupt nicht so leicht, hier in diesem ‚Wasserland' mit ihr zu hausen. Die starke und leidenschaftliche Liebe zu ihrem Manne hatte von je mit einem ebenso leidenschaftlichen Heimweh zu kämpfen. Dieser Landzipfel, der jederzeit zu ersaufen drohte, blieb ihr unbehaglich und unheimlich. Auf die See hatte sie einen Haß, ganz gewiß aus Eifersucht, weil ihr Mann ohne das Wasser nicht leben konnte.

In der ersten Zeit der Ehe gerieten diese beiden Menschen, deren jeder sein Heimweh hatte, oft schwer aneinander, gerieten auch unterweilen auseinander, aber gerade danach fanden sie sich schmerzlich fester zusammen. Sie brauchten sich, sie halfen und trösteten sich und gaben sich Halt. Und sie hatten gemeinsam zu schaffen, zu sorgen und sich zu mühen. Und die Liebe war doch da und der Liebesgenuß. Seine Zärtlichkeit war ihr Glück. Wenn er sie in den Arm nahm, war sie gerettet aus der Wasserwüste, hatte ihre Heimat und war geborgen.

Dann allerdings, als sie das Kind von ihm trug, wurde die Schwermut wieder mächtiger über sie. Ihre Gesundheit hatte in dem bösartig naßkalten Inselwinter gelitten. Ein Nervenrheumatismus machte sie zuzeiten bettlägerig. Sie war nie krank gewesen, nie untätig; die harte Arbeit hatte von je ihre Seelennöte niedergezwungen. Jetzt, da sie lag oder ein halber Mensch mit Schmerzen herumschlich, wurden die Gedanken allzu mächtig, und sie sank in grüblerische Qual. Das Kind, das sie bekommen sollte, ängstigte sie. Wäre nur die Sonne öfter zu ihr gekommen, aber die Welt verkroch sich in Nebel.

Diese Winternebel! Die Stürme waren schlimm, wenn der ganze wutschnaubende Himmel auf dieses zappelnde verlorene Fleckchen Land sich stürzte, es von der Erde loszureißen und in dem tobsüchtigen Meer zu ertränken. Und dann die hohlen, heulenden Nächte! In denen all die Schrecken lebendig wurden, die das alte Haus erlebt hatte — wenn es in den Schornsteinen rasselte, wenn die Türen von selbst aufsprangen und es umging mit Wimmern und Stöhnen und Klagen. Schlimm waren die Stürme, aber die Nebel waren schlimmer. Dieses schleichende, lähmende, stickende Grau — erbarmungslos, tödlich — daß man gewürgt aufschrie und nach den Stürmen rief, den bösen, sie sollten doch kommen mit ihrer Furchtbarkeit und den Alp zerreißen.

Schwer litt Frau Regine in diesen Wintermonden, und etwas Düsteres blieb davon in ihrem Gemüt. Wäre Martin in dieser Zeit nicht so gut zu ihr gewesen, sie hätte verzagen müssen. Er ließ jetzt die wilden Segelfahrten, beschränkte die Fischerei auf das Nötigste und nahm sich der Arbeit in Haus und Hof mit größerer Liebe an. Ihr wirtschaftlicher Sinn wäre auch sonst verzweifelt.

Er freute sich von Herzen darauf, daß er Vater werden sollte, und baute schöne Zukunftspläne. Das hob und stärkte sie, aber ihr banges Gefühl ward damit doch nicht überwunden. Und mehr als einmal sprach sie so: „Ick weet nich — mi is, as ob wi dat Kind nich behollen." Dann lachte er sie aus und küßte sie, und sie ward froh, aber immer, bald ferner, bald näher, lauerten die Schatten.

⌘ ⌘ ⌘

Es zog ein früher Frühling in diese Breiten ein. Über Wasser und Land flimmerte ein strahlender Märzsonntag. Der alte Inselbauernhof kauerte wohlig in der warmen Luft. Male, ‚de Diern', wusch hochgeschürzt draußen die Milcheimer aus und stellte sie zum Trocknen auf die Bank. Dazu summte sie sehr falsch einen schmalzigen Gassenhauer. Gottlieb lümmelte sich, einen Strohhalm kauend — zum Kauen mußte der Mund was haben — auf einem Rasenstück, in dem das erste Leben sich regte. Er schielte zu der dicken Male hinüber, seine schiefen Blicke umschlangen mit lustvollem Erstaunen das unermeßliche Rund dieser Waden.

Philipp allein, der Alte, lief kopfschüttelnd und unzufrieden herum. Einmal war er mit seiner Winterruhe noch nicht fertig, die so meuchlings früh unterbrochen wurde. Und dann traute er dem Frieden ganz und gar nicht. „De März hät keen Herz," gab er zu wissen und verzog grämlich die verpriemten Mundwinkel. Und ehe die ‚Kronen', die Kraniche, und die Wildgänse, nicht kämen, wäre es nichts mit dem Frühling. Die allein da hoch oben in der Luft wüßten mit Wetter und Jahreszeiten Bescheid.

Regine war in der Sonne wie aufgelebt. Flink war sie auf den Beinen, wie schwer sie trug an dem gesegneten Leib. Am Nachmittag, da die Leute ausgegangen waren, saß das Ehepaar in dem jubilierenden Sonnenschein vor der Tür. Sie nähte an den Kindersachen, er hatte seine Handharmonika hervorgeholt und spielte alte Schifferlieder und Volksweisen. Seit ihrer Brautzeit hatte es nicht so schön geklungen. Dazwischen spannen sie in die Zukunft die Gedanken, die Wünsche und Pläne.

Ein Junge würde es werden, so behauptete er steif und fest und unerschütterlich — Regines mild wehrendes Lächeln machte ihn nur noch hartnäckiger. Und dem Jungen würde jetzt ein Erbe zubereitet — in beide Fäuste sollte er sich lachen. Dies alles müßte ihn natürlich aus andern Augen ansehen. Halber Kram wäre das bisher, die Fischerei

wie die Landwirtschaft. Ein zweites, größeres Fahrzeug wollte er anschaffen, für Hochseefischerei. Und dann, daß sie das, was hier gefangen wurde, nicht gleich losschlagen müßten und nicht dem Händler auf Gnade und Ungnade ausgeliefert wären, wollte er Bassins anlegen, für Steinbutten, die am meisten lohnten. Die sollten am Leben erhalten und gefüttert werden, dann hätte man Zeit, die Konjunktur abzuwarten. Oh, es sollte schon Leben ins Geschäft kommen!

Seinen Wasserplänen hörte sie mit geteilten Gefühlen zu. Aber sie wußte zu viel von seines Wesens gewachsener Behäbigkeit, und dieses edle Feuer ängstigte sie nicht sehr. Sie vermochte es dann geschickt nach ihrer Seite, der landwirtschaftlichen, hinüberzuleiten, wo es ihrer eigenen Regsamkeit immerhin zugute kommen konnte.

Hier fing die Personalfrage an brennend zu werden. Philipp, der Alte, war unentbehrlich und mußte bleiben. Aber einen andern Jungknecht oder ein anderes Mädchen mußten sie haben. Und um diese beiden gab es einen gelinden Kampf: Martin wollte Gottlieb, seinen bewährten Maat, nicht hergeben. Regine aber, der gerade bei dem Jungen die bootsmännische Fertigkeit gegen den Strich ging, weil sie des Bauern eigener Leidenschaft Vorspann leistete, die seine Faulheit auf dem Acker und seine Naschhaftigkeit — erst gestern hatte er wieder zwei frischgelegte Eier aus dem Hühnerstall gestohlen und an Ort und Stelle ausgesoffen — in kochende Wut brachte, wollte ihn je eher je lieber vom Hofe haben. Martin ging nicht recht heran an den Speck. Da spielte sie als letzten Trumpf ihren Zustand aus, der den ewigen Ärger nicht ertrüge. Jetzt endlich gab der Bauer klein bei, und es wurde beschlossen, dem Jungen zu kündigen.

Regine hat später öfters daran denken müssen, wie wohl alles gekommen wäre, hätte sie an diesem unvergeßlichen Frühlingsnachmittag ihren Wunsch nicht so siegreich durchgefochten, gerade mit bewußtem Einsatz dieses Mittels von innigster Wirkung, hätte der Bauer seinen seetüchtigen Gottlieb behalten und nicht jemand anders dessen Stelle eingenommen.

Aber heute ziehen gewiß keine Ahnungen verdüsternd durch ihren Sinn; es bleibt ein Tag der sorglos fröhlichen Klänge. Die Harmonika lockt den Wettbewerb der ersten Frühlingssänger, das Rotkehlchen gibt seine hellen Glockentöne darein, die Drossel flötet, die Meisen zirpen, kullern und klingeln, in der Pappel pfeifen, schwatzen und schmatzen die Stare, dazwischen schnarrt der Zaunkönig ganz wie ein feines Herrchen. Zärtlich lockt der Brachvogel sein Weibchen. Und das Summen der Hummeln von den Weidenkätzchen und Espenblüten surrt zu ihnen herüber. Ein Zittern von dem neuen Geschehen schwingt durch Erde und Luft.

Sie lehnt den Kopf an seine Schulter. Der Abend schließt einen hellen, reinen Tag, einen klingenden, hoffenden. Und sie spricht es aus: „Wenn die Sonne bleibt, glaub' ich, wird doch alles gut!"

Aber die Sonne blieb nicht. Der April wetterte all seine bitterbösen Launen aus, in Schneetreiben und Regenstürmen.

In einer Nacht, da es wie Sintflut aus tosenden Wolken herniederbrach, stürzte Martin auf den Hof, zog die Pferde aus dem Stall und jagte mit dem Wagen über den Damm, in den gierig die Wasser sich krallten, landeinwärts, nach dem Dorf, die Hebamme zu holen. Denn Regines Stunde war gekommen.

Die weise Frau, ein schwerer Koloß, vollführte kein schlechtes Geschnaufe auf dem offenen Wagen, in dem Wetterbraus. Sie flößte den Pferden Schrecken ein, der Bauer brauchte die Peitsche nicht, sie flogen nur so zurück. Und die Helferin war rechtzeitig zur Stelle.

Regine war tapfer und stark, die körperlichen Schmerzen kriegten sie nicht unter, aber dieser wüste Wasserschwall quälte und ängstigte sie und peinigte sie mehr als die Wehen. So geschlagen waren ihre Sinne, so verdüstert ihr Gemüt, bis zum Unwillen gegen das Leben — nicht mit Hingabe, in einer Art Widerstreben setzte sie das Kind in die Welt. Und es war ein Junge. Sie sagte sich gleich nachher: ‚Wie kann das gedeihen, was so geboren ist?'

Kein Sonnenlicht kam zu dem Kinde. Wie ein Fluch lag es auf diesem Erdstrich und wie ein Hohn: zur Nacht war der Himmel reingefegt, die Sterne glitzerten und wollten einen hellen Tag heraufführen. Aber mit dem Morgengrau türmten die Wolken sich auf; es war, als hätten sie in der Nacht sich ausgeruht und aufs neue sich vollgesogen von all dem höllischen Zeug, das sie nun in Schloßenwettern, in Schneewogen und in Regenböen über die hilflos geduckte, verzweifelte Erde peitschten. So ging es Wochen und Wochen.

Regine hatte sich schwer und langsam erholt, nun schrie sie nach Sonne. In ihrer großen Zärtlichkeit zu dem Kinde war so viel Angst eingeschlossen, und die Angst wuchs an der Zärtlichkeit. ‚Was soll aus uns werden?' fragte sie. ‚Ich werde verrückt in dieser brausenden, triefenden Düsternis. Und ich soll dich stillen! All meine Not schlürfst du mit in dich ein. Der Himmel will uns nichts Gutes.'

Martin war froh und obenauf. Andere Männer trinken, wenn ihnen Glück widerfahren ist. Er ging aufs Wasser und feierte im Boot seinen Vaterstolz. Die Aprilstürme kamen ihm gerade recht. Und immer dachte er, wie es wohl sein würde, wenn sein Junge erst mit ihm führe. Das Boot sollte sein Kinderwagen sein! Er wollte nicht glauben, daß das Kind schwächlich sei. Er lachte über die Vermutung, daß ihm die feuchte Luft schade, daß dies Klima ihm nicht tauge. Seinem Jungen! Und aus allen Himmeln

fiel er, als der alte Landarzt kam, sich furchtbar die breite Nase schnob, was er immer in bedenklichen Fällen tat, und schlankweg erklärte, daß das kleine Lebenslicht nur kümmerlich glimme. Ob die Muttermilch hier nicht das Richtige sei? An der Ernährung liege es, sie sollten es einmal mit der Flasche versuchen.

Aber gerade die Flasche verdarb alles. Das Licht erlosch. Als die Sonne endlich wieder den Inselhof suchte, fand sie todtraurige Mienen, und ihr Strahl traf durch die Gardinen der Wiege ein kaltes, wachsbleiches kleines Gesicht.

Die beiden betrübten und verlassenen Menschen helfen sich, halten sich, geben sich Trost. Aber im Schmerz ist Gift.

Regine, würgend und bohrend, vergraben und düster, stieß es hervor: „Ick wüßt' jo, dat he nich am Leben bleew!"

Und seine durch den Gram empfindlich gespannten Sinne spürten es heraus, daß in der Klage eine Anklage war. Das sei das alte Lied, wandte er ein, der alte Jammerruf über Luft und Leben hier, über das Wasser, über die Insel.

Ja, das sei es wohl, gab sie zurück. Nie habe sie sich mit dem Eiland verstanden, immer habe es so was wie Feindschaft gegeben zwischen ihm und ihr, und jetzt habe es das Schlimmste ihr angetan! Wie sie sich hier zurecht finden solle! Sie sei nicht mit Schwimmhäuten geboren und trage keinen Fischschwanz! Und ihr Kind, so geartet wie sie, habe deshalb hier auch keine Stätte gehabt. „Häw ick denn Schwimmhüer? Un bün ich unnen 'n Fisch?"

Und nun kam der schwere Vorwurf: sie fühle sich eben nicht hierhergehörig, weil ihr der echte, tiefe Zusammenhang mit ihm, ihrem Manne, fehle.

Sie zuckte zusammen. Daß er sie nicht an sich nahm, sorglicher, inniger, daß er so von ihr abrückte. Dann schwebte sie ja jetzt ganz verloren in der Luft. Wie ein Schwindel faßte es sie, wie ein großer Schreck. Sie hatte ihm weh getan — das wollte sie nicht. Aber sie konnte sich nicht verstellen und nicht verschweigen, wes ihr Herz voll war. Und so war es ihr nun einmal zumute!

Die Insel! Dies Land! „Du büst du — und büst doch nich dit Land hier!" sprach sie rauh, mit herber, trotziger Nachgiebigkeit und preßte seine Faust in ihre beiden Hände und löste ihm die Finger.

Wohl streichelte er ihre Hand und sah in ihre gequälten Augen gütig und tief. Aber es blieb ein Nachhall in ihm von dieser Stunde.

⁂ ⁂ ⁂

Die Frühjahrsarbeit drängte. Auf der Insel war keine Zeit und kein Platz für Klagen, Jammern und Grübeln. Regine hielt sich gut auf den Füßen. Es war, als hätte das Unglück sie härter und widerstandsfähiger gemacht, sie gesteift und gefestigt. Sie hatte auch als Frau und Mutter etwas mädchenhaft Holdes besessen. Von dieser weichen, träumenden Anmut blieb nun freilich nichts mehr zurück. Ein fast bitterer Zug war in ihr Gesicht gegraben, dafür aber hatte die Schönheit der großen, ernsten und mutvollen Augen sich nur vertieft.

Martin war ehrlich froh, daß sie den Schlag so tapfer überwand, und dankte es ihr mit Zärtlichkeit und Fürsorge. Aber er ward nicht immer seiner üblen Stimmung Herr, weil Gottlieb, sein Maat, ihm fehlte. Dessen Nachfolger, der lange, schlaksige Ewald, war ein tüchtiger, wenn auch langsamer Landarbeiter, aber auf See wurde er mit seinen Knochen nicht fertig, und Angst hatte er auch. Was sollte ihm dieses Jammergestell!

Und plötzlich geschah das mit der dicken Male. Sie lief aus dem Dienst. In diesem Frühling war es über sie gekommen, der Mannskoller hatte sie gepackt. Auf der Insel war nichts los für sie, der alte Philipp zu gries und Ewald zu grün — da zog sie hinaus in die Lande.

Statt ihrer kam die schlanke und ranke Line Heuer auf den Hof. Als Philipp sie daherschreiten sah mit ihrem seltsam federnden Tritt, verstaute er schmunzelnd seinen Priem von rechts nach links und gab sein Urteil dahin ab: „Frugenslued un Pierd moet man up de Been kieken — de Diern is good."

Freilich, ihr leichtes Gepäck konnte ihm, dem Sparer und Heger, nicht imponieren. „Veel häst du nich upladen," sagte er zu ihr und musterte geringschätzend ihren Korb.

„Oh," entgegnete sie lachend, und ihr großer frischer Mund zeigte froh die schiefen aber blitzblanken Zähne, „ick häw alles duwwelt, twee Strümp und twee Schoh!"

Und das eine muß wahr sein: sie hatte ihre paar Sachen in saubersten Ordnung. Reinlichkeit war überhaupt ihr Lebensbedürfnis. Es verging kaum ein Tag, an dem sie nicht des Abends nach getaner Arbeit, ob's warm war oder kühl, in der See badete.

Dieses tägliche Baden war nun allerdings hier nicht Mode. Und es diente nicht eben dazu, das Unbehagen und Mißtrauen zu zerstreuen, das Lines erstes Erscheinen in Regine geweckt hatte. Gewiß war sie selber auf Sauberkeit und Körperpflege bedacht. Aber hier war ein Übertriebenes, bei Sturm und Regen gar ein Widersinniges, dagegen sie sich auflehnte. Oder spielte auch der Neid hinein, weil sie selber das kalte Baden nicht gut vertrug, nur bei großer Hitze in die See durfte und im übrigen auf warmes Wasser im Waschtrog angewiesen war?

Noch eins kam dazu, was der ganzen Sache einen unangenehmen und peinlichen Beigeschmack gab: das war der Anzug, in dem Line sich den Fluten überlieferte. Sie stammte aus dem nahegelegenen Seebad, wo ihr Vater, Fischer von Beruf, in den Sommermonaten Bademeister war. Von da hatte sie sich ein Trikot mitgebracht, wie es dort gebräuchlich war, das aber nach Re-



Lautenspielerin
Gemälde von Peter Kalman

gines Anschauung durchaus gegen die guten Sitten verstieß. Sie selbst kroch in ein sackartiges Hemd, wie es für gesittete Frauensleute sich gehörte. „Dien Antog is unanständig," erklärte sie einmal aus ihrem ehrlichen Unmut dem Mädchen. Das blickte sie mit ihren grellen grüngrauen Augen ahnungslos an. Martin aber, der weltbefahrene, weitherzige, prustete los: „Mudding, laat di nich utlachen!" Wie ein Stich fuhr es ihr durch die Brust. Was war das? Daß er so auf die Seite der Dirn sich schlug! Stand sie allein gegen die beiden?

Sie hütete sich klug, noch ein Wort von dem Kostüm zu sprechen. Sie guckte sich noch einmal genauer das ganze Mädchen an. In dem Gesicht fand sie nun keine Spur von verführerischem Reiz. Häßlich geradezu war die sommersprossenbesäte Haut. Das rotblonde Haar darüber, sonst voll und weich, konnte kaum zutraulich stimmen — ‚rod Hoor keen god Hoor'. Und der große Mund mit den schiefen, spitzen Raubtierzähnen wirkte gar wie ein Warnungszeichen. Nur die Augen halfen einigermaßen über das Abstoßende hinweg; sie waren lebendig und lustig, voll junger Schelmerei. Bedenklicher war es und ärgerlicher, mit dem Wuchs des Mädchens sich zu befassen, mit den schlanken, festen Gliedern, den knospenden Formen. Sie wußte schon, weshalb sie in das vermaledeite Trikot sich steckte!

Die Bäuerin wäre sie lieber heute als morgen wieder losgeworden. Aber zur Entlassung gab es keinen Grund, eine flinkere und fleißigere Dirn hatte die Wirtschaft noch nicht gesehen. Sollte sie Zank und Streit vom Zaun brechen? Was würde Martin dazu sagen? Würde er nicht gerade dann der zu Unrecht Gemaßregelten sich annehmen? Ihn vor allem nicht beirren und alles Wispernde und Nagende im Innern ersticken!

Regine blieb auf den Beinen und tat ihre Arbeit. Sie war gestrafft und angespannt; wohl war sie auf der Wacht, doch auch auf der Hut vor sich selber.

Wäre nur Martin zufrieden gewesen. Aber mit dem langgestielten Ewald hatte er sein Kreuz. „Dat du mit den Bengel wat upstellen kannst!" sagte er zu Philipp. Der Junge schlenderte über den Hof. „Kiek eener sich blot dat Gangwerk an."

„Ja, ja" — der Alte hatte seinen Verschmitzten und wollte scherzhaft versöhnend wirken — „he hät 'n Knaken in'n Been!"

Aber der Bauer war auf Scherze nicht gestimmt. Regine kam hinzu. Da schoß ein Gedanke in ihm auf. „Du," sagte er, „laß doch den Ewald, die Transuse, heute Kartoffeln schälen und gib mir die Line."

„Die Line? Wozu?"

„Sie soll mit 'raus zu den Netzen."

Regine starrte ihn an. Blitzschnell kamen ihr die Einwände, blitzschnell wurden sie verworfen. Sie faßte sich gleich und sagte gelassen: „Wenn du willst —!"

Er hatte seinen Blick für Menschen. Line hatte dies Gewandte, dies Fixe in Auge und Hand. Als Fischerkind war sie öfter auf See gewesen. Was sie noch nicht konnte, würde sie lernen. Er fühlte es: ‚Die bändige ich mir an.' Und sie war mit Freuden dabei. Legte munter mit Hand an, das Boot ins Wasser zu bringen. Wußte, wie die Segel aufzuziehen und zu befestigen waren. Begriff, worauf es beim Steuern ankam. Wie eine Eidechse schlüpfte sie von Heck zu Bug. Das war denn doch noch ein anderer Kram als mit dem Gottlieb, dem schlitzäugigen, lecknäsigen Lümmel!

Auf dem Hofe aber, was niemals geschehen, läßt Regine ihre Arbeit im Stich. Geht übers Feld, zur Höhe, von der man die See überblickt, und kauert sich auf den Abhang unter einen Ginsterbusch. Sie achtet nicht auf die strahlende Pracht seines Blühens, nicht der schwirrenden Libellen, der beflügelten Edelsteinagraffen, nicht des trunkenen Farbenspiels der taumelnden Falter, sie hört nicht die reinen Jubeltöne der Lerche über sich, nicht im nahen Gehölz den schalkhaften Neckruf des Kuckucks — all ihre Sinne sind auf das eine gespannt: Immer nur späht sie auf die glitzernde See. Nach dem gelbroten, glückselig leuchtenden Segel, das in die Sonne fährt.

Ihn und sie trägt das Boot — ihn und sie. Bei seiner liebsten Arbeit hilft sie ihm und wird ihm nahe, vertraut und unentbehrlich. Und sie selbst muß hier liegen und lauern. Sie denkt dumpf und weh: ‚Ich möchte wohl die Line Heuer sein.'

Dann schlägt es sie wie Feuer. ‚Ich will es nicht — will es nicht — es soll nicht sein!' Und sie reißt mit den Händen in den flammenden Ginsterbusch, daß die Finger ihr brennen und bluten.

Jetzt packt sie die Scham. Was ist aus ihr geworden! Daß sie auf Schleichwegen sich wiederfindet! Wieviel hat sie immer auf ihren Stolz sich zugute getan, auf ihr frankes, offenes Wesen!

Sie springt auf, geht frei über die Höhe, geht hart an ihre Arbeit. Und als die beiden nach Hause kommen, finden sie ein gleichmütiges, ernstfreundliches Gesicht. Das nicht Maske ist, weil ein ehrlicher Wille darin wirkt.

Wie zum Lohn widerfährt ihr dann eine große Freude. Ihr junger Bruder kommt zu Besuch. Sie hängt sich an seinen Hals, jubelnd, schluchzend. Und findet der Liebkosungen kein Ende. Die Heimat ist bei ihr.

Albert ist ein bildhübscher Kerl, ein Schürzenjäger und Mädchenfänger. Er äugt nach der Line. Erst sieht Regine das mit leisem wahrhaftigem Unmut. Sie liebt so etwas nicht in ihrem Hause. Dann aber fängt in ihr etwas zu glimmen an, etwas Unheimliches, Böses. — Sie will es zerdrücken — es quält sie selbst — aber es schwelt und frißt sich weiter.

Wenn Line in ihren Albertbruder sich verliebte! Der Gedanke stellt sich erst ganz harmlos an. Das braucht ja nichts Schlim-

mes zu sein. In allen Ehren kann das geschehen. Und Albert braucht ja auch nicht der Windhund zu bleiben, der er ist. Oder sein soll — vielleicht übertreiben die Leute nur! Ein leises Schäkern und Scharwenzeln — wird es nicht schon genügen, sie bei Martin in Mißkredit zu bringen? Der so große Stücke auf sie hält.

Albernheit schalt sie dann solches Flausengemache und Heuchelei. Was dachte, was wollte sie im Grunde? Martins Eifersucht erregen? Dann war doch schon alles bis zum Äußersten gekommen. Dann halfen doch nur noch die kräftigsten Mittel. Dann hieß es eben die Dirn unschädlich machen. Nur nicht ängstlich und zag und zimperlich sein! Ging es nicht um ihr eigenes Schicksal? Durfte sie das Mädchen nicht wegjagen, so sollte es gehen aus eigenem Antriebe. Sollte dem Albert nachlaufen — warum nicht! Oder Martin mußte ihr den Laufpaß geben. Es mußte etwas geschehen! Und mußte Albert ihr nicht helfen in ihrer Not, der ihr Fleisch und Blut war?

Und wieder schlägt ihr das Gewissen. Ist seine Liederlichkeit ihr nicht immer ein Abscheu gewesen? Jetzt soll sie mit seinem Laster sich verbinden — und gegen die, die der Obhut ihres Hauses anvertraut ist und gegen die sie Pflichten hat?

Des Hauses Obhut — ist die Dirn nicht dabei, sich den Schutz dieses Hauses zu verscherzen? Daß sie den Albert links liegen läßt und gar nicht beachtet — Scheu und Bescheidenheit ist es gewiß nicht! Wie selbstverständlich dreist ist sie in ihrem Verkehr mit dem Hausherrn! Geht das nicht ganz auf gleich und gleich? Geradezu vertraulich ist sie mit Martin. Daß sie ein Auge auf ihn wirft, frech genug ist sie dazu.

Das mußte man ja sagen, Albert ging behutsam mit ihr um. War das zu zart für sie? Mußte sie anders angepackt werden? War es Rücksicht auf die Schwester und ihr Haus, was ihm Zurückhaltung auferlegte? Sollte sie selbst ihm Mut machen? Und eines Abends, als sie beide zusammensaßen, brachte sie das Gespräch auf Line. „Dat is ne dulle Diern," sagte sie, „de moetst du di mal ansehn, wenn se badt."

Peitschte sie ihn nicht an mit vollem Bedacht? Leistete sie seiner Ruchlosigkeit nicht Vorschub? Wurde sie nicht zur Kupplerin? Es faßte sie wie ein Ekel vor sich selbst. Aber giftig gärte es ihr im Blut, und ein Fieber trieb sie um.

Am Abend schlich Albert dem Mädchen nach. Er kam nach Hause erregt, mit unmutig-höhnendem Gesicht. Da wußte sie, er hatte eine Enttäuschung erlebt.

Martin trat hinzu. Er legte die Hand schwer und zwingend auf des Schwagers Schulter. „Line hät mi vetellt, dat du ehr nahlöppst. Ick rad di, laat de Finger dorvon." Und weiteren Belästigungen am einfachsten zu wehren, fügte er hinzu: „Morgen gah ick mit ehr schwemmen."

Regine war geschlagen, betäubt. Feuerringe kreisten ihr vor den Augen. Hatten seine Blicke nicht auf ihr gelegen? Wußte er, wer hinter jenen Listen und Lüsten stak? Daß sie, sie die Schuldige war? Und wie rächte sich nun die Schuld! Flocht gerade dies die beiden nicht noch inniger zusammen?

Dann wieder brach es in ihr auf, ein lachender Hohn, wild und zornig. Ist nicht die Welt auf den Kopf gestellt? Haben die beiden nicht ihre Heimlichkeiten? Eisige Nadeln stechen ihr durchs Hirn. ‚Wenn ich nur nicht den Verstand verlier'!'

Am andern Tage schnürte Albert sein Bündel. Auch in diesen Abschied kam ein Fremdes, Gedrücktes, ein Schwärendes und Böses. Was verdarb ihr die Insel nicht alles! Nun schlich deren Fluch sich auch in ihren treuesten Besitz, in ihre heimatliche Habe!

Und am Abend ging sie den Schleichweg. Die beiden wollten zusammen baden. Harmlos gebärdete sich das unlautere Treiben. Aber sie ließ sich nicht täuschen. Als Beschützer gar vor den Werbungen eines andern hatte er sich in die Brust geworfen. So hatte er die Dirn begleiten wollen. Bedurfte es jetzt noch dieses Schutzes, da der andere weggefahren war? Nur an dem Zusammensein lag ihm — an diesem ungezwungenen schamlosen Beieinander in halber Nacktheit, in Augenlust und Sinnengier.

Voll liegt das Mondlicht auf der Halde. Aber ein geschützter Hohlweg führt zum Hügel. Und da oben decken Felsblöcke und Ginstersträucher die Gestalt.

Wieder kauert sie sich unter ihren brennenden Busch. Sie späht und späht. Da — am Strande regt es sich und blinkt. Zwei Menschen, zum Baden entkleidet, nackte Schultern und Beine leuchten auf.

Sie gehen ins Wasser, er hier, sie dort — so viel Scham, daß sie entfernt voneinander sich auszogen, haben sie doch noch gehabt. Im Wasser finden sie sich zusammen. Wie die Kinder begrüßen sie sich mit Spritzwellen.

Und dann schwimmen sie, nebeneinander, beieinander, in dem langen Mondstreifen, der über die stille, schlafende Wasserfläche sich spannt. Eine Lichtstraße. Die ziehen sie, und sie verlassen sie nicht. Weiter, immer weiter trägt es sie fort. Scharf heben sich die runden Köpfe aus dem Schein, um die Körper sprüht ein Glitzern der bewegten Flut. Worte klingen verloren herüber, ein Lachen frohlockend, silberhell schwingt durch die Lichtwellen.

Glücklich sind die beiden, glücklich miteinander. Und die einsame Frau spricht still vor sich hin: ‚Ich kann nicht schwimmen, ich kann auch nicht lachen und fröhlich sein.'

Die beiden Schwimmenden ziehen immer weiter ihre helle Bahn. Er, der Kräftigere, hält sich zurück, er schwimmt nicht mit voller Macht, treu bleibt er ihr zur Seite, daß er ihr helfen kann, wenn ihr etwas zustoßen sollte. So liebevoll sorgt er für sie.

Regine wirft sich stöhnend zurück und birgt in dem Arm die zuckenden Augen. Das Licht tut ihr weh, die Welt tut ihr weh, das Leben.

Wohin wollen die beiden — so weit sind sie schon. Wollen sie fliehen? Wollen sie in den Mond schwimmen? Sie verlassen seine Lichtbahn nicht. ‚So schwimmt in den Mond! Fort mit euch von der Erde! Wohl wird mir erst, wenn ich euch nicht mehr sehe, wenn ich nichts mehr von euch weiß!‘

Ist es nicht gefährlich, so weit wie sie da draußen sind? Und eine Angst packt sie — um Martin, nicht um das Frauenzimmer, weiß Gott nicht — mit keiner Wimper würde sie zucken, wenn ein Strudel sie herabzöge, wenn ein Schlag sie träfe und sie kraftlos versänke!

Ja sie wünscht es ihr — wünscht es sich — mit gärenden, mordlustigen Gedanken sehnt sie ihren Untergang herbei — Nur daß Martin ihr helfen würde — und könnte selber dabei versinken —

Oder er schaffte die Ertrunkene glücklich an Land — er selbst wohlbehalten — ja auch so könnte es sein — und es werden die Wiederbelebungsversuche gemacht — und sie, Regine, hilft dabei — aber so hilft sie, daß die Versuche nicht gelingen — ersticken würde sie die Leblose vollends, sowie er sich wendet!

In solchen Bildern toben ihre Sinne — und dann schlägt der elende Gram alles nieder in müde Dumpfheit.

Sie erhebt sich mühsam, sie kehrt den Blick nicht mehr zu der leuchtenden See; langsam, taumelnd schleicht sie nach Hause.

Nach Hause — hat sie noch ein Zuhause hier? Ist sie nicht entbehrlich, überflüssig oder lästig gar! Ist sie den beiden Glücklichen nicht im Wege? Schon ist sie so gut wie abgehalftert, so gut wie verstoßen.

Ein Sterben ist es, was sie in sich fühlt.

Die beiden Schwimmer, die lebensstarken, glücklichen, kommen zurück. Sie empfängt sie ruhig und bringt eine freundliche Unbefangenheit zuwege. Sie findet sogar Worte wie: „Ich habe euch nachgesehn — so weit habt ihr euch hinausgewagt!“

Martin aber stutzt über etwas Fremdes, Unbekanntes in ihren Blicken; ein kalter, blasser, toter Schein wie Schneelicht ist darin. Da fühlte er, daß Einsamkeit und Verlassenheit sie umlagern. Hat der Abschied vom Bruder sie so mitgenommen? Spukt ihr altes Heimweh mit neuer Macht? Es treibt ihn, gut mit ihr zu sein und ihr Liebes zu erweisen. Sie hat den Ehrgeiz gehabt, eine neue Milchkuh sich aufzuziehn, die beste der Starken wollte sie behalten. Seine wirtschaftlichen Bedenken gibt er jetzt hin; er will ihr die Freude machen; er sagt ihr, sie solle es und könne es. Und fügt arglos hinzu, die Fischerei habe in der letzten Zeit so viel abgeworfen —

Bei diesem Hinweis zuckt es in ihren Nerven. Und der Gedanke zittert durch sie hin: er schenkt aus schlechtem Gewissen.

Noch ist er unbeirrt. Ihre herbe Art, die mit Geschenken nicht recht was im Sinn hat, kennt er zur Genüge. Er will sie an sich ziehn, sie einfach auf den Schoß nehmen und liebkosen — da starrt aus weiten, schmerzvoll ungläubigen Augen ein erschrecktes Mißtraun ihn an. Erst will er leicht darüber hinweg. „Mutting, du kriegst 'ne niege Kuh — nu sie doch vergnögt!“ Nun drängt sie ihn von sich und wendet sich heftig zur Seite. Dagegen entflammt sich sein Zorn. Und wie ein Blitz leuchtet es in ihm auf: Das ist es also! Ganz gemeine Eifersucht ist es! Damit soll sie ihm kommen!

Will sie ihn schuldig machen? Er ist nicht schuldig. Und sein Trotz wettert darein. Aber er kann es werden, wenn sie es so weiter treibt mit diesem geradezu feindseligen Sichverkriechen, das er auf den Tod nicht leiden kann! Und dann mit dieser Miene der gekränkten Unschuld, mit diesem Anklägergesicht! Er gehört nicht auf die Anklagebank! Er hat nichts verbrochen! Er ist kein Liederjahn! Da sollte sie mal an einen andern Mann geraten sein, so wie die meisten schon sind!

Und nun das Gehabe und Getue, als müsse er gestraft werden. Verschmäht! Zurückgestoßen! Sie versagt sich ihm! Er ballt die Fäuste und knirscht und verkrampft sich in höhnende Bitterkeit.

Dann wetterleuchtet die Frage durch ihn hin: ‚Was bist du so wild? Warum lachst du nicht — lachst du sie nicht aus? Was tut das reine Gewissen anders als lachen? Wer grimmt und schäumt und kollert, bei dem ist immer was Trübes auf dem Grund. Auch bei ihm? Hat er seine Heimlichkeit? Ist das gefährlich, sein Zusammensein mit der Line, und verdächtig? Hat Regine Anlaß zu ihrem Argwohn?‘

Und wenn — so ist niemand anders schuld daran als sie selbst. Warum quält sie ihn mit ihrem Zweifel und Mißtrauen? Warum will sie Erlaubtes verbieten? Herrgott, so kann man in etwas hineingequält werden, was einem fernliegt, woran man selber nicht gedacht hat! Sein Zorn mehrt sich in dem Wirrsal. So liegt er in bitterbösen Gedanken. Und spät schläft er ein.

Regine hat wie in einer Betäubung hingedämmert. Nun ist sie erwacht. Sie liegt und sinnt und wartet. ‚Krank bin ich. Das Wasser hat mich krank gemacht. Ein totes Kind habe ich geboren und kann selbst hier nicht leben, nicht sterben. Aus großer Liebe bin ich dir hierher gefolgt. Und nur Liebe kann mich hier wahren, daß ich nicht zugrunde geh'. Deine Liebe, sie war der Preis, um den ich alles verlassen habe, Heimat und Glück. Nun habe ich sie nicht — habe sie nicht mehr — und darum bin ich hier verraten und verkauft. Deine Liebe — wie herrlich hat sie sich jetzt eben gezeigt! Darin, daß ich eine Kuh mehr halten darf! Du siehst meine Not, du fühlst meinen Gram — und denkst an den Kuhstall. Soll ich nur

noch deine Wirtschafterin und Haushälterin sein? Ich kann es ja gar nicht mal, meine Kraft ist hin — ohne deine Liebe bin ich ohne Kraft. Wie könntest du mich sonst so warten lassen — auf ein Wort, auf ein liebes, gutes, treues Wort. Du fühlst doch meinen Gram, du siehst doch meine Not! Wär' ich dir lieb, hättest du es gelitten, daß dies Wasserweib kommt und mit dir davonschwimmt? Hättest du nicht längst sie schwimmen lassen und mich und dich von ihr befreit?'

Sie greift nach ihrer Stirn. Darin dreht jemand einen Bohrer, unaufhörlich, dreht und dreht. Wer ist dieser Quälgeist? Was hat sie ihm getan? Anlehnen den Kopf — an seine, seine Brust ihn lehnen. Wenn er sie riefe — warum ruft er sie nicht? Bewegen sich nicht seine Lippen? Er träumt — und ob auch im Traum — ‚Regine' würd' er sprechen.

Nun murmelt er wirklich etwas. Und jetzt klingt es vernehmlich: „Den Klüver dahl! Good, mien lütt Diern!"

Das ist es — im Leben und im Traum die andere — hat sie nun die Wahrheit oder nicht? Es friert ihr Blut — wie Eis werden ihre Glieder. In dumpfer Starrheit liegt sie bis zum Morgen. Als sie aufstehen will, kann sie sich nicht bewegen.

Martin holt den Arzt. Der schnaubt in sein lakengroßes Taschentuch. Eine Art Nervenlähmung — hoffentlich vorübergehend — feines Gewebe, was man so zarte Seele nennt, Gemütsleiden offenbar seit dem Tode des Kindes — von der richtigen Einwirkung auf den Willen ist Heilung zu erwarten — das Nächste größtmögliche Ruhe und Fernhalten jeder Erregung —

Es mußte eine Pflegerin bestellt werden. Regines Gedanken mündeten in die Heimat. Eine Verwandte sollte herkommen, ein älteres Mädchen, Tante Emma. Sie trug an schwerem Lebensleid — vom Manne kommt des Weibes Unglück — aber sie trug es mit gottergebenem Sinn. Das brachte sie Regine nahe, die selbst das Bedürfnis nach geistlichem Trost empfand.

Geistlichen Trost nun freilich gewann die Kranke nicht von ihr. Dazu war das alte Fräulein zu ausgebrannt von seiner Himmelssehnsucht, der Welt zu sehr abgestorben und kaum noch im Zusammenhang mit diesem Leben. Aber diese kleine vertrocknete Person hatte feste Sehnenstränge, sie konnte arbeiten und die Hände rühren. Und wie keine war sie in der Erfüllung übernommener Pflichten. Doch mechanisch wie ein Uhrwerk ging ihr äußeres Schaffen, wie eine aufgezogene Maschine war sie selbst. Nur, wenn sie sich dann allein überlassen war, löste sie sich ganz in die große, trunkene Schwärmerei ihrer Seele.

Aber dazu brauchte sie ihre Einsamkeit, anderen gab sie nichts von dieser Verzückung und Weihe. Bekehrungsversuche machte sie nicht. Jeder kann nur durch sich selbst den Weg zum Heile finden!

So gab sie Regine nichts ab von ihrem inneren Leben. Nur kurze, kalte, leblose Gedankensplitter flogen der Fragenden zu. Alles Irdische ist eitel — tötet das Fleisch — im Jenseits ist eure Heimat — auf mehr als diese frostigen Allgemeinheiten ließ sich Tante Emma nicht ein.

So blieb Regine die Verlassene in ihrer erstarrten Not.

Auf dem Hof arbeiteten sie, daß die Schwarten knackten. Sie fuhren Heu ein, die Sonne brannte vom Himmel. „Hüt is Schweet Trumpf in de Welt," sagte stöhnend der alte Philipp. Auch das lange Gebein, der Ewald, der seinen eigenen Schweiß nicht riechen mochte, mußte gehörig dran glauben. Line schaffte für zwei.

Durch das offene Fenster mit dem wallenden Sonnenlicht flutete der laute frohe Atemzug der Arbeit zu der Bettlägerigen. ‚Sie brauchen mich nicht, sie brauchen mich nicht' so schlug ihre Qual den Takt. Es ging alles ohne sie, und dies Ohne- sie war ein Gegen- sie. Feindlich stand das alles ihr entgegen. Sie war die Ausgestoßene, die Verfemte. An das eine wagte ihre Vorstellung sich nicht heran — ihr Selbsterhaltungstrieb mied das Furchtbare — die Frage, wie es mit Martin und Line stand. Es war nur ein loser, schwebender Schatten, kein scharfes, hartes, erbarmungsloses Bild. ‚Kannst du gesund werden?' Das war es, was in ihr schwang, so viel Lebendiges und Lebensuchendes hielt sie noch in sich.

Der Arzt kam. „Nur den Willen haben, wieder auf die Beine zu kommen — nur den Willen haben, die Glieder zu rühren und aufzustehen — nur wollen — wollen — wollen —" Dabei trompetete seine Nase die Fanfare zur Lebensattacke.

Von der andern Seite hört sie das mechanisch tote und tötende: ‚Töte das Fleisch! Eine bloße Hülle ist der Leib! Was liegt an der Hülle?'

Zwei Kräfte, die sich aufheben, und in der Mitte bleibt sie selber kraftlos, unbeweglich, mit tauben Gliedern.

Sie schläft viel und oft dämmert sie hin in Wunschlosigkeit. Wenn sie so aufgehen könnte — ins Nichts, in ein neues Leben? Ja, ja! Sich lösen aus diesem Dasein —

Und dann wieder fürchtet sie sich davor. Und klammert sich an die Erdenschwere und an ihren Lebensschmerz. Und nährt eine Flamme, die sinkt und erlöschen will und schon unter der Asche stickt und dann wieder hervorstickt. Sie nährt den Haß. Den Haß gegen den Eindringling, gegen Line, die Magd. Die ihr das Leben verwüstet und ihre Kraft zerstört hat. Nein, nein, sie will ihr das Feld nicht räumen. In diesem Haß ist der Lebenswille. Und darum hütet sie ihn wohl, das einzige Herdfeuer ihres Hauses und Rechtes, das einzige, das ihr bleibt.

Eins ist ja das Schlimme, daß an diesem Haß ihr Zweifel sich nährt, ihr Mißtrauen gegen Martin, daß er ihr dadurch verleidet

wird und ein Fremder! Sitzt er nicht oft genug bei ihr am Bett? Ist er nicht gut und voll Sorge! Läßt er sie nicht an dem Wirtschaftlichen teilnehmen, bespricht er nicht alles mit ihr und holt ihren Rat? Findet er sich nicht sogar menschenfreundlich mit Tante Emma ab, die nur noch so wenig Menschliches hat? Ist er nicht vielleicht der einzige, der mit der Weltfremden was anzufangen weiß? Und doch wohl nur, weil sie immerhin ein Stück von Regines eigener Heimat ist?

Dennoch — dennoch — wo ist das geblieben, was sonst sie beide umschlang?

Dann kommt es ihr: ist er nicht selbst zu bedauern, hat er nicht selbst seine Not? Eine kranke Frau haben — er, der blühende Mann. Der das Fleisch nicht getötet hat wie Tante Emma. Warum nimmt sie nicht seine Hand und spricht so zu ihm: ‚Siehe, Martin, du hast heißes Blut — und ich bin krank — ich will es dir erlauben, daß du eine andere hast —'

Opfern — sich opfern — alles, alles hingeben — Wie ein Rausch braust es in ihren Ohren, über den Rücken läuft es ihr, und die Augen gehen ihr über. So mag wohl Tante Emmas Glücksgefühl sein in ihrer Weltentsagung. Sie will zu ihm sprechen, mehr als einmal, aber sie bringt es nicht über die Lippen.

Und dann regt sich ihr erdfester Hohn. ‚Es dir erlauben' — wird er die Erlaubnis abwarten? Wird er nicht selber tun, wozu es ihn treibt?

Und weiter stößt ihr Argwohn ihn von sich. Sie fühlt es, sie weiß es: ‚So kann ich dich nicht halten.' Und weiß es wohl: ‚Häßlich macht der Haß, und ich werd' dir mehr zuwider von Tag zu Tage. Halten könnt' ich dich mit meinem Glauben, mit meinem Vertrauen. Der Glaube versetzt Berge, der Glaube hat die große Macht — Aber ich glaube dir nicht — glaube dir nicht — ich zweifle an dir und verzweifle am Leben.'

Dann wieder kommen stille Tage mit gedankenlosen Stunden. Auch liest Tante Emma ihr vor, nicht aus der Bibel, die behält sie für sich. Reiseschilderungen hört die Liegende mit Vorliebe. Wer selbst gefangen ist, fliegt gern in die weite Welt. Vieles davon hat Martin gesehn und hat ihr davon erzählt in glücklichen Tagen.

Draußen geht die Arbeit weiter. Es ist ein gutes Erntejahr. Martin muß jetzt, da Regines Leitung in der Landwirtschaft fehlt, Wasser und Fischerei links liegen lassen. Das kommt ihn zuweilen schwer an, und man spürt es an seinem Wesen. Niemals aber spricht er zu Regine darüber und nie erwähnt er Line vor ihren Ohren.

Gerade das aber macht ihr wieder zu schaffen. Wenn er dann des Abends ihr gute Nacht wünscht und von ihr geht — Tante Emma teilt mit ihr die Schlafstube, er hat eine Kammer bezogen — so folgen ihm ihre Gedanken. Wohin geht er? Und bleibt er allein?

Und dabei geistert es durch sie hin, gespenstisch, durch ihre krankhaft verflüchteten Sinne. Ihre Gedanken sind bei ihm. Sie umschweben ihn und sprechen mit ihm und flüstern ihm was ins Ohr und raten ihm an, was er tun soll. Und sie sind es erst, die ihn verführen, ihre bösen Gedanken —

Nicht denken, nicht denken — Das Grübeln ist das Schlimme und Kranke. Gesund will sie werden. Sie will — und am Wollen ist es gelegen — —

⁂

Es geht auf den Herbst zu, die Stürme setzen ein. Martin ist wieder mehr auf dem Wasser.

Nun stehen ihnen die dunklen Tage bevor und die langen Nächte, Regine weiß, von denen hat sie nichts für sich zu hoffen.

Eine Freundschaft hat sie geschlossen: mit Philipp, dem Alten. Auch der fühlt sich auf der Insel nicht zu Hause, auch er hat mit dem vielen Wasser nichts im Sinn. Er sagt es selbst: „Ick bün leewer mit 'n ollen Wagen up Land as mit nie Schip up See."

Öfters sitzt er jetzt an ihrem Lager, muß ihr erzählen und darf auch seine Pfeife dabei rauchen. Es weiß Bescheid mit dem Leben, und allerhand schnurrig Geheimnisvolles von Menschen und Tieren ist ihm bekannt. Wie der Volksmund redet er, für jedes Ding hat er einen weisheitslustigen Spruch bereit.

Heute erzählt er aus der Nachbarschaft. Der junge Bauer Schoof hat sich reich verheiratet. „He denkt in sienen Sinn: 'ne Arme kann mi ebensoviel argern as 'ne Rieke — dor nimmt he sich 'ne rieke Fru." Von der alten verwitweten Bäuerin in Samten weiß er, daß sie ihren Knecht freien wird. „Old un Jung kinnert good, sagt de Olsch — un kriegt sik 'n jungen Kierl!"

Regine kommt wohl manches Mal in Versuchung, das Gespräch auf Line zu bringen. Vielleicht, daß er etwas bemerkt hat. Er ist klug, hat die Augen überall und läßt sich nichts vormachen. Aber schon vor dem ersten Wort scheut sie zurück. Und in ihm ist etwas von der alten Mannentreue. Über den Dienstherrn spricht er nicht ohne Not. So kommt hier nichts zutage.

Dieser Winter ist heller als die früheren. Klarer, stiller Frost hat das Regiment, die Sonne bändigt den Nebel. Die Stürme ruhn. Regine wird es leichter ums Herz.

Es geht auf Weihnachten zu, die Kindheitserinnerungen kommen, der Kinderglaube tönt aus der Tiefe. Eine stille Andacht zieht durch Regines Sinn und der Wunsch, Freude zu bereiten.

Schon mit diesen Regungen kommt ein leises Leben in ihre erstarrten Glieder.

An ihrem Bett soll der Tannenbaum brennen. Hier soll die Bescherung sein. Sie treten dann alle herein und alle bekommen

ihre Gaben. Alle — auch sie — auch Line — auch Line —

Es tut weh. Der Stachel bohrt sich tiefer in sie ein und brennt und sticht. Sie zieht und zerrt an ihm. Sie will ihn herausbringen. Es mehren sich die Schmerzen. Sie kämpft gegen die Qual — und dann befreit sie sich von der Marter und atmet tief.

Ja, auch Line soll ihr Geschenk haben, so gut wie die andern, am Baum des Friedens.

‚Liebet eure Feinde' — so umbraust es sie mit Allmacht, und sie neigt ihr Haupt.

Ist nicht eine belebende Kraft in diesem Brausen, dem sie sich beugt? Widerfährt ihr nicht ein Heil, da sie sich so selbst überwindet? Was ist es, da sie den Kopf wieder aufrichtet, das sie so hebt, als ob sie fliegen könnte? Als ob Fittiche sie tragen wollten? Was rührt sich in ihrem armen geschlagenen Körper? Zieht das Leben wieder in ihn ein? Sie kann die Hände bewegen, kann die Arme regen — leise nur und mühsam — aber der Bann ist von ihr genommen, die Fesseln sind gelöst. Feucht werden ihre Augen, und sie schluchzt ein Gebet.

Tiefbewegt ist Martin, da er sie so findet. Sie sitzen lange Hand in Hand. Es zucken seine Lippen. Er möchte ihr etwas sagen. Doch die Worte finden sich nicht ein. Sind sie ihm zu arm und zu schwach für das, was er fühlt?

Und jetzt kommt der Heiligabend. Sie hat Vorkehrungen treffen können mit eigener Hand. Sie ist glücklich, sie glaubt an ihre Genesung. Nun soll sie — seit langen Wochen — zum ersten Male wieder mit Line zusammen sein. Sie hat in dieser verklärten Stunde keine Angst davor.

Die Lichter sind angezündet. Martin und Regine haben sich beschenkt und sich still in den Armen gehalten. Jetzt nimmt auch Tante Emma ihre Gaben in Empfang. Dann werden die Leute gerufen. Die Tante soll das Evangelium lesen. Danach erhalten sie ihre Bescherung.

Sie treten ein, Philipp, Line, Ewald.

Line steht ohne Scheu in dem vollen Schein des heiligen Baumes. Sie ist seit vielen Tagen Regine nicht vor die Augen gekommen. Regine sieht auf den ersten Blick, daß sie nichts Mädchenhaftes mehr hat, daß sie Weib geworden ist.

Tante Emma liest das Weihnachtsevangelium.

Regine hat kein Ohr dafür. Nichts von der himmlischen Offenbarung dringt an ihre Seele. Eine irdische Offenbarung ist über sie hereingebrochen und hat sie geschlagen. Ein Schmerz und eine Bitternis, nie gefühlt, werfen sie nieder.

Aber das Herz schlägt, und es pulst das Blut. Und sein Pulsschlag ist Haß. Und jeder Atemzug ein Fluch. So weht es hinein in den Segen der heiligen Worte.

Dann liegt sie betäubt. Als sie wirr erwacht, sind die Leute an ihr Bett getreten, ihr zu danken. Aber sie kann die Hand nicht ausstrecken, den Dank zu empfangen. Und liegt in alter Starrheit.

⁂

Es kam eine düstere Zeit. Die Winternebel zogen. Und die Stürme wachten auf. Die Insel, der armselige, verlorene Fetzen Land, zuckte und schrie in Nöten.

Durch die Sintflut scheint ein Licht: ‚Liebet eure Feinde!' Regine sieht es, die Nerven zittern nach ihm hin und wollen sich beleben, und es kommt ihr entgegen: ‚Das Heil bin ich und die Heilung!' Aber Haß und Fluch und Rache stürmen auf. Sie verfinstern ihr Seele und Auge. Es flieht das Licht und erlischt; die Glieder bleiben tot.

Einmal, als Martin bei ihr saß, stieg sie auf aus ihrer dunklen Not und gewann eine milde Ruhe. „Ich werd' nun wohl nicht mehr gesund," sagte sie still. „Ich werde wohl bald von euch gehen. Da soll man sich alles anvertrauen, was man auf dem Herzen hat. Hast du mir nichts zu sagen?"

Und es war ihr, wenn er ihr alles beichtete, sie könnte wohl Verzeihung für ihn finden. Wenn die Heimlichkeit nicht mehr zwischen ihnen stünde, wenn sie sich ganz nahe wären, wenn er bedürftig den Kopf an sie lehnte, dann würde sie etwas fühlen, darin wäre eine Kraft, die ihr selber hülfe. Dann würde sie imstande sein, die Hand zu heben und ihm den Kopf zu streicheln. Und sie könnte zu ihm sprechen, mütterlich fast: ‚Du armer Junge, du bist voller Lebenslust— und deine Frau ist krank. Aber sie wird wieder gesund werden, wenn wir uns nur nicht aufgeben und wenn wir wahrhaftig miteinander sind. Oder hast du die andere liebgewonnen? Ist sie dir mehr als ich? Für mich wäre das sehr schlimm. Aber wenn du nicht anders kannst — auch damit müssen wir fertig werden. Nur müssen wir wahrhaftig miteinander sein!'

Was antwortete er ihr jetzt, auf ihre Frage: ‚Hast du mir nichts zu sagen?' Er sprang unruhig auf fast heftig und lief durchs Zimmer. „Du sollst nicht davon reden, daß du nicht wieder gesund wirst! Der Dokter hät noch gister to mi segt, wie tofreden he mit di is. Ja ja! Und wenn man erst der Frühling kommt, dann würd' alles gut!"

Das war die Antwort, das war alles.

Von sich selber hatte er nichts zu sagen. Und seine Heftigkeit drückte ein besonderes Siegel auf sein Schweigen.

Schwerer noch und wilder als sonst in diesen Breiten kämpfte der Frühling sich durch. Im Herbst und Winter hatten sie kein Hochwasser gehabt. Jetzt kam es. Kam plötzlich und verlief sich plötzlich. In jähen Zuckungen bebte die Welt.

Ein strahlender Sonntag stellte sich ein. Die Aprilsonne brannte. Ihre Wärme war Tücke. Der Weg zum Lande war frei. Tante Emma wanderte ins Kirchdorf zum Gottesdienst. Aber die Rückkunft wurde ihr

verwehrt. Ein Aprilwetter zog auf und schlug mit Hagelböen drein. Dann eine Windstille, stundenlang, brütend und dumpf, in der es lauerte zum Sprung. Und jetzt brach die Sturmflut los.

Gegen Abend legte sich der Wind, aber das Hochwasser hatten sie, und es ließ sie nicht los. Eine steife Brise wehte immer noch, indes aufs Wasser konnte man zur Not. Nur daß Martin seinen Maat jetzt nicht zur Hand hatte.

Line hatte sich gelegt. Was war mit ihr? Er wußte es nicht. Aber sie wußte, daß sie Mutter werden sollte.

Äußerlich hielt sie sich so, daß Männeraugen ihr nichts ansahen. Martin war wie betäubt, als sie jetzt ihn rufen ließ und in ihren Schmerzen ihm verriet, was ihr bevorstand. Sie hätte nicht glauben können, daß es schon so weit sei. Aber es wäre nun doch wohl ihre Stunde.

Hier gibt es kein Grübeln und Kopfhängenlassen. Hilfe muß herbei, die weise Frau muß geholt werden. Wieder in Sturm und Regen. Nur daß der Weg diesmal überschwemmt ist.

Also das Boot ins Wasser! Ewald muß mit. Er will nicht recht, er hat Angst. Nützt ihm nichts, wird am Nacken genommen und ist nun wohl oder übel dabei.

Schwierig ist die Fahrt. Viel müssen sie kreuzen, und der Wind wird böig. Müh-Ewald bleibt bei dem Fahrzeug. Martin rennt die Ufer hinauf und stürzt ins Dorf und fällt der Hebamme ins Haus. Die macht sich schon fertig Da hört sie, der Damm ist überschwemmt; sie muß mit dem Boot fahren. Jetzt weigert sie sich. Bei dem Wetter — sie begebe sich nicht in Lebensgefahr. Das habe sie nicht nötig, das könne keiner von ihr verlangen. Sie sei eine alte Frau, auch sei ihr Herz nicht in Ordnung. Für Seefahrten habe sie sowieso nichts übrig, und schon die Angst würde sie umbringen, bei dem Wetter.

Je mehr er sie beschwört, desto mehr redet sie dagegen. Er tobt bis kurz vorm Handgreiflichwerden — nützt ihm alles nichts, sie geht nicht.

Da stürzt er mit einem Fluch aus dem Haus, zurück zum Boot. Dann muß der Arzt geholt werden. Der wohnt eine Halbinsel weiter, mit dem Fahrzeug geht es am schnellsten. Sie fahren wieder. Martin ist wie im Fieber. Seine Gedanken irren. Sein Auge, seine Hand ist nicht mehr sicher. Als sie eben heraussind aus dem Schutz der Uferhöhe, fällt eine Bö über sie her. Das Boot kentert, sie liegen im Wasser. Ewald kann nicht schwimmen, er brüllt und schluckt Wasser. Mit Müh und Not zieht ihn Martin zu dem treibenden Segel. Bitterschwer ist das Rettungswerk, und es dauert lange.

Auf der Insel hat Philipp, der Alte, zwei Kranke zu betreuen. Hilflos ist er bei dem Mädchen, hilflos auch bei der Frau.

Regine fragt so viel, was er nicht beantworten kann und darf. Aus der dunklen Vergrabenheit der letzten Tage ist sie erwacht. Auf ihren Backenknochen brennen Flecke. Die Finger zucken und trommeln auf dem Bett ... Was wirkt ihr im Blut?

Wohin Martin gefahren sei? Ob er bloß zum Vergnügen segle, aus Waghalsigkeit? Und Ewald sei mit ihm im Boot? Nicht Line? Krank sei die Dirn? Ernstlich krank? Was denn mit ihr los sei?

Dann wolle Martin wohl gar den Arzt holen? Warum sei er gefahren, ohne ihr Lebewohl zu sagen! Und der Wind mache sich wieder mehr auf! Setze er nicht sein Leben aufs Spiel? Und sei das für das Mädchen? Oder habe er sonst was zu besorgen?

Philipp druckst und sucht Ausflüchte. Er kommt schlecht damit zustande und mehrt ihre Unruhe. Allzulange schon verweilt er bei Regine. Ob die andere ihn nicht nötiger braucht? Als er sie verließ, wand sie sich und wimmerte. —

Unter einem Vorwand macht er sich los und geht ins Mädchenzimmer. Bald kommt er schlotternd zurück, seine Kinnlade hängt wie gelähmt, dann wackelt sie und schnappt, und die Worte stolpern: „De Diern kalkwitt as de Wand — un is kolt — un 'n Kind is ankamen —"

Regine stiert und schluckt. Dann schreit sie heiser auf und reckt sich empor. Erschreckt fährt der Alte zurück, daß die Starre plötzlich sich bewegt. Sie sitzt im Bett und hält sich aufrecht. Und sie winkt mit der schwachen, unbeholfenen Hand. Das kann nur das eine bedeuten: das Kind — an der Mutter ist keine Hilfe mehr — für das Kind muß was geschehen. —

Er trottet zurück, befühlt die Stirn der Toten und nimmt des kleinen, zitternden, miefenden Wesens an sich. Oft genug hat er beim Vieh geholfen. So ganz verloren ist er nicht. Er löst das Kleine von der toten Mutter. Dann ist Waschen sein erster natürlicher Gedanke. Er hüllt es ein und trägt es in die Küche, wo warmes Wasser zur Hand ist. Und jetzt, so sagt ihm weiter sein natürliches Empfinden, weiß die Frau Bescheid, was zu tun ist, und sie hat dafür zu sorgen.

So bringt er das Würmchen — es ist ein unglaublich winziges Ding — zu Regine und sagt nichts weiter als: „Da!"

Regine hält sich noch immer sitzend aufrecht. Ihre Finger tasten nach dem kleinen Geschöpf, aber in ihren Augen ist etwas, wovor der alte Knecht zurückschrickt, daß er unwillkürlich die großen Hände rund um das bebende Häufchen legt und es schützend an sich zieht.

Nun sagt Regine still, und der Klang ihrer Stimme macht alles gut: „Laat mi dat Kind hier." Dann fragt sie: „Un — Line?"

Er zuckt die Achseln. „Dod," kaut er mit heiserer Stimme.

Sie schließt die Augen. Und liegt selbst wie eine Gestorbene.

Wie sie die Blicke wieder hebt, brennt und kreist es darin von Bösem und Gutem. Und wieder spricht sie leise: „Giw mi dat Kind."

Philipp legt es ihr aufs Bett. Dann schickt sie ihn hinaus, in die Küche, daß er nach dem Feuer sich umsieht.

Sie ist allein mit dem Geschöpf. Und ihr Zorn ist da, es zu beschimpfen.

Wieder hebt sie den Kopf und faßt das Kleine ins Auge. Ein Mädchen.

‚Bist zu früh gekommen. Kannst nicht leben und sterben. So stirb. Geh deiner Mutter nach. Was sollst du ohne Mutter? Mein Junge hat auch sterben müssen! Und war ein ausgetragenes Kind, war anders als du. Und nicht in Sünde gezeugt!'

Es krampft sie zusammen und ihre Hände zucken.

Jetzt tasten ihre Finger sich leise hin nach dem armseligen Menschlein.

‚Du frierst. Du brauchst hier nur noch eine Weile so zu liegen, und du erstarrst. Und der Tod ist der Sünde Sold. Ich brauche keinen Finger darum zu rühren. Bin ich nicht auch selbst erstarrt — so gut wie tot? Und wer ist schuld darun? Du — du — und was in dir ist!'

Der Haß schwillt in ihr an und will sie überwältigen, der tödliche Haß. ‚So sterb' ich daran und nehm' dich mit, du — du Kind der Sünde. Das nicht leben kann, wenn ich ihm nicht helfe — wenn ich ihm nicht Wärme gebe — und gleich — gleich muß es sein — sonst erfriert es und stirbt — das armselige und kleine Ding — das arme — jammervoll winzige. — Kann ich denn helfen? Kann ich mich rühren — ich kann ja nicht.' — Ihre Hände — schon beleben sie sich — schon nähern sie sich dem kleinen Wesen, das schnüffelt und sucht und so elend bedürftig ist — helfen — helfen. —

Es zerspringt etwas in ihr. Sie atmet Licht, und das Licht trägt sie leicht empor. Die Arme beflügeln sich, sie kann die Hände bewegen, sie kann das Kleine fassen und hineinziehen in ihre warmen Kissen.

Als Philipp in die Stube zurückkehrt, fallen ihm die Augen aus den Höhlen. Ein Wunder ist vom Himmel herniedergestiegen. Die gelähmten Arme regen sich und sind geschäftig. In den kranken, gequälten Augen ist ein Glanz entzündet.

Erst wird ihm unheimlich zumute, da er das Kind sucht und nicht gleich findet. Dann sieht er, sie hält es geborgen an ihrem eigenen Leib.

Und nun befiehlt sie. Er soll Zuckerwasser bereiten — sein dummes Gesicht stört sie nicht. Und erst soll er ihr einmal ihren Schlüsselkorb herüberreichen.

Sie nimmt einen Schlüssel heraus. „Schlut in de swarte Kommod de unnerste Schuflad up. Un bring mi de ganze Schuflad her."

So trägt er ihr die Schublade ans Bett. Niemand als sie darf an diese Heiligtümer rühren; es sind die Kindersachen, die ihr eigener Junge getragen. Jetzt sind die Tücher und Windel ihr gerade recht für das fremde Geschöpf — das Kind der — andern — — doch ein Kind, ein hilfloses — arm und verlassen. —

Martin, der Schiffbrüchige, war über die Heide gerast, dem Dorfe zu, in dem der Doktor hauste. Er fand ihn daheim und bereit, mit ihm zu fahren. Der Wind war abgeflaut, in fremdem Boot landeten sie frühmorgens auf der Insel.

Philipp kam ihnen entgegen. Sein Gesicht trug ein Zeichen von dieser Nacht. Da wußten sie, der Tod war auf der Insel gewesen.

Sie gingen in die Mädchenkammer. Der treue Alte hatte einigermaßen Ordnung geschafft. Friedlich lag die Entschlafene da. Martin stand und legte den Kopf in den Nacken, frierend, und schloß die Augen. Das Leben stockte ihm. Dann fuhr er auf. „Un dat Kind?" fragte er Philipp.

„Is bi de Fru."

Der Arzt hatte eine nähere Untersuchung zu machen. Martin ging hinaus. Der feige Schmerz wollte mit ihm in die Einsamkeit. Aber der Mut und Stolz des Gewissens deuteten auf den einen Weg. Die schweren Füße trugen ihn zu Regines Schlafstube.

Er trat ein — da sah er Regine aufrecht im Bette sitzen, mit tätigen, liebevollen Händen um ein Kind bemüht — um Lines Kind. Es schwamm ihm in den Auges — er gewahrte einen Schein um Reginen Haupt.

Zu ihrem Lager tastete er sich, er kniete zu ihr hin und legte den Kopf auf ihr Bett. Da strich ihre Hand ihm übers Haar. „Martin, mien Jung," sagte sie still. Und dann blieben sie in dem großen, hohen Schweigen. Nur daß ihre Hände sich suchten und sich verflochten. Und sie wurden wie ein Wesen — eine Kraft, eine Schuld, ein Schicksal, ein Glück — ein Leben.

Dann kam Philipp mit dem Doktor. Der betrachtete sich erst Regine, mit maßlos erstaunten Augen, und überzeugte sich, daß in ihren Gliedern wieder Leben war. „Ja, was ist mit Ihnen? Jetzt sind sie durch — und durch. Ganz — ganz gesund werden Sie wieder."

Und wie nebenbei prüfte er das Kind. „Sieben Monat. Auch das wird werden."

Wieder gingen seine Blicke zu Regine und umfaßten sie mit dem Kinde zugleich. „Ja, ja — was das Leben für eine medizinische Wissenschaft betreibt!" — — Und dabei prustete er nun doch in sein unvermeidliches Laken, aber diesmal lediglich aus einer inneren Bewegung, nicht in Diagnosenöten. Wieviel ahnte er von den tieferen Zusammenhängen, die hier am Werke waren?

Mit seiner Voraussage aber behielt er recht. Gesund stand Regine nach acht Tagen auf, wie von eigenem Kindbett.

Frau von Buchwald

Ballade von W. Matthias

Sie stand im Dienste der Herzogin
Luise Dorothee
Und war eine deutsche Hofmeisterin
Vom Scheitel bis zur Zehe.

Sie war eine deutsche Hofmeisterin,
Drum liebte sie die Franzosen,
Trug Bilder von Molière und Racine
Auf Büchsen und Puderdosen.

Und rühmte der Junker von Wangenheim
Bei Tisch eine Gellertsche Fabel,
So sprach sie: „Ich finde Stoff und Reim
Gleich deutsch und gleich miserabel.

Mein Lieber, lesen Sie Lafontaine,
Sein Name erklärt sein Dichten.
Die Verse tanzen comme une fontaine
In seinen graziösen Geschichten.“

Und hatte der Dienst der Herzogin
Sie in die Kirche genötigt,
Ertrug sie mit Qualen in Ohr und Sinn
Herrn Cyprians Lutherpredigt.

Auf ihrem grünseidenen Kanapee
Rousseaus ‚Emile‘ zu lesen
Bei Zimtgebäck und chinesischem Tee,
Entsprach mehr ihrem Wesen.

Sie wechselte Briefe mit Voltaire,
Er sandte ihr neue Lektüre.
Sie liebte die mode à la Lavallière,
à la Legros die Coiffüre.

Die Etiquette war ihr Altar,
Ihre Opfer der Anmut Gaben.
Ich glaube, sie haben sie sogar
Mit Puder und Schminke begraben.

Von Trauerweiden umrieselt schlief
Sie unter dem Efeuhügel,
Zu Häupten senkte die Fackel tief
Ein Seraph und tief die Flügel.

Nicht lange schlief sie, da brausten durchs Land
Die napoleonischen Horden,
Auf ihren wallenden Fahnen stand
Das Sengen, Rauben und Morden.

Ihren Wegen leuchtete Flammenschein,
Ihren Spuren folgte das Jammern,
Sie stießen die Urnen herab vom Stein,
Erbrachen die Totenkammern.

Da lag auch im Graben, zerrissen das Kleid,
Der Spitzen beraubt und Pretiosen,
Die ‚Hofmeisterin der galanten Zeit‘.
Das war der Dank der Franzosen!

Blauer Tag

Die Häuser entschwinden.
Schon bin ich ein andrer,
So leichtbeherzt:
Ein Fluren-Durchwandrer,
Von Sommerwinden
Lieblich umscherzt.

Grüngoldenes Flimmen.
Hoch obenhin Flügel:
Ein schimmerndes Jagen
So schmiegsam und weich.
Und im Licht, wie auf Wellen,
Glaub' ich zu schwimmen,
Dahingetragen
Den Schwalben gleich.
Sie singen mit hellen,
Jauchzenden Stimmen:
Heut blaut allenthalben
Das himmlische Reich!

Josef Schanderl



Von deutschen Bühnen

Max Reinhardts Großes Schauspielhaus

Es ist bewunderungswürdig: in einer Zeit seelischer und wirtschaftlicher Erschöpfung gelingt es dem zähen Willen eines einzelnen, ein Werk zu schaffen, das die Teilnahme von Tausenden fordert, um zu gedeihen. Durch Monate stand an den Berliner Anschlagsäulen die Ankündigung des Großen Schauspielhauses. Von Monat zu Monat mußte die Eröffnung verschoben werden. Schwierigkeiten allerart widersetzten sich dem Umbau des Zirkus Schumann. Man las den Zettel, und Zweifler schüttelten den Kopf. Wo finden sich in Berlin Abend für Abend viertausend Menschen, um die ‚Orestie', den ‚Faust' oder den ‚Cäsar' anzusehen? Ja, wenn's eine riesenhafte Operette wäre! Aber auf den Zetteln stand der Name Max Reinhardt und wirkte mit einer in ehrlicher Arbeit verdienten Kraft. Als am 28. November das Große Schauspielhaus eröffnet wurde, zählte er einen Heerbann von 130000 Abonnenten. Und wenn die Schar derer, die überall dabei sein müssen, in einer Millionenstadt auch sehr groß ist: gegenüber dieser Riesenzahl von Reinhardtgläubigen ist sie doch gering. In dieser Stadt der Protzen und Kriegsgewinnler, der Schieber und Wucherer, der Schreier und Neugierigen gibt es eine Masse von sehnsüchtigen Seelen, die vom Theater mehr als einen unterhaltsamen Zeitvertreib, die Erschütterungen verlangen. Schon diese Feststellung ist ein Gewinn.

Als Max Reinhardt vor acht Jahren

Die Orestie im Großen Schauspielhause zu Berlin. Zeichnung von Paul Paeschke



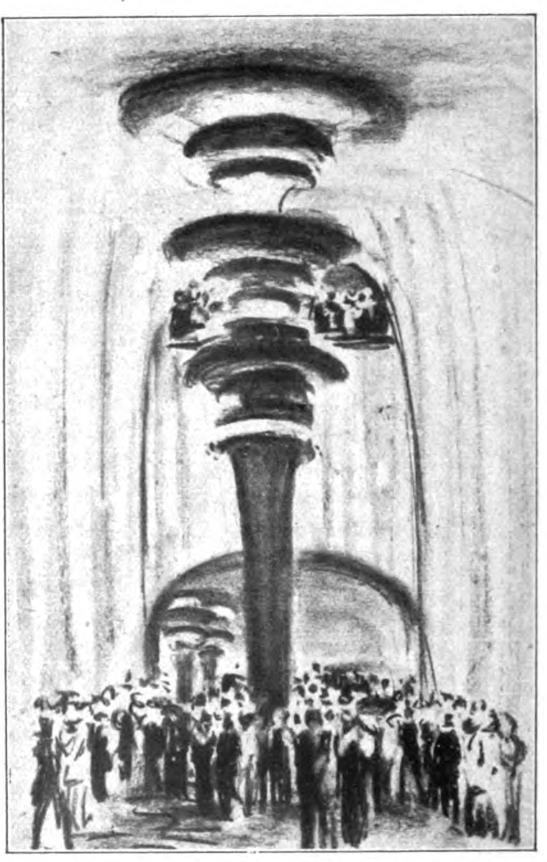
Charlotte Berend: Jenny Schaffer als Sidselill in ‚Schluck und Jau' von Gerhardt Hauptmann (Dresden, Schauspielhaus)

seine ersten Aufführungen im Zirkus Busch veranstaltet hatte, schrieb er: „Brauche ich es ausdrücklich zu betonen, daß für mich der Zirkus mit allen seinen Vorzügen und Mängeln erst einen Anfang, ein Provisorium bedeutet?" Das von ihm geplante ‚Theater der Fünftausend' von Grund aus neu zu schaffen, war ihm nicht vergönnt, aber er fand in Hans Pölzig einen Architekten, der den ehedem aus einer Markthalle roh zugerichteten Zirkus mit verhältnismäßig einfachen Mitteln in einen feierlichen Dom verwandelte. Pölzig wölbte über der Arena eine mächtige Kuppel, von der wie an regelmäßig angeordneten Tropfsteinzapfen die Beleuchtungskörper herniederhangen und bei verdunkeltem Hause den sternübersäten Himmel vortäuschen. Der zeitlose Stil dieser Kuppel läßt schon jetzt voraussagen, daß unter ihrer Rundung jedes beliebige Stück gespielt werden kann, sofern es nur überhaupt für dieses Theater geeignet ist. Von der Arena oder Orchestra führen Stufen zur Vorderbühne, die, unverändert, auch in den Pausen sichtbar bleibt. In dritter Höhe erhebt sich dann die die ganze Breite des Kreisabschnitts einnehmende Hauptbühne, die drehbar ist und einen schnellen Wandel des Schauplatzes ermöglicht. Man vergegenwärtige sich die Vorteile dieser Anordnung. Das Spiel kann, lebhaft oder gemessen wechselnd, von der Erhabenheit weitester Entfernung bis in die vertrauteste Nähe des Zuschauers rücken. In den ‚Totenopfern' z. B., dem zweiten Teil der ‚Orestie', jagt und schleppt der rächende Orestes die mörderische Klytaimnestra von der Tiefe der Orchestra über die doppelte Folge von Stufen empor zur Tür des Palastes, in dessen Innerem er sein grausiges Strafwerk vollbringt. Sehr mannigfaltig sind auch die Auftrittsmöglichkeiten der Schauspieler. Sie können nicht nur wie auf der gewöhnlichen Bühne von der Mitte oder von den Seiten her erscheinen, sondern auch aus dem der Bühne gegenüberliegenden Eingang zur Orchestra, sozusagen mitten aus dem Zuschauerkreis heraus, was die Verbindung zwischen Schauspieler und Publikum, die dem Guckkastentheater fremd ist und das ganze gewaltige Haus zu einer Einheit zusammenfaßt, am erstaunlichsten dartut.

Den Chor behandelt Reinhardt anders als früher. Er ist, getreu seiner Entwicklung vom Ausstattungs- zum Ausdruckskünstler, einfacher geworden. Er wirkt nicht mehr durch die Masse, indem er tausend Menschen die Arena füllen läßt. Die Menge bleibt bescheiden an den Seiten der unteren Bühne stehen und unterstützt nur an besonders wichtigen Stellen das unter ihren Chorführern Orchestra und Treppe beherrschende Dutzend erster Sprecher. Die Schwierigkeiten der Verständlichkeit sind noch nicht überwunden. Die Männerstimmen finden leichter den Weg zum Ohr des Hörers als die der Frauen, wenigstens bei chormäßigem Sprechen; beim Einzelvortrag ist es gerade

umgekehrt. Selbst Meister des Worts wie Ferdinand Gregori und Ludwig Wüllner (als Wächter und Chorführer) füllten nicht immer den Raum, während Agnes Straub (als Klytaimnestra) und namentlich Else Heims (als Kassandra) siegreich durchdrangen. Dank dem trompetenhellen Klang seiner Stimme ging von dem Orestes Moissis kein Wort verloren. Nur paßt dieser nervöse Künstler mit der flackernden Unruhe seiner Bewegungen am wenigsten von allen in dieses starke und mächtige Linien fordernde Theater. Das Große Schauspielhaus verlangt Darsteller von besonderem Wuchs, je länger desto klarer wird sich herausstellen, daß man nicht heute hier den Orest und morgen in den Kammerspielen Tschechows Iwanow spielen kann.

Reinhardt begann mit einem Werk, das im Hinblick auf eine Bühne geschrieben ist, wie er sie sich im Großen Schauspielhause geschaffen hat. Das war ein Vorteil und zugleich eine Kühnheit. So mächtig die ‚Orestie‘ des Aischylos den weiten Raum erfüllt — sie ist für den Unvorbereiteten schwer verständlich. Karl Vollmöller hat sie in die Sprache unsrer Zeit übertragen, so daß sie sich mühelos liest. Aber der sagenhafte Vorstellungskreis, aus dem die Trilogie erwachsen ist, wird nur wenigen unter der Menge gegenwärtig sein. Man braucht humanistische Bildung, um den gehobenen Bericht über die Vorgeschichte des Atridenhauses, den Zusammenhang der Bluttat Klytaimnestras mit Iphigeniens Opferung beim Auszug nach Troja zu fassen. Man muß etwas wissen von griechischer Lebensauffassung, Sitte und Frömmigkeit. Wie sonderbar wirkt es auf den Unkundigen, wenn Agamemnon nicht über die purpurnen Teppiche schreiten will, die Klytaimnestra vor dem Heimkehrenden breiten läßt. Er fürchtet die Hybris, den Übermut, den die Götter strafen. Das sagt er. Aber unausgesprochen bleibt, daß die mordsinnende Gattin sich den Zorn der Himmlischen als entlastenden Helfer ihrer Rache listig werben will, indem sie den Mann zu barbarischem Prunk verführt. Ähnlich steht es mit einem ergreifenden Auftritt in den ‚Totenopfern‘. Orestes und Elektra schlagen mit den Fäusten die Erde, um den toten Vater um Segen zum Muttermord anzuflehen. Ein Teil der Hörerschaft ist befremdet, lacht sogar, weil er sich nicht in die Welt des Griechen hineindenken kann, der dem Toten Brot und Wein spendet und mit ihm spricht, als dränge seine Stimme vernehmbar in die Unterwelt.



Wandelhalle im Großen Schauspielhause zu Berlin
Zeichnung von Paul Paeschke

Von den drei Stücken der ‚Orestie‘ wirkt in Reinhardts Aufführung am kräftigsten und unmittelbarsten das erste, ‚Agamemnon‘. Agnes Straubs schneidend kalte Klytaimnestra beherrschte die Szene mit überragender Größe. Wie in Marmor gemeißelt stand sie da, als sie auf die Anklage des Chors die unheimlichen Worte hervorstieß: „Ich hab' ihn gefällt. Ich hab' ihn erschlagen. Ich werd' ihn begraben. Was geht's dich an?“ Eine Überraschung war die Kassandra von Else Heims. Diese Künstlerin, die die Freunde des Deutschen Theaters in so vielen anmutig-heiteren Frauenrollen kennen, hat den Wuchs und die Wucht für dieses Haus. Ihre Klagerufe zu Apollon, dem Wege- und

Wehegott, zeugten von unablässiger Schulung der Stimme und des Ausdrucks und drangen erschütternd zu Herzen. Unvergeßlich werden jedem ihre letzten Worte sein, mit denen sie dem Tod entgegengeht:

„O Menschenschicksal! Menschenglück: ein Schatten
Reicht dich zu trüben. Menschenqual: ein Schwamm
Löscht dich wie Schrift auf einer Tafel aus.
Und dies scheint mir weit schmerzlicher als alles.“

Zu den erschütterndsten Eindrücken des Abends zählten jene, die die religiöse Bedeutung der Tragödie ahnen ließen. Menschenschicksal ist in Tausenden von Jahren das gleiche geblieben. Wir lauschen ergriffen dem Seufzer des Chors: „Oft vor die schlummernde Seele treten die Schatten Erinnerung und Qual,“ und der Dichter selbst tritt als fühlender Mensch aus dem Dunkel der Zeiten, wenn er gegen das uralte Wahrwort, daß Jammer und Elend die Kinder des Glückes heißen, die frohe Botschaft setzt:

„Anders denk' ich: die Tat des Bösen
Zeugt neue Sprossen
Vom selben Stamm.
Doch des Gerechten Haus
Ist ewig segenbeschattet.“

Und im ‚Totenopfer‘ sehnt sich der Chor kriegsgefangener Frauen nach dem Tag, an dem die finstern Geister weichen, mit derselben Inbrunst wie wir.

Wenn man an die Möglichkeiten eines zeitlich streng begrenzten Theaterabends denkt, ist es verständlich und doch zu bedauern, daß von den ‚Eumeniden‘, die für Orestes diesen Tag heraufführen, in Reinhardts Bearbeitung nur ein Bruchstück geblieben ist. Die Szene wandelt sich. Wir erblicken auf einer schwindelnd hohen Treppe, die zum Heiligtum Apollons führt, den delphischen Gott, der die in der Orchestra kauernden Erinnyen verscheucht. Das Aufpeitschende dieser schlangenumflatterten Ungeheuer kam leider nicht heraus. Unsere Phantasie stellt sie uns gräßlicher und unheimlicher vor, als es die Bühne vermag, und die träge Masse, die hier herumkroch, machte den Eindruck eines harmlosen Haberfeldtreibens. Vielleicht — und damit würde sich ein Nachteil dieser in den Zuhörerkreis hineinspielenden Bühne zeigen — weil sie dem Beschauer zu nahe war, um befremdlich oder gar gespenstisch zu wirken. Doch war das nicht die einzige Enttäuschung. Der Richterspruch des Areopags, den Athena zum Freispruch macht, indem sie den entscheidenden Stimmstein in die Urne legt, fällt weg, und damit wird der jubelnde Ausklang des Ganzen verdorben, nicht zu reden davon, daß uns die Läuterung des Rechts zur Gnade, die der griechische Geist hier in einem Kunstwerk vollzogen hat, unterschlagen wird und wir uns mit dem Deus ex machina begnügen müssen, an den wir so ungern glauben. Und wie zeitgemäß wäre es, wenn den Menschen von heute wie einst den Athenern der mahnende und betende Dichter zuriefe: „Bürgerzwist, blutiger Übel Nimmersatt, brause nie durchs Land. Tränke nimmer den Staub entzweiter Bürger dunkles Blut, das Wechselmorde und Rachetaten und finstere Greuel heischt. Freude nur mögen sie tauschen,



Gerhart Hauptmann und Max Reinhardt bei der Einstudierung von Hauptmanns ‚Weißem Heiland‘ im Großen Schauspielhause. Federskizze von Prof. Emil Orlik

einmütig im Lieben, einig im Haß: Denn dies wird Völkern zum Heile."

Aber vielleicht hätten die Zuschauer die Geduld verloren. Die ‚Orestie' im Großen Schauspielhaus ist eine Anstrengung für Aug' und Ohr, für Kopf und Herz. Man möchte jedes Wort verstehen und merkt mit gespanntester Aufmerksamkeit und doch nach der Hälfte der Zeit ermüdet auf. Das Auge wird durch schnell und häufig wechselnde Lichtwirkungen abgestumpft, denn Reinhardt beleuchtet immer nur den Sprechenden mit farbig abgetönten Scheinwerfern und läßt die Bühne sonst im Halbdunkel. So ist man mürbe, wenn man nach drei Stunden, die nur von einer kurzen Pause unterbrochen waren, das Haus verläßt. Doch man ist auch dankbar. Es gibt Leute, die von Mache reden und von Tamtam. Mag sein. Vielleicht, wahrscheinlich spricht derlei mit. Wenn man sich höflicher ausdrückt, wird man Ehrgeiz sagen. Aber dieser Trieb, der erste zu sein, der gewiß manchmal in die Irre geht, er ist der große Förderer und Anreger, und auch von diesem neuen Versuch werden die Spuren in der Geschichte unseres Theaters lange sichtbar bleiben. Ob es mehr als ein Versuch ist, muß die Zeit lehren. Man kann zweifeln, ob die innige Zartheit einiger Gretchenszenen im ‚Faust' oder das häusliche Behagen mancher Auftritte im ‚Götz' diesen Riesenraum, vor allem 4000 Zuschauer vertragen, während man sich den ‚Cäsar' eher denken kann und selbst Gerhart Hauptmann, von dem man freilich am liebsten den ‚Florian Geyer' sähe, der als ein echtes Massendrama auch auf dieses Theater gehörte.

Dr. Paul Weiglin


Charlotte Berend: Helene Forti als Brünnhilde in der ‚Walküre' von R. Wagner

Staatstheater und Stadttheater (Dresden — Leipzig)

Ein großer Theaterdirektor der Zeit um 1848 machte einst das Geständnis: in der Politik bin ich für parlamentarisches Regiment, im Theater bin ich Autokrat. Und ein ebenso bedeutender älterer Kollege meinte: Zwei Gruppen lassen sich nicht parlamentarisch regieren, eine Räuberbande und das Theater.

Nun, die beiden Herren haben 1919 nicht erlebt, sonst würden sie vielleicht ihre Auffassung überprüft haben. Der Drang zur Demokratie kommt auch am Theater zum Ausdruck, und mancher, der früher erklärte, es sei unmöglich, macht doch einen Versuch, muß den Versuch machen, weil die Zeit dazu zwingt. Gewiß, künstlerische Beiräte in dieser oder jener Form hat es auch früher schon gegeben; vor allem im Bureau des Dramaturgen. Und es ist gewiß nicht unrichtig, wenn die schwere Entscheidung, ob ein neues Werk anzunehmen oder abzulehnen sei, nicht einem einzelnen, sondern einem Lesekomitee, wie es früher hieß, oder einem Künstlerrat, wie man heute sagt, überlassen wird. Der einzelne ist immer Partei, oft unbewußt, manchmal auch bewußt. Zuweilen dichtet er selbst, da ist er sogar Konkurrent und weist am Ende manchmal das Gute zurück, gerade weil es besser ist. Ein mehrgliedriger Rat erleichtert die Aussprache, mildert die Meinungen, gleicht sich aus und kommt so in der Regel zu einem zuverlässigeren Urteil.

Dieser Künstlerrat des dramaturgischen Bureaus hat sich in unserer Zeit auf das ganze Theater ausgedehnt, in wechselnder Form, in verschiedenartiger Wirkung. Die neue Zeit aber hat fast an jeder Bühne irgendeine Art des Rätegedankens durchgesetzt. Begreiflicherweise haben sich diese Absichten zur Parlamentarisierung am stärksten bei den Bühnen gezeigt, die früher am autokratischsten regiert wurden, bei den Hoftheatern. Daß es dabei nicht immer so ganz ruhig und friedlich abgeht, zeigen die häufigen alarmierenden Nachrichten aus Wien, München, Hannover, Nürnberg und zahllosen anderen Städten. Es kommen leicht Unstimmigkeiten vor, die den Stolz, den Ehrgeiz der Künstler verletzen und den Gang der Theatergeschäfte beeinflussen.


Charlotte Berend: Ottilie Metzger-Lattermann als Carmen

Das sozialistisch radikale Sachsen geht in mancher Hinsicht auch im Theater voran. Dresden ist ein Beispiel. Die Hofbühne von einst darf wohl den ‚Ruhm' in Anspruch nehmen, den ersten Versuch mit einer Art Räteregierung gemacht zu haben. Die Dresdner Bühne wurde lange Jahre von zwei starken Persönlichkeiten geführt, dem Generaldirektor Grafen Seebach und dem ihm geistesverwandten Generalmusikdirektor von Schuch. Die beiden Männer haben Dresden, das auf eine unvergleichliche Geschichte mit einem Weber, einem Wagner zurückblickt, auf stolzer künstlerischer Höhe erhalten, erhalten durch das abgewogene Maß von Selbstherrlichkeit und Hingabe an Kunst und Künstler. Denn in der Kunst konnte auf die Dauer nur ein Autokrat durchdringen, der den großen Blick für die Kunst und das warme Herz für die Künstler besaß. Das war bei Seebach und insbesondere bei Schuch über allen Zweifel erhaben. Als nun Schuch vor fünf Jahren plötzlich starb, hieß es, er sei unersetzlich. Man ahnte nicht, wie recht man hatte. Schuch fehlt Dresden heute. Diese starke Persönlichkeit besaß einzige Vorzüge. Schuch beherrschte in gleicher Vollendung die klassische wie die neue, fortschrittliche Kunst, beherrschte die Oper wie das Konzert; er war ein Diktator des Taktstocks, aber ein Machthaber, dem sich alle willig beugten, weil sie seine Überlegenheit fühlten.


Charlotte Berend: Ludwig Ermold als Beckmesser in den ‚Meistersingern' von R. Wagner

Zunächst trat Kapellmeister Kutzschbach in seine Fußtapfen; er war sein Helfer gewesen, war in Schuchs Schule

groß geworden. Seine Anlagen waren vielversprechend. Bald darauf erhielt er einen Mitstreiter in dem jungen Kapellmeister Reiner. Reiner kam aus Budapest. Er brachte südliches Feuer und südlichen Musikgeist mit. Als er nach Dresden kam, kannte er weder die deutsche Sprache noch die deutsche Musik. Sein Feuergeist hat sich schnell in alles eingelebt. Kutzschbach, der in Dresden Großgewordene, und Reiner, der schnell Emporдringende, leiten heute gemeinsam das Erbe Schuchs. Es kann niemand darin einen Vorwurf sehen, daß man ihnen erklärt, sie besäßen nicht die Autorität Schuchs. Dieser hatte sich die Autorität auch erst in vierzigjähriger Erfolgtätigkeit erkämpft. Man kann nicht erwarten, daß solche Autorität kampflos gewährt wird, zumal in heutiger Zeit, wo jeder einzelne seine Meinung, seinen Rat, seine Stimme in die Wage werfen will.

In Dresden hat sich ein förmlicher Arbeitsrat der Staatstheater gebildet. Für jeden gewichtigeren Beschluß muß dessen Entscheidung angerufen werden. Da finden sich beispielsweise in der Oper die Abgesandten der Solomitglieder, des Chors, des Orchesters, des Balletts und des Bühnenpersonals mit den Vorständen, Kapellmeistern und Spielleitern zur Sitzung zusammen und beraten über Neuaufführungen, Besetzung und Einstudierung der Werke, über Festsetzung des Spielplans usw. Wieviel Zeit wird da in Beratungen aufgewandt, die vielleicht besser der rein künstlerischen Arbeit gewidmet würde! Da ist eine neue Oper zu besetzen. Welcher Dirigent soll sie einstudieren? Nicht die besondere Anlage, die besondere Vorliebe für diese oder jene Richtung entscheidet. Wer sollte denn auch — da kein übergeordneter da ist — die Entscheidung treffen? Man hat sich mit einem regelmäßigen Wechsel unter den Kapellmeistern abgefunden. Nun folgt die weitere Sorge: Wer soll die Partien singen? (Es gibt doch bekanntlich für jedes Fach an einer größeren Bühne mehrere Vertreter.) Um eine gute Rolle werden sich alle Vertreter des Faches ‚reißen‘, eine schlechte werden sie alle zurückweisen. Da kann es kommen, daß eine undankbare, anstrengende Partie von allen verweigert wird. Was soll der Rat tun? Er muß einen sanften Druck ausüben, was das Selbstbewußtsein der Künstler bedrängt und Unfrieden hervorruft. Und im umgekehrten Fall: man mag die dankbare Rolle geben, wem man will, der andere wird sich stets zurückgesetzt fühlen, wird grollen, wird sich einbilden, man sei ihm nicht wohlgesinnt. Kurzum, es besteht bei solchem Verfahren die große Gefahr, daß die von keiner höheren Gewalt regierten Mitglieder sich gegenseitig mißgünstig und mißtrauisch gegenüberstehen. Das ruhige Zusammenarbeiten wird dadurch beeinträchtigt.



Charlotte Berend: Alexander Wierth als Bobby

Nun besitzt Dresden heute noch ein so stolzes und im ganzen auch festgefügtes Ensemble, daß gewisse Erschütterungen noch keine Lebensgefahr bedeuten. Ein Gesangsmeister von dem Range Tino Pattieras verläßt die Dresdner Oper; das bedeutet einen herben Verlust. Die Leistungen der Oper sind damit aber nicht in Frage gestellt. Der Dresdner Opernhimmel wird von soviel Sternen erleuchtet, daß er getrost ein Licht entbehren kann. Welch ein Kranz glanzvoller Namen: Eva Plaschke-von der Osten, Ottilie Metzger-Lattermann, Liesel von Schuch, Grete Merrem-Nikisch, Margarete Siems, Minnie von

Frenckel-Nast, Helene Forti, Gerta Barby, — Adolf Lußmann, Fritz Vogelstrom, Friedrich Plaschke, Hans Rüdiger, Dr. Waldemar Stägemann, Richard Tauber, Georg Zottmayr! Dazu die Spielleiter Georg Toller und Alexander d'Arnals.

Noch immer hat die Dresdner Oper den anerkennenswerten Ehrgeiz, Uraufführungen verschiedenster Richtung zu bieten. Neben einem Richard Strauß, dem Vielgefeierten, kommen da allzeit auch weniger bekannte Strebegeister zu Wort. In den über zwei Monate ausgedehnten Herbstspielen des Jahres 1919 gab es eine stattliche Reihe von Vorstellungen klassischer und moderner, ernster und heiterer Art: der ganze Wagner von ‚Rienzi' bis ‚Parsifal', von Mozart neben ‚Figaros Hochzeit' und ‚Don Juan' auch die ‚Entführung aus dem Serail', Glucks ‚Iphigenie auf Tauris', Beethovens ‚Fidelio', Webers ‚Freischütz' und ‚Euryanthe', von Richard Strauß ‚Salome', ‚Rosenkavalier, und ‚Ariadne auf Naxos', ‚Theophano' von Graener und ‚Die Gezeichneten' von Schreker. Den Abschluß bildete Richard Strauß' neuestes Werk: ‚Die Frau ohne Schatten' — bei deren Aufführung sich allerdings gewisse Schäden der neuen Räteverfassung am Theater zeigten.

Auch das Schauspiel der Staatsbühne hat seine großen Verdienste. Da sind die Leiter Dr. Wolff und Paul Wiecke mit einem Stabe erlesener Darsteller eifrig bei der Arbeit. Und auch hier wird den verschiedensten Richtungen gehuldigt und der deutschen Muse ein Ehrenplatz geweiht.

⌘ ⌘ ⌘

Innerhalb des Sächsischen Freistaates wurden gelegentlich Stimmen laut, die es als eine Ungerechtigkeit hinstellten, wenn die Bürger der anderen Städte, vor allem Leipzigs, das doch selbst ein großes Theater unterhalte, zu den Kosten der Staatsbühnen in Dresden durch Aufbringung der Steuern beitragen müsse. Das dürfte keine zutreffende Beurteilung sein. Mit der gleichen Begründung könnte Dresden den Steuerbeitrag für die Unterhaltung der Leipziger Universität beanstanden.

In Leipzig verfügt das städtische Theater über drei Bühnen, das Neue Theater, das Alte Theater und das Neue Operettentheater. Das Neue Theater dient der Oper, das Alte dem Schauspiel. Doch gibt es da immerhin beträchtliche Ausnahmen. Da das städtische Orchester nicht nur in der Oper, sondern auch während der Wintermonate in den Gewandhauskonzerten verpflichtet ist, so muß eben an gewissen Tagen die Oper ausfallen. Man machte zuweilen den Versuch, eine kleine Oper mit bescheidenem, zum



Charlotte Berend: Das Orchester unter Hermann Kutzschbach


Charlotte Berend: Walter Bruno Iltz beim Schminken

Teil erborgtem Orchester an diesen Tagen zu geben. Das scheint sich aber nicht sehr bewährt zu haben. In der letzten Zeit wurden auch die Proben der Gewandhauskonzerte infolge des ungemein starken Zuspruchs zu öffentlichen Abendaufführungen, so daß zwei Abende der Woche in der Hauptspielzeit das berühmte Orchester mit Beschlag belegt ist. An diesen Tagen wird in der Regel im Alten und im Neuen Theater Schauspiel gegeben, wenn nicht, wie erwähnt, durch geschickte Anpassung eine kleine Oper, eine Oper mit kleinem Orchester ermöglicht wird. Über diesen Zustand nun führen die Oper wie das Schauspiel Klage. Das Schauspiel, das in Leipzig früher ein wenig in den Hintergrund gedrängt war, hat in neuer Zeit unter der Führung des arbeitsfrohen Geheimrats Meyer-Waldeck und unter der bedeutsamen Spielleitung des durch ihn für Leipzig gewonnenen Alwin Kronacher einen großen Aufschwung genommen. Man hat der alten, ein wenig verstaubten Überlieferung neuen Inhalt gegeben. Man hat die Jungen und Jüngsten zu Wort gelassen. Wedekinds ‚König Nicolo' hat in kurzer Zeit 25 Aufführungen erlebt. ‚Die Marquise von Arcis' von Diderot-Sternheim, ‚Candida' von Shaw erblickten das Licht der Rampen. Expressionistisch stilisierte Darstellungen von Flakes ‚Im Dritten Jahr', Dülbergs ‚Schellenkönig Kaspar', Carl Hauptmanns ‚Musik' (Uraufführung zu gleicher Zeit mit Reinhardt) werden jetzt mit Eifer und glühender Anteilnahme betrieben. Kleists


Charlotte Berend: Waldemar Staegemann als Almaviva in ‚Figaros Hochzeit' von Mozart


Charlotte Berend: Hanns Fischer als Mopsus in der ‚Verhängnisvollen Gabel‘ von Platen

‚Penthesilea‘, die Leipzig noch nicht gesehen, erscheint endlich zum ersten Male. Arbeitsreich ist der Betrieb des Schauspiels. Infolge des doppelten Orchesterdienstes muß der Intendant etwa 430 Schauspielvorstellungen im Jahre bieten; dabei noch die Schwierigkeit überwinden, die für das Alte Theater einstudierten und in der Dekoration hergerichteten Vorstellungen in den Rahmen des weit größeren Neuen Theaters einzupassen. Eine schwierige, undankbare Aufgabe, die glänzend gelöst wurde.

Der geschichtlichen Entwicklung nach, die ja Leipzig seit zwei Jahrhunderten eine führende Rolle im deutschen Musikleben zuwies, steht die Oper im Brennpunkt des Interesses. Und wenn sich auch in Leipzig im Widerschein der neuen Zeit manche Auseinandersetzungen, Forderungen, Meinungsverschiedenheiten — Zwistigkeiten, denen der sonst so erfolgreiche Intendant zum Opfer fiel — entwickelten, die Leistung der Oper blieb von diesen Störungen unberührt. Hier waltet ein Führer von unvergleichlicher Tatkraft, Professor Otto Lohse, seit vielen Jahren seines Amtes. Seiner Bedeutung, seinem Verdienst und seiner Hingabe an die Kunst können derartige Schwankungen, mögen sie kommen, von welcher Seite sie wollen, nichts Ernstliches anhaben. Und hier zeigt sich wieder, was sich immer bewahrheitet: die machtvolle Energie, die glühende Begeisterung setzen sich durch. Das ist eben der Sieg der starken Persönlichkeit. Lohse nimmt seine Aufgabe bitterernst, leistet eine Kunstarbeit, die man einem einzelnen kaum zutrauen möchte. Überall muß er persönlich zugegen sein, da er die persönliche Verantwortung trägt. Gilt es das Vorsingen eines neuen Sängers für Solofach oder Chor, gilt es das Vorspielen eines neuen Orchestermitgliedes: immer muß der Opernleiter entscheiden. Gilt es die Festsetzung des Spielplans, die Auswahl neuer Werke, die Besetzung alter oder neuer Opern — wenn auch andere Meinungen dabei gehört werden, die entscheidende Verantwortung ist doch immer bei ihm.

Leipzig dürfte mit der Zahl seiner Uraufführungen in der Oper an der Spitze aller deutschen Bühnen marschieren. Kommen doch in der laufenden Spielzeit nicht weniger als sechs deutsche Operndichter mit Uraufführungen zu Worte: Eugen d'Albert mit ‚Revolutionshochzeit‘, Georg Weißleder mit seinem dreiaktigen Werke ‚Das Freimannskind‘, Bernhard Schuster mit dem


Charlotte Berend: Liesel von Schuch als Philine in ‚Mignon‘ von Ambroise Thomas

‚Jungbrunnen‘, Mraczek mit dem Werk ‚Ikdar‘, Szendray mit dem ‚Türkisblauen Garten‘, Mary Wurm mit den ‚Mitschuldigen‘ nach Goethe. Zur Lösung dieser außerordentlichen Aufgabe steht nun Lohse ein glänzender Stab von Mitarbeitern zur Verfügung: die Oberspielleiter Schäffer und Marion, der Spielleiter Weißleder, der als hoffnungsvoller Opernkomponist auch Dirigentenleistung übt, die Kapellmeister Conrad und Szendray. Bewährte Stützen wie Soomer, Kase, Possony, Lißmann, Laßner, Müller, die Damen Schulz-Dornburg, Hansen-Schultheß, Schreiber, Gura-Hummel, Sanden führen das Solisten-Ensemble. Das Orchester genießt Weltruf. Die Leipziger Oper steht auf der Höhe ihrer Aufgabe.

Einen klugen Schachzug tat die Theaterleitung, als sie vor einigen Jahren den zwei großen Bühnen als dritte das Neue Operettentheater angliederte. War es nicht richtig, in dieser Form der gediegenen Operette im Rahmen der städtischen Theater ein Heim zu bieten? Es war im Gegenteil ein vorbildliches Vorgehen. Einmal war gerade in der Verbindung mit den großen Bühnen die Gewähr gegeben, daß auch in der Operette Gutes und Gediegenes geleistet wurde; und dann hatte man sich in den Einnahmen dieser Bühne einen wirksamen Zuschuß zu den gewaltigen Gesamtanforderungen gesichert. Um diese beiden entscheidenden Punkte durchzusetzen, bedurfte es einer hervorragenden Kraft an der Spitze. Diese fand man in dem bewährten Leiter Joseph Groß. Er ist ein Künstler von erlesenem Geschmack, ein Meister seines Faches, der ebenso den Ansprüchen des ihm anvertrauten Kunstgebietes wie den Wünschen seiner Hörerschaft gerecht zu werden weiß. An dieser Bühne konnte sich nicht der Schlendrian der Ausschlachtung einer Erfolgsoperette in Hunderten von Wiederholungen festsetzen. Nein, ein dauernd wechselnder, reicher Spielplan wird hier in glänzender Auswahl alter und neuer Operettenkunst geboten und in vorzüglicher Darstellung zum angemessenen Unterhaltungsgenuß erhoben.

So hat Leipzig allen Schwierigkeiten der heutigen Stürme zum Trotz seine künstlerischen Leistungen auf allen Gebieten erhalten und dem alten Ruhme der Theaterstadt neuen Glanz verliehen.

Dr. Wilhelm Kleefeld



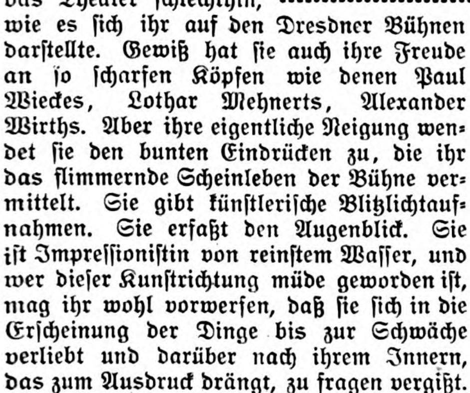
Charlotte Berend: Robert Burg als Doktor Mirakel in ‚Hoffmanns Erzählungen‘ von Offenbach

Den Reichtum an künstlerischen Kräften, dessen sich die sächsischen Landestheater als einer arg gefährdeten Erbschaft aus den Zeiten erfreuten, da sie sich noch königlich nannten, hat Charlotte Berend in einer Folge farbiger Steinzeichnungen festgehalten, und wir benutzen diese Blätter, um die Ausführungen Dr. Wilhelm Kleefelds zu illustrieren und gleichzeitig unsere Leser mit einer eigenartigen Künstlerin bekannt zu machen. Es handelt sich um ein Mappenwerk von 24 Blättern, das in drei verschiedenen Ausgaben bei Emil Richter in Dresden erschienen und mit einem Geleitwort von Rudolf Herbert Kaemmerer versehen ist. Die Auflage ist nur klein; die Steine wurden nach dem Druck abgeschliffen, so daß der Kunstfreund zugleich die Freude des Sammlers an der Seltenheit und Unersetzlichkeit seines Besitzes genießen

kann. Von der Leistung Charlotte Berends geben unsere Abbildungen eine Vorstellung. Man würde die Absichten der Künstlerin verkennen, wenn man in jedem einzelnen Falle den Maßstab bildnishafter Ähnlichkeit anlegte. Das ist hier und da geschehen, und ungerechte Urteile sind die Folge gewesen. Das Erlebnis Charlotte Berends ist nicht der einzelne Sänger oder Schauspieler in dieser oder jener Rolle gewesen, sondern das Theater schlechthin, wie es sich ihr auf den Dresdner Bühnen darstellte. Gewiß hat sie auch ihre Freude an so scharfen Köpfen wie denen Paul Wieckes, Lothar Mehnerts, Alexander Wirths. Aber ihre eigentliche Neigung wendet sie den bunten Eindrücken zu, die ihr das flimmernde Scheinleben der Bühne vermittelt. Sie gibt künstlerische Blitzlichtaufnahmen. Sie erfaßt den Augenblick. Sie ist Impressionistin von reinstem Wasser, und wer dieser Kunstrichtung müde geworden ist, mag ihr wohl vorwerfen, daß sie sich in die Erscheinung der Dinge bis zur Schwäche verliebt und darüber nach ihrem Innern, das zum Ausdruck drängt, zu fragen vergißt.



Charlotte Berend: Lothar Mehnert



Charlotte Berend, die Gattin Lovis Corinths, ist eine männliche Künstlerin. Sie weiß das, und es hat ihr gewiß manchmal Vergnügen gemacht, schon mit den Vorwürfen ihrer Gemälde und Zeichnungen den zahmen Beschauer vor den Kopf zu stoßen. Sie trumpft gern auf und hat etwas Lärmendes, Burschikoses. In diesem Theaterwerk kommt ihr diese kräftige Art zustatten. Sie sieht das Stück Jahrmarkt, das jede, auch die beste Bühne an sich hat. Sie vertuscht nicht, daß es sich um Masken handelt, mögen sie sich selbst in so erhabene Gewänder wie Lohengrin oder Brünnhilde werfen. Das Theater ist ihr nicht ein Abbild des Lebens; sie bleibt von den Geheimnissen dieser Spiegelung unberührt. Sie nimmt es, wie es sich ihren Augen darbietet: als eine bunte Torheit, einen fröhlichen Rausch. In ihren Blättern atmet die schönheitsselige Sorglosigkeit einer Zeit, die noch Muße und Kraft hatte zum Spiel. Sie werden den Späteren noch schmerzlicher als uns zu Urkunden über Besitztümer werden, die unser Leben reich und schön gemacht haben und die, ihrer einheitlichen Verwaltung beraubt, wie so vieles andere Gefahr laufen, zu zerfallen.

Hebbels ‚Nibelungen‘ in Köln

Im Kölner Schauspielhause hat Johannes Tralow Hebbels ‚Nibelungen‘ neu ausgestattet und einstudiert, und diese Aufführung hat weit über Köln hinaus Beifall und Aufsehen erregt, so daß die ‚Monatshefte‘ ein halbes Dutzend der neuen Dekorationen nach Entwürfen von Heinrich Pützhofen-Esters veröffentlichen. Tralow wendet, wie Dr. Friedrich Walkhoff in der ‚Szene‘, der Fachzeitschrift der Vereinigung künstlerischer Bühnenvorstände, hervorhebt, die Stilbühne in strengster Form an. Ein Rahmen von je zwei plastischen Pfeilern, deren vorderes Paar durch einen Balken verbunden ist, spannt das Riesenwerk Hebbels ein und bewirkt von Anbeginn und unbeeinflußt von dem Wechsel der Bilder durch die dürftigste Einengung des spielbaren Raums den Eindruck der starren und unerbittlichen Notwendigkeit, von der die Dichtung beherrscht wird. Nur bei der Bahrprobe im Dom wird die ganze Tiefe der Bühne ausgenutzt, um die tragische Wirkung, den Abschluß des ersten Teils wirksam zu vertiefen. Im übrigen ist alles darauf angelegt, die Hebbelsche Tragik, die der Notwendigkeit die Menschheit unterordnet, bildlich auszudrücken. Man betrachte daraufhin die farbigen Wiedergaben dieses Heftes. Auf jedem einzelnen Blatt scheint ein dunkles Verhängnis zu lasten. Man atmet schwer in dieser Welt.

Das erste Bild zeigt die Halle der Burgunden zu Worms. Das harte, eintönige Grau der Mauern belebt das verschwommene Muster eines romanischen Frieses über den gewölbten niedrigen Fenstern, zwischen denen ein ungefüger Thronsitz mehr kauert, als sich erhebt. Hier spielen sich Siegfrieds und später Rüdigers Empfang durch die Könige, der Aufbruch zur Jagd, Kriemhilds Überlistung durch Hagen ab; von diesen Fenstern sehen Ute und Kriemhild dem Wettkampf der Helden zu; aus ihnen erblickt Kriemhild zum ersten und zum letzten Male ihren Siegfried. — In Brunhilds Burg ist das Düstere zum Unheimlichen gesteigert. Die Treppe des Mittelauftritts quetscht sich hoch und schmal, drohend

zwischen die gewaltigen Quadern des vorweltlichen Baues. Blutrot leuchtet Brunhilds Gewand aus dem bläulichen Dunkel. Durch das Riesenfenster blickt das eisige Sterngefunkel der Nordlandsnacht, die langsam in den Morgen übergeht. — Mit erhabener Einfachheit hat Tralow den Odenwald dargestellt: ein paar ungeheure Stämme, die sich in unbestimmtes Düster verlieren. Links eine schmale Lichtung und gegen das Abendrot der drohende Schatten Hagens.

Vergleichsweise freundlich mutet in ‚Kriemhilds Rache‘ die Halle in Bechlarn an. Das helle Violett der Wand mit dem roten Plüschvorhang, der durch die gedrungene Tür und die romanischen Öffnungen zu beiden Seiten leuchtet, läßt noch einmal ein bißchen Lebensfreude ahnen, bevor das Unheil hereinbricht. — Dann tut sich die verderbliche Fremde vor den verratenen Burgunden auf. Farben leuchten mit barbarischer Kraft. So in Etzels Thronsaal der grünrote Schlangenthron mit schwarzen Stufen vor schwarzem Grunde, rechts und links je ein blutroter Siegesmast mit kriegerischen Abzeichen. So im Bankettsaal mit seinen schweren und klobigen Tischen, Bänken und Sitzklötzen und dem mächtigen, die Decke rot und schwarz überspannenden Drachenteppich; unter diesem, um den ganzen Raum laufend, ein Fries von je acht übereinander gruppierten, von oben nach unten anschwellenden Blutstropfen, ahnungsvolle Zeichen des



Der gehörnte Siegfried
Halle zu Worms



Siegfrieds Tod. Brunhilds Burg



Siegfrieds Tod. Odenwald
in der Neuausstattung des Düsseldorfer Schauspielhauses nach den Plänen von Johannes Tralow. Skizzen von Heinrich Pützhofen-Esters



Kriemhilds Rache. Bechlarn

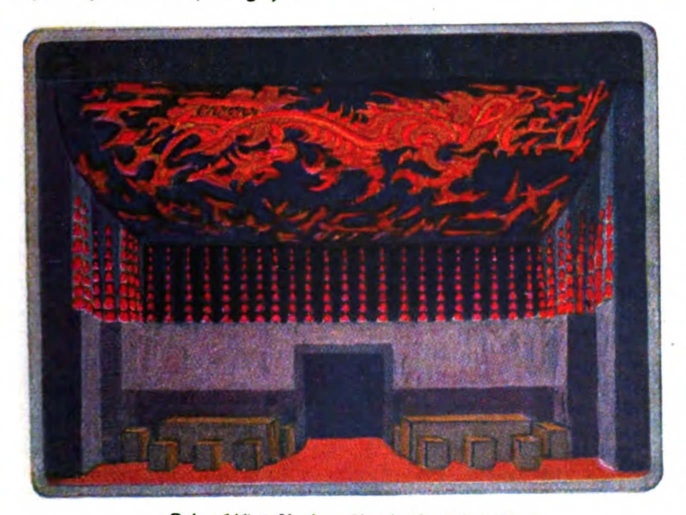
nach der Mitte der Bühne zu Stufen herunter. Von großer Wirkung ist das Schlußbild: Nachdem Hagen und Kriemhild zu Etzels Füßen getötet sind, steigt dieser die Stufen herunter und überreicht dem Berner die Krone. Dietrich, tief erschüttert, steht an den Stufen, die Krone hoch vor sich haltend; der Heunenkönig schreitet, während ihm sein Purpur langsam entgleitet, die Treppen hinauf, hinein in den feuerlodernden, qualmumhüllten Saal, um als Letzter kommenden Blutbades. — Der Schloßhof Etzels ist in riesigen Maßen ausgeführt; doch bleibt auch hier der Spielraum verhältnismäßig gering. Er muß es sein, um das Beängstigende des Eindrucks zu wahren, und er darf es, weil Tralow nicht Heere von Statisten auf die Bühne schickt, deren Kampfgetöse meist lächerlich wirkt. Vom Hintergrunde rechts führt aus dem Bankettsal eine steile Treppe auf ein Podest links herab; von diesem gehen



Kriemhilds Rache
Thronsaal bei Etzel

seinen Mannen in den Tod zu folgen.

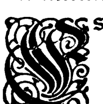
Die Aufführung selber wirkte, von dieser Ausstattung unterstützt, aufs stärkste. Tralow bewährte sich auch seinen Künstlern gegenüber als ein unerbittlicher Mahner zum Wesentlichen, zur Einfachheit, zum Bedeutenden, zum Wichtigen, und die Zuschauer erlebten, wie dieser Wille des Leiters in Verein mit dem Äußeren der Bühne die Schauspieler zum Stil zwang, selbst wo sie ihm von Natur aus wenig entgegenzukommen schienen.



Kriemhilds Rache. Bankettsaal bei Etzel
in der Neuausstattung des Düsseldorfer Schauspielhauses nach den Plänen von Johannes Tralow. Skizzen von Heinrich Pützhofen-Esters

Die Milderung der Klassengegensätze

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Friedrich Hashagen - Rostock



Es gibt so hohe Berge, daß ihre Spitzen der Erde nicht mehr anzugehören scheinen. Es gibt auch so abgründliche Tiefen und so furchtbare Erschütterungen im Menschen- und Volksleben, daß ein ähnlicher Eindruck uns durch sie aufgezwungen wird.

Die brennend gewordenen Klassengegensätze trugen viel dazu bei, derartige Erschütterungen in unserem Vaterlande hervorzurufen. Sie rissen an den wichtigsten Stellen unser Volk los von seiner mehr als tausendjährigen Geschichte. Das deutsche Volksherz, fest mit dieser Geschichte verwachsen, ward durch diesen Riß zur Wunde.

In vergangenen Friedenszeiten konnte es mehr zurücktreten, daß der Charakter einer Nation ihr Wohl in weit höherem Maße bedingt als irgendwelche andere Gaben und Güter. Infolgedessen mangelte es vielfach der Lebensanschauung an Eisen. Mochten auch manche dunkle Wolken am Himmel vorüberziehen, so überwog regelmäßig doch das Licht, und im besonderen gewann die ästhetisch bestimmte Lebensanschauung viele Jünger. Die Schönheit der Welt spiegelte sich, nach dem Dichterworte, freundlich in den fünf Seen der fünf Sinne. Vor Häßlichem und vor grobem Angefaßtwerden war man im ganzen mehr geschützt. Wenn viele Rücksichten genommen werden mußten — das Leben, die Welt nahm auf uns eben auch viele Rücksichten. Die ästhetische Lebensanschauung wuchs zu einem hohen Baum. Naturgemäß unterdrückte er und machte unfruchtbar, was unter seinem Schatten sonst etwa keimen mochte. Das wahre, tiefe, persönliche, soziale Bewußtsein und Gefühl, die aufrichtige und innige Teilnahme an dem Elend in den unteren Klassen verkümmerte. Dann plötzlich der schwere Schlag, das große Unglück! Rücksichten nimmt es gar nicht. Wie eine Zornesflut aus der Tiefe überschwemmt es die bisher bestehende Gesellschaftsordnung, unterwühlt, reißt hinweg vor allem jede wesentlich ästhetisch gerichtete Lebensanschauung. Eisern herrscht die harte Faust. Doch Überschwemmungen pflegen nicht immer zu dauern. Verzagen, Verzweifeln darf nicht in unserem Wörterbuch zu lesen sein. Erlebten wir die ganze Stufenfolge von den erhabensten Großtaten bis zu den verworfensten Untaten, rauscht davon das Blut oft so stark im Haupte, daß man die äußeren Stürme, die durchs Land toben, fast überhört — eine Stimme muß herrschen und herrscht: In der großen Not, unter der unser Volk jetzt erbebt, und die vornehmlich durch die überscharfen Klassengegensätze hervorgerufen ist, ringt jeder ehrliche Deutsche, im besonderen jedes Glied der oberen Klassen, sich hindurch zu ernster sittlicher Lebensanschauung, welche sich betätigt in treuer Mitarbeit an der Milderung dieser Spaltungen, die unser Volk zerreißen.

Diese Aufgabe, in ihrem Wesen genommen, ist groß, unübersehbar, unermeßlich. Hier kann nur versucht werden, einige Hauptforderungen hervorzuheben. Im praktischen Leben freilich hat jeder, der guten Willens ist, ohne weiteres Mittel in Händen und Gelegenheiten genug, um an seinem Teile zur Milderung der Klassengegensätze mitzuwirken. Um deswillen sind aber theoretische Überlegungen nicht überflüssig. Sie können immerhin dazu dienen, dem bloßen Empiriker und Praktiker Steine aus dem Wege zu räumen, die sonst seine Gesinnung belasten und sein Tun hemmen würden.

Zunächst ist festzustellen, daß die Klassengegensätze mit Notwendigkeit aus den Klassenunterschieden und diese sowohl aus der menschlichen Natur, wie aus der Geschichte erwachsen. So weit sie in der menschlichen Natur eingewurzelt sind, können die Klassengegensätze nicht beseitigt werden. Auch was geschichtlich darin geworden ist, will sorgfältig geprüft sein, ehe eine Änderung oder Beseitigung versucht wird. Dabei unterliegt die Naturseite in diesen Gegensätzen ebenso, wie ihr geschichtliches Wesen, unablässig bösen Wucherungen und inneren Erkrankungen, die den Eingriff des Arztes durch Messer und Medizin erfordern. Immerhin bleibt geltend: Der Unterschied einer Person von der anderen, und der damit gesetzte relative Gegensatz gegen die andere wiederholt sich in den Klassen und hat dort wie hier einen eigentümlichen, durch nichts anderes zu ersetzenden Beruf im Volksleben zu erfüllen. Das Volk ist eben nicht eine bloße Masse, sondern ein lebendiger Organismus, dessen einzelne Glieder stets sowohl Zweck wie Mittel sind. Ohne Zweifel ist hier das Ganze um des einzelnen willen da. Unter Umständen ruht ein noch stärkerer Nachdruck darauf, daß der einzelne und die einzelne Klasse für das Ganze da ist und sich ihm unterzuordnen, auch aufzuopfern hat. Die Klassengegensätze sind daher in ihrem Wesen unentbehrlich im Volksganzen.

Selbst wenn sie scharfe Kanten und Ecken haben, Beschwerden und Schmerzen verursachen und, an sich genommen, ein Übel sind, kann nur einseitiges, oberflächliches Urteilen dabei stehen bleiben und verkennen, daß ein Hauptschlüssel zum lebendigen Verständnis der stärksten und fruchtbarsten Bewegungen im Herzen des einzelnen und des Volkes in einem dunklen Verlies, in der engen Kammer des Leidens hängt. Leicht zu erreichen und bequem im Gebrauche ist



Pferde im Gewittersturm. Gemälde von Prof. Emil Rudolf Weiß

dieser Schlüssel allerdings nicht. Wer etwa nur von oben her, überhaupt von außen her ihn erreichen will, hat keinen Erfolg; ebenso wenn er sucht, durch bloß mechanische Mittel ihn sich zu Gebote zu stellen. Man muß schon in eigener Person eingeführt sein in diese Kammer, auch willentlich darin eingehen und verweilen, um ans Ziel zu kommen. Nur dem wahren und andauernden Mit-Leiden wird der volle Zugang zu der Erkenntnis gewährt, daß der einzelne, die Klasse, das Volk von jeher bis heute unübersehbar viel Wahres und Gutes, Großes und Schönes auf dem ‚glühenden Granit der Schmerzen' erbaut haben, die aus scharfen Klassengegensätzen erwachsen. Wären diese Nöte nicht vorhanden und wirkten sie nicht als starke Triebfedern, so würden manche bürgerliche Tugenden, zarte und strenge, in Selbstverleugnung, in opferfreudiger, heldenmütiger Treue, manche brave, heilsame Sitte, manches vortreffliche Gesetz das Licht der Welt nicht erblickt haben. Eine Lebensanschauung, die aus der Geschichte gelernt hat und den gegenwärtigen Wirklichkeiten gerecht zu werden sucht, erkennt klar, daß selbst scharfe Klassengegensätze zu den Hauptkräften im Einzel- und Volksleben gehören, die nach Ausweis der Vergangenheit und Gegenwart nicht entbehrt werden können, ohne Blutverlust zu verursachen. Sie treiben nicht nur an zur Betätigung der besseren Seiten in der Menschennatur, sondern ermöglichen sie.

Bei alledem will unumwunden erklärt sein: Das Unheil, das scharfen und überscharfen Klassengegensätzen tatsächlich oft anhaftet, ist sehr groß und schreit nach Hilfe und Milderung! Diese Übelstände wollen sachgemäß vergegenwärtigt sein, damit williger und zweckmäßiger Beistand geleistet werde.

❧ ❧ ❧

Ohne auf Einzelheiten einzugehen, haben wir jedenfalls die Zustände, welche im natürlichen Zusammenhange mit der leiblichen Armut verbunden zu sein pflegen, uns deutlicher vorzustellen und tiefer einzuprägen, als gewöhnlich geschieht. Daß der Arme unter vielen Entbehrungen leiden muß, ist uns bekannt. Aber wird auch berücksichtigt, wie vielen Erniedrigungen er sich infolgedessen aussetzt, die oft nur bittere Enttäuschungen bei ihm zurücklassen? Erwägen wir die Bedeutung des Prozentsatzes der Kindersterblichkeit in armen Familien in ihrem Verhältnis zu den entsprechenden Zahlen in höheren Klassen? Wenn der Arme mit größerer Begabung geboren ist, auch darum weiß, ist er in der Regel gezwungen, sie verkümmern zu sehen. Kräfte, in ihm vorhanden, kommen ungebraucht um. Hoffnungen, die sich in ihm regten, werden zunichte. Er hat die Freudefähigkeit, das Freudebedürfnis, wie alle anderen Menschen, doch keine Mittel, um dem zu genügen. Oft unterliegt er der Last der Unwissenheit und Unbildung. Er ist von Versuchungen, Lastern, Verbrechen bedroht, welche dem Begüterten, mag er andere Gefahren zu bestehen haben, fern bleiben. Ohne Zweifel ist Armut oft selbstverschuldet. Doch nur der Selbstgerechte wird um deswillen sein Herz vor solchen Armen verschließen und seine Hand von ihnen abziehen. In der Familie dieser Armen sind ohnehin Glieder vorhanden, denen keine Schuld beizumessen ist. Daß es viele Arme gibt, die ohne ihre Schuld im Elend stecken, bedarf keiner Versicherung. In der bisherigen Gesellschaftsordnung ist nun viel geschehen, um diese Nöte zu heben oder zu lindern. Offenbar haben aber, wie in der Revolution an den Tag kam, alle diese Bemühungen nicht die Erfolge erzielt, die davon erhofft wurden. Die Klassengegensätze, soweit sie in der verbitterten Armenwelt geschärft wurden, nahmen nicht ab, sondern stiegen und hetzten mit zu Empörungen an. Wer die Ursachen dieses Mißerfolges ernstlich zu erkennen sucht, braucht nicht lange in Ungewißheit zu bleiben. Die bekannte Satire redet davon deutlich genug:

„Voller Mitleid und Erbarmen
Lindern wir das Elend gern;
Und dabei bleibt man dem Armen
Immer so behaglich fern!"

Wenn es an Gaben nicht mangelte — die persönliche Teilnahme des Gebers ließ viel, oft alles zu wünschen übrig. Der vereinzelten Gabe haftet es an, daß sie regelmäßig wohl die Armut pflegt, aber nicht den Armen. Bedarf seine äußere Not der Abhilfe, so sieht es in seinem Gemüte oft so öde und trostlos aus, daß dort noch mehr Hilfe nötig ist. Die Seele der Armenpflege ist eben die Seelenpflege. In der persönlichen Teilnahme des Helfers liegt das Geheimnis aller wahren und wirksamen Hilfe auf diesem sehr schwierigen Arbeitsfelde. Ohne persönliche Beugung geht es dabei nicht ab. Will ich dem Niedergesunkenen aufhelfen, so muß ich mich zu ihm neigen und unter ihn beugen. Dadurch allein kann die Person des Armen erreicht und mit Erfolg beeinflußt werden. Er wird nun, von anderem abgesehen, jedenfalls inne, daß auch der Helfer, auch die Glieder höherer Klassen keineswegs in einem Paradiese leben, und diese Erfahrung dient an ihrem Teile dazu, die Schärfe der Klassengegensätze, wie er sie bisher fühlte, merkbar abzuschleifen.

Nur wenige Umrisse konnten über diese Aufgaben hier eingezeichnet werden. Sie sind wichtig genug und wollen ernst genommen sein; aber die peinlich empfundenen Klassengegensätze gehen in den unteren Volksschichten wesentlich auf andere Übelstände zurück, als im Armsein sich zeigen. Millionen von industriellen und anderen Handarbeitern sind ja nicht arm zu nennen; und gerade sie leben unter dem Eindrucke, daß unerträgliche Klassengegensätze im Volke bestehen, die ihnen Pein verursachen und beseitigt werden müssen. In der Sachlage, wie sie dort aufgefaßt wird, treten einige Nöte besonders

hervor, die veranschaulicht sein wollen. Jene Handarbeiter, vornehmlich die in industriellen Betrieben tätigen, fühlen sich in ihrer Person, in Familie, Wohnung, Broterwerb, ihrem ganzen Wesen und Leben belastet durch ihr Abhängigsein von anderen Menschen, oft von solchen, die sie kaum kennen und mit denen sie persönlich nicht in Beziehung stehen. Ist eine Gesellschaft die Arbeitgeberin, was oft vorkommt, so fällt die persönliche Beziehung ganz weg, und die Arbeiter empfangen, ohne daß sie im Bewußtsein sich darüber klar zu sein brauchen, den schweren Eindruck, daß sie von einer Sache regiert und somit selber zu einer Sache erniedrigt werden. Obendrein hat diese Gesellschaft ihren Mittelpunkt nicht selten an einem weit abgelegenen Ort, auch in einem anderen Lande, in einem anderen Erdteil. Unvorstellbar ist's, daß sie eine Verantwortlichkeit dafür hegt, ob ihre Arbeiter gerecht oder ungerecht behandelt werden, ob sie genügenden Lohn erhalten oder nicht, ob sie leben oder sterben. Demnach haben die Arbeiter keinerlei festen Halt an der Wirklichkeit der zum Leben oft notwendigen Dinge. Sie fühlen sich dem Zufall ausgeliefert, leben nur an der Oberfläche, finden nirgends Raum zum Einwurzeln, obwohl das Recht dazu ihnen ebenso eingepflanzt ist, wie allen anderen Menschen. Manche Aufgaben bringen sehr schwere körperliche Anstrengung mit sich, sind lebensgefährlich, wirken lebenverkürzend. Bei der notwendigen Teilung der Arbeit ist in anderen Fällen der Arbeiter gezwungen, jahrelang, vielleicht sein ganzes Leben hindurch nur kleinste Einzelheiten anzufertigen oder immer dieselben kleinen mechanischen Dienste zu leisten, ohne daß ihm ermöglicht ist, sich wie der Handwerker an der Vollendung eines Ganzen zu freuen. Daher wird diesen Arbeitern sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht, eine sittliche Beziehung zu ihrer Arbeit zu gewinnen und zu bewahren. Sie fühlen in ihrer Arbeit nur die Last, den niederdrückenden, zuletzt entmenschenden Zwang. Wenn in der jetzigen Gesellschaftsordnung dem Privateigentum nicht nur wirtschaftliche, sondern auch sittliche Bedeutung zuerkannt ist; wenn gerühmt wird, daß allein im Privateigentum die beständig flüssigen Quellen, die starken Antriebe, die zweckmäßigen Richtlinien für die gesunde, gedeihliche Weiterentwicklung des menschlichen Wesens, der Person liegen, so können diese Arbeiter nichts aufzeigen, was den Namen ihres Privateigentums zu tragen imstande wäre. Millionen von ihnen haben auch nicht einmal die Werkzeuge zu eigen, deren sie sich bedienen müssen. In ihrem Beruf finden sie also nirgends einen Grund, von dem ihr Leben sich gebührend abzuheben, nirgends eine Hilfe, welche ihnen Frieden in ihrem Stande zu gewähren und im sittlichen Willen zum Leben sie zu stärken vermöchte. Diese Notstände werden um so tiefer gefühlt, als die geistige und sonstige Bildung vieler industrieller Arbeiter wesentlich gestiegen ist und sie dazu treibt, größere Ansprüche an das Leben zu stellen. Noch vor einem Menschenalter lag es ihnen fern, solchen Anforderungen Raum zu gestatten. Außerdem haben die furchtbaren Erschütterungen durch den Krieg und unter seinen Nachwehen das Gemütsleben, wie sonst, so auch in diesen Kreisen in eine unheimliche Mitleidenschaft verflochten und seiner gesunden Selbständigkeit beraubt. Manches Elendsgefühl ist dort nicht irgendwie sachlich begründet, sondern aufgenötigt durch Suggestion. Diese hat sich ein großes Gebiet unterworfen und verwirrt, vernichtet dann im besonderen auch das Bewußtsein um die persönliche Verantwortlichkeit für die Unternehmungen, zu denen die Klasse sich hingedrängt findet. — Wenn es hier sich wesentlich um die Feststellung handelt, wie die Klassengegensätze, welche in der bisherigen Gesellschaftsordnung beruhen, in den unteren Volksschichten gefühlt werden, brauchen wir uns nicht weiter auf den Nachweis einzulassen, daß in dem vorhin skizzierten Gemälde nur Schatten, kein Licht gezeigt wird und manche einseitige, unzutreffende Darstellungen, zu weit greifende Verallgemeinerungen und ähnliche Mißgriffe sich darin vorfinden. Es darf kein entscheidendes Gewicht darauf gelegt werden, ob wir jene Elendsgefühle immer für begründet und berechtigt halten oder nicht. Wir haben ja Tatsachen genug vor uns: nicht nur wirkliche Not, auch die stark von Einbildungen durchsetzte Not bricht Eisen!

⌘ ⌘ ⌘

Haben wir im Mythus eine triebhafte Dichtung vor uns, in welcher der Menschengeist den Versuch macht, Ideen in Verleiblichungen, in tatsächlichen äußeren Vorgängen zu erfassen, so mag im Mythus vom gordischen Knoten schon die Ahnung enthalten sein, daß im menschlichen Gemeinschaftsleben Knäuel vorliegen, die niemand auflösen könne. Nur der Schwerthieb werde damit fertig. Bilden die Klassengegensätze nicht einen solchen Knäuel? Die fernste Vergangenheit fing mit dem Spinnen an; aber weder das leibliche, noch das geistige Auge hat jemals ausfindig gemacht, wann, wo und worin damit begonnen wurde. Alle Jahrhunderte spannen weiter. Wie der Strang verläuft, bleibt verborgen. Die Gegenwart findet noch immer diesen Knäuel unaufgelöst vor sich und ist außerstande, zu sagen, wo er enden wird. Der Strang in den Klassengegensätzen ist obendrein von einer Menge verschiedener Fäden aus allem möglichen Material gebildet. Wirtschaftliche, soziale, politische Notwendigkeiten, sittliche, religiöse Gewissensbindungen sind eingeflochten. Hier zeigen sich eiserne Tatsachen, dort verschwommene Phantasien, neben begründeten Urteilen unbesiegbare Vorurteile, neben leuchtenden Wahrheiten verführerische Irrtümer, finstere Lügen. Bald liegt oben selbstsüchtiges, hartes, verwegenes Herrschen im

Besitz, in Ehren und Genüssen ohne Grenzen, und die Meinung gilt: Nur ein Wahnsinniger kann gewaltsame Hand daran legen. Dann wieder drängt sich nach oben das leidenschaftliche Begehren nach diesen Gütern, wiederum ohne Grenzen; und wer vermag dem Eindruck zu widerstehen: Nur Wahnsinn erwartet die Befriedigung dieser Begierden! Schließlich sind die Fäden, welche den Strang der Klassengegensätze bilden, sämtlich metallischer Natur und im Feuerofen der gegenwärtigen großen Not weißglühend geworden. Wenn jemand diesen Knoten aufzulösen versucht, wird er nichts erreichen, als sich schwer und tödlich zu verbrennen. So scheint nichts übrig zu bleiben, als die äußere Gewalt, sei es durch den Zwang des Gesetzes, sei es durchs Schwert.

Unser Volk wird jetzt weithin durch die Vorstellung beherrscht, daß auf diesem Wege das Übel der Klassengegensätze beseitigt werden könne, und versucht, dies zu bewirken. Die tieferen Wurzeln dieses Unternehmens liegen in der Änderung, welche die Grundsätze der bürgerlichen Sittlichkeit seit mehreren Jahrzehnten in der Volksmenge erlitten, und zwar setzte diese Änderung an entscheidenden Punkten ein Nein an die Stelle des früheren Ja, ein Ja an die Stelle des bisherigen Nein. Behauptete früher das Pflichtgefühl einen Haupteinfluß in der bürgerlichen Sittlichkeit und äußerte sich dies Pflichtgefühl wesentlich in treuer Berufstätigkeit, in der Achtung gegebener Autoritäten und dem daraus erwachsenden Gehorsam, in dem Aufrechterhalten bestehender Sitte und Ordnung, so ist für das moderne Leben in weiten Kreisen das Gegenteil zur Pflicht geworden. Dasselbe gilt auf dem Gebiet der Vorstellungen über Gerechtigkeit, Mannhaftigkeit, Ehre. Besonders tiefdringend und nachhaltig wirkt, daß der Internationalismus gründlich aufräumt mit allen Bindungen, die bisher durch Vaterlandsliebe und Treue sich geltend machten. Diese neue Sittlichkeit soll durch den äußeren Zwang des Gesetzes zur allgemeinen Herrscherin erhoben werden und wenn das nicht gelingt, durchs Schwert. Bezeichnend ist, daß so sehr sonst das Schwert verabscheut wird, hier eine Glorie seinen Gebrauch umgibt. Diese bürgerliche Sittlichkeit sieht in einem solchen Kriege zuletzt die einzige Versöhnung zwischen den berechtigten naturgewaltigen Trieben der Menschenmassen, die an sich blind und roh sein mögen, und jenen neuen Idealen, welche nicht hoch genug gepriesen werden können. Was diese Bemühungen bisher in unserm Volke zustande gebracht haben, braucht nicht geschildert zu werden. Ein Gesetz, das, um die Klassengegensätze zu zerstören, die menschliche Natur ändert, hat sich noch immer nicht finden lassen. Das Schwert kann zuschlagen, wird aber mit den Übeln, die es bekämpft, auch den Menschen töten, dem sie anhaften.

Die Sachlage ist so ernst, die Not so groß, daß, wer unser Volk lieb hat, den Ruf zur Mitarbeit an der Milderung der Klassengegensätze nicht unbeherzigt verhallen läßt. Ist nur der Wille dazu erweckt, so findet jeder den Weg zu dieser Mitarbeit. Allerdings unterwerfen jetzt die äußeren und sittlichen Greuel in unserm Volke diese Liebe und diesen Willen einer außergewöhnlich heißen Prüfung eben im Feuerofen. Ähnliches hat Deutschland wiederholt durchgemacht und durchgelitten; und nach dem Jahre 1806, um einen Beleg herauszugreifen, nannte dann Gneisenau seine deutschen Zeitgenossen eine elende Generation. Wer nur in der Nähe um sich greife, stoße auf zehn Egoisten und Spitzbuben, ehe er einen ehrlichen, kraftvollen Deutschen finde. Alles arbeite an seiner eigenen Vernichtung (Pertz, Gneisenau I. 209 ff.; 586)! Er und seine Gesinnungsgenossen haben trotzdem ihre Liebe, ihr Vertrauen zum deutschen Wesen nicht weggeworfen. Sie wurden nicht betrogen. Großes konnten sie erringen.

Uns bedrücken freilich weit ärgere Nöte. Etwas Unermeßliches liegt in den Übeln, die uns niederbeugen. Ein Heer von widerwärtigen Schrecknissen wälzt sich auf allen Straßen durch Deutschland hin und an uns heran. Was durch die Sinne eindringt, tötet. Uralte Weisheit spricht indes schon davon:

„Was du sehen kannst und was greifbar ist,
Landstraßen bringen's zu jeder Frist;
Doch was Vertrauen in dir erbaut,
Auf keiner Straße wird es erschaut,
Dem Geiste allein ist's angetraut."

Der deutsche Geist schöpft neues Leben, neuen Mut aus dem deutschen Wesen, das auch noch andere Heere geboren hat, denen Erhabenes die Fahne vortrug. Dann wird die Liebe zu unserm Volke in diesem Elende nicht abnehmen, sondern wachsen, wenn wir das deutsche Erbe von ganzem Herzen erwerben: Nicht äußeren Gewalten, überhaupt nicht der Mechanik, sondern der Dynamik, der Liebe-Dynamik, die nimmer aufhört, winkt der wahre Sieg! Auf allen Lebensgebieten hat sich diese Liebe zu betätigen, wie sie jedem Einzelnen in seinem Stande und Berufe zugänglich sind. Denn die Naturseite in den Klassengegensätzen erweist sich auch darin, daß sie durch Nervenstränge mit der ganzen Klaviatur der Lebensaufgaben innerlich zusammenhängen. Wer ein Herz dafür hat und einigermaßen genau beobachtet, hat unablässig, man möchte sagen, alle Tage Veranlassung dies wahrzunehmen, wie jede angeschlagene Taste, sei sie weiß oder schwarz, irgendwie in den Klassengegensätzen widerhallt und zu ihrer Verschärfung oder zu ihrer Milderung dient. Im besonderen üben selbstverständlich die Beziehungen zu wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben, wie der einzelne sie auffaßt, hier einen bedeutenden Einfluß aus und erfordern innerhalb bestimmter Grenzen auch eine Hilfe aus gesetzlichen Ordnungen. Indessen kein Gesetz erreicht die Imponderabilien, in denen zu

guter Letzt immer die Entscheidung liegt. Auf die persönliche Stellungnahme kommt alles an. Die Persönlichkeit ist nicht nur höchstes Glück der Erdenkinder, sondern auch ihre höchste Kraft. Jeder muß sich selbst ein Gesetz werden. Personen ist es gelungen und gelingt es, die Verbitterung durch die Klassengegensätze durch geistige Einwirkung zur Siedehitze und zum Überkochen anzuhetzen. Nachdem sie die Grundsätze der bürgerlichen Sittlichkeit selber weggestoßen hatten, untergruben sie dieselben zunächst in kleinen Kreisen, dann, immer weiter dringend, bei Millionen. Sie vermochten Utopien zu verwirklichen und Wahngebilde an die Stelle der bürgerlichen Sittlichkeit zu bringen, die nach dem Urteil der gesunden Vernunft jede Volkswohlfahrt vernichten. Die ganze bisherige Geschichte der Menschheit bezeugt, daß im natürlichen Zusammenhang die Volkswohlfahrt am meisten gesichert und gefördert wird auf Grund der vernunftgemäßen bürgerlichen Sittlichkeit, in ihrer Betätigung bei den geringsten und den größesten, kompliziertesten Aufgaben. In der persönlichen Aneignung dieser Sittlichkeit liegen die stärksten Kraftquellen zur Milderung der Klassengegensätze.

⌘ ⌘ ⌘

Während des Krieges erklärte ein bedeutender englischer Staatsmann, das deutsche Volk, als die größeste Militärnation der Welt, könne, wenn es geschlagen werde, sich nie wieder erheben. Wenn darin der Wunsch Vater des Gedankens gewesen sein mag, so erleben wir jetzt doch viele unwiderlegliche Beweise, daß jene Erklärung zutrifft, so weit wir eine militärische Nation sind. In Wirklichkeit sind wir aber doch auch noch etwas anderes. Und was sind wir denn sonst?

Viele Türen, durch welche deutsches Wesen bisher frei und freudig ein- und ausging, auch daheim und draußen auf diesem Wege sich großer Güter erfreute, sind uns jetzt verschlossen. Die Tür der Klassengegensätze steht sperrangelweit offen. Sehen wir hinein, so erschrecken wir davor, daß Schillers Wort sich von neuem bestätigt: „Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.“ Doch wir sind unwiderstehlich genötigt, nicht beim Hineinschauen und Betrachten innezuhalten. Wir müssen auch hineingehen und miterleben, miterleiden, was uns drinnen berührt, um in unsrer Gesinnung, in unserm ganzen Tun und Lassen dadurch wesentlich beeinflußt zu werden. Eine der bedeutendsten Aufgaben erwächst uns daraus. Jede ernste Beschäftigung mit dem glutheißen Problem der Klassengegensätze führt dann früher oder später zu dem Ergebnis, daß alle natürlichen Milderungen, so hoch wertvoll sie sind, den eigentlichen, den innersten Herd der Klassengegensätze nicht erreichen und, was dort aufzüngelt, nicht löschen. Unser größester Historiker, Leopold von Ranke, legt oft den stärksten Nachdruck darauf: „Keine bedeutende menschliche Tätigkeit ist möglich ohne Beziehung zu Gott und göttlichen Dingen“ und „Menschliche Zustände enthalten das Göttliche und Ewige, aus dem sie entquellen, niemals vollständig in sich.“ Eine Zeitlang sind diese Zustände lebensvoll und verbreiten Leben. Dann veralten und verwelken sie (z. B. „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ I. 55). Ist dies bei uns eingetreten? Ist die Tür zum religiösen Leben unserm Volke verschlossen?

Auf der Geschichte der Kirche lagern auch finstere Schatten. Wer das Gemälde, das sie in sich birgt, nach dem Rahmen beurteilt, wird harten Anstoß nehmen. Aber seit Jahrtausenden ist aus dem Evangelium dem Menschen im besonderen für sein Gemeinschaftsleben das Beste eingepflanzt, was er hat, das Anmutigste und das Heldenmütigste, das Demütigste und das Hochherzigste. Als Goethe am 11. März 1832, wenige Tage vor seinem Tode, veranlaßt ist, über die in den Evangelien vertretene Sittlichkeit sich zu äußern (vergl. Eckermann), erklärt er: „Es ist in den Evangelien der Abglanz einer Hoheit, die von der Persönlichkeit Jesu ausging und die so göttlicher Natur ist, wie nur je auf Erden das Göttliche erschien. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit.“

In dem evangelischen Gehorsam gegen das Gebot der Liebe Gottes und des Nächsten hängen Gesetz und Propheten und hängt die Wohlfahrt jedes und unsres Volks. Die Milderung der Klassengegensätze wird am eindringendsten und nachhaltigsten wirksam, wenn Gottes Finger ins Herz einschreibt und wir es vernehmen: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!“

⌘ Der alte Wickinger. Von Carl Meißner ⌘

Nach diesen restlos arbeitsvollen Jahren
Will ich nun wieder an mich selber denken.
Ich bin zu wild die letzte Zeit gefahren
Und muß zur Abrast in den Hafen lenken.

Mühsam geflicktes Tauwerk hängt in Fetzen,
Der Kiel ward wund vom Widersturm der Wogen.
Ich will mit Öl die mürben Segel netzen
Und hab' mein Fahrzeug auf den Strand gezogen.

Vielleicht nie mehr verträgt es solche Fahrt.
Ich zimmere mühsam an den schweren Lecken.
Was tut's! Es diente seinen rechten Zwecken. —
Nun liegt es alles sauber aufgeklart,
Nun soll mir aber auch die Ruhe schmecken.

Dolores

Von Julius Havemann

— Schluß —



An einem Nachmittag in der dritten Woche nach diesen Vorgängen, als die beiden alten Seidelbaums nach Tisch ihr Schläfchen abmachten und tiefe Sonnenstille über Haus und Garten lag, schellte die Haustürglocke.

Die Magd, die in der Küche Geschirr aufwusch, steckte neugierig den Kopf heraus.

Ein großer Mann, schäbig, geflickt und unordentlich gekleidet, ohne Weste, um die Hose nur einen Lederriemen geschnallt, mit einer Schirmmütze, kräftigem Knotenstock und einem in ein brüchiges Ledertuch gerollten Wandergepäck stand da auf dem Flur.

„Hier wird nichts gegeben!“ rief sie.

Der Mann kam ruhig näher. „Ist der Herr Seidelbaum oder seine Frau nicht zu sprechen?“

„Herr Seidelbaum? Jetzt nicht. Da müssen Sie ein andermal wiederkommen.“

„Und Fräulein Dolores?“ fragte er gutmütig.

„Wer?“ Die Magd starrte ihn einen Augenblick fassungslos an. Was wußte dieser Mensch von . . .? — Aber schon stieg ein Ahnen in ihr auf. Sie errötete vor Aufregung, und ihr Ton wurde kleinlaut, als sie fragte: „Das Fräulein? — Wenn die Bescheid weiß . . .? Die ist wohl auf ihrem Zimmer.“

„Dann rufen Sie sie doch mal und sagen Sie ihr — na, sagen Sie ihr bloß, es wäre da ein Mann, den sie kennte und der gern mit Herrn Seidelbaum gesprochen hätte.“

Wie er sprach! Gebildet in Ton und Satz. Die Magd wollte unverzüglich seinem Wunsche Folge leisten.

Dolores hatte wohl von ihrer Stube aus auf dem Flur reden gehört. Sie öffnete die Tür und schaute heraus. Dann lief sie ein paar Schritte gegen den Mann vor, bis sie ihn von vorn sehen konnte, und — die Magd hatte noch eben wahrgenommen — wie sie später erzählte — wie ein lichter Schimmer über ihr Gesicht geflogen war, als sei plötzlich ein Sonnenstrahl über den Flur gehuscht und habe sie gestreift — sie glaubte ein Aufjauchzen gehört zu haben. Im nächsten Augenblick hing das Fräulein auch schon dem großen Manne am Halse und rief: „Papa! Mein Papa! Endlich, endlich!“ Darauf küßte sie ihn leidenschaftlich — wich dann aber von ihm zurück, als wollte sie seine Erscheinung besser betrachten können, und zog ihn, während er noch ihre Wangen streichelte, hastig mit gegen ihr Zimmer hinüber. „Komm, Papa! Hast du schon zu Mittag gegessen? — Es ist alles da. Ich hab' dich längst erwartet.“

Er folgte ihr. „Ei ja — ja schon!“ hörte die Magd ihn sie gutmütig beruhigen. „Wenn man so von Bremen her zu Fuß kommt . . .! Aber wurdest du groß, Kind!“ —

Bald nachher flog Dolores ab und zu nach der Küche und wieder hinüber in ihre Klause. Sie war geschäftig, mit Hilfe der Magd allerlei zuzubereiten, und nahm sich kaum den Atem, das Notwendigste zu erklären. Sie wärmte auf dem noch heißen Herd auf, setzte sauber feinstes Geschirr zurecht, nahm die schönsten Servietten aus dem Schrank, sorgte sich, daß nichts Besseres zum Essen da sei, und trug, was sie ausgewählt hatte, hinüber. Dann erst ward es wieder ganz still im Hause — — —

Sie hatten vieles miteinander in der Heimlichkeit des kleinen Zimmers gesprochen, Vater und Tochter. Er hatte zugegeben, daß er mittellos heimgekehrt sei. Es schien ihn das zu bedrücken, und deshalb erklärte er auch gleich, daß er nicht lange zu bleiben denke. Er wolle sich nach einer Stellung in Deutschland umsehen. Dann würden sie sich — so's Gott wolle — auch einmal länger sehen. Er komme wohl geradeswegs aus der Neuen Welt, aber ihm sei es kaum eine bessere gewesen. Allerdings hatte er dort über soziale und deutsche Interessen das Geldverdienen zuzeiten etwas hintangesetzt. Aber auch Freunde von ihm hatten in San Franzisko den Kampf gegen die erstickende Flut der Schwindelfirmen vergeblich gekämpft. Man treibe Sisyphusarbeit, sagte er, jage zwecklos im Kreise herum, gerate in Ungelegenheiten über Ungelegenheiten. So habe er nichts vor sich gebracht, als daß er wieder einmal durch allerlei tolle Erlebnisse etwas klüger geworden sei. Kreaturen, die ‚ehrbar‘ von den Unzulänglichkeiten innerhalb der Gemeinwesen lebten, hatten jedesmal ihm die Schuld für den üblen Ausgang irgendeines Unternehmens zum Besten der Allgemeinheit zugeschoben. Er hatte bis zuletzt immer noch auf ein Wunder gehofft, nämlich daß es irgendwo auf der Welt anders sein könne als sonst überall. Man hatte ihn vom Wunderglauben gründlich kuriert! — Da war er denn, von allen Mitteln entblößt, zu Fuß durch die Wälder ostwärts

dann neben dem Vater. Da fürchtete sie nichts mehr.

⁂ ⁂ ⁂

Anderen Tags nach dem Frühstück, das man in aller Gemütlichkeit miteinander eingenommen hatte, als hätten sich mit den Nachtschatten auch die flüchtigen des Vorabends hinweggemacht, ging Dolores mit dem Vater durch den Garten.

Christoph Seidelbaum hatte sich von seinem Vater einige Kleidungsstücke geborgt. Obgleich nun der alte Meister das Weite und Bequeme liebte und auch gerade nicht kurzgewachsen war, so wollte auf des Sohnes großen Körper doch keins der Stücke recht passen, so daß dieser sich nicht behaglich und selbstbewußt fühlte, sich vielmehr lächerlich vorkam und mehr als nötig sein tragikomisches „Jaja — jaja!“ seufzte.

Sie gingen gegen den Fluß hinab.

Dolores, die den stattlichen Vater lieber auch stattlich im Äußeren vor sich gehabt hätte, suchte ihn nichtsdestoweniger dadurch darüber hinwegzubringen, daß sie diese kleine Not, die sie dem Vater so gut nachempfinden konnte und die ihn ihr darum nur noch näher brachte, nicht zu bemerken schien. Sie war manchmal geradezu ausgelassen im Erzählen und Zärtlichtun mit dem Heimgekehrten. Dabei machte sich freilich etwas wie eine kleine heimlich frohe Hinterhaltigkeit immer wieder fühlbar.

Sie erzählte von sich und Stammler, von seinem Geschäft, seinen Fabriken, seinem Vermögen, seinen Angehörigen und andeutungsweise auch von jenen Plänen, die sie einmal gehabt hatte — doch so, als mache sie sich darüber lustig.

Der Vater horchte aufmerksam auf alles — sah sie an und wußte nicht, was er von diesem Ton halten sollte.

„Und — es ist ein netter Mensch?“ fragte er zögernd. „Du hast ihn recht gern?“

Sie antwortete darauf nur mit einem „Hm — na! — Papa, würdest du ihn sehr gern haben?“

„Ich kenne ihn ja noch nicht,“ erwiderte er. „Und du willst ihn ja heiraten.“

„Du sollst ihn bald kennen lernen. — Aber du solltest nur einmal seine schönen Fabriken durchwandern. Wie für dich geschaffen.“

„Die Fabriken wollen wir vorläufig beiseite lassen. Wenn der junge Mann dir gefällt und ein netter Mensch ist — wie es nicht anders zu erwarten ist — na, da ist ja wohl alles gut, und da schaden die Fabriken und so weiter schließlich auch nicht.“

Gleich nach Tisch wurde die Magd mit einem Billett von ihr zu Stammlers geschickt. Sie bat den Verlobten, am späten Nachmittag zu ihr zu kommen, da sie Wichtiges mit ihm zu besprechen habe. Sie spielte mit keinem Wort auf sein langes Fortbleiben an, hatte aber auch der Magd eingeschärft, im Stammlerschen Hause auf keinen Fall etwas von der Ankunft ihres Vaters verlauten zu lassen. Bisher hatte sie sich in allen Fällen dem Verlobten gegenüber ins Unrecht gesetzt. Er hatte ja aber auch immer nur geredet; jetzt sollte er auch durch die Tat bekennen.

Doch der Zufall — einer von jener Art, wie sie der junge Herr in dieser Woche in einer begreiflichen inneren Unruhe oft genug herbeizuzwingen gewußt hatte — hatte es gefügt, daß gerade am Nachmittag des voraufgehenden Tages Herr Josef Stammler einen Geschäftsgang am Hause am Flusse vorüber hatte unternehmen müssen. Er hatte die Straße genau um die Zeit durchschritten, als Christoph Seidelbaum seinem Vaterhause zuwanderte, und hatte diesen dort eintreten sehen. Nun kannte er zwar den schweren Christoph nicht, doch hatte er öfter von dessen großer Gestalt reden hören und sah dazu den bettlerhaften Aufzug dieses Mannes, der so erhobenen Hauptes seines Weges schritt. Trotzdem war ihm nicht sofort ein Argwohn gekommen. Dazu war er mit seinen Gedanken zu sehr abseits — das heißt: mit seinem Interesse zu sehr an den Fenstern — gewesen. Als aber nun die Magd mit der unerwarteten Einladung kam, fiel ihm die Erscheinung des Fremden wieder ein, und plötzlich schoß dem schönen jungen Herrn ein Ahnen durch den Kopf.

Da er selbst die Botin abfertigte, so fragte er sie, ob etwa Besuch da sei.

Darüber wurde die Magd verwirrt, weil sie nicht darauf vorbereitet war, direkt befragt zu werden. Sie stammelte also rot werdend: „Besuch? Wieso? Ich weiß nicht...“

„So — Sie wissen nicht?“ bemitleidete Herr Josef sie sofort. „Ich will es Ihnen sagen: der Herr Seidelbaum junior ist da — He?“

Die Verblüffte hatte ihn offenen Mundes angestarrt und als er ihr's nochmals schreiend kund und zu wissen tat, hatte sie es zugegeben, überzeugt, die Wahrheit sei ihm auf irgendeine Weise doch verraten worden. Herr Stammler aber hatte sie mit einem ironischen Wink entlassen. Er bedauere, er sei leider verhindert. Er wisse auch noch nicht, ob er an einem der nächsten Tage vorsprechen könne.

Sein Wunsch, daß man ihn erst hinüberbitten solle, war ja nun erfüllt, das war keine Frage. Er konnte wieder kommen — wenn er wollte. Aber ihr Entgegenkommen kam ihm jetzt nicht mehr so erlösend vor, wie

Das war alles. Es klang eine so große Traurigkeit aus seiner Stimme, als enttäusche ihn die Mitteilung im Hinblick auf einen Lieblingstraum. Oder hatte er aus ihren Mienen, diesem Schweigen schon erraten, daß in dieser Verlobung irgendetwas nicht richtig sein könne?

Auch die beiden Alten sprachen nun nicht weiter von dem Verhältnis, das ihnen in letzter Zeit ohnedies nicht mehr klar war. Auch sie fühlten, es war nicht, wie es sein sollte, aber sie hatten in solchen persönlichsten Angelegenheiten ja nun einmal der Enkelin die Entscheidung überlassen; da mußten sie wohl warten, bis sie nun auch selbst alles ins rechte Gleis bringen würde.

Christoph Seidelbaum seinerseits hatte genug zu erzählen, und er erzählte — erzählte sich in eine lebhafte Freudigkeit an der bunten Welt voll Arbeit, Aussichten und Gefahren, voll von Mit- und Entgegenstrebendem hinein. Er fühlte auch wohl, er erleichtere den anderen damit diese erste Stunde des Zusammenseins, in der man über ein Unausgesprochenes erst einmal die Freude schob, die man über ein Sichwiederhaben empfinden durfte.

Immer neue Einzelheiten fielen ihm ein; ein immer neues Unerhörtes schienen sie seinen Zuhörern zu sein.

Dabei halfen ihm die guten Alten sowohl wie die Tochter, an deren reizvoller Erscheinung er sich nicht satt sehen konnte und die immer in Fürsorge um ihn her beschäftigt war. Es halfen ihm auch die tausend Kleinigkeiten aus der Umgebung der Kinderzeit, die sich nach Jahren in einer fremden Ferne wieder vor ihm ausbreiteten und lebendig um seine Teilnahme zu werben begannen, die schräge Sonne an den Goldrahmen der Bilder, das Blätterrauschen der Linden vor den Fenstern und die Töne von der Straße, die altmodischen Geräte und Geschirre, mit denen man hier noch so selbstverständlich herumhantierte. Alles das erwärmte und beschäftigte sein Herz, das die Erinnerung in einen Märchenwald einzuspinnen begann, aus dem heraus sich das Erlebte so seltsam neu betrachten ließ, als sei man selbst gar nicht daran beteiligt gewesen.

Einmal bei einer Bewegung, einem Gesichtsausdruck seines Kindes durchzuckte es ihn, als zerschmölze ein Feuerstrahl in ihm das Einst und das Jetzt in ein Unzertrennliches. Stunden in Barcelona und Lyon, ein schnell verblühtes, heißes Glück des Südens standen wieder hell und lebendig in seiner Erinnerung da. Und nun sah er sich einsam im Leutegewimmel auf den Arbeitsplätzen San Franziskos, sah sich in wilden Felsentälern, in weiten Wäldern, sah sich eingepfercht zwischen wühlende fremde Körper auf dem Weltmeer in einem schwanken Bretterkasten. Es schoben sich zwischen das Damals und das Heute schicksalsgehäufte Jahre, und er wunderte sich, daß er dieses wie das alles erlebt hatte. Wie eine Wehmut überfiel es ihn. „Alles vergeht — Was bleibt?“ sagte er. „Und schließlich fragt man: wozu war das alles? — Man ging wie ein Wanderer hindurch, der sich nicht gern zu viel Gepäck auflädt. Erst in der Heimlichkeit des Ausruhens wird das etwas Gutes und Schönes, das man um sich aufstellen möchte.“

Den Abend kam man auf die Verlobung nicht mehr zurück. „Morgen hat nun mein Mädel auch mir noch mancherlei zu erzählen,“ erinnerte der Vater nur, als sie sich Gute Nacht sagten.

Als dann Dolores in ihrem Bette lag und nicht schlafen konnte und gegen die Sterne am Nachthimmel blickte und alles, was sie erlebt und gehört und wahrgenommen hatte, noch einmal überdachte und sie nun ihre Blicke in das Künftige hinüber wandte, mit dem jetzt die bisherigen Verhältnisse zu verknüpfen waren, da wurden denn diese Blicke freilich zunächst auf das eine hingezogen. Nun war sie vor die lange hingehaltene Entscheidung gestellt. Was hatte sie zu tun? Von den Verhältnissen des Vaters hatte sie nun doch einmal ihr Verhalten abhängig machen wollen. Wohin wiesen diese Verhältnisse sie? Der Vater war mittellos. Er wollte fort. So kraftvoll und unternehmend er vorderhand auch noch sein mochte, auch für ihn kam die Zeit des Alterns. So tüchtig, so gut, so weitschauend er auch war: wenn er ohne Heim, ohne andere Menschen, für die er hätte schaffen können, weiterarbeiten mußte, würde er da nicht immer der Unstete bleiben, der es für zwecklos hielte, in seine Scheuern zu sammeln? — eben weil er so gut, so weitausschauend, so wenig Egoist und in seine Tasche rechnend war? —

Wenn er bei ihr — sie bei ihm blieb, dann konnte noch alles gut werden. Aber mußte sie deshalb Josef Stammlers, des Sohnes des Kolonialwarenhändlers, Frau werden? — Nie und nimmer! — Doch nun mochte diese von ihr so leichtfertig eingegangene Verlobung sich von selbst zu einem Schlusse entwickeln. Vor den Augen des Vaters. Sie würde — gottlob! sie würde, eben weil die segnenden Augen des Vaters daraufhin schauen würden. Was dann werden würde, wußte sie nicht. Aber sie stand

dann neben dem Vater. Da fürchtete sie nichts mehr.

✠ ✠ ✠

Anderen Tags nach dem Frühstück, das man in aller Gemütlichkeit miteinander eingenommen hatte, als hätten sich mit den Nachtschatten auch die flüchtigen des Vorabends hinweggemacht, ging Dolores mit dem Vater durch den Garten.

Christoph Seidelbaum hatte sich von seinem Vater einige Kleidungsstücke geborgt. Obgleich nun der alte Meister das Weite und Bequeme liebte und auch gerade nicht kurzgewachsen war, so wollte auf des Sohnes großen Körper doch keins der Stücke recht passen, so daß dieser sich nicht behaglich und selbstbewußt fühlte, sich vielmehr lächerlich vorkam und mehr als nötig sein tragikomisches „Jaja — jaja!“ seufzte.

Sie gingen gegen den Fluß hinab.

Dolores, die den stattlichen Vater lieber auch stattlich im Äußeren vor sich gehabt hätte, suchte ihn nichtsdestoweniger dadurch darüber hinwegzubringen, daß sie diese kleine Not, die sie dem Vater so gut nachempfinden konnte und die ihn ihr darum nur noch näher brachte, nicht zu bemerken schien. Sie war manchmal geradezu ausgelassen im Erzählen und Zärtlichtun mit dem Heimgekehrten. Dabei machte sich freilich etwas wie eine kleine heimlich frohe Hinterhaltigkeit immer wieder fühlbar.

Sie erzählte von sich und Stammler, von seinem Geschäft, seinen Fabriken, seinem Vermögen, seinen Angehörigen und andeutungsweise auch von jenen Plänen, die sie einmal gehabt hatte — doch so, als mache sie sich darüber lustig.

Der Vater horchte aufmerksam auf alles — sah sie an und wußte nicht, was er von diesem Ton halten sollte.

„Und — es ist ein netter Mensch?“ fragte er zögernd. „Du hast ihn recht gern?“

Sie antwortete darauf nur mit einem „Hm — na! — Papa, würdest du ihn sehr gern haben?“

„Ich kenne ihn ja noch nicht,“ erwiderte er. „Und du willst ihn ja heiraten.“

„Du sollst ihn bald kennen lernen. — Aber du solltest nur einmal seine schönen Fabriken durchwandern. Wie für dich geschaffen.“

„Die Fabriken wollen wir vorläufig beiseite lassen. Wenn der junge Mann dir gefällt und ein netter Mensch ist — wie es nicht anders zu erwarten ist — na, da ist ja wohl alles gut, und da schaden die Fabriken und so weiter schließlich auch nicht.“

Gleich nach Tisch wurde die Magd mit einem Billett von ihr zu Stammlers geschickt. Sie bat den Verlobten, am späten Nachmittag zu ihr zu kommen, da sie Wichtiges mit ihm zu besprechen habe. Sie spielte mit keinem Wort auf sein langes Fortbleiben an, hatte aber auch der Magd eingeschärft, im Stammlerschen Hause auf keinen Fall etwas von der Ankunft ihres Vaters verlauten zu lassen. Bisher hatte sie sich in allen Fällen dem Verlobten gegenüber ins Unrecht gesetzt. Er hatte ja aber auch immer nur geredet; jetzt sollte er auch durch die Tat bekennen.

Doch der Zufall — einer von jener Art, wie sie der junge Herr in dieser Woche in einer begreiflichen inneren Unruhe oft genug herbeizuzwingen gewußt hatte — hatte es gefügt, daß gerade am Nachmittag des voraufgehenden Tages Herr Josef Stammler einen Geschäftsgang am Hause am Flusse vorüber hatte unternehmen müssen. Er hatte die Straße genau um die Zeit durchschritten, als Christoph Seidelbaum seinem Vaterhause zuwanderte, und hatte diesen dort eintreten sehen. Nun kannte er zwar den schweren Christoph nicht, doch hatte er öfter von dessen großer Gestalt reden hören und sah dazu den bettlerhaften Aufzug dieses Mannes, der so erhobenen Hauptes seines Weges schritt. Trotzdem war ihm nicht sofort ein Argwohn gekommen. Dazu war er mit seinen Gedanken zu sehr abseits — das heißt: mit seinem Interesse zu sehr an den Fenstern — gewesen. Als aber nun die Magd mit der unerwarteten Einladung kam, fiel ihm die Erscheinung des Fremden wieder ein, und plötzlich schoß dem schönen jungen Herrn ein Ahnen durch den Kopf.

Da er selbst die Botin abfertigte, so fragte er sie, ob etwa Besuch da sei.

Darüber wurde die Magd verwirrt, weil sie nicht darauf vorbereitet war, direkt befragt zu werden. Sie stammelte also rot werdend: „Besuch? Wieso? Ich weiß nicht...“

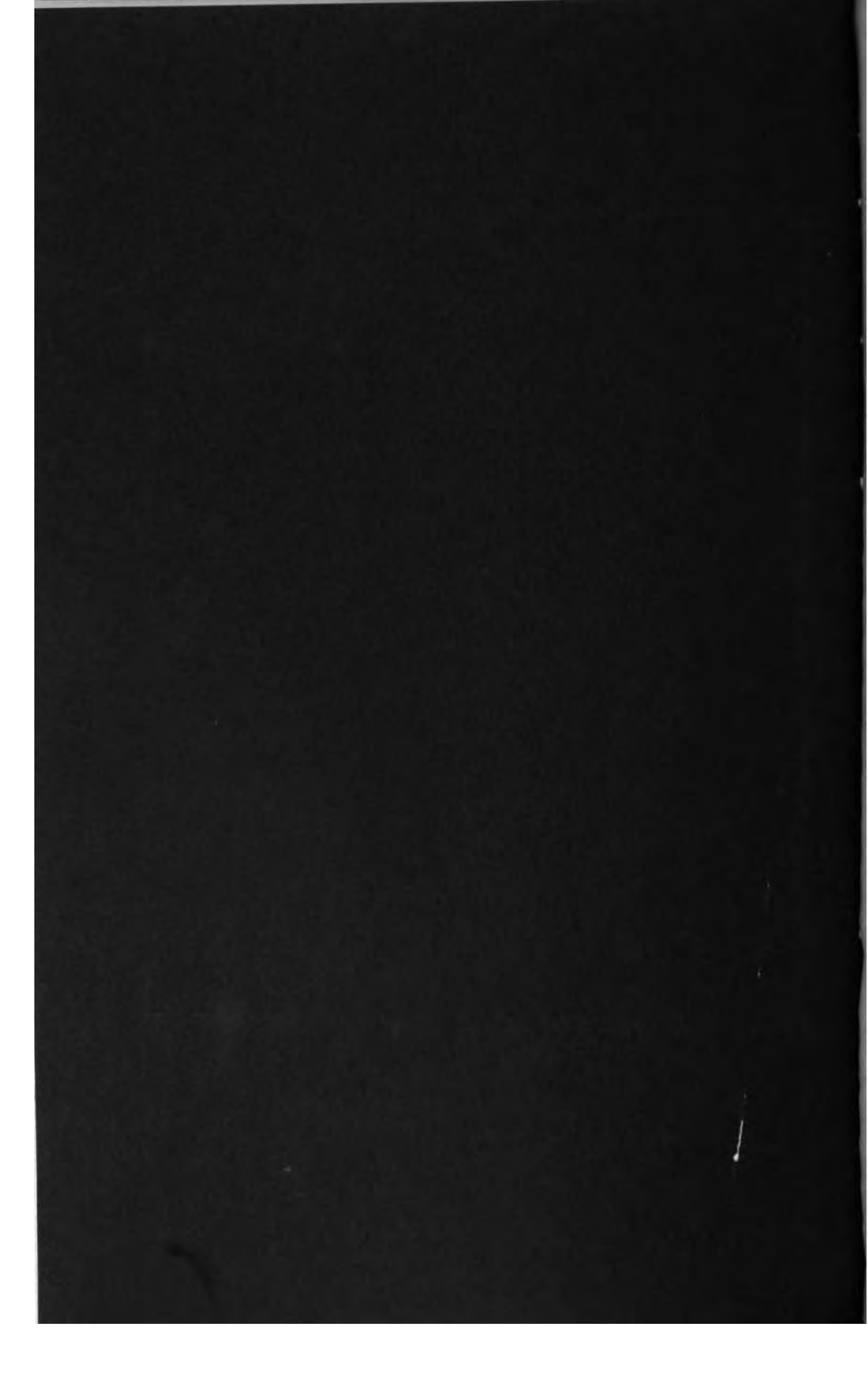
„So — Sie wissen nicht?“ bemitleidete Herr Josef sie sofort. „Ich will es Ihnen sagen: der Herr Seidelbaum junior ist da — He?“

Die Verblüffte hatte ihn offenen Mundes angestarrt und als er ihr's nochmals schreiend kund und zu wissen tat, hatte sie es zugegeben, überzeugt, die Wahrheit sei ihm auf irgendeine Weise doch verraten worden. Herr Stammler aber hatte sie mit einem ironischen Wink entlassen. Er bedauere, er sei leider verhindert. Er wisse auch noch nicht, ob er an einem der nächsten Tage vorsprechen könne.

Sein Wunsch, daß man ihn erst hinüberbitten solle, war ja nun erfüllt, das war keine Frage. Er konnte wieder kommen — wenn er wollte. Aber ihr Entgegenkommen kam ihm jetzt nicht mehr so erlösend vor, wie



Stilleben. Gemälde von Prof. Fritz Rhein



es das wohl gestern noch getan hätte. Jetzt wollte er nicht. Er belog sich allerdings selbst, wenn er sich einredete, er bliebe darum fort, weil er seinen Wert kenne und das Gefühl des Gekränktseins denn doch zu lebhaft verspüre, und weil es seine Ansicht sei, daß man sich nach einer so unfreundlichen Vernachlässigung selbst zu ihm hätte bemühen müssen. Gewiß, er war plötzlich der Sieger, der aufpochen durfte, er fordere vor allem erst einmal Garantie, daß sich dergleichen in Zukunft nicht wiederholen werde. Aber es konnte ihm doch unmöglich verborgen bleiben, daß er sich jetzt mit seiner Weigerung erst endgültig von seiner Braut trennte. Immerhin: er übertäubte die dumpfe Unruhe durch aufgeregte Selbstgespräche voll Herrenfestigkeit und rücksichtslosem Erziehertadel.

Als die Magd Dolores den Bescheid brachte, zuckte es zwischen des jungen Mädchens Brauen, während gleich darauf verstehender Spott ihre Lippen kräuselte. Und als sie erfuhr, daß Stammler von der Ankunft ihres Vaters etwas gewußt habe, erklärte sie diesem, der sich über die Absage noch nicht einmal gewundert hatte, da sie bei einem Kaufmanne ja immerhin begründet sein mochte, sie habe gewußt, er werde sich zieren und den Gleichgültigen spielen; es täte aber nichts, es sei ihr sogar lieber so — Herr Stammler möge also dann nur überhaupt wegbleiben.

Da erst wurde Christoph Seidelbaum aufmerksam und fragte näher nach.

Dolores sprach plötzlich heftig über ihren Verlobten und dessen törichte Launen und kleinliche Gesinnung. Aber obgleich sie es nicht über die Lippen bringen konnte, daß es gerade ihr Vater selbst sei, dem er durch sein Verhalten die Achtung versage, so merkte dieser doch sofort, um was es sich hier handelte. Hatte doch auch er herausgehört, daß man drüben schon über seinen Besuch unterrichtet gewesen sei und daraus auch durchaus kein Hehl gemacht habe.

Verriet ihm aber diese heftige Art, in der sich seine Tochter jetzt des Verlobten entledigte, nicht auch, daß sie sehr enttäuscht war, daß der Bescheid sie ins Herz getroffen?

Wieder wurde es sehr still. Er blieb auch schweigsam und versonnen während des ganzen Nachmittags. Durch seine Stirn zogen sich die Falten von Sorgen und Gram tiefer.

„Ja, Dolores," sagte er einmal, „du hast dir mehr von unserem Wiedersehen versprochen; aber ich hab's leider nicht anders machen können. Ich hätte mich vielleicht erst wieder in eine Position einarbeiten sollen. Aber schließlich, ich wußte ja von dieser Veränderung hier nichts. Man vergißt, daß die Kinder während unseres Umherabenteuerns auch älter werden."

Dolores versicherte ihn vergebens in klagender Ungeduld ihrer Freude darüber, daß er sofort zu ihr geeilt sei. Sie habe nun erst wieder frischen zukunftsicheren Lebensmut. Er blieb in sich gekehrt. Sie tat ihm alles Liebe und Zärtliche, wo immer sie ihm nur einen Wunsch an den Augen absehen konnte. In bezug auf Josef Stammler aber erklärte sie, als dieser bis zum Abend tatsächlich nicht erschienen war und der Vater meinte, man könne ihn für den nächsten Tag noch einmal einladen, da er selbst, Christoph Seidelbaum, ja nicht lange in der Stadt bleiben werde, es sei ihr wahrhaftig wie eine Erlösung, daß er nicht gekommen sei, um sie anzuhalten und sich seinen offiziellen Korb zu holen, denn nun sei dieser ihm ohne das um so verdienter zugefallen. Sie werde ihn unter keinen Umständen zum zweiten Male bitten. Wenn es zu Ende sei mit dieser Verlobung, so sei ihr das ganz nach dem Herzen. Sie könne nun ausschließlich ihrem Papa leben, ob dieser nun hier am Orte bleiben wolle oder vorziehe, sich anderswohin zu wenden.

Doch Christoph Seidelbaum wiegte nur den Kopf. Er glaubte nicht an diesen Gleichmut bei ihr. —

In der Nacht hörte Dolores, die nicht einschlafen konnte, auf der Stiege leise Tritte. Sie setzte sich mit großen wachen Augen im Bette auf und lauschte gespannt.

Der Vater schlief in einer Stube im zweiten Stock. Die Magd hatte ihre Kammer im Flügel hinter der Küche. Es konnte also nur der Vater sein.

Jetzt knarrte eine Stufe der Treppe zum ersten Stock.

Eine Weile blieb alles still. Anscheinend lauerte der Herabkommende, ob jemand sich auf das Geräusch hin rege. Dann setzte er seinen Weg fort. Das Holzgitter des Schuhkratzers unten auf den Fliesen der Diele klappte. Dann schlich er durch den Flur zur Hoftür.

Was bedeutete das? Warum schlich der Vater so, wenn er es war?

Die Hoftür hatte keine Schelle. Aber der eiserne Riegel war vorgeschoben. Beim Zurückziehen krachte er. Die Tür wurde geöffnet, und man trat hinaus auf die Steinstufen zum Hof.

Dolores' Ohr hatte jeden Ton aufgefangen. Ihr Herz ging in angstvollen Stößen.

Mit einem Male war sie aus dem Bett heraus in die Pantöffelchen geschlüpft und spähte zum Fenster hinaus. Die Nacht war hell genug.

Ein Schatten — es war der Vater — und gerüstet mit Wanderrolle und Stock. — Natürlich! Wie hatte sie auch nur einen Augenblick daran zweifeln wollen?

Ein weinendes Gewimmer voll Klage und Unwillen kam über ihre Lippen.

In Hast waren einige Röcke übergeworfen und festgeknüpft. Ein Tuch, das auf einem Tisch lag, schlug sie um die Schultern. Irgend etwas stürzte im Dunkel zu Boden — rollte weg. Sie ließ es rollen und war im nächsten Augenblick an der Tür und drehte den Schlüssel.

Er ging fort. — Natürlich ging er fort. Um dem Stammler den Platz zu räumen, ging er wieder fort.

Sie hatte es gefühlt — den ganzen Abend — er ging wieder in die Welt hinaus — in Not und Einsamkeit, um ... Gütiger Gott!

Als sie die Hoftür öffnete, wehte die Nachtluft des zu Ende gehenden Sommers sie schon kühl an. Sie schauderte in der dünnen Bekleidung und den nackten Füßen — achtete dessen aber nicht.

Die sich entfernenden Schritte knirschten schon draußen im Garten über den Kies. Man hörte sie kaum noch. Der Vater wußte aus Jungenszeiten her, wie man das Haus des Nachts ohne Lärm über die Hecken der Nachbargärten weg und durch den Hofraum des Gastwirts verlassen konnte.

Der Mond war hinter die Bäume hinabgetaucht. Aber da vorn unterschied sie noch immer die schattenhaft zerfließende Gestalt.

Jetzt huschte ein anderer Schatten hinter ihm drein.

„Papa! Papa!" klang es atemlos.

Er war stehen geblieben und schaute sich um.

„Aber wo willst du denn noch hin, Papa?" Zwei nackte Arme schlangen sich um ihn. „Und ganz reisefertig! Als wärst du noch in Amerika und nicht bei mir!" Ihre Stimme zitterte wie bei einem unterdrückten Schluchzen. Sie verstummte und sah nur mit großen hilflosen Augen zu ihm auf. Ihre Arme zogen sich in Angst fester um ihn zusammen.

Er antwortete nichts. Der Stock entfiel ihm. Er ächzte leise und hing den Kopf. „Dja!" Ein wenig hob seine Hand ihr Gesichtchen am Kinn, daß er in dem matten Licht besser darin forschen könnte.

„Schläfst du denn nicht, Kind? — Du solltest doch längst schlafen."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich werde nie mehr schlafen können — nie mehr — wenn du mich wieder allein läßt, Papa."

„Und du erkältest dich; es ist kühl, Kind."

„Was hab' ich dir getan?" schluchzte sie plötzlich wild heraus, „daß du in der Nacht fortwillst? — Was hab' ich dir getan, daß du mich auch im Stiche lassen willst? Ich war ja so glücklich, daß du da warst. Ich hab' ja nur dich."

Seine große Hand strich jetzt über das dünne Hemd ihres Oberarms. „Du hast mir nichts getan, mein Kind. Aber ich fühle, ich störe nur dein Glück. Laß mich nur! Du sollst bald von mir hören. Ich habe schon so genug an dir gesündigt."

Sie löste sich leise aus dem Arm, der sie ans Herz gedrückt hatte.

„Nimm mich mit dir, Papa!" flüsterte sie verzagt. „Wohin ist gleich."

„Wie sollte das angehen?"

Sie richtete sich hoch. „Tu es! Ich will dir keine Last werden. Nur bei dir sein will ich. — Nicht wahr, du tust es? — Meinst du, ich würde sonst den Menschen nehmen? — Den!? — Ich hätt's wohl verdient für meine anmaßende Rechnerei. — Aber ich hab' ja das ganze Exempel schon umgestoßen. Ich hab's ja begriffen, wie falsch es war."

Er beugte sein Gesicht tiefer über das ihre: „Ich hoffe, du nimmst den Stammler nicht meinetwegen?"

Sie schob beide Arme um seinen Nacken hinauf. „Ich wollt' es, Papa! — Gewiß, nur deinetwegen. — Bleib bei mir! Komm wieder mit!"

Sie zog ihn gegen das Haus herum, und jetzt folgte er kopfschüttelnd. „Das ist ja aber unglaublich!"

„Hilf mir, Papa, daß ich mich nicht auch noch vor aller Welt blamiere. — Morgen — oder übermorgen — oder wann du willst — da machen wir uns miteinander auf die Wanderschaft."

Es kam, da er ihr nachgab, etwas Unwiderstehliches in ihre Art — etwas Verliebtes und Kameradschaftliches und ganz Hingebendes.

Mit schweren, zaudernden und müden Schritten steuerte er gegen den Hof hinauf — blieb einmal stehen — schüttelte den Kopf: „Wie ist denn das aber?" — und dann: „Kind! Kind! Wer verlobt sich einem Menschen, den er nicht vor allen gern hat?" und ächzte.

„Ach, ich hab' nur dich lieb!" — Sie drückte im Gehen die Wange an seine Schulter. „Was gehen mich die anderen an? Die pochen alle auf ihre Vorzüge, ihre Kraft und ihr Können — was weiß ich!? — und meinen ihren Geldsack. Kein einziger wagt wie du, ins Leben nur als er selbst hineinzugehen — weil keiner etwas ist."

„Und warum also kam er nun nicht?" fragte der Vater.

„Ja, warum nicht? Er hat irgend etwas übel genommen. Siehst du?"

„Deshalb kam er nicht?“

„Wir harmonieren nun einmal nicht, und da wird jede Meinungsäußerung Anlaß zu einem Zank.“

„Und doch ...?“

„Ja und doch!“ lachte sie, diesmal kurz abtuend. „Laß nur! Es war freilich kindisch; aber es geschah gestern — nicht heut.“ — Und dann wurde sie ganz eifrig: „Du sollst ihn aber noch kennen lernen, Papa. Er ließ sich nicht herlocken, weil er ahnt, was ihm bevorsteht und weil er ‚derjenige, welcher‘ sein will. Aber ich verstehe mich jetzt auf ihn. Er ist feig. Er fürchtet sich vor dir, weil du in allem so viel wahrhafter bist, als er und seine Gesellschaft — und weil du Mut hast — überall im Leben. Deshalb tut er so — so, als wenn er etwas gegen dich haben dürfte — irgend etwas, das er nicht sagen kann, weil er es — ehrlich gesprochen — nicht findet. Es war wohl unrecht von mir, daß ich die falschen Hoffnungen in ihm habe groß werden lassen; aber ich habe ihn ja auch nicht gleich in seiner ganzen Jämmerlichkeit durchschaut.“

Seidelbaum sann nach und fragte, wie lange sie verlobt seien.

Sie gab kleinlaut Auskunft. Es habe eigentlich lange genug gedauert, gab sie zu.

„Wenn du ihn nicht magst,“ erklärte er, „da liegt mir an des Herrn Stammlers Meinung über mich nichts.“

„Wenn du ihn nun gar erst kennst!“

„Aber du erkältest dich!“ drängte er plötzlich rauher, wie in einem erwachenden Unwillen. „Laß uns machen, daß wir hineinkommen. Ich gehe nicht fort. Da war es ja freilich nicht nötig.“

Sie lief gehorsam an seinem Arm mit. „Verzeih, Papa!“ bettelte sie dabei. „Es kam alles so schnell — das Glück — die Einsicht und — und dann ...“ Nun auf den Stufen ins Haus zögerte sie noch einmal. Ihre Augen schienen sich im Dunkel noch zu schwärzen und redeten doch wie mit einem Leuchten lebendig in seine hinein.

„Rechnen ist klein und elend, wo es um das große ewige Leben geht; ich begreife jetzt die Quelle aller dieser Kläglichkeiten.“ — Und als er noch immer schwieg, forschte sie traurig: „Bist du mir denn böse, Papa?“ — Dabei zog sie seine Hand an ihre Brust.

Mit einer jähen starken Bewegung hob er sie auf seinen Armen empor und drückte sie fest an sich: „Du Rechenmeistersche!“

Sie war mit dem Oberkörper auf seine Schulter zurückgesunken. „Lassen wir die Leut'! Wahrhaftig!“ flüsterte sie. „Umbringen wollt' ich mich eher, als einem, der von dir übel redet, noch ein gutes Wort geben.“

„Du bist mein süßes Mädchen!“

Sie glitt zu Boden, faßte seine beiden Hände und küßte sie. Dann lief sie fort. An ihrer Tür hielt sie noch einmal an und rief hinüber: „Sie haben oben nichts gehört, Papa! — Ich sage nichts. Ja? — Gute Nacht!“

Er mußte über diese kleine Wichtigkeit lächeln, während er ihren Gute-Nacht-Wunsch erwiderte.

Sie hörte ihn emporsteigen — anhalten — und behutsamer weitersteigen. Oben schienen die Großeltern mittlerweile doch erwacht und unruhig geworden zu sein. Jemand öffnete dort eine Tür, und sie hörte den Großvater etwas fragen. Auch ihren Namen meinte sie zu verstehen. Aber der Vater — leise in sich hinein kichernd stellte sie es fest — antwortete beruhigend und stieg weiter in den zweiten Stock hinauf.

⌘ ⌘ ⌘

Am anderen Morgen erhielt Dolores mit der Frühpost einen Brief aus Stockholm. Als sie ihn aufgerissen und die Mitteilung durchflogen hatte, strahlten ihre Augen.

Der Vater kam spät an den Frühstückstisch. Sie flog ihm mit dem Brief entgegen.

„Da wäre etwas, Papa, das allerhand Ausblicke eröffnet.“

„Von Fransecky?“

„Ich schrieb an die Herren, um von dir womöglich etwas zu erfahren.“

Die Großeltern wußten Bescheid und lächelten. Da sie von dem nächtlichen Fluchtversuch ihres Sohnes und von dem, was zwischen Vater und Tochter dabei beredet worden war, nichts erfahren hatten, konnten sie freilich nicht ahnen, welche Bedeutung dieser Brief schließlich auch für sie selbst erhalten sollte. Er lautete:

„Sehr geehrtes Fräulein!

Im Besitz Ihres werten Schreibens vom ... beklagen wir aufrichtig, Ihnen über den derzeitigen Aufenthalt unseres bei uns noch im besten Andenken stehenden Herrn Vaters nichts Gewisses mitteilen zu können. Um so mehr, da wir überzeugt sein dürfen, daß inzwischen alle Differenzen behoben wurden, die Herrn Seidelbaum vor Jahren veranlaßten, seine Beziehungen zu uns zu lösen. Vor allem wurde das von ihm damals so energisch vertretene Verfahren bei der Entkohlung der Erze nunmehr auch auf allen unseren Betrieben eingeführt. Gern hätten wir also einen Versuch unternommen, uns seiner unschätzbaren Kraft für unser eigenes Unternehmen wieder zu versichern. Sollte es Ihnen, geehrtes Fräulein, gelingen, über kurz oder lang zu erfahren, wo Ihr Herr Vater sich aufhält, so würden Sie uns

sehr zu Danke verpflichten, wenn Sie die Güte haben wollten, uns seine Adresse mitzuteilen, oder ihn zu veranlassen, sich mit uns in Verbindung zu setzen. Wir würden jedenfalls in der Lage sein, bei dem Aufschwung, den unser Werk genommen hat, heute ungleich günstigere Anerbietungen zu machen, als vor Jahren."

Unterzeichnet war das Schreiben von dem Sohne jenes Mannes, unter dem Christoph Seidelbaum vor Jahren gearbeitet hatte. Das erklärte es zur Genüge, warum ein neuer Kurs eingeschlagen worden war.

„Was sagst du nun, Papa?" triumphierte Dolores und schmeichelte, über den Vater geneigt, ihre Wange an seine. „Nun schreibst du selbst nach Stockholm, und alles ist in Ordnung. Das heißt —" — und ihre Augen blinkerten so lustig wie hinterhaltig — „erst bringen wir hier alles in Ordnung. Wenn auch nicht durchaus im Stammlerschen Sinn. Ich schrieb dem Herrn nämlich eben, du reistest schon dieser Tage wieder nach Stockholm ab und wünschtest nur, ihn vorher noch kennen zu lernen. Es sei jetzt ein Entweder — Oder. So ist es ja auch. Und da kann er doch nicht gut mehr ‚Nein' sagen." — —

In der Tat, Herr Josef Stammler gab seinem Herzen einen Ruck und entschloß sich unter diesen Umständen in den sauren Apfel zu beißen und sich das junge Mädchen, das es ihm nun doch einmal angetan hatte, durch einen Gang, der ja keiner nach Canossa werden konnte, zu sichern. Man konnte bei aller Zurückhaltung der üblichen Form genügen — konnte die ganze leidige Angelegenheit so erledigen, wie es in der Ordnung war.

Am Nachmittag dieses Tages also stellte Herr Stammler sich im Seidelbaumschen Hause in Wichs und Zylinder und mit einer angewidert überlegenen Miene ein. Er sah durchaus einem Märtyrer der Form ähnlich, und man konnte es ihm anmerken, daß er schnell zu erledigen wünschte, was er nun einmal nicht umgehen durfte. Weil er sich nun aber für vorbildlich auf im Bereiche alles dessen, was sich gehört, hielt, so vermochte er immerhin seiner Haltung und seinem Auftreten etwas zu geben, das schüchternen Herdenmenschen — wofür er wenigstens die beiden alten Seidelbaums unbedingt hielt — imponieren konnte. Er fand nur Herrn Christoph und Dolores im Wohnzimmer vor.

Den Vater seiner Braut betrachtete er mit starkem Mißtrauen. Aber es gab ihm doch der Umstand ein gewisses Übergewicht, daß er den Mann neulich in solchem Bettleraufzug das Haus hatte betreten sehen.

„Es freut mich, Herr Stammler, daß ich Sie noch kennen lerne," sagte Christoph Seidelbaum nach einer förmlichen Vorstellung, setzte sich gemächlich und betrachtete nicht ohne Vergnügtsein den tadellos auf Taille gearbeiteten Gehrock, die Lackschuhe, die beringten Finger und die blassen und dusfen Augen des jungen Herrn. „Ich hörte schon von Ihnen."

Herr Josef, den der seine Erscheinung übergleitende Blick und die stille Heiterkeit der Augen da drüben ärgerten, weil sie zu glauben schienen, sein Selbstgefühl unterwühlen zu können, machte von seinem Sitz aus, auf dem er vorsichtig unter Schonung der Rockschwänze und einem Emporziehen der Hosen am Knie Platz genommen hatte, ein steifes Dienerchen. Dann setzte er den Zylinder, den er draußen abzulegen nicht für förmlich genug gehalten hatte, an die Erde auf den Teppich.

„So werden Sie auch gehört haben, Herr Seidelbaum, in welches Verhältnis ich zu Ihrem Fräulein Tochter getreten bin," sagte er, „da diese eingewilligt hat, meine Frau zu werden."

Seine verschleierten Augen sahen den großen Mann, der sein Schwiegervater werden sollte und unter fortgesetztem Beobachten denn doch schon sehr ernste und trübe Überlegungen anzustellen schien, jetzt gar nicht mehr an, als wolle er damit kundtun, er sei keineswegs gewillt, sich noch etwas zu erbitten, auf das er bereits ein Anrecht besäße.

Dolores war in einen Winkel hinter einen der vorgekrümmten Flügel der Sofalehne getreten, wo sie beide — den Vater mehr von vorn, den Herrn Stammler im Profil — beobachten konnte.

„Falls mein Papa nichts einzuwenden haben würde," ergänzte sie sehr ruhig.

Diesmal machte Stammler mit halber Wendung gegen sie sein stummes Dienerchen, das etwas Ironisches an sich hatte, als wollte er bemerken: ‚Das ist wohl belanglos; aber wir wollen einmal Rücksicht auf eingebildete Rechte nehmen.'

„Ich hörte davon, und es kam das für mich natürlich recht überraschend," sagte Herr Christoph. „Sie sind Kaufmann und haben Vermögen? Das ist immerhin eine schätzenswerte Grundlage. Sie sind auch tüchtig in Ihrem Geschäft, höre ich."

Herr Josef horchte mit süßsaurem Gesicht. Was fiel diesem verfehlten Menschen ein, ihm ‚Tüchtigkeit' zuzubilligen?

Einer seiner Blicke verirrte sich zu dem Redenden. Er stutzte und musterte jetzt erst entsetzt dessen erborgte Garderobe. Das war

ja fürchterlich! Blendete ihn die Sonne? Narrte ihn ein die Bilder verzerrender Zauber?

„Das alles genügt freilich noch nicht zum Glück in der Ehe," fuhr Seidelbaum fort. „Eine gewisse harmonische Auffassung des Lebens — ein ähnliches Verhältnis zu den wichtigsten Lebensfragen — ähnliche oder gar gleichgerichtete Lebensinteressen müßten wohl auch vorhanden sein. — Nicht wahr? — Und ich darf doch hoffen, daß Sie und Dolores sich auch in der Hinsicht Gewißheit verschafften?"

„Wie sagten ...? Bitte!" fuhr Herr Josef Stammler, der sich horchend vorgeneigt hatte, wie einer, der nicht glaubt, er könne recht gehört haben, drein.

Christoph Seidelbaum sah ihn eine Sekunde lang stumm an; dann wiederholte er langsam: „Eine harmonische Auffassung des Lebens — wenn Sie wollen: seelische Harmonie, die ist natürlich unerläßlich, und da bedarf es einer vorsichtigen Selbstprüfung der Beteiligten — Selbstprüfung und Prüfung des anderen Teils — das meinte ich. Ich sage es auch zu dir, Dolores."

Dolores nickte ihm stumm zu, und er wandte seine Aufmerksamkeit wieder auf den jungen Mann.

Herr Josef lächelte mitleidig — aber gleich darauf ward dieses Lächeln ärgerlich und endlich ungeduldig. Was gingen ihn die Ansichten dieses Herrn an? So wenig wie dessen jämmerliche Garderobe. Er wünschte zum Schluß zu kommen, die Sache erledigt zu sehen und bald gehen zu können. Er hatte sich nur vorgestellt; dieser Mann aber schien ein bereits Erledigtes noch einer Erörterung unterziehen zu wollen.

Doch — wozu Streit mit dem Herrn?

„Schön," sagte er also. „Bauen wir also auf seelische Harmonie unser Eheglück auf! — oder auf Neigung — was wohl auf dasselbe hinausläuft — denn die dürfte ja wohl der bedeutsamste Ausfluß der seelischen Harmonie sein. Aber Sie können diese Dinge getrost Dolores und mir überlassen, für die allein dies ja Lebensfragen sind. Neigung ist da; sonst hätten wir uns nicht miteinander verlobt. Geld, Verbindungen, Konnexionen besaß Ihre Tochter nicht und braucht sie nicht zu besitzen. Also was mich ihr verbindet, ist Neigung. Soweit sie oder die seelische Harmonie, von der Sie sprachen, für die lange Zeit einer redlichen Ehe nicht genügen sollte, wird man für eine dauerhaftere Grundlage sorgen. Sie erwähnten auch diese schon: Interessengemeinschaft in der äußeren Welt — im Wirkungskreise. Die kann natürlich nicht von Anfang an da sein. Man kommt aus zwei verschiedenen Welten, zwei Familien — zweierlei Lebenskreisen oder Sphären. Eine muß erst nach und nach die andere absorbieren — eine muß der anderen geopfert werden. Es ist nicht **meine** Schuld, daß die ihre nicht die meine ist. Aber Dolores ist jung, Sie kann noch restlos in unsere so viel eigenartiger ausgeprägte, die Stammlersche Welt, sich einleben und, in ihr aufgehend, über die Enge, die ihr bisher geboten wurde, hinauswachsen, ohne Haltlosem und Verschwommenem zu verfallen."

Sein Drang zu belehren hatte ihn fortgerissen. Aber was tat's? Sein Gegenüber konnte nicht genug Belehrendes hören.

Christoph Seidelbaum schaute ihn immer an. In ihm dämmerte schon ein tiefstes Begreifen dessen, was er in der Nacht gehört hatte. Er sah vor allem sein Kind, dessen Nöte und dessen Herz, während er diesen selbstgefälligen Jüngling betrachtete, wie er da auf seinem großen Geldsack saß und predigte.

„Dja!" sagte er endlich. „Sie meinen also, Dolores müßte ihre Welt in den Kauf geben — müßte sie vergessen?"

„Nun — vergessen!?" Der junge Mann zuckte mitleidig die Achseln. „Warum vergessen?"

„Also vergessen soll sie sie doch nicht gleich? Aber immerhin doch aufgeben?"

„Das ist wohl unerläßlich."

„Ja — wenn sie dafür ein Besseres — Reicheres in dem eigenartiger Ausgeprägten einhandelt. Aber was sie wurde, das wurde sie doch hier in ihrer Welt — und auch Ihnen sagt doch dieses Resultat zu. Sie wollen ihr nehmen, woraus dieses entstand? — wollen der Pflanze die Wurzel abbinden?"

„Wenn sie eine Pflanze ist, muß das doch sein!" begehrte Herr Stammler nervös auf. „Ich kann sie doch nicht hier in diesem Hause lassen, wenn ich sie zu meiner Frau mache — kann doch nicht zu ihr herziehen, um hier Kinder zu wiegen."

Seidelbaum sah ihn wieder einen Augenblick an. Er ging aber über das Ungehörige im Ton hinweg und erledigte den letzten Einwurf in aller Ruhe: „Kinderwiegen wird man hier ja nicht gleich von Ihnen verlangen. Wir sprachen von geistigen Dingen: von ihren Gewohnheiten, Liebhabereien, Interessen, von ihrem Umgang — —"

„Umgang?!" Der junge Mann, der ‚wie ein Schießhund' acht gab, zuckte bei diesem Wort wieder die Achseln.

„Hat sie keinen Umgang, der Ihnen als des Erwähnens wert gilt?"

„Sie wird ihren Umgang bei mir finden."

„Den ihrigen wollen Sie ihr nicht länger gönnen? — Den bisherigen Umgang nicht? Was haben Sie gegen den? — Ihre nächsten Angehörigen waren wohl ihr bester Umgang. Soll sie auch die Ihren opfern?"

„Sie könnte sie ja ab und an einmal sehen," gab Herr Josef mürrisch zu.

„Ah! Also in der Tat. — Die Großeltern zum Beispiel."

„Sie tritt in einen neuen Lebenskreis; damit weicht der alte für sie zurück. Großeltern sind doch auch kein Umgang für eine junge Frau. Man sieht sich ab und zu; das genügt ja vollkommen. Muß das noch lange erörtert werden?" — Der Jüngling sprach ärgerlich. — „Es versteht sich das bei der völligen gesellschaftlichen Geschiedenheit unserer Sphären doch von selbst. Sie dürfte kaum Zeit haben, hier viel vorzusprechen."

„Man hat immer Zeit genug für die paar Menschen, die einem die Nächsten sind."

„Die Nächsten könnten sie ihr freilich nicht bleiben."

„Warum nicht?"

„Weil diese Leute hier nicht Geist von unserm Geiste haben," fuhr es dem jungen Herrn barsch heraus.

„So? — Was, Herr Stammler, ist eigentlich schon jetzt — außer meines Mädchens äußerer Erscheinung etwa — an ihr, was Sie nicht verachten?" fragte Christoph Seidelbaum und lehnte sich behaglich zurück.

Herr Stammler bemäkelte sofort wieder das Wort: „Verachten?! — Muß ich ihre Welt verachten oder auch nur mißachten, weil ich sie nicht in die meine aufnehmen will?"

„Nun denn, fragen wir: was wollen Sie ihr denn noch außer ihrer Erscheinung — falls Sie nicht auch die Ihrem Geschmack oder dem Geist Ihres Hauses entsprechend zu verändern vorhaben — was wollen Sie ihr an Eigenem belassen?"

„Was ich ihr belassen will? Eben das, was ich an ihr schätze und liebe: ihren Charakter."

„Ah! es ist achtungswert, daß Sie den Charakter schätzen. — Und der, meinen Sie, würde sich dazu verstehen, pietätlos das, woraus sie geworden ist, fahren zu lassen — zu verleugnen wie Petrus den Herrn? — Dann wäre er ja nicht, was er ist — wäre vielleicht überhaupt kein Charakter. — Sie täuschen sich vielleicht in ihr. So selten ich meine Tochter zu sehen Gelegenheit hatte — ein Vater kennt und versteht sein Kind, das am Ende nicht nur sein Fleisch und Blut ist, vermutlich aus einem gemeinsamen Quell des tiefsten Lebens heraus — Ich glaube, Dolores würde sich zu diesem Opfer nicht gern verstehen."

Hier sah er nach Dolores hinüber, fragte sie aber nicht ausdrücklich, als er bemerkte, wie ihre Augen schwarz und drohend gegen das Fenster blitzten und auch jetzt nicht zu ihm niedergingen, als sei es nicht nach ihrem Sinn, einem Stammler gegenüber Heiliges aufzudecken.

Dieser hatte mittlerweile einen Blick über den Tisch gleiten lassen, auf dem noch das Kaffeegeschirr stand. Er langte jetzt lässig zur Seite und hob eine Tasse mit Goldrand und goldenen Buchstaben auf, wiegte den Kopf bedauernd und rümpfte die Nase: „Sehen Sie sich diese Tasse an, Herr Seidelbaum. ‚Dem Geburtstagkind' steht darauf. So etwas ist in meiner Welt partout unmöglich — einfach unerträglich — und ich will es da auch nicht einführen. **Hier** gehört es zum Stil. Da ich also derartiges bei mir nicht einmal in der Küche unter den Mädchen dulden werde, so muß Ihr Fräulein Tochter als meine Frau davon Abschied nehmen — so schwer es ihr fallen mag. Nicht wahr? — Und nicht davon allein. Es ist ein Beispiel. Von allem, was von demselben Kaliber ist — will sagen: zu diesem Stil gehört — von dem Kaffeewärmer da — den Photographien an den Wänden — Heiliger Florian! — von der Schlummerrolle etcetera p. p. — —" Er deutete müde mit der Hand, die zierlich zwischen Zeigefinger und Daumen das Kinn liebkoste, nach jedem solchen verwerflichen Gegenstand. — „Von allem dem, was man als einen bestimmten primitiven Stil empfindet. Das Wort ‚Stil' ist eigentlich zu kultiviert dafür; man sollte ‚Brodem' — ‚Müff' sagen. Ich will das aber nicht gern tun. Sie verstehen; es könnte Anlaß zu Mißverständnissen über meine Gesinnungen geben, denen ich hier leider immer ausgesetzt bin. — Lieber Gott! das mögen ja alles nützliche Dinge sein — oder mal gewesen sein — aber sie sind nun einmal für unser modernes — sagen wir: unser fortgeschrittenes Empfinden nicht zu ertragen — sie sind scheußlich wie das gemächliche und festliche Kaffeetrinken mit seinem Tratsch — der Strickstrumpf — der Schlafrock — wie Vogelbauer und Blumen am Fenster — das Kegelschieben und der Schlendrian in der Tageseinteilung und im Verkehr mit jedermann."

Herr Christoph überlegte. Vielleicht dachte er daran, daß seine Tochter ja doch weder Kegel schiebe, noch im Schlafrock umherzutollen liebe. Er fühlte überdies auch wohl, daß dieser junge Herr sich da über das Fehlen von Eigenschaften aufhiele, die er selbst nicht besaß. Wieder musterte er die Erscheinung, zuckte dann aber nur die Achseln. Er würde

keinem Willen zur Einsicht begegnen. So sagte er denn nur: „Nun, das alles ist ja mit Dolores nicht verwachsen. Es gehört zu meinen Eltern; sie wird manches von dem von Ihnen Beanstandeten schwerlich mit sich nehmen wollen."

„Die Dinge gewiß nicht — aber den Geist, der dabei ist, hoffe ich, auch nicht. Diesem Geist, der mit Sirupstöpfen in der Hand vor den Haustüren im Kreise der Klatschjetten zu lungern liebt, dem gilt es herzhaft Valet zu sagen. Sie **hat** ihn ja nicht — noch nicht — er hat sie nicht. Ihre Jugend, die zu gefallen wünscht — in ihrer eigenen Zeit zu gefallen wünscht — hat sie davor bewahrt. Sie darf ihm auch nie verfallen — auch mit der Zeit nicht — das ist es. — Und deshalb müßte sie sich von hier doch von Grund aus lösen — und zwar recht bald — das ist notwendig. — Sonst würden die lässigeren Jahre sie rettungslos in diese Jugenderinnerungen hineinverwickeln und verankern und darin festhalten — in dieser Welt des Braven — der — na, sagen wir: der Gemütlichkeit. — Gemütlichkeit ist der Greuel aller Greuel — ist etwas Entsetzliches. Sie ist die Dunstatmosphäre der vorigen Generation — der vor Siebzig jung Gewesenen, die man nur noch in geschlossenen Räumen festhalten kann — ist der Brodem des beschränkten Mittelstandes und Unverstandes, kurz des schlechtgelüfteten und -gebadeten Spießers. Ich aber bin und will sein: ein Vertreter des neuen Jahrhunderts — ein Mann von Welt — der Angehörige einer ästhetisch verfeinerten freiheitlichen Kulturwelt. Meine Frau muß das auch sein. Sie muß Hüterin, Wahrerin, Fortbildnerin der Güter dieser Welt sein — in ihrer Erscheinung, in ihrer Umwelt, soweit sie sie beeinflussen kann, in ihrer Lebensführung — sie muß die Mode mitmachen, das ist unbedingt erforderlich für die harmonische Ausgestaltung unserer Ehe, die Sie ja auch als wünschenswert — oder Sie sagten ja wohl: ‚fürs Glück notwendig' bezeichneten. — Nicht wahr, Herr Seidelbaum? — Sie begreifen jetzt: **eine** Welt muß geopfert werden, und die meine als die so viel fortgeschrittenere und besser auf den Zeitgeist eingestellte darf es nicht sein." — Zu einem verzweifelten Lächeln zuckte er die Achseln. — „Es ist nicht anders möglich, so gern man Entgegenkommen zeigen und Empfindungen der Pietät schonen möchte. Das Stilgefühl, von dem alles Behagen abhängt — bei uns wenigstens — verträgt nun einmal das Stehenlassen und Pflegen von Reminiszenzen aus überwundenen Lebensstadien nicht."

„Also — Wahrung des Stils — den Sie schon durch das bloße Dulden des Altmodischen gefährdet glauben — den ein gelegentliches Sichvergleichen mit diesem um sein eigenartiges Aroma bringt — dieses völlige gemütlose Aufgehen in Ihrem Tage und seiner Mode scheint Ihnen so wichtig — vielleicht das wichtigste zum Glück!" erwog Herr Christoph kopfschüttelnd und den indirekten Unverschämtheiten gegenüber nun auch nicht gerade mehr verbindlich. „Der Stil meiner lieben Eltern scheint Ihnen unerträglich zu sein. Er gilt Ihnen mit Recht als der Ausfluß ihres Wesens. Ich bin doch auch in der Welt herumgekommen, aber ich freue mich immer, wenn ich hier einkehre, wieder an dieser traulichen Gemütlichkeit, die ich jetzt erst in ihrem ganzen Wert verstehe. Es ist Heimatduft darin."

Stammler zuckte die Achseln: „Für Sie vielleicht; für mich, der ich darin nie zu Hause war, nicht."

„Sie sind in sehr großen Verhältnissen aufgewachsen?"

„Und wenn auch nicht in sehr großen," zögerte Stammler abweisend so hin, „jedenfalls nicht im ‚Müff'."

„Das ist erfreulich. Auch hier herrscht kein ‚Müff'. Ich glaube, ich sehe das klarer als Sie."

Stammler saß ganz steif und schwieg, als wolle er nur eben nicht kund tun, daß er dies bestreite, weil er es für zwecklos halte. Er hatte bisher seine Angriffe nicht wie früher im Gespräch mit Dolores gegen den Vater, sondern gegen die Alten gerichtet. Eines mußte ja so viel wie das andere gelten. Jetzt schien dieser Herr ihn verleiten zu wollen, sich auf eine Rauferei mit ihm selbst einzulassen. Dazu war er denn doch zu vornehm und auch zu sehr Diplomat — wie er sich in diesem Augenblick wegen seiner Kühnheit hinter dem Rücken der Angegriffenen selbst belobigte. — Ein vornehmer Mann ließ jedem Tierchen sein Pläsierchen.

Herr Christoph Seidelbaum hub wieder an: „Ich kenne wohl auch Ihren Stil ein wenig. Sie lieben gewiß Peter Altenberg oder die sogenannten Kubisten — — wie?"

Jener tat das verdrießlich ab: er kenne diese Leute nicht.

„Bei Leuten, die nicht selbst stilschaffend — Literaten oder bildende Künstler sind, ist dieser Stil doch wohl nur eine Pose, mit der man sich — heute so, morgen so — nach der Mode in Szene setzt, um als Mensch von überlegenem Geschmack gewertet zu werden. Glauben Sie nicht doch? — Meistenteils doch wohl."

„Ich weiß nicht, wie es meistenteils ist. Mich kümmern ‚die meisten' nicht."

„Ich kann nicht finden, daß eine aufgeführte Komödie für das Glück zweier Menschen wesentlicher wäre als das Leben selbst — wohin es uns immer führen mag — und wär's auch gelegentlich zu überlebten Lebensformen zurück in den Kreis von Menschen, die sich in einem anderen als dem gerade modemäßigen Stil ausleben und allein behaglich fühlen. Ich kann nicht finden, daß das Klatschen im Salon, im Klub, im Kaffeehaus kultivierter und erfreulicher wäre als das vor den Haustüren. Das Wichtige kann unmöglich eine solche zufällige oder meinetwegen auch naturgemäße Erscheinungsform sein, sondern das Wesen dahinter ist das Wichtige. Nicht wahr? — Unser Wesen, die Summe unserer Taten und Unterlassungen ist das Wichtige. Nicht jeder hat Zeit, Lust und Geld, sich dem lieben Nächsten als etwas Außerordentliches zu präsentieren und damit die Fülle seiner Lebensäußerungen zu erschöpfen. Man schafft, arbeitet, denkt, nimmt Stellung zu den Dingen — man handelt kurzweg, tut redlich und gründlich sein Tagewerk im Dienst einer Idee, des Staates oder der Familie oder des Geschäfts — und nachher macht man sich's gemütlich oder unterhält sich, und wer dann noch Zeit und Kräfte hat, kann ja auch noch bewußt seinen eigensten Lebensstil in sich heranbilden und pflegen. Ich denke mir das so, obgleich ich selbst wenig Zeit für stilgerechtes Leben hatte."

Hier nickte Herr Josef Stammler entschieden zu einem mißachtenden Lächeln und einem Blick nach den zu kurzen Ärmeln seines Gegenübers. Es gefiel ihm eigentlich, daß er so als Ästhet gewürdigt wurde.

„Immerhin," fuhr Seidelbaum fort, „meine Eltern, die hielten es — bis auf das bewußte Stilgeben — wohl so, Herr Stammler. Aber Sie würden deshalb von ihrer Art zu leben für Dolores und sich weder jetzt noch in Zukunft etwas zu fürchten brauchen. Ich denke überdies: die innere Festigkeit der Familie beruht darauf, daß man nur auf den Kern — auf das Wesen acht hat und sich den Stil von selbst entwickeln läßt. Ein Vernachlässigen des Wesens über das Äußerliche, das vorzugsweise Beachten der Formen, ihr Heranholen ausschließlich aus dem Draußen, wo die Mode formt, hat heutzutage jedenfalls die innere Haltbarkeit der Gemeinschaften eher beeinträchtigt. Es ist ja fast stilvoll geworden, Eheirrungen in der Familie zu haben und mit dem Mantel der Allernächstenliebe zuzudecken. Haben Sie darüber schon mal nachgedacht?"

Herr Seidelbaum hatte das alles ganz ohne Animosität gesprochen, ja er wurde, während er unausgesetzt den jungen Mann im Auge behielt, nahezu warm und jovial. Seine Menschenkenntnis offenbarte ihm gerade in der Art, wie der Hörer sich zu diesen seinen Auseinandersetzungen verhielt, deutlich dessen innere Hohlheit. Aber sie erschreckte ihn nach dem, was er nun doch schon wußte, gar nicht mehr. Der Mann verstand sicher nicht einmal zuzuhören. Daß er, der zuzeiten ja heftig alles zu rügen wußte, was seiner Ansicht nach ‚nicht in der Ordnung' war, nur das wenigste begreifen könne, nahm er gar nicht an.

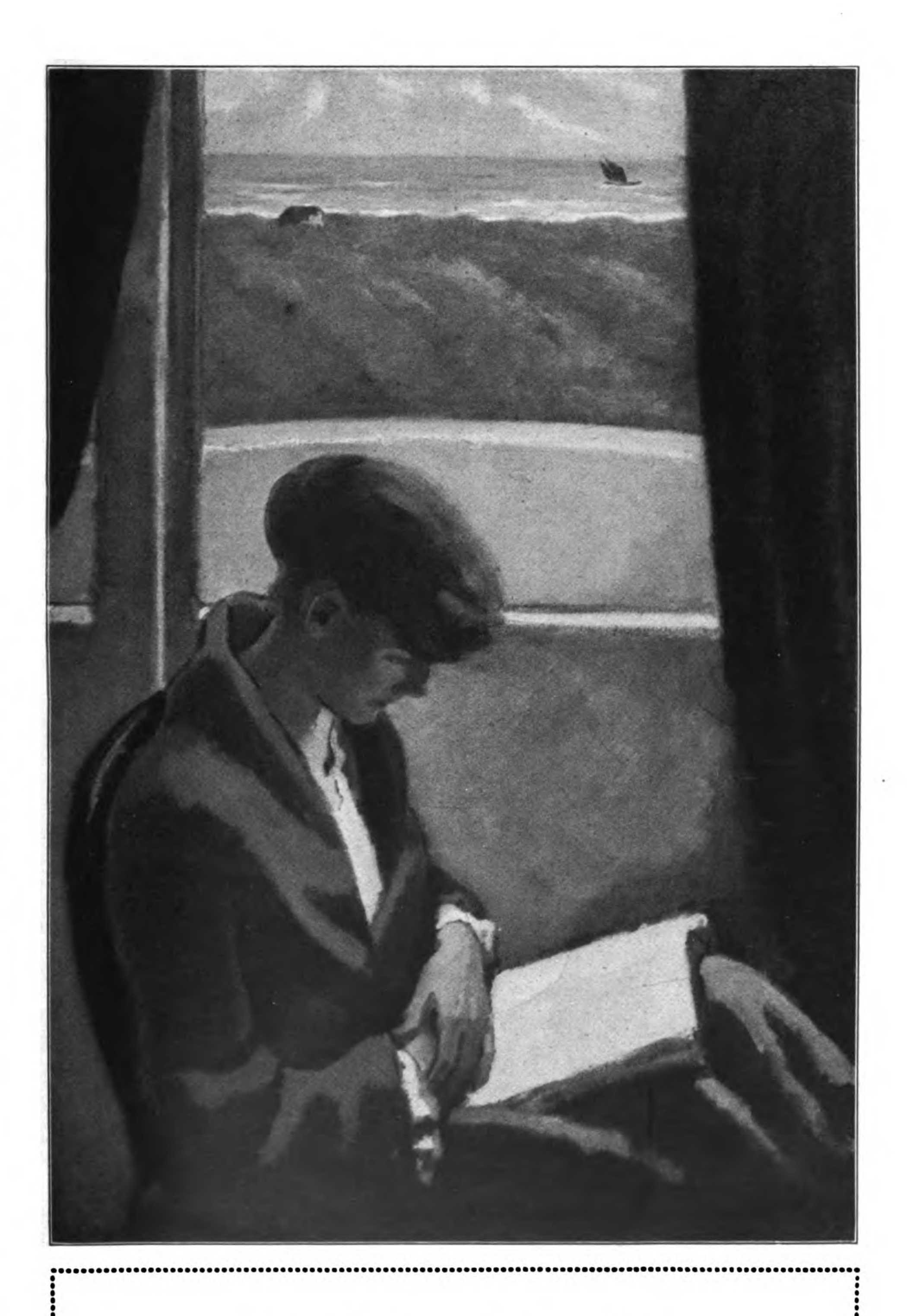
Stammler fühlte jedoch die ihn unausgesetzt beobachtenden Blicke und wurde nervös. Schon daß man sich herausnahm, ihn zu fragen, ob er über irgend etwas schon nachgedacht habe, nahm er geradezu übel. Er war überzeugt, daß er über das, was anderen endlich auffiel, immer schon längst zur Tagesordnung übergegangen sei. Er ließ sich nicht wie einen dummen Jungen behandeln, dem man den Kopf zurechtsetzen muß. Herrgott! schließlich ging ihn doch auch der Stil weniger an, als der Ruf dieses Mannes da.

„Das ist alles sehr schön und gut," unterbrach er den Redenden, „aber diese Art Auseinandersetzung über Stil und Stillosigkeit über die wir nun einmal verschiedener Ansicht sind und bleiben werden, obgleich Sie bisher — wie Sie zugaben — noch nicht gehörig darüber nachzudenken die Zeit fanden — diese Art führt uns doch zu sehr vom Zweck meines Besuches ab. Ich hatte weiter keine Absicht, als mich auf Wunsch meiner Braut deren — äh — Herrn Vater vorzustellen und —" — Er zog die Uhr, tat erschrocken und erhob sich hastig — „Mir ist die freie Zeit leider karg bemessen."

„Sie wollten sich gewissermaßen nur im Vorbeigehen um die Hand meiner Tochter bewerben?" berichtigte Herr Seidelbaum ruhevoll. „Ja, lieber Herr — verzeihen Sie mir! — aber mir ist diese Sache doch etwas zu wichtig, um sie so im Vorbeigehen —"

Herr Stanmler stand da und fixierte ihn. Er machte einmal — und dann nochmals — einen kleinen abwartenden oder ermunternden Diener.

„— so im Vorbeigehen übers Knie zu brechen, Herr Stammler," vollendete Seidelbaum also seinen Satz. „Ich finde da doch Gegensätze von ganz einschneidender Art in den Lebensauffassungen. Ich weiß nicht, ob sich die werden überwinden lassen — und vor allem, ob der gute Wille da ist, sie zu überwinden, denn ohne den könnte wenigstens **ich** nicht zu einer Verbindung zuraten." — Und nun wandte er sich an Dolores: „Wie denkst **du** darüber, Kind? Du hast Herrn



Lesende. Gemälde von Eugen Spiro

Stammlers Ansichten bisher gewiß so auch noch nicht gekannt."

„Ich kannte sie, Papa," erwiderte Dolores. „Aber ich sehe jetzt erst ein, die Gegensätze lassen sich nicht überwinden."

„Ah!" staunte Herr Stammler leise wie in einem Hauch und wandte den Kopf nach der Sprecherin zur Seite. „Ein kleines Komplott — hm? — Na, es bedeutet wohl nicht viel?"

„Das hängt von Ihnen ab, ob es für Sie viel bedeutet. — Ich erscheine Ihnen wohl vor allem als sehr bedeutungslos in dieser Sache? Obgleich Sie sich, nach dem Wunsch meiner Tochter, mir vorzustellen kamen —"

Auf diese peinlich geradezu gestellte Frage konnte Stammler unmöglich eingehen. Er wählte daher den Ausweg, sich frischweg wieder an seine Braut zu wenden: „Wenn der Herr Papa abgereist ist, meine ich aber doch, da wirst du schnell begreifen, daß jene von dir eben erwähnten Gegensätze im Grunde nur äußerlicher Art sind, Dolores. Du verlobtest dich mir ja nicht nur aus freiem Entschluß; du hieltest das Verlöbnis auch trotz gelegentlicher Meinungsverschiedenheiten und trotz Stil und Nichtstil etcetera bisher sorglichst aufrecht."

„Zunächst nicht mehr ‚Dolores', sondern — bitte! — wieder ‚Fräulein Seidelbaum'," erklärte Dolores ruhig, kam nun aus ihrem Winkel hervor und legte den Arm um des Vaters Nacken, indem sie sich auf die Seitenlehne seines Stuhles hockte. Dann sprach sie weiter: „Die Meinungsverschiedenheiten ergaben sich weniger aus unserer Stellung zum Stil oder der Stillosigkeit als aus Ihren Ansichten über meinen Papa und aus allerlei — hm! — negativen Eigenschaften bei Ihnen. Bei einem Manne, mit dem ich mich verbinden soll, will ich z. B. Mut nicht missen. Wenn sie ‚Stil' sagen und ‚Ruf' meinen, dann empfinde ich das auch als Mangel an Mut. Was geht wohl ‚Stil' Sie viel an? — Wenn Sie sich auch noch so sehr darüber ereifern. Sie suchen Ihre Empfindungen nur auf ein anderes Gebiet hinüberzuspielen, weil Sie selbst merken, wie armselig es ist, an den Verhältnissen meines Papas, dem Sie nicht die Schuhriemen lösen können, herumzumäkeln. Sie hacken auf meine guten Großeltern los und meinen meinen Papa."

„Ei! was ich hören muß!"

„Ja, Sie müssen es wohl anhören, wenn Sie noch länger bleiben wollen, Herr Stammler. Es fehlt Ihnen an Ritterlichkeit, an Ehrlichkeit gegen sich selbst und andere. Ob auch an Einsicht, vermag ich nicht zu sagen. Aber gewiß an Bescheidenheit und auch noch an sonst allerlei. Daß ich das Verlöbnis, wie Sie sagen, sorglichst aufrechterhielt, da es einmal bestand — das heißt: immer wieder bestehen ließ, das bestreite ich nicht und das sollten Sie mir eigentlich nicht vorwerfen wie etwas Unredliches. Es beruhte das ja allerdings auf falschen Berechnungen, über deren Fehler ich leider erst zu spät aufgeklärt wurde. Aber ich hegte eben den Wunsch, mich erst selber ganz und gar über Sie aufzuklären. Jetzt bin ich das allerdings. Also — machen Sie sich weiter keine Hoffnungen! Oder auch: bemühen Sie sich nicht weiter, Herr Stammler! Papa, der Sie nun kennen gelernt hat, hat seine Einwilligung nicht gegeben, das heißt: nicht zugeraten. Und das genügt mir. Unser Verhältnis ist endgültig gelöst. So."

Er starrte sie noch immer fassungslos in Bosheit und deshalb lächelnd an.

„Das ist ja eine reine Schulmeisterabkanzlung! Und mir werfen Sie Mangel an Bescheidenheit —?! Eine verkehrte Welt! — Aber in diesem Fall allerdings —!" Er machte eine tadellose Verbeugung.

„Es tut mir leid, Herr Stammler," sagte nun auch Christoph Seidelbaum, indem auch er sich erhob, „wenn Sie da eine Enttäuschung erlebten — "

„O, bitte! — bitte!" wehrte der junge Herr entschieden ab. „Enttäuschung gewiß in mancher Hinsicht — aber doch nicht so sehr im Hinblick auf meine Interessen."

Er schritt zur Tür. Dort wandte er sich noch einmal nach seiner Braut um, die da noch auf der Stuhllehne saß und ihm ruhevoll und doch drohend mit ihren schwarzen Augen nachblickte, und mahnte noch einmal zögernd, bedenklich und wohlwollend: „Überlegen Sie es sich noch einmal, Fräulein Seidelbaum! Was zerrissen ist, läßt sich nachher nicht wieder zusammenflicken. Ich gebe Ihnen bis morgen Bedenkzeit."

„Danke! Das ist nicht nötig," kam prompt die Antwort. „Papa reist bald. Ich reise mit ihm."

„Ah, so war es also doch schon so gemeint!" Er lächelte, blaß werdend vor Erbitterung und gekränktem Selbstgefühl. „Alles schon vorher abgekartet. Ich bin nur zu einem Examen hierherbestellt worden? — Nun — meinetwegen. Das gehört wohl auch zum Stil dieses Hauses. Empfehle mich!"

Noch eine füßescharrende Verbeugung, und er schritt steif und erhobenen Hauptes hinaus, bevor ihm über das ‚Vorher' beruhigende Erklärungen — wenn solche beabsichtigt waren — hätten gegeben werden können.

„In seines Nichts durchbohrendem Gefühle!" flüsterte Dolores, die ihm mit den

Augen folgte, bitter. Das war ihr ganzer Abschied von dem Manne, dem sie einige Monate lang geglaubt hatte, sich zu eigen geben zu können.

„Na, ich will hoffen," sagte Christoph Seidelbaum heiter und unbesorgt, „daß du nun nicht nachträglich bereust. Ich hätte dich diesem jungen Herrn in der Tat nicht gern anvertraut." — Dann aber wagte er doch die Frage: „Um alles in der Welt! wie konnte mein gescheites Mädel nur — ?"

„Ach, Papa!" fiel sie ihm ins Wort und dann auch gleich um den Hals. „Sie war eben allzu gescheit. Er wollte mich hartnäckig haben, und da dachte ich: ‚Nutz das aus! So nutzt du —' Na, ja! es war eben dumm — denn es war nicht schön. Ich hatte nicht mit den Leuten gerechnet, deren Urteil bei ihm das eigene ersetzt — und dann auch mit seinen besonderen Eigenheiten nicht, über die ich nun doch einmal nicht wegkonnte. Ja, Papa, das war schließlich das Ärgste, daß er ein Mann sein wollte und — Siehst du, ich kannte doch eigentlich von Männern nur dich."

„Mit dem du aber auch anscheinend nicht richtig gerechnet hattest — hä?" meinte er.

„Nein!" rief sie. „Ich hielt immer viel von dir; aber du bist noch tausendmal mehr, du lieber Papa! — Und daß ich's immer mehr einsehe, Papa," schmeichelte sie, „nicht wahr! — da nimmst du mich mit dir nach Schweden?"

Das gab nun neue Bedenken; aber endlich kam man doch überein.

Allerdings waren die alten Seidelbaums, die bei der Beratung natürlich sofort zugezogen wurden, recht betrübt, daß sie ihren Pflegling hergeben sollten; aber sie hätten das ja auch gemußt, wenn Dolores zu Stammler hinübergezogen wäre. Es blieb doch erfreulicher, sie ging mit dem Vater, ihrem Sohne, den sie sich dadurch für ihren Lebensabend fester verbunden zu haben glauben durften, als mit dem Jüngling aus der Stammlersippe. Jenseits der Ostsee würde sie ihnen nicht ferner sein als in jener fremden Welt, aus der in die ihre kaum lebenskräftige Fäden herüberführten. So stimmten sie denn dem Plane zu, und nachdem Herr Christoph sich mit Stockholm in Verbindung gesetzt und von dorther die besten Antworten erhalten hatte, ging man sogleich daran, alle Vorbereitungen zu treffen. Christoph Seidelbaum sollte zunächst allein hinüberfahren, dann aber bald die Tochter nachholen. —

Wenn Vater und Tochter in diesen Tagen regen Rüstens nebeneinander ausruhten, versuchten sie, sich immer inniger aufeinander einzustellen. Dolores besonders bereitete es eine unschuldige Freude, den Vater gelegentlich durch ihr Wissen auch auf naturwissenschaftlichem Gebiet zu überraschen.

„Das weißt du auch schon? Wo hast du das her?" fragte er kopfschüttelnd.

Und sie verriet ihm heimlich, wie manches sie sich auf dem Gebiet angeeignet habe. Wenn sie miteinander und nicht nur nebeneinander hergehen wollten, da müsse sie doch wenigstens ahnen können, was er alles leiste. Sie wolle unter seiner Leitung noch manches lernen, so daß er ihr einmal alles mitteilen könne, was ihn gerade beschäftige.

Da erzählte er ihr denn auch vom kurzen Glück seiner Ehe. Wenn er aber im Anschluß daran auf die Hetze und Hast im amerikanischen Westen zu sprechen kam, schüttelte er den Kopf: ja, wofür war das alles?

Und ihr war, sie hörte durch das ewige Lied von der Arbeit, das die Erde umbraust, den Ton von der Einsamkeit, und erschauerte. Nein, das Verlangen nach Geld, oder auch nur der Mangel daran, war es nicht, was ihren Vater ruhelos umhergetrieben hatte. Nicht das Geld, an dem so viel Gemeines haftete, konnte die große Bedeutung haben. Es war nur das Bedürfnis, um — wie einst in jungen Jahren durch Späße und keckes Hinaussteuern in Abenteuer — durch Wagen und Wirken, durch Arbeit und Gefahr unter weitschauenden Plänen das drückende Gefühl der Einsamkeit zu überwinden, daß es sich gar in eine Lust verwandelte. So warf man denn auch wohl die nebenbei errungenen Vorteile achtlos wieder am Wege fort, um unbehinderter ein neues Betätigungsfeld zu suchen.

Sie war so lange in der Hut der guten Alten sicher gewesen, so wie vor allen Stürmen auch vor der Not der Einsamkeit — freilich auch vor diesem Erkennen. Aber nun, da sie erwachsen war, da sie durch ihr selbständiges Verlöbnis sich den Einblick ins Leben einmal eröffnet hatte, nun wollte sie auch ihren Platz dort ausfüllen. Auch ihr bot sich eine Aufgabe, die vielerlei erfordern würde. „Alles Schöne habe ich in Fülle gehabt," sagte sie, indem sie die Großmutter umarmte, „und nur das Schöne, und das durch euch! Das bleibt immer in mir als euer lebendiges Erbe. Und für meinen Papa will ich es wirksam werden lassen. Vielleicht kann ich an ihn doch etwas von dem weitergeben, was ihr mir mitgabt und was er so notwendig braucht, seit Mutter ihm durch mich genommen ist, daß er sich's in einem engen Kreise genügen lassen kann. Wenn es darum auch in schwere Zeiten hineingehen sollte, mir werden sie voll Sonne sein. Ich will ja nicht irgendwo die Oberhand gewinnen, sondern nichts als dienen und lieb haben."

Der alten Frau aber fiel in diesem Augenblick der junge Kuckuck ein, den sie unlängst im Schwarm der fremden Vögel durch ihren Garten hatte flattern sehen, und sie erzählte Dolores davon und meinte dann nachdenklich: „Was nicht im mütterlichen Nest aufwuchs, das weiß ja wohl nie, was in ihm steckt; aber wenn so einer es dann zu merken anfängt, dann wird er dafür auch einen neuen Frühling ansagen."

⌘ ⌘ ⌘

An einem der letzten Septembertage standen auf dem Verdeck eines stattlichen Dampfers, der die blaue Ostsee durchquerte, ein großer blonder Mann und eine schlanke dunkelhaarige junge Dame, die mit unternehmungslustigen Augen nach der wie ein Dunststreifen am Horizont auftauchenden schwedischen Küste hinüberschaute. Auch des Mannes Blicke hafteten dort blau wie von Stahl, als zögen sie das Schiff an diesen Fäden kraftvoll und sicher hinüber in ein neues Lebensgebiet. Die junge Dame trat ihm einen Schritt näher, als gelüste es sie, ihre Zierlichkeit an seiner massigen Hünengestalt zu messen, hob sich auf die Schuhspitzen, lächelte zu ihm auf und setzte die Absätze mit einem leisen Klapp wieder nieder. Stolz, Liebe, Zärtlichkeit und Erwartung sprachen aus ihrem dunklen Auge.

„Nu? — Was hast du?" fragte er und schob seinen Arm unter einen der ihren, deren Hände im Muff steckten.

„Nichts, Papa!" Sie lachte. „Ich bin arm wie Lazarus. — Das da ist doch Schweden?"

„Die Küste bei Carlskrona, ja. — Rechts, das ist die Spitze von Öland."

Sie war in knappem schwarzem Tuchjäckchen mit grauem Federbesatz. Ebenso waren Muff und Barett. Viele auf dem Verdeck sahen mit Wohlgefallen nach dem reizenden und so einfach nett gekleideten jungen Mädchen, das hier mit seiner dunklen Grazie fremd genug wirkte. Aber sie achtete auf niemand sonderlich. Nur das Leben im ganzen schien sie zu interessieren.

Weit hinter ihr versunken war schon das, was ihr gestern als Zukunft vorgeschwebt hatte — ein zergehender Dunst über den Engen der Heimat. Hatte einmal ein Sohn aus reichem Hause, der schöne hohe Hemdkragen trug und sehr besorgt um seine Hosenkniffe war, wirklich eine Bedeutung für sie gehabt? Neben ihr stand ein Mann, der Großes und Weithinwirkendes angreifen konnte, weil er alle seine Bedingungen beherrschte, und sie war von demselben Blute, und den hatte solch ein sorglich geplätteter, von Zigaretten eingedufteter Tor verachtet!?

⌘ ⌘ ⌘

Das Kielwasser rauschte unaufhörlich wie der Strom der Zeit. Die Wellen blinkten. Kämme warfen sich auf — kippten um und zerrieselten schäumend. Sanft hob sich und senkte sich der schwere Schiffskörper — herauf — hinab. Der Rauch zog lang als Dunstschleier nach, sank und berührte in der Ferne die immer breiter werdende dunkle Spur, die hinter ihnen auf dem Wasser zurückblieb wie ein schwerer Traum, über den Silbernetze geworfen wurden, Netze, die ihn ins ewig Vergleitende hinabzogen. Die Taue rasselten. Der Wind knatterte in den schweren geteerten Schutzdecken, mit denen Gepäckhaufen am Fuß der Masten überschnürt waren, fuhr in die Buchseiten auf Liegestühlen Lesender, daß sie zu Dutzenden umblätterten, und strich um die Schirmmütze des Mannes da oben am Steuerrad, dessen scharfe, ruhevolle Augen unausgesetzt an einem fernen Punkt hingen. Und auf Schwedens Küstenstriche brach aus Wolkenballen Sonne über Sonne — lief wandernd auf dem Meere ihnen entgegen über köpfende Wellen und dunkle Striche und verging hinter ihnen in silbernden Fernen.

Und wenn es auch wohl nicht in der Ordnung war, daß sie so ihrem Frauenberuf — wie er allen ihren Schulkameradinnen als ‚der einzig wahre' vorgeschwebt hatte — Valet gesagt hatte — eine Lust war es doch, so hinauszufahren in den Wind. Stolz machte es, freudig und jung. Auch sie hatte über eine Welt gesiegt — sie folgte ihren Sternen, ihrem Herzen.

So bin ich nur ein Mensch

So bin ich nur ein Mensch aus Fleisch und Blut,
Und keiner scheut sich, einen Stein zu heben.
Und all die spitzen Kiesel treffen gut
Mitten ins Leben.

Wie wünscht' ich doch ein heller Bach zu sein!
Könnt' keiner meinen freien Lauf mir wehren.
Ihr Haß gäb' festern Grund nur. Jeder Stein
Würde mich klären.

Karl von Eisenstein



Abschied des bemoosten Hauptes von der Stadt der Musen

Ein Rostocker Studentenstammbuch des 18. Jahrhunderts

Von Dr. W. Ahrens (Rostock)



Was in den letzten Novembertagen gefeierte Fest des halbtausendjährigen Bestehens der Universität Rostock hat neben verschiedenen anderen Festschriften die Herausgabe eines Rostocker Studentenstammbuchs hervorgerufen (Verlag der G. B. Leopoldschen Universitätsbuchhandlung in Rostock), das zu den Kostbarkeiten der reichen Freiherrl. von Lipperheideschen Bibliothek (Kunstgewerbemuseum in Berlin) gehört und das weiteren Kreisen bisher nicht bekannt war. In 23 farbenprächtigen Bildern, die in farbigen Lithographien wiedergegeben sind, und den zugehörigen Texten gibt das Buch eine lebendige Darstellung des Burschenlebens und Burschentreibens seiner Zeit. Es ist die Zeit, da der blutjunge, noch nicht achtzehnjährige Friedrich Wilhelm Zachariä sein komisches Studentenepos ‚Der Renommist' dichtete und veröffentlichte, dieses Heldengedicht, das einen in jener Zeit insbesondere in Jena ausgebildeten und hervorgetretenen, dann aber auch an andere Universitäten verpflanzten Studentenschlag besingt und verspottet, diesen rauhbeinigen und rauflustigen, allezeit paukbereiten und pauktüchtigen, daher in der Studentenschaft zumeist angesehenen oder doch gefürchteten Burschen. Auch in der mecklenburgischen Universitätsstadt, dem ‚Jena des Nordens', ist der ‚Renommist' keine unbekannte Erscheinung geblieben, und so ist es denn nur natürlich, daß uns auf den Bildern unseres Rostocker Stammbuchs ein Student entgegentritt, der geradezu als Illustration für Zachariäs Gedicht, als Konterfei seines Helden, des ‚Herrn von Raufbold', dienen könnte.

„Die Ungezogenheit sprach aus den wilden Blicken.
Die große Peitsche hing schief über seinem Rücken,
Der kurze Rock verriet ein schmutzig's Oberhemd,
Und seine ganze Tracht war widerlich und fremd."

So beschreibt Zachariä seinen ‚Raufbold', und so sehen wir's auf unserem Stammbuchbild Seite 693. In der bezeichnenden, auf allen bildlichen Darstellungen des ‚Renommisten' wiederkehrenden Haltung: die Hand, ja beide Hände am riesigen Raufdegen, so steht unser Rostocker Student vor uns. Die großen Paukhandschuhe auf dem Tisch, die Pistolen an der Wand dienen nur der Vervollständigung des Bildes. An den Füßen trägt er natürlich nicht wie andere Musensöhne der Zeit, insbesondere die ihm verhaßten in dem großstädtischen Leipzig, dem ‚Klein-Paris' Goethes, heimischen ‚petits-maîtres', die Stutzer und Zierbengel, niedrige Schnallenschuhe, sondern hohe Stiefel.

„Gestiefelt ist ihr Fuß, umgürtet ihre Lenden,
Und Schlägerhandschuh sind an den Zyklopenhänden."

Anders ist das Lebensideal, anders die Lebensführung des Rostocker Studenten, den uns das dritte Bild vorführt. Nennt das Stammbuch den Renommisten der erwähnten Abbildung einen ‚Choleriker', so bezeichnet es den Jüngling des anderen Bildes als ‚Phlegmaticus'. Während wir an der Stubenwand des ersten auf der Jahresrechnung ‚Fechtboden' und ‚Karzergelder' als gewichtige Ausgabeposten finden, nehmen in dem Jahreshaushalt des zweiten ‚Bier', ‚Brandtwein', ‚Toback', ‚Pfeiffen' ebenso bedeutsame Plätze ein. Die wunderliche ‚Ordnung', die wir in seinem Zimmer antreffen, ist gewiß nur die Folge eines ereignis- und bierstoffreichen Abends. Und neben den verschiedenen, Herz und Geist erquickenden Getränken ist ihm insbesondere die geliebte Pfeife, die damals zumeist übliche lange Tonpfeife, das zu heiterem Lebensgenuß unentbehrliche Werkzeug.

Wiederum eine andere Lebensführung kündet uns die Ausgabentafel des Studenten unserer vierten Abbildung. ‚Tantz-Boden', ‚Coffee', das damals erst aufgekommene, aber bald sehr beliebte Getränk, ‚Thee', ‚Zucker' und ‚Puder' bilden die wesentlichen Posten. Auf dem Tisch finden wir Spielbrett, Karten und ein aufgeschlagenes Buch. Es ist ein Moderoman, Zieglers ‚Asiatische Banise', die der Rostocker Studio gleich unzähligen Zeitgenossen mit Gier und Spannung verschlungen haben wird und nach

deren Lektüre er nun, wie wenn er über den schwersten Werken der Wissenschaft gebrütet hätte, offenbar dachte:

„Wer sich der Bücher lang beflissen,
Darf endlich auch ein Mädchen küssen."

So hat er denn seine ‚Charmante' zu trautem Kaffeestündchen zu sich geladen. Daß es keine echte Charmante, keine fürs Leben, sondern nur eine mit zeitlich recht enger Begrenzung, eine ‚Spaßcharmante' also, wie's im Burschenton jener Zeit hieß, war, braucht kaum noch gesagt zu werden. Denn auch unser Student wird, so fürchten wir, gleich den meisten seiner ‚Brüder' sich zu Grundsätzen wie den folgenden bekannt haben:

„Wo wack're Mädchen mit mir spielen
Und in bequemen Ruhestühlen,
Wenn sie den Kuß recht zärtlich fühlen,
Mich drücken und mich sanft anschielen,
Da ist es gut.
Doch, wo sie zu den Müttern eilen,
Da ruf' ich, ohne zu verweilen:
Wo ist mein Hut?"

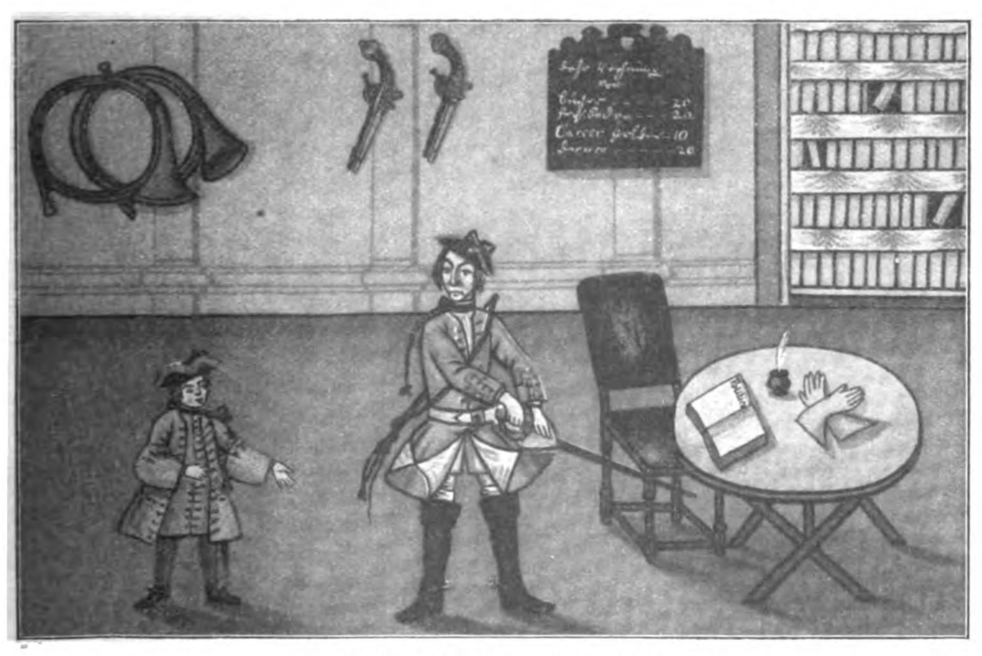
Von einem anderen galanten Erlebnis, einem zu zwei Paaren, spricht das fünfte Bild. Über die Einzelheiten des Abenteuers schweigt der zugehörige Stammbuchtext freilich. ‚Eine Geschichte aus dem Leben gewisser', so nennt der betreffende Studio in seiner lateinischen Eintragung diesen Vorfall geheimnisvoll und nur, daß ‚die Geschichte' ‚sehr angenehm' (‚jucundissima') gewesen sei, verrät er uns noch, ohne daß wir ihm hierin irgendwie zu widersprechen wagen möchten. Dem landschaftlichen Hintergrunde nach kann sich übrigens die ‚sehr angenehme Geschichte' nicht in Rostock, sondern wohl nur in der Umgegend einer anderen, vorher besuchten Universität, zugetragen haben. Die Helden des galanten Abenteuers sind höchst wahrscheinlich der Eintragende des Stammbuchs selbst und ein ihm im Stammbuch unmittelbar benachbarter und nach Ausweis der Rostocker Matrikel zu gleicher Zeit mit ihm nach Rostock gekommener Neustettiner Landsmann. Beide mögen in Rostock wie vorher in jener anderen Universitätsstadt ein recht vergnügliches Leben geführt haben, und gewiß wird keiner von ihnen, keiner auch von den übrigen fröhlichen Brüdern, damals geahnt haben, daß dem einen dieser beiden Neustettiner Jungburschen schon bald nach den frohen Rostocker Tagen die Schere der Parze den Lebensfaden jäh abschneiden würde.

„Gütig hüllt in Finsternissen
Gott die Zukunft ein;
Deutlich sie voraus zu wissen,
Würde Strafe sein."

So heißt es in einer Jenaer Stammbucheintragung des 18. Jahrhunderts. Wie uns ein Zusatz von der Hand unseres Rostocker Stammbuchbesitzers kündet, sank der eine der beiden Burschen, die jene ‚sehr angenehme Geschichte' erlebten, schon im Jahre nach der Eintragung — 1737 — in Halle in ein frühes Grab.

„Es ist alles eitel,
Außer nur drei Stück allein:
Hübsche Mädgens, guter Wein
Und ein voller Beutel;
Hab' ich die, so bin ich froh
Und ruf' aus mit Salomo:
Es ist alles eitel."

So schrieb in der Mitte des 18. Jahrhun-



Ein Ritter des Renommistenordens



Der ‚Phlegmaticus' nach einem bierstoffreichen Abend

derts ein Göttinger Bursch, und so schrieben nach und wohl auch vor ihm unzählige andere Burschen in Stammbücher. Freilich, der ersehnte ‚volle Beutel' pflegt nur ein ziemlich rarer und alsdann meist auch nur ein recht kurzweiliger Glückszustand im Studentenleben zu sein. Nicht würde man sonst beim Durchwandern der Studentenstammbücher auf Schritt und Tritt Bekenntnisse wie dieses finden:

„Der Logiker beweist aus Gründen,
Es sei kein leerer Raum zu finden.
Allein Studentenbeutel zeigen ja,
Daß in der Welt sind Vacua."

„Vergnügt sein ohne Geld — das ist der Stein der Weisen," so lautet alsdann wohl des Studenten Wahlspruch. Tritt aber das ‚Vacuum' wieder und wieder auf, wird dieser Zustand mehr und mehr zu einem chronischen, so bleiben die natürlichen Folgen nicht aus, und dann heißt es wie in jenem Studentenliede der Zeit:

„Bald klopft ein bärtiger Hebräer,
Und bald ein andrer Manichäer
An die verschloßne Stubentür."

Auch diese ‚Manichäer', wie die Studentensprache bekanntlich wegen des Anklangs an ‚mahnen' sagt, die ‚Mahnichäer' also, durften auf unsern Rostocker Bildern, sollten sie uns Studentenlust und Studentenleid schildern, natürlich nicht ganz fehlen. So sehen wir denn auf dem sechsten unserer Bilder den Meister von der Elle, das Kennzeichen seines ehrbaren Handwerks in der Rechten, listig-erwartungsvoll der Studentenbehausung sich nahen. Schon oft wohl, aber stets vergeblich, mag er den gleichen Weg gewandert sein, und so hat er sich denn dieses Mal des Beistandes eines gar dräuend dreinschauenden Gefährten oder Schergen versichert, der nun als Vortrupp vorgeschickt wird. Aber auch ihn fürchten die fröhlichen Burschen drinnen nicht; bei Kaffee und Tabak sitzen sie gemächlich und seelenruhig da. Haben sie doch längst in richtiger Vorahnung des unerbetenen Besuchs die Zimmertür abgeschlossen und den Schlüssel, wie wenn das Nest leer wäre, abgezogen und vor sich auf dem Tisch des Hauses niedergelegt. So werden die ‚Mahnhengste' denn vermutlich auch dieses Mal wieder mit langen Gesichtern abgezogen sein, und nach ihrem Abzuge mögen die Rostocker Burschen, vorläufig zwar erleichtert, jedoch in der bestimmten Erwartung



Das Kaffeestündchen mit der ‚Charmanten'





Eine Geschichte aus dem Leben ‚Gewisser‘

weiterer Besuche, wohl angestimmt haben:

„Philister sind schon überall
In üblem Ruf gewesen;
Man kann von diesem Volk sogar
Schon in der Bibel lesen.
Den größten Haufen gibt es noch
Auf Universitäten,
O fände sich ein Simson doch,
Dies Unkraut auszujäten.“

Doch die Manichäer stellen nur eine Klasse der Studentenfeinde, und nicht einmal die gefährlichste, dar. Da waren vor allem die Wächter der Ordnung, die Polizisten und Stadtsoldaten, mit denen Rostocks Studenten gerade in den Jahren unseres Stammbuchs in hartem Kriege lagen. Mit einer Hellebarde, einem Spieß, waren sie ausgerüstet, diese Ordnungswächter, und ‚Bärenstecher‘ (Borensteker) waren sie ob dieser Waffe getauft.

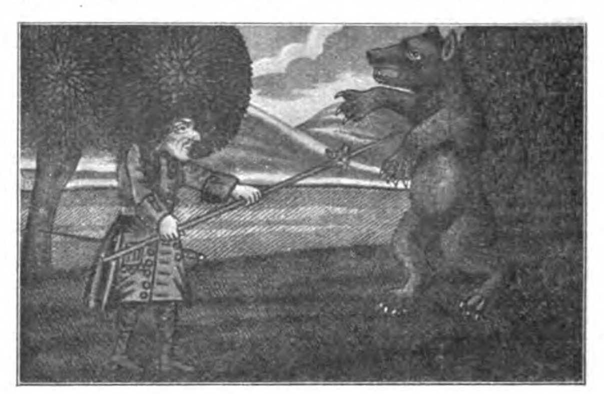
Aus dem ‚Bären‘- oder ‚Baarenstecher‘ war übrigens zur Zeit unseres Stammbuchs längst das zugleich bequemere und verächt-



Der ‚Mahnichäer‘ mit dem Schergen

lichere ‚Baar‘ geworden, und einen solchen ‚Baaren‘ oder vielmehr die Karikatur eines solchen führt uns denn unser vorletztes Bild vor: mit der Hellebarde und im Kampf mit dem Namensvetter aus der Zoologie. Dazu hat der Student, der dies Bild in das Stammbuch einmalen ließ, geschrieben:

„Mein Leser! dieses Blat stellt dir ein Baaren-Paar
Nach Ihrer Positur, Gestalt und Kleidung dar.
Du wirst gewiß gar schwehr den Ausschlag geben können:
Wer hier der schändlichste, der schädlichste zu nennen.“



Der ‚Baar‘ und der Namensvetter aus der Zoologie

Auch das fröhliche, das leichtsinnige Studentenleben, es währt nicht ewig! Einmal muß der Bursch daran denken, wirklich ‚Student‘ zu werden, wirklich und ernstlich zu ‚studieren‘. So nimmt er denn, wie unser letztes Bild zeigt, Abschied von Flasche und Becher, von Pfeife und Tabaksdose, von Saiten- und Kartenspiel. Die daneben stehende Vertreterin des schönen Geschlechts ist, dem stattlichen Leibesumfange nach, wohl nicht die ‚Charmante‘, sondern die Wirtin des Bruders Studio, die vielleicht erst durch ihre Ermahnungen diesen Übergang vom fröhlichen zum arbeitsamen, zum tugendhaften Leben bewirkt hat, wenn sie auch vorläufig den guten Vorsätzen und Gelübden noch einigermaßen ungläubig gegenübersteht, ebenso wie das wilde Scherbendurcheinander an der Erde, mit dem der Abschied vom fröhlichen Leben vollzogen wird, nicht gerade ihr Wohlgefallen zu erregen scheint.

Schließlich findet auch dieser zweite Teil des Studentenlebens, derjenige der Arbeit und der Tugend, sein Ende. Bruder Studio, der inzwischen ein gelahrtes und ‚bemoostes Haupt‘ geworden ist, nimmt nun endgültig Abschied von der Stadt der Musen. In feierlichem ‚Komitat‘, in stattlichem Reiterzuge und unter Musikklängen, wie es unser Bild S. 662 darstellt, so geleiten die Brüder den Scheidenden zum Tor hinaus bis zur nächsten Stadt.

„Auf frischem Roß, mit frohem Sang
Geleitet mich den Weg entlang!
Im nächsten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von einem Wein!
Nun denn, ihr Brüder! Sei's, weil's muß,
Das letzte Glas, der letzte Kuß.
Mein Rostock, lebe wohl!“



Abschied von Flasche, Becher und Pfeife, Saiten- und Kartenspiel

Aus der Kindheit des heiligen Franziskus von Assisi

Von Hermann Hesse



„Cesco!" rief die Stimme der Mutter von oben. Alles war still und warm, verschlafener italienischer Spätnachmittag. Noch einmal lockend und spielerisch: „Cesco!"

Der zwölfjährige Knabe saß im Schattenwinkel neben der Vortreppe des Hauses auf den staubigen Steinen, fast schlafend, beide magere Hände über den spitzen Knien verschlungen, eine braune Locke fiel über die helle, zart geäderte Kinderstirn.

Wie gut das klang! Diese sanfte, leichte, vogelhaft beschwingte Mutterstimme, gut und freundlich, eigen und vornehm wie die ganze Mutter war. Voll Zärtlichkeit sann Francesco den verklungenen Rufen nach. Es zuckte ihm einen Augenblick in den Beinen, aufzuspringen, aber die schwache Regung schlief schnell wieder ein, und während er in der tiefen Sonnenstille noch immer die liebe Stimme hallen fühlte, waren seine Gedanken schon weit.

Wunderbare Dinge gab es auf der Welt. Nicht jeder brave Mann saß so wie er, vergraben im Schattenloch vor der väterlichen Treppe, vom Vater verwöhnt und von der Mutter ermahnt, und von allen Seiten sahen die Nachbarhäuser, der Brunnen, die Zypresse, die Berge herein, immer gleich, immer dasselbe. Es gab Männer, die ritten auf Pferden über die ganze Welt, durch Frankreich und England und Spanien, an allen Schlössern und Städten vorbei, und wo irgend Schlimmes geschah, wo irgendein frommer guter Mann zum Tode geführt oder eine schöne arme Prinzessin verzaubert ward, da erschien der Held, der Ritter, der Befreier, zog sein großes Schwert und tat das Rechte. Ritter gab es, die schlugen allein ein ganzes Mohrenheer in schmähliche Flucht. Auf Schiffen fuhren sie bis ans Ende der Welt, und vor ihnen her blies der Sturm ihre kühnen, großen Namen und Taten über die Länder. So hatte Piero, der Knecht, ihm gestern vom Orlando erzählt.

Blinzelnd schaute Franz unter der Locke hervor in die Lücke neben dem moosbewachsenen Nachbardach, wo zwischen den steinernen Pfeilern einer Reblaube ein schmaler Blick ins Weite ging, auf die umbrische Talebene hinab und zu den jenseitigen Bergen, an deren Hang eine kleine Stadt mit weißem Glockenturm unendlich klein und ferne klebte, und dahinter Blau und Luft und farbige Ahnung der Welt. Wie war das schön und wie quälend, dahinten alles zu wissen, alles, alles, Ströme und Brücken, Städte und Meere, Königsburgen und Heerlager, Reiterscharen mit Musik, Helden zu Pferde und schöne adlige Frauen, Turniere und Saitenspiel, goldene Rüstungen und rauschende Seidengewänder, alles bereit, alles wartend, alles eine gedeckte Tafel für den, der kam, der Mut hatte und es an sich riß.

Ja, Mut mußte man haben. Auch so durch eine fremde Einöde zu reiten, in der Nacht, wenn alles voll Spuk und feindlichen Zaubers war, und Höhlen voll von Menschengebeinen lagen. Würde er, Franz, Bernadones Sohn, soviel Mut haben? Und wenn man gefangen wurde und vor einen zorngeschwollenen Mohrenfürsten geführt oder in ein verhextes Schloß gesteckt! Es war nicht leicht. Es war nicht auszudenken. Es war schwer, furchtbar schwer, und gewiß gab es wenige, die es konnten. Vielleicht hätte sein Vater es gekonnt? Vielleicht — wer weiß? Aber wenn es nun schon solche gab, die es konnten, wenn es Ritter gab, wenn Orlando und Lanzelot und alle diese ihre Taten getan hatten, gab es da für einen jungen Menschen einen anderen Weg, als ihnen gleich zu werden? Konnte man da noch um Bohnen spielen oder Kürbiskerne stecken, konnte man da noch ein Kaufmann werden wollen oder ein Priester oder irgend was anderes?

Die weiße Stirn zog sich in tiefe Falten, die Augen verschwanden unter den gerunzelten Brauen. Mein Gott, es war schwer, sich zu entscheiden. Wie viele mochten es versucht haben und schon im Anfang zugrund gegangen sein, junge Knappen und Ritter, von welchen keine Prinzessin wußte, von denen kein Lied sang und kein Pferdeknecht am Abend erzählte. Weg waren sie, erschlagen, vergiftet, ertrunken, von Felsen gestürzt, in Höhlen eingemauert. Für nichts waren sie ausgezogen, vergebens hatten sie Entbehrungen getragen und Qualen erlitten.

Franz schauderte. Er sah auf seine hageren, gebräunten Hände herab. Viel-

leicht wurden sie ihm von Sarazenen abgehauen, vielleicht mit Nägeln an ein Kreuz genagelt, vielleicht von Geiern gefressen. Es war scheußlich. Wenn man dachte, wieviel Gutes auf Erden war, wieviel Schönes, Angenehmes, Wohlschmeckendes. O was für gute Sachen! Ein Kaminfeuer mit bratenden Kastanien darin und ein Blumenfest im Frühjahr mit den weißgekleideten Töchtern der Edelleute oder ein junges, zahmes Pferd, wie ihm sein Vater eins versprochen hatte, wenn er vierzehn Jahre alt wäre.

Aber auch andere, viel einfachere Dinge gab es, hundert und tausend, die schön und köstlich waren. Nur so etwas wie dies Sitzen im Halbschatten, die Sonne auf den Fußspitzen, der Rücken an der kühlen Mauer. Oder abends im Bett zu liegen, nichts zu spüren als die sanfte, weiche Wärme und die milde Dämmerung der Müdigkeit. Oder die Stimme der Mutter hören, ihre Hand im Haar fühlen. Und so waren tausend Sachen, so war alles, so war Wachen und Schlafen, Abend und Morgen, überall soviel Duft und feiner Klang, soviel Farben, soviel Liebliches und Schmeichelndes.

War es nun notwendig, das alles gering zu achten, das alles zu opfern, das alles aufs Spiel zu setzen? Bloß um einen Drachen zu besiegen (oder auch von ihm gefressen zu werden) oder von einem König zum Herzog ernannt zu werden? Mußte das sein? War das richtig?

Es kam dem Knaben nicht in den Sinn, daß ja kein Mensch in der Welt, nicht Mutter noch Vater, dergleichen von ihm forderte, daß nur sein eigenes Herz davon sprach, davon träumte, danach begehrte. Er spürte die Forderung. Ein Ideal war aufgestellt. Ein Ruf war an ihn ergangen, ein Feuer war in ihm entzündet. Aber warum war das, was das Schönste schien, so schwer, so sehr schwer? Warum mußte man denn wählen, opfern, sich entscheiden? Konnte man denn nicht einfach das tun, was einem gefiel? Ja, aber was gefiel einem denn? Alles und nichts, alles für einen Augenblick, nichts für immer. Ach, dieser Durst! Ach, diese Gier! Und soviel Qual und heimliche Furcht dabei!

Zornig stieß er den Kopf gegen die Knie. Also wenn schon — er wollte ein Ritter werden. Mochten sie ihn totschlagen, mochte er in einer Sandwüste verschmachten — er wollte ein Ritter werden. Sie würden schon schauen, Marietta und Piero und auch die Mutter und der blöde Lateinlehrer schon gar! Auf einem weißen Hengst wird er heimkehren, in einem goldenen Helm mit spanischen Federn, eine Narbe über die ganze Stirn.

Seufzend ließ er sich zurücksinken, blickte zwischen den Rebpfeilern durch in die rötlich rauchende Ferne, wo jeder blaue Schatten ein Traum und Versprechen war. Drinnen im Magazin hörte er Piero in den Zeugballen rumoren. Der Schattenstreif neben ihm war breit geworden und stach mit festem Umriß in die sonnige Straße. Über den fernen Hügeln wurde der heiße Himmel mild und goldig.

Da kam die Gasse herauf ein kleines Züglein von Kindern, sechs oder acht kleine Mädchen und Buben, die kamen zu zwei und zwei gezogen und spielten Prozession, hatten Kränze von Blättern um die staubigen Nacken und Kleidchen geschlungen und trugen Wiesenblumen in den Händen, Ranunkel und Margueriten, Storchschnabel und Salbei, sorglos abgerissen, halb geknickt und schon verwelkt, mit Grashalmen dazwischen. Die nackten Füße klatschten weich auf dem Steinpflaster, ein größerer Knabe klapperte in Holzschuhen taktschlagend nebenher. Sie sangen alle miteinander einen kleinen, verstümmelten Vers, entstellter Nachklang eines Kirchenfestliedes mit dem Kehrreim:

‚Mille fiori, mille fiori
A te, Santa Maria.‘

So kam die kleine Pilgerschaft bergan gezogen, ein bißchen Klang und Farbe über die abgestorbene Gasse geweht. Ein Mädchen ging zu hinterst, die flocht sich einen Zopf, während sie den zweiten samt ihren Blumen im Munde festhielt, ohne darum vom Singen oder Summen abzulassen. Ein paar verlorene Blumen lagen hinter der Schar im Staube.

Franz hatte die Melodie des wohlbekannten Liedes alsbald mitgesummt. Auch er hatte dies Spiel gespielt, mehr als hundert Male; es war lange Zeit sein Lieblingsspiel gewesen. Jetzt, seit er zu den größeren Knaben gehörte und sich schon öfter an verbotenen Jungburschenstreichen beteiligt hatte, war mit der ersten Kinderunschuld auch dies fromme Spiel ihm fremd geworden, und er gehörte zu den überempfindlichen Kindern, denen schon in diesen frühesten Wandlungen der Seele mahnend und betrübend das Lied von der Vergänglichkeit der Freuden klingt. Heute vollends, da er beschlossen hatte, ein Held zu werden, mußte das Kinderspiel ihm Tand und Trödel scheinen.

Er blickte gleichmütig-stolz auf die Kleinen, die vorüberzogen. Da sah er, neben dem Mädchen mit dem offenen Zopf, einen vielleicht sechsjährigen Buben ziehen, der hielt eine einzige geknickte Blume mit beiden Händchen vor sich empor und wandelte in einem feierlich breiten, fast watenden Gang

wie ein Fahnenträger, und so falsch er sang, seine runden Augen strahlten vor Lust und gläubiger Hingabe. ‚Mille fiori,' sang er inbrünstig, ‚Mille fiori a te Maria!'

Als Franz ihn sah, ergriff ihn, den Launischen, plötzlich die Schönheit und Andacht des Blumenspiels oder mehr die aufwallende Erinnerung an verblühte Begeisterungen, die er einst beim selben Tun empfunden. Mit einem leidenschaftlichen Sprung war er hinter den Kindern her, winkte sie gebietend zu sich und gebot ihnen, hier vor dem Hause einen Augenblick zu warten.

Sie folgten ihm — er war gewohnt, anzuführen, war auch der Sohn eines Reichen und Angesehenen — und warteten, ihre Blumenfetzen in den Händen. Der Gesang war verstummt.

Inzwischen lief Franz in das Gärtchen seiner Mutter, eine winzige Pflanzung von drei, vier Schritten Länge zwischen Häusermauern mühsam aufgehöht und unterhalten. Es waren wenig Blumen da; Narziß war verblüht, der Goldlack stand schon in Samen. Aber es blühten zwei hohe Büsche blauer Schwertlilien. Sie gehörten der Mutter. Es kostete einen Ruck im Herzen, aber er griff zu und brach fast alle die großen, schönen Blüten ab. Die saftigen, fetten Stengel knirschten in seiner Hand. Eine sah er an, blickte nah in den Kelch, wo das Violett blaß wurde und in genauer Ordnung gelbe, haarige Staubgefäße standen. Er empfand tief, daß es schade um die Blumen war.

Jetzt kam er zurück, und jedes Kind bekam eine Lilie zu tragen. Er selber behielt eine in der Hand, trat an die Spitze und ging voraus. So zogen sie in die nächste Gasse, und die schönen Gartenblumen und das Beispiel des Anführers, den alle kannten, zog viele Kinder nach. Mit Blumen und ohne Blumen schlossen sie sich an, und in der nächsten Gasse andere, und als sie endlich singend auf den Domplatz kamen und gegen den goldenen Himmel die Abendberge blaurot glühten, da war es eine große Schar. ‚Mille, mille fiori' sangen sie, und vor dem Dom begannen sie zu tanzen, und Franz voll Eifer mit glühenden Wangen tanzte vor. Abendliche Bummler und heimkehrende Bauern blieben stehen und schauten zu, die jungen Mädchen lobten Franz, und schließlich war eine keck und tat, was jede wünschte: sie ging auf den großen Jungen zu, gab ihm die Hand und tanzte mit ihm weiter. Gelächter und Beifall mischte sich darein, der spielerische Kindergottesdienst blühte einen Augenblick zu einem kleinen frohen Feste auf, wie auf den Lippen kleiner Mädchen ein Kinderlachen zum Jungfernlächeln wird.

Mit der Vesperstunde war alles aus und verlaufen. Franz erschien zu Hause, heiß und erregt, und merkte erst da, daß er den Zug und Tanz barfuß und ohne Mütze mitgemacht hatte, was er seit längerer Zeit mit Sorgfalt vermied, da er jetzt viel mit älteren Knaben und Söhnen der Adligen Umgang hatte.

Nach dem Essen, als er nach einigem Widerstreben und Trotzen sich doch ins Bett hatte schicken lassen, fiel die Ritterschaft und das hohe Maß männlicher Pflichten, die er übernommen hatte, ihm mit einemmal wieder auf die Seele. Er wurde bleich vor Zorn und Selbstverachtung, daß er sich so hatte vergessen können. Mit geschlossenen Augen und gepreßten Lippen schalt und verachtete er sich, wie er es häufig tat, auf das bitterste. Ein schöner Held, ein wackerer Orlando, der seiner Mutter Blumen stahl und mit einem Haufen kleiner Kinder tanzen und spielen ging. Ein schöner Ritter! Ein Hanswurst war er, ein Spaßmacher und Leichtfuß — weiß Gott, wie es einem solchen je hatte einfallen können, etwas Rechtes und Edles zu werden. O wie noch beim Tanz vor dem Dom ihm der Abendglanz und die zarte, goldene Ferne ins Herz geleuchtet hatte! Sprach das nicht, lockte das nicht, mahnte das nicht hoch und glühend wie ein Heroldsruf? Und er hatte getanzt und getändelt und hatte sich von dem Bauernmädchen zum Schluß noch küssen lassen! Schauspieler, Lustigmacher! Er grub sich die Fingernägel in die geballte Faust und stöhnte vor Demütigung und Selbstanklage. Ach, so war alles, was er tat! So war alles — immer gut und edel begonnen und gemeint, und dann kam eine Laune, ein Wind, ein Geruch, eine Verlockung von irgendwoher, und der edle Held war wieder ein Gassenbub und Narr wie immer. Nein, es gab keine hohen Träume, keine geheiligten Entschlüsse und Begeisterungen — das alles war für Edlere, für Bessere, für Würdigere, als er einer war. O Lanzelot! O Orlando! O Heldenlieder und ferne heilige Glut auf den Bergen am Trasimeno!

In der Dämmerung tat die Tür sich sachte auf, und leise kam die Mutter herein. Sie schlief, jetzt wo der Vater auf Reisen war, in derselben Stube mit Franz. Auf leichten Hausschuhen trat sie still an sein Bett.

„Schläfst du noch nicht, Cesco?" fragte sie sanft.

Er war versucht, sich schlafend zu stellen, brachte es aber nicht über sich. Statt der Antwort griff er nach ihrer Hand und hielt

sie fest. Er liebte die Hände seiner schönen Mutter ebenso wie ihre Stimme mit fast verliebter Zärtlichkeit. Sie ließ ihm die Rechte und strich mit der Linken über sein Haar.

„Fehlt dir was, Kind?"

Er schwieg eine Weile. Dann sagte er ganz leise: „Ich habe etwas Böses getan."

„Ist es schlimm, Franz? Erzähl' mir!"

„Heut hab' ich fast alle deine Blumen abgerissen. Die blauen Blumen, weißt du. Sie sind nimmer da."

„Ich weiß. Ich hab' es gesehen. Also das warst du? Ich dachte, es wäre Filippo oder Graffe. So etwas Rohes tust du ja sonst nicht."

„Es tat mir gleich selber leid. Ich gab sie den Kindern."

„Was für Kindern?"

„Es kamen Kinder, wir spielten Mille fiori."

„Du auch? Du hast mitgespielt?"

„Ja, ich mußte auf einmal mittun. Sie hatten bloß so verwelkte Wiesenblumen, ich wollte es schön machen."

„Seid ihr zum Dom gegangen?"

„Ja, zum Dom, wie früher."

Sie legte ihm die Hand auf den Kopf.

„Nein, das ist nicht schlimm, Fränzel. Ja, wenn du die Blumen bloß im Übermut verwüstet hättest! Aber so — das ist wirklich nicht schlimm. Sei nur ruhig."

Er lag still. Sie glaubte ihn beschwichtigt. Da fing er ganz leise wieder an: „Es ist ja nicht wegen der Blumen —"

„Nicht? Ja was denn?"

„Ich kann's nicht sagen."

„Sag' mir, erzähle nur! Hast du noch ein schlechtes Gewissen?"

„Mutter, ich möchte ein Ritter werden."

„Ein Ritter? Ja, das kannst du versuchen. — Aber was hat das damit zu tun?"

„Es hat! Es hat sehr damit zu tun. Du kannst mich gar nicht verstehen! — Sieh, ich will doch ein Ritter werden. Und ich kann doch nicht! Das ist so schwer, so schwer — ein richtiger Ritter tut nie etwas Schlechtes oder etwas Dummes und Lächerliches, und ich möchte das auch, ich will auch so sein und ich kann doch nicht! Immer wieder mache ich Dummheiten. Auf einmal bin ich mit den Kindern gelaufen und habe ihnen vorgetanzt! Wie ein kleines Kind!"

Die Mutter drückte ihn aufs Kissen zurück. „Sei nicht dumm, Franz! Tanzen ist keine Sünde. Auch ein Ritter darf ganz wohl manchmal tanzen, wenn er vergnügt ist oder wenn er den andern eine Freude machen will. Schau, du quälst dich da mit Sachen, die gar nicht so sind, wie du meinst. Man kann nicht alles gleich so, wie man möchte. Die Ritter sind auch einmal Buben gewesen und haben gespielt und getanzt und all das. Aber sag' mir, warum möchtest du denn ein Ritter werden? Weil die so fromm und tapfer sind?"

„Ja. Ja. Und auch — weißt du, dann kann ich ein Fürst oder Herzog werden, und alle Leute sprechen von mir."

„So. Muß denn das sein, daß alle Leute von dir sprechen?"

„O ja, das möchte ich sehr."

„Dann gib dir nur Mühe, daß man immer Gutes von dir sagen kann! Sonst ist es eine schlimme Sache, in der Leute Mund zu sein!"

Sie mußte noch eine Weile bei ihm bleiben und seine Hand halten. Es war ihr seltsam ums Herz, wenn sie die Kindlichkeit seiner Wünsche und Vorsätze mit der Leidenschaft und schmerzlichen Erregung verglich, zu der sie sein Temperament reizten. Dieser Kleine würde viel Liebe erleben, das war gewiß, aber auch viel, viel Enttäuschung. Ein Ritter würde er wohl nicht werden, das waren Träume. Aber irgend etwas nicht ganz Gewöhnliches war ihm doch wohl beschieden, im Guten oder Bösen.

Sie machte im Dunkeln das Kreuz über ihm und nannte ihn bei sich mit dem Namen, den er später sich selber beilegte: ‚Poverello'.

Silberne Nacht. Von Max Bittrich

Silber aus silberner Schale
Schenkt das bestirnte Blau
Deinem träumenden Tale,
Leuchtender Heimatgau.

Aus deinen Wassern glänzen
Fluten von himmlischem Licht,
Das sich an weißen Kränzen
Singender Büsche bricht.

Und ihre Liederfunken
Sprühen mir durch den Sinn,
Bis ich in Lust versunken
Sang, Erde und Himmel bin.

Die Rettung der Situation

Von Max Grube

Was geschieht auf der Bühne, wenn nichts geschieht, und wie geht's weiter, wenn's nicht weiter geht? Wenn in dem so künstlich angelegten großen Getriebe ein Rädchen stockt, eine Feder nicht richtig einschnappt, wohl gar ein Zähnchen an einem Rade ausbricht ... „Herr Gott," hör' ich den Leser rufen, „was bildern Sie da so lange herum? Sagen Sie's doch kurz und bündig: wenn eine Pause entsteht!"

Eine Pause, ich meine natürlich eine unbeabsichtigte, muß schon ziemlich lang sein, wenn sie den Zuschauern unliebsam auffallen soll. Kleine Stockungen, die dem etwa zuhörenden Kunstgenossen nicht entgehen werden, können oft unbemerkt bleiben. Wie langer Zeit bedarf es, um eine Pause für das Publikum empfindlich erscheinen zu lassen?

Ich habe es noch nicht mit der Uhr in der Hand nachgeprüft; ich schätze die Zeit auf etwa 30 Sekunden — das scheint mir sogar schon eine recht auffallende Pause zu sein. Wie? Nicht mehr? Eine halbe Minute genügte schon, um ein Unbehagen zu erzeugen? Freilich; auf der Bühne fliegt die Zeit, genügen doch dreieinhalb Stunden, um ein ganzes Menschenleben darzustellen, da spielt eine halbe Minute schon eine nicht unbeträchtliche Rolle. Dem Darsteller, der noch mehr als der Hörer im Banne dieser hastenden Theateruhr steht, erscheint aber diese halbe Minute als eine kleine Ewigkeit; es kommt ihm vor, als würde plötzlich auf den ruhig sich abspinnenden Faden der Handlung ein Bleigewicht geworfen, das sein Fortrücken unmöglich macht.

Also: was ist dann zu tun, denn es muß doch weitergehn!

Dann muß eben irgendeiner der Mitspielenden mit entschlossener Hand zugreifen und das Bleigewicht aus dem Wege schleudern, er muß sich entschließen, „die Situation zu retten", wie es im Bühnendeutsch heißt, er muß weitersprechen, auch wenn an ihm nicht die Reihe war, er muß „die Pause auf sich nehmen".

Richtiger müßte es heißen: die Schuld der Pause, denn das Publikum pflegt in den meisten Fällen die Schuld nicht demjenigen zuzuschreiben, der die Pause macht, sondern dem, der nach ihr zuerst wieder zu reden beginnt.

Und doch muß das geschehen, denn würde gewartet werden, bis der Verbrecher selber das Wort ergriffe — man wartete lange.

Ist's noch ein Anfänger oder junger Schauspieler, dann ist er, je länger die Pause dauert, um so verwirrter geworden, weil er die ‚ungeheure' Last der Verantwortung auf seiner Seele fühlt. Ihm hilft nichts mehr, und wenn der Flüsterleis im Kasten sich in ein Nebelrohr verwandelte. Ist's aber ein schon erfahrener Mime, wohl gar ein wirklicher Künstler, dem das Gedächtnis für einen Augenblick versagte, dann tritt gewöhnlich die merkwürdige Erscheinung ein, daß er das gar nicht bemerkt, daß er steif und fest glaubt, er habe das richtige Stichwort gebracht, ja, er kann empört sein über den, der nun nicht weiter spricht; es fällt ihm nicht im Traume ein, daß er selber dieser Sünder ist.

Während des Spiels ist man häufig Gedankengängen unterworfen, die man im gewöhnlichen Leben als nicht ganz normal bezeichnen möchte. Diese Beobachtung habe ich sogar einmal an mir selber gemacht, und obwohl die Geschichte wahrlich nicht zu meinem Ruhme beitragen kann, so will ich sie doch hier erzählen, nicht nur weil sie zur Sache gehört, sondern weil diese wenngleich späte Beichte mein künstlerisches Gewissen erleichtert.

Wir spielten am Berliner Königlichen Schauspielhause den ‚Sturm'. Das Zauberstück, von Otto Devrient in Szene gesetzt, von Meister Brandt mit für die damalige Zeit wunderbaren Dekorationen versehen, hatte schon viele, viele Wiederholungen erlebt. Meinen Kaliban hätte ich im Schlafe hersagen können; ich konnte ihn aber schon auf der ersten Probe, denn ich lerne ganz unglaublich leicht, ja ich kann sagen, ich habe eigentlich nie gelernt, sondern die Rollen sind mir förmlich angeflogen, während ich sie studierte.

Aber besagter Kaliban hat auch ein paar Takte zu singen. Wenn's auch nur ein gröllender Sprechgesang sein sollte, er mußte sich doch dem Orchester da unten anpassen. Das war für mich, den musikalisch leider ganz Ungebildeten, eine harte Nuß. Da konnte nur der so wenig beliebte Fleiß helfen, und der schaffte es schließlich auch. Selbst in der Arie, die das Ungeheuer zu singen hatte, war ich ungeheuer fest. Ja, ich war sogar nach und nach etwas übermütig geworden. Während ich bei den ersten Vorstellungen meinen Bariton — oder sang ich Baß oder Tenor? Ich weiß nicht recht — auf einer bescheidenen Tonstärke hielt, damit ich die Geige besser hören konnte, machte es mir bald Vergnügen, recht mächtig loszulegen.

Das hatte ich denn auch diesmal bestens besorgt; plötzlich — was war denn das? ... Da unten im Orchester spielten sie ja etwas ganz anderes! Wie ist denn das nur menschenmöglich? Und alsbald — natürlich hundertmal schneller, als es sich beschreiben läßt — entstand, während ich verzweifelt

weitergrölte, in meinem erregten Hirne folgender Gedankengang: ‚Der Kapellmeister hat die Partitur verblättert! Aber alle Musiker können doch nicht gleichzeitig auch verblättert haben? Und sie müssen doch hören, daß ich hier oben richtig singe. Sie müssen's doch merken, daß sie sich irren! Sie haben das Stückchen doch so oft gespielt, wie ich es gesungen habe, sie werden doch das bißchen auswendig spielen können, wenn sie erst ihren Irrtum bemerken, und das muß ja sofort geschehen! Aber sie merken es nicht! Die Musiker der königlichen Kapelle, diese bedeutenden Künstler, merken es nicht, daß sie ganz etwas anderes begleiten als das, was ich singe! Dafür kann's nur eine Erklärung geben: sie sind wahnsinnig geworden! Es gibt Massenwahnsinn! Das ganze Orchester ist verrückt geworden! ...' Bei diesem entsetzlichen Gedanken stockte mir der Ton in der Kehle. Da hörte ich, wie mein lieber Freund und Kunstgenosse Arthur Vollmer, der als Stefano neben mir stand, weitersang. Und merkwürdig, jetzt kam es mir vor, als stimmte es.

Mir schien es am rätlichsten, weiter das Maul zu halten, was mir nicht schwer fiel, denn ich konnte mich selber kaum aufrecht erhalten, und es war gut, daß der Vorhang zu fallen hatte.

„Was war denn nur los?" fragte ich, noch ganz entsetzt. „Aber, Mensch," erwiderte Vollmer, „du hast ja gleich angefangen: Will nicht mehr Fischfänger sein!" — „Nun ja, natürlich!" — „Aber, Mensch, du hast ja vorher noch den kleinen Aufgesang: Leb' wohl, mein Meister, leb' wohl! und dann kommen noch ein paar Takte im Orchester, und dann hebt erst das eigentliche Liedchen an! Schließlich mußte ich mich erbarmen und bin richtig eingefallen, obgleich dein Lied mich als Stefano ja gar nichts angeht."

Arthur Vollmer hatte die Situation gerettet. Ich bin ihm noch heute dankbar dafür. — So seltsame Blasen kann das Gehirn eines Schauspielers während des Spieles treiben.

Es gibt eine Art, die Situation zu retten, für die der Unglückliche, der sie erfahren hat, nicht gerade dankbar sein kann. Es ist das Rezept alter Routiniers. „Wieviel ist die Uhr?" hat z. B. jemand zu fragen, und diese Frage will ihm um alles in der Welt nicht einfallen, wie denn Fragen überhaupt schwerer zu lernen sind als Antworten. Entsteht nun eine Pause, so gefällt sich der Routinekünstler zunächst darin, sie ein wenig anwachsen zu lassen, damit das Publikum die Pause auch recht fühle, und dann sagt er mit bedeutungsvollem Tone: „Ach, Sie wollten wohl fragen, wie viel Uhr es ist. Mittagszeit, mein Lieber!" Bei dieser Art der Situationsrettung bleiben die Zuhörer allerdings nicht im Zweifel, wem die Schuld der Stockung zuzuschreiben ist.

Zum Glück gibt's aber auch gute Freunde und getreue Nachbarn unter den Künstlern, die den Karren wieder ins rechte Gleis zu bringen bemüht sind und denen es mehr oder minder glücklich auch immer gelingt. Der ruhig gebliebene Mitspieler hört ja den Souffleur. Am besten kann dieser die Situation retten, wenn er genug geistige Übersicht über die Szene hat, möglichst rasch einem andern als dem aus der Fassung geratenen eine der folgenden Reden scharf anzuschlagen, die einigermaßen zum vorigen passen. Leider sind so umsichtige Kastengeister nicht eben häufig, wie denn Soufflieren, gut Soufflieren eine nicht zu unterschätzende Kunst ist.

Unter allen Umständen kann dem mit einem andern oder mit mehreren auf der Bühne befindlichen Mimen aus der Patsche geholfen werden. Wie das im Einzelfalle geschieht, läßt sich begreiflicherweise nicht feststellen, ebensowenig wie eine Regel für solche Entgleisungen aufgestellt werden kann. Eine jede ist ja wieder ‚ein Ding an sich', das keinerlei Ähnlichkeit mit Vorhergegangenem aufweist.

Wie rettet aber einer die Situation, der allein auf der Bühne steht und in einem Monologe stecken bleibt?

Das kommt wohl äußerst selten vor, aber was käme auf der Bühne nicht vor?

Ich kannte einen großen Schauspieler, dem leider das Gedächtnis ziemlich früh untreu wurde. Wenn ihm das begegnete, so sprach er eine Zeitlang anonym, wie er es selber nannte, d. h. er brachte unartikulierte Laute hervor, bis er den Faden, den ihm der Einhelfer inzwischen hinaufgereicht hatte, wieder einfädeln konnte. Die Zuhörer glaubten, er habe recht undeutlich gesprochen, die Pause hatten sie jedoch nicht bemerkt.

Mit großer Geistesgegenwart wußte sich Theodor Döring einmal aus einer von ihm selbst bedenklich verschobenen Situation zu retten. Bekanntlich war der große Künstler auch ein großer Freund des Souffleurs, immer bereit, darauf zu achten, was ihm dieser hilfreiche Mann zu sagen hatte. Einst trat Döring als Wurm auf, der Einbläser schlug an: „Ach, guten Morgen, Herr Sekretare! Hat man auch wieder einmal das Vergnügen?" Und in augenblicklicher Gedankenlosigkeit und aus lieber, alter Gewohnheit sagte ihm Döring nach: „Ei, guten Morgen, Herr Sekretare, hat man auch wieder einmal das Vergnügen?" und begrüßte somit sich selber, denn der Anschlag galt ja der Frau Millerin. Doch, bevor noch die Zuhörer zum Erstaunen gelangen konnten, fuhr Döring schnell fort: „... würde sie sagen, wenn sie hier wäre. Wo ist sie denn, meine Luise?" und war mit der letzten Frage wieder ins richtige Geleise der Rolle und der Szene eingeschwenkt.

Ein andermal konnte er sich freilich nicht aus dem Sumpf ziehen, in den er achtlos hineingepatscht war. Da schritt er als alter Kottwitz bis an den gewohnten Platz vor dem Kasten und sprach dort ganz munter

die Anfangsworte der Rolle: „Wer hilft vom Pferd mir, Freunde?"

Franz Tewele, der große Wiener Komiker selig-fröhlichen Angedenkens, hat's einmal anders gemacht; ich möchte es indessen nicht zur Nachahmung empfehlen. In einem Schwanke hatte er in einem Monolog sich die Frage vorzulegen, was er mit einer Nichte anfangen sollte, die ihm, als leichtsinnig veranlagtem Onkel, zu sehr auf die Finger paßte. Nachdem alle mißglückten Arten, sie aus dem Hause zu schaffen, erörtert worden waren, gipfelte das Selbstgespräch in den Worten: „Verheiraten muß ich sie!" Aber diesen Gipfel zu erklimmen war dem Künstler nicht möglich. Das brachte ihn nun nicht weiter in Verlegenheit, denn Tewele war Meister im Extemporieren; er sprach überhaupt viel mehr, was ihm einfiel, als was in der Rolle stand; in seinem unerschöpflichen Redeschwalle bestand ein großer Teil seiner Komik. Aber hier half ihm seine Redesprudelkunst auf die Dauer nicht weiter. Von dem: „Verheiraten muß ich sie!" hing ja der weitere Fortgang des Stückes ab; das Wort mußte fallen. Der Souffleur, der Tewele sonst gehen ließ, wohin es ihm beliebte, mußte sich diesmal anstrengen, und er tat das in so hingebender Weise, daß das Publikum früher wußte, was Tewele zu sagen hatte, als dieser selber.

Endlich hatte er's erfaßt; und wie rettete er nun die Situation?

Er hielt in seinem Redeflusse plötzlich inne, trat bis vor den Souffleurkasten, bückte sich hinab und sagte: „Sie haben recht! Verheiraten muß ich sie!"

An einer Stockung ist aber nicht immer ein stockender Mime schuld; häufiger pflegt sie dadurch einzutreten, daß ein Requisit nicht zur Stelle ist oder daß ein Geräusch, das draußen ertönen soll, ausbleibt. Wie soll der Vater der Jungfrau von Orleans fragen: „Antworte bei dem Gott, der droben donnert!", wenn der Theaterarbeiter auf dem Schnürboden nicht donnert? Hat der Schauspieler Geistesgegenwart, dann braucht er ja nur zu sagen: „Antworte bei Gott!" und die Situation wäre gerettet, aber Geistesgegenwart ist, wie ich am eigenen Beispiele zeigen mußte, auf der Szene ein seltenes. Wie soll aber Brutus im Cäsar sagen: „Still, zählt die Glocke?", wenn die Glocke still ist. Dann muß irgendeiner der Verschworenen überlegen, ob seine Rede die Szene weiterführen könnte. Dabei kann es freilich vorkommen, daß zwei edle, hilfsbereite Seelen zugleich anfangen zu sprechen, was dann auch ziemlich erheiternd wirkt. Die Störungen, die nicht auf der Szene entstehen, sind die gefährlichsten.

Zu den unangenehmsten Pausen gehören die, die durch das Ausbleiben von Personen eintreten, die aufzutreten hätten. Da kann man sich wohl eine kleine Weile durch stummes Spiel helfen. Man macht z. B. einen Gang durchs Zimmer, setzt sich, sieht nach der Uhr — obgleich dies schon eine etwas verdächtige Bewegung ist, die leicht Heiterkeit erwecken kann — im Lustspiel kann sich ein Herr auch eine Zigarre anzünden; wenn aber der sehnlichst Erwartete dann noch immer nicht erscheint, wenn die Unruhe im Zuschauerraum wächst, wenn bereits geblasen wird, d. h. wenn sich schon Zeichen der Heiterkeit vernehmen lassen, ja, dann hilft alles nichts, dann ist der Augenblick gekommen, wo der Frosch ins Wasser springen, wo der Schauspieler selber dichten, wo er extemporieren muß. Das ist nun eine keineswegs leichte Aufgabe.

Besonders gefährlich ist der Ausruf: „Ach! da kommt ja ..." oder die Frage: „Kommt dort nicht der liebe X?" denn wenn der liebe X dann wieder nicht kommt, dann kommt unfehlbar große Heiterkeit. Und doch wird diese Frage in solchen verzweifelten Fällen von weniger geübten Darstellern mit Vorliebe angewendet, da sie mit ihr zugleich gewissermaßen einen Hilfeschrei hinter die Kulissen senden.

Ach, wie ist's doch einmal am Stadttheater in Bremen meinem lieben Kollegen Plaschke ergangen, einem äußerst gewissenhaften Künstler, der später am Königlichen Schauspielhause in Berlin eine Stütze des Zusammenspiels war. Sein Schicksal an jenem Abend, wo er den Herzog Wilhelm den Eroberer in Wildenbruchs ‚Harold' gab, war um so grausamer, als er zunächst gar nicht extemporierte, sondern das verhängnisvolle „da kommt" ihm vom Dichter tatsächlich vorgeschrieben war. Vor einem im Schloßgarten gerüsteten Festmahl erwartet Herzog Wilhelm seine Tochter Adele, die den kleinen Sohn Harolds, Wulfnot, mit sich bringen soll. Sie sollte von rechts auftreten und ihr Stichwort lautete: „Da kommt Adele mit dem Knaben Wulfnot." Und Plaschke brachte es ebenso richtig wie erfolglos.

Hierauf unternahm er den oben erwähnten Gang über die Bühne. Da hörte er eine Tür schlagen, offenbar die Tür des Ankleidezimmers, aus dem Adele wohl eben stürzte. Die Ankleideräume in Bremen liegen aber links vom Schauspieler, um Adele den Weg um die ganze Bühne zu ersparen, was ja die Pause noch verlängert haben würde, sah Herzog Wilhelm nun nach links und rief: „Da kommt Adele mit dem Knaben Wulfnot!" Er machte das sehr geschickt, mit einem gewissen humoristischen Tone, als habe er sich vorhin getäuscht. Lieber Himmel, so ein Schloßgarten ist groß, das kann einem schon begegnen. Aber unglücklicherweise täuschte er sich auch diesmal. Nun war guter Rat teuer. Unten begann das bewußte Blasen und hinter der Szene jene gedämpfte Unruhe, die dem auf der Szene Befindlichen sagt, daß da hinten etwas nicht in Ordnung sei. Es half nichts; es mußte in die bittere Nuß des Extemporierens gebissen werden. Der Eroberer wendete sich also an den Gene-

schall und sprach die nicht sehr inhaltsvollen, aber doch ganz passenden Worte: „Nun, Seneschall, ist alles für das Fest bereitet?“ Damit war der Sturm aus den Tiefen des Parterres für den Augenblick beschworen — ach, nur für den Augenblick, denn der Seneschall war ein stattlicher und verdienstvoller Chorbaß aus dem schönen Bayerlande. Auch er fühlte die Verpflichtung etwas zur Rettung der Situation beizutragen und statt einfach: „Ja, Herr!“ zu erwidern und seinem Gebieter weiteres Stegreifreden zu überlassen, schwang er sich zu dem schönen Satze auf: „Woll, woll, Herr Herzog, es ist alles prompt besorgt!“

Weshalb das Publikum auf diese sachgemäße Antwort hin in großen Jubel ausbrach, war dem Wackeren nicht klar, aber es war nicht zu leugnen. Da glaubt der arme Plaschke das Schimmern eines weißen Gewandes in der Kulisse zu gewahren wie ein Rettungssegel im Sturme, und mit dröhnender Stimme, um den Orkan zu übertäuben, rief er nun zum dritten Male: „Da kommt Adele und der Knabe Wulfnot!“

Und da kam denn auch endlich Adele mit dem Knaben Wulfnot — aber von der andern Seite.

Es gibt eben Situationen, die unrettbar sind. Was sollte z. B. der beklagenswerte Mortimer tun, dem folgendes begegnete?

Da stürzt am Schlusse des dritten Aufzugs O'Kelly ‚so schreckensvoll‘ auf die Bühne. Diese kleine Rolle ist bekanntlich eine der allerschwersten, weil sie in der furchtbarsten Erregung gespielt werden muß, während dem Darsteller gar keine Zeit gewährt ist, diese Erregung vorzubereiten und zu entwickeln. Jetzt gibt man daher die schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe — kommt sie unmittelbar vor dem Aktschluß — stets einem tüchtigen Schauspieler; früher wo man es mit kleinen Rollen so genau nicht nahm, war ein Anfänger verurteilt, angeblasen zu werden. Daß dies der Fluch sei, der auf ihm ruhte, war natürlich jedem O'Kelly bekannt, und diese Kenntnis trug begreiflicherweise nicht eben dazu bei, die Klippen der Rolle zu umschiffen.

Da rann also auch mal so ein O'Kell' auf die Szene und schrie sein: „Flieht, Mortimer, flieht!“ Und in demselben Augenblicke flohen ihm selber das Bewußtsein und alle guten Geister. Nacht vor den Augen. Blutleere im Gehirn, unheimlicher Druck in der Gegend des Unterleibes, kalter Schweiß, kurz, alle Schrecken des Kulissenfiebers stellten sich ein. Verschwunden, wie weggeblasen aus seinem Gedächtnis war die kurze, aber so wichtige, so bedeutungsvolle Meldung, die er doch so gut auswendig gewußt hatte. Nur das Unterbewußtsein verlangte von ihm ein paar halbwegs passende Worte und dann: schleunige Flucht in die bergende Kulisse zurück. Und in dieser Not und Qual fiel dem Bedauernswerten nichts Passenderes ein, als der vielversprechende Zuruf: „Morgen mehr!“ — Und schnell war seine Spur verloren, es war, als ob die Erd' ihn eingeschluckt! So berichtet die in solchen Punkten allerdings nicht immer sehr zuverlässige Theatergeschichte.

Was der bestürzte Mortimer darauf tat, das meldet sie nicht. Gewiß ist aber, daß auch an jenem Unglücksabend Quandt geschrieben hatte.

Quandt hat geschrieben? Was heißt das? In den gottlob! längst entschwundenen Zeiten des Bühnenschlendrians, dem die Meininger für immer ein Ende gemacht haben, war das überhaupt der Trost, den alte tranquile Schauspieler, um mit Shakespeares Gevatter Holzapfel zu reden, uns jungen Dächsen bei Entgleisungen, die uns die Haare sträuben machten, zu reichen pflegten.

„Quandt hat geschrieben!“

Ob die neue Zeit das Wort überhaupt noch kennt, das auch auf der Bühne ein geflügeltes war?

Es ist vielleicht ganz gut, wenn ich berichte, was die Theaterüberlieferung über seine Entstehung verkündete.

Herr Quandt, das war vor Zeiten mal
E n Komödiantenprinzipal,
Der dachte hin und dachte her,
Und dachte, daß es nützlich wär',
Man schriebe auf den Zettel hin,
Nebst der Komödie Beginn,
Wie es von alters her Gebrauch,
Den Zeitpunkt ihres Endes auch.
Drum ist bei uns das Wort geblieben:
Quandt hat geschrieben.

Zuweilen geht ja alles krumm,
Da fallen die Kulissen um,
Und die Naive, welche da
Soll sagen: ‚Apropos, Papa!‘
Verhendert sich und lispelt froh
Ein neckisch: ‚Aprapas, Popo!‘
Ja manchmal ist der Teufel los,
Da tröstet der Gedanke bloß:
Es muß sich doch zum Ende schieben.
Quandt hat geschrieben.

Ach! Leider pflanzte sich dies Wort
Der Bühne nicht zum Segen fort,
Es trost't gar manchen faulen Strick
Ob selbstverdientem Mißgeschick.
Der Lümmel tut nicht seine Pflicht
Und seine Rollen lernt er nicht.
Er ‚macht es mit der kalten Wand‘
Und manchmal, o der Schmach und Schand'!
Wird gar noch dummes Zeug getrieben —
Quandt hat geschrieben!

Quillt aber heilig, warm und gut
In dir das echte Künstlerblut,
Und gabst du deine Seele hin,
Was wird dir endlich zum Gewinn?
Du hast mit aller Kunst und Kraft
Kein bleibendes Gebild geschafft,
Das Wort, das dir vom Herzen geht,
In der Sekunde ist's verweht
Und muß ins leere Nichts zerstieben.
Quandt hat geschrieben.

Anmerkung. Von einem Theaterdirektor Quandt meldet, soweit mir bekannt, die Theatergeschichte nichts. Wohl aber spielte die Neuberin in Leipzig in Quandts Hof in der Nikolaistraße. Es ist nicht unmöglich, daß die Frau, die in allen Dingen auf Ordnung im Theaterwesen sah, auch diese Neuerung auf dem Theaterzettel eingeführt hätte. Dann läge der alten Überlieferung doch ein Fünkchen Wahrheit zugrunde.



Der Kavalier. Gemälde von Ferdinand Roybet

Aus der Sammlung Eduard L. Behrens in Hamburg

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Emil Lucka: Der Weltkreis (Berlin, Schuster & Löffler) — **Albrecht Schaeffer:** Elli oder sieben Treppen (Leipzig, Insel-Verlag) — **Ludwig Finckh:** Inselfrühling (Stuttgart, Strecker & Schröder) — **Derselbe:** Brückenbauer (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — **Friedrich von Lettow-Vorbeck:** Stockprügel und Gavotten (Berlin, Buchverlag der Täglichen Rundschau) — **Carry Brachvogel:** Das Glück der Erde (Stuttgart, J. Engelhorn Nachfl.) — **Friedrich der Große:** Gespräche (Berlin, Reimar Hobbing)

omit kennzeichnet sich jede literarische Décadence?" fragt Nietzsche im ‚Fall Wagner'. Und seine Antwort lautet (seltsam anklingend an Sätze aus Bourgets ‚Baudelaire'): „damit, daß das Leben nicht mehr im Ganzen wohnt. Das Wort wird souverän und springt aus dem Satze hinaus, der Satz greift über und verdunkelt den Sinn der Seite, die Seite gewinnt Leben auf Kosten des Ganzen, — das Ganze ist kein Ganzes mehr ... zusammengesetzt, gerechnet, künstlich, ein Artefakt."

Als Artefakt kann man auch heute das Werk und die Werke einer großen Zahl neuerer Schriftsteller bezeichnen. Aber mir scheint: über ihre Schicht hinweg gewinnt jene Kennzeichnung in letzter Zeit Bedeutung auch für andere Schaffende, die wir schon gewohnt waren, im großen wirken zu sehen. Das Ganze ist kein Ganzes mehr, es fehlt der große Schwerpunkt, ohne den ein Bedeutendes nicht stehen, nicht bestehen kann. Vielleicht liegt es daran, daß die innere Ruhe und Vereinheitlichung, die ein großer Wurf nötig hat, diesen ungewissen Zeitläuften fremd sind, daß manche Weltanschauung einen Riß bekam, wodurch notwendig auch ins Schaffen ein Zwiespalt getragen wird. Abgesehen von jenen glücklichen Jahreslieferanten, die, unbeeinflußt von inneren Vorgängen, ihr Buch für den Winterbedarf anfertigen, merkt man bei vielen und gerade bei den dichterisch Schaffenden ein Zögern und Stocken; niemand holt mehr zu einem weiten Wurf aus, und es ist charakteristisch für diese Zeit, daß weit mehr lesenswerte Skizzen- und Novellenbücher als Romane erscheinen. Da hat einer unserer besten Erzähler, **Emil Lucka**, der zuletzt im ‚Brausen der Berge' und in ‚Heiligenrast' noch große Romane von Wert schuf, sich aus der wirrenden Gegenwart in ferne Zeiten geflüchtet (schon in ‚Heiligenrast' merkte man diese Weltflucht) und legt uns ein schmuckes Bändchen geschichtlicher Novellen **Der Weltkreis** vor. Wie die Aufschrift andeutet, unternimmt es Lucka, nachdichtend eine Reihe von merkwürdigen Augenblicksbildern aus der Weltgeschichte festzuhalten; er beginnt bei den alten Ägyptern 2600 Jahre v. Chr. und erzählt, wie Cheops, der Pharao, durch den Tod des Apis ergriffen und von den Schauern der Vergänglichkeit erschüttert, die größte Pyramide bei Gizeh baut: „Daß sie mein Haus sei in die Ewigkeit, und daß ich die Vereinigung halte mit dem niemals endenden Leben." Das jüdische Volk wird uns in der Wüste gezeigt, müde des endlosen Ziehens, hungrig und aufrührerisch, zu fremden Götzen hinneigend, blutig gezüchtigt vom Schwert des zornigen Moses. Orpheus und Eurydike ziehen an uns vorüber unter herrlichen Liebesgesängen, und der Meister, der mit der Macht seiner Lieder Felsen und Bäume bewegt, zeigt uns an seinem traurigen Schicksal, daß man — auf dem Wege von der Unterwelt zur Oberwelt — sich nicht unnötig nach seiner Frau umsehen soll. In ‚Publia' lernen wir die begehrliche Tochter des römischen Kaisers kennen, die zu ihrem Schmerz erfahren muß, daß die Keuschheit eines Germanenjünglings und die Gläubigkeit eines den Feuertod erleidenden Christen stärkere Mächte sind als ihr Hochmut und ihre Brunst — ein Schmerz, der freilich bald durch ihr Äffchen gelindert wird. — Bis hier ist Lucka mehr Historiker als Epiker, wenn auch die Vorzüge des letzten der Zuständlichkeit des ersten zugute kommen. Plötzlich aber erwacht der geborene Erzähler, der starke Novellist in ihm, und aus der Novelle ‚Die Päpstin' fliegt ein ‚Falke' auf, der mit Schnabel, Krallen und Flügelschlag uns in Aufruhr versetzt. Wie die Nonne Gilberta zum Papst gewählt und entlarvt wird, ist mit allen fesselnden Nebenumständen meisterhaft erzählt. Nebenbei sei bemerkt, daß das Buch, wenn ihm auch jede Lüsternheit fehlt, doch weniger für Backfische als für Erwachsene geschrieben ist. Nur einmal noch gelangt Lucka in seinem ‚Weltkreis' zu breiter ausladender Erzählung: in dem von salziger Nordlandluft durchwehten, manchmal an Ossian erinnernden ‚Egil Skallagrimsson,' einem wilden Sang voll Seeräuberlust und Wikingerkühnheit. Aber fesselnd sind auch die kleinen, skizzenartigen Erzählungen; in allen spricht ein Künstler zu uns, der die wahre Freude am Gestalten hat und der es sicherlich mitfühlt, wenn er in ‚Michelangelos Traum' den Meister ausrufen läßt: „Zunichte machen alles Hemmende, Schwere und herrlich das Werk des Menschen aufrichten, — offenbaren, was der Geist vermag." Hoffentlich findet Emil Lucka

bald wieder die Sammlung zu einem großen einheitlichen Werk, in dem sich die Stärke seiner epischen Begabung wieder geschlossener zeigt. Immerhin ein wertvolles Intermezzo.

‚Das Ganze ist kein Ganzes mehr' kann man auch von dem neuen Werk Albrecht Schaeffers sagen: Elli oder sieben Treppen. Ich habe noch im Dezemberheft seine Erzählung ‚Gudula' mit wärmster Anerkennung betrachtet. Nun bedeutet das neue Buch nicht gerade einen Fortschritt; es steht an künstlerischem Wert eine Stufe — wenn auch keine Treppe — unter jener ‚Dauer des Lebens'. Ein Frauenschicksal auch hier. Aber wenn wir in ‚Gudula' einen scharf umrissenen Charakter kennen lernten, so hat der Dichter diesmal seine Heldin nur in ein Halblicht gestellt, während er die Männer, die ihr Schicksal bedeuten und die teilweise Modelle aus dem Leben zu sein scheinen, klar beleuchtet. Sieben Treppen — sieben Fälle; von Stufe zu Stufe sinkt Elli, die Studentin, bis sie endlich als Straßendirne ins Wasser geht.

Also etwas sehr Alltägliches, schon tausendmal in Erzählungen und auf der Bühne Abgewandeltes. Aber das zeigt ja den Künstler von Rang, daß er auch im abgetragensten Kleide noch königlich zu schreiten weiß. Und wenn wir ‚Elli' künstlerisch unter ‚Gudula' stellen müssen, so steht sie deswegen noch hoch über dem meisten, was die Erzählungskunst unserer Zeit sonst bietet. Nehmen wir die Einwände voraus. Schaeffer hat ungleich gearbeitet. Er beginnt in der uralten Manier des seligen Naturalismus, der seinen Gestalten keinen Schritt, keine Handbewegung schenkt und es für Pflicht hält, zu beschreiben, an welcher Stelle im Zimmer der Kleiderschrank steht, auch ob er aus Mahagoni oder Eichenholz ist. Sehr bald besinnt sich der Dichter auf eine eigene Art, die freilich auch noch immer eine Mischung aus verschiedenen Stilen und sichtlich an bekannten Mustern geschult ist. Erst auf der zweiten Treppe verrät er jenes schöne Ungestüm des innerlich Erregten, Miterlebenden, das doch gebändigt wird von künstlerischer Kultur und von Sprachgefühl: wo er einen zerrissenen Künstler gar wunderlich und wundersam in seinem wildgewordenen Wahnsinn charakterisiert. Aber noch ist Schaeffer als Epiker nicht fertig. Noch verdirbt ihm der Lyriker oft das Konzept. Nicht als ob er sein bestes Selbst aufgeben sollte: sein lebhaftes Gefühl, seine innere Erregung, den subjektiven Gemütsanteil, durchaus nicht! Er würde damit seine Krone verschenken. Nur sollte er nicht wirkliche Lyrik, ganze Gedichte in den Fluß der Erzählung einbauen, das verstößt gegen den epischen Stil. Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel, aber die Ausnahme darf nicht wie in diesem Fall selbst zur Regel werden. Die Extreme berühren sich übrigens in dieser Erzählung. An einer Stelle heißt es: „Denn dies war der Fehler in Ellis Anlage: sie konnte nur lieben, wo sie überwältigt war, wo sie ganz hingenommen wurde von einem viel Größeren; nur wo sie brannte, ringsum eingeschlossen vom Feuer, entquoll ihr der helle Lebensgesang. Er aber, dieser arme Mensch, war selber erloschen, und sie verstummte an seiner Lauheit." Das ist eine direkte Charakteristik, die der künstlerische Erzähler meiden sollte.

Nun ist jene direkte Charakteristik Ellis um so auffallender, als der Dichter sonst, wie schon bemerkt, Ellis wahres Wesen geflissentlich im Halbschatten hält. Gewiß nicht aus Nachlässigkeit, noch weniger aus Unvermögen, sondern weil er ‚das Leben', den Typus Weib darstellen wollte. Er verrät es auch in dem Untertitel ‚Beschreibung eines weiblichen Lebens'. Seine Charakteristik der Elli besteht darin, daß er ihr keinen Charakter gibt. Nun glaube ich nicht an den Typus in diesem Sinne. Jeder Einzelne hat schließlich etwas — schon im Blick, schon in der Form der Nase —, das ihm seine Besonderheit gibt, so ist es auch seelisch, und ich meine: gerade die Aufgabe des Dichters wäre es, diese Eigenart aufzuspüren und darzustellen, statt darüber hinzuwischen nur damit der Schlag, die Gattung gewahrt bleibe. Was ein Molière in satirischer Absicht tun durfte, steht einem Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts im Ernst schlecht an. Dennoch nimmt man diese Zeichnung des unpersönlichen Typs von Albrecht Schaeffers Künstlerhand gern hin, denn sie, die Zeichnung, ist durchaus nicht unpersönlich, und unsere Erzählungskunst stände auf einer hohen Stufe, wenn sie — typisch wäre. Nein, Schaeffer weiß schon mit guter Kunst die Wandelbarkeit dieser weichen Seele auszudrücken, wie sie auf jeder der sieben Treppen eine andere ist: mit dem Dichter, mit dem bildenden Künstler ebenso wie mit dem Aristokraten, dem Philister, dem Hochstapler und Wüstling. Sie schlüpft in das Wesen jedes ihrer Liebhaber wie in einen Mantel. Jeder der Freunde gibt ihr einen anderen Namen, und der Dichter selber nennt sie Elli Namenlos. Sie vertritt das wahrhaft schwache Geschlecht. Niemals allein, aber immer einsam, wimmert sie in letzter Not: „Immer willig gewesen, o mein Gott! Nichts Böses getan, o du lieber Gott! Immer einsam gewesen!" Etwas hat immer an ihr gefehlt; sie hatte kein Geheimnis; darum waren für sie die Männer so anziehend, weil sie das Geheimnis ihres besonderen Wesens, ihres Wollens, wenn nicht ihrer Sendung hatten. Elli war nur ein armes Opfer.

So sind es eigentlich sieben einzelne Erzählungen, die das Buch bietet, denn der eine Mensch, der immer wiederkehrt, ist im Grunde gar kein Mensch, sondern nur ein Begriff des Flach-Weiblichen. Auch hier wohnt das Leben nicht mehr im Ganzen, sondern in der Schilderung der einzelnen Männergestalten und ihrer Schicksale. Ist

die Welterscheinung des Weiblichen wirklich so einfach gegenüber der des Männlichen, so gewöhnlich, so auf eine Formel zu bringen? Die Frage wird sich ein Dichter wie Schaeffer wohl selber vorgelegt haben, und er wollte vielleicht gerade mit einer Art weltschmerzlichem Eigensinn das Negative, Traurige, Schwermütige des Lebens betonen. Die letzte der sieben Treppen, die unterste wird bespült von den Wellen eines tiefes Weltwehs. Daß in dieser Richtung die nächste Zukunft unserer Literatur liegt, ist für mich keine Frage. Der Byronismus, den der seherische Dostojewsky schon nach einem solchen Kriege voraussagte, sche nt jetzt einzusetzen. Hier ist sein erstes Anzeichen! Daß der feinfühlige, lyrisch besaitete Albrecht Schaeffer zuerst dieses Herannahen einer neuen Zeitstimmung im Schrifttum mit zarten Organen spürt, scheint um so mehr für ihre Echtheit zu sprechen.

Aber selbst wenn dieser Byronismus, diese Flut der Schwermut unvermeidlich sein sollte, dürfen wir immer noch hoffen, daß es erquickende Inselfrühlinge darin gibt, solange Naturen wie Ludwig Finckh unter den deutschen Dichtern stehen. Es ist nur ein schmales Bändchen, dieser Inselfrühling, aber wie ein Strom warmen Frühlingsduftes quillt es daraus hervor, ein Blütenhauch unverfälschter Poesie. Da zwitschert es am Seeufer aus hundert Vogelkehlen, das Laub weht im frischen Winde, und blauweiß fliegt die Himmelsfahne darüber hin. Und doch ist Finckh ohne jene Süßlichkeit, die heute von ein paar Vielschreibern als ‚poetisch‘ ausgegeben wird; ein gesunder männlicher Sinn und natürlicher Verstand halten seiner überquellenden Naturfreude und Heimatliebe die Wage; echter Humor und beiläufig auch einmal Satire würzen diese an lichtes Aquarell gemahnenden Schilderungen von der Insel im B.densee, wo der Dichter sein Heim gefunden hat, nachdem ihm zweimal sein Häuschen abgebrannt ist. Daß Finckh aber auch abseits dieser seiner Herzensangelegenheit, dieses lieben Eilands im Bodensee, Motive findet, in denen er ein Meister seiner Kunst ist, erweist er in der kleinen Erzählung ‚Das beinerne Krönlein‘, einem kurzen Gespräch zwischen dem Tode und einem armen Mann, der Sonntags Eisenbahnwagen wäscht. Nur drei Seiten lang und doch eine Perle der Erzählungskunst.

Ein Dichter, der so das Herz und den Kopf ‚auf dem rechten Fleck‘ hat wie Ludwig Finckh, darf wohl beanspruchen, daß man auch den Gedanken Aufmerksamkeit schenkt, die er sich über das öffentliche Leben und die Politik macht. Er tut es in einem Bändchen gesammelter Zeitaufsätze, das er Brückenbauer nennt, nach einer kleinen Abrechnung so genannt, die er unter dieser Aufschrift mit den Aufwühlern einer ‚Schuldfrage‘ bei uns hält. Finckh urteilt nicht nach einem Parteiprogramm, sondern einfach als vernünftiger Mensch und guter Deutscher. Er fragt mit Recht, seit wann Notwehr Schuld sei, und in Notwehr waren wir, als man unsere Frauen und Kinder auszuhungern die weitestgehenden Maßnahmen traf. Er richtet das Wort an seine Nachbarn, die Schweizer, und mahnt sie, gerecht zu sein; er mahnt auch unsere Feinde: „Klug ist der Staatsmann, der den geschlagenen Feind nicht zertritt, sondern aufrichtet.“ Ausdrücklich widmet er das Büchlein ‚dem Gewissen der Völker‘. Ich fürchte nur, die Sendung wird mit dem Vermerk ‚Adressat unbekannt‘ zurückkommen . . .

Der Name von Lettow-Vorbeck hat einen guten Klang, und wenn ein Bruder des afrikanischen Helden uns einen Band Erzählungen — Stockprügel und Gavotten — beschert, so ist es natürlich, daß man sie mit freundlicher Aufmerksamkeit betrachtet. Leider enttäuscht gerade die erste Novelle, Schloß Ostrizin, ein wenig; sie ist augenscheinlich in sehr jungen Jahren geschrieben und erhebt sich nur selten in der einen oder anderen bildhaften Schilderung über die Höhenlage einer schaurigen Kalendergeschichte vom geheimnisvollen polnischen Grafen in seinem einsam gelegenen Schloß, von Mord und Brand, Tod und Teufel, Sinnenlust und Sühne. Auch sprachliche Nachlässigkeiten stören. So auf der zweiten Seite ein dreimaliges ‚dann‘ in einem Satz; und später heißt es einmal „lachend sein breites Gesicht zeigend“. Aber über diese Schwelle einer leisen Enttäuschung tritt man schon zu Beginn der zweiten Novelle ‚Schöne Seelen‘ in ein anheimelnd humoristisch gewärmtes Rokokoschloß und freut sich an der derben Soldatennatur des alten Grafen Karl Isaak und seinen Gegenspielern, der Prinzessin Henriette und dem schnüffelnden Intriganten ‚Monsieur Philippe mit der langen Nase;‘ wir genießen unbekümmert um die Regenschauer der Gegenwart froh unser Leben mit dem Freiherrn von Espa im ‚Elysium‘ und sehen lächelnd der ‚Letzten Gavotte‘ zu, die mit graziös erhobenen Händen Frau von Schardt und ihr Kavalier Monsieur von Geigendorff tanzen. Es ist ein Vorzug des Buchs, daß wir uns bei seinen Menschen, obwohl sie nach Zeit und Wesen uns ziemlich entrückt sind, doch behaglich wohlfühlen; des Verfassers eigenes Empfinden teilt sich da dem Leser mit, wenn er heiter und ein wenig boshaft-satirisch, aber doch mit heimlicher Liebe seine Rokokomenschen zeichnet, deren Zierlichkeit er gern mit einem burschikosen, soldatischen Ton unterbricht.

Dies Erstlingswerk ist mehr Versprechen als Erfüllung. Aber das Versprechen dünkt mich nicht gering. Lettow besitzt das Rüstzeug zu einem ungewöhnlichen Gestalter; er hat das Auge, die Größe, den Humor, die kecke Unbedenklichkeit und ursprüngliche Naturkraft eines ganz in sich selbst Ruhenden. Dutzende von Schriftstellern, die, glatt und fertig, längst zu den ‚Gefragten‘ auf dem

Büchermarkt gehören, würden im stillen Gott danken, wenn sie diese Gaben reiner Kraft hätten, die sich nicht lernen lassen, die man eben hat oder nicht hat. Eins ist jetzt höchste Pflicht für Friedrich von Lettow: lernen, sich in strenger Selbstzucht an großen Mustern bilden, den ‚Falken' in der Novelle aufspüren, zuerst aufs Ziel blicken und dann auf den Weg. Er machte es vorläufig noch umgekehrt; er geht einen Weg, der ihm gefällt und fragt nicht, wohin er führt, wenn er auch schöpferisch genug ist, ihn niemals ins Platte auslaufen zu lassen, sondern im letzten Augenblick immer noch eine graziöse Drehung findet. In der ‚Letzten Gavotte' übrigens mehr: da ist er schon der Künstler mit sicherem Überblick. Aber wie man seine Motive wägen, wählen, ordnen, wie man sie bauend aneinanderfügen, zu einem Ganzen runden und glätten muß, sollte dieser nicht gewöhnliche Könner an großen Meistern studieren.

Ein solches Studium hat Carry Brachvogel sicherlich nicht versäumt. Sie gehört zu den besseren der schriftstellernden Frauen; als klug, sicher, geschmackvoll bewährt sie sich auch in dem vorliegenden Unterhaltungsroman Das Glück der Erde. Dies Glück zu suchen gehen vier Geschwister aus: ein Bruder und drei Schwestern. Der Bruder entsagt hochfliegenden künstlerischen Jugendplänen und wird an der Seite einer wohlhabenden Frau ein tüchtiger Erdenbürger mit bescheidenem Lebensziel; die drei Schwestern halten an ihrer großen Sehnsucht fest: sie ziehen in die Großstadt und suchen ein höheres Los, finden aber nur ein tragisches. Sie werden unglücklich, weil sie an das göttliche Feuer ihrer Sehnsucht glaubten. Jedes dieser düsteren Lebensschicksale ist der Wirklichkeit getreu nachgezeichnet, namentlich die Münchner Kunst- und Literaturzigeuner sind in ihrem bunten Leben farbig dargestellt. Daß Carry Brachvogel mehr kann, als nur unterhalten, weist sie an einem Kapitelende voll grotesker Tragikomik nach. Ein Dichter hat Mißerfolg am Theater gehabt, er nimmt es sich so zu Herzen, daß er nach dem unglücklichen Premierenabend allein draußen in kalter Nacht umherirrt, sich eine Lungenentzündung zuzieht und stirbt. Seine Fieberphantasien während der Krankheit sind ganz von der Pein seiner Theatererinnerungen erfüllt; in quälender Not stöhnt er immer wieder: „Sie klatschen nicht, die Hunde, sie klatschen nicht!" Schließlich weiß seine verzweifelte Frau ihn und sich nicht anders vor dem Jammer zu retten, als daß sie in die Hände zu klatschen beginnt, „Bravo!" und seinen Namen ruft, bis er, dessen Augen schon meist geschlossen sind, beglückt aufhorcht und in seinen letzten Träumen endlich den großen Erfolg genießt, nach dem er im Leben gerungen hat.

Spukt auch in diesem Frauenbuch schon ein neuer Byronismus? Düster genug ist die Weltauffassung darin. Aber wir haben allen Grund, uns jetzt wenigstens in unserer Bücherstube vor Verdüsterung zu bewahren. So sei zum Schluß ein stattlicher Band empfohlen, reich geschmückt von Adolph Menzels Künstlerhand, erhellt von dem strahlenden Geist des Philosophen von Sanssouci: Die Gespräche Friedrichs des Großen bieten einen geistigen Genuß, der — wenigstens für Nichtliteraten — fast an den der Gespräche Goethes hinanreicht, nur daß sie leider nicht so sorgfältig gesammelt sind; ist uns doch von allen Unterhaltungen an Friedrichs Tafelrunde, als Voltaire sein Gast war, nur ein einziges überliefert. Aber allein die Gespräche des Königs mit Gellert und mit Gottsched sind fesselnder als ein Dutzend landläufige Romane. Wie ernst und willig Friedrich sich bemüht hat, über die deutsche Literatur unterrichtet zu werden, ist besonders aus den fünf Unterredungen, die er in Leipzig mit Gottsched hatte, zu ersehen, und es muß auch den beiden Vertretern der deutschen Literatur zugestanden werden, daß sie dem König tapfer und ehrlich ihre Meinung gesagt haben. Eigentlich ist es zu verwundern, daß der Literaturpapst Gottsched mit Friedrich in diesen Gesprächen nicht besser zusammenstimmte, war Gottsched es doch gewesen, der die Boileausche Ästhetik gepredigt und die Schöpfer des französischen Klassizismus, die Corneille, Racine, Molière und Voltaire unermüdlich als Muster hingestellt hatte. Um so ergötzlicher ist es, wie dieser Literaturmagister und der große König sich um die deutsche Sprache streiten. Friedrich findet in ihr eine Menge ‚widriger Klänge', die sie ungeschickt zur Beredsamkeit und Poesie machen: „Da nennen sie einen Rival Nebenbuhler, welcher fatale Ton: Buhler." Gottsched: „Ew. Majestät, es klingt doch ebenso wie boule." Der König — heißt es in dem Bericht Nicolais —, den diese Antwort traf, hielt sich dabei nicht auf, sondern fuhr fort: „Und die deutschen Konsonanten! mir tun immer die Ohren weh; wenn ich deutsche Namen nennen höre. Seine eigenen Namen, wie hart! Gottsched! — fünf Konsonanten t-t-s-c-h! — ttsch! — ttsch! was für ein Ton! Die deutsche Sprache ist einmal rauh; und was sanft und schön ist, kann sie gar nicht so angenehm ausdrücken, als andere Sprachen." Sehr schlagfertig erwiderte Gottsched: „Ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung. Die schönste und sanfteste Leidenschaft der Völker nennen die Deutschen Liebe, die Franzosen — amour!"

Man kann sich beim erneuten Lesen dieser auch für den Kenner immer wieder fesselnden Unterhaltungen eines schmerzlichen Bedauerns nicht erwehren: daß es Friedrich nicht vergönnt war, den Reichtum und die Klangfülle der deutschen Sprache in der mit Goethe aufblühenden deutschen Lyrik kennen zu lernen, und daß er statt mit dem immerhin in seinen Anschauungen unfreien Gottsched nicht mit Lessing sich über die deutsche Literatur zu unterhalten Gelegenheit fand, den er noch fünf Jahre überlebte.

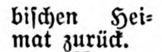
Illustrierte Rundschau

Plaketten von Professor Alfred Lörcher — Bucheinbände — ‚Die Dame im Spiegel' — Zierpuppen von Erna Muth — Der Bildhauer Hermann Fauser — Zu unsern Bildern





Der Stuttgarter Professor Alfred Lörcher hat sich während der letzten sechs Jahre zu einem der namhaftesten deutschen Plaketten- und Medaillenkünstler emporgearbeitet. Eine Eigenart seiner Arbeiten ist, daß sie nicht positiv, sondern negativ in natürlicher Größe in Stein oder Gips oder, wenn es sich um Siegel handelt, in das Metall geschnitten sind. Unsere Abbildungen, die aus weit über hundert derartigen Arbeiten ausgewählt sind, verraten des Künstlers gedrungene Kraft und geschlossene Einfachheit. Wie er uns mitteilt, beschäftigt er sich mit Modellen für Geldmünzen. Das neue Reich wird ja wohl an neue denken, wenn's auch bloß Groschen sind. Für eine solche Aufgabe wäre Lörcher am rechten Platz. Der Künstler, 1875 in Stuttgart geboren, hatte eine gründliche gewerbliche Ausbildung bei der Firma Paul Stotz hinter sich, als er auf die Kunstgewerbeschule kam, und auch seine Akademikerjahre in München wurden durch praktische Arbeiten unterbrochen. Zum Bildhauer reifte er unter der Leitung von Professor v. Rümann und auf Studienreisen nach Paris und namentlich nach Italien. Selbständig zu schaffen begann er in Stuttgart. Ein größeres Arbeitsfeld erschloß sich ihm in Berlin, wo er Aufträge zu Büsten und großen Figuren bekam. Im Frühjahr 1919 kehrte er an die Kunstgewerbeschule seiner schwäbischen Heimat zurück.



Ein Buchbinder wie Karl Ebert in München ist ein Künstler. Selbstverständlich erfüllt er die Anforderungen tüchtigen Handwerks. Das ist die Grundlage. Seine Bücher sind gut geheftet und geleimt, der Schnitt ist sauber, der Buchblock ist richtig in die Decke gefügt; Block und Decke sind durch echte Bünde oder Pergamentstreifen verbunden. Doch dann fängt der Künstler an, und hier ist zu bewundern, mit wie sicherem Geschmack er die Stoffe und Farben und endlich die Verzierung seiner Einbände trifft. Ebert arbeitet nach eigenen und fremden Entwürfen, so u. a. nach solchen von Heinrich Jost, der die Harmonie zwischen dem Inhalt und der äußeren Erscheinung eines Buches meisterlich trifft. —

Neben den Ebertschen Einbänden stehen zwei andere: der eine, die Einbanddecke des ‚Daheim', ist von Professor Kleukens in Darmstadt, dem bedeutenden Buchkünstler, entworfen: ein ruhiges geometrisches Bild, das der Ermüdung des Geschmacks durch viele Jahre trotzen wird; der andere Einband, mit reichem, lustigem Figurenschmuck, ziert das hübsche Buch ‚Die Dame im Spiegel', das Felix Salten geschrieben und Gräfin Christine von Kalckreuth mit Bildern ausgestattet hat (Berlin, Ullstein & Co.) Salten,





Plaketten von Prof. Alfred Lörcher, Stuttgart



Pergamenteinband zu Benvenuto Cellini. Entwurf von Heinr. Jost, Ausführung von Karl Ebert



Schweinsledereinband zu Grimmelshausens ‚Vogelnest'. Entwurf und Ausführung von Karl Ebert

einer der liebenswürdigsten Wiener Plauderer, berührt allerlei Fragen, die die Dame angehen. Er tut das mit lässiger Anmut, ein bißchen spottlustig, aber auch mit einer sanften Schwermut. Er streut Lebensweisheiten und Erfahrungssätze aus. Aber er kennt auch die Launen der Ereignisse und der Stimmungen, die alle klugen Reden zuschanden machen. Das Buch ist ein Gruß aus dem alten Wien; vornehm, leichtsinnig, gefühlsselig, müde. Man liest, und auf einmal ist man gar nicht mehr damit beschäftigt, die Dame im Spiegel zu betrachten, sondern geht mit dem Verfasser in Schönbrunn spazieren.

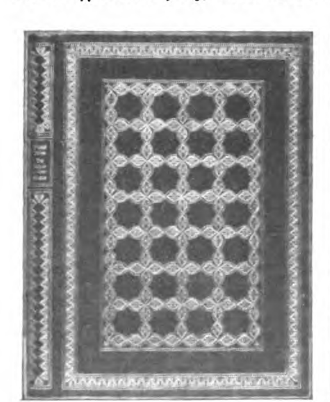
❦ ❦ ❦

Die Zierpuppen von Erna Muth, einer Dresdner Kunstgewerblerin, unterscheiden sich von ihren seidenen, gliederschlenkernden Berliner Schwestern dadurch, daß sie, etwa spannenhoch, aus Seidenpapier angefertigt sind und einfacher, spielzeugmäßiger, aber auch lustiger, ursprünglicher wirken. Sie sind aus Draht und Papier von jedem herzustellen, der Geschick dazu hat.

❦

Die Kölner Werkbund-Ausstellung 1914 ist es gewesen, die dem ernst ringenden Bildhauer Hermann Fauser den Weg zu freiem Schaffen öffnete, indem er Gönner, insbesondere einen warmherzigen und verständnisvollen Dresdner Kunstliebhaber fand. Fausers Vater war Bildhauer und Vorsteher in der Silberwarenfabrik P. Bruckmann in Heilbronn und wurde sein erster Lehrer. Dann ging er nach Stuttgart, Karlsruhe, Hanau; doch auf keiner Schule hielt er es lange aus. Er strebte von schulmäßigen Aufgaben weg. Nach zweijähriger glücklicher Tätigkeit in einer Budapester Werkstätte für Silberarbeiten kehrte Fauser in die Heimat zurück und schaffte sechs

Einbanddecke zum Daheim. Entwurf von Prof. Kleukens



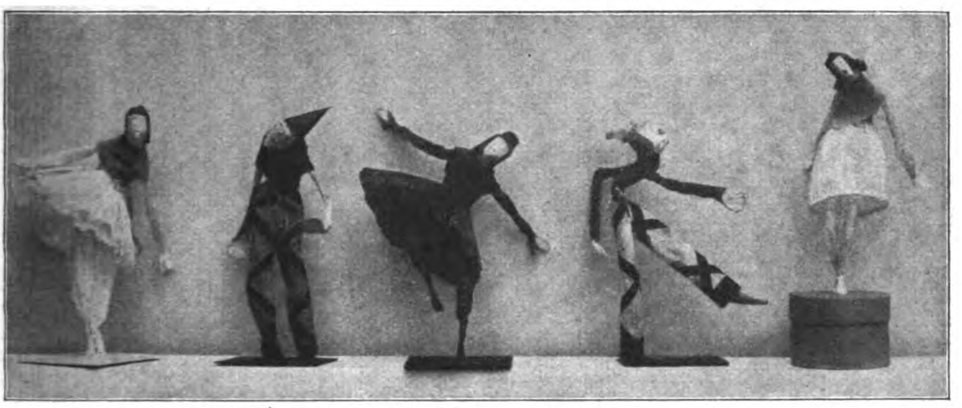
Roter Maroquineinband zu Ibsens ‚Kronprätendenten'. Entwurf von Karl Ebert



Einband zu Saltens ‚Dame im Spiegel'. Zeichnung von Christine Gräfin von Kalckreuth



Schweinsledereinband zu Fischarts ‚Geschichtklitterung'. Entwurf und Ausführung von Karl Ebert



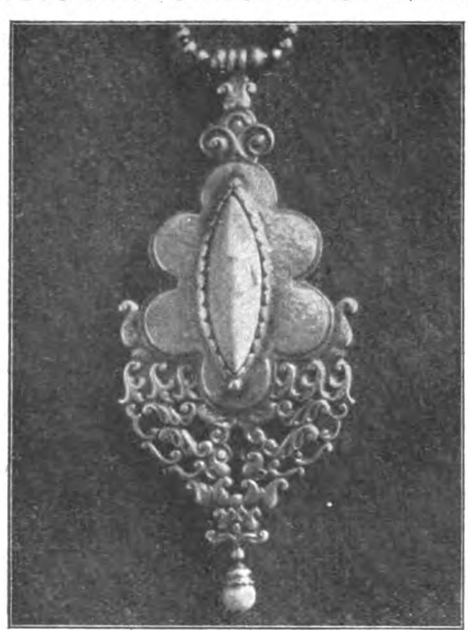
Zierpuppen von Erna Muth, Dresden

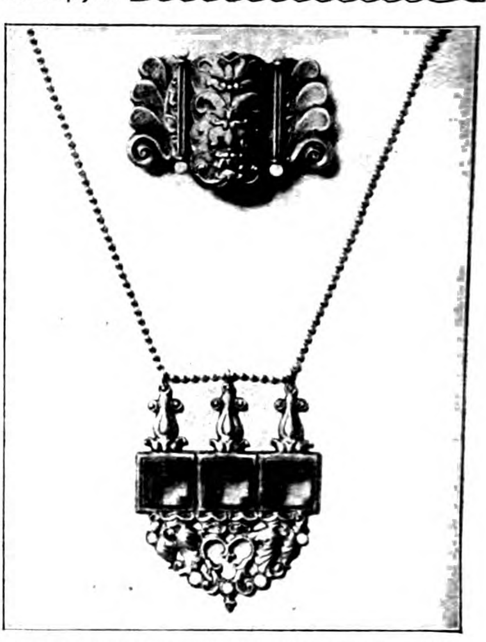
Jahre lang in Köln, bis er eine Lehrerstelle an der Fachschule in Iserlohn annahm. Wir zeigen von ihm ein schön aufgebautes Schmuckkästchen, die Zierformen sind indisch beeinflußt. Auch die Anhänger tragen Spuren indischer Formensprache. Daß Fauser auch als Kleinplastiker Tüchtiges leistet, beweist sein humorvoll geschauter Sancho Pansa, der in einem nicht minder gelungenen Don Quixote sein Gegenstück findet.

Das Karnevalsbild von Hermann Schlittgen (zw. S. 616/17) erinnert viele, die ihn vorwiegend aus seinen flotten Zeichnungen in den ‚Fliegenden' kennen, einmal wieder daran, daß dieser Sechzigjährige auch ein hervorragender Maler ist, der auf seinen Bildern nicht im Erzählen stecken bleibt, sondern darüber hinaus eine farbige Stimmung festzuhalten versteht. So auch hier. Die Gruppe links im Vordergrund könnte den Anfang einer Novelle bedeuten. Aber der Künstler hält sich nicht damit auf. Die Dame in Rot ist schon nicht viel mehr als ein starker Farbenklang, der in dem jubelnden Meer der Menge ein vieltöniges, verwirrendes Echo findet. — Neben diesem lebensvollen Bilde wirkt das ‚Liebeslied' von Pellar (Titelbild) als eine etwas künstliche Maskerade unter einem Theaterhimmel. Aber Pellar versteht es, seine Bilder geschmackvoll und anmutend herzurichten. — Von einem ‚heroischen' Bilde könnte man vor den ‚Pferden im Gewittersturm' von Professor E. R. Weiß reden (zw. S. 360/61). Die Natur ist in höchster Erregung. Prachtvoll ist die Bewegung der hinjagenden und sich bäumenden Pferde wiedergegeben. Wucht und Leidenschaft sind die Kennzeichen dieses Bildes. — Den neuen Geist unserer Bildhauerjugend offenbart Thumas ‚Verführung' (zw. S. 600/1). Man sieht an diesen Gestalten recht deutlich, wie stark unser Geschmack von der Gotik beeinflußt ist, von ihrer Vorliebe für Schlankheit und Zierlichkeit, aber auch von ihrer seelischen Innigkeit und Tiefe. In diesen sparsamen Bewegungen — wie etwa die Hand des Mannes leicht wehrend den Arm des Weibes berührt — liegt eine zarte Keuschheit des Gefühls. — Eugen Spiros ‚Lesende' ist ein neues Zeugnis für die Kunst eines Mannes, der sich unermüdet mit den Forderungen der Jugend auseinandersetzt und doch mit sicherem Gefühl Maß zu halten



Sancho Pansa. Bronze von Hermann Fauser, Iserlohn





Anhänger und Schmuckkästchen von Hermann Fauser, Iserlohn



versteht, so daß er nicht anzustoßen braucht, um anzuregen. — Peter Kalmans ‚Lautenspielerin‘ (zw. S. 648/49) ist in München zu Hause, wo ihr ungarischer Meister eine Heimstatt für seine geschmackvolle und in der Farbtönung sehr zartfühlige Kunst gefunden hat. — Ein Farbenwunder hat auch Fritz Rhein vollbracht (zw. S. 680/81). Es ist kein Zufall, daß ein japanisches Püppchen in die strahlende Helligkeit dieses Stillebens gestellt ist. In der Tat erinnert es an die duftigen Malereien Ostasiens. — Eine tüchtige ‚Marine‘ stellt die ‚Felsige Küste‘ von dem Münchner Maler Albert Wenck dar, einem Künstler, der mit Vorliebe die See im Zusammenhang mit dem Ufer malt und an vielen Küsten seine Studien getrieben hat. — Zu den zeitgenössischen Bildern mag sich auch ein älteres finden: ‚Der Kavalier‘ von Ferdinand Roybet, einem französischen Maler (geb. 1840), der sich auch als Kupferstecher einen Namen gemacht hat. Das Bild ist ein schönes Beispiel für die gediegene Kunst der siebziger Jahre, die wir allmählich wieder schätzen lernen. P. W.

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Otto Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50, Tauentzienstr. 7b

